





129-c-68

B. Prov.

XXIII

242

Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

649630

Allgemeine
Encyclopädie

der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A — G.

Herausgegeben von
Hermann Brockhaus.

Achtundsechzigster Theil.

GIRO — GLARUS.

Leipzig:
H. A. Brockhaus.

1859.



Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.
E r s t e S e c t i o n.

A — G.

Achtundsechzigster Theil.

GIRO — GLARUS.

G I R O.

GIRO'), Wechselgiro, ist der Vermerk auf dem Wechsel (der Allonge, beziehentlich der Copie), welcher

1) Giro, gyrus, giro bezeichnet sehr Verschiedenes. In dem Zusammenhang J. B., in welchem es sich findet in den Decisions. Rot. Rom, des Card. de Luca Dec. 19 super materia de usuria et cambialis; „circuloribus monere universitatem seu girum mercatorum in singulis placitis.“ scheint schlichtlich die Gesamtheit der Kaufleute auf den einzelnen Handelsplätzen damit gemeint. — In den Begrier Wechselordnungen bezeichnet Giro den Besimmungssatz der Kaufmannschaft, den Scontopreis (vergl. Siegel, Corpus juris cambialis I. S. 235). — Ueberselbst und ebenso in den Braunschweigischen Wechselordnungen wird das Scontopreis selbst Giro genannt, vergl. Königlich, Leipziger Wechsel-Ordnung II. S. 71 und Treitschke, Encyclopädie der Wechselrechte a. v. Scontro; und dies ist wol die ursprünglicher, die beiden erwähnten erklärende Bedeutung. Der Geschäftsgang bei diesem auf Erhebung der Vorauszahlungen gerichteten Geschäfts ist ein Durchgehen der girierten, d. h. durch Scontro überwiefsen, Post im Kreise. Ein Schuldner (A.), den wir uns links neben diesem Gläubiger stehen denken, wird von diesem letzteren (B.) überwiefsen an einen Dritten (den C.), welchem B. dieselbe Summe schuldet; als Gläubiger des B. stellen wir rechts neben ihn den C.; C. überweist in derselben Weise vielleicht den A. weiter an D., D. ihn an E. u. f. w., bis endlich durch Ueberweisung ein Gläubiger für A. gefunden ist, an welchem A. selbst wieder denselben Betrag zu fordern hat. Wäre in die Reihe des A. B. C. also noch D. und E. getreten und wäre K. wieder Schuldner des A., so würde, wenn wir angetreten, in dieser Reihe immer der Gläubiger links neben sich einen Schuldner setzen haben soll, dieselbe folgende sein: A. D. C. D. H. A. F. u. f. w. bis Summe bei hancr Zahlung in vorliegendem Beispiel die Reihe, er würde, von Hand zu Hand weiter gehen, zurückgehen an den, von welchem er ausging, von A. an A. Wenn dieses Kreislauf, den die Valuta zu dem Schuldner durchnimmt, für Scontro näherliegend die Bezeichnung: Giro das = Girare ist circuire in der Lex Alam. Carol. Tit. LXXXIV. — So viel hier zur Vorterrklärung des Giro als Scontro. (Einiges über das Wechselverhältniß gelegentlich unten.) Es wird auch bestätigt durch den französischen Ausdruck für Scontro: Virement de Parties, auch er deutet hin auf dasselbe Bild eines Kreislaufs; mit „Durchgehen der Parteien“ überseht ihn Siegel I. S. 434. Vener Scontro-Bezeichnung von 1667. Art. IV. und „Schwieren von Parteien.“ Phoenen im Waisestyl tot Amsterdam ed. de so. 1681. p. 229. Viret ist nach dem Diction. de l'Academie, aller en tournant: vireton — fache dont la plume éroit en spirale. — In Beziehung zu der Bezeichnung des Scontro durch Giro stehen dann in den erwähnten Wechselordnungen die Girobücher, in welche die Resultate des stattgehabten Scontro gehörig einzutragen werden sollen. Ein zum Scontieren Brauflagtag ist wol auch nur gemeint unter dem procurator ad girandum in der im Anhang bei Raphael de Terri, Tractatus de cambis (nur citiren nach der Ausgabe von 1645) erscheinenden Decisio Rotae Romanae 31, u. Garuff. B. u. R. Erst Section. LXVIII.

die Erklärung — sei es nun des im Wechsel selbst genannten Gläubigers, sei es des selbst erst durch Giro aus dem Wechsel Berechtigten — enthält, daß der Wechsel auf einen Anderen übertragen sein solle. Letzterer soll also durch den Vermerk legitimirt werden und zwar, fügen wir bei, je nach Verschiedenheit der in demselben enthaltenen Erklärung, als Eigentümer des Wechsels, oder nur als Bevollmächtigter des Girirenden. — Der Ort, wohin man diesen Vermerk zu setzen pflegt, ist der Rücken des Wechsels, daher der Name Indossament') (indoso, endoso, endossement, indossament) gleichbedeutend mit Giro. Dient Giro oder Indossament den, auf welchen der Wechsel mittelst desselben übertragen worden ist, als Eigentümer zu legitimiren, so nennen wir es ein eigentliches oder ordentliches (indossamentum purum genannt in der Handwörterchen Wechselordnung von 1822. §. 14, Ordre in der französischen

nach dem dasselbst allegirten Sordus com. 4. a. 28. — Auch das Giroarbit, dessen Schicks im Universalien der Handelswissenschaften gedenkt a. v. Augsburg, als einer nirgends ausgeprägt vorhandenen Valuta, die sich dort nur noch in einigen Wechselkursen erhalten habe, gehört seinem Ursprunge nach vielleicht dem Zusammenhang mit dem Scontro an. In dem Wandel der Valuten von Hand zu Hand im Scontro steht denn ganz nahe das Abschreiben und Aufschreiben derselben in der Girobank. — Paul Jacob Warperger im Kurzeinstreiten Kaufmannsmagazin ed. 4. hat a. v. Giro: „so nennen die Kaufleute einen bestimmten Lauf des Geldes, das aus einer Hand in die andere geht, welches sordentlich durch Wechsel geschieht.“

2) Indossare, i. e. chartae dorsum a. tergum vel conjunctum scripti portem averam aut exteriorum inscribere. Du Cange, Glossarium. c. Henrich. Vol. III. p. 816. — Ettyd's wunderliche Ableitung von inducere: Indossament = Indouches wird schon von Willern mit Recht verworfen, das Wort Indouches ist Ettyd's Erfindung, vergl. Franck, Institutiones juris cambialis. 1721. Lib. I. Sect. 11. Tit. 3. §. 3. Note c. — Ein alter Streit ist übrigens, ob man unter girierten Wechselbriefen nur bereits mehrfach durch Indossament übertragen zu verstehen habe; daher erörtert sich noch in neuerer Zeit Scherzer im Handbuche des Wechselrechts. I. Abt. S. 691; allein treffend bemerkt gegen diese Annahme schon Häckner in seiner Dissertation: De litterarum cambialium indosso 1797 Ein Giro beweist schon einen Umlauf und ein kleiner Kreis sei doch auch ein Kreis; er weist daher auch nach, daß die entgegengelegte Annahme einen sehr bedenklichen Sprachgebrauch der Wechselordnungen nicht für sich habe. Unter heutiger ist übrigens ebenfalls gegen die von Scherzer beliebte Unterscheidung, und gebraucht „indossirt“ und „girirt“ Wechselbriefe identisch; vergl. Treitschke a. a. D. I. Bb. S. 444.

Rechtssprache); ein solches bewirkt wirklich einen Umlauf des Wechsels, daher nicht unpassend auch dafür der Name Indossament in Giro, vergl. z. B. Weimarische Wechselordnung von 1819, §. 33 — im Gegensatz zu dem nur der Bevollmächtigung dienenden, dem Indossament in procura —, auch Giro schlechthin *).

Nur das eigentliche Giro ist es, welches mit Recht ein hohes Interesse für sich in Anspruch nimmt, interessant, der Uebertragung anderer nicht au porteur lautender Forderungsrechte gegenüber, durch die leichte bequeme Art, in der es den Wechsel an Andere übergeben läßt (die Worte lauten oft nur: „für mich Herr N. N.“ unterzeichnet von dem Giranten); interessant durch das selbständige Glaubigerrecht, das der Indossatar damit den Wechselschuldner gegenüber gewinnt, und vor Allem durch die eigene strenge Haftung, der sich der Girant dabei unterwirft. Mag man auch sonst von Giro reden, wo die Uebertragung einer Forderung in ähnlich kurzer Form, wie beim Wechsel, beliebt wird *), jene mit jedem neuen Giro sich steigende Sicherheit des Circulationspapiers, sie vindicirt sich der Wechsel als sein Eigenthum. Ihm, dem eigentlichen Giro, ist das Nachstehende daher vorzugsweise gewidmet.

Ob wir aber an die Sache selbst gehen, mögen einige Bemerkungen über die Art ihrer Behandlung nicht unterdrückt werden. — Wir hatten uns die Frage zu stellen, ob wir, dem Beispiele nahezu aller Darstellungen unseres Gegenstandes folgend, die historische Entwicklung in der Hauptsache bei Seite setzen, auf eine dogmatische Darstellung uns beschränken sollten. — Eine solche Beschränkung mag wol für manchen besonderen Zweck, den der Darsteller dabei vor Augen hat, nicht nur vollständig gerechtfertigt, sondern sogar nothwendig erscheinen; im Allgemeinen aber behauptet die Frage nach der Geschichte des Indossaments ihr Recht, so lange nicht entweder die Unmöglichkeit, sie zu verfolgen, oder doch die völlige Nutzlosigkeit solchen Bemühens klar ist. — Doch aber läge es nahe, auf Einert's geniales Buch: Das Wechselrecht nach dem Bedürfnisse des 19. Jahrh., Bezug zu nehmen und einer historischen Behandlung den Raum zu bestreiten; daher Folgendes:

Einert, so sehr ihm die Arbeit für das Wechselrecht zur Lebensaufgabe geworden war, so sehr er hier eine tiefe Kluft fühlte in der wissenschaftlichen Behandlung — das historische Studium hielt er doch, zu Vorsehern zu gelangen, für unanwendbar. Vergeblich seien alle

bisherigen Versuche gewesen, die Erfindung des Wechsels auszusparen. Selbst die Wechselordnungen schienen nicht dem historischen Bearbeiter den nugharen Stoff zu bieten, den er sonst, wo es sich darum handelte, das Princip zu erkennen, in den Arbeiten der Gesetzgebung finde. Ob man denn bei jenen dem Gedanken sich hingeben könne, daß der Ersetzgeber darin ein wohlgeordnetes System befolgt habe? — Dem Impulse nach ausgegangen vom Handelsstande, abgesehen unter dessen bedauerlicher Mitwirkung, ausgeführt dabei dem sich geltend machenden Realinteresse einzelner Handelsplätze und dem noch viel individuelleren Interesse einzelner grade da dominirenden Häuser, seien die Wechselordnungen nicht geeignet, dem vergleichenden Juristen Resultate zu liefern, wie sonst die comparative Jurisprudenz sie zu Tage fördere.

Ein anderer Weg der Forschung ist es, den Einert empfiehlt. Von dem gemeinschaftlichen Interesse der verschiedenen Nationen, in dem sie den überall Handel und Geschäfte vermittelnden Wechsel ein sie einigendes Bindemittel sein lassen, soll ausgegangen werden. Darin müßte der Schlüssel zur Erkenntniß der Sache und ihres rechtlichen Bedürfnisses enthalten sein. — In unsern Tagen aber sei der Wechsel, dessen sich der Handelsstand der cultivirten Welt gleichmäßig unter Einwirkung aller Regierungen bediene, der papierne Repräsentant des klingenden Geldes, geschaffen, um in den großen Verhältnissen des Handels als Zahlungsmittel gebraucht zu werden, oder mit andern, in unserer Zeit, wie Einert meint, leichter verständlichen Worten, das Papiergeld der Kaufleute, welches auf dem persönlichen Credit von Privaten beruhe, indem sie dessen Einlösung mit klingender Münze garantirten. — Auf einen ungleich günstigeren Standpunkt der Beobachtung stelle den Juristen des 19. Jahrh. seine Zeit, wolle er aus deren Zeichen den wahren Geist des Wechsels erkennen. — Eine Verwandtschaft des Wechsels mit anderem Papiergeld, ein analoges Verhältniß beider Erscheinungen müsse sich zeigen: die Merkmale dieser Uebereinstimmung müsse jetzt der Jurist leichter zu erkennen vermögen, als es vor Jahrhunderten möglich gewesen sei, wo Cassenbills, Banknoten, Bankgettel und dergl. noch gar nicht existirten.

Es ist hier nicht der Ort, auf eine Prüfung der Wahrheit dieser Gedanken und der darauf ruhenden Papiergeldtheorie einzugehen: zu fragen, ob denn wesentlich sei für den Wechsel die Bestimmung für die Circulation und er Wechsel zu sein aufhöre, wo diese von Haus aus ihm entzogen werde (z. B. nach unserer deutschen Wechselordnung durch die ihm inferirte Clausel „nicht an Ordre“)? — ob ferner, wer Banknoten und Papiergeld ausgibt, sich dabei nicht auf einen ganz andern Standpunkt stelle, als der Ausgeber eines Wechsels? — ob der animus, mit dem man Papiergeld macht und emittirt, zu wünschen sei, ob er verträglich sei mit anderen höheren Interessen, denen das Wechselgeschäft diene? — Der natürlichen Regelmäßigkeit gegenüber, mit welcher der Gang der Geschäfte den Wechsel erzeugt, scheint uns ein System gar bedentlich, das sich

3) Vergl. die Enchiridion-Deffauische Wechselordnung von 1822, §. 17. Es heist: im Gode der Europäischen Wechselrechte 1. Ed. S. 773 verbi: „Geschicht die Uebertragung in der Wechsel, den Indoss zum Eigenthümer des Wechsels zu machen, so ist dies ein eigentliches Indossament aber Giro, wenn aber dem Indossaten bloß die Einforderung der verschriebenen Schuld aufgetragen wird, ein Indossament in procura.“ — Was den weiteren, abnormen Gesaltungen des eigentlichen Indossaments, unter Andern auch von dem Blanco-Indossament zu reden, wird das Nachstehende ausreichende Veranlassung bieten. 4) Vergl. hiesüber Cresselt im Archiv für Entscheidungen der ob. Ger. 11. Bd. Heft 1. Nr. 81.

rückhaltlos dazu bekennet, es sei seine Consequenz, daß Jemand Wechsel „auswerfen“ könne, wie der Uebermuth der Reichen Geld auswirft und zur Verabgung des überraschten Lesers nichts Anderes bietet als die Frage, was denn damit für ein Schade gekostet werde p. 103. Wol: der Reiche that Niemandem Schaden, wenn er die soliden Thaler hinauswirft, anders aber doch wol der, der das Wechselpapiergeld „hinauswirft“ mit Ueberbahrung seines Credits, den Schwindel und die Erbigung und die Lüge, die das Privileg der Wechselstrenge nur verhüllt hat, hinauswirft in den Verkehr.

Es bedenklich aber auch dies Alles es und erscheinen lassen muß, für den Wechsel nach Analogien zu greifen, welche von Haus aus einer ganz anderen Epöäre angehören, um so dringender verweist es uns auf die Frage, die Einert doch auch selbst nicht umgingekonnt hat, zu berühren p. 34, ob der Wechsel zu allen Zeiten ganz derselbe gewesen sei, und, wenn dem nicht so wäre, ob nicht genugsam eine Fortbildung aus ihm selbst heraus sich nachweisen lasse, in welcher er auch dem Bedürfnisse des 19. Jahrh. genügen könne. — Es scheint uns, wer vom Giro handeln will, der darf schon des allgemeineren Interesses wegen, das sie hat, die Frage nicht bei Erite lassen nach dem geschichtlichen Fundamente, auf dem das Giro in das Leben trat, und ob dabei wol ein Gektanke im Spiele war dem gleich, der hinter dem Ausgehen von Zerscherheinen und Banknoten steht: ein Gedanke, den als seine Seele zu betrachten, indem er die sichere Girirbarkeit errang, der Wechselverkehr das Recht habe.

Wäre aber hier etwa ein undurchdringliches Dunkel der Vergangenheit, welches dem Studium entgegensteht? — Wenn es, um mit Einert zu reden, leichter ist, den Geist des Wechsels zu erkennen, wo er zur Welt Herrschaft herangewachsen ist, an der Spitze der kaufmännischen Unternehmungen steht, die Spuren seines Daseins und Wirkens in den großen Verhältnissen der Staaten, des öffentlichen und Privatlebens und in einer Galerie von öffentlichen Anstalten und Einrichtungen zu erkennen sind, die um des Wechsels willen unter Autorität der Regierungen, oder doch wenigstens unter dem Einflusse von Behörden stehen, welche der Handelsstand zur Wahrnehmung seiner gemeinsamen Interessen aus seinem Mittel gewählt hat: ungleich schwerer aber es ist, diesen Geist auszumitteln in der ersten Periode seines Aufblühens und den leisen Puls seines Lebens zu fühlen in den zerstreuten und zufälligen Andeutungen geheimer und vorübergehender zum Theil sehr unregelter Operationen mehr oder weniger gebildeter Negocianten: würden wir uns schüßen können mit dem Einwand, der Wechsel in der Zeit, in welcher noch kein Giro eingeführt war, trage allenfalls den Zug der Kindheit, des unbestimmten regellosen Wesens: aus denen noch Nichts für den künftigen Charakter sich entnehmen lasse? — Auf eine Zeit, suchten wir, würde man uns verweisen, wo der Wechsel ohne Giro in weitem Umfange die Handelswelt beherrschte, in Wahrheit als eine mercatura mercatorum, wie ein italieni-

scher Schriftsteller sich ausdrückt¹⁾, an der Spitze der kaufmännischen Unternehmungen stand und kaum etwas von seiner Bedeutung für das öffentliche Wesen, an welches Einert erinnert, zu vermessen sein dürfte. Auf die Zeit der großen einzig in ihrer Art dastehenden Wechselmissen Italiens wurde man und hinweisen — wir werden unten etwas näher mit ihnen uns zu beschäftigen Gelegenheit haben — auf die denkwürdige Zeit, wo, nachdem die Schätze Indiens sich ausgehoben hatten und Spanien mit Gold und Silber überfluteten, die Handelswelt des Südens auf jenen Meilen sich vereinigte — sie fanden unter unmittelbarer Leitung genuesischer Obrigkeit — und mit Hilfe des Repräsentanten der baaren Valuta, des Wechsels, das Credit und Debet dieser Welt auszugleichen unternommen ward²⁾. — Damals hatte nach dem, was wir lesen, an den einzelnen Haupthandelsplätzen das Wechselgeschäft eine Popularität erlangt, wie kaum in unsern Tagen: „Vornehme und Geringe, Reiche und Unbemittelte, Leute in öffentlicher Stellung und Privatmänner, Würdenträger und Doctoren, alle nahmen sie zu Genue Antheil am Wechselhandel, die Weiber selbst nicht ausgeschlossen“³⁾. Damals schrieb Scaccia sein beehrtes Buch, den Tractatus de commercio et cambio (1614), schrieb Raphael de Turri sein schmerzvolles Werk: De cambiis (1640), dessen Begisterung für den idealen Beruf des Wechsels selbst unsere treusenden Schriftsteller im 17. Jahrh. nicht fast läßt. „Vir profunde doctus, ingenio sublimis et celeberrimus, optime de re literaria meritis, cujus ob id tanta fama, ut“

„Non imber edax, non Aquilo impotens
Possit diruere, aut innumerabilis
Aurorum series —“

so feiert ihn ein deutscher Schriftsteller, einer der ersten zufällig, der für das Indossament ein paar Worte hat⁴⁾.

Die Ansichten über die Zeit, wo das Giro zuerst in Gang kam, sind verschieden; nach der gewöhnlichen Annahme wissen Scaccia und Raphael de Turri noch Nichts von ihm; Andere haben schon in der Mitte des 15. Jahrh. deutliche Spuren desselben zu erkennen geglaubt — wir werden unten einiges Nähere darüber zu sagen haben. Sei dem aber, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß das Giro fast an allen Handelsplätzen,

b) Scaccia, Tractatus de commercio et cambio §. 1. qu. 6. n. 9. — §. 2. gl. 4. n. 6 sqq. (Wir citiren nach der Ausgabe von 1648.)

6) Scaccia §. 2. gl. 4. n. 6 verb.: „Postquam patet facta sunt Indio, quae Hispaniam insaurant argenteo obstruat — proceres mercatores — omnia chirographa cooperant transigere.“ — Man möchte fast denken, daß es für Italien dabei auf ein chirographum transuere obgehen gewesen sei, wenn man bei Scaccia §. 1. qu. 5. n. 39 von der großen Unruhe sich, welche im J. 1506 zwischen Spanien und Genue negretit ward. Nicht Spanien lies die 12,000,000 Dukaten, um welche es sich dabei handelte, dar, sondern der König von Spanien erhielt das Darlehn durch einige genuesische Bankir, „iuxta et tria deservit.“

7) Raphael de Turri de cambiis, de mercatura dec. 139. n. 2. Martin Vogt, Tractatus analyticus de cambiis 1653. p. 9. Vergl. auch ibid. p. 31.

wo es sich einfindet, mit höchstem Mißfallen aufgenommen ward und man durch Verbote es zu unterdrücken suchte. Hat es sich dennoch allenthalben nach und nach Bahn gebrochen, so ist ihm dabei Nichts von dem zu fatten gekommen, was einem emittirten Papiergelde eine günstige Aufnahme verschaffen kann. Daß es in Italien, wie man gefunden hat, so spät erst heimisch geworden ist, hatte vielleicht grade hauptsächlich seinen Grund in den öffentlichen Einrichtungen, welche hier zur Förderung des Verkehrs mit dem solcher Circulation nicht fähigen Wechsel getroffen waren. — Die öffentliche Theilnahme für den Wechsel und seine Circulation in den Einrichtungen für letztere, u. A. in dem Corpus der Wechselbank, welches bestimmt ist, den Cours der Wechsel zu beobachten, eine Behörde, welche über die Bedingungen und Verhältnisse des Wechselhandels Auskunft und Zeugnis geben soll, durch deren Mitglieder Kauf und Verkauf von Wechseln sich vermitteln soll — auf die Natur des Wechsels, der diese Einflüsse erfordert (Einert S. 61), weist sie noch nicht hin, weniger noch darauf, daß derselbe der öffentlichen Sphäre angehört, in welcher das Papiergeld seine Heimath hat.

Nach Allem meinen wir, daß eine historische Behandlung unseres Gegenstandes die rechte Stätte finden werde: ja, daß ein Beitrag dieser Art an gegenwärtigem Orte mehr erwartet werden kann, als ein Versuch, in dogmatischem Zusammenhange von den brennenden Fragen des Tages zu handeln. Der Praktiker würde hier seine Präjudizien nicht suchen und was er braucht, sehr bald auch gar nicht mehr finden. Die großen Controversen aber, die unsere heutige Dogmatik der Girolehre bewegen: die Frage nach dem Wesen des Giro, sie gehören ja zum allergrößten Theile mit in den Bereich der historischen Entwicklung, und daß sie so alt sind, das gibt ihnen eine so hohe Bedeutung; die Lösung aber wird von uns Niemand erwarten. — Wenn wir aber hier in der Absicht, die Gegenwart nur in dem, was da bleibender ist, in dem Zeugnisse ihrer Gesche, reden zu lassen, von eigener oder fremder Kritik möglichst frei diese haltend, vorzugsweise uns der historischen Behandlung zuwenden wollen, sind wir doch allenthalben weit davon entfernt, eine Geschichte des Wechselrechts⁹⁾

geben zu wollen, wo wir den Blick auf die Umgestaltungen, die an die Girirbarkeit des Wechsels sich knüpfen zu richten haben werden, oder das Bild des älteren Wechselverkehrs und was etwa darin nach der damaligen Gestalt des Wechsels unbefriedigt aufsteht, aufzuweisen suchen, und nach dem den Blick richten werden, was wol die Basis des Giro wurde, an die anknüpfend es in das Leben treten, in bestimmter Richtung allenthalben zu der in den Hauptzügen einen charakteristischen Gestalt sich entwickeln konnte.

L.

Der alte Wechsel mit der Personen-Wirksamkeit. — Die Bedeutung des Wechselbriefs. — Das Wechselgeschäft in voller Würthe. — Wechselmessen — kein Giro. — Die Function des interessablen Wechsels als Zahlungsmittels wird durch das Contro, die als Anticipation von Werthen durch hin- und hertraffiren (cambium orbicum) erfüllt. — Die Mitwirkung dieses Verkehrs auf die Stellung des Präsentanten im Wechsel, des sogenannten Adjectus.

Den Charakter des Wechsels, wie er, ehe er zur Girirbarkeit gelangte, in seinem Primatthande und da, wo zuerst das Wechselgeschäft einen gewaltigen Aufschwung nahm, in Italien sich ausbildete, sollen wir wol am richtigsten auf, wenn wir von dem Geschäfte am Fische des gewöhnlichen Geldwechslers ausgehen. — Die Zersplitterung der Münzregalität in viele Hände, die häufigen Umprägungen und Verursungen der Münzen, zu welchen Kipper und Wipper nöthigte oder Handhabe bot, Courtoisigkeit der fremden Münze fast die selbstherrliche Folge der Münzwirtschaft, sie gaben dem Gewerbe des Wechslers höhere Bedeutung als in unsern Tagen. Auch auf den Messen, wohin, die damals ungleich größere Mühseligkeit und Gefahr des Reisens und Gütertransports theilend, Käufer und Verkäufer auf hakttem Wege einander entgegenkamen, wo vorzugsweise der heute in unablässigem Strome von Angebot und Bestellung von Land zu Land wogende Handel sein Lebensselement, die erforderliche Frequenz, fand, auch auf ihnen erstehen der Wechsler. Hier war an seinem Fische vielleicht das beste Geschäft; leichter ließ sich bei der Fülle der Sorten, die jeder Tag zuführte, dem Begehre entsprechen, höheren Gewinn warf der rasche Umlauf ab.

Als man nun bei diesem Geschäfte den Wechselbrief in Anwendung brachte, ihn an die Stelle der sonstigen Gegenleistung — der Zahlung in Waareheit statt wie am Bankfische — treten ließ, war es zunächst wol nur ein nabeliegender Interesse des besseren Convenirens, der Sicherheit auch wol vor Allem, welches man im Auge hatte. Der Wechsler übernahm es gegen den eingezahlten Werth (Valuta), den Gegenwerth an einem bestimmten andern Orte und zu späterer Zeit zu zahlen oder zahlen zu lassen, oder er verstand sich auch wol einmal dazu, den gewünschten Betrag sofort zu zahlen

9) Auch die Motive zu dem Gesetze, preuß. Entwurfs, aus welchem die Allgemeine Deutsche Wechselordnung hervorgegangen ist, erkennen zu §. 10 — 17 die Frage nach der eigentlichen Bedeutung des Bankfischaments als eine noch bestehende Controverse an; der Artikel betrifft aber weniger die wechselrechtlichen Wirkungen, als die theoretische Auffassung des Giro, die Subsumtion desselben unter civilrechtliche (1) Begriffe. — Legterer könne man sich verwenden lassen (11). 10) Vergl. hierüber Bienen's gen. gelehrten Auffass. Historische Entwicklungen über den Ueprung und den Begriff des Wechselrechts, in dessen Abhandlungen aus dem Gebiete der Rechtsgeschichte, 1846. Wenn der Verfasser an einem andern Orte (im Archiv für deutsches Recht) vom Einreden und Tauchrig. 3. Bd. S. 241 ff.) gegen die Beistellung der historischen Kenntnis des Wechselrechts und dagegen, daß sogar mehr der neueren Theorie eine solche Nichtbeachtung principiel ausgeprochen haben, seinen Adel aufweist, so stimmen wir ihm darin vollkommen bei, wenn wir auch nachstehend dem über die Allgemeine Deutsche Wechselordnung ausge-

sprochenen Adel, zu welchem ihn das historische Studium geführt hat, nicht uns anknüpfen haben werden.

gegen das feste Versprechen der prompten Gegenleistung an andern Orte erst. — Ein Wechselgeschäft aber wollte man dabei machen nach wie vor, auf Ausgleichung der Münzwerte nach Gehalt und Begehr blieb der Blick gerichtet. Wechselgeschäft blieb auch der Name dafür in merkwürdigster Uebereinstimmung der Handelswelt. Der prompte Umsatz der Valuten, wie am Wechselstische blieb das Gemeinte: was kann es am Charakter des alten Geschäfts Ändern, ob der Wechselstisch hier oder dort steht? — so dachte man vielerleht¹¹⁾.

Das, worin die Abweichung des Neuen vom Alten sich fühlbar machte, war der Dienst dessen, der es übernahm, Wechselzahlung zu leisten am andern Orte, und die damit verbundene Gefahr des Transports dorthin; oder im andern Falle, wo er es war, der sofort gegen den Brief die Zahlung leistete, die Willkürkraft, das Geld an dem Orte, wo ihm die Wechselzahlung werden sollte, einzubehalten oder einbehalten zu lassen, die ja ebenso theuer zu stehen kommen konnte, denn Kosten und Gefahr des Transports des Geldes von dort weg füllten ihm zu, half ihm seine Geschäftsverbindung nicht, es anderweit dort unterzubringen. Daß für solche Mißwaltung entsprechende Vergütung dem, der sie leistete, werden mußte, bedarf nicht des Nachsagens. — Ein Geschäft des Wechselers, sollte es für das *cambium ab loco in locum* eingerichtet sein, setzte allerdings auch seine besondere Anlage voraus; zu seinem Betriebe gehörte ein ganz anderer Ueberblick der Verhältnisse, als zu dem gemeinen Geldwechsel: weitverzweigte Verbindungen zu erhalten nach vielen Plätzen, da und dort sein beschränktes Haus zu haben und vor Allem eine Fama von makellosem Credit, eine Celebrität zu sein in der Handelswelt, der man gern einmal sich gefällig zeigt, auf die Honorierung des einen anderen Hause gegebenen Zahlungsauftrages rechnen zu können, wie auf die Erfüllung des eigenen Wortes, oder besser noch, an verschiedenen Plätzen mit eigenem Hause domicilirt zu sein, darauf mußte es ankommen¹²⁾. — Das Haus der

Medici hatte so im 14. Jahrh. an verschiedenen Handelsplätzen der Welt seine 16 Bankierhäuser, theils unter eigenen, theils unter fremden Namen, und, wozu es gelangte, ist bekannt. — So mußte der das Geschäft treiben, der den höchsten Gewinn aus ihm ziehen und über die damaligen Geldausfuhrverbote hinwegkommen wollte. Ein vom einfachen Geldwechsel himmelweit verschiedener Geschäftszweig, eine Wechselkunst (*cambiorum et negotiationis ars*)¹³⁾ bildete sich aus.

Cambium in literis nannte man dieses neue Wechselgeschäft (minutum sehr bezeichnend den gemeinen Geldwechsel); denn wenn nicht etwa die Contractanten, die das Geschäft abgeschlossen hatten, am Orte der versprochenen Wechselzahlung sich wieder zu treffen erwarten konnten, so bedurfte die Effectuirung einer Schrift schon zur Legitimation des zur Einhebung der Wechselzahlung Befugten, sei es nun, daß der Empfänger der Valuta dort durch einen Andern zahlen wollte, diesem gegenüber, oder sei es, daß der Valutagaber die Wechselzahlung erheben wissen wollte durch einen Andern. Erstereinstalls lag aber keine Form näher, als die eines gewöhnlichen Briefes, der den Dritten, welcher zahlen sollte, zur Zahlung anwies an den im Briefe als Einheber Bezeichneten. — Daß in diesem Briefe so mit einseht, daß die Valuta berichtigt sei, daß es ein Wechselgeschäft sei, welches zu Grunde liege, daran hatte der Geber der Valuta ein selbstverständliches Interesse. An Letzterem aber wol auch der Transfiter, für dessen Credit im Wechselverkehr Lebensbedingung war, daß die übernommenen Wechselzahlungen sich realisirten: ersuchen sollte aus dem Briefe der, an den er mit seiner Zahlungsaufforderung sich richtete, worum es sich handelte, reich¹⁴⁾ einen Dienst man von ihm beanspruche. — So lag in diesem Briefe eine schwerwiegende Bedeutung, scheinbar nur Aufforderung zu einer Wechselzahlung, nach dieser Seite hin klar und verständlich redend; nach einer ganz andern Seite aber hin, die einer Duitung über erhaltene Valuta, so andeutend auch hier nur lautend, dennoch Worte genug dafür, wozu der Schreiber des Briefes im zu Grunde liegenden Contracte sich verpflichtet hatte. Mehr Worte aber hier als Urfunde.

Scriptura est velut symbolum, ne numerans vane pecuniam numerasse reputetur

heißt es vom Wechsel und schreiben unsrer teutschen Schriftsteller den Italienern nach: *symbola collybistica*, der alte gleichbedeutende Ausdruck für Wechselbriefe¹⁵⁾. Und hiernach kein Wunder, daß, auch wenn der Empfänger der Valuta selbst die Wechselzahlung leisten wollte, man sich, gewöhnlich wenigstens, derselben Form — eines Briefes also des Schreibenden an sich selbst — bediente, einer wunderlichen Figur, wie schon Tacchia bemerkt, aber doch einer ganz sachgemäßen zur Bezeich-

lich wie daselbst als erforderlich für den Bankier bezeichnet ut *habe pollent et, ut ajunt, „Creditum“ habent.*

13) *Scaccia* §. 1. qu. 6. n. 8. 14) *Bergl. Beydiger, Anmerkungen zum gemeinen Rechtsbuch des Wechselrechts* (in der Ausgabe von 1715. B. 56) und *Störck, De cambium literarum acceptatione* 1693. Cap. 3. §. 9.

11) *Bergl. Scaccia* §. 1. qu. 6. n. 7. Er spricht doleßst jundsch für dem gemeinen Geldwechsel und fihet dann firt: „deinde hoc cambium pecunias cum pecunia corpis fieri etiam per literas.“ Die Wechselordnung der Stadt Bologna, bestätigt den 25. Nov. 1568 §. 1. *Reignier* 2. B. S. 633 definiert den förmlichen Wechsel, indem sie sagt: „ein förmlicher Wechsel ist, wenn man in der That an einem Orte Geld gibt, damit es an einem andern nach Inhalt des Wechselbriefs bezahlt werde.“ Das Schwedische Wechselrecht von 1671. Art. 1 definiert: Wechsel ist ein förmlicher Handel, welcher zwischen zwei Personen, die an einem gewissen Orte beisammen wohnen, contractirt und verabfolget wird, an welchem Orte nämlich das Geld nach Verfließung der Zeit und beiderseits Vereinbarung zu einem gewissen Preise erlegt und hinwieder an einem andern Orte gegen gegeniger Uebere nach und nach gefetzten Termin und Tag bezahlt werden soll.“ So wenigstens die Königl. Reichsliche Wechselordnung mit Anm. 10. S. 597. — Die Österreichische Wechselordnung von 1763. Art. 1 (*Reignier* I. S. 3) hat: „Der Wechsel ist ein Handel oder eine Vernehmung des Geldes oder Geldwerthes, um dasselbe in gewisser Zeit an einem andern Orte in getauertem Werthe wiederum zu empfangen.“ 12) *Bergl.* den hiet über sehr ausführlichen *Scaccia* §. 1. qu. 1. n. 423 *sup.*, nament-

nung, wie dieser Brief dem Hauptzweck nach zur Legitimation und bezeichnend zur Luitung über Valuta zur versprochene Wechselzahlung dienen sollte. Wäre man nicht an den symbolischen Charakter nach der letzteren Seite hin gewöhnt gewesen, ein direktes Zahlungsverprechen des Schreibers würde der natürliche Ausdruck gewesen sein¹⁵⁾.

Frägt man nach dem Bisherigen nach der zum Wechselgeschäfte erforderlichen Personenzahl, so ergibt sich als natürlichste, die verschiedenen Hauptthätigkeiten ins Auge fassende Antwort: zwei Personen bei Abschluß des Contracts — der, welcher die Wechselzahlung verspricht und mittels Briefes die Erhebung anweist, der Trossant, und andererseits der Geber der Valuta, der Empfänger des Briefes, der ihn versendet an den zur Einhebung darin Benannten, der Remittent — dann zwei Andere zur Ausführung, der, welcher zahlen soll, der Trossat, oder Bezogene, und der zur Einhebung Beauftragte. Auf eine Vielzahl von Personen, als regelmäßig zum Wechselbriefe gehörig, kam man also hinaus, mochte auch im einzelnen Falle vorkommen, daß der Schreiber des Briefes zugleich die Rolle des Zahlers, oder der Valutaggeber die des Zahlungsempfängers mit übernahm. — Diese Vielzahl mit ihrer Rollenvertheilung verständlichst recht, wie es die Operation einer Zahlung ist, um welche das Geschäft sich dreht. — Der alte berühmte Wechsel bei Baldus de Ubaldis lautete in dieser Personenvierzahl:

„Zahlet auf diesen Primawechsel am 9. Octbr. an Lucas da Goro 45 Lire, sie sind für die Valuta, welche Thomas Reno entrichtet hat, zahlt sie zur rechten Zeit und stellt sie auf meine Rechnung. Christus behüt' Euch. Euch grüßt

Milano, den 9. März 1325 (?).

Bonomerus de Bonomei“¹⁶⁾.

Die Adresse des Briefes (bis das Indossament sie von dort verdrängte, auf der Außenseite des Briefes) ergab die, welche zahlen sollten, die Trossanten, und den Ort der Zahlung; in unserem Beispiele die Herren Alexander de Bonomei und Dominicus de Andrea zu Venedig. — Bonomeus de Bonomei hatte es also gegen in Mailand ihm gezahlte Valuta übernommen, für Wechselzahlung zu stehen in Venedig.

In welcher dieser vier Personen der Schwerpunkt des Geschäftes liegt, dürfte eine fast müßige Frage erscheinen; Valutaggeber und Trossant sind ja die Contractanten. — An Ersterem geht daher der Brief zurück, wenn Wechselzahlung nicht erfolgt ist. — Daß von seiner Seite aus aber die schwere Verpflichtung des Trossanten, für pünktliche Zahlung zu stehen, rückständig der Dauer, namentlich wenn laut Briefes der Trossant durch einen Dritten zahlt — diesem also Fonds übermitteln oder bei ihm zur Egreifung der Zahlung dergleichen stehen lassen mußte — nicht erhöht werden

kann, liegt nahe. Gegeben wurde ferner der Brief, damit mittels desselben der zur Einhebung darin Benannte sich präsentire, von diesem also hätte der Zahlungsantrag auszugehen. Eingekommen mußte der im Wechsel vorgeschriebene Zahlungsweg werden mit aller Pünktlichkeit, führte er trotzdem nicht zum Ziele, so reichte jene Einhebung konstatirt sein, konstatirt um des Präsentanten willen, gegenüber dem Remittenten, konstatirt um des Remittenten willen gegenüber dem Trossanten. Ersterer hat ein Interesse, daß seine mandatsmäßige Dilectus documentum sei, Letzterer, der Remittent, damit feststünde, daß die Schuld der ausgebliebenen Wechselzahlung auf seiner Seite nicht zu suchen sei. Daher die objectiven Beweis liefernde Form des Rotariatsprotokolls. — Je mehr aber der Credit des Trossanten ins Spiel kommt bei dem Geschäfte, desto natürlicher der Zug, daß, wenn der im Wechsel vorgeschriebene Zahlungsweg nicht inne gehalten worden, Trossant nicht gehörig ausgegangen worden ist, Trossant vor Weiterungen aller Art möglichst geschützt werde. — Eine elastischere Sicherstellung ist in der That nicht denkbar, als die, daß, wenn der vorgeschriebene Zahlungsweg nicht, wie gedacht, als richtig inne gehalten feststeht, kein Recht auf Wechselzahlung gegen ihn mehr statt hat, gegen Remittenten vielmehr, wenn selbst er klagen wollte, ein Präjudiz vorhanden ist.

Wie sich nun in Ausbildung dieser singulären Gestaltungen — Specielleres zu geben, ist hier nicht die Absicht — das Acept des Bezogenen einfand, eine neue vollständige Verpflichtung, geschähen dem Präsentanten gegenüber, mildend den Regressverlust im Falle des verhangenen Präjudizes auf eine dem Credite des Trossanten (der ja dem Aceptanten Rembours leisten muß, auch wenn er bei präjudizirtem Wechsel aus seiner von der Protesterhebung unabhängigen Verpflichtung zahlt) unschädliche Weise¹⁷⁾, möge hier nur berührt werden, um entfernt hinabzudeuten auf die eigenthümliche Gestalt, welche das Geschäft dadurch gewinnt: ein Gläubiger gegenüber dem Trossanten, der Valutaggeber, ein zweiter, der Präsentant, aus dem Acepte. — Für die Selbstständigkeit der Haftung aus Letzterem Morio vielleicht genug, daß in die Verpflichtung durch Acept eintritt: dem Trossanten erleichtert wird, wenn er klar das Verhältniß sieht, in das er tritt, nicht zu fürchten hat, daß die Möglichkeit späterer Controverze ihn zwingen zum Streit mit Präsentanten über Verhältnisse, die ihm fern liegen. Für den Regress anscheinend sehr praktisch, daß der ihn nimmt, der den Trossanten in der Nähe und mit ihm contrahirt hat, der Valutaggeber. — Aber die Klarheit des früheren einfachen Verhältnisses in seiner Ganzheit scheint durch das Acept nicht mehr dieselbe. Darüber einiges Nähere unten.

15) Saccoccia §. 1. qu. 5. a. 75. Mathias Bode, Dissert. de cambis de no. 1646. thes. 4. 16) Bei Raphael de Turri diap. 11. qu. 23 abgedruckt.

17) Bregl. Hamburger Statut von 1603. Art. 16. Königen §. 380 verb. „Würde er aber gar nicht oder nach Verlauf dreier Tage protestiren, hat er seine Action wider den Principal-Acceptmehrer damit verlohren und muß sich an den Acceptatorem halten.“ und Bode a. a. D. thes. 8. Note G. 6.

Hier zunächst die Frage, wie man den Contract zwischen Trassant und Geber der Valuta aufstellte.

Thomas de Rio in seinem Tractate De cambiis 1499 (der genannte Verfasser ist der aus der Reformationsgeschichte bekannte Cardinal Coletan) spricht von der Gerechtigkeit des Anspruchs des Wechselers auf die Vergütung. „Er steht in der Rolle eines Transportunternehmers da (translatores partes sustinet).“ — Man könnte meinen, der gedachte Autor sei Willens, die Deputation der Zahlung am entfernten Orte als ein „opus“ ein Transportunternehmen (opus conductum) aufzufassen. — Aber nein, es dient ihm dieser Gesichtspunkt nur, das Geschäft als dem Zinsverbote der Kirche gegenüber erlaubt darzustellen. Der Wechselcontract ist ihm und darin stehen ihm die meisten seiner Zeitgenossen in Italien zur Seite:

„contractus emtionis et venditionis per quandam analogiam ad cambiam pertinentem.“

So auch Scaccia: die eingezahlte Valuta ist Kaufpreis, die Wechselzahlung das gekaufte Object.

Diese Auffassung des Wechselcontractes als eines Kaufs hat aber doch, mag es nach dem Obigen scheinen, etwas Unbefriedigendes. Allen dieselbe Ansicht finden wir auch schon bei Balbus in seinem Consilium gelegentlich des oberrühnten Wechsels (Volumen I. Cons. 248). — Der Valutageber hatte hier neue Wechsel verlangt, weil der Bezogene materiell insolvent sei und eine Zahlung sich daher mit Sicherheit nicht mehr von ihm annehmen lasse. — Bei diesem Contracte gibt es kein „Reurcht“, es ist ein „benannter“ Contract — liest man gleich im Eingange bei Balbus. Später wird von ihm direct die Frage darauf gerichtet, was es denn für ein Contract sei: der Wechselcontract?

„Sed quis contractus fuit ille? Videtur contractus pecuniae emtae et venditae; nam sicut propter diversitatem materiae consistit emtio in pecunia, ita si adiciatur diversitas loci et temporis, ubi est solvendum. Et ita mercatores arbitrantur, quod contractus cambii sit licitus ex proprio genere contractus, quia est emtio venditio ex naturali aequitate propter pericula, quae subeunt in transmissione pecuniarum, unde non est usura.“

Selbst Raphael de Turri legt viel Gewicht auf diesen Ausdruck des Balbus. — Aber warum? — Nun bei einem Austausch von Geld können nicht Nünzen derselben Art den Gegenstand bilden, Verschiedenheit der Kaufobjecte werde erfordert; das sei auch des Balbus Meinung, aber er denke sich Orts- und (damit verbunden) Zeitverschiedenheit, als sachliches Attribut, welches die an sich gleichen Sorten zu ungleichen mache. Das sei ein goldenes Wort, ein des Balbus würdiger Gedanke. Klar auch spricht den letzteren Thomas de Rio aus, indem er seine obige Erklärung des Wechselcontractes erläutert durch den Zusatz:

„Commatur enim numisma praesens cum numismate distante localiter et numisma in hac commutatione materialiter et ad res quaedam accipitur — constat autem, quod res distans a Mediolano vilior est Mediolanensibus re ipsa Mediolani sita propter expensas et pericula et caetera ad vehendum ipsam requisita — sic pecunia absens emitur minus quam absolute in se valeat.“

Dennoch aber zweifeln wir nicht, daß die Auffassung als Kauf etwas Bedenkliches haben müsse für den, der eine besonders strenge Verbindlichkeit zu finden etwa erwartet hat.

Wenn wir bei unsern deutschen Schriftstellern lesen, daß es im Wechselgeschäfte vor Allem aus Treue und Glauben ankomme, daß das aequum et bonum hier vorherrsche, und bei diesem dem römischen Rechte unerkant, nach ihm nicht zu beurtheilenden Geschäfte apices juris nicht in Betracht kommen könnten: zur Förderung und Erleichterung des Handels sei es eingeführt; dann und wann auch einmal bei ihnen von einem Wechselgeschäfte ohne Wechselbrief lesen, welches dann aber doch mit der Bezeichnung „Wechsel auf Kaufmannsparete“ aufgeführt wird“) — vom cambio da buono a buono (i. e. inter bonos sine furo et fallacia) wol auch im gleichen Falle, und wenn das Geschäft nicht, wie gewöhnlich, vorzüglich durch einen Wälder abgeschlossen wird, — bei den Italienern“) von einer Verschimpfung sogar des Trassanten lesen, in dem Falle, wenn sein Wechsel unter Protest geht“) von einer Intervention eines Dritten, damit Trassant nicht beschimpft werde“) — wenn J. B. der hamburger Bankier Andreas Lefter — neben vieler Grobheit, deren er in seiner Beantwortung der Frage, ob alle Wechsel re. sofort zum Accepte vorzulegen seien (Hamburg 1700), sich fähig zeigt — die sarte Natur des Wechsels“) in den Vordergrund stellt (S. 16) und Sperander (a. a. D. S. 16) davon redet, der Wechsel sei eine ununterbrechliche Obligation, darin sich der Geber des Wechselbriefes verbindlich gemacht habe, die verabredete Summe am bestimmten Orte und zu bestimmter Zeit zahlen zu lassen und, „daß im Wechselhandel präciser gehandelt werde als in andern Negocien“ — — so geht dieses Alles

19) Leyser, Decas quaestionum, quaest. I. §. 3. J. Heine, de Berger, Dissert. de exc. a. n. pec. thes. 10 u. 12. 20) J. Heine, de Berger, Supplem. ad elect. proc. exec. zu thes. L. posit. 20. — Erv. §. a. a. D. Willenberg, De exceptione doli in camb. cessante dissert. de ao. 1702. §. 16. 21) Raphael de Turri dissert. l. qu. 2. n. 3. 22) Leipziger Wechselordnung von 1692. §. 25 (Königst. S. 69). Brgl. auch Lubowitz, Akadem. der Kaufleute, Ausgabe von Schedel, aus verb. Wechselnotarien“) besondere Notarien, die in einigen bedeutenderen Handelsplätzen mit den Wechselkreisläufen vertraut sind und über die preisirten Wechselbriefe im besondern Protokoll zur Einsichtnahme der stimmenden Kaufleute auflegen zu lassen haben zur Warnung eines Betrugs — Brgl. ferner Sperander's Bescheidigen Reglementen und Wendels S. 38. 23) Berger, Elect. proc. exec. a. a. D. posit. 14.

doch anscheinend in einer Subsumtion des Geschäfts unter einen simplen Kauf ganz leer aus.

Nach Savary und Du Puits de la Serra heben hervor die Garantie, die der Verkäufer geleistet habe für Zahlung seines Wechsels; es sei nicht die einfache Garantie, es sei die strengere de *sourrir* et *faire valoir*, es sei so gut, als ob diese letztere strenge Haftung ausdrücklich angedeutet worden sei, obwohl Nichts davon im Wechsel stehe:

parcequ' elle est toujours censée telle suivant l'usage établi dans le commerce des lettres de change“).

Wie verhält sich also dazu die Ansicht von einer *emptio venditio pecuniae abseutis pro praesente*? Die Lösung liegt in dem Gedanken, den u. A. ein deutscher Schriftsteller“) aufspricht:

— *cambia paratam executionem habere debere fere omnibus locorum statutis cambialibus dispositum, ne retardetur solutio, quam paratam volebant contrahentes cambium.*

Und so sagt ja der Schriftsteller Gshäcker: „es sollte über Wechselrechte, sie mögen betreffen, wen sie wollen, ohne Unterschied Reis und festgehalten werden — da dies ohnehin die contrahirenden Personen Absichten und Meinung, wie auch der Eigenschaft des Wechsels gemäß, aus Schlüsseln auf sich verhehlen werden“). — Finden wir bei den Italienern eine Theorie des mündlichen Wechsels? Ein Sterbenbleiben beim Kaufsgedanken? — Regelmäßig, sagt Seceria, vermittelt sich das Geschäft durch den Wechselreiz, daher der Name *cambium per literas*; möglich ist es aber auch ohne Wechselbrief, wenn man ohne Brief Credit schenken will; wesentlich ist die Schrift nicht, sofern es sich handelt darum, ob das Zinsverbot verletzt sei oder nicht; der Wechselreiz wird nur erfordert des Beweises und der schnellen Execution wegen, eine bestimmte Form desselben ist nicht vorgeschrieben“).

Wenn der Wechselcontract geschlossen ist, sagt Raphael de Turri, da übergibt zu dessen Perfection der Schuldner dem Valutagaber den Wechselbrief, gerichtet auf den Zahlungsbetrag mit freier Verzeichnung der zu zahlenden Summe, der Zeit und des Orts der Ausstellung — und die causa des Geschäfts steht im Briefe. Die causa, sagt er erläuternd bei, muß schlechterdings daein stehen, sonst würde Nichts aus ihr über den geschlossenen Wechselcontract erheben, sondern sie klingen wie ein einfaches Mandat; diese causa kann aber nichts Anderes sein als eben der geschlossene Wechselcontract“).

— Eine lange Reihe deutscher Schriftsteller hat dies nachgeschrieben. — Aber Strud“) wies noch gerügt durch die Möglichkeit des Wechsels auf Kaufmannsparole bei der Forderung, ob die Bezeichnung als Wechsel im Briefe notwendig sei, da der Brief selbst ja nicht als wesentlich erscheine. Doch läßt er bei der theoretischen Richtigkeit des Letzteren es brendend, hält die Befugung der causa im Briefe für sicherer und schließt mit dem Obigen:

„scriptura est velut symbolum etc.“

Ebenso wenig läßt sich durch jene Theorie einer der frühesten Schriftsteller über das Indossament, Grolmann, beiraten; wol, sagt er, meinen Wande, daß auch ein Wechsel ohne Wechselbrief stattfinden könne, sei dem, wie ihm wolle, er wolle nur auf die Uebertragung der Wechselbeife sein Absehen richten“).

Damit wären wir aber zurückgeführt zu dem obigen Gedanken: zur prompten Zahlung verpflichtet sich, wer Wechselzahlung verspricht, und darin liegt regelmäßig die Verpflichtung, den Wechselbrief, das Mittel zu liefern, diese prompte Zahlung zu erwingen. Wo aus Umständen dieser Art überhaupt schon ein rasches und energisches Verfahren ein Handelsgericht oder Creditverweigerer mit Verfehlensartikeln möglich ist, da wird der Wechsel besonderen Privilegien nicht bedürftig; das man ihm aber auch, wo dem nicht so ist, eine privilegierte Execution fast allenthalben gewährt hat, das läßt erkennen, woraus der innerste Gedanke des Wechselgeschäfts gerichtet ist“).

In die Entwicklungsperiode des Wechselrechts fällt der schwere Kampf, den es mit der Kicde zu bestehen hatte. Auf je energischeres Proceßverfahren der Wechsel hindrängte, desto näher mußte die Besorgniß liegen, daß nicht in dem Rinderbetrage, den der Valutagaber

literis et nulla alia esse potest quam causa cambi celebrati inter personas ibidem nominatas. — Für wesentlich hält Strudens auch er den Wechselbrief nicht; die dem Contract Schließenden könnten leichter ja sich ausführen, ohne das Dritte dabei concurrirten; in der Regel (sere), sagt er nur, könne der Wechselcontract nicht zur Ausführung gelangen ohne Wechselbrief, *l. iud. n. 26.* — Wenn er dasselbe vorher sagt: *celebrato cambio secundum praxim (quam exposuimus etc.) debitor stipulatori tradit litteras cambi ad illud perficiendum*, so spricht er sich gesüßentlich noch aus über die perfectio, die er meint. *Ille extrinseca perfectio* soll gemeint sein, „*qua consummatur actus ipse, sicut per traditionem perfici dicimus venditionem, quae alia solo consensu, re et pretio perficitur, quoad substantiam ipsam*“ — *n. 1.* — Trüdt zurückführt, sagt er *diap. ill. q. 1. n. 6* und 7, lasse sich die Ansicht vert, „*qui tradiderunt, ex eo dici litteras cambi, quia cambiatur pecunia cum litteris*“ — *4.* — Er entgegnet: „*Id ridiculum est, quod id quod cambiatur est pecunia praesens pro absente — litterae vero dantur in probationem et executionem contractus.*“

29) De liter. camb. accept. cap. 3. §. 9. 30) Dissertatio juridica de cessione litterarum cambialium 1701. cap. 3. §. 1. 31) Auch ein Franzose sagt: „*le tireur ne peut se dispenser de payer — a quoi il a condamné par corps*“ — *suivant l'usage universel de toutes les Places où il y a droit de change, car il y en a où il n'y en a point comme en Angleterre et a Liège.*“ *Du Pais de la Serra a. a. D. chap. 7. n. 5. p. 23.*

24) Savary im *Parfait négociant*, 8. Aufg. Tom. II. — *Parere XLII. p. 435.* — *Du Pais de la Serra*, *L'art des lettres de change* chap. XVI; in der ältesten Ausgabe des *Savary* p. 63. 25) Willenbera a. o. D. §. 32. 26) Chusfürstlich Gshäcker's erkrankter und erkrankter Feigiger Marktbericht vom 21. Juli 1804 (Königsb. N. 116 §. 1. 27) §. 1. q. 5. n. 10. 28) Diep. II. q. 2. n. 9. „*Causa*“ — „*omnino necessaria; nam ea omnia ex litteris praedictis non constaret de aliquo contractu Cambii celebrato: a-d aonset in simplex mandatum de solvendo; et propterea exprimitur in l'ysimet*

gibt für die Wechselzahlung, die erst am andern Orte ihm werden soll, eine Umgehung des Zinsverbotes sich verschaffen möge. Das Wechselgeschäft bestand diesen Kampf. Wachte man nun mit Thomas de Rio auf den Dienst des Transporteurs hinweisen, oder wie Medina aus die Währung des Bankiers, indem er Münzen austreibe aller Art, wie eben der Begehr sie bedürft, um Vorrath haben auf eigene Gefahr, um vollkommener dem Verkehr zu entsprechen, da oder dort seine Etablissements einrichte, sise und samule und seine Diener besolde“). — Das Gute ging aus diesem Kampfe wol hervor, daß die Ansichten über den ökonomischen Werth des Wechselgeschäfts sich lösterten und das Geschäft selbst populärer ward. — Mehr aber als die Verordnung Pius' V.“), welche einen langen Lauf der Wechsel gradezu verbot, wirkte einer Verdrückung des Publicums entgegen die eigentümliche Wendung, die nach der Entdeckung von Amerika, wie oben angedeutet, das Wechselgeschäft nahm, in der spörmend dem Einzelnen die Macht der Concurrenz zur Seite trat.

Bis dahin hatte sich das Wechselgeschäft in den Wechseln mit verschiedener Verfallzeit, wie sie grade das Einzelbedürfnis erforderte, verschiedener Münze, verschiedenem Zahlungsorte zu sehr vereinigt; ein allgemeiner, regelmäßiger Wechselverkehr, in welchem der relative Mangel oder Geldüberschuß auf den einzelnen Plätzen zu Tage gekommen wäre, hatte gescheit. Dies letztere Moment hatte man daher, wenn man auch bei Bestimmung der Wechselvaluta aus Verschiedenheit der Güte und des Gewichts, der Reinheit der Münze aus Kosten und Gefahr des Transports hinausrechnen konnte, nicht zur Norm nehmen können“). Doch aber brauchen wir nur der Betrachtung Medina's zu folgen, um uns zu ver-

gegenwärtigen, wie nahe das Heranziehen dieses Moments, wenn es sich handelte, billig die Höhe der dem Bankier zu gewährenden Vergütung zu bestimmen, dem Geschäftseife lag.

Daß nun die Handelswelt sich gewöhnte, ihre Zahlungen zu richten auf die Messen, daß diese Messen der Mittelpunkt einer Abrechnung und Ausgleichung im großartigen Maßstabe wurden, dies führte zu jener bedeutsamen Wendung. — Wenn wir bei einem Schriftsteller lesen:

cambium humana sagacitate est inventum, cujus ope cœu invisibili vehiculo, ut ingeniose loquitur Raphael de Turri, camposque absque actuali transportatione pecuniam in loca etiam remotissima summa securitate seclusis et illius omnibus, quae alias pertimescenda essent periculis, virtualiter transferre possent,

so ließ sich Ziel recht eigentlich sich erst erreichen durch die Messen. Ueber sie machte man die Zahlung nach den einzelnen Plätzen. — Sollte etwa, nachdem jene in Gang gekommen waren, der Kaufmann in Rom, der nach Sevilla zu zahlen hatte, dem Bankier in Rom vergüten zumindest die Kosten einer Correspondenz nach Sevilla; oder, wenn Letzterer zufällig etwa grade dort selber disponibel hatte, ihm die Monopoliumpreise bezahlen, die er zu fordern in der Lage war? Darauf ließ er sich nicht ein. Einen Wechsel faufte er, zahlbar in der nächsten Messe zu Piacenza und fand da gar viele Kaufleute auf seinem Plage, die dort Geld zu bekommen hatten. Dieser Wechsel hatte seinen Cours. Seinen Commissionair aber auf der Messe, an den er den Wechsel hatte zahlbar stellen lassen, faß er selbst sie zu besuchen nicht bedachtigt, war es dort ein Leichtes, mit dem Betrage der Wechselsumme, die ihm zu Gebote stand, soviell Geld sich zu verschaffen. Sevilla's ganzer Handelsstand, der auf derselben Messe zu zahlen hatte, offerirte sich hierzu, Jeglicher, der von Sevilla sein Geld wegzulegen wollte, konnte den Wechsel, der gebraucht wurde, nehmen, und für die Valuta gab es wiederum einen Cours.

Etaccia und Raphael de Turri“) berichten, wie dieser große Fortschritt anscheinend ganz von selbst sich gemacht habe. In der Blüthezeit der Iponer Waarenmessen sei er geschehen. Lyon, trefflich gelegen mitten innen zwischen Teufel und Frankreich, Burgund und Italien, zu Wasser leicht erreichbar der Fracht, war damals der erste Handelsplatz von Europa. Dort fand sich in den vier alljährlich gehaltenen Messen in bisher nie dagewesener Vollständigkeit die Kaufmannswelt mit einer ungeheuren Gütermasse ein. In den ersten zehn Tagen wurde gehandelt, die Abwicklung der Zahlung war auf das Ende der Messe verlegt. Bezahlt wurde sogar ursprünglich wenigstens im ungeprägten Golde und Silber, um dem Uebestande der Münzverschiedenheit zu entgegen, später in Goldmünze. — Dort habe sich ganz natürlich ein ungemein starkes Angebot von disponiblen

32) Im Codex de rebus per usum acquisitis p. 302. Sehr energisch wird hier der Verwechslungen gewarnt: auch den Priestern bezahle man, nicht hinter das Beugen, aber ersten etwa für das Spirituale, letzteren für das Reugnis! Kein, diesem die Unkosten, die er gebäre, jenem für die Währung. Wie käme also der Bankier dazu, den öffentlichen Dienst, den er dem Publicum leiste, ohne Vergütung zu leisten, wenn er dabei nur nicht nach der Länge der Zeit, nach welcher er ihm für die Valuta, die er gibt, die Gegenleistung wird, seine Ansprüche steigert. (Als ob nicht je länger er sein Capital einsetzt, desto mehr er sitzen und sammeln muß! möchte freilich einwenden sehr nahe liegen.)

33) Lib. VII. Decret. II. 11. Verordnung de nominibus ubi illuc celebrantur, ubi vero non celebrantur, pro prima terminis iuxta receptum usum exercere. 34) Seneca's 2. gl. 4. n. 6: „Campores, qui olim erant in aliquibus civitatibus — auctis mirum in modum negotiis — non poterant tantae negotiorum molis satisfacere; neque mercatores, qui invicem combierant, exstant, et quando exsistissent unus occasionem ambiendi, quam habuisset alius facile ignorasset, et quando eam scivisset, ocario saepe erat inaequalis: quare sicut ob rerum permixtationem inaequalitatem — introducta est moneta, ita etiam ob eandem inaequalitatem instituta utiliter aut auidine nummorum.“ — Raph. de Turri disp. I. qu. 4. — „Non reperto, ne Instituto firmiter cambio incertum atque vagum adhuc in imperfectum erat huiusmodi contractus: — ratio majora aut minoris indigentia pecuniarum habita ratione locorum, inter quae cambia celebrantur — non poterat haberi consensibus cambia firmiter.“

35) Raph. de Turri disp. I. qu. 4.

Gelde eingekunden, aber ebenso bald auch eine ebenso starke Nachfrage. Wer dort für seine Waaren oder aus anderweit einausfertigen Schulden Geld bekommen habe, dem sei es erst erwünscht gewesen, es hingeben zu können gegen Wechselbrief, zahlbar dort, wo er es grade brauchte. — Eben darum sei aber auch, wer dort zu Tische gehabt habe, keineswegs mit dem Gelde in der Tasche (cum saeculo paratus) hingekommen, sondern habe darauf gerechnet, daß er dort von seinen Schuldnern einkunehmen habe, oder dort auf seinen Credit gegen seinen Wechselbrief schon Geld bekommen werde. Immer mehr sei es in den Gang gekommen, Contracte, ganz anderswo geschlossen, auf die Messe zahlbar zu stellen; inne sei man sich ja dessen geworden, daß, wie einzeln für jeglichen Vermögenswerth, Sachen, Gelder oder Forderungen man keinen bessern Markt finden könne als den dortigen, so auch andererseits Nichts leichter sei, als wenn man dort über etwas zu verfügen habe, damit sich Disposition über Gelder, wohin man sie nur wolle, zu verschaffen. — Aus politischen Gründen und auf Veranlassung Kaiser Karl's V. hätten im J. 1537 die Genuesen, welche damals für ihre Unabhängigkeit von Frankreich zu kämpfen gehabt hätten, an der Spitze die italienischen Bankiers, Lyon verlassen und in Besançon seien die Geldmessen von da an gehalten worden, später unter Weidhaltung ihrer Einrichtung nach Piacenza verlegt worden, woselbst sie unter Senua's Präsidium gehalten würden³⁶⁾.

Es ist nicht hier der Ort, ein vollständiges Bild dieser bewundernswürdigen Einrichtung zu entwerfen, so sehr auch diejenigen, die heutzutage noch von ihm reden, zu übersehen scheinen, daß diese Geldmessen mit den Waarenmessen gar Nichts zu thun haben. Sofern sie uns jedoch erklärt, wie bei dem schwungvollsten Wechselgeschäft man dennoch ohne das Giro des Wechsels auskommen konnte und um Verwickelungen zu entgehen, denen Andere anheim gefallen sind, möge hier noch Folgendes beigefügt werden. — Von dem Geschäftsgange, den man dort inne hielt, ist dabei auszugehen.

Am ersten Tage der regelmäßig acht Tage dauernden und viermal im Jahre sich wiederholenden Messen fanden die Acceptationen statt. In einer recht charakteristischen Form ward das Accept gesucht und gegeben. In der Versammlung aller Kaufleute vor dem Wechseln

rief der, an welchen der Wechsel zahlbar war, aus seinem in bestimmt vorgeschriebener Weise zu haltenden Reçuememorial (Scartafaccium) den Namen desjenigen auf, auf den der Wechsel gerichtet war. Wurde das Accept gegeben, so erfolgte es sogleich mündlich. Was nicht acceptiert wurde, galt als nicht zahlbar auf der Messe und ging unter Treust zurück. — Die Acceptationen nun — nach dem Zwecke der ganzen Messen gewissermaßen nur der erste Schritt des Zahlungsgeschäftes — bildeten die Grundlage für das weitere Wechsellgeschäft. Nach ihnen konnte jeder aus seinem Reçuememorial sehen, was er auf der Messe an Schulden auszugleichen, was ihm an Forderungen ausbezahlen werden mußte, wie weit der Betrag der ersten den der letzteren überschreite, er also im mancamiento, oder, im andern Falle, im advantio sich befinde. — Nach den Acceptationen begann daher ein reges Treiben (negotiation), namentlich ein Contro im großartigsten Maßstabe. Wer Advance hatte, suchte damit neue Wechsel zu erwerben, führte die Dispositionen seiner Committenten beziehentlich damit aus, kaufte nur auch Wechsel auf Plätze, von wo etwa ein vortheilhaftes Geschäft auf Messe zurück in Aussicht stand³⁷⁾. — Wer dagegen im mancamiento stand, mußte sein Mancaement durch neue Wechsel zu tilgen beflissen sein; konnte er nicht so oder baar seine Accepte tilgen, so galt er als fallit. — Die große Frequenz dieser Messen erlaubte nun aber auch einen Cours zu machen — es geschah am zweiten Tage. So wenig, wie heut, der Cours eine bindende Norm, aber doch ein offizieller Anspruch der über Angebot und Nachfrage Bestunterrichteten: im Interesse namentlich der Advantioneire, benutzte Scaccia³⁸⁾, welche die in ihrem Advance sich findenden Wechselgelder ihrer Committenten unterzubringen, oder deren Dispositionen damit auszuführen, oder für ihre Committenten ein mancamiento gegen coursmäßige Valuta mit neuem Wechsel zu decken konnten. — Gegen Ende der Messe mußte jeder, der ein Scartafaccium hatte — und dazu bedurfte es übrigens des Nachweises einer gewissen Geschäftsvorbindung, und sogar der Stellung einer caution an die Wechseibrigkeit — dieser letzteren seine Bilanen ausbezahlen einreichen, — und als ob man auch ihren letzten Verzug, den der sichereren Erweislichkeit der Baarzahlung, hätte entreißen wollen — die Wechseibrigkeit fertigte darauf eine Generalbilance. Die Generalbilance war, indem sie stimmte, das sicherste Zeichen, daß die einzelnen Bilanen in Ordnung seien, sie und diese machten daher nun unumstößliche Weisheit³⁹⁾.

36) Mathias Bebe (a. a. O. thes. 16) hebt ganz mit Recht hervor, daß in Deutschland nirgends der Wechsel wegen eingerichtete Messen sich finden; berühmte Waarenmessen habe Deutschland in Frankfurt, Raumburg, Leipzig wol, jene ersteren aber nicht. — Unter Anderem hebt er auch dies als Eigenthümlichkeit jener hervor, daß auf Zahlung in gemünztem Gelde der Gläubiger gar nicht bestehen könne, während dem Schuldner allerdings — namentlich in Hinsicht darauf, zu verzinsen, das von einzelnen Gläubigern Wespenspreiße gestellt würden — je gestalter sei, jedoch auch ihm nicht ohne Einschränkung. — Nachzüglicher findet sich die Motivierung dieser eigenartigen Einrichtung bei Rappard de Turri disp. II. qu. 18. n. 38 sqq.; auch von dem horror, den der Gläubiger auf der Messe vor baarer Zahlung hat, kann man bei letzterem Aufschlußwerth lesen. — Bregl. u. W. auch disp. II. qu. 1752 verb. N. Nec te turbet lector: „quinimo nihil infrequentius in ferria esse pecunia“ etc.

37) Scaccia §. 1. qu. 6. n. 8: „Campores exercent cambium negotiationem — quia ex eo loco (pro quo dant cambio) veluti facere alia cambia, et quibus lucrum majus quam ex alio negotio faciunt.“ — Der Gedanke des Schrifsteller ist wol, je größer der Geldmangel an einem Plage ist, desto höher stellen sich dort die Wechsel auf die nächste Messe. — Wegen einen Wechsel zahlbar auf einem solchen Plage, wo Geldmangel ist, gibt der Bankier kein seine Valuta; der Wechsel verbleibt ihm in dort ein gutes Geschäft auf die nächste Messe mit der Wechselsumme.

38) §. 2. gl. 4. n. 13. 39) Rapp. de Turri disp. II. qu. 1. n. 34 u. 45. qu. 18. n. 13 sqq. 27 sqq.

kehrte nun aber die Kaufmannswelt mit den auf der Messe ausgeübten, an den einzelnen Plätzen allenthalben in bestimmter, da es sich um Realisirung der Berechnungsergebnisse handelte, nur kurzer Frist zahlbaren Wechseln (*cambia de reductu nundinarum*: Ritornowechsel) von der Messe zurück, so gaben die Erfahrungen, die man auf der Messe bei jedem Wälder, der Wechsel nach dem Plage besorgt hatte, hatte machen können, ein durch Angebot und Nachfrage von neuen Wechseln auf die nächste Messe lebendes Realisirungsgeschäft; Zeugnis dessen, der besondere Name, desselben: *facere in reductibus nundinarum* und ein Cours für die Wechsel auf die nächste Messe, der dabei gemacht wurde⁴⁰⁾.

Was man damals in dem verschiedend geschilderten Wechselgeschäfte nach der Messe hin und von ihr zurück mit officiell ausgeprochenem Course hatte, das gibt die Bezeichnung der *Weswechsel*: *cambia regularia*⁴¹⁾, *Regulärwechsel* wieder. Ein Beispiel Raphael de Turri's zeigt, wie man es damals machte, wenn man zwischen zwei Plätzen nicht über die Messe, sondern direct wechseln wollte, z. B. zwischen Rom und Genua. Man achtet auf den Preis, zu welchem an jedem dieser beiden Orte auf die nächste Messe in Piarenza Wechsel geschlossen werden. Wissen die Kaufleute diesen letzteren, so können sie daraus abnehmen, auf welchem Plage gegenwärtig mehr Geld ist, als auf dem andern, die Währung hilft ihnen, die Sache auf das Genaueste herauszubringen. — So Raphael de Turri, und er fügt die für Jeden, der an den Reichthum der Hilfsmittel, die unserer heutigen Handelswelt zu Gebote stehen, gewöhnt ist, gewiß interessante Bemerkung bei, daß es wegen der oben erwähnten Benutzung der *Weswechsel* course kaufmännische Sitte sei, unter jeglichen Geschäftsbrief (in calce ejuoque epistolae) an einen Kaufmann eines andern Platzes zu bemerken, zu welchem Preise auf dem Plage, von dem aus grade geschrieben wird, auf die nächste Messe gewechselt werde⁴²⁾.

So künftlich nun zwar auf den ersten Blick die geschilderte Einrichtung des Wechselgeschäfts erscheint, so einfach und großartig, meinen wir, stellt sich doch bei näherer Betrachtung die dem ganzen Baue zu Grunde liegende Idee dar. Ein treffliches Beispiel, wie Schäden im Verkehr von selbst sich heilen, oder vielleicht

mehr noch dafür, wie die besten ihrer Güter der Menschheit geworden sind aus dem Reibe, das man ihr zufügte. Daß sich das, was man hier gewann, Alles so ganz von selbst zu machen schien, ohne menschliche Absicht und Zuthun, über alle Mißgriffe der Münzwirtschaft mit so erhabener Ruhe der Geschäftsgang der Handelswelt hinwegging: das ist nicht als das Kleinste in der ganzen Erscheinung. Hatte sich bis dahin das Wechselgeschäft von den einzelnen Plätzen aus mit den Wechseln verschieden an Zahlungszeit, Ort und Währung vereinigt, so nahm nur der Lauf der Wechsel eine bestimmte Richtung. Wechsel wurden auf den einzelnen Plätzen gesucht und ausgedoten, alle mit Einer Verfallszeit, alle nach Einem Orte hin, bei allen ferner die Wechselsumme in Einer, und zwar einer imaginären Valuta. Letzteres nicht nur ein ungemeines Erleichterungsmittel für alle Ausgleichungsoperationen auf der Messe, sondern wol ein Moment tieferer Bedeutung, ein neutrales Element gegenüber dem immer nur in zufälliger, concreter Menge vorhandenen gemünzten Gelde. Eine Rückkehr zu dem Grundgedanken alles Geldes, dem die Münzwirtschaft untreu geworden war⁴³⁾, möchten wir es nennen, wenn man die Forderung der einzelnen Plätze und deren Bedarf an Zahlungsmitteln in ihrem objectiven und reinsten Ausbruche der Messe zufließen ließ. — Von letzteren aus strömte dann, was in dem großen Ausgleichungsproceß nicht versandt, zu den einzelnen Handelsplätzen zurück, in freier Wahl dorthin, wohin der Bedarf des Verkehrs es rief. Das Wechselgeschäft, früher dem Wege vergleichbar, welcher sich im Sande verläuft, war zum breiten beschränkten Strome geworden, auf welchem das Schiffein des Kaufmanns leicht dahingleitet und eine der Strömung kundige Hand zu rechter Zeit die Segel einsehen oder reffen und selbst wider den Strom lavirend aufzukommen hilft. — Kein Wunder die Begeisterung, mit welcher die Idee dieser Wechselmessens Raphael de Turri erfüllt; es ist wol nur ein anderer Ausdruck für das eben Gesagte, wenn er die Forderungen, die man zahlbar stellt auf die Messe, in jener seiner Gefahr der Abnutzung oder Fälschung ausgefakten Valuta immer gleichen Werthes mit dem Metalle vergleicht, woraus das Geld geschlagen wird: die *Scratifacene*, die *Portefeuilles* der Bankiers, welche für ihre Committenten, die Kaufleute, auf der Messe

40) *Raph. de Turri* disp. I. qu. 13. a. 37. 41) *Ibid.* disp. I. §. 20 seq. — Nomen Regularium indicibus iam cambiale, quae in feris vel pro feris celebrantur, quia sunt tanquam regula et norma reliquorum. — Italien haben wir wol recht eigentlich als das Heimatland der Ausbildung eines Wechselcourse anzusehen. Der Geuzettel, den Vogt a. a. D. p. 41 mittheilt, trägt italienische Ueberschrift: *Francoforta fiera di Settembre*, er ist aus dem Jahre 1634; auch die Namen der einzelnen Handelsspiele darin sind die italienischen; ähnlich der Leipziger Geuzettel, den Holmann a. a. D. Cap. 3. §. 4 aus dem Jahre 1711 mittheilt, ohne der bei Geuzettel S. 94 (sich noch der bei Vogel vom Jahre 1742 a. a. D. S. 51. — Nach der Leipziger Wechselordnung von 1682 §. 21 wird „nach dem Umpfel vieler Handelsplätze ein Cours (nur) von Wälder zu Wälder gemacht“ (Königlein S. 92). 42) *Ibid.* disp. I. qu. 4. a. 30.

43) Martin Vogt in seinem angeführten Tractate sagt von dieser imaginären Valuta in den auf die Messe zahlbar gestellten Wechseln ganz richtig: „pecunia abique formalitate reali subiecta quodam specio interduin involvitur et postmodum in verum monetarum genus resolvitur.“ — p. 87. Weiter über den Grund derselben: „Quum adducta de die in diem hominum malitia pariter cum regnorum multiplicatione varia monetarum genera valore longe et fide et bonitate diversa, falsitate saepe atque adulterina cuderentur, inde, quia res saluberrime scilicet ad sua principia revertitur et ut loquatur poeta

Ortus cuncta suos repetant sinemque reposunt, rursus rejectis illismodi monetarum generibus vel ad minus pariter reductis ad quantitatem certam cumque permanentem unanimiter descensum est precipue a mercatoribus“ etc. p. 81 seq.

erscheinen, es sind ihm die Banken, welche an den einzelnen Plätzen Angebot und Nachfrage in sich aufnehmen, um es in einer Concurrenz der gesammelten Handelswelt seine Realisirung finden zu lassen. Das Aequat auf der Wesse gibt das Gepräge für das auf den einzelnen Plätzen bei Ausstellung der Wechsel (schon mit mercantilem Auge geprüfte ideale Retail: das Aequat macht auf der Wesse die Forderung zum Ausgabebegleite der Handelswelt. — Das ist das Merkwürdigste, sagt er bei, daß von diesem festlichen Gelde kein Erubro mehr geprägt wird, als grade der Verkehr bedarf. — Erfüllt von der höhern Idee, die dem Wechselgeschäfte zu Grunde liegt, einer nicht bloß arithmetischen Ausgleichung — historische Beispiele über den relativen Werth des Geldes fehlen ihm nicht. — wendet er sich gegen die bisherige gemeine Meinung, die das Wechselgeschäfte dem Kaufe subsumiren will; wol sei es ein Kauf, aber nur eben so gut, wie der Kauf ein Verkauf sei; eine Specie des Kaufs sei das Wechselgeschäfte, wenn man den Menschen, das Vernunft begabte Wesen, als eine Specie der animalia betrachten könne; dieselbe Verdringung, die der Kauf erfahre im Kaufe, indem hier im allgemeinen Werthmesser der Dinge, dem Gelde, die Waare sich spiegelte, dieselbe erfahre der Kauf in dem den relativen Werth des Geldes selbst wieder ausgleichenden Wechselgeschäfte. —

Die geschilderte Einrichtung der Wechselmessen hilft nun wol, zu erklären, wie man damals ohne das Giro auskommen konnte. Schon dars, daß lange Wechsel nicht bloß kirchlich verboten, sondern nach der ganzen Einrichtung des Verkehrs selten sein mußten, minderte das Bedürfnis, den Wechsel weiter uergeriren zu können. Wechsel von Plätzen zu Plätzen werden überhaupt nicht allzu häufig vorgekommen sein bei der Leichtigkeit des Wechsels über die Messen. Bei den Rittornwechseln verbot sich bei der kurzen Versalfzeit die Indossation von

selbst; bei den auf die Messe gezogenen Wechseln dagegen trat supplirend das Contro auf der Messe ein.

Es sei erlaubt, diesen letzteren Gedanken zur Vergleichung von jetzt und damals noch etwas näher zu bringen.

Vermöge einer Reihe genialer Erfindungen kann wol die heutige Handelswelt in weitem Umfange den Eindruck eines einzigen großen Handelsplatzes hervorbringen. Der Transport hat die Kraft des Dampfes in seinen Dienst genommen, mit der Schnelligkeit des Windes verknüpft der elektrische Funke den Handelsstädten aller Länder den Stand des Wechsel- und Geldmarktes.

Als nun die Wechselmessen bestanden, da reduirten sich für ihre achtägige Dauer die Dimensionen des Weltverkehrs auf das Reichthum einer Stadt; aber der persönliche Verkehr der dort Erschienenen ließ es zu Ausgleichungen kommen, die heute durch das Giro gemacht werden, zu denen man daher damals desselben gar nicht bedurfte. — Wenn — in groben Ziffern, die keinen Anspruch darauf machen, dem wirklichen Verhältnisse zu entsprechen, das, was wir meinen, ausgedrückt — nach dem Stande des heutigen Marktes, Wien an Hamburg 1,500,000 zu zahlen und von dort 2,000,000 zu beziehen hätte, Wien aber die gleiche letztgenannte Summe an Paris schuldet, von dort aber nur 1,500,000 zu beziehen hätte, während dagegen Paris zu beziehen hätte von Hamburg 1,500,000 und dorthin schuldet 2,000,000: warum sollte da nicht, sowie die Course verkündet, daß in Paris Papiere auf Hamburg gesucht werden, in Wien Papiere auf Paris, Papiere auf Hamburg in Wien aber einen günstigen Cours haben, warum sollten da nicht die 500,000, die in Wien bei der Ausgleichung mit Hamburg übrig bleiben, ihre Nehmer finden in denen, die grade nach Paris zu zahlen haben, um zur Gutschrift dort den Gläubigern einzufinden zu werden? 500,000 in Wechseln von Wien gezogen auf Hamburg würden von Wien nach Paris, von Paris nach Hamburg wandern an der Hand des Giro.

Mittels des Contro würde sich derselbe Zweck erreichen lassen. Die Controreichte ist:

Hamburg, Wien, Paris, Hamburg, oder mit andern Worten, ein verschlossener Beutel mit 500,000 würde von Hamburg nach Wien, von Wien nach Paris, von Paris nach Hamburg wandern können, ohne daß es nöthig wäre, ihn zu eröffnen. Wir beziehen uns auf das oben Bemerkte. — Nur darauf kam es an, die factischen Schwierigkeiten zu überwinden, die der Aufstellung einer solchen Reihe in ihren vielföpfigen Gliedern entgegenstanden. Dessen mußte da die Publicität des ganzen Geschäftsganges, wie wir sie u. A. rückfichtlich der Acceptationen kennen gelernt haben. Eine bedeutendere Erleichterung lag wol auch darin, daß der größte Theil des Publicums, welches die Wechselmessen benutzte, gar nicht selbst dort erschien, sondern vertreten wurde durch seine Commissionaire, die Bankiers.

44) Bergl. hier die festsitzende Darstellung disp. II. qu. 13. n. 14 sqq. Unter Anderem darsich u. 24 sqq. „Et quod prima facie merito mirare licet — numerus autorum qui ibi eundem possit multiplicari et multiplicationem materiam obligationum, scilicet ex cambio quae abunde proficiencia dirigitur in foris (in tantum, ut fuentibus rebus, l. e. ante annum 1821 ex plurium documentis constat, necesse est namque dictorum autorum certis azibus censura auctorum multum), nihilominus certum est ac perpetuo verum namquam uoc in maiori uoc in minori summa eundem quam alii necesse in illa serie pro debito omnibus dissolvenda, quia in eam derivatur“ etc. Gewis ein classisches Papiergeld. 45) Unter Anderem auf die Mittheilung des Zutes wird Bezug genommen, nach welcher nach einem Triumph des Augustus so viel Geld nach Rom gekommen sei, daß der Binsfuß sank, die Grundstückspreise aber stiegen. An die andernweilen Functionen wird erinnert, denen die etein Metalle dienlich sein müßten, und die ihre Bedeutung als Werthmesser im Gelde verlor. 46) Bergl. hierüber disp. I. qu. 11. — Es hütet sich daher auch in Hinblick auf das Obige Kap. de Turri vor der überzigen Definition des Wechselcontracts, als eines Kaufes; derselbe ist ihm vielmehr: „Conventio ultra citraque obligatoria dandi reddendique tantum in genere diverso pecuniarum, quae re et pretio non sine temporis dilatione locorumque distantia perficitur.“ Disp. I. qu. 20.

Nicht blos auf den italienischen Wechselmessen, von denen uns Raphael de Turri mittheilt, daß es neben dem Orben neuer Wechsel der beirreimten häufigste Umlaufmodus gewesen sei, sondern aller Orten auf den Messen scheint das Scontro dieselbe bedeutende Rolle gespielt zu haben. M. d. Felde in seinem „Unterricht von der Wechselhandlung“ spricht sich in diesem Sinne aus, gelegentlich der Beschreibung der lyoner Messen; ebenso hat Whoonen cap. 31 sub 13:

„Le voldoy de Wissel-brieven in de Missen geschieden meest by Girades ofte mondeling rescontres;

auch Sperander handelt p. 47 und an andern Orten seines sorgfältigen Negocianten und Wechselers ziemlich ausführlich davon, ebenso Königlich gelegentlich seiner Anmerkungen zur Leipziger Wechselordnung. Aber es erredt doch einen eigenen Gedanken, wenn man über den Geschäftsgang beim Scontro bei den ältern Christstücken kaum etwas findet, während die späteren immer mehr darüber mitzutheilen für nöthig erachteten. Königlich gibt eine Beschreibung, der man ansieht, wie sehr sich der Verfasser bemüht, ein Geschäft, das nicht aus lebendiger Uebung Vielen schon bekannt ist, zu schildern.

„Da spricht Cajus zu Titio, der ihm 1000 Thaler schuldig ist, wenn sie auf der Börse zur Scontrozeit zusammenkommen, im Weisse des Mercur, daß er die 1000 Thaler seinetwegen an Mercur zahlen solle und hierauf laßt Mercur dem Titio seine Creditoren von der Bilanz her; findet nun Titius unter denselben einen, z. B. den Semprenio, der ihm ebenfalls 1000 Thaler zu geben hat, so spricht er: mit dem kann ich schreiben; hinterbringen auch solches alsbald dem Semprenio;“ und genauer wird nun weiter beschrieben, wie die Notiz darüber von jedem Betheiligten zu drehen ist. — Der gleichen umständliche Mittheilungen würden wol den ältern Christstücken, ihrem Publicum gegenüber, als sehr überflüssig erschienen sein. Andererseits aber lesen wir auch bei den Neuern Nichts mehr davon, daß, wie Felde berichtet, „durch solche Rescontre oftmals in einer Morgenstunde Millionen bezahlt werden können ohne Auszahlung eines Pfennigs“, oder davon, daß solche Gewohnheit fast in allen Messen gebräuchlich sei, Nichts mehr davon, daß, wer nicht zur rechten Zeit mit seiner Bilanz zum Scontro auf der Börse erscheint, für insolvent gehalten wird. — In unmittelbarer Nachbarschaft neben dem Scontro finden wir dagegen einen neuen Anknüpfungspunkt für die ältern Wechselordnungen, der jenem gegenüber mit entschiedener Ungunst behandelt wird, das Giro des Wechsel. So in dem Reglement von Lyon von 1667. Art. 7. S. 13; in der Leipziger Wechselordnung von 1682. §. 10 (Scontro). §. 17 (Giro) ähnlich in der Augsburger von 1665. Art. 11 u. 12 (Giro) 14 (Scontro). Die Wogner Wechselordnung von 1719 (Siegel c. j. c. l. p. 234) handelt vom Giro Cap. 36, vom Scontro Cap. 37 u. folg., und zwar wird hier das Giro verboten. Das lyoner Reglement läßt alle Cessionen und Transportation auf eines Falliten Effecten null und nichtig sein, wenn sie

nicht zum wenigsten 10 Tage zuvor, ehe das Falliment kundbar geworden, geschehen sind; die durch Scontro überreichten Posten sollen aber damit nicht getroffen sein, sondern gelten, so lange der Insolvente oder sein Factor die Bilanz noch geführt hat. — In der Wogner Wechselordnung a. a. O. wird unter Androhung magistrallicher Ahndung geboten, den Scontroplaz zur gehörigen Zeit zu besuchen, damit durch fleißige Zusammenkunft die Zahlungen leichter und bald zu Ende gelangen. In der oberwähnten Augsburger Wechselordnung wird zwar ein allmähentliches Scontro eingeführt, um dem Affignationsunwesen in Bezugung der Wechselbriefe zu steuern, aber wie kühne Aufnahme dies gefunden haben mag, läßt die erneuerte Wechselordnung von 1716 erkennen Cap. 4. §. 2^{te}). Eine ähnliche Wahrnehmung läßt sich rückwärts der Leipziger Wechselordnung machen, nach welcher (§. 24) das Scontro auch außer den Messen statthalt sein soll. Königlich bemerkt dazu: „außer den Messen wird selten contrirt, sondern, wenn einer zu zahlen hat und will es nicht per Cassa thun, so postiren schriftliche Affignationen; jedoch welche es thun wollten, denen würde es unvernünftig sein, sie müssen es aber zur Borsenzit thun und dabei die vorgeschriebene Requisite genau observiren.“

Aus dem Gesagten schon erhellt unverkennbar der oben von uns erläuterte Zusammenhang von Scontro und Wechsel giro. Und in der That man braucht doch anscheinend nur den Wechsel umzudrehen und wird im Trassanten den Schuldner, im Remittenten den ersten Gläubiger, der als Indossant wieder Schuldner des Indossatars u. s. f., mithin eine Reihe von Schuldner und Gläubigern finden, ganz ähnlich der, welche das Scontro aufstellt. — Aber damit ist doch nur die Hälfte gesagt, daß der ökonomische Dienst beider Geschäfte — beim Wechsel vorausgesetzt, daß er eingekauft wird — ein gleicher ist, der, Vorzahlungen zu ersparen; deshalb wol die Zusammenstellung beider Geschäfte in den Wechselordnungen. Allein bei aller Gleichmäßigkeit im Effecte ist doch die Art und Weise, wie letzterer herbeigeführt wird, eine sehr verschiedene. Wir haben anscheinend eine Zeit vor uns, in welcher hierauf gerade besonderes Gewicht zu legen man alle Ursache hatte. Das Wechsel giro erfüllt seinen Zweck ohne die persönliche Anwesenheit der in die Giroreihe Kommenden zu fordern, die Scontroreihe bedarf jener und ist recht eigentlich ein Ausfluß der Messfrequenz. Zu der letzteren tritt das Giro in natürlichen Gegensatz. — Daher¹⁾ wol schon ein Theil der Mühsamkeit, mit der dasselbe behandelt wird. — Kaum aber dürfte eine Wechselordnung sich finden, welche nicht des Unterschiedes beider Institute, des Giro's und Scontro's, sofern sie von beiden redet, sich klar bewußt wäre. Das Scontro löst die Verbindlich-

48) Von dem in der so. 1707 publicirten Wechselordnung (Königlich S. 323 fa.) veranlaßten nöthigen Controllen, „welches einige Zeit her unterlassen worden und welches aufs neue wiederum angefangen werden soll.“ ist da die Rede i. R. n. 1. S. 595. 49) Abgesehen von anderen unten zu erwähnenden Gründen.

keit des Ueberweisenden sofort mit der Ueberweisung; „es soll die im Conto überschriebene Schuld auf Gefahr des Creditors, der die Ueberweisung mit Vermittlung des Schuldners oder dessen gewöhnlich Bevollmächtigten angenommen hat, alsbald für vollständig bezahlt gehalten werden,“ sagt die Braunschweiger Wechselordnung von 1686. §. 24 (Königen S. 271). Ein Giro auf dem Wechsel ohne Verhaftung des Indossanten — Nothwendigkeit der Gegenwart des Schuldners u. s. w., welche Wechselordnung dachte daran?

Wenn daher Bienen in seinen überhäuften Erörterungen S. 86 sagt: mehrere Umstände ließen vermuthen, daß die Entstehung des Indossaments mit dem Conto in Verbindung stehe, man könne sich denken, daß beim Contoiren der Inkaber auf den Rücken der von ihm übertragenen Wechsel seinen Namen gesetzt habe, gleichsam als Blanquet, welches der neue Inkaber bei Erfolg der Zahlung mit einer Quittung habe ausfüllen können u. s., so steht dieser Vermuthung das Obige entgegen.

Wie in späterer Zeit, als beim Indossamente der Satz vom Regresse der Einreden aus der Person Deiters sich befestigte, der Tilgung durch Contro ihre alte Sicherheit besonders gewahrt wurde, davon wird später noch zu reden sein.

Wenn man heutzutage von dem Dienste, welchen der indossable Wechsel als Mittel Baarzahlung zu ersparen leistet, spricht, wer gedächte da nicht daneben auch dessen, wie die Indossabilität es ist, welche den Wechsel qualifizirt, allerlei Vortheile zu anticipiren. Die Waare z. B. geht ab aus der Fabrik und dem Commissionaire zum Verkauf; der Fabrikant, in der Continuität seines Betriebes, kann, oder will nicht bis zu dem Zeitpunkt, wo sie verkauft ist, das in ihr stehende Capital entbehren; mit arbeiten soll es folglich wieder im Geschäfte. Da liegt es ihm denn nahe, den Betrag derselben zu transfiren auf den Commissionair, der ja, in dieser Höhe durch die Waare gedeckt, leicht zum Accepte zu bestimmen sein wird. Aber wer soll das lange Papier kaufen, das unser Transsant nun ziehen kann? — Durch das Indossament macht sich aber Alles ganz leicht. Nicht bloß, daß der Nehmer des Wechsels die Valuta, die er zahlt, bemißt in Rücksticht darauf, daß der Wechsel erst später zahlbar ist und so ihm eine Verzinsung seiner Valuta zu Theil wird, vermöge der Indossabilität bleibt es ihm unbenommen, jeden Augenblick das Papier wieder zu verkaufen ohne Zinsverlust, sofern er zu immer höherer Valuta verkauft, je näher der Verfalltag des Wechsels gekommen ist. Auf die Courtage wird er vielleicht mit gespannter Aufmerksamkeit blicken, prüfend, ob nicht irgendwo sein Papier besonders gesucht werde und mit besonderem Vortheile wieder ins Geld gesetzt oder zur Quittung eingedient werden könne. Und so tritt denn wol, vom ersten Nehmer gegen Vergrößerung der Valuta substituirt ein zweiter, von ihm substituirt ein dritter, durch diesen ein vierter u. s. w.

Gläubiger in den Wechsel ein; der Bedarf des Handels treibt den Wechsel von Ort zu Ort, indem die Indossabilität ihm dorthin zu eilen gestattet, wohin das Bedürfnis nach Zahlungsmitteln ihn ruft. So gewährt er, indem er dem abzugeben eilt, Vortheil Nehmern auf Nehmern, dem Einen, weil er eine Kasse zu machen, dem Andern, weil er am Course profitiren will, und Keiner denkt dabei daran, daß es factisch zugleich der Dienst eines Darlehens ist — in dem Anlehen, welches der Zieber des Wechsels auf den noch nicht realisirten Werth seiner Waare ausgenommen hat — in das er durch Zahlung der Valuta als Gläubiger substituiert wird; und welches, sowie sein Ziel erreicht, durch den Commissionaire in Einlösung des Wechsels die Rückzahlung erfolgt ist, unser volubiles Zahlungsmittel, den Wechsel, aus dem Verkehr verschwunden läßt.

Wer gedächte nicht des in unsern Tagen so beliebten Discontogeschäfts, des Kaufs noch nicht fälliger Wechsel? Gibt es doch kaum eine andere Gelegenheit, durch welche der Geschäftsmann seine momentan müßig liegenden Gelder mit geringer Gefahr verzinslich machen und doch jeden Augenblick wieder zu sich anbietenden andern Geschäften benutzen kann. Wer etwa seine Capitalien zu höheren Zinsen verwerten will, als den gewöhnlichen Darlehenszinsen, sie nicht fixiren will auf Grundstücke, dem steht die Theilnahme am Wechselgeschäfte offen, vermöge des Indossaments, er kaufe nur lange gute Papiere und lasse sie kurz werden. Der Uflus gewährt ihm noch den Vortheil, obwohl der Grund des Discontos in der Entscheidung des Capitals bis zur Verfallzeit des Wechsels zu suchen ist, daß doch der Discont von der Wechselsumme abgezogen wird⁵¹⁾.

Während wir aber so unsern Wechseln Vortheile anticipiren, dem Handel Capitalien zuzuführen sehen, istß vom Interesse, zu fragen, in wiefern der italienische Wechselverkehr der Zeit, von welcher wir reden, Ähnliches zu leisten im Stande war. So fern, wie man vielleicht meinen sollte, stand sein Wechsel solchem Dienste keineswegs; auch hier müßte sich Alles an den Wechsel. Weißt, sagt Staccia, nimmt man Geld gegen Wechsel nicht auf, um Kosten des Transports und Gefahr zu vermeiden, sondern des eignen Bedarfs wegen, indem man es restituirt will gegen den Rückwechsel⁵²⁾. Der Geschäftszug dabei wird beschriben, wer Geld aufnehmen will, offerirt einen Wechsel nach der Messe, bei der Bestimmung der Valuta gibt der Wechselseleur ein objectives Anhalten. Da die Zahlung des Wechsels durch den Aufnehmer auf der Messe nicht er-

51) Für einen Wechsel von 1000 Thirn. würde bei einem Discont von 5 Proc. nur 950 Thlr. — gegeben werden, obgleich 950 Thlr. zu 5 Proc. nicht 1000 Thlr. machen; das Jahr pflegt seine nur zu 300 Tagen dabei gerechnet zu werden für einen Wechsel, der nach 90 Tagen fällig ist, wird z. B. bei 5 Proc. Discont 1 1/2% abgezogen; also im Grunde zu viel. 52) §. I. qu. 6. n. 7. seq.: „Qui cambio pecuniam accipit ut plurimum non accipit — ad evitanda labores pericula et expensas transvehendarum pecuniarum sed solum ut pecunia utatur pro suis indigentibus restituituri eodem in loco per viam recambit.“

50) Ähnlich die Bognen von 1635. §. 10. Königen S. 485.

folgt, so traßirt der Gläubiger, oder gewöhnlicher wol sein Commissionair auf der Wesse, auf den Aufnehmer des Geldes zurück; der Betrag dieses neuen Wechsels, der die zur Wesse nicht erlangte Wechselsumme aus dem ersten vergüten soll, übersteigt natürlich diese letztere, der Cours auf der Wesse gibt ihr das Maß. — Bezahlt nun der Schuldner den Rückwechsel (die Wette in Hinblick, auf welche er das Geld aufnahm, sind, kann man vielleicht supponirend hinzudenken, inmittels flüssig geworden), so ist der Zweck erreicht. — Bezahlt er noch nicht und findet sich der Gläubiger genöthigt, so kann die Sache fortgesetzt werden, die anzubillt geklebene Summe des Rückwechsels bildet dann die Valuta, nach der sich die Höhe des dritten Wechsels bemisst u. s. w. — Das Hin- und Herwechseln sehen wir hierbei immer unter denselben Personen stattfinden, jede neue Ziehung ist wirklich ein neuer Wechsel mit anderer Zahlungszeit und anderen Summen, das Ganze kehrt aber doch im Kreislaufe dorthin zurück, von wo es ausging und daher kann *Scaccia* sagen:

sieque orbicularis literis fit orbicum cambium (redeundo semper ad initium)“.

ohne daß wir dabei irgend an unsern unter dem Giro laufenden Wechsel zu denken hätten.

Phoonen a. a. D. Cap. 39. §. 9 erkennt den Grund dieses Hin- und Hertraffens sehr richtig in den Schwierigkeiten, mit denen der italienische Verkehr zu kämpfen hatte bei dem Verbot des zinsbaren Darlehens. In Amsterdam, sagt er, sei diese Art Wechselfgeschäft wenig gebräuchlich, diereil es dort für keine Sünde, den Bucher gehalten werde, Geld aus Interessen zu geben.

Nach Allem bleibt die Frage übrig, in wiefern der in dem Vorstehenden beschriebene Wechsel doch zur Girbarkeit nicht kommen konnte? Ueber sie hier noch einiges Nähere außer dem über das schwächer empfundene Bedürfnis der Indossabilität bereits Bemerkten. Wir sind genöthigt, zurückzublicken auf eine obige Bemerkung. Wir sagten der Vierzahl der regelmäßig bei dem Wechsel betheiligten, oder als theilhaftig angenommenen Personen gedrenkt, daß darüber kaum ein Zweifel sein könne, wo der Schwerpunkt des Geschäftes ruhe: in den Contractanten, dem Trassanten und Valutageber; erschien doch der Wechselbrief nur als das geeignetste Mittel zur Ausübung des Contractes. Der zur Einhebung der Valutagebers der. Wie wäre er aber als solcher als befügt zu betrachten zur Veräußerung; jedem Erwerber würde entgegenstehen:

53) §. 1. qu. 5. n. 93. Werher ist daselbst der oberrwähnte Geschäftszug ausföhrlich dargestellt. Wenn aber nach *Scaccia* 2. §. 4. n. 13 bei Bestimmung der Course nicht dem Verdächniß von Arglist und Kadsfrage mitbedacht in Betracht kommt die Entfernung des Dritten, auf welchen geschickt wird, nach dem alten *Regula pecunia longius distans eo minoris valet propter impensas et labores, qui in eiusmodi distantia sunt commutatione* — was Wunder, wenn von der Wechselsumme getrübt wird, ihr Mindernwerth.

qui emit ab aliquo tamquam a procuratore alterius praesumitur semper malae fidei nisi appareat de mandata“).

Aber die Bezeichnung als Mandatar erscheint nicht einmal als erschöpfend; vertragmäßig hatte man sich über ihn geeinigt, der Trassant selbst, der an der Honorierung seines Wechsels ein Interesse hat, hatte ihn in den Wechsel gesetzt, eine beliebige Aenderung des Präsentanten, sowie sie sonst bei einem Mandatar zum Incesso möglich ist, sollte sie dem Remittenten freistehen? *Adjectas solutionis gratia* nannte ihn die damalige Schule, und diese Benennung enthält eine Antwort auf die eben angeregte Frage.

Allein jene ursprüngliche einfache Auffassung entsprach vielleicht einem älteren einfacheren Geschäft; für die Zeit, von der wir in dem Obigen geredet haben, erschien sie nicht mehr, wenigstens in der Hauptsache nicht mehr als das allenthalben Entsprechende.

Hier kommt es darauf an, die Seite zu erkennen, nach welcher ältere Theorie und neuere Praxis in Widerspruch mit einander gerathen waren. — Das Obige scheint dafür einiges Anhalten zu bieten. Die selbständige Verpflichtung aus dem Accepte in ihrer Unverbrüchlichkeit gegenüber dem Präsentanten, wenn auch vielleicht nicht ganz ihre Entstellung dem obigen Wechselverkehe verdankend, so recht eigentlich ans Licht getreten war sie doch wohl erst mit ihm. Diese eigenthümliche Verhaftung aus dem bloßen Wete des erteilten Acceptes ohne alle andere zu Grunde liegende materielle causa, wo ließe sie sich leichter erklären als im Hinblick auf die solenne, öffentliche Form, in der sie dort erteilt ward: in Hinblick darauf, wie sie dort, darüber entscheidend, ob eine Wechselserforderung überhaupt auf der Wesse als zahlbar angesehen werden sollte, der erste Schritt im Zahlungsgeschäfte des Wechselverkehrs selbst schon war, bestimmt, einer Reihe von anderen Operationen der sich ausgleichenden Handelswelt als Basis zu dienen — nicht zu gedenken jener den Abschluß, auf den Alles hinbrängt, controlirenden Generalbilance. — So unverbrüchlich, wie hier, mußte sie aber auch allenthalben das Bedürfnis des Handels und Wechselverkehrs erfordern. Unser Landsmann Martin Vogt hat wol durchaus nicht Unrecht, wenn er, als man zu seiner Zeit in seiner Vaterstadt darüber stritt, ob Acceptant aus der Person seines Valutagebers, des Ziehers, die Ausfuhr der Seiten des Remittenten nicht gebillten Valuta dem Präsentanten entgegengeben könne, die Gründe als „sehr nachdenklich und überaus sinnreich“ bezeichnet, mit denen damals die Kaufmannschaft von Augsburg dem Handelsstande von Frankfurt zu Hilfe kam“).

„Die Herren Handelsleute zu Frankfurt, schreiben die von Augsburg, sollten ja fortfahren in ihrem löblichen Vorhaben und, supplicando Einem Erden Rath, die Manutention des Kaufmanns-Etyli

54) *Garcia Matritius*, Decisiones sacrae regiae concordantiae regni Siciliae. 1809. Dec. 77. 55) a. a. D. §. 119 fg. Das Schreiben ist vom 8. Febr. 1652.

auch in diesem Sonderlichen suchen: *chi accetta paghi*, wer acceptirt hat, mag auch zahlen; denn wenn diese Regel nicht fast bleiben sollte, würde es ein gefährlich Aussehen bekommen und Niemand wüßte in noch außer Weisheit sich finden können.

— Denn Lieber, was wäre vom Scontro am Plage, vom Ab- und Zuschreiben, vom Debito und Credito, von Wechseln auf die Rittorni zu halten? Alles könnte annullirt werden und würde über Jahr und Tag, daß dieses oder jenes noch numeratae pecuniae nicht seine Richtigkeit erlangt, präsentirt werden."

Wie frei sahen wir in jenem Wechselverkehr den Präsentanten schalten über die Forderung. Die Rolle eines nur zum Einzuge bestellten Bevollmächtigten war es doch eigentlich gar nicht, die wir ihn dort spielen sahen; als Herr des Wechsels schien er vielmehr aufzutreten. — Sollte nun die Bedeutung des Accepts eine andere sein für Wechsel, welche von den Wessen aus auf die einzelnen Handelsplätze gegogen und dort, bei denen, die, von wo ganz anders gegogen, senk auf einem Handelsplätze acceptirt wurden? Ja in sehr vielen und vielleicht den meisten Wechseln, die von der Wesse aus gegogen wurden, war der, an den sie gestellt waren, recht eigentlich derselbe, mit dessen Valuta der Commissionaire dort das Geschäft gemacht hatte: überall, wo ein Capitalist Wechsel auf die Wesse kauft und Commissionen dem Präsentanten derselben theilt, von der Wesse aus ihm den Betrag in neuen Wechseln zu remittiren, oder da, wo ein Schuldner Geld gebraucht und es aufgenommen hatte gegen Wechsel, um den Betrag auf den Rückwechsel zu erhalten. — Indem der Wechselnehmer so bald das Wichtigste beim Abflusse des Wechselcontractes die Höhe der Valuta lieferte, trat die Bedeutung dessen, der mit dem Trassanten verhandelt und von ihm den Brief erhalten hatte, zurück⁵⁶⁾: indem es häufiger und häufiger wurde, daß der Trassant um des Credits seines Wechselgeschäfts willen, um den Ansehens eines verwahrlosten Geschäfts von sich fern zu halten, für die Theilnahme des Accepts bei den Rückwechseln längst vor Verfall zu stehen hatte — trat die des Präsentanten nur um so stärker hervor.

So ließ sich denn über die Frage, deren Beantwortung nach dem Obigen so leicht erschien, in welchen Personen beim Wechsel der Schwerpunkt liege, nicht unerheblich zweifeln. — In der That floßen wir hier

auf einen unter den italienischen Juristen äußerst lebhaft besprochene — ihren Kreis übrigens keineswegs ausschließlich angehörige — Controverse. Sie kommt namentlich in der Frage zu Tage, ob dem Präsentanten die Regressklage zukomme und wieweit Revocation der im Wechsel enthaltenen Mandate möglich sei.

In dem oberrwähnten Consilium des Baldus war es der Remittent, der Valutageber, welcher den Anspruch gegen den Trassanten erhob; aber schon damals war Streit, ob dieser Anspruch nicht vielmehr dem Präsentanten zustehe. Ein späterer Jurist Emerentius Straccha hat ein von den älteren Juristen viel citirten langen Tractatus vom Adjectus geschrieben. Darin findet sich⁵⁷⁾ auch ein besonderer Abschnitt unter der vielersprechenden Ueberschrift:

Literarum cambiorum expositio: et an expositus solutio in literis cambiorum censetur adjectus, seu magis principalis late disputatur.

Aber im Grunde findet man hier Nichts als eine Relation aus Baldus Consilium. — Nach den Umständen des einzelnen Falles sei zu bemessen, ob das Wechselgeschäft als ein gestum erscheine zu Gunsten eines Abwesenden, oder als ein gerendum durch einen Abwesenden zur Folge eines Mandats; ob nur die Zahlung am entfernten Orte die Veranlassung sei, einen Präsentanten zu benennen, da es gewiß sei, daß Letzterer bloß als Werkzeuge, als Procureator erscheine; wo dagegen principaliter der Wechselcontract geschlossen worden sei um des Abwesenden willen, da erscheine als Werkzeug und Procureator der Geber der Valuta und als der Hauptbetheiligte beim Wechselgeschäfte (*dominus negotii*) der, an den die Zahlung nach dem Wechsel geflohen solle. Im erstern Falle erscheine die Obligation im Valutageber begründet und auf seinen Andern übertragen, denn wer seinem eigenen Procureator versprechen lasse, lasse doch nur sich versprechen. Im Zweifel aber werde präsumirt, daß das Wechselgeschäft principaliter den betreffe, der das Geld zahle und das Jbede im eigenen Namen handle. — So weit Baldus, schließt Straccha seine Relation; dem ein Weiteres beizufügen, erscheine kaum möglich, so gelehrt habe er die Sache behandelt und er habe den Kaufmannsbereich verstanden⁵⁸⁾.

Aber doch, schließt Baldus selbst kein angeführtes Gutachten, worauf auch Scaccia, Angesichts der Schwierigkeit der Controverse, Bezug nimmt mit der eigenthümlichen Aufforderung an den Leser, *volve et revolve dicta in cerebro tuo!* — doch äußert Straccha nach einigen Zeilen selbst, allerdings bedürfe der Gegenstand einer eingehenden Behandlung, da er eine Tagesfrage bilde, aber er selbst will entschuldigt sein, weil zu sehr in Anspruch genommen durch die Geschäfte des Tages; er begnügt sich mit einer Reihe von Citaten, von denen Scaccia mit Recht sagt, sie würden besser weggelassen sein.

56) *Raph. de Turri* disp. 2. qu. 2. n. 3: „Contingit accipere, quod ille, qui curat celebrari cambium et literas ejusdem non sit dominus illius cambii, nec aibi fuerit stipulator, sed pro completo et interesse aliorum praedicta administraverit, et licet proprie non sit stipulator, tamen ei literae traduntur. Et hinc fit, quod licet nomen ipsius ponatur etiam in literis, ad denotandum scilicet personam, cum qua sunt contractus celebratus, potest tamen omitti et de facto etiam quandoque omittitur.“ — *Ibid.* n. 9: „Non raro apponitur etiam pretium, quo cambium praedictum fuit celebratum, quod tamen necessarium non est, cum eo omisso intelligitur de pretio justo et currenti unde de facto saepe omittitur.“

57) P. 773 der Ausg. n. 1375. 58) Baldus war in seiner Vaterstadt Perugia advocatus artis mercatorum, Handelsconsulent.

In Baldus' Sinne hatte sich übrigens ausgesprochen die Rota zu Genua, wie Scaccia hervorhebt⁵⁹⁾. In dem betreffenden Falle hatte Hieronymus, als Cessionar des Octavian, welchem Letzteren nach dem Wechsel die Zahlung zu geschehen hatte Nicolaus hatte die Rotala gegeben, gegen den Erben des Wechfels erzwunglich geklagt. Die Klage wurde abgewiesen aus einem doppelten Grunde; einmal weil gar Nichts feststehe über eine gültige Cession an Hieronymus seitens des Octavian, sodann aber auch, weil Octavian selbst gar nicht würde haben klagen können, da er ja nur als einfacher adjectus solutionis dasthe, während das ihm zu zahlende Geld dem Nicolaus gehöre, und mithin die Regel eingreife, daß Niemand mehr Rechte übertragen könne, als er selbst habe.

Doch aber fand dem gegenüber auch eine dem Klage-rechte des Präsentanten günstigere Auffassung ihre Vertreter. — Dafür ein Zeugniß einmal aus einem Kreise der Handelswelt, wo man es kaum zu finden erwarten sollte. — Unter dem Wenigen, was wir über das Wechselgeschäft bei Hartmann Vislori⁶⁰⁾ antreffen, findet sich doch ein Präjudiz, welches grade unsere Frage zum Gegenstande hat:

Heinrich G... hatte eine Geldsumme in Leipzig von Joh. K... erhalten und mittels darüber gegebener Tratte versprochen, es solle sein Bruder in Antwerpen diese Summe zahlen an Heinrich B... (den Präsentanten). Nun klagt Heinrich B... aus diesem Versprechen gegen den Trassanten, den Heinrich G..., und man hatte bezweifelt, berichte unser Schriftsteller, ob dem B... aus diesem Geschäfte gegen den G... irgendwelche Klage zustehe, habe doch zwischen ihnen kein Contract stattgefunden; welche Obligation bestehe also zwischen Beiden? Mehr als gewiß sei, daß man einem Dritten Nichts versprechen lassen könne. — Dennoch aber habe man zu Gunsten des Klägers entscheiden müssen, in Erwägung dessen, daß man hier mit einem kaufmännischen Geschäfte zu thun und also die Rücksichten der bona fides freier walten zu lassen habe. Gewicht wird gelegt darauf, daß Kläger den Wechselbrief, aus dem er klagt, trahirt erhalten habe von Joh. K..., die Tradition des Briefes gelte aber als Cession, worüber Schriftsteller citirt werden. Somit könne Kläger klagen aus dem Rechte des Joh. K... Aufsehnend mehr zur Colorirung wird auch darauf Bezug genommen, daß man seinem Gläubiger allerdings gültig versprechen lassen könne. — Nun erwidert freilich die Klage Nichts von einer Cession, auch Nichts davon, daß Kläger aus einem ererbten Rechte klagen wolle, oder auch darüber kam man hinweg mittels des nobile iudicis officium, eine Klage möglichst aufrecht zu erhalten, insbesondere in Rechtsfachen der Kaufleute, wo es sich ja nicht um die apices juris handle.

Gründlicher als wol alle seine Vorgänger behandelt Scaccia⁶¹⁾ unser Thema. Aus dem Anlaufe, den er

dabei nimmt, aus der Rube, die er sich gibt, die einzelnen Punkte und Fragen gehörig von einander gesondert zu halten — was ihm freilich nicht allenhalben gelingt — können wir entnehmen, von wie verschiedenen Seiten man die Frage bereits zum Gegenstande der Besprechung gemacht hatte. — Raphael de Turri gibt schon ein Zeugniß darüber, welche Autorität Scaccia's Darstellung gewonnen hatte⁶²⁾.

Scaccia spricht zunächst allgemein von dem Versprechen zu Gunsten eines Dritten; was er vom Wechsel später insbesondere sagt, scheint nur durch den Gegensatz verständlich. — Er stellt in den Vordergrund das Princip, einem Dritten könne man Nichts versprechen lassen. Ein künstliches Gebilde sei an sich die Obligation; Fiction aus Fiction häufen würde es heißen, wolle man die Handlung des einen, der jene ins Leben ruft, als die eines Andern fingiren. — Doch werden einzelne Ausnahmen hiervon angegeben, einige davon werden angeführt; auch die Bemerkung läuft mit unter, daß, wer zum Nutzen eines Andern Zahlung an diesen sich versprechen läßt, mit der Klage aus Mandat oder Geschäftsführung gehalten sein könne, dem Andern die Klage zu cediren. — Aus dem Principe aber die Folgerung: weil der Dritte, den der Stipulirende mit in die Obligation aufgenommen habe, dadurch nicht Gläubiger werden könne, aber doch ein Rechtsact in dem Sinne zu nehmen sei, wie er gültig sein könne, so müsse dieser Dritte gelten als Adiectus.

Lange verweilt der Jurist bei der Frage, ob der Adiectus klagen könne. Nein, lautet die Antwort; weil er eben nicht Gläubiger ist (quia generatum sine generante non datur). — Dies ist die Regel. — Selbst wenn er die Schrift in den Händen hat, die ihn als Adiectus benennt, selbst wenn er ein Interesse hat, daß an ihn die Zahlung geschehe: er kann nicht klagen im eigenen Namen; wol aber kann er es nach der gemeinen Meinung als Procurator, wenn er den Beweis führt, daß der Gläubiger ihm die Schrift trahirt habe. Die Tradition macht ihn zum Proceßmächtigen. — Ein Adiectus kann auch wegen Nichtzahlung nicht Protest erheben, ein Procurator dagegen kann es, muß es beziehentlich, um den Beweis seiner Diligenz zu liefern. — Die Limitationen der Regel, in welchen nun der Adiectus klagen kann, werden dann aufgezählt. Er kann es, heißt es da, wenn er Procurator ist, oder wenn er Cessionar (procurator in rem suam), oder wenn er gar Delegatar ist. Rücksichtlich der beiden letztern Fälle wird jedoch hierzu bemerkt, man befände sich dabei gar nicht mehr im Gebiete des Adiectus, sondern dem der Cession oder Delegation, die Form (forma adjectionis) sei daher genau zu prüfen⁶³⁾. — Ein Eritentisch fällt demnächst auf die zahlbar an den Gläubi-

62) Disp. 2. q. 7. n. 62 u. 63. 63) a. a. D. n. 54: „Seu quando esset ei cessae actiones — atque esset adiectus suo commodo — et multo magis quando esset ei facta delegatio: nam in his casibus non sumus in adjectione sed in cessione et delegatione: ideo diligenter est considerata forma adjectionis, non aut cessione, vel delegatio, vel alius contractus.“

59) Scaccia §. 2. gl. 7. n. 73. 60) Obser. 150. 61) §. 2. gl. 7.

ger, oder jeden Anderen, der sie präsentire, gestellten Urkunden: wer eine solche in den Händen habe, an den gelte die Tradition, welche die Kraft habe, aus dem Adiectus den Procurator zu machen, als geschähen; dies sei der Brauch, und Scaccia sucht ihn zu begründen damit, daß der Gläubiger dergleichen Urkunden sorgfältiger in Acht nehme, sobald der Gedanke, daß sie wider seinen Willen in fremde Hände gelangt sein könnten, hier zu fern liege.

Endlich, als eine weitere Beschränkung der erwähnten Regel, erscheint, was, das Hauptthema der Betrachtung ist⁶⁶⁾, der Wechselpräsident. Wenn der Schuldner, Traffant, schließlich in einem Dritten Aufschlag gibt, er solle zahlen dem im Wechsel Genannten, so kann Letzterer, wenn der Dritte nicht zahlt, nicht nur protestiren, sondern muß es auch, ja nach dem erhobenen Proteste kann er nach dem Ende der Wesse den Schuldner in seinem Forum belangen, Klage gegen ihn erheben, denn er gilt nicht als Adiectus, sondern als der Principalgläubiger, oder wenigstens als der ansehnlich zur Einschließung Provolmischigkeit. Auch wenn er keinen Advissobrief beibringt, ist in dem Vorhergehenden schon einmal bemerkt worden⁶⁷⁾, er kann nichtsdiebstelniger protestiren im Namen des Stipulatoris, des Valutagebers, ja er muß es.

Aber wenn nun von ihm ohne Weiteres gilt, wie Scaccia sagt: non habetur pro adjecto, sed pro principali creditore, ant kaltem pro legitimo procuratore ad exigendum, so drängt sich die Frage auf, wann denn das Eine und wann das Andere? Da wird allerdings dessen von Scaccia gedacht, daß im Wechsel ein Versprechen des Traffanten vorhanden sei, von dem der Brief nicht spreche, die Verpflichtung gegenüber dem Valutageber; dabei wird bemerkt gemacht, daß im Zweifel das Geschäft principaliter den betreffe, dem das Geld gehört, das da gezahlt werde, und der zum Zahlungsempfange Genannte als Procurator erscheine, auch im Zweifel Jeder contrahire im eigenen Namen; daneben aber denkt er auch der neuen Obligation zwischen Acceptanten und Präsentanten aus dem Accepte und dessen, daß bei Wechseln, welche von der Wesse aus gezogen würden, der Präsentant im Wechsel, wie wir oben erwähnten, als Eigenthümer des Geldes und des Wechselis erscheine und der, welcher den Wechsel auf der Wesse geschlossen, nur als sein Werkzeug (simplex minister), sobald man den Contract als für den absehbenden Dominus geschlossen oder wenigstens durch Ueberlieferung des Wechselbriebs eine Erfindung als geschähen annehmen könne.

Nach Allem scheint Scaccia jedoch nicht gemeint, ohne besondern Grund (des mit seinem Gelde geschlossenen Contractes wol etwa?) den Adiectus den Wechsel zuguerkennen. Unbeschadet jedoch der Wirkung der erfolgten Acceptation, vermöge deren der Acceptant dem Adiectus in der Waage zu zahlen gehalten sei, daß er dem Valutageber (dominus litterarum) gar nicht richtig zahlen

könne. In diesem Falle des Acceptis habe der Präsentant ein Klagerrecht erworben, Klage aus dem Accepte, aus eigenem Rechte („et sic potest agere nomine proprio et ita practiceatur“⁶⁸⁾).

In unmittelbarem Zusammenhange mit der obigen Darstellung⁶⁹⁾ finden wir die Frage in Betracht gezogen, ob das im Wechsel enthaltene Mandat zu zahlen rücksichtlich der Person dessen, dem die Zahlung geschähen solle, des Präsentanten, verwehrt sei. Die Antwort lautet vernünftig, wenn dieser Letztere genannt sei im beiderseitigen Interesse. Er erscheine dann als vertragsmäßiger Procurator; wäre er nur des Gläubigers wegen genannt, so würde dieser allerdings, jedoch nur re integrum, ihn widerrufen können; im Zweifel aber erscheine der Adiectus als des Schuldners wegen benannt. — So finden wir, eine einfache Folgerung nur, daß der Adiectus einen weiteren Adiectus nicht bestellen könne, bei Straccha: „quia certa persona est, a qua recedi non potest, quia certum conditionem habet stipulationi.“

Auch Raphael de Turri hat eine besondere Abhandlung unter der Ueberschrift:

quis praefertur in exsequendis tractis seu remissis: An ille, ad quem spectat ratione interesse, An ille, ad quem ratione curae et sollicitudinis⁷⁰⁾.

Er nimmt in unserer Frage allerdings einen ganz andern Standpunkt ein als die Vorrangwägen. Der neue Geist des Wechselrechts in seinem Widerspruch zur alten Adiectusweise verkündet sich hier, möchte man meinen, am lauteften. Ueber die Wichtigkeit jener ganzen Aufschaltung des Präsentanten als Adiectus, sagt dieser Schriftsteller, zweifle er stark⁷¹⁾. Zum Wesen des Adiectus gehöre alternative Zahlbarkeit, Adiectus könne man nur sein zu einer fremden Obligation; Nichts aber liege dem Wechsel so fern, als eine Zahlung alternativ „entweder dem Valutageber oder dem Präsentanten“⁷²⁾. Ja, wo entspreche denn aus dem Wechselbriebe eine Obligation des Traffanten vor der Acceptation, und wo wäre denn der Acceptant alternativ verpflichtet? Allerdings sei ganz richtig, was Scaccia von einem Adiectus bemerkt, daß Letzterer vom Schuldner, der nicht zahlen wolle, nicht fordern könne, gegen ihn keine Klage habe: wie passe aber dies dazu, daß man tagtäglich sehe, daß der Präsentant den Wechselbriebe protestirt und gegen den Acceptanten einlegt, im eigenen Namen protestirt und fragt: die tägliche Erfahrung widerlege die Annahme, daß er dies im fremden Namen thue. — Der Adiectus könne doch im eigenen Namen sein Constitutum schließen, ein solches ist nach des Autors emphatischer Darstellung das Accept: er könne nicht eine Novation vernehmen, und doch sehe man dergleichen durch den Präsentanten geschähen. — Man habe Letzteren vielmehr zu betrachten

66) a. a. D. n. 76.

67) a. a. D. n. 77 sq.

(68)

Disp. II. qu. 1. 69) a. a. D. n. 62 n. 63. „... licet vulgo tradant Doctores eum cui sit remissa per litteras cambii dici adjectum solutioni — de hoc ego valde dubito“ etc.

70)

Beigl. auch Disp. II. qu. 2. n. 13.

64) a. a. D. n. 67 sq.

65) a. a. D. n. 50 u. 51.

tant des Remittenten bloßer Bevollmächtigter wäre, weil es ihm solchenfalls keinen Schaden bringt; wessern er aber des Remittenten Creditor wäre und den Wechselbrief zu seinem selbstigen Nutzen einziehen solle, da könne der Acceptant damit nicht sich schützen, sondern er müsse Kraft der erfolgten Acceptation an den Präsentanten die Zahlung leisten, denn diesem sei er dergestalt obligat, daß er an Niemanden, auch nicht an den Remittenten selbst Zahlung leisten dürfe. — Königlich bezieht sich auf Heydiger; allein, es scheint, er hat in diesem seinen sichern Gewissmann.

Heydiger *) läßt den Wechselcontract wieder aufgehoben werden, mutuo dissensu; Einer allein vermöge ihn nicht aufzuheben ne quidam Principis rescriptio. Dabel sei aber auch die Limitation beizufügen, daß, wenn mutuo dissensu die Aufhebung stattfinden solle, res integra noch vorhanden sein müsse, denn außerdem werde noch ein Weiteres erfordert; die Zeugnahme auf Vode ergibt, daß Heydiger dabel namentlich an den Fall des bereits ausgehändigten Wechselbriefes oder der bereits gezahlten Valuta denkt. — Heydiger fährt aber fort: „bei dem Contracte dagegen, so in loco ad quem gesehen soll, ist zu merken, daß derselbe vom Trassierer mit Revocation seiner im Wechsel gegebenen Ordre gehindert und gestört werden könnte, wenn nämlich Valuta noch nicht bezahlt und der Wechsel noch nicht acceptirt worden. Wenn aber der Wechselbrief präsentiert und acceptirt ist, so ist unter dem Präsentanten und Acceptanten eine so starke Obligation, daß dieselbe durch anderweitige Ordre des Trassierers nicht dissolvirt werden kann, und zwar ist der Acceptant sogar präcise dem Präsentanten verobligirt, daß er auch Niemand als demselben, ja auch nicht dem Principale selbst die Zahlung thun darf.“ — Als Autorität hierfür Scaccia. Dennoch aber folgt ein Schlußsatz dahin: weichermaßen aber der Remittent seinen Commis zu widerrufen besugt sei, das zeigt Statut. Hamburg. Part. 2. Tit. 7. §. 11.

— Man könnte wol meinen, Heydiger habe — nachdem er so bestimmt ausgesprochen auf Scaccia's Autorität hin, daß Trassat nach dem Accepte dem Remittenten gar nicht mehr zahlen dürfe, daß auch wegen des Remittenten, nämlich wegen der nicht bezahlten Valuta, Trassat nach dem Accepte nicht mehr revociren könne — mehr an die Form gedacht, in welcher vor dem Accepte der Widerruf des Remittenten zu bewirken sei. Das Hamburger Statut verweist ihn diesfalls an den Trassanten etwas deutlicher noch als die oben angeführten Antwärtener Rechte und Gewohnheiten.

Sodern nun der Wechsel — sollten wir nach dem Allen meinen — mit seiner gewöhnlichen Personen-Vierzahl so wenig eine Marke gab über die Berechtigung des Präsentanten, konnte er in dessen Hand, so stark auch immer in der strengen Haftung der Schuldner die Garantien der Einlösung sein mochten, nicht als ein zur Circulation geeignetes Papier erscheinen. *

Wir sehen — wenn wir hindurch blicken wollen nach dem Bedürfnisse, welches in den obigen entgegen-gesetzten Auffassungen sich widerpiegelt — wie man einen Wechsel heben will, wo das Schwergewicht noch ruht in der Hand des Remittenten, ihm die Revocation selbst zuzustehen kann trotz des gelisteten Acceptes; wie man aber doch auch im Verkehr nach einem ganz andern Wechsel verlangt; an einen Wechsel sich gewöhnt, wo das Recht des Präsentanten ein selbständiges ist. Der Mangel eines äußeren Zeichens für diesen Unterschied wird um so empfindlicher werden, je mehr ohne ein solches dem Rechtsstreite Thür und Thor geöffnet ist. — Dem auf die Fortbildung des Wechselrechts aufschauenden Auge wird eine Marke Bedürfnis erscheinen, die hier sicher scheidet, oder doch dem Vorsichtigeren den sicheren Weg, den er zu wählen hat, gibt. — Aus der Zeit, wo wir das Indossament bereits im vollen Gange sehen, anticipiren wir, indem wir Phonsen reden lassen **):

„Wenn ein Wechselbrief direct an Jemand zu bezahlen gemacht ist, mag derjenige, vor dessen Rechnung die Partei remittirt worden, als welcher principallier Eigenthumsheer des Wechsel ist, die Commission, welche darin begriffen, daß an einen solchen Mann soll bezahlt werden, widerrufen, oder widerrufen lassen, wenn noch res integra und che solcher bei dem Acceptanten bezahlt ist.“

Auch das Mittel wird angegeben, vermöge dessen Acceptant sich aus allen Weirungen ziehen kann und Protest vermeiden können werden soll:

„ende den Acceptant is in soodanig geval gebouden de penningen te namtinsen, ten behoeve van den geenen, die bevonden sal werden daar toe gerechtigd te zyn, soo wanneer hy deselve van non — betaalinghe niet wil laaten protesteeren.“

Dann aber heiße es weiter im scharfen Gegensatze zu dem Vorigen:

„Wenn aber ein Wechselbrief an Ordre zu bezahlen gemacht ist, so macht der Remittent denjenigen, an dessen Ordre er den Wechselbrief zu bezahlen stellen läßt, absolut zum Herrn von demselben Wechselbriefe, und gibt ihm Macht, darüber zu disponiren, und Acceptant muß an denjenigen bezahlen, zu dessen Verschuldben inbessirt worden.“

So sehr wir den Werth der Marke **), die hier als Ordreverkauf das Eigentum am Wechsel kennzeichnet, zu schätzen wissen: daß man allenthalben in gleicher Stärke — auch da etwa, wo man für den Präsentanten ipso jure ebendiese Stellung als Eigenthümer, als Regel in Anspruch zu nehmen geneigt war — sie als Bedürfnis habe empfinden müssen, dies soll jedoch hier nicht gesagt sein.

*) Erklärung zum gründlichen Verstand des Wechselrechts. Cap. 14. §. 126.

**) a. a. D. Cap. 16. §. 6. 53) Vergl. auch Schwedisch Wechselrecht von 1671. Art. 14 (Königlein a. a. D. S. 604).

Es ist von Interesse, wie gleichzeitig mit dem Klingen nach der Festigkeit des Accepts, in Beziehung auf den Präsentanten die dabei wol eben leitenden Gedanken zu einer mächtigen Controverse, die anscheinend in Italien zuerst auftrat, ausschlugen darüber, ob nicht durch das geleistete Accept der Transsant sei werde, und ob im Accepte nicht eine Delegation zu erblicken sei. Obien es doch gar nicht mehr Ein Contractverhältniß zu sein, der Wechsel mit der selbständigen Obligation zwischen Acceptant und Präsentant. — Für die Befreiung des Transsanten, sagt Dea in seinem Tractate über die Gessen, habe man angeführt, daß nach Kaufmannsbrauch Acceptation Zahlungsfähigkeit verleihe. — Bei Scaccia finden wir aber die Annahme einer Befreiung des Transsanten durch das Accept verworfen; in einer Reihe von Entscheidungen der Rota zu Genua wird gegen sie entschieden. Der Grund, mit dem Scaccia ihr begegnet, ist: die Acceptation sei im Grunde doch kein neuer Contract zwischen Acceptanten und dem Gläubiger, an welchen die Zahlung zu geschehen habe, sondern vielmehr Theil des Wechselbriefcontractes (pars contractus litterarum cambii); der Gläubiger entsähe sich zufrieden gestellt mit dem Accepte nur unter der Voraussetzung, daß Zahlung wirklich erfolge. Sucht man das Accept, so thut man es nicht in der Absicht, sich mit dem Credit, den der Acceptant bietet, zu begnügen, sondern deshalb, damit Zahlung vom Transsanten nicht verweigert werden könne. — Da, wo Hugo Grotius seine *Introductio ad jurispr. Batav.* schrieb⁸⁴⁾, war es wol am leichtesten für die Nichtliberierung des Transsanten durch das Accept sich auszusprechen. Daß wir aber in einer ganzen Reihe älterer Wechselordnungen⁸⁵⁾ so ausdrücklich diese Nichtliberierung des Transsanten, die solidarische Haftung Beider, des Acceptanten und Transsanten, ausgesprochen finden, kann wol als Beleg dafür gelten, in wie weitem Umfange das Phänomen eingetreten war, was wir oben als eine Reigung des Schwerpunktes im Geschäft nach der Seite des Präsentanten hin bezeichneten.

II.

Das früheste Auftreten des Giro. — Die frühe Zeit in Literatur und Gesetzgebung in den ersten zwei Dritteln des 17. Jahrhunderts. — Giro und Real.

Als das älteste sichere Zeugnis über das Auftauchen des Wechselgiros betrachten man gewöhnlich das, was

84) *Alphons de Olen, Tractatus de cessionibus* (Genevae 1665.) tit. 7. qu. 3. n. 25: „Quia acceptatio de stylo mercatorum solutionis loco habetur.“ 85) *Seneca* §. 2. gl. 5. n. 322 sqq., vergl. auch *Reps. de Terri* disp. 11. qu. 16. n. 7 sqq. — Du Puits de la Serra hat noch ein Beispiel unter der Ueberschrift: „Si le tireur est libéré lorsque la lettre de change est acceptée.“ 86) Vergl. die betreffende Stelle bei Jo. Marquard. *De jure mercat. et comm.* Lib. II. cap. 15. n. 5. 67) Vergl. Münzberger Beschreibung von 1654. N. VIII (Königsten a. a. D. S. 351), Augsburgs Wechselordnung von 1665. III. (Königsten S. 319), Schwetitsch Wechselrecht von 1671. Art. 22 (Königsten S. 608), Dänisch-Norwegische Wechselordnung von 1681. Art. 11 (Königsten S. 616).

sich darüber in der Neapolitanischen Pragmatica vom 8. Nov. 1607. §. 14⁸⁶⁾ und wiederholt in der Pragmatica von 1617. §. 5⁸⁷⁾ findet. In der ersten heißt es a. a. D.:

„Da auch der Mißbrauch eingerissen ist, daß manche Wechselbriefe an Ordre gestellt werden und nicht bloß von dem Nehmer, sondern auch von dem Giratar weiter an Andere girirt werden; und da diese Verwilderung der Giro's zu vielen Unordnungen Anlaß gibt, so beschließen wir: daß von heute an alle Wechselbriefe, welche nach den Plätzen und Wessen dieses Königreichs an Ordre gestellt werden, nicht öfter als einmal girirt werden sollen, und es soll die Unterschrift des Giranten unten am Briefe von einem Notar bescheinigt werden, doch aber der Girant in der Haftung verbleiben.“

Biener (a. a. D. S. 85) bemerkt zu diesem Gesetze, es werde in ihm gesagt, daß es sehr gewöhnlich sei, die Wechsel zahlbar zu stellen, „al tale, o chi ordinerà.“ und bei diesen Wechseln komme der Mißbrauch vor, daß der, welcher durch das erste Giro einbezahlt sei, sich herausnehme, wieder an einen Andern zu giriren; daher werde verordnet, daß ein solcher Wechsel mehr nicht als einmal girirt werden dürfe. — Die einfache Erklärung der Entstehung des Indossamentes überhaupt erscheint ihm a. a. D. S. 87 folgender: Früher seien in der Regel vier Personen in dem Wechsel gewesen und der Wechselnehmer, der das Papier nicht selbst habe einzufassen, sondern einem Andern damit eine Rimeste habe machen wollen, habe daher vor der Ausfertigung den Präsentanten benennen müssen, auf welchen der Wechsel sojann gestellt worden sei. Dies sei unbedenklich gewesen, und so sei man darauf gekommen, den Präsentanten vorgeläufig nicht zu benennen und den Aussteller durch den Beisatz: an Ordre, bezeichnen zu lassen, daß er dem Nehmer freistelle, später den Präsentanten zu bestimmen. Daß diese Bestimmung auf den Rücken des Wechsels geschrieben worden sei, sei natürlich, weil es ein Supplement des Wechsels gewesen sei, welcher

88) Vergl. Bimmeri a. a. D. 2. Bd. Abth. 2. S. 41. fa. 1: „E percho col medesimo abuso si sogliono fare molte lettere di cambio pagabili, „al tale, o chi ordinerà,“ o poi girato una volta quello, che subentra, abusa ancor' egli grandemente ad altri, e da questa multiplicità di girate na nascono molti inconvenienti: Ordinarlo, e comandiamo, che da hoggi avanti tutte le lettere di cambio, che si faranno per le piazze e fiere del presente Regno pagabili al tale, o chi ordinerà, non si passano girar più, che una sola volta, facendo riconoscere la mano del girante da un Notaio, con farne fede sotto la lettera, restando però puro obbligato quello, chi gira.“ 89) Bimmeri a. a. D. S. 46: „Che le lettere di cambio, che si faranno per le piazze o fiere del presente Regno pagabili al tale, o chi ordinerà, non si passano girare più, che una sola volta, facendo riconoscere la mano del girante da un Notaio, con farne fede sotto la lettera, restando ancora obbligato quello, chi gira.“ (Alle Wechselbriefe, die auf inländische Plätze und Wessen gestellt sind und an Ordre lauten, sollen nicht öfter als einmal girirt werden können, und soll die Unterschrift des Giranten unten am Briefe von einem Notar bescheinigt werden, aber der Girant in der Haftung verbleiben.)

bisher gewöhnlich im Contexte den Namen des Präsentanten enthalten habe. — Ein solches erstes Indossament habe also nicht mehr geküßelt, als der ehemalige Wechsel, welcher den Präsentanten im Contexte benannte, und habe streng der im Wechsel dem Nehmer desittelten gegebenen Erlaubniß entsprochen. Nachdem dieses erste Giro erfinden worden, habe sich nachmalig der Gebrauch eingefunden, daß der Indossator weiter girirte, wos also über den alten Wechsel hinausgegangen sei und die oom Aussteller gegebene Vergünstigung überschritten habe. Daher die Gesetze, welche nur ein einziges Giro zu ließen. Indessen sei das Weitergiriren durchgedrungen. — Aus der durch die Indossanten ortsrichteten Reihe der Wechselverbindungen, sagt unser Autor später S. 88, seien weitläufige und schwierige Regreßverhältnisse hervorgegangen; da man aber sehr bald, z. B. schon Saavay, auf den richtigen Grundfah gekommen sei, daß das Indossament an sich dasselbe Geschäft sei, was die Ausstellung eines Wechselbriefes, woraus die solidare Verbindlichkeit der Indossanten folgte, so seien die rechtlichen Verhältnisse sehr bald klar geworden.

So Wiener. — Wir geben zu, daß in dieser Erklärung manches Wahre enthalten ist; gegen Einzelnes jedoch haben wir unsere Ausstellungen zu machen. Wir finden z. B. nicht in dem neapolitanischen Gesetze gesagt, daß es „sehr gewöhnlich“ sei, den Wechsel zu stellen an Dritte (zu einmaligem Giro), möchten vielmehr meinen, in den Worten des Gesetzes liege eher eine Mißbilligung jenes allerdings in Neapel aufkommenen Verfahrens. Zugelassen in der freien Weise, wie Wiener anzunehmen scheint, wurde dort selbst das erste Indossament ja keineswegs, sondern nur so, daß die Unterschrift des Giranten unten im Wechsel notariell zu beglaubigen war. Ferner finden wir in dem neapolitanischen Gesetze wenigstens Nichts davon, daß man das Giro auf den Rücken des Wechsels gesetzt habe. Vor Allem aber vermissen wir die Erklärung, wie, wenn jenes erste Indossament wirklich nur die durch den Wechsel offensichtliche Benennung des Präsentanten ersetzte, der Valutageber dazu kommt, als ein solcher angesehen zu werden, der gleich dem Präsentanten, gleich dem, der das Wechselgeschäft selbst geschlossen hat, haftet. Endlich drängt uns ansehend diese Erklärung, der Gedanke in ihr, daß es sich im Wesentlichen um eine Ergänzung des Wechsels durch Bezeichnung der Präsentanten im Giro handle, zu der Annahme hin, als die — wenn nicht notwendige — so doch als die natürliche Basis des Giro einen Wechsel mit einer Personendreiheit voraussetzenden, und doch geben die Wechselverbindungen Zeugniß, daß auch bei der Vierzahl der Personen im Geschäft Dreuekauf und Girirbarkeit ganz ebenso gut statthaben, wie in dem Wechsel, der nur den Valutageber, nicht den Präsentanten benannt⁹⁰⁾.

90) Recht deutlich zeigt das Vorkommen der Vierzahl im Wechsel neben der Dreuekaufzahl z. B. die Dänisch-Norwegische Wechselordnung von 1811. Art. 1: „Da zu einem Wechselbrief gemeinlich vier Personen gehören, nämlich A. derjenige, welcher den Wechselbrief ausstellt, zweitens B. derjenige, welcher den

Eine Erklärung, namentlich der Haftung des Giranten, dürfte hier etwas näher ins Auge zu fassen sein, da das neapolitanische Gesetz selbst für sie einiges Material zu enthalten scheint. — In Anknüpfung an dasselbe dürfte sich folgendes wol rechtfertigen lassen.

Auf die bedeutende Abweichung, welche mit dem Falle, wo dem Valutageber die Bezeichnung des Präsentanten überlassen ist, um mit Wiener zu reden, von selbst gegeben ist, im Gegenfah zu dem bisherigen Uusus, ist zunächst dabei das Augenmerk zu richten. — Soweit wir bisher den Wechsel vor Augen hatten — bei der oben beschriebenen Personendreiheit — soll der Trossat zahlen an den, welcher in der zur Legitimation des Zahlungsempfängers bestimmten Urkunde des Trossanten ihm von der eiaenen, doch in der Regel ihm wohlbekannten Hand des Trossanten bezeichnet, auch daneben ihm sogar im Wechselbrief des Trossanten angemeldet wird. — Hat er nur an diesen gezahlt, so ist er seines Anspruchs auf Reuebourse gegen den Trossanten sicher, gewiß des Liberationseffektes seiner Zahlung für den Trossanten. — Recht deutlich tritt uns z. B. die heilsame Einsicht des bisherigen Geschäftes in einem Rechtsfalle vor Augen, den wir bei Scaccia — und Legitier schrieb gerade um die Zeit jener neapolitanischen Gesetze, ihrem Geiste können seine Gründe nicht allzu fern stehen — mitgetheilt und beurtheilt finden⁹¹⁾. Ein Wechsel — dies ist der Fall — ist bei Ueberendung durch den Remittenten an den Präsentanten verloren gegangen und in die Hand eines Betrügers gefallen, welcher, sich für den im Wechsel benannten Präsentanten ausgebend, auch unter dessen fälschlich dabei gebrauchten Namen quittirend, die Wechselsumme bei dem Trossanten erheben hat. Remittent, sowie er erfährt, daß die abgehandelte Prima den Präsentanten nicht erreicht hat, schickt die zurückbehaltene Secunda an letzteren ein. Auf Vorliegen derselben weigert jedoch Trossat die Zahlung unter Bezugnahme auf die bereits eingießte Prima. Remittent nimmt nun den Trossanten darauf, er solle den Wechsel zahlen lassen oder mindestens die Valuta zurückgeben, in Anspruch. — Die Frage also ist, ob Trossat durch die Zahlung der Prima Seiten des Trossanten an den Betrüger für liberirt zu erachten sei. Dafür scheint zu sprechen, daß doch völlig im guten Glauben der Trossat die Prima eingießt hat, zu diesem guten Glauben auch

Weich des Wechsels bezahlt und ausgegeben hat, drittens C. derjenige, auf den der Wechsel gezogen ist, viertens D., an den der Wechsel bezahlt werden soll.“ Art. 12: „Wenn der Wechselbrief lautet an D. oder dessen Order zu bezahlen, so hat D. die Befugniß, dieselben zu transparenzen, er soll dann —“ auf den von dem Wechselbriefe schreiben: haben Sie für mich den Anhalt dieses Wechsels an K. dessen Weich von F. empfangen, welches D. mit seinem Namen unterschreibt, indem er das Datum hinzufügt.“ Art. 13: „Auf diese Weise sind nun sechs Personen beim Wechsel interressirt, und wenn derselbe protestirt wird, so hat F. seinen Regreß gegen D. und gegen C., wenn derselbe acceptirt hat, ebenso auch gegen A.“ (Einzigen a. a. D. S. 614 ff.). Weicht auf die Ordremanca sur le commerce von 1673. tit. V. Art. 1. jet. 23 bei Simmert 2. Bd. Abth. I. S. 29 f. — Phocosen a. a. D. Cap. 16. §. 6 u. 7. m.

91) z. B. 2. gl. 5. n. 340 seq.

anscheinend sehr wohl berechtigt gewesen ist; denn er hat ja davon ausgehen müssen, daß der Wechselbrief nicht in unrechte Hände gefallen sei; denselben nicht in unrechte Hände kommen lassen, verständig mit ihm umgehen, war die Sache des Remittenten. Allein Alles schlägt bei Scaccia die einfache Argumentation nieder, es passe nicht; Trossat vermöge nicht, sich darauf zu beziehen, daß er dem Inhaber des Wechsels (portatori literarum) gezahlt habe. Möchte auch, sagt Scaccia, ein Schuldner gerechtfertigt dastehen, wenn sein Gläubiger ihn angewiesen hat, er solle demjenigen zahlen, welcher ein bestimmtes Zeichen ihm bringen werde, dann, wenn er an den Ueberbringer dieses Zeichens zahlt; dies trifft hier nicht zu. Der Wechselbrief besagt, die Zahlung solle geschehen an Marcus (dies ist der Präsentant im betreffenden Falle), und durch Zahlung an einen Andern tritt daher keine Befreiung ein (ideo solvendo alteri non liberatur). Es steht daher fest, daß der Trossat die Grenzen des ihm erteilten Mandats nicht inne gehalten hat; er hat daher unrechtlich gezahlt (male solvit), er hat die gewöhnliche Diligenz nicht angewendet; denn der vorsichtige Kaufmann weiß oder muß wissen, daß Fälle dieser Art, wo der Wechsel in unrechte Hände gelangt, sich ereignen können. Ueber die Identität des zur Zahlung den Wechsel Präsentirenden mit dem in letzteren genannten Präsentanten hätte er sich vergewissern sollen. — So Scaccia.

Dieser sicheren Einsicht gegenüber — welche dem Trossaten getross und mit der Aussicht auf vollen Liquidationseffekt für den Trossanten an den von der ihm wohlbekannten Unterschrift des letzteren gedeckten und dabei zugleich vom Remittenten selbst benannten Präsentanten zahlen heißt — läßt der Fall, wo der Remittent durch Giro erst den Präsentanten benennen soll, eine Nehezähl von Möglichkeiten offen, welche die Sicherheit der Zahlung gefährden. Die Handhabung des Giranten ist dem Trossanten nicht aus einer Geschäftsverbindung bekannt, weniger noch gibt ein Wechselbrief des Remittenten einen Anhalt; und doch kann der Wechselbrief dem im Wechsel genannten Remittenten verloren gegangen, und so von einem Unbefugten mißbraucht worden sein. So er kann vom Trossanten gar nicht in die Hände des wahren Remittenten gelangt sein. Die durch den Trossanten erfolgte Zahlung des vom Trossanten in die Hände eines Unbefugten ergebenden, von letzterem mit falschem Giro versehenen Wechsels wird den Trossanten nicht schützen gegen die Ansprüche des wahren Remittenten, der vielleicht gar schon die Valuta für den bedungenen Wechsel gezahlt hat. — Wenn in dem Falle, wo das Giro erst den Präsentanten ergeben soll, Trossat im guten Glauben an den, der wirklich mit dem Girator identisch ist, zahlt — wenn letzterer auch immer durch ein falsches nicht von der Hand des wahren Remittenten herrührendes Giro auf den Wechsel gekommen ist, wird man da nicht mit vollem Rechte fragen können, sein guter Glaube müsse dem Trossaten zu statten kommen? Die Echtheit des Giro zu prüfen, könne ihm doch nicht angeschlossen sein.

In der That sehen wir auch, wie den angeordneten Gefahren unsrer neapolitanischen Gesetz zu begreifen sucht. Es erspart jene Prüfung der Echtheit, indem es notarielle Beglaubigung der Unterschrift des Giranten erfordert²²⁾; mit vorsorglicher Anknüpfung weiß es den Trossanten auf Gaudien hin. Da soll — nach dem Gesetzesparagraphe, welcher gleich dem vom Giro handelnden folgt — wenn Handlungsgebiener die Wechselbriefe, worauf Geld gegeben worden, abholen, dem Aussteller dieser Wechsel ein Empfangsschein vom Principale (dem Remittenten also), oder seinem Geschäftsführer unterschreiben, eingehändigt werden. — Wie erst damals der Blick gerichtet war auf die Gefahren, die aus dem Geschehen des Wechsels in falsche Hände entstehen könnten, beweugt eine weitere — übrigens nicht hierher gehörige — Vorschrift der Pragmatica vom 1617. §. 61²³⁾. Die schriftliche Anzeige, welche an die Geschäftsführer geschickt wird, um sie zu unterrichten, an wen die Wechsel zu stellen sind, sollen von dem Principale (dem Remittenten) oder seinem Geschäftsführer mit Bezeichnung des Namens und Namens unterschrieben werden, um jede Irrung zu vermeiden.

Aber warum soll nach jenen Gesetzen der Girant in der strengen Haftung verbleiben? — Diesem Gedanken läßt sich wohl in einer doppelten Weise näher kommen. Es scheint, wir haben zu bedenken, daß die besondere Cauteil, auf welcher Trossant hingewiesen wird, factisch doch immer nur ein Vorgang zwischen ihm und Remittenten ist, welcher zwischen ihnen constatirt, daß Alles unter ihnen in Ordnung sei. Zwei Andere aber erfahren davon Nichts, der Präsentant, der vielleicht sein Geld für den Wechsel zahlt, oder für eine Schuld den Wechsel in Zahlung nimmt, und der Trossat. — Warum soll, fragt man wohl billig, wenn etwa der Trossant nicht die Cauteil gebraucht hat, die das Gesetz ihm bei Aushändigung des Wechsels anweist, oder vielleicht trotz derselben getäuscht worden ist, warum soll außer Noththat auf den Trossanten, durch ihn auf den Trossanten, oder warum auf den Girator fallen, außer Nicht oder kleiden, was der, der da geist, ihnen — dem Trossanten, dem Girator — gegenüber thut? — Nicht ohne Grund wird man vielmehr sagen: dem Trossanten bürgt nicht mehr so absolet, wie bei der alten Form des Wechsels, die ihm wohlbekannte Unterschrift des Trossanten dafür, daß

²²⁾ Wegen eine von dieser Seite drohende Gefahr richtet sich die Cauteil bei Phoenen a. a. D. Cap. 16. §. 21.: „Wenn ein an Dreier zahlbar lautender Wechsel durch unterschiedliche Personen indolent ist, an ein Wechselstager durch den Acceptanten an den Inhaber der Wechselrechnung in der Wechselbank verzögert wird, so oberviert ein vorsichtiger Ueberwacher, daß er in seiner Disposition zur Abhandlung, dem Vorgehender oder legitimen Inhabers, für denjenigen, an welchen Dreier der Wechselbrief zu bezahlen gemacht ist, zu befehlen erörmet: p. B. der Wechsel lautet zu bezahlen an Dreier von D., durch D. indolent an Dreier von K., durch K. an Dreier von F., durch F. an Dreier von G. — daß er den Betrag abschneide an G. für D., denn also ist derjenige, der die Zahlung bekommt, obligirt für die Gültigkeit der Indolentia und für den Anspruch, den D. erheben könnte, zu stehen.“ — Brial, auch *De Pais de la Serra* a. a. D. chap. V. n. 21. p. 16. ²³⁾ Vgl. Bimmet a. a. D. S. 46.

der mittels Giro's sich Präsentirende und sich als mit dem Girator identisch Aufweisende — auf dessen Leistung hin er sich nach der Zahlung erholen will — die rechte Person sei. Was ihn dennoch auffordert, sich über alle Zweifel hinwegzusetzen, anzunehmen, daß zwischen Zieher und Remittent Alles in Ordnung sei: nichts Anderes ist es, als ganz dasselbe, was den Traffanten nach Vorchrift des Gesetzes sicher stellen soll: die Handschrift des Giranten — dessen Befehl („Ordre“) zu zahlen an den Girator. Der Girant muß es dem Traffanten gegenüber auf sich nehmen, daß zwischen ihm, als Remittenten, und dem Traffanten Alles in Ordnung sei. Er, der Girant, verlangt, daß man den Wechsel als sein betrachten solle, er gerirt sich als Eigenthümer. Allerdings soll Traffat seine Zahlung in bestimmter Weise in Rechnung stellen, nicht ihm, dem Giranten, sondern dem Traffanten (analog dem Falle des Traffirens auf fremde Rechnung); und nur diesen Weg, sich zu rembourfiren, würde der Bezogene gehen können, wenn er pure bezahlt, oder pure acceptirt hätte. Aber so wie der Traffant es als ein seinem Vortheile und seiner kaufmännischen Ehre entsprechendes Verfahren ansehen muß, wenn der Traffat oder auch ein Dritter davon absieht, daß ihm, dem Traffanten, die Sorge für Erhaltung seines Credits höher steht, als diese oder jene Art der in Rechnungsstellung der Wechselsumme, von welcher etwa der *Dispositif* redet, mit andern Worten, wenn der Traffat per honor di *letora* acceptirt oder zahlt, so muß Remittent in gleicher Weise es als gerechtfertigt, als seiner Intention gemäß, als ein *utile coemptum* anerkennen, wenn Traffat gar nicht mit dem Traffanten oder wenigstens auf die Frage, ob Alles zwischen ihm und dem Remittenten in Ordnung sei, sich einlassen will, acceptirt oder zahlt unter Protest per honor del Giro. — Verlangte der Girant aber zugleich nach einer andern Seite hin, daß man den Wechsel als sein betrachten solle dem Girator gegenüber: der die Valuta dafür ihm zahlte oder von seiner Forderung abrechnete, so dürfte dieser Letztere doch kaum schlechter bestellt werden können, als der dritte Interventent. Die Erklärung dieses Letztern, zu Ehren des Giranten eintreten zu wollen, würde überflüssig erscheinen im Munde dessen, der als Girator der Ordre des Giranten alle nur mögliche Ehre thatsächlich erwiesen, allen nur möglichen Credit ihr geschenkt hat. Ihn, im Gegentheile hienun, wenn er etwa den Wechsel in Zahlung nahm, auf die frühere Schuldforderung beschränken, das Giro als gar nicht gesehen rückwärts annehmen wollen, würde weder vom Standpunkte der Billigkeit noch von dem der kaufmännischen Ehre des Giranten aus gerechtfertigt erscheinen.

Von hier aus gesehen, würde rücksichtlich des Giranten ein eigenthümlicher Verpflichtungsgrund vorliegen. Nicht eigentlich ein Versprechen — ein Consens, bei welchem die Individuen beiderseitige Vermuthliche Intention auf gleiche Berücksichtigung Anspruch hätte, wie die ausdrücklich ausgesprochene und ihr im concreten Falle ebenso sorgsam nachzugehen wäre, wie letzterer —

sondern ein äußerlicher und formeller Act, das Begeben des Wechsels mittels der zur Begründung der Legitimation erforderlichen Schrift. Ein Act, dem das Gesetz der kaufmännischen Ehre seine ein für allemal gleiche Bedeutung beimißt (soll nicht durch ausdrücklichen Vorbehalt alle Garantiepflicht der Schrift entzogen wurde), dies würde als Grund der Regresspflicht anzusehen sein — ein selbstständiger Verpflichtungsgrund der Ausstellung der Tratte gegenüber. — *Esavary* — möchten wir im Gegenseite zu Wiener bemerkten — scheint sich einer Verschiedenheit des Grundes der Haftung des Traffanten und der Indossanten gar wol bewußt:

„Celui au profit duquel l'ordre est passé a pour debiteur l'accepteur et il a pour garans l'endosseur et le tireur; l'endosseur parceque c'est lui, qui lui a *négocié* la lettre, et le tireur parceque il en exerce les droits du dit endosseur, que la lettre sera payée et acquittée a son échéance.“ Parere XLII. p. 432.

Allein dieser Versuch einer Erklärung der Haftung des Giranten dürfte vielleicht, wenn auch überhäupt möglich und nicht ohne Vorgang, so doch etwas künstlich, die Herbeiziehung der Intervention zur Begründung der Haftung gegenüber dem Girator sogar, obwohl wir es ausgeben nicht eben gemeint sind, als ein unretines Element erscheinen können. — Die Worte der *Pragmatica*, der Girant solle in der Haftung verbleiben, deuten wol an, daß man schon vor ihr diese Haftung annahm. Unsere eigene Erklärung würde sie nur um so stärker fordern, je weniger der Traffant auf die notwendige Vorsicht, nicht ohne richtiges Empfangsbekenntniß den Wechsel aus den Händen zu geben, durch das Gesetz selbst hingewiesen war. Der Girant soll in der Haftung verbleiben trotz der notariellen Bescheinigung seiner Unterchrift: diese Bescheinigung mag ja, daß der Indossatar dem Indossanten gegenüber der Berechtigte sei, darthun, darüber, wie der Indossant selbst zu dem Wechsel gekommen sei, sagt sie Nichts; auch nicht, daß grad: der zirkirende R. N. derselbe R. N. sei, an dessen Ordre der Wechsel zahlbar gestellt ist — und hier zeigt sich, daß auch die Ordreclausal im Wechsel nicht hinreichenden Schutz gewährt. Das Verbleiben in der Haftung dürfte eben deshalb nach wie vor gerechtfertigt sein. — Das Gesetz spricht aber von dieser Haftung des Giranten als von etwas, was an sich ganz zweifellos erscheint. Hieran vielleicht dürfte sich eher ein Bedenken gegen eine künstliche Entwicklung derselben knüpfen lassen. Daher hier noch ein Weiteres, was zur Erklärung dieser Haftung zu führen scheint.

Auf den Ort müssen wir blicken, wo wir auf dem Wechsel das Giro finden. Es scheint nicht wahrscheinlich, daß, wie Wiener annimmt, es gleich Anfangs in der ungewöhnlichen Erscheinung, auf dem Rücken des Wechsels, aufgetreten sei. Schon im Kreise unseres geselligen Verkehrs erregt das Auffällige unser Bestreben, unser Vertrauen erregt es nicht. In der ceremoniösen Geschäftshof der Creditpapiere löst sich diese Wahrnehmung

hinreichend stark war, da gelang es ihm vielleicht unter denen, die in *advantio* waren, leichter einen Nehmer seines Wechsels zu finden, wenn Leute von notorischem Credit ihm ihr Aual unter seinen Wechsels gaben. Dies sei, sagt Raphael de Turri³⁾, ein sehr häufig vorkommendes Auskunftsmitel. Eine besondere Abhandlung⁴⁾ widmet er dieser eigenthümlichen Obligation, welche durch Mitunterschrift des Wechsels, gewöhnlich der Secunda oder Tertia desselben, erfolge und den Aualgeber gleich streng haften lasse wie den Principalschuldner, ohne daß ihm rücksichtlich des Letzteren die Rechtswohlthat der Vorauslagge, ja ohne daß ihm die Einreden, die sonst dem Bürgen aus der Person des Hauptschuldners zustehen, hier zur Seite ständen; nicht anders hier, als ob er mit seiner Unterschrift erklärt habe, er habe selbst den Wechsel geschlossen und sei daher aus demselben Schuldner: ja sogar ihn unverändert haften lasse, wenn die Hauptobligation nichtig, oder der Hauptschuldner eine nicht contractsfähige Person sei. — Vode a. a. D. thes. 12 folgt ihm in dieser Darstellung und Viele, welche Letzteren nachgeschrieben haben, theilen nur von dieser Art des Aual etwas mit. — Vode müht sich, für den Wegfall der Wohlthat der Vorauslagge in einem besondern kaufmännischen Interesse einen Erklärungsgrund zu finden, während Raphael de Turri der Nähe zu hocken scheint, die man sich mit einer Subsumtion dieser eigenthümlichen Verpflichtung aus dem Auale — ob *ad iussu*, ob *constitutum*, ob *mandatum* qualificatum, ob *error* oder *verpflichtung* — gebe, und auf die unzweifelhafte Bestimmung des genuerter Statuts sich bezieht und an der Schilderung der oberröhmten Selbstständigkeit der Verpflichtung sich genügen läßt.

Allein so vielfach auch Vode und seine Nachfolger den Raphael de Turri citiren: es scheint fast, als ob ihnen entgangen sei, daß nach Letzterem doch das Aual auf den Weissen auch in einer zweiten, seiner nächsten Intention nach ganz andern Richtung vergangen ist. In unmittelbarem Zusammenhange mit den Ausgleichen, zu welchen der Weisere die Gelegenheit bietet, ist bei Raphael de Turri davon die Rede⁵⁾. Gefragt wird, wie jene bekannten Aual sich unterscheiden von den Delegationen und warum, während durch Letztere — das *Secontro* scheint gemeint — eine Befreiung eintrete, durch sie eine solche nicht erfolge, wie ja solches ausdrücklich im Cap. 17 der Reformordnung bestimmt sei, wonach Alle, welche in der Aualreihe ständen („*per quos transseant avalum*“), solidarisch dem Gläubiger verpflichtet bleiben sollten.

Zum Verhältniße dessen reicht der Gedanke an den Bürgschaftsberuf des Aual nicht hin. Raphael de Turri verfaßt aber auch nicht, uns Näheres zu geben. — Ein Bankier hat sich auf der Messe zur Zeit der Negotiationen 1000 Scudi di Marche — dies ist die imaginäre Valuta, in welcher die Wechsel auf die Messe laufen — gegen Wechsel auf Genua verschafft zu einem

Cours von 100 Scudi di Marche gegen 120 Silber Scudi. Er hat sich also verpflichtet, gegen die ihm zu Gute kommenden 1000 Scudi auf der Messe eine Wechselzahlung von 1200 Silber Scudi in Genua, zahlbar daselbst bis Rückkehr von der Messe mittelst eines Ritornewechsels (in reditibus ejusdem feriae) zu effectuiren. Nun hat er aber einen Schuldner, der ihm zufällig eine grade eben solche Wechselzahlung in Genua zu leisten sich verpflichtet hat, und so sagt er denn seinem Gläubiger, dem Titius: den Wechselbrief über 1200 Scudi in Silber auf Genua, den ich dir zu geben habe, den soll dir für mich Cajus machen und Cajus, der dies auf sich nimmt, kann ein Gleiches dann wieder gegen rücksichtlich seines eigenen Schuldners, des Sempronius, und so fort und fort, bis man zu dem kommt, der endlich wirklich den Wechselbrief gibt, welcher Letztere von den mit ihrem Verschreiben in die Reihe Getretenen mit unterschrieben wird und dieselben als Aualgeber haften läßt. — Diese Darstellung erklärt, warum der Aualgeber dem Gläubiger haften, als ob er selbst der sei, welcher den Wechselbrief gemacht hat. Ex nexu hat ihn der Gläubiger ja keineswegs gelassen, indem er sich die Ausstellung des Wechsels durch einen Andern gefallen ließ; es würde Letzters vielmehr gegen die Intention des Geschäfts sein; bedient man sich doch, sagt Raphael de Turri, gar häufig dieses Weges, wenn man nicht ausreichend starken Credit ist, und die in *advantio* Befindlichen die Wechsel, die man anbietet, nicht nehmen wollen. Daß auch nach seiner Ansicht für das Aual, als Bürgschaft, die originäre Gestalt das Aual in der Form der eben erwähnten Anweisungen sei, dafür spricht wol, daß er an einem Orte (Disp. II, qu. 1. n. 34 u. 35), wo er von der Bürgschaft redet, dennoch Cap. 17 der Reformordnung citirt.

In der That dürfte nicht ohne Interesse sein, einen vergleichenden Blick hier auf Giro und Aual zu thun. — Schon eine äußere Ähnlichkeit reizt unsere Aufmerksamkeit, die nämlich, daß, wie heutzutage das Giro factisch bald einmal vorkommt als wirkliche Uebertragung eines Wechsels, bald einmal so, daß nur eine Bürgschaft in verkappeter Gestalt eigentlich intendirt wurde⁶⁾, ganz dieselbe Doppelbedeutung sich wiederfindet hier bei dem eben geschilderten Auale. — Durch das Aual ferner werden Wechselbriefe erspart; all die verschiedenen Aualgeber correspondiren nicht mit dem Trostaten, sorgen nicht für die Deckung, nur wer den Wechsel wirklich ausstellt, der hat mit Advissobrief und Deckung zu thun. Und so ist es doch auch bei unsern Giranten; mit Recht hebt Sperander hervor, daß durch das Giro Wechselbriefe zu machen erspart werde⁷⁾. Man kann weiter sagen, bei beiderlei Verpflichtung, Aual und Giro, ist die strenge Haftung eines jeden Einzelnen in der Reihe materiell eine selbständige, formell ein für alle gleich durch

99) Disp. 2. qu. 1. n. 34 u. 35.

1) Disp. 1. qu. 17.

2) Disp. 2. qu. 20. n. 8 sqq.

3) Vergl. über die häufige Verkommenheit, wo das wohlangeordnete Handelsbau: dem Aualer — einem unbedeutenderen Regentianen etwa — „ein Giro gibt“, den Wechsel des Schüßlings „unter seinem Giro laufen läßt.“ — Einert a. a. D. S. 135 ff. 4) a. a. D. S. 56 ff.

die formelle Gültigkeit des Wechsels bedingte. — Kommt es zur Geltendmachung der Haftung von dem Avals, so findet ein Zurückgehen statt, auf ein Geschäft, das hinter dem Wechsel liegt, ein „Regres“ u.

Allerdings ist der äußere Vergang, in welchem sich bei Bildung der Aval- und Girorreihe Versprechen der Wechselzahlung an Versprechen reist, in verschiedener. Der Aval geht abwärts; wer eine Wechselzahlung übernommen hat, läßt als Gläubiger seinen Schuldner, dieser letztere wieder als Gläubiger den eigenen Schuldner in die Wechselverpflichtung zu dem Gläubiger eintreten. Das Giro dagegen läuft anscheinend aufwärts. Ich, sagt der Schuldner, indem er dem neuen Nehmer den Wechsel gibt, ich zugleich will, vermöge meines Giro's, so angesehen werden, als ob ich den Wechsel gemacht hätte. Die Avalreihe entbehrt fobann, bei ihrer Bildung wenigstens, eines äußeren Trägers, der zeigt, wie da Einer dem Andern gegenüber eine Wechselzahlung zu derselben Zeit in gleicher Summe nach demselben Orte hin übernommen hat. Die Reihe der Avalgeber muß bereits vor Ausstellung des Wechsels sich gebildet haben; ohne besondere Hilfsmittel wird sich ihre Bildung factisch nur auf einen Verkehr — wie wir ihn auf den italienischen Messen finden — unter Gegenwärtigen beschränken müssen. Der Girorreihe dagegen kommt zu ihrer Bildung der Weiterlauf von Ausstellung des Wechsels bis zu dessen Verkauf zu staten. Das Datum der einzelnen Giro's wird in der Regel hier schon eine beruhigende Auskunft darüber geben, in welchem successiven Verhältnisse die einzelnen Wechselgeber zu einander stehen. Besser freilich now wird für solch sichere Auskunft gesorgt sein, wenn es in Gang kommt, daß man die Giro nicht unter den Wechsel setzt, wo der geringe Raum sie leicht neben einander zu stehen kommen lassen kann, sondern auf den schmalem Rücken, der ja, grade weil so schmal, so trefflich geeignet ist, überschichtlich darzustellen, wie sich auf ihm Giro an Giro gereiht hat. — Allein trotz aller dieser und anderweitig äußeren Verschiedenheiten bleibt die Frage berechtigt, ob und wiewfern dem Bewußtsein der Verkehrsmittel die Verpflichtung des einzelnen aus dem Giro einer — aus dem Avals andererseits eine andere oder eine zumindest analoge erscheinen müsse? Sie bleibt um so mehr berechtigt, je mehr das Verhältniß des Kassaten als solchen zum Kassanten, die Deckung beziehentlich Remboursierung des Ersteren außer dem Wechsel liegt, und namentlich die Verpflichtung der Wechselgeber den Wechselnehmern gegenüber unberührt läßt. Wel eine Erinnerung an unser oben geschildertes Aval ist es, wenn wir in dem Munde kaufmännischer Autoritäten das Giro gradezu Aval genannt finden.

Wir schlagen Paul Jacob Warperger's Neu eröffnetes Kaufmanns-Magazin (ed. 4. von 1765) auf und finden s. v. Indosso:

„Indosso sonst Aval — französisch endossement genannt: wenn derjenige, dem ein Wechsel zu Gute gestellt ist, solchen an einen Andern bezahlen läßt

und zu dem Ende die Ueberweisung auf den Rücken des Wechsels setzt.“

Wir wenden uns zu Sperander *) und finden einen Abschnitt unter der Marginalie „*Avallo* oder *Indosso*.“ Dieser Abschnitt hebt an damit, daß das Indossiren eine sehr bequeme Invention sei: „ein Wechselbrief, der an den Geber der Valuta oder Ordre gestellt ist, könne unterschiedliche Male verhandelt werden; denn der Commis avalsirt oder indossirt solchen an einen Andern oder Commis; von diesem empfängt er dann seine ausgegebene Valuta mit Nutzen wieder; dieser Commis macht es also mit einem Dritten u. s. f.“ — Darauf ist von der strengen Haftung der Indossirenden die Rede; zum Schlusse von dem Nutzen des Indossirens. Da heißt es: „aus dem Concurrenz, so in solchen avalsirt- und indossirt-ten Wechselbriefen etliche unterschiedliche Wechsel haben, erhält die Commedität und Bequemlichkeit, welche ein so gestellter Wechselbrief mit sich bringt, denn damit werden viel Wechselbriefe zu machen gehort, auch unterschiedliche durch etliche Personen geschlossene Wechsel, jedoch in einer Summe, bestehen in einem Wechselbriefe, und solch ein Wechselbrief kann über mehr Städte gesandt und verhandelt werden.“ — Identisch draucht also auch Sperander für das Indosso, das er uns in seiner Circulation schildert, den Ausdruck Aval.

Savary dagegen hat das Aval anscheinend nur immer vor Augen, wie es als Bürgschaft vorkommt, wenn er — wezu übrigens doch wiederholt die Veranlassung ihm wird — gegen eine Verwechselung von Aval und Indossament (Ordre) zu kämpfen hat. Er theilt uns mit, daß durch das Aval — in seinem Sinne nämlich — und die dadurch beabstufte außergewöhnliche Stützung des Credits, was damit bewirkt werde, nicht erreicht werde, vielmehr das Aval dem Credits viel als schädlich erwirken habe und daher, wo es vorkomme, unter eine Wechseltheorie sich zu flüchten pflege. — Par. XIV. Tom. II. p. 221.

Interessant ist für uns Parero XLIII. Tom. II. p. 441. Es wird uns unten noch näher beschäftigt. Hier daraus dies. Ein Kaufmann hat seinem Commissionair Baaren zum Verkaufe geschickt. Der Käufer derselben gibt einen eigenen Wechsel über die Kaufsumme, zahlbar an die Ordre des Commissionairs. Letzterer indossirt denselben — durch Indossament auf dem Rücken ganz in der gewöhnlichen Form — an die Ordre seines Committenten, dieser indossirt weiter. Da macht nun hinterher der Aussteller des Wechsels bankrott, der Committent wird flüchtig und der letzte Nehmer nimmt den Regres an den Commissionair. Letzterer weigert jedoch die Zahlung, indem er zu seiner Vertheidigung vorbringt, „que l'ordre qu'il a mis au dos du dit billet n'est point un aval;“ er habe nur als Commissionair gehan-

5) a. a. D. S. 55.

6) Parero XIV. Tom. II. p. 221. — Dasselbe ist auch bei der Rede davon, daß das Aval häufig von den Mätern zur Gleichterung der Regocierung der Wechsel gegeben werde.

delt; Regreß könne man auf ihn nicht nehmen, da er nur als einfacher Mandatar oder Procurator daselbe. — Der Gegner antwortet freilich, daß er doch das Indossament auf den Rücken des Wechsels und den Wechsel darin zahlbar gestellt habe an seinen Committenten oder Erbre, und diesen Letztern ermächtigt habe, darüber zu disponiren zu Gunsten eines Dritten. Deshalb habe er Garantie zu leisten. Damit behält dann auch der Kläger in der Hauptsache Recht. Vermöge seines Indossaments muß der Committent zahlen: „la raison est, qu'au moyen de ces mots, „pour moi payer a Jacques“ (dies ist der Committent) ou à son ordre“ il a rendu le dit billet négociable dans le Public.“ Savary verfaumt nicht gegen den gebrauchten Ausdruck „Aval“ seinen Tadel auszusprechen. Aval sei verschieden vom Indossament in Form und Intention. In Wahrheit sei das Aval eine Bürgschaft dem, welchem es gegeben wird, und bei Erbrewechselfen seinen Nachmännern gegenüber. Auf dem Rücken des Wechsels würde es lauten: „pour aval“ und darunter die Unterschrift des Avalgebers. Das verpflichtende Wort Aval besage das „faire valoir“, so daß der Geber des Brises und der des Avals solidarisches garantiefähig sein (en sorte que celui, qui a fait la lettre de change ou billet, et celui, qui a fait son aval, sont obligés solidairement à la garantie).

Doch genug hier vom Aval. Wir werden es unten, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach wiederfinden — und zwar in Uebung in Beziehung auf Orte, wo das Giro verboten ist; werden dort auch noch etwas deutlicher das, was wir über die Circulation der Baluta mittels des Avals sagten, machen können. — Beiläufig sei hier nur noch die Bemerkung eingeflochten, daß, wenn man davon ausgeht, für die verpflichtende Kraft des Giro sei, ursprünglich wenigstens, der Ort, an welchem es im Wechsel gestanden, nicht ohne Bedeutung gewesen, dieser Ort — unter dem Wechsel — nicht der geeignete erscheinen konnte für ein Giro, welches gar nicht eine Haftung des Giranten, nicht eine Veräußerung des Wechsels enthalten sollte, sondern nur ein Mandat, eine Legitimation des Giranten zum Einzuge des Wechsels für Rechnung des Giranten. Für letzteres war der passendere Platz daher der Rücken des Wechsels. Der Ausdruck Indossament schlechthin, in der Bedeutung von Procuratindossament, wie er in französischem Sprachgebrauche sich wol findet⁸⁾, dürfte daraus sich erklären. Je mehr nun aber die eigentlichen Giren sich vervielfachten, der Platz unter dem Wechsel nicht mehr ausdrückte, der Werth einer klaren Uebersicht ihrer successiven Aufeinanderfolge bei einer Zeichnung auf dem Rücken des Wechsels sich geltend machte, desto natürlicher, daß man auch das eigentliche Giro, sobald dessen verpflichtende Kraft hinreichend im Bewußtsein des Verkehrenden, auf den Rücken des Wechsels zu setzen sich gewöhnte. Dann mußte es aber freilich auf ein Unterscheidungszeichen desselben vom Procuratindossament ankom-

men, je mehr etwa⁹⁾ letzteres als eine besondere Form der Legitimation bereits sich eingebürgert hatte. — Die Form mußte über erstens dem Nehmer und Trassanten die erforderliche Auskunft geben, die Form, welche zeigte, daß Indossant in Veräußerung des Wechsels sich als Eigenthümer geriet habe. — Andererseits liegt hier auch noch eine andere Bemerkung recht nahe: daß, so lange es namentlich das Uebliche war, unter den Wechsel die eigentlichen Giren zu setzen, bei Gestaltung mehrfacher Girirung das Blanco giro der Erbsind aller Ordnung war. Denn wie sollte man bei einem mehrfachen Giro dieser Art, wenn etwa eins neben dem andern oder neben andern ausgefüllten Giren stand, die Succession in der Reihe der Giranten aus dem Wechsel erkennen. Daraus dürften genugsam die Wechselordnungen sich erklären lassen, die, wie z. B. die Leipziger von 1682 und viele andere, indem sie die vielfältige Girirung gestatten, gleichwohl das Blanco giro gänzlich abgeschafft wissen wollen und dem Giranten zur Pflicht machen, das Giro völlig, wie es sich gebührt, auch mit ausdrücklicher Benennung der Zeit, wann es geschrieben worden, zu compleiren.

Schon oben — um nun zurückzukehren zu dem, was von dem frühesten Zeugnisse über das Vorkommen des Giro zu sagen ist — haben wir angedeutet, daß nach der Ansicht einiger das Giro bereits in einer viel früheren Zeit, als die gewöhnliche Meinung annimmt, und befunden sein soll. — In Ott Ruland's Handlungsbuch¹⁰⁾, also in der Mitte des 15. Jahrh. schon, wo dieser — Obz eines bedeutenden ulmer Handlungsbauers — lebte, soll dergleichen zu finden sein. — Wir vermöchten unsrerseits nicht, uns von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen. Die Stelle¹¹⁾, auf welche man sich beruft, lautet:

„Item das ich geschick hab- pcy dem Cunrat Kemmlin 700 ungrisch und duggaten und 77. gulden ungrisch und duggaten; die hat der Kemmlin von Lucas Welser euphloch zu Venedig. — dt dem Griessinger von Ulm 500 von daz Peter Merlins wegen, unde me 250 duggaten ausgerichtet dem Griessinger von daz Conrat Ungelters wegen von Ulm.“

Wir sehen nicht, was hiermit über das Indossament bemerkt sein soll. Ein Fall vielleicht dürfte verliegen, wo Lucas Welser in Venedig trafte hätte auf Cunrat Kemmlin für Rechnung des Ott Ruland; nämlich einen Wechsel von 500 Dukaten: den hat Cunrat Kemmlin bezahlt an Griessinger als Präsentanten des Peter Merlin, des Valutaagbers; einen andern von 250 Dukaten an denselben Präsentanten, aber hier als Präsentanten des Conrat Ungelter. Vielleicht aber auch, daß der eine Wechsel zahlbar gestellt war an Peter Merlin, der andere an Ungelter, und beide dem Cunrat Kemmlin —

8) Wir bedienen uns nicht ohne Absicht des relativen Ausdrucks. 9) Zu finden in der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, I. No., herausgegeben von Hafler. 10) a. a. D. 5. (Seite 8 des Buches selbst).

7) Wiener a. a. D. p. 86 f. Du Pals a. a. D. chap. IV. n. 11. p. 9.

etwa im Contro — überwiefen an den Brieflinger von Ulm. Der Kuland vergleicht nun in seinem Buche, daß er den Betrag an Kemmlin eingeschickt habe¹¹⁾. — Auch an die Figur eines (bei Kemmlin) domicilirten Wechseln würde sich denken lassen, wenn man diesfalls nicht vielmehr seine historische Bedeutung hätte. (Vergl. indessen Augsburger Wechselordnung von 1463 Art. 10 bei Königen a. a. D. S. 320.) — Was nun die Annahme, zu der Kuland's Zeit sei das Giro bereits im Gange gewesen, als unstatthaft erscheinen lassen will, ist namentlich dessen Handelsbuch selbst. Fast überall, wo er über eine Forderung einen Brief erhalten hat, sagt er — es möge einmal zugerechnet sein, daß dabei wirklich immer von einem Wechselbriefe die Rede sei — „von dem habe er einen Brief“, dagegen sagt er nie, daß er auch einmal einen solchen Brief veräußert habe. So öfters (S. 2, 3, 4, 6, 7, 10, 12 u. a. a. D. m.) gibt das Handelsbuch sogar den Aufwenderobergehalt an, wo der Brief liegt. 3. B. in einem stülhül, d. h. in einem Kasse des wirts zu Frankfurt befinden sich dergleichen Briefe nebst anderen wichtigen Papieren¹²⁾.

Bei Lorenz Nider im Handelsbuche (im Drucke erscheinend Nürnberg 1788.) soll nach einer neueren Behauptung¹³⁾ das Indossament sich auf allen Blättern beifolgt finden. Wir haben dieses kleine Buch nicht vor uns gehabt; allein das wenigstens, worin der Beweis des Giro enthalten sein soll, scheint und letzteren nicht zu liefern. „Ganz zuwiderläßig“ soll auf das Indossament hindurken die Formel „von N. N. wegen“; sie scheint aber für diese Operation übliche ursprüngliche Formel zu sein. — Wir möchten das Rechte und daher mehr noch das Erstere durchaus bezweifeln, obwohl wir zugaben, daß jene Form recht füglich für das Verhältniß des Präsentanten im Wechsel zum Valutageber in ihm gebraucht werden kann; aber selbst, daß sie hierfür irgend gerade zur bestimmten Formel geworden, läßt sich wohl nicht behaupten. — In der Darstellung des Contro, die wir oben aus Königen mittheilen, weiß der Gläu-

biger den Schuldner an, er solle „seintwegen“ zahlen dem Dritten¹⁴⁾. — Auch gelegentlich einer Tratte auf fremde Rechnung dürfte dieselbe Formel von N. N. wegen recht füglich ihre Anwendung finden. Sollte dieselbe nicht in diesem letzteren Sinne sich angewendet finden in der Stelle, welche als Hauptberechtigt, für das Vorkommen des Indossaments schon bei Lorenz Nider, und angeführt wird?

„— und schribb also gen Florenz, oder Rom, ob man Wechsel gen Neaples von *seintwegen* auf sich nehme, dasz sie es zalen, und das gelt darnach wider zu Wechseln auß zu Venedig nemen, so wölle er's auch auszrichen.“¹⁵⁾

Wir können zwar hier nicht über den Sinn eines vollständig mitgetheilten, auch uns in seinem weiteren Zusammenhange nicht vorliegenden Satzes rechten; allein nach dem, was uns mitgetheilt vorliegt, konnte doch auch hier nichts Anderes gesagt sein, als — schrieb nach Florenz oder Rom, ob man Wechsel auf Neapel auf seine Rechnung gezogen (etwa durch eine dortige Com-mandite) benützen lassen wolle und durch einen auf ihn gerichteten, in Venedig zahlbaren Wechsel sich rembour-siren wolle u. s. w.

Ersuchen wir aber in Verlesendem von der Tratte auf fremde Rechnung, so mag man uns deshalb keineswegs eines Anachronismus zeihen. Es scheint vielmehr ein solches Transfieren vor Auskommen des Indossaments eine sehr gewöhnliche Erscheinung gewesen zu sein, um so gewöhnlicher vielleicht, als die damit in Verbindung stehende Vernehmung der notwendigen Correspondenz im persönlichen Verkehr auf der Waise u. s. w., auf welchen man vorausgewisse bingewiesene war, minder fühlbar war. Dergegenwärtigen wir uns nur, daß bei diesem Transfieren, sofern dabei der Schuldner (A.) seinen Gläubiger B. anzu ist, zu transfieren, auf seine Rechnung eine Erparung von Barzahlungen erzielt wird eben so wie bei dem Indossament; indem A. B. das, was er-reicht wird, wenn A. transfirt, auf X. an die Ordre sei-nes Gläubigers, des Remittenten B., und letzterer dann indossirt an die Ordre eines Gläubigers C., sich auch erreichen läßt, wenn B., der Weisung des C. ent-sprechend, auf X. an die Ordre des C. fue R. ummang und A. transfirt — vorausgesetzt natürlich, daß dann X.

11) Häufig bemerkt (Vergleiche S. IX.) in Bezug auf die obige Stelle: — „ebenso kommt das Indossament und Quieren — schon vor denn mit einem zu Venedig ausgestellten Wechsel von 777 Ungarischen Dukaten (von Lucas Weiser empfohlen zu Venedig) zahlt Dit Kuland durch einen Guncat Kemmlin die Forderungen jener ulmer Häuser („von des Peter Merlina wegen“ und „von des Conratz Ungelers wegen“) mit je 500 und 250 Du-katen an einen Barkern, beschreiben den Ulm.“ — Klarer steht über die oberrheinische Stelle Art. 122 in dem Aufsatze: Ueber Ursprung und Entstehnisse der Wechsel- und Wechselrecht (Pro-gramm der Handelslehranstalt zu Weing vom Jahre 1855. S. 45). Nach ihm hätte Dit Kuland die Zahlung, welche er an Weiser in Venedig zu machen hatte (1), durch Kemmlin, der durch ein Schreiben, einen Wechselbrief (empfohlen), von Weiser beauftragt war, die Summe für ihn in Empfang zu nehmen (1), befozt. — Aber selbst daraus folgt unseres Erachtens für uns noch gar Nichts für die Anwendung des Giro. 12) Hier die Accuratheit im Schilde Dit Kuland's gibt er selbst ein sprechendes Zeugniß; a. a. D. S. 6 (Seite 11 des Buchs) schreibt er: „Item und noch so stner, hat mit dem obgeschriebnen gekauft; bleibt mir ach 10 gulden rheinisch und vierhülft puter nother, zolln uf die beurlauben nechtelkündig; Ich ach des nother vergessen (1).“ Vergl. auch p. 17 ff. 13) Krenz a. a. D. S. 46.

14) Bei Lorenz Nider a. a. D. S. 34: „Nemle das an Kapitt einen Wechselbriefe anspicet: — Kapitt merkt vor, die Gelder, so im Wechselbriefe enthalten, wären nicht sein, sondern gehörten dem Fremi, er solle sie des Personi wegen nur ein-nehmen und wieder auszahlen.“ u. s. w. — Ist wol ein directer Betrag dafür gegeben, wie die in Rede stehende Formel zur Be-zeichnung des Präsentanten im Wechsel gebraucht wird. — Ver-gleiche, wo Dit Kuland dies von meinetwegen braucht, liegt eine Veranlassung vor, an die liberzählung eines Wechselbriefes zu denken, vergl. p. 12, 17, 21, 31, 32; es wird zwar nie im natürlichen Vorlesinne (s. B.: Item daran hat mir mein vetter geben mit der zering die er gen Lamezhut und auch unnot von meinetwegen tun hat etc.) bei ihm angewendet, weilnähers nicht als eine auf ein bestimmtes Verhältniß beschränkte rechtliche Formel. 15) Krenz a. a. D. S. 45.

pure acceptiert. — Denken wir an das, was bei dem alten Wechsel nicht ungeröhnlich war, daß der Valutageber ihn stellen ließ an seinen Gläubiger (D.), so würde ein Wechsel, gezogen von B. für Rechnung des A. auf X. Valuta von C. zahlbar an D., vertreten eine Tratte, gezogen von A. auf X. an die Ordre des B., von B. girirt an C., von C. an D.).

Grolmann in seiner Dissertation über das Indossament behauptet nicht unbedeutlich (Cap. II. §. 1), das Hamburger Statut vom Jahre 1603 habe in seiner Disposition, daß es nicht verboten sei, daß in Kaufhandlungen der Eine des Andern Handschriften umsetzen, in Bezahlung erben und übertragen möge¹⁶⁾, den Transport der Wechselbriefe vor Augen. Aber auch dies möchten wir bezweifeln. Es dürfte namentlich in Hinblick auf andere deutsche Particularrechte die Annahme näher liegen, daß es mehr auf das aus der Lex Anastasiana der Gesinnung von Forderungsrechten entzogen stehende Hinderniß abgesehen gewesen sei¹⁷⁾. Grolmann's Annahme erscheint namentlich bedenklich, wenn man den oben bereits allegirten Art. 11 jenes Statutes¹⁸⁾ ins Auge faßt und ihn vergleicht mit der entsprechenden Bestimmung der Hamburger Wechselordnung von 1711 Art. 35¹⁹⁾. Dasselbst ist davon die Rede, in wiefern der Valutageber die Weisung, an den im Wechsel genannten Präsentanten zu zahlen, widerrufen könne. Das Statut von 1603 verstatte den Widerruf, so lange nicht Präsentant, daß ihm der Wechselbrief gehöre, dardun kann. Die Wechselordnung von 1711 ebenfalls, jedoch unter einer weiteren sehr wichtigen Beschränkung, welche aus den Eingangsworten hervorgeht:

„Es mag auch derjenige, der die Summe oder die Pfennige, so in dem Wechsel erwehnt, ausgezahlt hat, da solcher Wechsel ohne Ordre gelautet, als Herr des Wechsels die darin begriffene Commissionen re integra widerrufen, oder widerrufen lassen durch denjenigen, der den Wechselbrief geschrieben“ u. s. w.

Die Worte: „da solcher Wechsel ohne Ordre gelautet,“ sind in den Art. 11 des frühern Statutes eingeschaltet worden, und dies doch wohl nur in Rücksicht auf das — innitrits in Gang gekommene — Indossament²⁰⁾.

16) Beral. §. 2. Über dieses Transfirt auf fremde Rechnung *Francisc. Huralt Consilia* (Frankfurt 1574). Cap. 39; dafelbst auch die Erklärung des habeltlichen Ausdrucks „*scilicet supra di voi*“; acceptiert, zahle supra te ipsum, d. h. Du sei die Gefahr, überstimm die Gefahr, indem Du es nicht mit in Rechnung zu stellen, sondern einen Andern als Deinen Schuldner anzusehen sollst. 17) P. I. tit. 12. Art. 3. 18) Beral. Marquard. De jure mercat. Lib. II. cap. 15. 19) P. II. tit. 7. Art. 11 (Königlein §. 379). 20) Königlein §. 390.

21) Uebrigens spricht das Statut von 1603 a. a. D. Art. 9 vom Transporte des Wechselbriefes: „allein nur — und grade dies dürfte bezeichnend sein — in dem Falle der Intervention zu Obren dessen, welcher den Wechselbrief ausgegeben hat, der Intervention, wenn er die Zahlung erhaben und durch Transport den Wechselbrief empfangen, hat die action „gegen den debitum, vor demselben die Bezahlung widerzusuchen“ (Königlein §. 379).

Ein hübscher Beleg für den Stand des deutschen Wechselrechts zur Zeit, wo Lorenz Meber sein Handelsbuch schrieb, ist es übrigens, wenn uns aus ihm mitgetheilt wird²²⁾, wie er letzteres zu publiciren veranlaßt worden sei. Seine Freunde hätten ihn oft gebeten, etwas über den Handel durch den Druck zu veröffentlichen, „besonders etwas dretter vorbergehenden Künsten, so bißher noch nie an den Tag kommen und von Niemand biß auf die Stund klerlich durch den Trud an den Tag gegeben worden.“ Meber rühmt sich dabei, daß er viel in der Arithmetik, „vornehmlich aber in der Coss“ und welschen Practica²³⁾ von seinem Vater, der ebenfalls Kaufmann gewesen, gelernt habe. — Würde es etwa einer Rechtfertigung bedürfen, weshalb wir in dem vorigen Abschnitt so vorzugsweise den Blick auf Italien gerichtet haben, dieses unmittelbare Zeugnis eines deutschen Kaufmanns — Meber war Bürger zu Nürnberg — würde jenen liefern. — Ein Herr von technischen Ausdrücken unserer Handlungswissenschaften, italienischen Ursprungs, würde außerdem uns zu Gebote stehen. Auch Andreas Lefter, wie oben bemerkt Bankier zu Hamburg, seiner Zeit in Wechselfachen eine bedeutende Autorität, würde uns seine Unterstützung nicht verlagen. Hoffe er doch, nachdem er darüber, daß der Wechsel alsbald zum Accepte verzulegen sei, von vielen Plätzen befallige Gutachten eingeholt hat, auf die Zustimmung seiner Gegner, vorzugsweise unter Berufung auf das Gutachten aus Venedig, weil ja in Wechselfachen aus Italien, „altes dieselben am scharfsinnigsten verfertigt und excultet werden.“ vornehmlich judicia einzubringen seien, auch hierunter Venedig vor die hohe Schule zu respectiren §. 78. Er belobt die leipziger Kaufleute, „die in ihrem Gutachten beständig erweisen, quod sint et artifices in arte et periti in jure cambiorum, auch daß sie von den Italienern zu lernen sich nicht schämen, wo ihnen etwas die angebrechene Liebe zur Willigkeit nicht selbst genugames Licht gäbe“ (S. 17).

Diejenigen, welche ein so frühes Vorkommen des Indossaments mit so viel Sicherheit behaupten, auf Ott Ruland's und Meber's Zeit schon es juruckdatiren, möchten wir verweisen auf das, was wir oben gelegentlich über Ausbildung des Wechselcourses bemerkt haben, namentlich aber sie einladen, mit uns einen Blick in die Literatur des 17. Jahrs. zu thun.

Scaccia und Raphael de Turri, alle Beide, bemerkt Wiener²⁴⁾, wissen von Indossament noch Nichts. — Rücksichtlich des Scaccia glauben wir dies wol unterschreiben zu müssen. Rücksichtlich des Raphael de Turri haben wir wenigstens anzugeben, daß er trotz der Genauigkeit, mit der er die einzelnsten Gestaltungen des Wechselrechts beobachtet, trotz einer staunenswerthen Kenntniss mercantiler Operationen, die er verrätth (s. B. wo

22) Urenz a. a. D. §. 43. 23) Wol eher gehend auf das „il costo“, s. B. bei Scaccia §. 1. q. l. n. 428 h. i. ist merces (nämlich die des Bankiers) seu lucrum solet esse quinque pro centenario, ut vulgariter dici solet „il costo.“ als, wie Urenz meint, auf Costumi, d. h. die Handelsgebräuche. 24) a. a. D. §. 85.

er von den Mitteln redet, die Course auf den Messen zu drücken), doch kein ausdrückliches Wort für das Indossament hat. Was uns rücksichtlich der Behauptung, daß er noch Nichts vom Indossament gewußt habe, bedenkenlich machen könnte, ist ein zuweilen allerdings recht vorsichtig gewählter allgemeiner Ausdruck, fast als ob er seinen Eracat schreiben wollte auch mit für Pläze, wo, wie in Neapel etwa, die verzinste Gestalt des Giro vorkomme, so daß es in der That den Späteren möglich gewesen ist, gelegentlich einer Behandlung des Giro auch auf die Autorität Raphael de Turri's sich zu beziehen. So drückt er sich z. B., wo er von der Zahlung des Tassaten unter Protest spricht, rücksichtlich dorer, gegen welche er erhoben werde, geklärtlich recht allgemein aus²⁵⁾. Nicht bloß gegen den Bieher finde der Negreß des Interveniencien statt, sondern gegen Alle, welche der fragliche Wechsel in irgendeiner Weise betreffe („contra alios quoscuque ad quos spectat quovismodo cambium“, heiße es im Protest), obwohl, bemerkt er dabei allerdings, der Executivweg nur gegen den Geber des Wechsels (antorem litterarum) statfindet, gegen die Uebrigen nicht die gleiche Strenge. Bei diesen letzteren — den Uebrigen — denkt er aber doch vorzugsweise wenigstens an die, aus deren Rechnung der Wechsel gezogen ist²⁶⁾. — Auch der Verwobung dürfte zu gedenken sein, welche er gegen Scaccia's Darstellung einlegt, sofern nach ihr der Remittent immer als Gläubiger dasche. Scaccia sei hier vorsichtig zu lesen, der Remittent könne recht wohl Schuldner des Präsentanten sein, sei es sogar meistrus²⁷⁾. — Auf vergleichende Punkte aufmerksam zu machen, veräumen seine teutschen Vorebrer, Bede²⁸⁾ und Martin Vogt²⁹⁾, nicht. So bemerkt unter andern Letzterer zu dem über den Remittenten so eben Gesagten sein beifälliges: „et ego ratione usque fori edoctus libenter subscribo.“

Auch Bede, sagt Bietter³⁰⁾ unter Verweisung auf Fremery, hat dem Indossament noch keine Spur. Allein hier müssen wir noch bedenkenlich sein, unsern Beitritt zu erklären als bei Raphael de Turri. Das Schweigen von Bede würde nach dem Charakter seines Buches übrigens nicht allzu viel zu sagen haben. Sein Hauptverdienst scheint uns, daß, wie man auch bereits früher gar wohl erkannt hat, von vielem Vortrefflichen, was sich namentlich bei Raphael de Turri findet, er das Wesentlichste kurz und übersichtlich, darnach auch mitunter etwas klarer als sein Vorbild zusammengefaßt hat, überhaupt gelesenes Material gut geordnet in Fülle dem Leser an die Hand gibt. Den Raphael de Turri — am reichsten ist sein Buch ausgestattet mit Citaten aus ihm — unsern Landsleuten zugänglicher gemacht zu haben, ist ihm vielleicht zu danken³¹⁾. — Merkwürdig

ist es doch, daß z. B. Du Puid de la Serra a. a. D. zwar außerordentlich viel Citate aus Scaccia hat, aus Raphael de Turri aber gar keine; während man bei teutschen Schriftstellern und den spätern Italianern den Letzteren wol öfter citirt findet als den Erstern.

So schlechtthin behaupten, bei Bede finde sich vom Indossament noch keine Spur, möchten wir namentlich von einer Stelle nicht, in der er übrigens auf seinen gewöhnlichen Gewährsmann, den Raphael de Turri, einmal sich nicht bezieht. — Es ist in ihr (thes. IV. n. B.) gesagt, wie bei andern Contracten mehr Personen an die Stelle der einen Partei treten könnten, so könne auch beim Wechselcontracte eine Verbindung mehrerer die Stelle der einen (obligirten oder berechtigten) Partei vertreten. Eine Reihe Pandektenstellen wird nun citirt, welche z. B. von der Correalobligation handeln, und zwar nicht bloß von der passiven, sondern auch der activen. Citirt wird fr. 17. D. Depos. welche Stelle von der solidarischen Berechtigung mehr Deponten gegenüber dem Scaucher redet, und daneben namentlich der Schluß des fr. 36. D. de conflit. et demonstr., welcher lautet:

„In eo vero quod uni sub conditione legatum est sciendi ex accedenti conditio non debet et omnis numerus eorum, qui in locum eius substatuuntur, pro singulari persona habendus est.“

Von einer Substitution mehrerer Berechtigten ist also hier die Rede; und was will wol unser Schriftsteller damit sagen? Wir werden sehr bald darauf zurückkommen.

Ein eigenthümliches Zeichen der Zeit aber ist und bleibt es jedenfalls, wenn man den Raphael de Turri preist wegen seines Wechseltractates als einen vir profunde doctus — veral. eben — und den Mathias Bede wegen seiner Dissertation rühmt als den omnium mercatorum doctissimus³²⁾ — und dieser Letztere selbst von der höchsten Vollendung und Verfeinerung, welche das Wechselgeschäft durch die Praxis der Kaufleute erlangt habe, reden kann (thes. 3), ohne daß man bei ihm oder bei dem Raphael de Turri irgend ausdrücklich das Giro auch nur genannt findet. — Eine ganze Reihe von zum Theil weit spätern Schriften haben wir noch gelesen, welche, obwohl vom Wechselrechte überhaupt handelnd, dennoch über das Indossament ein tiefes Schweigen beobachten. So z. B. Daniel Flesch in seiner im J. 1652 (unter Jac. Wolff's Präsidium gehaltenen) Disputation, seiner David Friesleben in seinem Discursus de spinocissima difficultatibus cambiorum materia (Praes. Ad. Struven.) vom Jahre 1662. Selbst August Cadesreuter in seiner Dissertation: De cambio (gewöhnlich citirt unter des Disputationspräses P. J. Romanus Namen) vom Jahre 1668 gehört (wie eine kleine verstreute Andeutung abgesehen, über welche unten)

25) Vergl. z. B. Analdus de Analdus, De comercio et mercatura. 1698. Disc. 79. n. 8 uq., gelegentlich der Intervention zu Ehren der Gianten. 26) Disp. 11. qu. 12. n. 33 uq. und qu. 2. n. 21. 27) Disp. I. qu. I. n. 33. 28) Vergl. z. B. thes. VIII. n. B. Ciche auch thes. IX. n. B. n. 29) a. a. D. V. 8. 75. 30) a. a. D. 8. 85. 31) Wir möchten allgemein von Bede gelten lassen, was Heydiger a. a. D.

32) 45 gelegentlich einmal äußert: „Man kann von solcher Trag befehen Bede de camb. etc., aller er zwar kurz, aber zugleich nervos davon handelt und zu weitem Nachschlagen Anlass ertheilt.“

33) Cambialia. (Hamburg 1712.)

bierher; Enoch Pottet nicht minder (Disput. de cambiis Praes. Stephan. le Moyne). Dieser letztere hat sogar im J. 1710 noch Nichts vom Indossament, liefert aber damit wol nach Inhalt seines Schriftchens nur dafür einen Pécunia, daß es zu seiner Zeit etwas so recht leicht Verständliches, leicht Angangliches über das Indossament in der Literatur noch nicht gab. — In der besser und sorgfamer als manche verglichen akademische Gelegenheitschriften geschriebenen Dissertation Conrad Lübben's (Praes. Benedict. Carpovz, unter dessen Namen in der Regel auch citirt) vom Jahre 1677 dagegen wird dem Indossament von 61 theses doch wenigstens eine einzige gewidmet, freilich von 34 Quartaften kaum das Drittel einer einzigen. — Strödt³³⁾ in der mehr angeführten Dissertation über das Wechselaccept von 1848 enthält zwar schon ein klein Wenig mehr darüber. Abgesehen von der Auffassung steht, daß der Wechsel seinen natürlichen Beruf finde im Circuliren, das verräth wol hinreichend ein Zug: ein Rath, den er gibt, über welchen heute der Kaufmann wol nicht wenig lachen würde, wenn er ihm von einem Juristen gegeben würde. Als eine gute Cautele — sogar elegans cautela! — empfiehlt er, „dem Trassanten die Person des Präsentanten zu beschreiben an Alter, Kleidung, Person, Gestalt, Farbe oder nach andern absonderlichen Kennzeichen, die er an seinem Etienne habe, oder aber ein gewisses unter ihnen bestimmtes Wort, welches der Präsentant zu sagen habe, überbringen zu lassen u. s. w.“).

Anlangend nun diejenigen Schriftsteller, welche in der Zeit, die wir im Auge haben, auch vom Indossament handeln und insbesondere ihre Auffassung des neuen Ankommnisses, so dürfte als einer der frühesten wol Johann Theodor Sprenger zu nennen sein (Kurze Wechselpractica. Frankfurt 1622 in 12.^{te}). Einen der frühesten glauben wir in ihm vermuthen zu können nach den Citaten, die wir bei Späteren gefunden haben. Den Letzteren beschränken sich sogar einige darauf zu bemerken, daß der Wechsel zuweilen aditator gestellt werde an den Präsentanten oder Gemissh unter Bezugnahme auf Sprenger. Wir haben dessen erwäntes Schriftchen allerdings nicht selbst zu erlangen vermocht, glauben aber in dem, was Strödt (a. a. D. Cap. 3. §. 17) und Heydiger (a. a. D. S. 313) übereinstimmend, obwohl anscheinend jeder selbständig aus der Quelle schöpfend (wie die verschiedenen Citirart bezeugt) mittheilen, das Wesentlichste zu haben, was sich bei Sprenger über das Indossament findet.

Derselbe sagt: „daß je zuweilen entweder der Präsentant allein in den Wechselbrief gesetzt, oder ihn ein

Gemissh subordinirt und untergeordnet werde, welcher alsdann entweder in individuo mit Namen genannt, oder insgemein mit dem Namen Gemissh bedeutet werde. Als z. B.: Etjo oder Adriano seinen Gemissh geliebe dem Herrn zu zahlen, aliquo Adriano als Gemissh mit Namen genannt wird: Und dann „Etjo oder seinem Gemissh, oder wenn er ordiniren wird“ geliebe dem Herrn zu zahlen u. s. w.: also der Gemissh nicht mit Namen genannt wird, sondern nur insgemein bedeutet ist. Welches alsdann den Effect hat, daß im Falle der Gemissh mit Namen genannt ist, derselbe keine Specialvollmacht zur Einhebung des Geldes bedarf. Da aber der Gemissh nicht mit Namen genannt wird, muß der Gemissh eine Specialvollmacht ad exigendum zeigen.“ — So haben wir denn hier eine Substitution, die Subordination eines Gemissh zum Präsentanten im Wechsel beschreiblich durch sociale Vollmacht in Verbindung mit der Ordreclausel. — Sollte dies etwa die Substitution sein, über welche Bede nach dem Obigen nur mit gelehrten Citaten hinwegzuweisen für gut fand? Es scheint uns nicht unwahrscheinlich.

Ein späterer Schriftsteller freilich, Brand, in seinen Instit. jur. camb. lib. I. sect. I. tit. 7. §. 6 n. a. glaubt, indem er von den an Ordre gestellten Wechselbriefen (ita conceptis ut non modo certae personae sed etiam ejus „cessionarius“ solvenda sunt) redet, in Sprenger's Darstellung eine bloße Meinung desselben zu finden. — Allein uns scheint, nach der Autorität Heydiger's und Strödt's muß an diese Auffassung Brand's außer dem beschreibenden Charakter der Sprenger'schen Darstellung ihre machen das, was wir sogar in einigen späteren Wechselordnungen finden. — Die Frage ist nur zu beantworten, was diese Substitution im Wechsel soll, welche, vorausgesetzt die Ordreclausel, durch eine Specialvollmacht ersetzt werden kann; oder richtiger, vermöge deren durch Letzteres, Ordreclausel und Vollmacht, ein im Wechsel nicht mit Namen Genannter in das Verhältniß des Präsentanten im Wechsel selbst treten kann: denn nach Sprenger soll der mittelst Vollmacht und Ordreclausel hinzutretende dem im Wechsel genannten Substituten gleichstehen, wie ja auch nach Bede Präsentant und seine Substituten für Eine Person gelten sollen. — Wäre etwa nach dieser Auffassung in der Ordreclausel eine Ermächtigung zur Verankerung des Wechsels zu erblicken? Zu sie drast Brand. — Sprenger's Darstellung scheint eine andere Antwort zu geben und zeigt wol recht deutlich, wie sehr man sich dabei muß, die Kraft dieser Clausel für die früheste Zeit des Indossaments zu überschauen: sie bildet vielmehr nur den Gegenstoß zum Adiectus. Keiglich als eine Abweichung von der alten unquemen Adiectivtheorie, oder besser vielleicht von der dieser üblichere Stellung des Wechsels schiedlich bin auf eine bestimmte im Wechsel benannte Person, scheint es, haben wir sie zunächst anzusehen. Was Raphael de Turri³⁴⁾ sagt, der Volutageber, unser heut-

33) Als Verfasser ist auf dem Titel genannt Doc. Höpner, doch pflegt sie allgemein unter Strödt's, der als Disputationis-prüfer ebenfalls genannt ist, Namen citirt zu werden, findet sich auch in dessen gesammelten Werken.

34) Cap. 4. §. 6. — Bezug wird allerdings dabei genommen auf Savari; aber, soviel wir sehen, empfiehlt dieser verglichen für den Creditbrief, nicht für den Wechsel. — Daß aber selbst Brand in seinen Instit. jur. camb. lib. I. sect. I. tit. 7. §. 6 eine Beschreibung des Präsentanten, als gewissem im Wechselbrief vorkommend, erwähnt, kann Wunder nicht sein.

35) Cambialis p. 3.

36) Disp. II. qu. 2. pr. und n. B. Hae literae (cambii)

tiger Remittent, ist nur dann dem Wechsel zum Accepte vorzulegen befugt, wenn er ihn an sich selbst zahlbar hat stellen lassen, außerdem würde seine Präsentation wirkungslos sein: dies muß zu Hülfe genommen werden, um die materielle Bedeutung jener Clausel für die damalige Zeit richtig zu messen. Ist es doch schon eine größere Bequemlichkeit, die dem Valutageber eingeräumt wird, wenn ihm nach Ausstellung des Wechsels noch der Entschluß offen bleibt, ob er selbst zum Accepte, zur Zahlung präsentiren, oder durch einen Andern den durch Indossament zu Benennenden präsentiren lassen will: beziehentlich auch schon eine Abweichung von der alten Einfachheit, wenn der Wechsel selbst mehrere Präsentanten hat, und so dem Remittenten unter ihnen wenigstens noch freie Wahl läßt. — Grade dieser Uebergang Schritt für Schritt vom alten Actus zu einer Wechselform derselben im Wechsel, von da aus zum Indossator hat, meinen wir, ein besonderes Interesse.

Vom Gesichtspunkte des Actus mit vielfacher Berufung auf Scaccia — dieser war ja damals vielleicht die Epoche machende Autorität — handelt Sprenger wie ein weiterer Citat bei Heydiger aus zeigt³⁷⁾, vom Präsentanten. Wenn derselbe, bemerkt er, z. B. insolvent wird, wenn er seinen status verändert, soll eo ipso die Commission entstehen: dafür Pönbellenstellen. Daraus sogar bei Sprenger das Weitere, wenn der Commis ein Factor wäre und die Factori ihm abgenommen wird, so kann selchem ebenso wenig gezahlt werden: „quum mater status (!)“³⁸⁾ — In der That ein eigenthümliches Zeichen, wie die Grundzüge der italienischen Schule dem trübsinnigen Schriftsteller nicht recht passen wollen in seinen Verlehn. — Der rechte Mann, dem gezahlt wird, heißt es zuvor, ist entweder der, welcher auf Wechsel gegeben, „als praesentans“, oder sein Commis; außer denen wird keinem Andern recht gezahlt. Es sei denn, fügt Sprenger jedoch bei, daß Acceptant einen Andern für den Präsentanten oder seinen Commis bona fide ansehe, und auf Scaccia wird bei diesem letzteren Satz Bezug genommen. — Allein da kann sich denn doch Heydiger der Bemerkung nicht enthalten, rückfichtlich des zuletzt behaupteten Satzes müsse der allegirte Scaccia — dessen oben von uns mitgetheiltes Notum ist gemeint — besser am citirten Orte — also er kurzlich und artlich von dieser Sache handle — nach gesehen werden.

Es erachtet aber Heydiger noch für nothwendig, dem aus Sprenger Mitgetheilten Folgendes beizufügen³⁹⁾. — Zu merken sei noch, daß die Vollmacht oder Ordre, den Wechsel zu empfangen, jeweil auf den Rücken des Wechsels geschrieben werde, welches man indossiren nenne⁴⁰⁾. — „Es pflegt solches — fährt er fort — ge-

meinlich also zu geschehen, daß nämlich der Remittent auf dem Rücken des Wechsels für einige Zeilen Spatium läßt und seinen Namen alsdann schreibt zu dem Ende, damit derjenige, dem der Wechsel zugewendet wird, in das geöffnete Spatium den Namen des Präsentanten einschreiben könne.“

Also in der Gestalt des Blancoindossaments begegnet uns hier jene angebliche Vollmacht ad exigendum. — Man bedenke nun aber, wieh praktischer Gebrauch von solchem Indossament sich machen läßt, wie dem Gläubiger z. B., dem der Wechsel in Zahlung zugesendet wird, vermöge desselben offen bleibt, ob er sich selbst, als Präsentanten oder die Namenskraft des Indossanten sehen, oder, ohne sich mit der Einhebung des Wechsels zu befassen, einem Andern, der letztere bequemer hat, den Wechsel überlassen will, wie überhaupt so der Wechsel factisch zu einer Circulation geringschaffter wird in der freien Weise eines Papiers au porteur: der Miß, der in die alte Auffassung, in die Beschränkung des Wechsels auf eine bestimmte Personenzahl schon durch die Zulassung eines einzigen Indossaments geschehen ist, liegt in seiner vollen Breite vor. Doch aber die Absicht des Ausstellers ist es scheinend gar nicht, die zu solcher Circulation den Wechsel schuf, die Art der offen gelassenen Ergänzung des Wechsels nur ist es, die sie ermöglichte.

Wir können uns nicht wundern, bei Heydiger nach dem Obigen noch einen weiteren Zusatz zu finden, den, daß das Indossament, welches oben geschildert worden, nicht jeder Zeit eine schlechte Procura sei, sondern es geschehe gewöhnlich vermittle desselben eine Cession, und werde alsdann der Actus procurator in rem suam. Dem schließt auch Strep sich an, nachdem auch er das Vorkommen des Blancoindossaments ganz ebenso wie Heydiger beschrieben hat. Bezeichnend ist bei ihm, daß ihm das Wort Commis gleichbedeutend ist mit getreuem Briefinsolvent (habeam detentorem seu possessorem cambii denotat), ohne daß er jedoch die Nothwendigkeit der schriftlichen Uebertragungsform — außer beim Blancoindossament — extra leugnete. — Wenn nun so Einer dem Andern, fährt Heydiger fort, die Eintreibung des Wechsels auf dessen Rücken zuschreibt und häufig so die Personen wechseln — so pflegt die „Giriren“ genannt zu werden, und eine solche Assignment hat dieselbe Kraft, als ob sie solenn und gericht-

von 1736. Art. 14 (Uhl, Fortsetzung II. zu Siegel's Corp. §. c. 21): „Nachdem sich auch zuweilen juretagt, daß der Präsentant in Wechselbriefen allein gesetzt oder ein Commis subordinirt und untergeordnet wüßte, der alsdann mit Namen genannt, oder irgendein Commis bedeutet wird, welcher, wenn er mit Namen genannt ist, hat er nicht nöthig, eine besondere Vollmacht zu Einforderung des Wechsels beizubringen; wenn er aber mit Namen nicht benannt ist, hat derselbe eine Specialvollmacht vorzulegen, welche letztere jedoch auch und irgendein durch ein gewöhnliches Indossament oder Giro zu geschäffen pflegt und geschäffen kann“ — lauten ipsiusmodi legi verba. Ebenso in der Europäischen Wechselordnung vom 1736. Art. 14 (Siegel p. 385). Erinnerungen an die Akzeptanzform auch im Schweizerischen Wechselrecht von 1671. Art. 14 (Königlen §. 604).

presentantem per stipulatorem ipsam vel per illum cui sit remissa eidem cui sit tracta — qui eas acceptat etc. — Per stipulatorem ipsam: quatenus scribit stipulatus fuerit sibi ipsi soli verba expressa in literis cambii, aliter vero nil operaretur eius presentatio.

37) a. a. D. §. 82 fa. 38) a. a. D. §. 36. 39) Ugl. mit Obigem z. B. die Fälligkeit und Fälligkeit Wechselordnung §. 60. d. B. a. D. 2te Section. LXVIII.

lich geschehen wäre. — Je zuweilen geschieht auch, schließt er, eine Delegation durch das Indossament; der dafür angeführte Gewährsmann ist Marquard, von dessen Auffassung alsbald näher zu sprechen sein wird.

Dieselbe dreifache Bedeutung des Indossaments, die wir bei Heydiger antreffen, als Mandat, Geßten oder Delegation, finden wir auch, bezüglichlich unter Berufung auf dieselbe Autorität, die Marquard's, in der obenwähnten Carpiov'schen Dissertation (thes. 35). — Dagegen nun aber sein Wort in letzterer, sein Wort, sowie wir zu ersehen vermögen, bei Heydiger von einer Haftung des Indossanten im Regreßwege. — Immer ist vielmehr nur auch bei letzterem von einem Regreß an den Transferrer, wenn von der Intervention gesprochen wird, von einem Accepse, bezüglichlich einer Zahlung pro honore literarum die Rede *).

Auch Martin Vogt spricht vom Indossament. Er bemerkt: das Wort Commis wird in den Wechselbriefen gebraucht, weil derjenige, dem die Remesse geschieht und von demnächst der Brief präsentiren soll, vielmals entweder gar nicht, oder doch nicht in gehöriger Zeit, alswo der Wechsel bezahlt werden muß, nicht erscheinen kann, und deshalb einen Andern an seine Statt ordinirt. Dagegen dann die Commission gemeinlich des Inhaltes: „der Herr gelte diesen Wechselbrief zu zahlen an Herrn N. N., soll mir gute Zahlung sein“ zurück des Wechsels pflegt gesetzt zu werden. Nur so beschreibt er das Indossament *); von einer besondern Haftung aber, die sich daran für den Indossanten knüpfe, sagt auch er nichts Ausdrückliches. So sehr auch, wie wir oben gesehen haben, er dem Kapitul der Lurri Recht gibt darin, daß Remittent nicht bloß als Gläubiger, sondern auch als Schuldner dem Präsentanten gegenüber stehen könne: ein neuer und selbständiger Grund der Verhaftung, scheint es, ist es nicht, der von Vogt damit gemeint ist, sondern wol nur der früherer Schuldneraus, den Remittent durch das Indossament tilgen will. — Dieser letztere, sagen wir, scheint gemeint, denn wir getrauen uns nicht etwas Bestimmteres diesfalls auszusprechen: es könnte nach einigen anderen Anmerkungen in der in Rede stehenden Schrift nicht so schlechtthin zu verwerfen sein die Annahme, als ob unser Vogt als guter Frankfurter, der sein Buch dem frankfurter Rathe und Bürgermeister widmete, seine Gründe gehabt habe, bei einem Institute, welches damals, als er schrieb (sein Tractatus analyticus erschien 1655), in Frankfurt noch verpönt war, nicht allzu geßtenslich zu verweilen. Allein jene absichtliche Allgemeinheit, von der wir oben redeten, sie treffen wir auch bei ihm, namentlich an einer Stelle, die weit hinten in seinem Buche, fast ganz am Ende desselben S. 204 steht. Da werden wol ausgemalt der Remittent, seine Erben, der Procurator — überhaupt also wol die Forderungsberechtigten aus dem Wechsel — denen die Klage auf das Ortsinteresse wegen nicht ge-

leisteteter Zahlung zusteht, und ebenso voll wird dann der Mund genommen rüchlich der Verpflichteten. Zusteht die Klage gegen den Transsanten, seine Erben und nicht minder „gegen den fidejussor, mandator, Constituenten, oder Jedweden, welcher des Ersgenannten, des Transsanten, Obligation auf sich genommen hat.“

Johann Marquard dagegen *), dessen wir oben bereits gedacht haben, handelt vom Indossament schon ausführlicher, und zwar unter der Capitelsüberschrift: De novationibus et delegationibus mercatorum. Denn er betrachtet die Uebertragung des Wechsels durch jenes als eine Delegation; der Wechselgläubner wird frei von dem alten Gläubiger, indem er dem neuen, dem Indossator, haftbar wird; ein Standpunkt, der Marquard allerdings nöthigt, die Einwilligung des Schuldners für erforderlich zu achten. Die Delegation wird perfect, wenn der delegirte Schuldner dem Delegator verpflichtet, oder auch mit ihm compensirt, da Compensation ja der Zahlung gleichsteht u. s. w. Dem steht, bemerkt er, dabei auch nicht die Regel entgegen, daß der zum Zahlungsempfange Ermächtigte die Obligation nicht ändern oder noviren kann: vom Mandatar oder Procurator redet das Gleichricht, indem es dies auspricht, hier ist aber die Rede von einer Delegation durch Assignment, Transport oder Indossament; darauf, daß der Delegant oder Indossant durch seinen Widerruf, noch in sonst einer Weise dem delegirten Acceptanten präjudicirlich werden könne, finden wir uns hingewiesen. Im gewöhnlichen Falle werde der Auftraggeber allerdings, falls der Mandatar nicht wirklich Zahlung lasse, sondern nur verspreche, noch die Mandatsklage heben und revociren können; im Verlehrs der Kaufleute aber sei es anders; da sei res integra schon nicht mehr vorhanden, wenn der zur Zahlung Angewiesene dem Dritten, dem er sie machen soll, Nachricht ertheilt habe, Gerechtigkeit erfolgt sei; wenn der Schuldner in seinen Büchern davon Notiz mache, sei schon die Revocation ausgeschlossen. — Eine Befreiung aber des delegirten Schuldners, zu welcher Marquard würde gelangen müssen, anzunehmen, ist er freilich wenig geneigt. Kaufmännischer Brauch sei, daß für den delegirten Schuldner, wenn er seinen Gläubiger anweise an Einen, der dem Concurs nahe steht, Ueberirung nicht eintrete. An einem andern Orte **) spricht er ohne dergleichen Beschränkung von einer Verhaftung des Indossanten, sowie und scheint, seiner Meinung nach einer der des Transsanten ähnlichen. Allein nicht sowohl, was er da in ziemlich dunkler Weise auspricht, sondern mehr, was er an einer dritten Stelle seines Werkes *) über die Haftung des Remittenten sagt, hat auf unser Interesse Anspruch, scheint auch weit mehr als das bisher Mitgetheilte den Beifall derer, welche ihn benutzt haben, gefunden zu haben. Es überrascht, wenn man rüchlich der prompten Execution angeführt findet den Garzia Vastrius, dieselbe Decision, welche, wie wir oben erräthten, von dem Executivwege

40) Breal. a. a. D. p. 72. 73. 76. 77. 91. — Einmal ist von einer Intervention zu Ehren des Reimers die Rede S. 73, dies ist aber nach S. 13 der Reimer der Valuta: der Transferrer. 41) a. a. D. S. 96.

42) De jure mercatorum et commerciorum 1662. Lib. II. cap. 15. 43) Lib. II. cap. 12. 44) Lib. III. cap. 11. a. 45.

gegen den subscribens, den neapolitanischen Giranten redet. In dem subscribens erkennt Marquard unsern Remittenten. Daher unter Bezugnahme auf den erwähnten Autor der *Sag*, daß *parata executio aequae contra acceptantem quam scribentem et remittentem procedit*. Eben diesen Wortlaut finden wir in der eben erwähnten Dissertation des Romanus vom Jahre 1668 (Cap. 6. §. 7) wieder unter Verweisung auf den bekanntlich allgemein von der paraten Execution von Wechseln redenden jüngsten Reichsabschied und nicht minder den Garzia Mastrilius. Ein *Sag*, der in der Schrift des Romanus um so merkwürdiger ist, weil er die einzige Andeutung derselben über das Indossament enthält, so daß man fast versucht ist rücksichtlich des Remittenten an eine Unachtsamkeit des Verfassers zu glauben. Aber man würde dabei wohl im Unrechte sein“).

Jene Avalli, von denen wir oben geredet haben, scheinen die damaligen Juristen mehr, als wir vielleicht vermuthen, beschäftigt zu haben.

Während die Literatur und Geseßgebung karg ist an Ausprüchen über die Haftung des Indossanten, begegnet uns in Zippel's Tractatus von Wechselbriefen (1701) S. 167 ein Geseßartikel, welches Alles, Haftung der Indossanten, Reihenfolge ihrer Haftung sogar auch auspricht. Ein Citat aus der Befangener Wechselordnung lautet:

„die *Cessiones*, *Giri*, *indossament* — so gemacht werden, es sie gleich nach einander und von dem Einen zu dem Andern geschehen: sollen dennoch alle Interessirten vom Ersten bis auf den Letzten in solidum obligirt sein, vermöge der Obligi's, so in dergleichen *Cessionen* enthalten, welche hiernach eben die Kraft und Execution haben sollen, als wenn es protestirt wären.“

So lautet die Uebersetzung bei Zippel. Vergänglich wird man das Original anschlagen, um ein sol lautes Capitel zu finden, ein Capitel, welches von den *Cessiones*, *Giri* und *indossament* redet. — Aber wir ließen auch so eben aus Zippel's Uebersetzung ein einziges, den drei eben erwähnten Ausdrücken als gleichbedeutend nachgesetztes Wort weg. Die *Cessiones giri indossament* und *avalli*, „so gemacht werden“ etc. — so lautet vollständig bei Zippel der Anfang der eben hervorgehobenen Stelle. Das Original dagegen haben wir oben citirt gefunden von Raphael de Zurri, als er von den Avalli redete, die aus den Weissen vorlämen: indem, wer Wechsel zu geben habe, dieselben durch seinen Schuldner machen lasse. Die Befangener Wechselordnung bestimmt darüber am betreffenden Orte“).

„daß die Avalli, die gemacht werden, obachtet sie successiv geschehen und von dem Einen zu dem Andern gehen, in dem Verstande zu nehmen sind, daß alle die, welche bei denselben eintreten, vom Ersten bis zum Letzten solidarisch haften bleiben, gemäß den in diesen Avallis enthaltenen Verpflichtungen, welche dann dieselbe Wirkung und Erquirlichkeit haben, wie wenn sie protestirt wären.“

Was mochten wol, fragte man ansehnend, jene Avalli sein, welche von dem Einen zu dem Andern gehen, eine solidarische Haftung Aller begründend? Subscribens bei Garzia Mastrilius war der Remittent, der Girant, und wenn nun das Wort Aval auf den locus inferior, den Raum unter dem Wechsel, hinarief“); wenn ferner, wie wir oben bemerkten, in der Sprache des Kaufmanns Aval und Indosso identisch waren, da lag doch wol auch für den Juristen kaum etwas klarer vor, als dieß, jene Avalli der Befangener Wechselordnung könnten nichts Anderes sein als die *Cessiones*, *Giri* und *indossament*. — Der Abschnitt, unter welchem Zippel vom Indossament handelt, wird eröffnet mit der Frage:

„Was die Avalli, giri, cessiones und indossament bei Wechselbriefen für ein Effect haben“

Ob und wenn man damals zu dem Bewußtsein geblieb, daß mit jenen Avallis etwas war, namentlich dem ökonomischen Zwecke nach, dem Giro sehr Verwandtes, doch aber von ihm auch Verschiedenes gemeint sei, darüber vermögen wir keine Auskunft zu geben. Rückichtlich des Regressrechtes gegen die Indossanten und beziehentlich für den ordentlichen Regress (*regressus per ordinem*) finden wir noch weit später neben der Leipziger Wechselordnung von 1682 jenes Capitel der Befangener, welches von den Avallis redet, angeführt“). — Schwierig wird man auch sich Rechenschaft darüber geben können, woran man denn eigentlich zu denken habe, wenn man in der Uebersetzung der nebr erwähnten Wechselordnung bei Zippel (a. a. D. I. p. 331) als Art. 17 findet:

„Die Valuten, welche geschehen sollen, ungeachtet sie nach und nach geschehen und von dem Einen auf den Andern übergehen, sind also zu verstehen, daß alle diejenigen, die vom Einsatze bis zum Ende dazu kommen, vermöge der in solchen Valuten enthaltenen Verbindung dafür im Ganzen verbunden

ultimo, restituo obligati in solidum, conforme all' oblighi contenuti in li avalli, li quali habbino poi il med-mo vigore, et esecutione come se fossero protestati.“

47) Vergl. Du Cange, Glossar. a. v. *avalare*: „Aval Galles est locus inferior, depressus; unde avalare. Gallis avarum, in mare aut fluvio deorsum navigare, aut e montibus collibusve descendere.“ — Ueber das Bestimmen des Wertes in dieser Bedeutung bei den Italienern u. A. bei Dante:

— hor avalliam honal
Tra le grand' ombre, —

vergl. Püttmann, Dissert. de avallo 1781. p. V. 45) B. B. bei Zieger (Praes. Kitzel). De cessione sive indossamento cambiorum 1770. Cap. 2. §. 1.

bleiben und Execution bekommen sollen, wie wenn sie protestirt worden wären.“

Phoosfen's Uebersetzung“) scheint dabei Siegel zum Vorbilde gedient zu haben.

Die Stille aber in der Literatur, die wir nach allem Gesagten rücksichtlich des Indossaments nicht abzulegen können und welche namentlich dann auffällt, wenn man vergleicht, welch breiten Raum es in der Wechselrechtsliteratur einzunehmen anfängt, als wenig später nur eine etwas spätere legislatorische Behandlung ihm zu Theil ward, hat wol in der Hauptsache ihren Hintergrund in der gleichmässigen Stille, die in derselben Zeit, in den beiden ersten Dritteln des 17. Jahrh., in der Gesehzgebung über das Indossament sich findet. Davon aber, daß diese letztere so wenig sich über dasselbe verbreitete, liegt wol der Grund in der Aufnahme, die das Indossament überhaupt bei denen, die es zum ersten anging, bei der Handelswelt fand.

Bereits im J. 1620 hatte man in Frankfurt die Erfahrung gemacht, daß „aus der Zulassung des Giro nicht allein allerbald Ungelegenhelten, Verschwerungen, Irthum und Confusion, auch beschwerliche und langwierige Prozesse und Rechtsfertigungen unter den Handelsleuten selbst verursacht, sondern auch, daß wegen solcher Confusionen der rechte Gläubiger oftmals übel angeführt und betrogen worden“ u. s. w. — So die Worte des Edicts vom genannten Jahre, welches das Indossament verbietet“). — Gewichtigers ließ sich in der That kaum gegen das Giro sagen. War doch das ganze Institut des Wechsels in's Leben getreten, zur Erleichterung des Handels zu dienen, kurz abzumachen, wogu es außerdem weitläufiger Operationen bedurft haben würde, ruhte doch darauf hauptsächlich auch der Gedanke der schnellen, strengen Exequielligkeit und deren Rechtsfertigung insbesondere für die Gesehzgebung. In Verbindung mit dieser Strenge jene Sicherheit der Legitimation durch die Bezeichnung vom Trassanten selbst nach dem Willen des Remittenten, sie mochte vor dem Auge auch des Unbefangenen wie ein wahres Kleinod stehen; das Eindringen des Giro konnte wie ein Verderb des Wechselrechts erscheinen. — Hingedeutet haben wir schon oben auf das Verhältniß, in welches das Giro zu dem Contro trat, dem Contro, welches, sollte es sich mit Leichtigkeit machen, Frequenz der Wechselmissen und einen unmitelbaren lebhaften Verkehr auf den Controplätzen der einzelnen Handelsstädte, zeitiges Eintreffen vor Allem der auf den Messen zahlbaren Wechsel verlangte. Dazu trat seiner Natur nach in Opposition das Giro. — Sodann aber: viele Wechsel zu machen, sagte, wie wir oben erwähnten, Sperander ganz richtig, wurde

durch das Giro erspart. Der Geschäftsmann, wenn er seiner Verpflichtung, Wechsel zu geben, nachkommen wollte, sah sich nicht mehr in der Nothwendigkeit, eine Correspondenz mit einem Trassanten einzurichten, demselben die Deckung zu übermachen, oder lieber deshalb sich an einen Bankier zu wenden, dessen ganze Stellung zur Handelswelt ja für dergleichen Geschäft der Wechselziehung eingerichtet war. Der Wechselmarkt bot ihm Wechsel, die nur des Giro warteten. Eines Correspondenten bedurfte man auch nicht mehr, wenn etwa ein Schuldner Wechselzahlung anbot, letztere dort, wo sie eben offerirt ward, einzuliefern; des Bankiers ward nicht mehr, sofern er dazu und zur Remittirung des Betrages von dort aus sonst der geeignetste war. — So — wie Andreas Leser sich ausdrückt — mit dem von Anderen in Zahlung genommenen Wechsel auf dem Wechselmarkte „wuchern, selbst die Provision“ — welche man vordem dem Bankier abzugeben hatte — „schluden zu können“, dies mochte doch gar annehmlich dem handelnden Publikum erscheinen. Aber mit bedeutsamer Schwere fiel diese Umgestaltung gerade auf den Theil der Handelswelt, der für das Wechselrecht bis jetzt vielleicht ausschließlich, oder doch die tonangebende Stimme geführt hat — die Bankiers. — Ein nur einmaliges Giro, anscheinend nur eine der Bequemlichkeit, der Convenienz des Remittenten gemachte Concession, eine Ergänzung des auf die alte Personen-Vierzahl beschränkten Wechsels konnte — so mißlich auch schon dem Bankierinteresse — dem Principe nach dem Bisherigen vielleicht nicht allzu feindlich erscheinen. Freilich auch dies schon der alten Sicherheit der Legitimation gegenüber die mindere Sicherheit. An letzteren Gedanken schloß sich u. A. wol an das Giroverbot auf dem venetianischen Handelsplatze. „Einem tertio kann man hier gar nicht schreiben“ — lautete das Responsum von dort“) auf die Anfrage, welcher Nachtheil denjenigen treffe, der nicht den im Wechsel genannten Creditor selbst, sondern einem Girator die Zahlung bei der Girobank schreiben lassen wolle — „sondern nur demjenigen, an welchen der Wechsel zahlbar ist; sollte aber der Eine oder der Andere dergleichen introduciren wollen, so rüthte er, sich doppelte Zahlung zu unterwerfen.“ — An den venetianer Correspondenten direct zahlbar hatte man also den Wechsel stellen zu lassen, oder ihm eine besondere Vollmacht zu schenken, damit er das Geld auf den Wechsel in Empfang nehme. Aber Ricard in seinem Traité général du commerce (1700) p. 292 sagt doch wol dazu nicht ganz mit Unrecht: „c'est un article des Banquiers pour tirer leur provision.“ — Dagegen jenes vielfältige Indossiren des Wechsels, jenes Circulirenlaffen von Hand zu Hand, wofür sich sogar hier und dort in der Kaufmannswelt ein besonderer Ausdruck (giren) einfand, das war es vor Allem, was seinem Principe nach den durch den bisherigen Gang des Geschäfts geschützten Interessen feindlich entgegentrat.

So stehen denn, sehen wir, hinter der Frage der Zu-

49) In der Fufsbabe von 1681: „Dat do waerderingen, die godaen aullen worden, niet tegenaende die met order geschieden, en van d'een tot d'ander over gaen, verstaen moeten zijn, dat alle do gene die daer in komen van d'eerste tot den laetste deer voor in 't geheel verbonden blyven, volgens de obligatien in de waerdingen vervat; die ander hand de selve kracht en executie aullen hebben a' of ay geprotestert waren.“

50) Freyburger a. a. D. S. 130.

51) Siegel a. a. D. I. S. 422.

lassung des Giro nicht bloß juristische Bedenken, sondern die weit mächtigeren entgegengesetzten Interessen der Handelswelt, des Bankiers, der nach wie vor sich angeschlossen zu sehen wünscht, wo es einen Wechsel zu machen, wo es einen Wechsel einzulösen und den Betrag in Wechseln zu remittiren gilt, und das Interesse des Kaufmanns, welches ganz entschieden dahin geht, daß die Wechsel, die man zur Tilgung der Posten in seinem Debet auf ihn abgibt, einen guten Cours haben, der wohl weiß, daß der Committent seine consignirte Waare lieber dem Orte zuwenden wird, wo er den Vortheil hat, daß die Eratten, mit denen er seinen Commissionär bezieht, mit möglichstem Vortheile sofort leicht ins Geld zu gehen find.

Hierauf haben wir uns gar nicht zu wundern, wenn in jener Zeit der mit einander kämpfenden mercantilen Interessen, wo etwo in den einzelnen Wechselordnungen und die Erklärung der Zulässigkeit des Indossaments begegnet, dabei doch die Theorie des Indossaments, die juristische Seite desselben, fast ganz leer ausgeht. Nicht eine Erleuchtung der juristischen Bedenken, die wir oben andeuteten, so bedeutend sie auch erscheinen mochten, war mit jener Zulassung des Indossaments vorzugsweise beabsichtigt, sondern das mercantile Interesse hauptsächlich war es, dem die Entscheidung galt. So vom mercantilen Standpunkte konnte man wol die juristisch bedenkliche Seite als minder bedenklich erachten, sofern grade sie als ein allgemeines Leiden der Handelswelt zu betrachten war. — Für das Giro selbst aber vielleicht recht gut, daß ihm uneingengelt durch positive Normen, nach seinem eignen Range sich zu gestalten, zunächst überlassen blieb.

Ein Bild in die einzelnen Wechselordnungen wie das Gesagte bekräftigen. Es hat z. B. die Augsburger Wechselordnung von 1663⁵⁵⁾ vom Giro fast weiter Nichts als die — übrigens fast gleichlautend in einer Reihe späterer Wechselordnungen wiederholte — Erklärung, daß, weil die vielfältige Girirung der Wechselbriefe alldo, wie an mehreren Orten bereits so stark im Gebrauche, daß sie schwerlich limitirt, weniger noch könne abgestellt werden, man sie zwar alldo noch weiter passiren lassen wolle, dabei aber das Indossament in blanco gänzlich abgeschafft sein und der Geber solcher Wechselbriefe den Giro, wie sich gebührt, völlig auch mit Befestigung des Datums zu compliren schuldig sein solle. — In der Nürnberger Wechselordnung von 1654 war nur das einmalige Giro verflattet worden⁵⁶⁾. Noch das Edict vom 10. März 1700 begnügte sich einfach auszusprechen⁵⁷⁾: „nachdem dergleichen giriete (d. h. hier mehrfach indossirte) Wechselbriefe außer Boken in allen Deutschen Handelsstädten angenommen worden und das Verbot des Weitergirens in der Wechselordnung von 1654 nicht gehalten werden könne, so solle der es ausführende Paragraph hiermit und die auf weitere Verordnung und erfolgte Einigkeit mit andern vornehmen Handelsstädten abgethan sein.“ —

Am meisten könnte es bei der Frankfurter Wechselordnung von 1666 Verwunderung erregen, daß auch sie rücksichtlich des Giro weiter Nichts hat, als dies: die girirten und transpositirten oder indossirten Wechselbriefe — obwohl sie gemeinlich spät in den Westen ankamen — sollten doch aus gewissen Ursachen nicht ferner verboten sein, sondern angenommen werden⁵⁸⁾; und doch hatte man in Frankfurt laut des Edictes von 1620 bittere Erfahrungen hinter sich, zu welchen Vermeidungen diese Zulassung rücksichtlich der Regressansprüche und Legitimationen führe. — Der Handelsstand in Frankfurt hatte, wie wir bei Martin Vogt S. 167 mitgetheilt finden, sich mittels Supplitt an den Rath gemeldet: es gereiche der Kaufmannschaft das Verbot des Giro zu großem Nachtheil und Präjudiz; hingewiesen hatte er dabei auch darauf, daß man an andern Orten, namentlich in Amsterdam, ein Refcontro (vergl. unten) der auf der frankfurter Weise zahlbaren Wechsel halte und nur die Refanten, welche dort kein Refcontro fänden, wirklich anher nach Frankfurt geschickt würden. Damit die Negotta nicht noch mehr von der Stadt weggenommen würden, möge man das Giro zulassen. Auch in Nürnberg, fuhrten die Supplittanten an, sei das frühere Verbot auf Ansuchen der Kaufmannschaft aufgehoben worden, und so möge es denn auch bei ihnen, in Frankfurt, wie an andern Orten des römischen Reichs, gehalten werden. — Nichts dagegen in diesen Wechselordnungen von dem materiellen Detail über die aus dem Giro hervorgehenden Rechte, über die Regressansprüche gegen die Giranten. Noch in mancher späteren, unständlicher vom Giro redenden Wechselordnung wird man übrigens vergeblich nach dem klaren oder doch einem ausdrücklichen Ausspruch, daß nach Wechselstrenge der Girant gehalten sei, suchen⁵⁹⁾. — Der Praxis blieb dessen Ausbildung zunächst überlassen und die Gedanken, von denen es dort lebe, haben wir oben angedeutet. — Interessant für die Gesichtspunkte, die man in der Kaufmannschaft selbst, ist auch Einiges, was sich in den Willküren der Stadt Amsterdam findet; so u. A. in der vom 17. Febr. 1662 die ausdrückliche Verneinung der Frage, ob Acceptant, wenn Traffant vor Verfall sällire, sich an dem Indossanten des betreffenden Wechsels erholen könne⁶⁰⁾; in der vom 17. März 1663 der Ausspruch, daß, wenn der Wechsel nicht fristgemäß protestirt werden sei, obdenn der Inhaber des Wechselbriefes sein Recht gegen Traffanten und Indossanten verloren haben solle⁶¹⁾.

Wie vorsichtig man damals rücksichtlich der Wechsel anderer Plätze in Betreff des Giro zu sein hatte, das zeigt ein Reglement der Vorstände der Kaufmannschaft

55) Art. XI (Königten S. 321). 56) Art. X (Königten S. 352). 57) Königten S. 300.

58) Art. XI (Königten S. 373). 59) Selbst von der Leipziger Wechselordnung von 1632 gilt dies, und Amsel darüber berichten, wie wir unten sehen werden, nicht aus. — Vergl. Schemmels Wechselsatz Art. 55 (Königten S. 610) und ferner die Breslauer Wechselordnung von 1622 (Königten S. 415 fg.). Vergl. auch Augsburger Wechselordnung von 1663, Art. VIII (Königten S. 319) mit der von 1707, Art. VIII (Königten S. 331 fg.). 60) Bimmerl a. a. D. I. 20. Weich. I. S. 32. 61) Bimmerl a. a. D. S. 33.

zu Lyon vom 14. März 1678, welches Savary⁵⁹⁾ mittheilt. Wechselbriefe, welche von Venedig oder Venedig kommen, sollen nach diesem Reglement nur angenommen werden, wenn sie ohne alles Indossament sind; die von Novi und andern Plätzen Italiens, die aus Teutschland, der Schweiz und Piemont kommenden nur dann, wenn sie nicht mehr als einmal und zwar voll ausgefüllt girirt sind. Ein Beleg dafür, wie wenig das Giro durch feste Normen regulirt war; zuwieviel aber würde man folgern, wenn man auf ein genau dem Reglement correspondirendes positives Verbot des Giro in den genannten Ländern schließen wollte; schon das oben Mitgetheilte würde die Richtigkeit dieser Schlussfolgerung widerlegen.

Bereits oben deuteten wir an, wie man den Vorschriften aus dem an einem andern Orte bestehenden Verbote des Giro zu begreifen wußte, indem man zu dem Aual zurückgriff, wenigstens der Sache nach, denn den Namen, den das Geschäft in der Besançoner Wechselordnung trägt, haben wir dabei nicht gefunden, wie ja auch nicht eine Unterschrift des Wechsels. — Es ist hier der Ort, noch etwas Weiteres beizufügen, theils um rücksichtlich des so eben Ausgesprochenen klarer zu werden, theils um das, was wir oben von der Gebotenverwandtschaft zwischen Giro und Aual gesagt haben, noch mehr zu befestigen. Begegnete doch in letzterer Hinsicht auch der Jurist, indem er in der Besançoner Wechselordnung in der Haftung aus dem Avallis die aus dem Giro ausgesprochen meinte, in ziemlich merkwürdiger Weise dem Kaufmännischen Bewußtsein, in welchem das Giro unter dem Namen Avallio lebte.

In der Augsburger Wechselordnung von 1665 Art. 12 heißt es⁶⁰⁾: „daß bei Abfertigung der dispacchi nicht nur in die Bogen Märkte, alwo die girirten Wechselbriefe ganz verboten, sondern auch in andere hiezu zu Ersparung der Provision diese Manier aufgefunden, daß der Debitur nicht seine eigenen Wechselbriefe, wie es sonst wohl bißig wäre, auch vor diesem allzeit üblich und herkömmlich gewesen, sondern statt dessen eines Andern, Dritten, oder wohl gar Vierten, mit welchem der Creditur Nichts contrahirt oder zu thun, Wechselbriefe hänge.“ — Dies war, erinnern wir, die Derivation, welche wir oben bei Raphael de Turri, eine Ausnahme für das noch schwebende Indossament, kennen lernten. — Der eben angeführte Artikel der Augsburger Wechselordnung bestimmt, es solle der Debitur seinem Creditur nebst solchen Wechselbriefen von „terze persone“ — diese Bezeichnung deutet wol genug darauf hin, wo man dergleichen Ausnahme gelernt hatte — einen aparten Requisitionszettel oder Schein fertigen und zuheften, des Inhalts, daß er für diese Wechselbriefe Schuldner, Gehter und Zahler in omnem eventum habe und gehalten verbleibe. — Dagegen enthält die spätere Wechselordnung vom Jahre 1707 im Art. 8 das Verbot, künftig mehr als Eine Valuta in den Wechsel zu setzen, man solle sich der gewöhnlichen Girir bedienen⁶¹⁾. Daneben

findet sich aber doch im Art. 12 rücksichtlich der Wechsel in den böyner Märkten und auch in andern Fiere die eben erwähnte Bestimmung der alten Wechselordnung rücksichtlich der Wechsel von terze Person wieder, nicht minder auch dies, daß in denselben der Creditur, der die Valuta seinem Debitur erstlich gegeben, in allweg und expresse Meldung gehalten solle. — Daneben stehen in beiden Wechselordnungen (Art. 13) Strafandrohungen gegen die allzu späte und aufzügliche Verfertigung der Wechselbriefe per lo fiore. Die Annahme dürfte vielleicht nicht allzu fern liegen, man habe die Wechsel von terze Person — den Erlaß des indossirten Wechsels, aber ohne die durch die Indossirung über andere Plätze herbeigeführte Gefahr des späten Eintreffens am Zahlungsorte — für die Wessen, auf denen des Scontro wegen zeitiges Eintreffen der Wechsel besonders erwünscht war, nicht aufheben wollen. Auch die erneuerte Wechselordnung von 1716⁶²⁾ enthält Cap. 6. §. 2 die Bestimmung, daß künftighin nicht mehr als Eine Valuta in die Wechselbriefe zu setzen zugelassen sein und man sich der gewöhnlichen Girir bedienen solle; ingleichen Cap. 12. §. 2, wenn der Debitur nicht seine eigenen, sondern eines terzi Wechselbriefe geben würde, er dem Creditur einen besondern Requisitionszettel daneben zustellen verbunden sein solle; aber sie spricht von solchem Falle nur noch rücksichtlich der Wechselbriefe auf Wechselplätze, wo keine Girir gelten.

In der Nürnberger Wechselordnung von 1722 Cap. 1. §. 7⁶³⁾ finden wir eine ähnliche Bestimmung, wie in den oben erwähnten augsbürger Ordnungen. Den Wechselbriefen, welche nicht girirt werden können und oft durch die dritte oder vierte Hand gemacht werden, sollen gedruckte Scheine beigelegt werden, Inhalts deren man sich verbindlich macht, in Ermangelung guter Richtigkeit nach Wechselrecht Satisfaction zu geben.

Während aber die in den angeführten Wechselordnungen erwähnten, mit dem Verbote des Giro in unzweifelhaftem Zusammenhange stehenden Operationen ist Pheonsen⁶⁴⁾ Schilderung des Wechselverkehrs, wie er sich in Amsterdam rücksichtlich der Wechsel auf die frankfurter Wessen ausgedehnt hatte. Pheonsen schreibt zwar erst nach dem „neuen Reglement“, in welchem zu Frankfurt die indossirten Wechsel zugelassen worden (der Wechselordnung von 1666), während man dergleichen früher

ausdrücklich ausgesprochen, daß der Geber des Wechselbriefes, wie auch die sämtlichen Giranten — dem Inhaber derselben zugleich, oder jezt insbesondere mit der Wechselbrief völlig wieder bezahlt, vor Debitoren gehalten sein, auch dem Inhaber frei und bewahren solle, die Weiterzahlung bei dem Geber des Wechselbriefes Acceptanten oder bei einem Giranten, bis er völlig vergütet, an und bei welchem er will mit oder ohne Recht zu suchen, auch, da er solche nicht gültig erhalten könnte, auf Anrufung bei dem Bürgermeisterrathe, ohne Vermittelung an höhere Instanz, alridt erquirit werden solle. — Die alte Wechselordnung von 1663 im Art. 8 (Königen S. 319) spricht bloß von der Haftung „bei des Gebers und des Acceptanten“, von der der Giranten enthält sie etwas Ausdrückliches noch nicht.

59) Parfait. Négoc. Lib. 3. chap. 5. p. 122. 60) Königen S. 321. 61) Königen S. 331. Daneben wird dasselbe

62) Königen S. 376 fg. 63) Siegel I. S. 351. 64) a. a. D. Cap. 32.

dort nicht zugelassen habe, gleichwie, bemerkt Phoonfen, sie noch bis heute weder in Vogen, noch zu Venedig zugelassen sind. Aber wol nicht ohne Grund — nach dem Vorrathen — vermuthen wir, daß der eigenthümliche Geschäftsverkehr, den er uns vor Augen führt, in Ansehung an das frühere Giroverbot in Frankfurt sich gebildet hatte. Was es sagen wollte, als nach dem Digen⁶⁵⁾ die Kaufleute in Frankfurt darauf hinwiesen, man halte bei dem Bestehen des Giroverbotes auswärts rüchlich der frankfurter Wechsel Rescontos — das wird aus Phoonfen's Darstellung deutlich. Er beschreibt uns dieses Resconto. Was es mit dem Wechsel, der mehrere Valuten enthält — wie die Augsburger Wechselordnungen sich ausdrücken — für eine Verwandtniß habe, wird sogleich aus der Beschreibung deutlich werden.

Derjenige, sagt Phoonfen, der auf die frankfurter Messe gegeben hat und effective remittiren muß, also deswegen die Wechselbriefe zu verenden hat⁶⁶⁾, hat solche ungefähr 14 Tage vor der Messe, auf welche sie zu traßiren sind, von seinem Traßirer abzufordern oder abfordern zu lassen durch den, welchem er sein Recht übertragen hat. Dieser Traßirer hat von seinem Valutageber ein Billet zu erhalten, welches lautet:

Herrn N Am in Amsterdam
 fl. — von Km. 65. sind nächstkommende
 Oster- (oder Herbst-) Messe zu bezahlen an B.
 oder Dreder (oder „an meine Dreder“) den Werth von

A.

A. ist der Valutageber. Durch dieses sein Billet erfährt der Traßirer (N.), an wen er die Wechsel zahlbar stellen soll, und wenn er selbst Geschäftsvorbindung nach Frankfurt hat, nun so fertig er wol selbst die Wechselbriefe entsprechend der im Billet gegebenen Weisung aus und läßt dieselben dem A. zukommen. Wenn er nun aber dieselbe Summe, die er selbst zu traßiren verpflichtet ist, von einem Andern, dem O., selbst wiederum traßirt zu verlangen grade in der Lage ist, also zu ihm im Verhältnisse eines Valutagebers steht, so nimmt er, der N., das Billet des A. an sich und begnügt dem Ueberbringer desselben ein anderes, welches an O. gerichtet ist und lautet:

Herrn O. Am in Amsterdam
 fl. — von Km. 65. sind in der nächstkommenden Messe zu bezahlen an B.
 oder Dreder der Werth von A. per

N.

65) Vergl. oben S. 27. 66) Den Gegensatz bildet der Valutageber, der wegen Commobilität, nicht aus Rothwendigkeit, auf Frankfurt wechselt; seine disponiblen Capitalien nur in dieser Weise nutzbar machen will (ähnlich unserem heutigen Discontanten), dem müßten an der wirklichen Ausfertigung des Wechselbriefes gar Nichts liegen, weil er gar nicht die Absicht hat, selbst oder durch seinen Gläubiger das Geld am Zahlungsorte einheben zu lassen; siehe unten.

Wenn O. dergleichen nicht füglich in der Lage ist, auf Frankfurt traßiren zu können, wol aber Traaten dorthin von P. zu bekommen hat, so nimmt er das Billet des N. an sich und assignirt weiter folgender Gestalt:

Herrn P. Am in Amsterdam
 fl. — von Km. 65. sind in der nächstkommenden Messe zu bezahlen an B.
 oder Dreder den Werth von A. per N. per

O.

Und wenn etwa P. auch füglich die Briefe nicht machen kann, so assignirt er weiter an seinen Traßirer, bis endlich auf Jemand assignirt wird, der die Briefe macht, oder aber bis derjenige, auf den eine Anweisung zu traßiren erfolgt ist, etwa einer ist, welcher von dem grade, welcher die Traaten auf Frankfurt fordert (dem A.), eben dorthin Traaten zu bekommen hat. Denn alsdann können die gegenseitigen Ansprüche gegen einander aufgehoben werden. — 3. B. wenn P. von A. Traaten auf Frankfurt selbst wieder zu fordern hätte, so assignirt er den A. auf sich selbst:

Herrn A. Am in Amsterdam
 fl. — von Km. 65, welche in nächstkommender Messe bezahlt werden sollen an B. der Werth von Ihnen selbst per N. per O. per mich selbst; bezahlen Sie zu contraponiren diese fl. — von Km. 65, wiewegen Sie selbst mir auf genannte Messe Briefe zu liefern, obligirt sind, und diese Partei hiermit zu mortificiren

P⁶⁷⁾.

In der That haben wir also hier dasselbe Geschäft, was wir aus Raphael de Turri kennen lernten, als wir von den Auali in den Messen, auf die Cap. 17 der Befangener Wechselordnung sich bezieht, redeten. — Bedürfte dies noch einer Bestätigung, wir meinen, sie würde in Phoonfen's ausdrücklicher Bemerkung zu finden sein, daß die geschiedenen Ueberweisungen der Traßirungen „von eben solcher Kraft seien, als die Indossamente oder andere Wechselbriefe,“ (so daß, wenn P. wirklich

67) Doch erwähnt hierbei Phoonfen, gemeines Schenkbräutlein, daß im obgedachten Falle der P. unvorsichtig genug zu sein pflege und den A. so auf sich selbst assignire, daß er dieselbe Summe auf einen Andern wieder überweisen könne, mit Obligo von N. O. und P.; gleichwie derselbe effective thun könne, wenn P. dieselbe auf die Art, wie obstehe, nicht ricevire, und welches er thun müsse, wenn P. ihn wiederum auf N. oder O. angewiesen hätte; 3. B. auf:

N. Am in Amsterdam
 fl. — von 65 Km., welche in nächster Messe an B. zu bezahlen sind den Werth von A. per N. per O. per

P.

Denn alsdann müßte N. wiederum assigniren oder Briefe machen, und wenn N. auf Q., und Q. auf O., und O. auf R. und R. wieder auf N. assignire, komme und entsehe daher, daß in frankfurter Wechselbriefen Jemandes Name bisweilen wol zwei- oder dreimal genannt werde.

traffirt, auf Q. vielleicht, an B. oder Drede, den Werth von A. per N. per O., falls der Trossat Q. nicht zahlt, N. und O. dann ebenso in Anspruch genommen werden könnten, als wenn sie den Wechselbrief inbessirt hätten.

Aber freilich wie nun mit der gerichtlichen Verfolgung des Anspruchs gegen N. und O.? — Von einer Mitunterschrift des Wechsels durch die Ueberweisenden finden wir bei Phoonfen Nichts. Er bemerkt vielmehr, eine allzu große Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit werde hier begangen; „denn wenn P. fallire und N. nicht antretfen sei, und O. behaupte, von dem Wechsel gar Nichts zu wissen, wie soll A. oder der Inhaber des Wechselbriefes gegen den O. den Beweis führen? Der wird sagen, der P. im Wechselbriefe hat denominiren können, wen er gewollt hat!“ — Phoonfen schlägt eine Abhilfe vor, deren Näheres hier nicht von unmittelbarem Interesse ist.

Aus dem Vorstehenden aber ergibt sich zugleich die Unhaltbarkeit der Indossamentverbote. Hätte man durch sie, abgesehen von andern mindern lauterer Absichten, die alle gute Einfachheit im Geschaße zu erhalten beabsichtigt: durch die Nothigung des Verkehrs, mit Wechseln von terzer Person, Wechseln mit Baluten von Mehrern, statt des Giro sich zu behelfen, wäre man wol auf das Gegentheil von dem, was man beabsichtigte, rückfichtlich der Regressansprüche in die Gefahr einer Verwirrung gerathen, welche wol viel bedeutender erschiene sein würde, als die Gefahr, welche in der mit dem Indossament zugelassenen mindern Siderheit der Legitimation des Präsentanten enthalten war. — Folgerichtig aber war es, wenn die Böhner Wechselordnung von 1719. Cap. 36. verordnet: „für das Künftige sollen, um Unordnungen und Ungelegenheiten zu vermeiden, auf keine Weise girte oder überwiesene Wechselbriefe, weniger die, wo die Valuta mehr als von einer Person oder Handlung gestellt ist“, weder angenommen, noch bezahlt werden. Wie denn dergleichen Wechselbriefe auch nicht eingefordert, intimirt noch protestirt werden können, sondern gänzlich verboten sein sollen.“

Nabe liegt aber der obigen Darstellung Phoonfen's der Gedanke, daß derselbe ökonomische Zweck, welchen wir in ihr im Rückwärtsgehen von Trossatir auf Trossatir verfolgt haben, sich auch erreichen lassen müßte, wenn der, welcher Wechsel zu empfangen hat, sich darüber ein schriftliches Versprechen des zum Trossatir derselben Verbundenen einbindigen läßt, und nun, wo er selbst wieder Valuta empfängt gegen sein eigenes Trossatirversprechen, den Schein seines Trossatirschuldners inbessirt. Phoonfen hat diesen Gedanken, er schlägt für ein solches Billet die Fassung vor:

„Nachkommende Frankfurter Messe gelobe ich Gedesunterschiedener an N. N. oder dessen Drede

Wechselbriefe zu liefern von Fl. 1000 -- — Frn. 65. in detto Messe zu bezahlen, den Werth von demselben N. N. in Banco (per Cassa oder in Banco n.) empfangen

P.“

„Eine solche Obligation könnte,“ sagt er, „von dem Einen auf den Andern inbessirt werden, sowohl hier zur Stelle, als an anders wohin, wodurch der Balutagaber sich vielmals seines disponirten Waare bedienen könnte“ (wie unser Wechseldiscontant, indem er den Wechsel durch Weitergeben wieder ins Geld setzt), und wodurch dann auch, wie er — sehr bedeutsam für uns, nach dem, was wir oben über die Bildung des Walreihe S. 27 gesagt haben — hervorhebt, die sehr viele Mühe und das Laufen wegen Herbeischaffung der Briefe vor Anfang der Messe“) vermieden werden würde. — An diese Inbessirbarkeit des oben beschriebenen Scheins knüpft Phoonfen auch die Bemerkung, daß dann freilich derjenige, welcher ihn ausgestellt habe, die Wechselbriefe nicht machen dürfe anders als gegen dessen Zurückgabe.

Derselbige finden wir den Gedanken Phoonfen's in der That vor in den billets de change pour les lettres de change à fournir der Ordonnance sur le commerce von 1673, durch welche sich der Empfänger der unter Ermartung eines von ihm auszustellenden Wechsels bereits vorausbezahlten Baluta, über die er quittirt, verbindlich macht, gewisse, ihrer Qualität und Quantität nach beschriebene Wechsel zu verabfolgen. Papiere, welche hier einen Gebrauch als mercantile Effecten gestatten, wenn sie an Drede oder au porteur gestellt sind, in Ausübung der Regressrechte und der Anhalten zur Regressnahme dem eigentlichen Wechsel gleichgestellt sind, Diliqen des Inhabers erfordern, wenn er den Regress nehmen will, nicht minder aber auch die Anwendung der contrainte par corps verfallen“). — An die Bezeichnung des Indossaments als Val im Munde auch des französischen Kaufmanns, vergl. oben S. 27 ff., möchten wir dabei erinnern: um den Einflang herzustellen mit dem, was Phoonfen über die verpflichtende Kraft der oben geschilderten Anweisungen aussprach.

In Amsterdam war die Ausbildung jenes eigenthümlichen Ueberweisungsverkehrs der Wechselverordnungen besonders günstig, daß man, weil die Wechselbriefe auf Frankfirt nicht vor der Messe zum Accept vorgelegt werden konnten, sich gewöhnte, erst bald vor Anfang der Messe die Wechselbriefe zu liefern; sofortige Lieferung derselben mußte besonders, wenn sie verlangt werden sollte, bedungen sein. Auch die Mittheilung Phoonfen's:

70) Nicht ohne Grund machten wol beide ältere Augsburger Wechselordnungen rücksichtlich der Wechsel von terzer Person dem Schuldner bemerkt, „daß er seinen Balutagaber oder Gläubiger mit Absatination, um die Wechselbriefe bei einem Andern zu erheben, durchaus und keineswegs bedürfen oder bedauern, sondern, wie allerdings billig, seine Wechselbriefe, wo er deren zu haben, selber suchen und sie zur Hand bringen, solche auch in rechter Zeit seinem Creditur fertig halten und überliefern solle.“

71) Einert a. a. D. S. 474 ff.

68) Siegel I. S. 234. 69) Die alte Böhner Ordnung und Regel Art. 6 (Siegel I. S. 206) enthält nur das Giroverbot, noch Nichts von Wechseln mit Baluten von Mehrern.

es werde zu Amsterdam auf Frankfurt mehr wegen Commobilität als Nothwendigkeit gerechtfertigt, viel dahin gegeben und disponirt und wenig effectiv remittirt, scheint einen Erklärungsgrund zu bieten, wie dort durch Berücksichtigung disponibler Capitalien das abgeschilderte Resconto für den amsterdamer Handelsstand — nicht eben zum Vortheile des frankfurter Wechselgeschäfts — erleichtert wurde.

Gegenwärtig kommen auch in Frankreich die oben erwähnten billets p. l. l. d. ch. à fournir nicht mehr vor. Sie sind aus unserem heutigen Verkehr verschwunden. — Dies wol hauptsächlich deshalb, weil heutzutage das gewöhnlich ist, was an Amsterdam noch Phoenfen besonders zu rühmen weiß, daß zu Amsterdam ein Valutageber auf alle Plätze, worin man deselbst wechselt (Remedig ausgenommen), sein Geld allezeit disponiren, die Wechselbriefe an seine Ordre zu bezahlen einrichten lassen und den Betrag durch Indossament wieder einzahlen könne, ohne eines Correspondenten des Orts, wo der Wechsel bezahlt werden soll, nöthig zu haben oder eine Provision spenden zu müssen.

Gefleht aber Einert a. a. D., er habe von der Brauchbarkeit der beschriebenen billets an der Stelle des eigentlichen Wechsels „gar keine Vorstellung,“ so mag dies befremden; er hat bei diesem Urtheile den Blick wol nur auf die Gegenwart gerichtet, und für sie mag es wol keine Wichtigkeit haben. Welche praktische Bedeutung aber jene gehabt haben, den Hindernissen gegenüber, mit welchen die Einführung des Indossaments zu kämpfen hatte, haben wir in dem Vorstehenden näher zu bringen gesucht. — Aber nicht darauf allein kam es uns dabei an, sondern auf einen tieferen, unserem Indossament zu Grunde liegenden Gedanken hinzuweisen, das hatten wir im Auge.

III.

Der Ausbau der Girolehre beginnt. Auseinandergehen in particularrechtlicher Gestaltung — Deduction von 1673 — kurzlich. Particularrecht — das Giro Ende des 17. Jahrh. in Italien.

Nach letzten Drittel des 17. Jahrh. an sehen wir ein regeres Leben in der Wechselgesetzgebung erwachen. Wechselordnung auf Wechselordnung erscheint, die eine immer vollständiger und specieller als die andere die einzelnen Institute des Wechselrechts ins Auge fassend.

Woher der nachhaltige Impuls dazu gekommen, möchte schwerlich allenthalben in gleicher Weise, hier und dort überhaupt vielleicht nicht leicht zu beantworten sein. — War es die Sorge, dem in immer weiteren Kreisen der Verkehrswelt in Aufnahme gekommenen Creditpapiere im Conflict mit civilrechtlichen Principien Anerkennung und Schutz zu verschaffen — oder etwa die ganz andere, einem immer schnelllicher werdenden Geschäftsraum und Zügel anzulegen: oder war es etwa die so beachtenswerthe Concubination Ludwig's XIV., welche als Beispiel der Nachfolge anregte: oder allenthalben etwa nur eine natürliche Folge, nur der Ausdruck des aller Orten mehr consolidirten und selbstän-

diger gewordenen Wechselgeschäfts, einer Consolidirung, auf Grund deren das cambium irregulare in seine Rechte wieder einzutreten vermochte, und der gegenüber u. a. die Wechselmessen, durch die Nothwendigkeit nicht mehr gefordert, als eine künstliche Concentration empfunden, ihre anziehende Kraft um so mehr verlieren mußten, je mehr der Stern italienischer Handelsgröße im Verbleichen war. Italien — vielleicht nicht eben zu seinem eigenen Vortheile, als es das Ton angebende Handelsland zu sein aufhörte, zu lange an diesen Messen haltend — war nicht mehr das Land, wohin der Blick sich richtete, der am großen Getriebe des Handels sich erheben wollte. — Zum ersten Range in der Handelswelt war emporgestiegen Amsterdam, jene Stadt des Welt Handels, auf deren Börse, wie schon Mathias Bode, der eifrige Jünger italienischer Schule, uns schildert, das Handelsgeschäft tagtäglich Vor- und Nachmittag über 5000 Menschen zusammen führte, wo in einem Monate mehr und stärker Geschäfte gemacht wurden, als zu Venedig in zwei Jahren“). — Dort schwang ein neuer Handel seinen mächtigen Flügel über einen ganz andern Länderkreis, als der es war, auf den das italienische Wechselmessen-geschäft sich beschränkte, dorthin, dorthin wo es in Wechselverkehr, der die Wechselrechte der Nachbarländer nicht unberührt lassen konnte.

Namentlich für das Giro sehen wir jenes regere Leben in der Gesetzgebung bedeutungsvoll werden. In die Besprechung der Detailfragen des Giro in ihr schließt die Literatur — zum Theil eine Specialliteratur — mit sich einer Ausführlichkeit sich an, daß der Gedanke Raum erhält, neben der Sache etwa, nicht zu reden von aus lebendiger Uebung allgemein bekannten Dingen, sei nur die vor dem Ergreifen des ersten Wortes, vor dem Herausströmen mit den neuen, in jener Circulation sich bahnbrechenden, von dem Civilrechte wie von dem jetzigen Wechselrechte soweit abweichenden Principien in der Hauptsache es gewesen, welche zu vorstichtig rückhaltendem Schweigen bisher der Anlaß gewesen war“).

72) a. a. D. thes. XI. a. B. — „imo, quod admiratione dignum, singulis annis in rerum omnium quingentos argenti milliones, aut sc. centum tres et quod excedit erogatos fuisse; extra tamen cambia et recambia seu consumpsum pecuniam, quon nullo prope numero cepisse notat Lantius in Orat. pro Germania.“

73) Rückblick der Gesetzgebung wird das Gesagte nächst dem Nachstehenden ein vergleichender Blick, z. B. auf die frankfurter Bestimmungen von 1696 u. 1739 (Simmerl a. a. D. 2. Bd. Abth. I. §. 3 fg. 6 fg.) oder auf die Augsburger Bestimmungen von 1665, 1701 u. 1718 (S. 18) nigen S. 313 fg. 324 fg. 376 fg.) u. a. m., benehagen. — Rückblick der Literatur möge hier vorläufig an Caspari und Du Puits de la Serra (auch noch letzterer in der Vorrede a. a. D. t. II. p. VII über den traurigen Zustand der älteren französischen Literatur sagt, ist beachtenswerth) erinnert werden; ferner an den reichen Schatz der Erfahrungen, den Phoenfen in seinem *Wissel-Siyl* (quers 1677, dann 1681. 1688. 1696. 1700 u. neu edit.) veröffentlichte; er hatte sie, wie Andreas Lefter a. a. D. S. 24 berichtet, auf dem weltberühmten lehreronomischen Comptoir zu lauden Gelegenheiten gehabt. — Der äußere Anlaß (sich ist leicht; z. B. von Gottlieb Gerhard Titius' kurz gefassten Eiden über das Wechselrecht, in den *Juris priv. Rom. Germ. Lib. XII.*, gefest Lib. X. cap. 5 reichlich ein Beispiel der

Aber doch auch selbst da, wo dem Ethicistiker nicht eine Gesetzgebung willkommenen Rückhalt bot, beginnt dieses Leben in der Literatur; weiß doch Ansfalbus de Anfaldis u. A. in seinen am Schlusse des 17. Jahrh. veröffentlichten Discursen mit keinem ansprechenderen Thema zu beginnen, als mit dem Giro⁷⁴).

Das Nachfolgende, denken wir, wird die Behauptung rechtfertigen, daß das 18te Drittel des 17. und das erste des 18. Jahrh. die Zeit bilden, in welcher die Fundamentalsätze des Giro wenn nicht ihre Ausbildung überhaupt erst fanden, so doch zu allgemeinerer Anerkennung gelangten, und in dieser Zeit also in der Hauptsache die Lehre vom Giro ihren Ausbau erhielt. Aber so allgemein die Bewegung auch war, wir dürfen dabei nicht vergessen, daß sie den Weg der particularen und lokalen Rechtsbildung zu gehen hatte. Wie schwer dies im Gerichte fällt, soll sich im gegenwärtigen Abschnitte bewähren⁷⁵). Zu letzterem wird ausreichend zu gelang-

gen sein, wenn wir auch den vielen Gestaltungen, die in ihrem Auftauchen und zum Theil in ihrem Wiedergehen von Interesse sind, gegenüber hier uns die Beschränkung aufzuverlegen haben, nur mit wenigen, nicht ohne Rücksicht auf das Interesse der Gegenwart gewählten Beispielen uns zu begnügen. Was dagegen als das Gemeinamere erscheint im großen Zeitstrahle, das soll in dem folgenden Abschnitte den Beschäftigten.

In Frankreich, dem Lande der beweglichen Intelligenz und des raschen Culturfortschrittes, dem Lande Colbert's und Ludwig's XIV., war es die Ordonnance sur le commerce des négociants et marchands von 1673 Art. V und VI, welche die vor ihrem Erscheinen vielleicht etwas des Circulation der papiernen Valuta regulirte. In verhältnismäßig früher Zeit finden wir dort entschiedener als anderswo ihrem Gebrauche den Vorzug sich zueignen. Eine Reihe von Verboten, den billets en blanc, billets au porteur, billets mit signature en blanc au dos des lettres, 1614, 1611, 1624, 1650, 1660, 1664, geben davon Zeugniß⁷⁶). Das Verbot des kirchlichen Zinsverbotes machte vielleicht zu fortwährend neuer Erfindungen den freien Vortritt bieten; vielleicht lag aber doch der Grund dieser Richtung schon damals tiefer. Aus der Schilderung der Redner des Staatsraths, in einer weit späteren Periode der bürgerlichen Legislation, möchten wir noch Manchem, was wir bei Savary lesen, meinen, würde auf die Zeit, welche der Ordonnance von 1673 vorausging, Manches noch auch gesagt haben. Wenn es da heißt⁷⁷): „Jedermann war Kaufmann, jedes Haus war ein Magazin, jedes auf die Gasse herausragende Erdgeschoß ein Aemmeladen: in der Hoffnung auf reichen Gewinn, nicht selten auf Credit wurden diese Läden blendend decorirt, aber bald auf Veranlassung schmählichen Bankrottes wieder geschlossen.“ — Hinreichende Erfahrungen hatte man schon damals, als man an die Codification von 1673 ging, über die Gefährlichkeit der Ueberbetriebung der Papiercirculation zu machen Gelegenheit gehabt. Savary berichtet wenigstens von einer gewaltigen Krise, welche um die Mitte desselben Jahrhunderts über den französischen Handelsstand hereinbrach, als man dort zur Zeit einer allgemeinen Geldnoth im Handelslande übereinkam, die kaufmännischen Zahlungen nur zu $\frac{1}{2}$ im barren Gelde, zu $\frac{1}{4}$ dagegen in Wechseln mit Giro im bianco und billets au porteur zu beschaffen, und nun zahlreiche Bankrotts decorirten, welchen Gebrauch man von dem Credite gemacht, daß vier oder fünf Häuser bis gegen 20 Millionen livres in Papieren der genannten Art ausgegeben hatten⁷⁸).

Gieseher an; Grolmann in der mehrbändigen Dissertation beabsichtigt annehmen, gelegentlich der Lehre vom Transport der Wechsel, das ganze Buchstrecke einzuführen. Von Föchner u. A. m. wird unten zu reden sein.

74) Et ist viel bezeichnend für die Richtung der Literatur, wenn Joh. Heinrich de Weyer in seiner eben angeführten Dissertation über die *rac. n. ius. thes.* 13, indem er den „*in signis jurisprudentiae civilis abusus*“ in Wechseln schiltet: „*dieci vi potest quam feliciter hujusmodi littera decident, qui in aequalibus cambialis juris questionibus non tamen ad ordinatione cambialis ususque mercatorum ac publice utilitatis rationem respiciunt, quam generalia juris civilis argumenta negotii cambialis parum plerumque convenientia iustantur*“ — gewissmaßen als auf die nachfolgenden, bekanntesten Beispiele, dies zu beweisen, auf die Frage hinweist, ob der Credit für *nomen bonum*, oder bloß für *nomen verum* zu stehen habe, dann auf die andere, ob die Gewinne, welche gegen den Credit zufließen würden, auch dem Credit entgegengelegt werden könnten, und auf die dritte, ob die ältere, nicht auf dem Wechsel gesicherte Uebertragung (Erfüllen) dem auf dem Wechsel stehenden jüngerem Giro vorzuziehen — drei Fragen der — also viel vorangehende damals 1709 besprochenen — Gieseher.

75) Kreditbruch, Erfüllen der Portierungskredite, zweite Ausgabe von 1826. §. 20. §. 240 lehnt, obwohl er zwar, wenn auch in äußerst beschränktem Umfange, einen gemeinrechtlichen Gesichtspunkt (in dem Sinne, in welchem man von einem gemeinen rechtlichen Privatrechte spricht) der Gieseher anerkennt, in der Hauptsache ein Eingehen auf sie ab, weil sie ihren eigentlichen Sitz in den Quellen des particularen Rechts habe, so daß ihre Behandlung ohne eine Zusammenstellung der wichtigsten jener Quellen unbedenklich ausfallen müsse. Sein Auspruch könnte um so bedenklicher erscheinen, als nach der da nachgeschalteten Ansicht des eigentlichen Rechtsamts im Ganzen unter den Begriff der Erfüllen gehören soll. — An der dritten Ausgabe seines Buches — worin übrigens Anm. 455 diese letzte Auffassung als Erfüllen in ihrer Allgemeinheit aufgegeben ist — ist der Raum des wahren gemeinrechtlichen Gesichtspunkts vollständig nicht unberücksichtigt geblieben. Einert's treffliches Programm: „*De exceptionibus e personis indolisantis petitio in lite ad indolisantis contra debitorem cambialium mota e praecipua juris cambialis communis non attendenda*“ (1829), hat die ordentliche Anerkennung gefunden. — Über in der Hauptsache wird doch auch noch in dieser (dritten) Ausgabe §. 19. p. 233 eine Darstellung der Wechselindossament abgelehnt, wenn auch nur deshalb, weil dieselbe, „gleichwohl mit der Form verträglich, doch ihre eigentliche Bedeutung durch die Quellen des neuen und particularen Rechts erhält,

so daß eine directe Anwendung der Grundsätze des römischen Rechts auf dieselbe mindestens sehr bedenklich erscheinen müsse.“

76) Wiener a. d. O. §. 73. Martens, Versuch einer historischen Entwicklung über den Ursprung des Wechselrechts §. 71. 77) Zimmermann a. d. O. 2. Theil. I. §. 39. 78) Savary Parere XXXVI. p. 300. — „Cela apporte un tel desordre dans les affaires de commerce, qu'il si faire une in-

Eine Hauptstimmung bei der Gesetzgebung von 1673 führte Savary, ein Kaufmann und Patrisant“). — Daß ihm die Gefahren eines ohne reelles Basis geschlossenen und in Circulation gesetzten Wechsels lebhaft vor Augen stehen mußten, war ganz natürlich. Er weiß gar eindringlich das Gefährliche der Wechselstreckerei, die Spiehbüchereien, die mittels des Blancoinstruments ausgeführt werden könnten, wie hinter dem Letztern sich der Bucher, der unentgeltlich eigene Betrieb des Wechselgeschäfts der Wechselagenten sich versteckt, zu schützen; wie der Insolvente seine noch vorhandenen Activa mittels desselben unsichtbar machen, in die Hände guter Freunde und lieber Verwandten spielen könne — abgesehen von aller Gefährlichkeit, wenn der Wechsel verloren gehe oder gestohlen werde“). — Nicht außer Zusammenhang hiermit steht wol das in der Gesetzgebung offensiblere Streben, den Wechsel in dem natürlichen Verlaufe, zu dem er geschlossen schien, Wechselungen zu erfahren, Schulden und Forderungen einzuziehen, die verschiedenen Pögen rückfichtlich derselben auszugleichen, zu erhalten. Seine äußere Erscheinung, sein Gepräge, möchten wir sagen, erinnert ja schon an diesen Verlaufe, wenn da nicht blos an der erforderlichen Verschidenheit von Ausstellungs- und Zahlungsort (remise du Place en l'Place) als seinem Grundgedanken festgehalten wird, sondern auch ein Valutakennntniß, nicht blos in der

bisherigen Gestalt einer Erinnerung des Lauffanten, daß er rückfichtlich der Gegenleistung vom Wechselnehmer vergnügt worden sei (tamquam symbolum, ne numerans vane pecuniam numerasse reputetur, S. 5), hineingeseht wird, sondern specielle Angabe der Valuta: si elle a été reçue en deniers, marchandise, ou autres effets“). — In der ökonomischen Function, die man dem Wechsel zuschrieb, wachte man sein Bedenken haben, ihn noch als jenes reine Geldgeschäft einer endio venditio pecuniae absentis pro praesente aufzufassen. So, wie man sich jene dachte, schien er mehr die Cession einer Forderung zu enthalten, das Giro Mittel, diese von Hand zu Hand wandern zu lassen bis in die Hand dessen, der sie bequemer noch einzuziehen vermochte, und das Giro demnach nur eben als eine Fortsetzung, eine Wiederholung des ersten im Wechsel selbst enthaltenen Cessionsgeschäfts. Ein Cessionscontract, sagt Savary, ist das Giro:

un contract de cession et transport d'argent — und fügt dem bei, er sei de la même manière, que celui de la lettre de change (Parere XLII. p. 341). Der juristische Freund Savary's, Du Puis de la Serra — obwohl ihm die gewöhnliche Lehrmeinung der Italiener gar wohl bekannt, ja er selbst als eifriger Anhänger derselben in vielen Punkten sich zeigt, spricht doch (a. a. O. chap. 4. n. 13. 21. p. 5 seqq.) gewissermaßen als ein über den Wechselverkehr stehendes Princip aus, der Wechselcontract sei:

plustôt une cession de la créance que l'on a sur celui qui doit payer, qu'une vente d'argent. — Le tireur vend, cède et transport la créance qu'il a etc.

Von diesem den Hintergrund bildenden Gesichtspunkte aus tritt die Frage in ihr richtiges Licht, die von Savary aufgeworfen ist, ob die Dreireclausel, aus Grund deren das Indossament stattfindet, zu dem Wesen, zur notwendigen Form des Wechsels gehöre. Savary und ebenso Du Puis“) verneinen sic, es sind jene Worte

finité de faillites et banqueroutes — et l'argent se trouva si rare, que cela fit que les espèces augmentèrent de prix à tel point, que les Louis'd'or et Pistoles d'Espagne qui ne valaient que dix livres, augmentèrent de prix jusqu'à douze livres dix sols, et les Ecus blancs valant trois livres, jusque à trois livres deux sols.“) Diesen Vorgängen scheint allerdings wenig zu entsprechen, wenn neuer französische Schriftsteller und Einert mit ihnen, vergl. J. B. a. a. O. S. 300, von einer Zeit der „Ärmtheit“ sprechen, in welcher zur Zeit der Revolution von 1673 sich noch der Wechsel befanden habe. Ein Beweis aus Sprant er a. a. O. S. 32 dürfte darauf wol die rechte Antwort geben: „Imperiale zu Frankfurt, adonirt an Bonaventura nach Venedig, er solle auf credere per Amsterdam an Reale remittiren Ducati 2000 di Banco und solche auf ihn, Imperiale, in Frankfurt herkschleuste Franco di speso traffiren: hingegen extennirt er per Amsterdam an Reale, daß er des Bonaventura remittirte Ducati 2000 solle einziehen und wiederum per Frankfurt herkschleuste an Imperiale mit seinem credere und franco di speso remittiren. — Gestalt nun, daß Bonaventura per Amsterdam an Reale die 2000 Ducati di Banco zu Groot 90 remittirt, welche inclusive der Unkosten Fl. 754 schienen in Banco per Amsterdam hin, diese remittirt Reale an Imperiale per Frankfurt Weste zu Groot 817, inclusive der Reale Unkosten, so in Frankfurt fl. 2215. 1. 6. à 60 Kreuzer, und zu 60 Kreuzer fl. 2400 machen, hingegen traffirt Bonaventura von Venedig auf Imperiale in Frankfurt Weste die 2000 Ducati à fl. 115, thun in Frankfurt fl. 2300 à 60 Kreuzer: damit hätte der Arbitrant zu Frankfurt, nämlich Imperiale, an diesen Wechseln 100 fl. à 60 Kreuzer Wechselgeld gewonnen, da er doch seinen Feinzig des Feinigen ausgegeben, noch einige Risico oder Gefahr gelassen.“)

79) Nach Wiener im Archiv f. B. S. 2b. S. 243 nannte Puffert, der Redacteur der Decennan nach 1673, wegen des entscheidenden Einflusses, den Savary bei dieser Gesetzgebung gewann, erstere im Scherz Code Savary. — Fälschlich sieht Einert a. a. O. S. 102 und Arndt a. a. O. S. 8. Ann. I in Savary einen Rechtslehrer. 80) Parf. n. g. l. 3. chap. 4. p. 106. Parere XXXVIII. p. 379.

81) „S'il ny avait pas une indication de la valeur reçue, il n'y aurait pas contrat de change; parcequ'il n'y aurait pas présomtion de la cause de l'engagement.“) trübt ein neuerer Schriftsteller sich aus, vergl. Einert S. 104. Veleur en marchandises zeigt allerdings, wie tief der Wechselverkehr bereits in das gewöhnliche Waarenverkehr eingedrungen war. — Doch sagt auch schon Raphael de Turri von der Valuta und deren Veranhang: „hanc representationem quodvisque fit realiter et de numerato, aliquando de aliquo nomine debitoris cesso seu delegate, non raro de ipsomet nomine ipsius alia recipere debuit: arrip de mercibus, aut quibusvis aliis capisibus aut speciebus, aestimatis tamen; aliquando eliter; immo quandoque soli ac nude promissioni de representando acquiescit contrahens, aber zu bestimmtem Geldbetrage veranschlagt wol immer sein, was als Valuta vorkommt: nam cessante hoc pretio cessat substantia cambii.“ — Disp. I. qu. 2. n. 11 seq. 82) Vergl. auch Du Puis chap. 4. p. 9: „Quelquesfois l'on met dans la lettre de change, il vous plaira payer à M. Severin ou à son ordre. Et il y a souvent divers ordres successifs; mais cela ne change rien dans la substance de la lettre de change, parceque tous ces ordres ne sont que subrogations

point de l'essence, ni de la forme de la lettre de change. Parere XLVII. p. 460), aber ohne Bedeutung sind sie nicht. Derjenige, welcher den Wechsel zu befehlen hat, sagt Savary a. a. D., läßt sie in den Wechsel setzen, um die Möglichkeit zu haben, den Wechsel weiter indossiren zu können (il veut avoir la faculté de la pouvoir négocier et céder à quelqu'autre personne, par le moyen de son ordre, qu'il pourra mettre au dos de la dite lettre en recevant de cette personne la valeur du contenu en icelle).

Alein hat jene Klausel die Bedeutung, daß der Trassant als verantwortlich erscheint für die Folgen, wenn der Wechsel vermöge derselben indossirt worden, von Hand zu Hand gegangen, am Zahlungsorte nicht eingelöst worden ist, und nun der letzte Inhaber auf seinen Vornamen, letzterer wieder auf den seinen den Rückwechsel genommen hat? Die von uns angeführten Schriftsteller antworten mit Nein. Der Trassant steht zwar dafür, daß am Zahlungsorte dem Indossatar die Zahlung werde: daher auch, wenn grade am Zahlungsorte nach dem Ausstellungsorte eine regelmäßige Wechselverbindung nicht besteht, und deshalb, um dort das Geld sich zu verschaffen, der Indossatar den Rückwechsel nur nehmen kann über einen Wirtelplatz, dann allerdings auch für die Rückwechsel vom Zahlungsorte auf diesen Wirtelplatz, von letzterem aus nach dem Ausstellungsorte. Es ist dies eben ein Unfall — un cas fortuit — welchem der Zieber nicht wol berechtigt sein würde, auf den Remittenten zu wälzen: parceque le tireur est en faute de n'avoir pas si bien pourvu au paiement de sa lettre de change quelle ne fût pas protestée faute de paiement, et il doit être responsable de ce qui arrive par cas fortuit, sur le retour et le rechange que sa faute produit. Du Puis chap. 15. n. 24. p. 50.

Aber damit ist auch die Grenze seiner Haftung angegeben, man kann den Zieber nicht belasten mit dem, was aus den Handlungen Anderer hervorgeht, mit Schäden, die durch Letztere veranlaßt werden, zu diesen Letzteren gehören aber alle Negocierungen des Wechsels über verschiedene Plätze: le tireur n'est tenu qu'au retour directement de la place où la lettre est adressée pour la place d'où elle est tirée, comme étant la seule obligation résultante du fait de sa négociation; et que l'on peut dire substantielle de sa convention; car l'on ne peut pas dire que la convention d'un change comprenne naturellement autre chose que la promesse de la part du tireur de faire payer la lettre de change, et en cas de protêt d'en payer le rechange du lieu où elle était adressée au lieu de son origine et nullement des rechanges et des négociations imprévues, et précédentes du fait de ceux qui en seraient porteurs et qui étaient absolument ignorés. — Du Puis a. a. D. n. 20. p. 49.

des uns aux autres pour mettre le dernier à la place de celui à qui originellement elle était payable.“

Ganz anders wird es daher aber auch stehen, wenn der Trassant dem Geber des Wechsels beziehentlich dem Inhaber ausdrücklich Vollmacht gibt, den Wechsel über gewisse, oder schlechthin, über alle Orte zu negociiren: Ordonnance tit. VI:

Art. 5. La lettre de change, même payable au porteur ou à ordre, étant protestée, le rechange ne sera du par celui, qui l'aura tirée, que pour le lieu ou la remise aura été faite, et non pour les autres lieux où elle aura été négociée, sauf à ce pourvoir par le porteur contre les endosseurs pour paiement du rechange des lieux où elle aura été négociée, suivant leur ordre.

Art. 6. Le rechange sera du par le tireur des lettres négociées pour les lieux où le pouvoir de négocier est donné par lettres, et pour tous les autres, si le pouvoir de négocier est indéfini, et pour tous les lieux.

So blieb man denn, indem man die Ordonnanzel wieder vor wesentlich zum Begriffe des Wechsels, noch weniger in ihr die Ermächtigung enthalten erachtete, den Wechsel über beliebige Orte verhandeln zu können, dem alten Gedanken dieser Klausel ziemlich nahe, bei dem es ja auf die Bequemlichkeit des Remittenten vorzugsweise, nicht auf eine Erhöhung der Belastung des Trassanten aus dem Wechsel abgesehen war.

Andererseits finden wir aber doch, daß als bloß der formellen Möglichkeit eines Indossaments, einer Substitution, eines neuen Rechts dienend, sie aufzufassen die Commentatoren der Ordonnance nicht anerkennen geneigt sind. — Die Ordonnanzel hat ihre materielle Bedeutung: Man läßt den Wechsel an Ordre stellen, um ihn negociiren zu können, sagt Savary — auch derjenige, fügt er bei, läßt ihn an Ordre stellen, der zu befürchten hat, daß seine Gläubiger Streit legen lassen könnten bei den Bezogenen auf den Inhalt des Wechsels, wenn letzterer acceptirt wird“). — Deutlicher spricht sich Du Puis aus.

Er handelt (a. a. D. chap. V. n. 16 sqq. p. 15) von der Frage, ob der Ausgeber des Wechsels die Zahlung hindern könne deshalb, weil er die Valuta noch nicht erhalten habe. Man mache hier wol zweierlei Unterscheidung. Nach der einen solle es darauf ankommen, ob das Valutabekanntnis die Zahlung als baar erfolgt angebe, oder ob nicht, z. B. bloß „Weich“ (pour valeur d'un tel, sans dire reçue comptant) oder

83) Parere XLVII. p. 460: „— ce Négociant aura peut-être beaucoup de Créanciers, et il craindra que quelqu'un d'iceux ne fasse saisir sur lui le contenu en la lettre de mains du Négociant, sur qui elle est tirée, quand il l'aura acceptée; pour éviter cela, il veut être en liberté de la recevoir lui-même sur son endossement, c'est à dire, sur sa quittance, ou d'y pouvoir passer son ordre en faveur de quelqu'un de ses amis, qui lui en donne son indemnité pour la faire recevoir de l'accepteur sous son nom: Voilà les véritables motifs pour lesquels on emploie dans une lettre de change ces termes, d'un tel, ou d'un autre.“

„Werth gewechselt“ (valeur changée) laute. Im ersten Falle solle der Zieber den Wechsel zahlen zu lassen sich nicht entschlagen können: wol aber im letztern, wenn ihm die Valuta nicht in der bedungenen Frist gewährt wird. — Diese Unterscheidung sei nicht allgemein richtig, bemerkt Du Puits; es werde sich alsbald zeigen. — Die andere aber, die man mache, sei die, es komme darauf an, ob der Wechsel zahlbar laute an eine bestimmte Person (also ob er Rectawechsel sei), oder ob er die Indossament enthalte. Sei es ein Rectawechsel, so meine man, indem man annehme, daß es in der Intention der Contrahenten nicht gelegen habe, daß der Wechsel übertragen und edirt habe werden sollen, daß der Zieber, falls er rückständig der Valuta nicht befriedigt sei, die Zahlung hindern könne; diese Ansicht sei conform der Bestimmung der Ordennanz, obwohl dieselbe genau genommen an der betreffenden Stelle nicht von Wechselpreisen rede. (Tit. V. art. 30: Les billets de change, payables à un particulier y nommé, ne seront réputés appartenir à autrui, encore qu'il y eût un transport significé, s'il ne sont payables au porteur ou à ordre.) Was hier gesagt sei, könne man wegen Gleichheit des Grundes auch auf die Wechselbriefe anwenden, um so mehr, als sie in demselben Geiste hier rede wie in Art. 18, welcher dem transfirten Wechsel rede⁸⁴). Allein, fügt Du Puits hinzu, die tägliche Erfahrung zeigt, daß man Wechselbriefe überträgt (que l'on transporte), obwohl sie einfach an eine bestimmte Person gestellt sind; und kaum 20 Jahre sind es her, que la plupart des lettres de change l'ors de l'échéance, se trouvaient accompagnées de plusieurs transports les uns sur les autres tous passés pardevant Notaires⁸⁵) — und es gibt doch auch die Rechtstheorie darüber klare Masse, daß man gar

nicht Eigentümer eines Wechsels sein würde, wenn man nicht darüber disponiren könnte, und daß die Tradition des Wechselbriefes in Gemäßheit des stattgehabten Uebereinkommens dem das Eigenthum daran gibt, welchem es der Zieber überlassen hat. Aber bei alle dem kann doch dieser Rectawechselbrief anders nicht übertragen werden als cum sua causa: alle seine Befreiungsgründe und Einreden behält ganz und vollständig gegen den spätern Inhaber ebenso, wie gegen den, welcher nach dem Wechsel ihm die Valuta dafür gegeben hat, der Zieber, denn der spätere Nehmer kann nicht mehr Recht haben als der Valutageber, der Zieber aber hat Erstem keine Gelegenheit gegeben, unmittelbar sein Absehen auf ihn zu richten (de suivre sa foi), da er ja angedeutet hat, daß er nicht erwarte mit Jemandem anders zu thun zu haben als mit dem im Wechsel genannten Valutageber⁸⁶).

Ist dagegen, fährt Du Puits fort, der Wechsel an Ordre zahlbar und vermöge dessen an einen Dritten übergegangen (et si elle est passée à un tiers), so hat der Zieber in letzterer Beziehung allerdings noch die Freiheit, zu prüfen, ob der Wechsel nicht etwa immer noch dem gehört, mit welchem er das Geschäft gemacht hat und dessen Valuta im Wechsel steht; denn in solchem Falle würde er seine Einwendung noch vollständig haben: freilich wenn dann, dieselben anlangend, im Wechsel „Valuta baar erhalten“ stände, so würde der Beweis der nicht erhaltenen Valuta schwer von ihm zu erbringen, nur durch Bücher oder Eid zu führen sein; während wenn im Wechsel rückständig der Valuta nur „Werth gewechselt“, oder eine andere Fassung stände, die kein Bekennniß effectiv geleisteter Valuta enthielte, die Einrede im Wechsel selbst fundirt wäre. — Aber wenn dagegen, fährt er fort, der Wechsel einem Dritten gehört in Kraft des Indossaments (apartient à un tiers en vertu des ordres), da kann der Zieber sich dem nicht entziehen, ihn zahlen zu lassen, in welcher Weise auch das Valutabekennniß lauten möchte; denn indem er seinen Wechselbrief hingegeben hat, hat er demjenigen vertraut, welchem er den Wechsel überlassen hat (il a suivi la foi de celui, à qui il a donné sa lettre), und ist der Wechsel übergegangen in andere Hand, so kann er ihn nicht zurückziehen, ganz aus demselben Grunde, aus welchem der Verkäufer seine Waare nicht mehr in Anspruch nehmen kann, die, aus Credit verkauft, auf einen Dritten, in gutem Glauben Befindlichen übergegangen ist (ne peut pas revendiquer sa marchandise, qui a passé de bonne foi entre les mains d'un tiers, lorsqu'il l'a vendue à crédit parcequ'elle est tellement devenue propre de l'acheteur, qu'il en peut disposer comme il a voulu: et en la

84) Tit. 5. art. 18: „La Lettre payable à un particulier, et non au porteur, ou à ordre, étant adressée, le paiement en pourra être poursuivi ou en vertu d'une seule lettre sans donner caution, et faisant mention que c'est seconde lettre et que la première ou autre précédente demeurera nulle.“ — Der vordere allegirte Art. 39 sagt doch mit andern Worten gar nichts Anderes, als daß die darin erwähnten billets de change (Interimswchsel) nicht übertragbar sein sollen auf einen Andern, auch nicht durch eine förmliche Cession. Aber auch Jousse in seinem Commentar hat darüber seine Bedenken; nach dem drollt common und coutumes de Paris art. 108 sei man billets et promesses zu übertragen befugt, und transport signifié sehr dem Cessionar in vollen Recht; hier werde dagegen dem Eigenthümer die Übertragung verwehrt. Auch Jousse erklärt dem Art. dahin, daß das Indossament ohne Weiteres nicht gestattet werde, in welchem Falle transport signifié die Einreden auf der Person der Übertragung nicht ausschließt. Berol. Wiener im Archiv. 5. Bd. S. 251.

85) Chap. IV. c. 12, 13 und 14. p. 9 spricht Du Puits von einem recta an den Valutageber zahlbar gestellten Wechsel und dem Indossament desselben, wenn der Valutageber die ursprüngliche Absicht, welche zu dieser Fassung Veranlassung gab, selbst nach dem Zahlungsorte zu reifen aufgibt, und bemerkt: „il y en a, qui doutent si son ordre simple serait suffisant, et disent qu'il faudrait un transport pardevant Notaire, ou une procuration; mais il n'y a ni l'autre ne sont pas plus fortes qu'un simple ordre, il sont seulement plus authentiques.“

86) Chap. V. n. 21. p. 16: „Toutes les exemptions du tireur demeuront dans leur entier contre celui qui s'en trouvent les porteurs, comme contre celui de qui la valeur est déclarée, parcequ'il ne peut pas avoir plus de droit que lui, d'autant plus que le tireur n'a donné aucune occasion de suivre sa foi, puisqu'il avait marqué, qu'il n'entendait agir qu'avec celui de qui la valeur est déclarée.“

delivrant à un autre en vertu d'un ordre il lui a transmis la propriété"). Man wendet diese Principien mit Zug und Recht an auf den Wechselbrief; denn derjenige, der ihn gibt, verkauft die Forderung, die er hat, gegen den, welcher den Wechsel zahlen soll; thut er dies auf Credit, so verliert er daran sein Eigenthum so, daß, wenn sie nicht mehr in der Hand seines Käuflers ist, dem er den Werth creditirt hat (avec qui il en a stipulé la valeur à temps), er jene nicht mehr für sich in Anspruch nehmen kann. Seiner Unbequemlichkeit (faucille) mag er den Schaden, den er etwa leidet, zuschreiben; denn außerdem würde es so eine Ungerechtigkeit sein, daß ein Ziehler, der seinen Wechsel nicht ausgeben sollte, ohne Valuta erhalten zu haben, Gelegenheit gegeben hätte, durch einen Fehler, den er gemacht hat, diejenigen in Schaden kommen zu lassen, welche auf den Credit und die Ehre seines Briefes hin gehandelt haben (donnant occasion par sa faute de tromper celui, qui traite sur le credit et reputation de sa lettre).

Mit letzterer Entwicklung stimmt denn auch überein die Ordennanz (tit. V. art. 21):

Les lettres de change endossées dans les formes prescrites par l'article précédent, appartiendront à celui du nom duquel l'ordre sera rempli, sans qu'il ait besoin de transport ni de signification;

nicht minder auch Art. 19, wernach, wenn ein verlorener Wechselbrief auf den Inhaber oder dessen Ordre zahlbar lautet, die Zahlung nicht anders als — gegen Caution für Schadloshaltung") geschehen soll.

Kunmerklich möchten wir aber doch machen auf die Art, wie Du Puis zu dem obigen Resultate gelangt ist. Er hat uns nicht etras gesagt, daß der spätere Nehmer und Eigenthümer des Wechsels als unmittelbarer Contrahent des Trassanten zu betrachten sei. — Vielmehr dies scheint sein Gedanke: das Eigenthum des Wechsels") enthält nachst der Forderung gegen den Bezogenen auch die Garantiefolge gegen den Ziehler. Einen Fehler hat letzterer gemacht, indem er eine Forderung

negociabel, zum Gegenstande des Wechselverkehrs machte, einen Dritten veranlaßte, sein Geld für sie hinzugeben. Wegen dieses Fehlers verliert Trassant seine Einreden. Erinnern möchten wir dabei auch an eine Verurteilung Savary's, deren wir schon oben (S. 24) gedachten: der Indossant habe zum Schuldner den Acceptanten und im Indossanten und Ziehler die Garantien des Briefes, den Indossanten, weil dieser es sei, der den Wechselbrief negocierte, den Ziehler, weil er alle Rechte des Indossanten darauf, daß der Wechsel zur Verfallzeit richtig bezahlt werde, ausübt. „Il sera permis," sagt Savary a. a. D. p. 440, „au porteur de la lettre, de se pourvoir en cas de négation, ou contre son endosseur, parceque il n'a reconnu que lui dans sa négociation et par conséquent sa bonne foi; ou contre le tireur: parceque le porteur est subrogé en tous les droits, noms, raisons et actions de son endosseur: c'est pourquoi il le s'exerce sur l'endosseur de son dit endosseur et contre le tireur."

Erscheinen etwa diese Substitutionen des Indossatars in alle Rechte des Vermanns als gewissermaßen die Ausfüllung nur der Erdrückung in Ermächtigung des Trassanten, der die Ausfüllung Vernehmende nur als dessen Werkzeug, so müßte auf diese Vollmacht — vermöge welcher dann Vermann und Trassant als die unmittelbaren Contrahenten erscheinen würden — ein viel entscheidendes Gewicht fallen. Von einem bloßen Ermöglichen des Indossaments, von einem die Gelegenheit bieten für einen Dritten, seine Valuta für den Wechsel zu zahlen, würde man, die Stellung der Nachindossatoren, der Willensrichtung des Trassanten gegenüber, zu bezeichnen, nicht füglich mehr reden können. Aber wir fanden so auch oben gelegentlich der Frage: ob Trassant einen mehrfachen Rückwechsel zu zahlen gehalten sei, daß die Ordennanz weit davon entfernt ist, darin eine Ermächtigung zum Indossiren zu erblicken — letzterer vielmehr, wenn sie ausdrücklich erfolgt, ihre ganz besonderen Wirkungen verleiht.

Auf das Valutabekanntniß im Indossament finden wir dagegen ein ungleich stärkeres Gewicht gelegt. Es muß im Indossament stehen, denn außerdem ist der Indossant nicht als Eigenthümer, der Acceptant gar nicht ihm gegenüber als Schuldner anzusehen; hätte er einem solchen Indossator gegenüber acceptirt, so hätte er denselben nur als dem Procurator des Indossanten sich gegenüber gehabt, nur diesem letzteren sich verpflichtet"). Daß Indossant Valuta erhalten, so hat ihm der Wechsel seinen ökonomischen Dienst gethan; ohne Valutabekanntniß ist nicht anzunehmen, daß Indossant sich des Wechsels begeben habe. „L'ordre portant valeur reçue rend celui qui a donné la valeur demeure maître incommutable d'une lettre de change, parceque celui à qui elle était payable s'en est dessaisi au moyen de la valeur, qu'il en a reçue: de sorte que ces ordres ne portant point valeur reçue, le donneur d'ordre ne s'en est jamais dessaisi ni dé-

87) Ähnliche Motive dürften dem Einredechte hinzugehen sein, welches wir in der hamburger Urtheil zur Wechselordnung von 1711 Art. 11. (Echerre a. a. D. 2. Bd. S. 193) finden: „Weßsen sich bezügle, daß ein Wechselbrief selbsteigentlich gestellt wäre, dessen der Ausgeber von einem andern die Valuta zu empfangen bekennt, als an den die Bezahlung zu thun dann ordinirt würde, so soll, im Falle der Exception die exceptionen der dem Ausgeber nicht bezahlten valutas entgegen nicht und selbst mit seines Contrahenten gleich den nächsten Forderung nach beschener Acceptation empfangenen Schaden beweisen könnte, gegen denjenigen der valutas oder Bezahlung gewissermaßen Caution mit jenen annehmlichen Wegen die Forderung zu Recht verfolgen werden. Wäre aber ein solcher Wechsel an jemand anders indossirt, findet die Exception, mithin die Exception oder Caution keine Stütze — sondern ist Acceptant schuldig, den Wechselbrief zu bezahlen u. s. w." 88) Vergl. Ann. 84. 89) Unter den maximes, mit den Du Puis sein chap. V schließt, lautet p. 17 die letzte: „tant que la lettre de change au point changé de propriété, celui qui l'a faite a ses exceptions entières: mais si la lettre de change a changé de propriété, il faut qu'elle soit accomplie, sauf au tireur ses actions contre celui avec qui il a traité."

vola,“ so und ähnlich drückt wiederholt Savary sich aus: ganz bezeichnend für den Standpunkt des Geschäftsmanne, für den der Hauptwerth des Indossamentes darin besteht, daß er vor der Verfallzeit den Wechselbetrag vermittelt desselben wieder in Cassa bekommen kann. — Ist der Wechsel dann aber etwa Mangels Zahlung protestirt worden, und hat der Inhaber bei dem Indossanten sich rembourst, so tritt Letzterer dagegen wieder ein in seine Rechte und seine Klagen. Er hat zurückgeben müssen den Werth des Wechsels und tritt folglich in sein Eigenthum wieder ein, in den Wechsel und die Rechte darans; auch in die Rechte aus dem Accepte, welches nach seinem Indossament etwa erst geleistet worden wäre“). — Diese Strenge in dem Erfordernisse des Valutabelenntnisses entspricht dem, was über den Mißbrauch des Indossamentes Seiten eines Insolventen zur Hinterziehung seiner Gläubiger oben von uns ange deutet worden ist. Savary's Schilderung scheint in dem Ausbruche der Ordnung selbst wieder zu klingen, wenn es heißt tit. 5. art. 25:

Au cas que l'endossement ne soit pas dans les formes ci-dessus, les lettres seront réputées appartenir à celui, qui les aura endossées, et pourront être saisies par ses créanciers et compensées par ses redevables“), und weiter art. 23:

Les signatures au dos des lettres de change ne serviront que d'endossement, et non d'ordre, n'il n'est daté, et ne contient le nom de celui qui a payé la valeur en argent, marchandise ou autrement.

Jenem Eigenthumübergange des Wechsels durch Indossament zu entsprechen, scheint die Auffassung der Haftverbindlichkeit der Regreßpflichtigen als einer der Cautionsleistung analogen Verpflichtung. In der That drängt sich auch dieser Gesichtspunkt Du Puis' ganz von selbst auf. Hat nach Abschluß des Wechselcontractes sich erhebliche Aenderung in der Lage des Indossanten sich ereignet, so daß man daraus zu schließen haben würde, daß er dann, wenn der Wechselbrief unter Protest gehen werde, den Werth nicht werde remboursern können, so würde, bemerkt Du Puis a. a. D. chap. V. n. 10. p. 14, man von ihm Caution wegen Zahlung des Wechsels verlangen, bei Weigerung der letzteren mit Zahlung der Valuta zurückhalten können (de même qu'un acheteur, lorsque la chose achetée est en danger d'être évincé peut se dispenser d'en payer le prix, si on ne lui donne pas caution). Motivirt wird diese Regreßpflicht von demselben freilich auch durch den Hinweis, daß der Inhaber den Wechsel in Zahlung oder gegen Valuta nur nehme in Erwartung richtigen Eingangs; schlage diese Erwartung fehl, so sei der Regreß-

anspruch sehr gerecht; ungerecht wäre es, wenn Indossant aus dem Verluste des Inhabers Vortheil ziehen sollte (chap. 16. n. 8. p. 51); oder noch allgemeiner: durch das Factum des Remittenten u. s. f. sei der Wechselbrief an den Inhaber gelangt, nur durch dessen Zahlung könne er frei werden, ohne sie sei er garantiefähig. a. a. D. n. 4.

Aber wenn wir nun von jenem Gesichtspunkte aus, dem des nicht erfolgten Eigenthumübergangs, dem der vorhergehenden und doch nicht erfolgten Zahlung aus das Verhältnis entwickeln wollen, so erhebt sich gegen die Richtigkeit dieser Auffassung der Zweifel, wie dann solidarisches Haftung der sämmtlichen Wechselschuldner dem Inhaber gegenüber zu erklären, zu rechtfertigen sei die Vertheilung des Letzteren in den etwa ausgebrochenen Concurse des Acceptanten, der Indossanten und des Ziehers den vollen Betrag liquidiren zu können. Hat man doch sonst und mit gutem Grunde den Cautionsanspruch nur gegen seinen Auctor und nicht zugleich gegen dessen Auctor. Tritt der Inhaber in alle Rechte seiner Vormänner, so scheint es ein Widerspruch, auf Grund dieser Rechte ihn Befriedigung suchen, und zugleich wegen Pflichtwahrung derselben ihn den Indossanten selbst in Verantwortung nehmen zu lassen. — Und allerdings finden wir auch bei Du Puis berührt, daß man den Sag, wenn der Inhaber nach erhobenem Protest gegen die Vorindossanten Regreß nimmt, er dies thue nur in Ausübung der Rechte seines Indossanten, für unvermeidbar gemeint habe mit der solidarischen Haftung“). — Im Grunde bleibt hier auch Du Puis selbst nicht Anders übrig, als mit seiner an die Analogie des Kaufes sich haltenden Theorie zu brechen. Darauf mit Nachdruck zu verweisen, während der Acceptant es sei, der die Qualität des Schuldners habe, sei der Anspruch gegen die Indossanten der aus einer geleisteten Garantie. Nehme man neben jenen den Acceptanten in Anspruch, so thue man nichts Anders, als was sonst, wenn man mehrere solidarisch Verpflichtete in Anspruch nehme (L. L. 23 und 28. Cod. de fidej. et mand. werden citirt), und wenn daher der Inhaber zurückgehe auf Vorindossanten und Zieher, so thue er dies nicht im Namen des letzten Indossanten, sondern im eigenen Namen, als Inhaber mache er den Anspruch

93) Du Puis a. a. D. chap. 16. n. 19. p. 53: — „lorsque tous ces débiteurs, c'est à dire le tireur, l'accepteur et les endosseurs ont tous failli à leurs échéances — il y a nombre de gens dans le commerce qui sont d'avis que le porteur ne peut pas exercer son action solidaire contre toutes les directions et sur les effets de tous ces débiteurs: mais qu'il est obligé et a la liberté d'en choisir un — et que recevant la portion convenue par celui qu'il aura choisi, avec la pluralité de ses créanciers, le direction entre en ses droits de la lettre de change, pour agir contre un de ceux contre qui il avait retourné, et ainsi de suite.“ — Vergl. a. a. D. p. 62: „Ce que l'on objecte pour prouver qu'il n'y a point d'obligation solidaire est, qu'en cas de protêt faute de paiement le porteur revient contre celui qui a passé l'ordre à son profit; et que ce n'est qu'en exerçant les droits de co metteur d'ordre qu'il remonte contre les autres obligés.“ — etc.

91) Vergl. auch Parere XXI. p. 427 seq. 92) Vielleicht nicht ohne alle Reminiscenz an Staccia, welcher ja danach, die Rem zu prüfen, hinweist, um zu erkennen, ob man auch im Gebiete des Objectus oder in dem der Person u. s. w. sich befindet; vergl. oben Ann. 63. §. 17. — Vergl. auch Ann. 84. §. 45.

geltend: als voller Eigentümer"), wie aus der Ordonnanz Art. 15 hervorgeht, welche gegen ihn den Verlust der Garantiefolge ausspricht, wenn er nicht gehörig zur Zahlung präsentirt und protestirt habe, eine Folgerung, welche die Qualität als Eigentümer der Rechte des Wechselbriefes zu ihrer Voraussetzung habe. Die Ordonnanz (tit. V. art. 11. 12. 13. 15. 16. 17) laßt nur die Eigentümlichkeiten einer Solidarfolge wahren, indem sie simultane Inanspruchnahme, wie freie Wahl, welchen Schuldner er zunächst in Anspruch nehmen wolle, verstatte.

So liegt denn in jenem Negocitum des Wechsels, welches Savary als Grund der Verhaftung des Indossanten angibt, doch etwas Anderes, als ein bloßes Uebertragen des Eigentums: Du Puis sagt von der Verhaftung der Indossanten (a. a. D.):

tous les metteurs d'ordre sont obligés à la garantie de la lettre de change, parceque leur ordre est un espèce de mandement à l'acceptant, et de cession et remise au porteur.

An das im vorigen Abschnitte S. 24 Bemerkte erinnernd, würden wir vielleicht mit Du Puis sagen können: es liegt im Indossament die Aufforderung zu Handlungen: an den Indossatar den Wechsel als Eigentum zu nehmen, an den Begogenen die, den Giranten selbst als zur Aufgabe seines Eigentums am Wechsel zu Gunsten des Indossatar berechtigt, diesen letzteren mit hin rüchsiglich der Zahlung aus dem Wechsel als Eigentümer zu betrachten; eine Aufforderung, welche nach beiden Seiten zu einer Vertretung zu führen geeignet ist, insbesondere, sofern an den Nehmer gerichtet, die an der Urkunde haltende Verpflichtung des Giranten in sich schließt.

Ja, sagt Du Puis a. a. D., es ist sogar rechtlich erkannt worden, daß, wenn der Girant auch nur als Commissionair sein Indossament gegeben hat, er dennoch garantiefähig sein soll, garantiefähig wegen seiner Zeichnung auf den Wechsel, ohne je irgend Eigentum am Briefe gehabt zu haben"). — Damit ist er bei einem Falle, der ihn vielfach beschäftigt, auf den er mehrfach in seiner kurzen Schrift zurückkommt. Die Commissionaire hatten den Auftrag, den Erlös der Waare

an die Debre des Committenten zu remittiren, ausgeführt, indem sie die Wechsel des Käufers an ihre Debre zahlbar stellen ließen, Valuta von ihnen"). — Und diesen dann an die Debre des Committenten indossirten. Dieser, der Committent selbst, nahm aus den Wechseln als bald den Regreß auf sie, die Commissionaire"). In erster Instanz wurden Letztere freigesprochen, sie hätten die Wechsel nur als Commissionaire genommen; in zweiter Verurtheil, sie seien garantiefähig: *tant parcequ'en argent donné la valeur de leurs derniers, ils en avaient acquis la propriété, que par leur ordre ils en avaient fait une cession, laquelle les obligeait à la garantie.* Die Commissionaire haben nicht verlangt, daß Commissionaire in die Wechsel hätten setzen lassen müssen, Werth von ihnen empfangen, weniger noch, daß sie dieselben zahlbar hätten stellen lassen sollen an sich selbst: *Acte, die sie zum Eigentümer derselben gemacht hätten.* Hätten sie erstere angemerkt zur Ausführung der Commission, so dispensire dies sie nicht von der Garantie, zu welcher sie gehalten wären, ganz ebenso, wie wenn sie dieselben an irgend Jemanden anders verhandelt hätten.

Wie wir oben S. 27 bereits erwähnten, bespricht auch Savary den Fall der Verhaftung des Commissionairs aus seinem Giro, nur daß bei ihm den Regreß der Indossatar des Committenten nahm. — Die Gründe, die er dafür hat, neken die eben erwähnte Entscheidung und Du Puis' Ansicht zu stellen, dürfte nicht ohne Interesse sein. Der Commissionair soll haften, weil er durch die Urdrekauf das Papier negociabel gemacht hat für das Publicum. Dem Einwurfe, daß Valutabekentniß zeige deutlich an, daß der Commissionaire nur als Commissionair indossirt habe, wird eine Reihe von Gründen entgegengesetzt. Erstlich sei der Commissionair von Haus aus Eigentümer des Wechsels geworden, indem der Wechsel zahlbar an ihn gestellt war; durch sein Indossament habe er den Committenten zum Eigentümer des Briefes gemacht, und so Letzterer wiederum seinen Nachmann, den Regreßnehmer; zweitens sage der Wechsel") gar nicht, daß das Consignationsgut verkauft worden sei vom Commissionair für Rechnung des Committenten; drittens, wenn auch das Indossament des Commissionairs enthalte „für Debreare, die er verkauft habe für Rechnung des Committenten," so gebe Letzteres

94) „— et si, quand le porteur remonte contre les autres donneurs d'ordre, tireur et accepteur, il exerce les droits de celui qui a mis l'ordre en sa faveur; ce n'est pas au nom de ce dernier donneur d'ordre, mais c'est en son nom de porteur et comme en ayant la pleine propriété." — p. 12 sqq. 95) a. a. D. p. 62: „Il a même été jugé que quand les metteurs d'ordre n'auraient fait que par commission et sans avoir jamais eu aucune propriété en la lettre de change néanmoins ils étaient garants; a cause de leur signature et de l'ordre mis en leur rang." — Wie dies jedoch zu nehmen ist, geht aus chsp. 15. n. 11 sqq. p. 52 hervor, welsch der erwähnte Rechtssatz ausdrücklich mitgetheilt und die Relation desselben mit der Bemerkung eingeleitet wird: „ceux qui ont mis des ordres ne sont pas recevables à opposer contre la garantie qui leur est demandée, que ce n'est pas pour leur compte qu'ils ont mis l'ordre, mais par commission, ou pour prêter leur nom, car ce cette matière de garantie l'on s'attache aux termes de la lettre de change."

96) a. a. D. n. 13: „Ses Sieurs Riggoly (dieses waren die Commissionaire) prirent deux lettres de change — à l'ordre d'eux Riggoly — pour valeur d'eux. 97) Während des Processes wird nach dem erstmaligen unglücklichen Entschiede abritten (cedat) allerdings der Committent seine Rechte an einen Dritten, der den endlichen Sieg davon trug, wie finden aber in den Entscheidungsründen auf diese Abtretung kein Gewicht gelegt. 98) Der in Frage besagte Wechsel lautet:

Au 11. Janvier prochain je payerai à six usances, à l'ordre de Pierre, la somme de 4000 livres: pour marchandises d'huile d'olive reçues à mon contentement. Signé Nicolas.

Das Indossament:

Pour moi payer le contenu de l'autre part à Jacques de St. Malo, ou à son ordre, pour la valeur des huiles que j'ai vendues pour son compte. Signé Pierre.

dem Nachmanne des Committenten gar Nichts an, sondern nur für den Commissionair sei es von Wichtigkeit, der damit habe bemerkt machen wollen, daß er mittels dieses Wechsels habe gerecht werden wollen seinem Committenten, damit Letzterer nicht etwa später noch einmal Zahlung des Erlöses aus dem Verkaufe fordern könne. Endlich mußte (1) man dem Indossament eine Fassung geben, gleichkommend der, „Werth erhalten in Geld oder in Effecten;“ denn sonst würde man ja den Wechsel noch immer als dem Commissionair gehörig ansehen müssen, und seine Gläubiger würden darauf Ansprüche machen können. Endlich wisse alle Welt, daß die meisten Commissionaire Wechselbriefe acceptiren und indossiren, rücksichtlich deren man nie vor Gericht die Ausflucht zugelassen habe, Acceptant oder Indossant habe nur gehandelt als Commissionair; wäre diese Ausflucht zulässig, so würde es in der That um die Sicherheit des Handels geschehen sein.

So Savary; wollte, fügt er — und wir möchten hinzubemerkten trotz der ebenerwähnten ultima ratio — hinzu, der Commissionair einem Dritten nicht garantiepflichtig sein, so dürfte er sein Indossament nicht stellen an Dritte (1), zwei Wege konnte er gehen, entweder einfach indossiren an den Committenten (1), oder den Wechsel zahlbar an den Committenten von Haus aus stellen lassen, Werth erhalten in Delibaren, welche Pierre, so heißt der Commissionair für Rechnung des Jacques, das ist der Committent, dem Aussteller verkauft hat. Es ist sicher — sagt er — daß in diesen beiden letzteren Fällen der Commissionair nicht garantiepflichtig gewesen sein würde für den Wechsel gegen den Dritten.

Es bedarf nicht des Näheren, das Schwankende der dargestellten Theorie rücksichtlich des Haftungsgrundes des Indossanten darzulegen. — Allein bei Du Puits nimmt die Sache noch eine ganz andere Wendung. Daß ihm gelegentlich der obenmitgetheilten Entscheidung es so auffällt, daß der Commissionair, obwohl Commissionair, dennoch haften muß — im Grunde doch deshalb, weil er sich als Eigenthümer gerirt hat — scheint nicht zufällig. Er vertieft sich in jenen Gedanken der Uebertragung des Eigenthums am Wechsel sammt dem, was ihm anhängt, als des Grundes der Haftung noch weiter. Obwohl die Ordronanz nur von der Haftung der Acceptanten, Trassanten, der Indossanten und der aus dem Aale Verschickten spricht, so kommt er zu einer Haftung der Valutageber (2). Er führt sie neben den Indossanten als Garanten auf, vorausgesetzt, daß sie wirklich als Valutageber im Wechsel declarirt sind, auch die Richtigkeit dieser Declaration von ihnen nicht in Abrede gestellt ist, oder gegen sie bewiesen ist. Fragt man, in wel-

chem Verhältnisse er sich deren Haftung zu den Indossanten denkt, so ist die Antwort zu entnehmen aus der Bemerkung, auch die Indossanten könnte man unter den Begriff der Remittenten (der Valutageber) subsumiren, die Klage des Inhabers gegen Erstere sei aber durch die Ordronanz festgestellt, es würde überflüssig daher sein, an diesen Vergleich sich zu halten (3). — Aber doch so originär erscheint dem Schriftsteller die Haftung der Valutageber der Haftung der Indossanten gegenüber. Der Grund der Haftung der Ersteren wird von ihm auch ganz analog aufgesaßt: *La raison est, qu'en donnant la valeur en leur nom ils ont acquis la propriété de la lettre de change et que ceux à qui ils veulent qu'elle soit payable ne deviennent propriétaires que par leur moyen.* Dorum, fügt Du Puits — nicht eben im Einklange mit dem, was wir eben bei Savary fanden — bei, lassen die Commissionaire, welche nicht garantiepflichtig sein wollen, in den Wechsel, welchen sie auf fremde Rechnung nehmen, hineinsetzen, Werth von dem, auf dessen Rechnung sie ihn nehmen (*valeur de celui pour compte de qui ils la prennent par leurs mains*). — Selbst das, was uns oben derselbe Auctor sagte, das Indossament irreine als ein „mandement“ etc., macht ihn nicht irre.

Er legt auf den Rand des Valutabefanntnisses im Wechsel ein formelles Gewicht, bedeutsam aber in einer ganz andern Weise. — Selbst wenn der Inhaber behaupten würde, sagt er chap. 8. n. 8. p. 21, daß die Valuta bezahlt worden sei von seinem Gelde, aber der Wechsel dessen keine Erwähnung thäte, so würde man doch als des Letzteren ursprünglichen Eigenthümer nur den ansehen können, von dem die Valuta laut des Wechsels gegeben worden ist. — Wohin zielt dies? Wir hören es sofort, dem Acceptanten gegenüber kann der Wechsel nur als dem ursprünglich gehörig angesehen werden, welcher die Valuta gegeben hat; und dieser Valutageber spielt nun weiter folgende für den Wechsel mißliche Rolle.

Durch die Acceptation, heißt es in demselben Capitel, macht sich der, welcher acceptirt, zum Hauptschuldner und der Bisher bleibt nur noch der solidarisch haftende Garant. — Aber nicht immer findet jene Acceptation zum Vortheile des Inhabers statt, es gibt zwei Fälle, in denen der Inhaber trotzdem, daß er keine Zahlung erhält und Protest erhoben hat, keinen Regress hat

1) a. d. n. 7. p. 51: „L'on pourrait comprendre sous le nom de remetteurs ceux qui ont mis des ordres; mais puisque l'action du porteur contre eux est nommément établie par les art. 12 & 13 du tit. 5 de l'Édit du commerce il est superflu de s'attacher à la comparaison.“ 2) a. d. n. 5. u. 6. — Auch der, für dessen Rechnung die Valuta gegeben ist, soll dann, wenn er im Wechsel erwähnt ist, der Klage des Inhabers, falls der Wechsel Rangelt Zahlung unter Protest gebt, ausgesetzt sein: *parceque ayant été la cause que la lettre de change est tirée, il est tenu du défaut de paiement.* Wäre er aber nicht aus dem Wechsel ersichtlich, so soll der Inhaber nur das Recht haben, Erstern der Klagen gegen ihn vom Bisher zu fordern; flagt er dann mit diesen erbeten Klagen, so stehen ihm freilich die Einreden aus der Person des Bishers entgegen, a. d. n. 9. u. 10.

99) Chap. 16. a. 4. p. 51: „Celui qui a donné la valeur de la lettre de change, et ceux qui l'ont donnée pour les ordres sont tenus comme remetteurs, quand ils demeurent du croire, parceque c'est par leur fait que la lettre de change a passé au porteur, et ils ne peuvent être libérés que lorsque la lettre de change est payée, et lorsqu'elle ne l'est pas, ils sont obligés à la garantie.“

W. Gneisl. d. W. u. Z. Grd. Gerlitz. LXVIII.

gegen den Trassanten. Der eine Fall ist, wenn Gläubiger des Valutagebers gerichtlich haben Befehlsgelassen lassen auf die Deduction in den Händen des Trassanten, beziehentlich auf dessen vor dem Accepte vorhandene Schuld, denn dann kann Lehrtener nur acceptiren, um zu zahlen so, wie der richterliche Befehl ihn gebietet. Der Inhaber kann diese Befehlsgelassenheit nicht hindern, denn es ist gewiß, daß der Valutageber im Wechselbriefe dessen wahrer Eigentümer ist, bis zum Accepte; so wenig wie er selbst kann der Inhaber die Befehlsgelassenheit hindern.

Der zweite Fall ist, wenn der Trassat Gläubiger ist des Valutagebers. Dann kann er acceptiren pour payer à soi même. Obwohl dies dem gemeinen Gebrauche in Italien, Lyon und anderwärts entspricht, auf Rechtslehre und Billigkeit begründet, durch Sprüche der Gerichtshöfe bestätigt ist, so haben doch, bemerkt Du Puits, die, welchen die Behandlung dieser Frage noch nicht vorgekommen ist, Mühe, die Billigkeit eines solchen Accepts zu begreifen. Um sie deutlich zu machen, geht er zurück auf seinen Gewährsmann Scaccia; nach dem Satze, den wir oben S. 18 bei Lehrtener fanden: *negotium praesumitur pertinere principaliter ad eum, qui nominat pecuniam, quia praesumitur pecunia sua, et apponatur solutioni videtur adjectum tanquam simplex procurator*, könne man an einer solchen Compensationsmöglichkeit gar nicht zweifeln. Dann spielt weiter mit einer bekannten Stelle: „Si constat pecuniam invicem deberi, ipso iure pro soluto compensationem haberi oportet“, indem so weiter gegangen wird, wenn man den Inhaber als Eigentümer des Wechselbriefes betrachte, so sei er es nur durch Vermittelung und Cession des Valutagebers geworden, ohne welchen der Wechselbrief gar nicht gemacht worden sein würde; der Successor könne aber nicht mehr Rechte haben als sein Auctor“. So rechtfertigte sich die Acceptation pour payer à soi même. Durch sie verpflichtete sich ja der Acceptant dem Valutageber, Lehrtener, der Eigentümer des Wechselbills, werde alles Nützliche theilhaftig, welcher im Wechselbriefe enthalten sei; wäre eine solche Acceptation nach der Ordnung nicht zulässig, so würde man sie als Verzögerung des Accepts ansehen haben, der Inhaber würde Protest erheben lassen; wäre er Eigentümer, so würde er zurückgehen auf seine auctores bis zum Werthgeber; auf den Zieher aber zurückzugehen, dazu bestünde kein Recht, denn kein Factum sei es nicht, welches Veranlassung zu solcher Qualification des Accepts gegeben habe, Niemand aber habe für Schäden, Fehler und Delus eines Andern zu stehen, nur derjenige vielmehr, der dergleichen begangen habe (!) als Geber der Valuta. Der Zieher habe geleistet, was er sollte, und sei vollständig befreit, sowie der Wechselbrief acceptirt und bezahlt worden sei an den, mit dem er den Wechsel geschlossen habe (à l'acquit du celui avec qui il a traité), und dies sei der Valutageber; so wenig

Lehrtener gegen den Trassanten klagen könne, so wenig sein Successor, der Inhaber. Gegen den Acceptanten aber habe der Inhaber noch weniger ein Recht; eine Bestimmung, die etwa sein Accept als ein schlechterdings erfolgtes ansehen wollte, würde die Gerechtigkeit verletzen, den Acceptanten zwingen, obwohl Gläubiger des Valutagebers, dennoch dienstbar zu sein den Cessionen, die sein Schuldner ihm spielte durch ungegründete Negotiation einer Summe, welche die bona fides angewendet wissen wollte zu seiner Befriedigung“).

So unser Jurist. Wir möchten glauben, daß hierin das Hauptmoment liegt, welches ihn nöthigt, eine Haftung des Valutagebers anzunehmen. — Außer in diesen beiden Fällen geschieht, schließt er, die Acceptation immer, um zu zahlen dem Inhaber. Aber schließt man genug doch, meinen wir, für den Inhaber, wenn er auf ein solches Accept zu stoßen zu befürchten hat. Lehrtener aber, sollten wir meinen, sind diese Sätze dafür, was es heißt, das Indossament, den neuen, den Wechselnehmer belebenden Wein in die alten Schläuche füllen, eine, wenn auch mit strenger Garantie des Gebirenden ausgekattete Cession principiel in ihm finden zu wollen. Das aber, was wir oben über die Deutung der Endclause mitzuthellen hatten, dürfte nur als ein Ausfluß desselben Principes erscheinen. — Daran hält allerdings Du Puits fest, daß der Acceptant zahlen muß, auch wenn er keine Deduction erhalten hat, der Trassant durch seinen Widerruf auch Nichts an der Verpflichtung aus dem Accepte ändern kann. Allein sowie wir eben den alten guten Klang dieser Regel durch Einmischung civilrechtlicher Gedanken, durch die Statuirung eines Accepts pour payer à soi même getrübt fanden, so erhält bei Du Puits die Unverbrüchlichkeit des einmal geleisteten Accepts einen weiteren Stroh, indem er eine milde Ausnahme gelten lassen will für den Fall, wo der Wechsel gezogen wurde, während der Trassant der Insovenz nahe stand, jedoch dieser Wechsel auf einem außerordentlichen Wege zur Acceptation versendet und so acceptirt ward, während, wenn man den gewöhnlichen Weg gewählt hätte, Acceptant von dem Fallitwerden des Trassanten vor dem Geben seines Accepts würde Nachricht haben erhalten können. Hier soll der Acceptant entlastet werden können von seiner Acceptation wegen des Delus, zufolge dessen sie von ihm erlangt wurde“). — Daran

5) „mais une telle clause aurait blessé la justice, elle aurait contraint un accepteur. créancier du donneur de valeur d'être le ministre de la fraude que son débiteur lui fait, en adjoignant impunément une somme, que la bonne foi (?) veut être employée à son payement.“ n. 11. p. 27. 6) Chap. X. n. 4. p. 33. Wenn delus, möchte man freilich fragen? Auf wessen Credit sollte Acceptant zahlen? Hat der Wechselnehmer den Beruf, sich um das Deckungsverhältnis zwischen Trassanten und Trassanten zu kümmern, oder ist es nicht der Trassant, der hier zu prüfen berufen, hier für Prüfung verantwortlich ist? — Auch hier, scheint es, müssen wir und erinnern, daß wir es mit einer Einweisung zu thun haben, welcher der Wechselcontract ist, piuttosto una cessione de la créance qu'une vente d'argent, und das Indossament in soweit — de la même manière.

3) Art. 4. Cod. de compens. (IV, 31).
n. 7. p. 25.

4) a. a. D.

reicht unser Schriftsteller schon die Mithilfe von dem Streite, ob der Acceptant das auf den Wechsel bereits gefegte Accept, oder er den Letzteren ausgeantwortet habe, wieder austreiben könne“).

Aber wenn wir so die alte gute Regel: wer acceptirt, der muß auch zahlen, die Hauptaufgabe für die eigenthümliche Festigkeit des Wechselrechts in ein bedenkliches Schwanzen gebracht und den Stolz, den sie erlitten von civilrechtlichen Gedanken und von der Gessions-theorie ausgehen sehen, drängt sich von selbst die Frage auf, ob denn jener Gessionsgedanke wirklich so tief im Geseße selbst begründet sei, als es nach den Folgerungen Du Puits' anzunehmen wäre, oder ob nicht aus letzterem allzu sehr nur der in civilrechtlichen Begriffen von Auctor und Successor und den Remissionen aus *Seacacia u. befangene Jurist* rede. — Wir würden aber doch wol, wollten wir letzteres annehmen, dem genannten Schriftsteller einen wenigstens nicht ganz gerechtfertigten Vorwurf machen. — Savary, der so der Geseßgebung selbst näher stand, möge für ihn das Wort ergreifen.

Savary spricht *Parere XLII. p. 437*: von den Nachtheilen, welche den Inhaber treffen, wenn er die zur Regressnahme erforderlichen Sollemnitäten (diligences) versäumt; es würde nicht gerecht sein, wenn die

Nachlässigkeit des Inhabers oder die Absicht, etwa dem Acceptanten Vorstus zu leisten, dem Acceptanten oder den Indossanten nachtheilig werden sollte. Straftat mit der Deckung in der Hand, oder Schuldner des Acceptanten kann nach der Proteste insolvent geworden sein. Sind die Fristen für das, was der Inhaber zur Wahrung seines Regresses zu thun hat, ohne daß er seiner Verpflichtung nachgekommen, verübergegangen, so geht der Regress verloren, wenn der Bezogene, abgesehen von dem Wechsel, Schuldner des Ziehers, oder mit Mitteln der Zahlung versehen werden war. Bei gehöriger Diligenz des Inhabers, bei fristgemäß erhobener Regressklage wurden die Indossanten ihre Maßnahmen ergriffen haben gegen den Zieber, Letzterer die seinen gegen den Bezogenen: „de sorte,“ schließt er, „que pour ces raisons, il y a plus de justice que cette perte tombe sur les dits porteurs de lettres, parcequ'ils se doivent imputer à eux-mêmes leur négligence, ou la faveur qu'ils ont bien voulu faire à ceux sur qui les lettres sont tirées, et leur donnant du temps au delà de celui qui est porté par l'Ordonnance, et qu'ils devaient veiller pendant que les tireurs et endosseurs dormaient sur leur bonne foi.“ — Ganz anders aber stellt sich die Sache nach Savary dann, wenn zwar auch der Inhaber die Sollemnitäten zur Regressnahme unerfüllt gelassen hat, aber der Bezogene erklärt hat, daß er den Wechsel nicht zahlt, weil er nicht Schuldner des Ziehers sei, oder weil er seine Deckung habe, hier hat die Nachlässigkeit des Inhabers dem Zieber oder den Indossanten keinen Schaden: ohne ungerecht zu sein darf man hier weder die Letzteren noch den Ersteren für hasfisch erklären trotz der Säumnis des Inhabers. Denn wenn man dies thäte, so würde, sagt Savary — indem er den Gedanken der Gession vor Augen hat — daraus folgen, daß der Zieber ohne allen Grund (pour rien) die Valuta hätte und ebenso (?) der Indossant die Valuta, die er vom Inhaber erhielt. In Frankreich aber, wie überall in der Welt, kann man für Nichts nur Nichts erhalten. Eine Forderung an eine Person erlösen, welche letztere gar Nichts schuldet, würde ein nicht hingehenzulassender Betrug sein, dergleichen Unredlichkeit wurde den Handel, Bank- und Wechselverkehr ruiniren.

Die Indossanten trifft — dies ist die Folgerung — dieselbe Verbindlichkeit, die der Zieber habe, zu beweisen, daß der Bezogene Schuldner war oder Deckung hatte, zu der Zeit, wo der Wechsel zu protestiren war. Sie sind ihren Indossatoren ebenso garantiefähig, wie der Acceptant. Das Indossament ist eine Gession (cession et transport d'argent) derselben Art wie der Wechsel selbst: der Zieber hat die Valuta erhalten, und folglich Nichts mehr an der Forderung gegen den Bezogenen, der Wechselnehmer ist eingetreten in alle seine Rechte; indessert er nun, so ist dies eine Gession, die er macht, als berechtigt (comme ayant droit) durch Gession des Ziehers. Sein Indossatar tritt in alle seine Rechte, daher unterliegt Indossant selbst der strengen Regressgarantie, wenn zu gehöriger Zeit Protest erhoben und Regress genommen wird. Niemand kann den Indossatar

7) Chap. X. n. 6 sqq. p. 331. vergl. dazu Büsch in dem Aufsatze über die Mißbräuche, welche sich in Frankreich bei den Wechselgeschäften eingeschlichen hatten, in der Ausgabe der sämtlichen Schriften Büsch's, 1817. 13. B. S. 321 ff. — In dem ersten Falle bei Du Puits' hätte man annehmen können, der Acceptant könne, nachdem er sein „accepté“ mit Date auf den Wechsel bereits gefest hatte, weil er nach dem Wechsel in den Händen hatte, das Accept, wie bei andern Contractschlüsseln vor Aufhängung der Urkunde der Unterschniter seine Unterschrift, wieder austreiben, wie er in der That gethan hatte, nachdem er von dem Concurs der Acceptanten Nachricht erhalten hatte; — in dem andern Falle dagegen, daß ein Accept, welcher den Wechsel zurückgehalten und deckt hatte (wenigstens gab er dies vor und die Wahrheit seiner Behauptung blieb unentdeckt), so angesehen werden sollte, als ob er sein Accept ertheilt habe: acceptatio fit tacite per receptionem et retentionem litterarum. Socenius §. 2. gl. 5. n. 333. Du Puits erkennt in der That jene Befähigung zum Ausschreiben und viele Fassung aus dem Zurückhalten des mit dem Accepte noch nicht versehenen Wechsels als zwei durchaus mit einander verträgliche Maximen an. — Bei Büsch §. 333 lesen wir, daß man in Frankreich soweit gekommen war, daß man bei Präsentation die Wechsel acceptierte und folglich Zurückschickte, aber der Herr Bankier, im Falle sie nur durch Gemisssinn Inhaber der Wechsel geworden, ohne davon Eigenthümer zu sein, erst die Gessigkeit hätten für die Acceptanten, daß sie ihnen die acceptierten Wechsel zurückschickten, wenn nur noch nicht der Indossatar als Inhaber der im Giro befindlichen Copie von ihnen das acceptierte Exemplar abgefordert hatte; gewis ein Mißbrauch, der nicht hätte einzeln können, wenn man es mit dem Gedanken der Unverrückbarkeit des einmal gefestigten Accepts bei der alten strenge hätte bewahren lassen. „Wenn einmal so grobe Mißbräuche gegen den guten Glauben eingedrungen sind,“ hat Büsch sehr wahr, „so werden diejenigen, welche die Specimen lieben und welche derselben in ihren Geschäften erst durchaus nöthig haben, dabei nicht stehen bleiben.“ Es find in der That auch mehrere Prozesse in Frankreich gegen Kaufleute anhängig, welche, ohne ihre Acceptationen durchzuführen zu haben, am Verfalltage die Bezahlung der auf sie gezogenen Wechsel unter dem Vorwande verweigerten, daß sie dem Acceptanten Nichts schuldig wären.“

zwingen, auf den Zieber zurückzugehen. — Erklärt nun der Bezogene, daß er nicht Schuldner des Ziebers sei, oder keine Deckung erhalten habe, so ist auch der Indossant bei versäumter Diligens regreßpflichtig. Daher muß er, um regreßfrei zu werden, nach Art. 16 beweisen, daß der Bezogene Schuldner des Ziebers war, oder Deckung erhalten hätte. Das Indossament ist eben

8) a. a. D. p. 435: „Il y a deux sortes de garanties, l'une appelée la garantie de fournir et faire valoir par le cédant, faite du paiement après une simple sommation ou commandement fait par le cessionnaire à celui sur lequel le transport est fait, quelque débiteur du cédant; et l'autre la garantie des faits et promesses du cédant, quelque le transport soit fait sans aucune garantie, et que le cessionnaire ait pris cette somme (de 600 livres) à ces risques, périls et fortunes. — Les lettres de change sont assés des ventes, ou cessations et transports d'argent. Pierre de la ville de Paris tire une lettre de change sur Jacques de la ville de Rouen, payable à Guillaume ou à son ordre au 15 Mai, pour valeur reçue de lui en derniers complans. Pierre le tireur est tenu à deux sortes de garanties: la premier est de fournir et faire valoir, sans faire aucune diligence, si bonne lui semble, qu'une simple protêt une simple dénonciation d'icelui, quoiqu'il n'en soit point fait mention dans la lettre de change, parcequ'elle est toujours censée telle, suivant l'usage établi dans le commerce des lettres de change (à moins, qu'il soit expressément porté par la lettre, qu'elle est tirée à forcé, aux risques, périls et fortunes de celui au profit duquel elle est tirée. —) de sorte que si Jacques sur qui la lettre est tirée, à l'échéance se refusant de payer à Guillaume les 600 livres portées par la lettre, quoiqu'il soit débiteur de Pierre le tireur, ou ne l'étant pas il lui ait envoyé provision pour la payer; le dit Guillaume peut, après avoir fait protester la lettre, intenter son action contre lui en recours de garantie de fournir et faire valoir faite d'avoir la dite lettre été payée à son échéance, pourvu qu'il ait fait faire le protêt dans les dix jours — et qu'il ait intenté son action en garantie dans le temps porté par l'Ordonnance, si non et à fait de ce faire, il n'est plus recevable en son action en garantie de fournir et faire valoir. — Mais si lors du protêt Jacques — fait réponse, qu'il ne peut payer les 600 livr., attendu qu'il ne doit rien à Pierre le tireur, et qu'il ne lui a point fait tenir provision pour cet effet. En ce cas, quoique que le protêt n'ait été fait que trois mois même quatre ans après le jour que la lettre est échue, Guillaume, au profit duquel elle est tirée à son action en recours de garantie contre Pierre le tireur de ses faits et promesses, qui sont, que lors de la traite Jacques était son débiteur de cette somme de 600 livr., ou ne l'étant pas, qu'il lui a fait tenir provision pour la payer dans le temps que le protêt a dû être fait. — Guillaume passe son ordre au dos de la lettre au profit de Simon etc. Si lors du protêt de la lettre faite du paiement, Jacques — fait réponse qu'il ne doit rien à Pierre le tireur, et qu'il ne lui a point fait tenir aucune provision pour la payer et acquitter, quoique Simon — ne fait pas fait protester dans les dix jours etc., en ce cas Simon n'est plus dans le temps, et n'est pas plus recevable suivant l'Art. 15 à intenter son action en recours de garantie de fournir et faire valoir et payer faite de paiement à l'échéance après une simple protêt; mais il peut intenter son action contre Guillaume en recours de garantie de ses faits et promesses pour la somme de 600 livres; ainsi il doit prouver que — Jacques était débiteur de Pierre lors de la traite faite sur lui, ou ne l'étant pas, qu'il lui a fait tenir provision au temps que le protêt a dû être fait, si non à faute de ce faire le dit Guillaume est tenu de rendre à Simon les 600 livres portées par la lettre, sauf son recours, si bon lui semble, contre Pierre le tireur, son cédant.“ *Bergl. Du Pals* p. 63.

dasselbe im Gebiete des Wechsels, was die Cession unter Personen, die sich nicht mit dem Handel befassen, Cession grade so wie die, die der macht, dem selbst erst eine Forderung erbt worden ist (et il n'y a aucune différence de l'une à l'autre). Selbst bei gewöhnlicher Cession, wenn der Cédant erbt hätte ohne das ausdrückliche Besprechen, für prompte Zahlung zu stehen, wenn er erbt hätte auf Gefahr des Cessionars, so würde er doch zu halten haben, wenn der angebliche Schuldner gar nicht Schuldner wäre.

Auch der Einwurf: nun möglicher Weise würde ja trotzdem, d. h. selbst ohne Schuldner zu sein oder ohne Deckung zu haben, der Bezogene bei gehöriger Präsentation pure acceptirt, pure gezahlt haben, und so der Indossant aus allem Dilego getreten sein, findet dagegen sein Gehör. Selbst wenn dies wahr wäre (encore qu'il soit vrai), es würde Nichts ändern an dem Rechte des Indossators auf jenen Beweis seines Indossanten. — So sehr hält Savory an dem Cessionsgebunden als Prinzip des Ganzen. — Doch findet er noch für gut zu erinnern an das Interesse, was um ihres Credits willen Zieber und Indossanten haben an pünktlicher Zahlung des Wechsels, was einen vorsichtigen Indossanten, welcher besorge, der Zieber könne auf einen Traffanten, der nicht sein Schuldner sei, trassirt haben, oder in Uebernahme der Deckung nachlässig gewesen sein, bestimme, dem Bezogenen aufzufordern, den Wechsel nicht unter Protest gehen zu lassen, ihn, den Indossanten, nicht dem Regreß des Indossators auszuweisen, vielmehr zu zahlen zu seinen, des Indossanten, Ehren und sich gegen ihn zu rembourfiren, ja sogar dazu ihn, wenn der Bezogene ihn nicht hindernb kennt, veranlasse, Deckung dem Letzteren zu überschicken. Auch an das häufige Vorkommen dessen, daß, wenn der Bezogene nicht zahlt, ein Dritter intervenirt zu Ehren des Indossanten, wird erinnert. Den Schluß der Argumentation macht die ausdrückliche Bezugnahme auf Art. 16:

les tireurs, ou endosseurs de lettres seront tenus de prouver en cas de dénégalation, que ceux sur qui elles étaient tirées, leur étaient redevables, ou avaient provision au temps qu'elles ont dû être protestées: si non, ils seront tenus de les garantir.

Der Zieber muß also, trotz verhangenen Präjudizs, seine Geschäftsvorbereitung mit dem Traffanten aufstellen, wenn er, falls letzterer Schuld oder Deckung in Abrede stellt, regreßfrei werden will; pünktliche Präsentation und Protestation ist nicht in der Masse Selbsterkennniß, Bedingung des Regreßes, daß ihre Versäumniß an sich schon regreßfrei machte. Ob die Nöthigung des Traffanten zu jenem dem mercantilen Interesse entspricht, muß freilich dahingestellt bleiben: vielleicht so wenig wie das in der Ordnungsgesforderte spezielle Valutabekennniß. In sofern sie aber in der beschriebenen Weise den Cessionen verantwortlich macht für das Deckungsverhältniß zwischen Traffanten und Traffaten, entfernt sich diese Theorie allerdings weit von dem Gedanken des alten

Uval, das recht eigentlich nach dem oben S. 26 u. 27 Mitgetheilten den Zweck zu verfolgen schien, den Wechsel des Bekümmerns um jenes Verhältnis zu entheben. — In eine gar üble Lage, deutet uns, kommt bei der Bestimmung der Drdonnanz der Indossant. Soll er doch, wenn Traftat Schuldner zu sein oder Deckung zu haben leugnet, etwas unternehmen, was anscheinend fast so viel heißt, als trotz versäumter Dilligenz zahlen müssen: zu seiner Liebreizung einen Beweis führen über Dinge, die ihm um so fremdartiger geblieben sind, je öfter das Indossament sich wiederholt hat, über das des Deckungsverhältnisses des Traftanten zum Traftaten; er muß, mißlingt ihm dieser Beweis, wie wol dies gar häufig der Fall sein wird, Regress leisten; allerdings erhält er dafür selbst den Regressanspruch; er klagt gegen den Traftanten, aber dieser letztere wird leichter beweisen können, in welchem Verhältnis er zum Bezogenen steht, daß letzterer wirklich Schuldner sei oder Deckung gehabt habe. — Die Gefahr einer Acceptation des Traftaten pour payer à soi même, nach Du Puis, möchte ihn darauf hinleiten, weniger seine Zuversicht zu stellen auf die Haftung des Traftanten; die Modalität der Regressnahme dagegen scheint ihn vor Allem zu nöthigen, sich ja sorgsamst um das Verhältnis des Traftanten zum Bezogenen zu kümmern. — Bei der angegebenen Möglichkeit des Regresses, der dem Indossanten angeschlossen wird, dürfte unter Umständen nicht allzu viel gewagt sein, mit gehöriger Präsentation zur Zahlung nicht allzu pünktlich zu sein. — Damit wäre aber wieder ein Hauptprincip des Wechselrechts, daß die Regresspflicht ihre scharfe Begrenzung finden soll in Beobachtung gehöriger Präsentation und Protestation, erschüttert.

Man könnte den Gefahren, welche wir nach dem Gesagten den Wechselinhaber ausgesetzt sehen, gegenüber vermuthen, es müsse doch irgendwo im Gesetze ein Gegengewicht sich finden: etwa in einer dem Nehmer zur Pflicht gemachten zeitigen Präsentation zum Accepte. Allein grade sie anlangend, geht die Drdonnanz ihren für die Zeit, in der sie entstehen, ganz eigenen — vielleicht eben durch das Vorstehende motivirten — Weg. Savary¹⁾ leugnet eine solche Verpflichtung des Inhabers gänzlich bei allen auf Ufo oder zu bestimmter, im Wechsel angegebener Verfallzeit zahlbaren Wechseln. Es stehe da ganz in der freien Willkür des Inhabers, ob er ihn zum Accepte vorlegen wolle, oder nicht; er habe mit Beobachtung der Dilligenz zur Verfallzeit vollständig genug gethan. Wollte man, sagt er, Verlegung zum Accepte zur Pflicht machen, so würde dies vollständig den Handel mit Wechseln verderben, denn man hätte dann weder Freiheit noch Sicherheit, den Wechsel von Platz zu Platz verhandeln zu können.

Diese Bemerkung Savary's ist in sofern ganz interessant, als sie auf den Dintergedanken aufmerksam machen kann, der u. a. vielleicht obwaltete, wenn man anderwärts so viel Eifer auf jene Verpflichtung der sofortigen Vorlegung zum Accepte hielt. — Grade dieser Punkt

bietet auch Gelegenheit, ein Urtheil zu hören über jene französische Jurisprudenz, wie man es bald nach dem Erscheinen der Drdonnanz über sie sollte. Andreas Lefter ward zu seiner mehrerrwähnten Schrift veranlaßt dadurch, daß, während er in einem ihn selbst betreffenden Falle Befreiung wegen versäumter Vorlegung zum Accepte behauptet hatte, man in Hamburg gegen ihn ein Verurtheil abgegeben hatte unter Berufung auf Savary. Unter Vorbringung einer großen Zahl von Pareres der bedeutendsten Handelsplätze trat er seinen Gegnern gegenüber. „Was andere berühmte und in cambiis eorumque jure erfahrene auswärtige Kaufleute in diesem Punkte urtheilten, könne man aus dem von ihm beigebrachten erschen, insbesondere aus dem Parere der Herren Venediger, denen die Herren Gagner den Vorzug in cambialisibus wol nicht streitig machen würden, es sei denn, daß sie gar ihren ausgewählten Schutengel Jacob Savary zu beschämen gebächten, welcher in der Vorrede zu seinen „mühsam collegirten Pareres“ selbst gesthe, que la pratique du négociant particulièrement pour les lettres de change soit venue d'Italie, nicht von England, nicht von Frankreich, welches Ruhms er sich als ein geborener Franzose sonst schwerlich würde begeben haben.“

Wespfach in den von Lefter beigebrachten Pareres wird übrigens darauf aufmerksam gemacht, daß man mehrere Duplicate eines Wechsels — wenn derselbe an Ordre laute — mache, um das eine zum Accepte einfinden und so Präjudiz verhüten zu können, während man das andere nach eigener Bequemlichkeit nach andern Plätzen verhandele. — Die Drdonnanz kennt wol die Duplicate, aber ihren Gebrauch, insbesondere in der angegebenen Weise, zu reguliren, dafür hat sie Nichts gethan.

Von der Intervention handelt tit. V. art. 3 der Drdonnanz. Ipso jure tritt mit ihr der Ehrenabster in dieselbe Stellung ein, welche dem Inhaber des Wechsels zusteht; er gilt ohne besondere Ueberrtragung als substituirt in dessen Rechte. — Was Savary über das häufige Vorkommen der Intervention zu Ehren der Giranten sagt, findet eine gewisse Bestätigung in der Ausführlichkeit, mit der Du Puis (chap. IX) von derselben redet. Die Rangordnung unter denen, welche für denselben Honoraten interveniren wollen, kann er allerdings aus dem, was seine italienischen Gewährsmänner über die Intervention zu Ehren des Traftanten sagen, entnehmen, aber die Intervention erscheint bei ihm doch schon als Mittel, den Regress abzukürzen, in sofern als der Vorzug dessen, der für den früheren Regresspflichtigen interveniren will, ausdrücklich von ihm besprochen wird.

• Rückficht des Regresses Mangel Zahlung überhaupt finden wir in der Drdonnanz sehr deutlich ausgesprochen die Tendenz, den Inhaber zu möglichst rascher Erledigung seiner Ansprüche zu nöthigen. Neben der Bestimmung über Zeit tit. V. art. 4 — 6 und Form des Protestes, Nichterklärbarkeit desselben durch irgend eine andere Acte art. 8. 9. 10, ist charakteristisch art. 13:

1) Parere XLII. p. 432 sqq.

Ceux qui auront tiré ou endossé les lettres, seront poursuivis en garantie dans quinzaine, et s'ils sont domiciliés dans la distance de dix lieux, et au delà, à raison d'un jour pour cinq lieues sans distinction du ressort des Parlements, sçavoir pour les personnes domiciliées dans notre Royaume: et hors celui les délais seront de deux mois pour les personnes domiciliées en Angleterre, Flandre ou Hollande; de trois mois pour l'Italie, l'Allemagne, les cantons Suisses, et de quatre mois pour l'Espagne: de six mois pour le Portugal, la Suède et le Danemark. — Art. 14: Les délais ci-dessus seront comptés du lendemain des protestes jusque au jour de l'action en garantie inclusivement sans distinction de dimanches et jours de fête.

Vorschriften über Notification des Protestes dagegen an die Regresspflichtigen, vor deren gerichtlicher Inanspruchnahme, finden wir nicht, und da die zu der letzteren zugemessene Frist für ausländische Handelsplätze eine geraume ist, so konnten Klagen der Fremden (vergl. Aufsch. a. a. O. S. 342) nicht selten über Mißbräuche, die man ihnen gegenüber haben mochte.

Doch genug hier für unsern Zweck von jener berühmten Verordnung von 1673. — Ein Blick in eine andere, wenig spätere, Rechtsentwicklung möge gethan sein.

Am Tage vor dem Christtage des Jahres 1699, am 23. Dec. alten Styls erschien im Kurfürstenthume Sachsen das Mandat, wie es in Wechselstücken in puncto exceptionis, compensations et solutionis wider die Wechselbriefe gehalten werden solle. Es verordnete:

„daß hinfüro der Ausgeber eines Wechselbriefes auf eine Schuld, wemut derjenige, an welchen solcher zuerst ausgestellt, ihm verhaftet, sie sei beschaffen, wie sie wolle, und obgleich darüber ebenmäßig ein Wechselbrief oder andere klare Verschreibung vorhanden, wider die Cessionarios oder diejenigen, an welche der Wechselbrief indossirt, zu compensiren durchaus nicht befugt sein solle;“

und ferner:

„daß künftig die Exceptio solutionis wider einen Wechselbrief gegen einen tertium, oder wann die Sache nicht mehr zwischen dem Ausgeber und ersten Empfänger bestche, andererseits nicht zulässig sein solle, als wann dasjenige, so auf den Wechselbrief bezahlet, darauf abschreiben worden. — Es wäre denn, daß während der Weizel die Zahlung aus der Börse per secontro geschähe: auf welchen Fall, wenn die Wechselbriefe mit dahin zu nehmen, und dieselb darauf abzuschreiben wegen der großen Menge nicht thöulich — es genug, wenn die Zahlung durch die secontro-Bücher zu erweisen.“

Wohlbemerkt, sagt der Gesetgeber, wolle man hiermit in soweit das gemeine Recht cassiren und aufheben, denn bei der gemeinrechtlichen Regel, daß Exceptionen, deren

man sich gegen den Cedenten bedienen könne, nicht weniger gegen den Cessionar zustanden, habe man die Erfahrung gemacht, daß oftmals der Inhaber, wenn er sich an dem Cedenten zu erholen nicht vermocht habe, um das Seinige gekommen sei.

„Um dieses Mandat bei Anfangs ein großer Lärm gewesen, es hätten aber hernach viele Ausländer es nachgethan“ — so lesen wir bei einem noch heutzutage gern citirten, nicht allzu lange nach dem Erscheinen des Mandats der kursächsischen Landesgesetzgebung sehr nahe stehenden Schriftsteller, dem Dr. Michael Heinrich Griebner¹⁰⁾. Er spricht von der Veranlassung des Mandats; passirt sei es vor letzterem vielfach, daß z. B. Einer, der dem Bankrott nahe gestanden, noch zuletzt viele Leute betrogen habe, indem er Wechselbriefe weiter indossirt, inzwischen aber die Schuld selbst noch eincaßirt und über die Zahlung dem Schuldner Leistung ausgestellt habe; habe nun dann der Indossatar die Wechsel präsentiert, so habe der Aussteller Zahlung vorgezeigt unter Production seiner Quittung. Das Mandat habe dem nun begegnen wollen, und Regel und Gabel sei nach ihm, daß, wenn einen Wechselbrief ausgestellt, und darauf etwas bezahlet, entweder den Wechselbrief sich zurückgeben, oder, was er bezahlet, auf letzterem abschreiben zu lassen habe: denn sonst könne es der Indossatar nicht wissen.

Soviel Aufsehen auch, wie uns Griebner's Mittheilung sagt, das kursächsische Mandat in seiner Absicht von den civilrechtlichen Principien gemacht haben mag, so steht doch der bedeutsame Schritt, der in ihm erging, nicht vereinzelt, nicht unvorbereitet dem gegenüber, was in Sachsen bereits vor ihm Bestehens war. — Da enthielt rücksichtlich des Valutabefreiungsses im Wechsel die Leipziger Wechselordnung von 1682¹¹⁾, allerdings nur ein Exarstatut¹²⁾, aber doch ein mit allem Besitze in und außer Landes aufgenommenes Wechselrecht, das Wechselrecht des hier Ton angehenden Handelsplatzes¹³⁾, (§. III.) die Bestimmung:

„es solle der Wechselbrief, es möge nun der empfangenen Valuta, wie zwar an ihm selbst billig wäre, darin gedacht sein, oder nicht, den einen Weg, wie den anderen kräftig sein;“

und hieran schloß sich ergänzend die gleichzeitige Han-

10) Discursus zur Erläuterung der Verordnung zu §. 15 des Anhangs ed. 2. p. 564. 11) Königen a. a. O. S. 13.

12) Als Exarstatut ging sie nur die zu Leipzig wohnenden oder dahin handelten oder dorthin anzureisenden Kaufleute an, vergl. Püttermann's Ausgabe derselben mit Anmerkungen u. zu §. I. Ann. 6. S. 43. 13) Johann Heinrich v. Berger, als er noch auf den Wechselstühle zu Wittenberg das Wechselrecht vortrug (wie auf den Supplementis ad elect. proc. execut. [Lips. 1706.] p. 4 sqq., erstlich inbegriffen in 59 kurzen thesen, von denen zwei — thes. 25 u. 26 — das Indossament betreffen), gedankt auf der Meinungserfrechtlichkeit, welche rücksichtlich der gegen den Wechsel möglichen Einreden, insbesondere der exceptio non numerata pecunia, zwischen dem Leipziger und wittenberger Juristen obwaltete als nützlich empfing er, in den Wechselbrief die Clausel aufzunehmen „nach Leipziger Wechselordnung“, „utpote quae jura cambiorum accurate colligere desinit.“

delegationsordnung¹⁴⁾, indem schon sie, rücksichtlich des Einwandes der nicht gezahlten Valuta weiter unterscheidend, den bedeutungsvollen Ausdruck heutzutage:

„daß die exceptio non numeratae pecuniae wider einen Wechselbrief, ungeachtet die Valuta nicht darin begriffen, nicht zulässig, also auch darauf, wenn aus einem Wechselbriefe verlangt werde, nicht zu sehen sei: es wäre denn, daß durch des Creditors eigenhändigen Schein oder Verschreibung, alsobald dargelegt werden könnte, daß der Ausgeber des Wechselbriefes vor denselben nichts empfangen; auf solchen Fall werde darauf, wenn der Creditor selbst Klage erheben, und dergleichen Wechselbriefe an einen Andern nicht cedirt oder indossirt — wie denn wider einen *tertium* auch auf diesen Fall berührte *exceptio non numeratae pecuniae* nicht zulässig — billig erkannt.“

Und in den Geist dieser eigenthümlichen Bestimmungen einzuführen, den Weg, auf welchem man zu ihnen gelangt sein möchte, zu zeigen, dürfte vorzugsweise geeignet erscheinen das, was wir finden, in der gewöhnlich unter des als Disputationssprache auf ihrem Titel genannten Joh. Henr. v. Berger's Namen citirten Dissertation: „De exceptione non numeratae pecuniae adversus cambium.“¹⁵⁾ In ihr hebt der Verfasser an von jenem eigenthümlichen Privileg des Wechsels, der strengen Executibilität. Letztere hatte, mögen wir uns erinnern, der jüngste Reichsabschied von 1654, als dem Kaufmannsbrauche entsprechend, als nach aller Rechtsgelichten Meinung gerechtfertigt, als ein Bedürfnis für den Wechselcredit anerkannt¹⁶⁾. Und deutlicher hatte noch die Landesgesetzgebung gegen eine Auflassung dieser Strenge als einer bloß äußerlichen Begabung des Wechsels sich verwahrt: „da es der contrahirenden Personen Absehen und Meinung, wie auch der Eigenschaft des Wechsels gemäß sei, darum solle aus Schleufliste auf Wechselbriefe verfallen werden.“¹⁷⁾

Wlein wie verhält sich zu ihr jene gemeinrechtliche Lehre von der *exceptio non numeratae pecuniae*: daß da ein Empfangsbekenntnis innerhalb der beiden ersten Jahre gegen den Aussteller nicht beweis? Beschränken lasse sich, meint unser Schriftsteller, dies nicht auf das Darlehen, sondern überall finde derselbe Einwand statt, wo Jemand in Erwartung künftiger

Zahlung ein Empfangsbekenntnis ausgestellt habe. — Auch bei dem Wechsel würde daher, ihrer Intention nach, diese Bestimmung Platz ergreifen müssen. Ihren Zweck aber vereiteln würde es heißen, wollte man einen Verzicht auf jene Einrede in der Urkunde selbst zulassen; auch diesen würde man ja nur ausstellen in Erwartung der künftigen Zahlung; bedeutungslos müßte er daher in der Urkunde selbst erscheinen.

Dennoch nun aber von allem dem Anwendung machen auf den Wechsel, den Wechselgläubiger mithin als verpflichtet ansehen, auf die Einrede des Ausstellers die Zahlung der Valuta zu beweisen, dies wäre den Wechsel um sein ganzes Privileg, das der schnellen Vollstreckbarkeit, bringen. Habe denn wol der römische Gesetzgeber zu seiner Zeit irgend an den Wechsel gedacht, habe er nicht selbst vielmehr Ausnahmen statuirt von der oberröhmischen Regel, z. B. rücksichtlich der *argentarii*, wenn ihnen ein Empfangsbekenntnis ausgestellt worden, jene Einrede des nicht erhaltenen Geldes für unzulässig erklärt? Habe er nicht die *securitates publicorum functionum* erimirt? — Nein, das dem Wechsel eigenthümliche Privilegium zu retten, dessen ganze Bedeutung in der schnellen Vollstreckbarkeit liege, bleibe Nichts übrig, als die Einrede der nicht erhaltenen Valuta für unzulässig zu crachten: nicht wegen eines stillschweigend in der Urkunde enthaltenen Verzichts, sondern wegen der selbstigen Natur des Wechsels, von der ja das römische Recht Nichts wisse. — Unhaltbar erscheine das Verlangen des Valutabekenntnisses im Wechsel, sofern nicht etwa positiver Gesetz es als zur Form des Wechsels erforderlich aufstelle. *Staccia* sei zwar anderer Ansicht; er meine, nur dann, wenn Valutabekenntnis im Wechsel enthalten sei, solle jene Einrede weg; in jenem wäre ein nicht unbedeutlicher Verzicht auf diese enthalten. Ein solcher Verzicht aber in der Urkunde selbst, wiederholt Berger, ist nutzlos: „*si ergo haec renunciatio inanis est, non nocet inutilis renunciationis omisio*“¹⁸⁾.

Gaß in einem geistlichen Gegenstücke, scheint es uns, zu der eben von uns besprochenen Ordinance sur le commerce von 1673 und jedenfalls im Gegenstände zu einer andern, mehr civilrechtlichen Auffassung, kann man die oberröhmische Bestimmung der Leipziger Wechselordnung, nach welcher das Valutabekenntnis, trotz alles dessen, was man daüber vom Billigkeitsstandpunkte anführen, dennoch entbehrlich ist, als getroffen ansehen. Wir finden in Bischoff's Inauguraldissertation: „De tesseris collybiaticis“ vom Jahre 1678 — erschienen also kurz vor der Leipziger Wechselordnung die Frage aufgestellt, es sei notwendig sei, daß der Valuta im Wechsel gedacht werde und in welcher Specialität des Geschehen müße.

Verneinend, lesen wir daselbst, hatten sich ausgesprochen außerständliche Spruchcollegien. Angeschlossen hatten sich ihnen, in einem bei Bischoff mitgetheilten Falle, die Leipziger Schöffen, unter Bezugnahme allerdings

14) Tit. 11 „von Exceptionen.“ Siegel a. a. D. S. 124. 15) Die Verfasser derselben ist auf dem Titel genannt Jo. Car. Rittermarch; sie erschien zuerst 1709, in zweiter Ausgabe, nach der wir citiren, 1719. 16) §. 107, bei Königl. C. 180, als des hies. römischen Reichs Wechselordnung: „Als auch bei den Forderungsbüchern in Wechselscheinen — kann verfallen, da nicht allein nach Kaufmanns Gebrauch, sondern nach aller Rechtsgelehrten Meinung die parata executio stracks Platz haben soll und innerhalb 24 Stunden oder etlich wenig Tagen zu geschähen pflegt, so lassen wir es auch, damit die Creditoren nicht öfters aus bloßer Widersachtheit der Schuldigen nicht allein um die Schuld selbst, sondern auch um allen Credit, Ehre und Zahlung gebracht werden, dabei — verbleiben.“ etc. 17) Bergh. oben S. 8 und Anm. 26.

18) a. a. D. thes. 19. jet. th. 6—8.

darauf, daß jene Ausfluß des nicht erhaltenen Geldes auf Darlehnsweise sich beschränke; aber doch keineswegs lediglich deshalb, sondern auch darauf hin, daß in Wechselgeschäften apices juris nicht in Betracht kämen, vielmehr Billigkeit (aequum et bonum)¹⁹⁾ der leitende Gesichtspunkt sein müsse, daß bei Wechselgeschäften die Kaufleute hauptsächlich die Theilnehmenden seien, unter ihnen aber jene Ausfluß des nicht erhaltenen Geldes nicht statthabe, endlich auch darauf hin, unter Berufung auf Scaccia, daß der Ausdruck: „Werth vernügen“ — so lautete im concreten Falle das Valutabekanntniß — in sofern einige Bedeutung für sich in Anspruch nehme, als er zum Theil als Empfangsbekanntniß, zum Theil als Verzicht auf das Privileg erscheine. Das Schöppenurtheil vom Jahre 1622 war im Jahre 1623 in höchster Stelle bekräftigt worden. Noch, meint Biffel, hielten die Schöffen zu Leipzig an dieser ihrer Ansicht fest, obwohl man ohnlangst erst (1608) allerdings in einem landesgerichtlichen Entscheide einen Rechtsfall entgegengesetzt entschieden, trotz des „Werth empfangen“ laufenden Valutabekanntnisses Kläger — inmaßen ihm zu thun obliege — die Bescheinigung auferlege, daß, daß dem Beklagten die im Wechsel begriffene Valuta wirklich bezahlt worden sei. Biffel tritt nicht nur selbst auf die Seite des letzteren Entscheides, sondern aus allerlei Nützlichkeitserwägungen, unter Bezugnahme auf Savary's Parfait Négociant — redet er dem speciellen Valutabekanntnisse der Pariser Wechselordnung (d. h. der Ordinance von 1673) das Wort²⁰⁾.

Sehr anders nun lauteten die vorerwähnten Bestimmungen vom J. 1682, in Berger fanden wir für sie und den von ihm bezeichneten gerichtlichen Gerichtsbrauch²¹⁾ den Interpreten. Indem er aber die Entbehrlichkeit jenes Bekanntnisses, den Wegfall der exceptio non numeratae pecuniae behauptet, ist er doch weit entfernt, dies lediglich als Folge der privilegierten Execution des Wechsels gelten zu lassen. In letzterer und ihrer Begrenzung finde sich keineswegs schlechthin das Wechselrecht selbst begrenzt. Wo cessare, z. B. gegen die Erben des Wechselkavaliers, Wechselproceß mit Personalarrest, oder eine Creption, die ihr Erbschaft nicht gehabt habe (wie der nichtgezahlten Valuta), könnten sie nicht erst gewinnen²²⁾. — Uebertrag Remittent den Wechsel durch Indossament, so habe auch Indossant seinem Nehmer, dem Indossator, gegenüber die Ausfluß der nicht erhaltenen Valuta nicht, da er ja ganz ebenso, wie der Transsant, für richtigen Eingang des Wechsels nach Wechselstrenge hafte; und mag man, sagt Berger, im Hinblick auf die über die letztere Behauptung getheilten Ansichten, bei, mag man diese Haftung des Indossanten nach Wechselstrenge leugnen — den Gerichtsbrauch wird man übrigens dabei schwerlich für sich haben —

selbst dann dürfte annehmbar sein, daß Indossant mit jener Ausfluß mit Nichten sich zu schützen vermag²³⁾.

Wol aber ist Berger dies zuzugeben gern bereit, daß die oberrwähnte Ausfluß Platz zu greifen habe, wo im Wechselbriefe etwa selbst das Wort „Wechsel“ oder eine andere in der Wechselordnung vorgeschriebene Solennität des Wechselbriefes fehle²⁴⁾.

Es dürfte für das Mitgetheilte wol nur ein anderer Ausdruck sein, wenn wir sagen, die eigene Natur des Wechselbriefs läßt das Valutabekanntniß als nutzlos erscheinen: der Gedanke der im Wechselgeschäfte eingegangenen schweren Verpflichtung ersetzt den Schutz, den positives Gesetz dem Aussteller von Empfangsbekanntnissen sonst in der exceptio non numeratae pecuniae zu Theil werden läßt. Warnungszeichen ist wol auch nach Berger's Auffassung das Wort „Wechsel“ im Wechselbriefe gegen das unbeachtete Ausdrucksgebot des letzteren. Cautel muß es dem Einzeln, Regel des Geschäftes ihm erscheinen, anzusehen mit der Vorausgabung des Wechsels, ehe und bevor diejenige Vergütung rückfichtlich der Valuta, welche wirklich intendirt wurde, ihm beschafft ist. Correspondiren wird aber dann im Publicum der Glaube, daß dieser Regel der Vorzicht im einzelnen Falle auch wirklich nachgegangen worden sei, und klein wird von der Geschäfts- zur Rechtsregel der Schritt erscheinen. Wenn etwa im einzelnen Falle dennoch unbeachtlich der Aussteller den Wechsel, ohne Valuta zu empfangen, in die Hände des ersten Nehmers, des Remittenten, gelangen ließ, dieser ihn nun darauf durch Indossament übertrag, insolvent aber z. B. Remittent geworden ist und, indem der Wechsel unter Protest geht, die Frage sich stellt, ob der Indossator mit seinem Regresse auf den Remittenten beschränkt, in dessen Cours die Valuta, die er für den Wechsel bezahlt hat, verlieren solle: oder ob nicht auch den Transsanten mit Erfolg im Regreßwege anzugreifen zuzustehen soll, obwohl derselbe vom Remittenten keine Valuta erhalten hat; ob nicht alle Billigkeit dafür spricht, den Transsanten zu verweisen auf die Regeln der Vorzicht, deren Beobachtung Indossator habe voraussetzen müssen und unter deren Verabsäumung er nicht leiden dürfe: zu verweisen also darauf, daß es keine, des Wechselaußgebers, Sache sei, wegen seines Rechts auf Valuta im Concurrenz dessen, dem er vertraut, des Remittenten, sich zu erholen. — Am leichtesten wird in solcher Frage der Entschluß sein, wenn die Ordreclausel im Wechsel steht; durch sie hat ja der Transsant die Indossirung, wenn nicht zu ihr ermächtigt, so doch als von ihm voraus- und vorgesehn, unabweisend erkennen lassen.

Allein Berger's obiger Gedanke, jene praesumptio numerationis, quae cambio inest, die, wie er bemerkt, auch wenn im Wechselproceß der Remittent über den Transsanten gesetzt, die Wechselsumme von ihm eingetrieben hat und nun die Sache in der Widerklage verhandelt wird, als unzulässig erscheinen läßt, daß Verkläger, Remittent, beweisen müsse, mit Zug und Recht

19) Beral. dazu Berger a. a. D. thes. 10. 20) Sect. VI. §. 18. 21) Berger a. a. D. thes. 14. 22) a. a. D. thes. 17: „Initium obligationis spectat hoc est quocum secundum cambiale ius debitor valide fuerit obstructus, morte ejus cetera enolumenta cambialis juris non protinus expirant.“

23) a. a. D. thes. 16. 24) a. a. D. thes. 19.

sei ihm gezahlt worden“), führt weiter. Wenigstens dann führt er weiter, wenn nicht feststehende Ansicht es ist, daß zur Regenerierung des Wechsels durch Indossament die Ordredaufsehl wesentliche Voraussetzung sei. Regel der Vorsicht muß es ja dann auch werden, auch den nicht mit Ordredaufsehl versehenen Wechsel andres nicht auszugeben, als nach gehöriger Vergütung der Valuta.

Fassen wir nun das Landrecht, von dem wir reden, insbesondere die Leipziger Wechselordnung, rücksichtlich dessen, was sie von der Ordredaufsehl und von deren Erforderlichkeit hat, ins Auge, so finden wir in ersterer allerdings einen Paragraphen unter der Ueberschrift: „Von der Stellung der Wechselbriefe“ (§. III.); allein in ihm nur eine allgemeine Verweisung auf den dießfalls bekannten Urf: „soweit die Form und Art der Wechselbriefe betreffe, dieneil selbige unter Handelsleuten genügend bekannt, — so habe es damit auch forthin sein Bewenden.“ Dann folgt nur noch der oben mitgetheilte, die Entschiedenheit des Valutaberechnungsses ausprechende Passus.

Wie man also vor der Leipziger Wechselordnung rücksichtlich der Stellung des Wechsels an Ordre es gehalten habe, danach zu fragen haben wir ein höchst interessantes. Einige Auskunft erhalten wir bei Zippel“). Er stellt die Frage, ob, wenn die Ordredaufsehl im Wechsel fehle, dann der auf dem Rücken oder unter dem Wechsel (in tergo vel in fine cambii) genannte Indossatar die Zahlung einfordern könne. Zippel bejaht dies, erklärt also die Ordredaufsehl für un wesentlichlich zur Indossatilität. Er beruft sich auf ein Urtheil der Leipziger Schöffen: der Wechselschuldner — anscheinend lagen dabei zwei Wechsel vor, die der Aussteller auf sich selbst gezogen hatte — hatte letztere den Indossataren gegenüber zur Verfallzeit zu acceptiren und zu zahlen sich geweigert; er habe, hatte er vorgewendet, mit Niemandem, als mit dem Gajo — dies war der erste Nehmer — zu thun. „Allein,“ entgegneten die Schöffen, „obwohl die Wechselbriefe auf Gajum allein eingerichtet und das Wort Commiss, wie sonst öfters, präfix gesetzt zu werden, darin nicht begriffen, dieneil aber dennoch Gajus unter die Wechselbriefe geschrieben, daß Sempronius, der Schuldner, die Zahlung an Titium und Scrum leisten solle, und also sein Recht an diese beiden transportiert, so ist auch Sempronius, Einwendungs unerachtet, das Geld ihm zu bezahlen, Schäden u. zu erstatten schuldig.“ Ähnlich, sagt Zippel, hätten die Schöffen auch in einem andern (anscheinend späteren) Falle geurtheilt im J. 1677. — So urtheilte man also bereits vor der Wechselordnung von 1682. — Doch aber spricht diese letztere selbst von der Ordredaufsehl.

Der Factor, der für seinen Principal Geld adgibt, soll nach §. XXIII den Wechsel an seinen Principal oder Commis zahlbar stellen lassen. Würde er den Brief an sich oder den Commis richten lassen (und dann an den Principal indossiren), so würde er Kraft seines Indossaments als Selbstschuldner gehalten bleiben. — Der Schwerpunkt

dieser Entscheidung liegt, wie wir aus dem oben S. 48 fg. Bemerkten annehmen müssen, in der ausgesprochenen Haftung des Infittor aus seinem Indossament, nicht in der Ordredaufsehl; wollte man auf ihre Erwähnung Gewicht legen, daß der Factor trotzdem, daß er mit dem Gelde seines Principals den Wechsel bezaht, durch die Ordredaufsehl „absolute zum Herrn des Wechsels wird,“ vergl. oben S. 20, könnte man etwa mit ihr angedeutet finden: eher als dies, daß für den Remittenten, an welchen der Wechsel zahlbar gestellt worden sei, überhaupt es zur Indossation der Ordredaufsehl bedürfe. — Wel aber ist von dieser letzteren, und zwar so, daß auf sie ein Gewicht gelegt wird, die Rede, da, wo darüber gehandelt wird, in wiefern, falls der Wechselbrief durch Indossament über mehr Orte gegangen ist, darauf im Regreßwege die Indossatate auf die Indossanten Rückwechsel gegeben habe, Trassant für die mehreren Rückwechsel aufkommen gehalten sei. Der Trassant, lautet der Entscheid am Schlusse des §. XXX, ist nicht für alle Orte, wohin sein Wechselbrief verhandelt worden, sondern nur allein für den Ort, dahin als terminum ad quem er denselben zu bezahten remittirt, den Widerwechsel zu bezahten verbunden, „es wäre denn, daß er, der Trassant, den Brief an den Aufnehmer oder Commis zu bezahten gestellt, oder auch demselben freie Macht gegeben hätte, den Brief nach seinem Gefallen, und wie er es für gut befinden möchte, auf unterschiedliche Orte gehen zu lassen.“ — Ordredaufsehl und Ermächtigung, den Brief über beliebige Orte zu verhandeln, sind in sofern also gleichbedeutend. — Wie ganz anders hier also die Deutung der Ordredaufsehl, als nach dem oben S. 44 Bemerkten in der französischen Ordennanz von 1673, welche eine Ermächtigung, den Wechsel über verschiedene Plätze zu negociiren, sehr wohl von Ordredaufsehl unterschied und erstere viel stärker zurückwirken ließ auf den Trassanten, als letztere. In der oben mitgetheilten Bestimmung §. XXX der Leipziger Wechselordnung liegt an sich nicht, daß zur Verhandlung des Wechsels auf demselben Plage, somit zum Indossament überhaupt, die Ordredaufsehl erforderlich sei. Ein argumentum a contrario dürfte vielmehr zu dem Gegentheile führen. — Ja selbst Verhandlung über verschiedene Plätze dürfte an sich nicht für ausgeschlossen gelten, sondern nur für die Höhe der Regreßsumme des Vorhandensein der Ordredaufsehl von Belang sein. — Fragen wir aber frölich, weshalb ohne die Ordredaufsehl nur die mindere Regreßsumme, so dürfte doch nahe liegend erscheinen die Antwort: deshalb, weil die Wechselordnung erst in der Ordredaufsehl eine Ermächtigung zum Regociiren sieht, wird durch sie erst Trassant verantwortlich für das, was Remittent und seine Nachmänner gethan haben. Daraus aber zurückzuschließen auf die Einreden des Trassanten, es würde nicht auf fern liegen; hätte man denn nicht auch deren Verluft gegen den Indossatar — eine Wirkung der Regociierung des Wechsels — als durch die Ordredaufsehl, die Ermächtigung in ihr zum Regociiren bedingt anzusehen?

Eben die Ordennanz von 1673 lehnte diesen Po-

25) a. a. D. thes. 21.

26) a. a. D. Sect. VI. §. 17.

H. Gajus. I. B. u. Z. Urth. Section. LXVIII.

relativismus ab, indem sie von der Ordreclausel die Ermächtigung zum Negotiorum unterschied, durch erstere schon, wie wir sahen §. 43 fg., den Einbrechverlust bedingt sein ließ. Nach der Leipziger Wechselordnung, welche in der Ordreclausel schon jene besondere Ermächtigung findet, nahm es rücksichtlich der Einreden eine analoge Wendung, man erachtete ihren Wegfall ebenfalls nicht durch diese Ermächtigung und folglich nicht durch die Ordreclausel bedingt. Ja, jener mißliche, die Ordreclausel betreffende Passus am Schlusse des §. XXX hatte sogar ein ganz eigenenthümliches Schicksal in einer grade für Einführung der neuen Wechselordnung kritischen Zeit. — Wir wollen hier den Dr. Johann Heinrich Königen, der darüber berichtet, selbst reden lassen. „Inmittels kann ich — bemerkt er in der Vorrede zu seiner 1717 erschienenen, oft von uns allegirten Ausgabe der Leipziger Wechselordnung — dem geringsten Leser nicht verhehlen, daß, als unsere hiesige Wechselordnung anno 1683 zum andern Male aufgelegt worden, der damalige Buchdrucker es ziemlich versehen und in §. 30 s. f. zwei Zeilen ausgelassen hat, und dadurch verursacht, daß der ganze sensus daselbst corrupturirt worden, welchen Fehler Keiner von denen, welche diese Wechselordnung ihren Schriften mit einverleibt, observirt, sondern selbstigen, wie man zu sagen pflegt, selichtet bißhinhalt.“ Weder Samuel Stroy, noch Warperger u. f. w. hätten ihn bemerkt; ja, „als man heuer,“ fährt Königen fort, „in der Oberlaufs die Leipziger Wechselordnung eingeführt und durch Druck publicirt, nicht einmal da habe man ihn bemerkt.“ — In der corrupturirten Gestalt aber, von der Königen spricht, war, was §. XXX von der Ordreclausel hat, verschwunden. „Der Trassirer solle für den mehrfachen Widerwechsel nicht stehen, es wäre denn, daß er den Brief nach seinem Gefallen, und wie er es für gut befinden möchte, auf unterschiedliche Orte gehen zu lassen!“ — so lautete der Schluß des mehrwähnten Paragraphen.

Dem entziffernd finden wir denn auch in der damals schon wegen der Seitenzahl derartiger Literatur vielgelesenen, von damaligen Schriftstellern oft, und selbst noch heutzutage mitunter citirten Dissertation Hödner's über das Wechselindossament (vom Jahre 1707) die

27) Neu aufgelegt 1721. — Der Verfasser bezieht in dem Proemio sein Thema als eine materia fere inexculta; er klagt über die Beschaffenheit der Gesetgebung in Wechseln, aber doch will er trotz des Titels: „de literarum cambialium indossamento“ vorzugsweise die Leipziger Wechselordnung vor Augen gehabt haben („ne in tam diversis locorum constitutionibus in incerto vagarer“) und die nach ihr zu beurtheilenden Kaufleute, (nicht die Gelehrten und Academie; „tenentur hi jure cambiali, sed non aequo Lipsiensis ordinatione, rigor adveniens eoa cambialis locum habet, sed non quam dicta ordinatio continet iuris rigidi extensio et declaratio“ cap. I. §. 5); aber doch kann Warperger, welchem das Schriftchen, indem er am seinen Supplemente ad elect. disc. for. (P. II. p. 122 sq.) schreibt, in die Hand kommt, sich einer Bemerkung nicht enthalten, die auf den Beweise eines nicht ausreißend gerechtfertigten Aufstiehes allgemeiner Principien hinauskommt: „jura cambialis mihi omnino singularia esse videntur, quomodo enim actiones suas admodum opinionibus quae literarum excedunt, quamvis ideale rationibus communicantur, ad deliberandum quam ad iudicandum prudentiam referri, atque adeo Pr. iudicio submitti, quam proli-

frage der Nothwendigkeit der Ordreclausel, unter Bezugnahme auf allgemeine Rechtsgrundsätze, und insbesondere für die Leipziger Wechselordnung verneint. Man behauptet wol, bemerkt Lehmann Cap. III. §. 5, daß, wenn die Ordreclausel im Indossament oder im Wechsel selbst fehle, dann der Indossatar nur als Mandatar zu betrachten sei und nicht weiter indossiren könne, da er dann im Wechsel nur adjectus solutionis causa zu betrachten sei. Dies mag nach einzelnen Wechselordnungen ganz richtig sein“, unsere Leipziger Wechselordnung gebietet dieses Unterstehens nirgends (hujus discrimini nullam facit mentionem); deshalb glaube ich, daß im Zweifel jeglichem legitimen Besitzer des Wechsels das Recht zu indossiren zustehe.

Anderer Ansicht dagegen ist Königen“). Obwohl ein Jeder, führt er aus, mit dem, was sein eigen sei, regulariter nach Gefallen schalten und walten könne, und es daher das Ansehen gewinne, daß der Inhaber eines Wechselbriefes, sofern er deren Eigenthümer sei, ihn entweder selbst einziehen oder Anderen eintreiben könne, es möge das Wort Commis oder Ordre darin stehen oder nicht: so sei doch unter Kaufleuten ein Uebereinstimmen durch langen Gebrauch eingeführt, nämlich dies, daß bei Auslassung des Wortes Commis oder Ordre der Wechselbrief nur einer gewissen Person, so das Geld darauf erheben solle, gegeben werde. Darnach sei die Frage, ob der Empfänger eines Wechsels denselben ohne Ordreclausel verhandeln könne, zu beurtheilen — nicht nach der erwähnten allgemeinen Regel der gemeinen kaiserlichen Rechte, dahin vielmehr zu entscheiden, daß, wer einen solchen Wechsel angenommen und in solche Restriction damit gewilligt, diesen Wechsel nicht weiter verhandeln könne, sondern für sich behalten müsse. Und es beauftragt sich Königen diesfalls grade auf §. XXX der Leipziger Wechselordnung, nach den Citaten von außersächsischen Schriftstellern, Savary, Regt, Sebinger“). Allein

nus, antequam a principe confirmetur foro, commentari.“ Doch schied Berger voraus, daß er nach dem ersten Eindrucke urtheile, und in der ebenwähnten Dissertation über die Exc. a. n. pec. — sofern man sie ihn beilegen will — dürfte von dem, wie eben bemerkt, gegen Hödner ausgesprochenen Tadel viel zurückgenommen sein. — Vor vorläufigen Charakterisirung der Schrift Hödner's mag dienen, daß er die Unannehmlichkeit der römischen Erstlingsheit auf das Indossament herabsetzt (cap. I. §. 2 hn.). Bzgl. u. f. auch cap. III. §. 2: indossans, quem eademque appellare licet, „emptio hoc vocabulo non in sensu juris Romani, ubi venditor nominis potest cessionem adhuc habere usque ad manet creditor, et tenetur tantum praestare nomen verum etc.“ — Nach den notwendigen Definitionen und Einteilungen kommt der Verfasser gleich im zweiten Capitel zur Besprechung jener nobilia ac notissima controversia: utrum cessio extrin cambium facit antiquior praefertur cessioni in cambio (i. e. indossamento) posteriori.

28) Bispf's'se Tractat von Wechselbriefen 1701. E. 171 wird angeführt, weslisch tit. V. art. 23 der Ordonnanz von 1673 allegirt ist.

29) a. a. D. zu §. XI der Leipziger Wechselordnung Num. I. E. 28. 30) Was die beiden letztgenannten sagen, ist über E. 22 u. 24 mitgetheilt worden; Savary meint a. a. D. die Disposition in tit. V. art. 24, wozu oben §. 46, damit, der Trassant bestimme, indem er an Ordre formulire, die Zahlung der Wechsel nicht allein dem ersten Rechner, sondern auch dem Indossatar; §. u.

nicht unbegründet war wol der Widerspruch, den Adnigen rüchfichtlich der Leipziger Wechselordnung wenigstens fand³¹⁾, ehe noch die in Rede stehende Frage gegen ihn landesgesetzlich (in der Erf. Proc.-Ordn. von 1724 f. u.) entschieden ward.

Besonders betont wird in der Leipziger Wechselordnung die Verbindlichkeit aus dem geleisteten Accepte §. XIII:

„Gleichwie nun derjenige,“ heißt es daselbst, „so einen Wechselbrief acceptirt, dadurch sich zum Debitor oder Selbstschuldner konstituit, und demnach kräftig verbunden wird, daß er mit seiner davor eingewendeten Ausflucht, auch nicht mit der exc. non numeratae pecuniae oder nicht baar dargezahlten Geldes, und nicht wirklich empfangenen Valuta, desgleichen mit der exceptio excusationis oder divisionis, oder wie solche Exceptionen mehr sein mögen, sie haben Nahmen, wie sie wollen, wenn sie gleich sonst gegen instrumenta quarantigata stattfinden (außer der, und zwar in continenti, ohne allen Verzug und einige Frist, erweislichen geschehenen Zahlung, oder richtigen Compensation, oder wenn die exceptio non numeratae pecuniae — durch des Creditors eigenhändig unweifeligen Schrein, ebenfalls in continenti beizubringen), sich dagegen nicht schügen kann, sondern auf die Verfallzeit bereite Zahlung, jedoch mit Vorbehalt seines Rechts, zu thun schuldig.“

Unter Anderem auf die objectivc Fassung der Eingangsworte, in welchen wol durchaus nicht ohne Absicht offen gelassen ist, wem gegenüber Acceptant so kräftig sich zum

Selbstschuldner konstituirt, möchten wir hier vorläufig aufmerksam machen. — Wenn die Ober im Aufgange begriffen ist, von einem Posten der Wechselschuld an dem Wechsel, dessen Circulation in Giro ihr erst definitiv den unmittelbaren Gläubiger bringt — wir werden unten davon näher zu sprechen haben, wie an diesen Gedanken alsbald die Literatur den Wegfall der Einrede der Vorindossanten knüpft — so ist grade jener objectivc Ausdruck, den unsere Wechselordnung rüchfichtlich der Verpflichtung aus dem Accepte an die Spitze stellt, der entsprechende. Allerdings ist da nachstehend in dem Mitgetheilten auch von einem Creditor die Rede, dem Remittenten, dessen eigenhändiger Schein dem Acceptanten die Berufung auf die Einrede der nicht gezahlten Valuta verstatet. Aber wie eigen, daß grade bei der Einrede erst dieses Gläubigers gedacht wird, rüchfichtlich deren an die Wechselordnung die gleichzeitige Handelsgerichtsordnung (f. o.) supplirnd sich anschließt, indem sie nur dann dem Schuldner jene Berufung auf des Creditors eigenhändigen Schein verstatet, wenn dieser Creditor selbst Klage erhoben hat, nicht aber, wenn der Wechselbrief auf einen Anderen indossirt worden ist.

Soll nach dem Geiste dieser Bestimmungen der Einwand der Zahlung, wie der der Compensation nicht ebemäßig wegfallen, wenn derjenige Wechselinhaber, an den Acceptant bereits gezahlt hat, nicht es ist, der Klage erhebt, sondern ein anderer, dem trotzdem und ohne daß der gezahlte Betrag auf dem Wechsel abgeschrieben worden ist, letzterer indossirt worden ist: soll nicht Gleiches gelten von der Compensationseinrede, daß auch sie nicht statthaben kann, wenn der, gegen den Acceptant zu compensiren gehbt hätte, nicht, sondern ein anderer, welcher Wechselnehmer den Wechsel zur Zahlung präsentirt? Rüchfichtlich der Zahlungseinrede gibt §. XXIII unserer Wechselordnung wol deutlich die Bejahung an die Hand. Nach ihm soll, wenn ein acceptirter Wechselbrief verloren worden, und der Debitor seiner Schuld gekündigt ist, wider letzteren zwar ebenfalls nach Wechselrecht verfahren werden, der Empfänger der Zahlung zuvor aber angeschalten werden zu genügsamer Caution, auf seine Unkosten den Debitor solcher Post haften zu vertreten gegen mäßig. Ist dem aber so, wie soll dann rüchfichtlich der Compensation eine weiter gehende Wirkung, ein stärkerer Schutz des Schuldners durch sie als in der Zahlung, ein Schutz auch gegen den Indossatar zu rechtfertigen sein? — In der That, wenn wir darüber uns Rechenschaft geben wollen, warum das kurfürstliche Mandat von 1699 sich darauf beschränkte, rüchfichtlich der Einreden der Zahlung und Compensation die allgemeine Regel des Wegfalls gegen den dritten Besizer aufzusprechen, der Gedanke, daß §. XIII der Wechselordnung von 1682 hier der authentischen Interpretation bedürfte, scheint wol die nächstliegende Erklärung zu bieten³²⁾.

31) Spätere Schriftsteller, u. a. auch Kexler in der später zu erwähnenden Decis quinquaginta qo. VI §. 8, beziehen sich namentlich auf die Entgegnung Rudovics's in der Einleitung zum Wechselproceß cap. 4. §. 23. S. 74. — „Meine Meinung,“ sagt letzterer daselbst, „ist: Wesen erwiesen werden kann, daß an einem oder andern Orte dergleichen“ (nämlich die Erforderlichkeit der Ordertausch), wenn der Wechsel indossirt und dem Indossatar ein Klagegeld werden soll, eingefügt werden, so hat es dabei ohne Zweifel sein Verbleiben. Konk aber muß wol die Meinung, daß die Indossation nichtsförmiger statthand, wenn gleich das Wort Commis oder Ceteri, im Wechselbrieft nicht enthalten, der Annahme vorzuziehen werden: addeßem dem Acceptanten Nichts daran gelegen ist, ob er das Geld dem Inhaber des Briefes selbst, oder einem Andern statt seiner zahlt, und weil letzteres, wenn kein ausdrückliches Verbot vorhanden, mit dem Weigigen schalten und walten kann. — In §. XXX der Leipziger Wechselordnung ist weiter Nichts enthalten, als nur dieses, daß der Inhaber den Wechselbrief nicht an einem andern Orte, als der darin ausgedrückt, verhandeln kann, sofern er nicht an den Aufnehmer oder Commis zu bezahlen lautet; daß er aber an ebendenselben Orte nicht sollte indossirt werden können, davon finde ich in der angezogenen Wechselordnung Nichts. Es läßt sich auch von dem einen Falle auf den andern gar kein bindiger Schluß machen; denn wenn ein Wechselbrief auf einen, der an einem andern Orte sich aufhält, indossirt wird, so kann der Inhaber dadurch nicht geringen Schaden einleiden, hingegen wenn der Indossat und Indossat an denselben Orte sich aufhalten, so sehr ist nicht ab, was der Acceptant für ein Interesse an der Sache haben sollte. — Nur von ebendiesem Falle, wenn die Verhandlung auf andere Plätze geschieht,“ handelt auch das Parere der Kaufleute u. zu Leipzig, worauf sich Königen bezieht.

32) „Demnach, wie berichtet worden“ — sagt das Mandat von 1699 im Eingang — „was mögen bis anher zum stützen, ob und wie weit die exceptio compensationis und solutio

Mit dem Geiste der zuletzt besprochenen Bestimmungen der Leipziger Wechselordnung harmonirt auch das, was wir in ihr über den Gebrauch der Duplicate, Einlieferung der Prima zum Accepte, während die Secunda girirt wird, in Anblich auf die Anerkennung des Giro §. XI. verordnet finden. Sie heißt den Trassanten die zum Accepte eingelieferte Prima, wenn sonst nichts Bedenkliches dabei ist, acceptiren. Wäre aber dieselbe zur Verfallzeit noch ohne richtiges Indossament verblieben, oder auf Secunda oder Tertia ein solches nicht zu finden, so soll er zur Zahlung nicht eher als bis zum erfolgten Indossament oder anderer genügender Legitimation gehalten sein, soll vielmehr solchen Falls nur die Wechselsumme gerichtlich zu deponiren, oder anders nicht, als gegen tüchtige Caution, dem Inhaber des Briefes zu verabfolgen gehalten sein.

Wie aber das, was wir sagen über die Legitimation des Indossatars als Eigenthümer des Wechsels, trotz des mangelnden Valutabefenntnisses, trotz der fehlenden Ordreclausel, rücksichtlich der Revocabilität des Indossaments und der Validation des Wechsels sich geltend macht, dafür kann uns, was wir in dieser Richtung bei Höchner finden, ein Beleg erscheinen.

Rücksichtlich des Indossaments im Allgemeinen bespricht er (cap. III. §. 8), daß es bisweilen nur mit der Bedruthung eines Mandats zum Einzuge, nicht in der einer Cession gegeben werden könne. Er gedenkt der Danziger Wechselordnung³⁴⁾, welche bei dem Recta- und Retaindossament trotz der erfolgten Acceptation dem Remittenten, beziehentlich dem Indossanten das Recht der Revocation gibt, mit der Wirkung, daß Acceptant dann nicht mehr an den Indossatar zahlen kann, so lange dieser nicht dem Acceptanten aus der Correspondenz mit dem Remittenten, oder Indossanten dargethan hat, daß er nicht ein bloßer Mandatar des letzteren sei, sondern zu seinem eigenen Nutzen das Geld aus dem Wechsel einziehen solle. Im Zusammenhange damit stehe ansehnend, meint Höchner, das Verbot der Zahlung vor der Verfallzeit, damit nicht, wenn Revocation noch tempestiv erfolge, res integra nicht mehr vorhanden sei: Wo das Indossament nichts Anderes sei, als ein Mandat, da stehe zu diese Revocation tempestiv, das heiße vor der Verfallzeit, oder, wie andere Wechselordnungen aussprechen, vor der Acceptation; denn nach dieser gälte nach letzteren Wechselordnungen der In-

dossatar nicht mehr als Mandatar, sondern als Eigenthümer des Wechsels; sowie fast allenthalben, wenn das Indossament an Ordre des Indossatars geschehen sei, oder wenn letzterer, daß er Valuta gegeben habe, beweise (valutam probet), die Revocation ausgeschlossen sei. — Aber obwohl so, fährt Höchner (cap. III. §. 9) fort, das Indossament bisweilen als Mandat angesehen werden kann: es ist gewiß ist, daß ein Indossament in dieser Weise möglich ist, so wird doch, weil unsere Leipziger Wechselordnung dem Indossatar im Zweifel ein viel stärkeres Recht gibt, als das eines Mandatars, er auch demgemäß nicht als letzterer anzusehen sein. Daher, folgert er, hat bei uns eine Revocation des Indossaments nicht statt (unde quocumque revocatione indossamenti apud nos non valet), es sei denn unter der Voraussetzung, daß das Mandatarverhältnis in continenti bewiesen und der Wechsel noch in der Hand des Indossatars („cessionarii“) sich befinde. Wir müssen vielmehr (Potius igitur est ut ea) nach der Leipziger Wechselordnung das Indossament ansehen für Cession, Datio in solutum, oder Delegation — denn von der Cession unterscheidet es sich ja durch die strenge Garantie, auf welche Indossatar nach der Leipziger Wechselordnung §. XX und XXIII³⁵⁾ belangt werden kann — in der That, daß bei uns ein Indossament, wenn auch nur in der Weise: der Herr zahle für mich an N. ohne Befugung oder Ordre, doch nicht für ein Mandat, sondern für eine wirkliche wechselseitige Cession gelten wird³⁶⁾. Dies bildet die Regel, fährt er §. 10 fort, und ist von dem Gesichtspunkte der schließlichen Vortreibung der Wechselhuld, die Strenge unseres Rechts betrachtet, ganz sicher³⁷⁾. Anmittlels da es nichtsbedenklicher vorkommen kann, daß in Wahrheit der Indossatar nur Mandatar des Indossanten ist, darf doch ihn das Geld nur eingehoben wissen will, so ist nicht zu bezweifeln, daß ihm die Mandatsklage zusteht: er wird zwar das Indossament nicht widerrufen können, ja er wird selbst nicht hindern können, daß sein eigener Mandatar, wenn der Abgene nicht zahlt, ihn, den Indossanten selbst, zur Zahlung nöthigt, da ja im Indossament ein ganz selbständiger Vorgang liegt — denn so haben wir doch wol, Höchner's Meinung entsprechend, sein „cum res desui esse integra“ zu übersetzen. — Die Ordinariklage wird Indossant anstellen können, um zu seinem Gelde zu kommen, da bei ihr es darauf ankommt, nicht auf das, was nach Wechselrecht als geschehen gilt (quod vi juris cambialis gestum intelligitur), sondern auf das wahre Verhältniß (auf das quod re vera actum sit).“

wider die Wechselbriefe, wenn solche an einen tertium kommen, zulässig? Zweifel entstanden“ und bemerkt rücksichtlich der Compensationsclausel, daß man an tit. XIII der Leipziger Handelsgerichtsordnung erinnert habe: wo allerdings, wenn auch nur ganz allgemein, davon die Rede ist, daß wider acceptirte Wechselbriefe die Compensation zulässig sein solle, wenn die Gegenpart in continenti liquida sit. — So finden denn im Mandat von 1698 eine Bestätigung der Leipziger Wechselordnung rücksichtlich der Einrede der Zahlung und Compensation? Über, Rensden, Tract. exopt. disp. poem. I. thes. 59, Höchner in Bezug auf die Verpflichtung aus dem Accepte nur rücksichtlich der letzteren, indem er rücksichtlich Zahlungseinrede auf §. XXIII der Leipziger Wechselordnung verweist, cap. IV. §. 4.

33) Rom Jager 1701. Art. 25 u. 26. Königen 2. 408.

34) §. XXIII spricht aus, daß der Factor, welcher den Wechsel an seine Ordre stellen läßt und dann indossirt an seinen Principal, kraft seines Indossaments als Selbstschuldner gehalten sein solle. 35) Bergl. cap. II. §. 7. Zudem er da von der Form des Indossaments spricht, hat er der allgemeinen Bemerkung dieses §. schieds, welche in Beziehung an Gewohn, ausspricht, das Indossament „zahlt vor mich“ habe nur die Wirkung einer Bevollmächtigung; Valutabefenntnis sei nöthig, um ihm den Cessionseffect zu verleißen. 36) „si rigorom juris nostri ex promittuntione exactionis respicias.“

Diese Gedanken bilden bei Hödner den Uebergang zur Mittheilung eines Responsum der Leipziger Schöffen von 1694²⁷⁾. — Einen Wechsel, vom Remittenten einem Andern zum Incaffo remittirt und zu dem Ende mit Blancoindossament versehen, hatte dieser Andere mit dem Incaffo Beauftragte, statt ihn dem Auftrage gemäß einzucassiren, einem seiner ihm drängenden Gläubiger in Zahlung gegeben, war dann in Unfall der Forderung gerathen und hatte die Kasse, welche er seinem Auftraggeber mit dem eingehenden Gelde hatte machen sollen, nicht machen können. In dem Responsum, welches der Letztere darüber, ob er von dem Dritten, dem Gläubiger ihres Beauftragten, den Wechsel zu condiciren beauftragt sei, erhielt, steht unter den rationes dubitandi der Schöffen obenan, daß doch dem geschöffenen Indossament vis cessionis beizulegen sei und der Wechselbrief auf den Indossanten transcrittirt worden, also er solchen mit Bestand weiter habe indossiren und auf einen Andern habe transcribiren können, demnach also Gl. — dies war der erwähnte Gläubiger des Beauftragten — das Eigenthum daran erlangt, solches Recht hingegen dadurch, daß der frühere Indossant von dem, an welchen er indossirt habe, nicht befriedigt worden sei, nicht hinfällig werde. Dennoch, meinten die Schöffen, weil der Wechsel nur mit Procura zum Incaffo, wie auch die Correspondenz mit dem Beauftragten besetzt, versehen worden sei, nicht in der Absicht, auf Letzteren ihn zu transcribiren, aus dem bloßen Blancoindossament aus eine Cession hergestellt, daß dagegen die Bescheinigung eines bloßen mandati nicht statthaben sollte, nicht zu erhärten, zumal, wenn der Blancoindossatar das Indossament vorher, ehe er den Wechselbrief indossirt, nicht ausgefüllt gehabt, in Letzteren zur Zeit, da das Mandat, von dem Auftragsgeber revocirt und der Wechsel vom Beauftragten zurückgefordert worden, Gl. die Gelder noch nicht erhoben gehabt, so seien Auftragsgeber den Wechselbrief von Gl. zu condiciren wohl beauftragt.

Allerdings hat dieses Ratum der Schöffen von dem Gedanken aus, der hinter Hödner's Relation steht: der Indossant, der den Wechsel dem Verlethe übergeben hat, kann einem Dritten gegenüber auf die daraus für ihn erscheinenden nachtheiligen Folgen sich nicht beziehen, es wäre denn dieser Dritte etwa in dolo gewesen — etwas Befremdliches²⁸⁾. Aber formell mag es gerechtfertigt

erscheinen, lag doch ein formgerechtes Indossament zu Gunsten des ungerechten Mandatars gar nicht vor, nur ein Blancoindossament, eine Figur, welche nach dem Wortlaute der Leipziger Wechselordnung §. XI gänzlich abgeschafft sein sollte. Allein so ganz unbedenklich möchte uns die Certificierung doch nicht erscheinen nach dem, was wir unten weiter vom Blancoindossament finden und daraufstellen haben werden: der Verlethe setzte doch einmal Gewicht darauf, daß vermöge des Blancoindossaments dem Gläubigerrechte des Inhabers der Wortlaut des Wechsels selbst nicht mehr entgegenstehe, für dasselbe vielmehr nächst dem Besitze des Wechsels die Unterschrift des Blancoindossanten streite.

Wenn nun aber — inbrem so die formelle Legitimation des Indossatars zur Eigenthumsübertragung in den Vordergrund gebracht wird — da, wo wirklich einmal der Indossatar nur Mandatar ist, die Mandatsklage, sofern nicht der spätere Nehmer in dolo ist, die Rechtsfrühere des Indossanten begreift, wenn, mit andern Worten, gegenüber dem dritten, gutgläubigen Erwerber von diesem specielem, zwischen Indossant und Indossatar bestehenden Obligationsverhältnisse keine Rede sein kann,

so soll dennoch die Unterlassung und Versumniss der Protestation auf seine Gefahr geschoben, und er demjenigen, welcher ihm den Wechselbrief gesandt, wofür zu gebührender Zeit nicht protestirt worden, vor die Bezahlung haften.²⁹⁾ Gerade diese Wendung aber dürfte einer Auflassung, nach welcher das zwischen Indossanten und Indossatar etwa obwaltende Mandatsverhältnis als etwas außerhalb der Wechselformen Liegendes, nur vom Gesichtspunkte des dulus aus deren sonstige Wirkungen modificirendes erscheinen würde — woraus Hödner hinauskommen scheint — nicht ungünstig sein. — Siegel zu §. XI der Leipziger Wechselordnung a. a. D. I. §. 19 bricht sich so aus: „Es pflegt das Indossament auf zweierlei Art gemeiniglich betrachtet zu werden. Einmal auf Art einer schlechten Procura und hernach auf Art einer Cession. Jenes soll daher erweisen, wenn der Indossatar nur schreibt: „Inhalt dieses zahle der Herr vor mich an Titium, es soll mir validiren;“ dieses aber daher abzunehmen sein, wenn anstatt: es soll mir validiren steht: Valuta von ihm empfangen. Der Nutzen dieser Eintheilung soll darin bestehen: in dem ersten Falle würde der Indossatar nur ein bloßer Bevollmächtigter des Indossanten und könnte ohne Specialmacht von ihm weiter nicht indossiren, sondern er müßte die Gelder einzeln und solche seinem Principal übermachen, oder Dedit darüber erwarten. In dem andern Case hingegen würde Indossataris Eigenthums-Herr von dem Wechselbriefe, und könnte entweder die Gelder per sich einzeln, oder den Wechselbrief an einen andern Det. veranlagern. (Dies, schalten wir ein, ist u. A. Königsen's Darstellung zu dem Erkenntnis §. XI. a. a. D. §. 19. — Siegel aber fährt fort:) Wenn diese Eintheilung des Indossaments ist nicht gegründet. Vielmehr widerspricht selbiger der Anfang der Gl. Pr. d. d. §. 15 und der usus fore: inwiefern die Herren Schöppen — im §. 1739 eine Wiederklage, worin u. A. mit angeführt ward, daß Wiederbeklagter keine Valuta für das Indossament gegeben, cum expensis verworfen, und die Herren Kammermeister und Handlungsdeputirte in einem Parere davon gehalten, daß, obgleich das Wort: Valuta ermanget, der Indossatar dennoch den Wechsel weiter indossiren könne. Ich bin also,“ schließt Siegel, „der Meinung, daß ein solches Indossament vor die Gesellen zu achten, wodurch der Indossatar das Eigenthum des Wechselbriefs erlange, wofür nicht eine Restriction mit deutlichen Worten hinzugefügt.“ — So Siegel. Und liegt es hier nahe, Bezug zu nehmen auf unsere obige Ann. 8. §. 28.

27) „Quinimo — aduersus tertium quoque sive ulteriorem cessionarium hoc casu si la iniprimis doli fuerit particeps, conditionem non denegandum putatur. Da. Socii. Libipenses.“

28) Daher nur bei Hödner jenes „quinimo“ und die Voraussetzung eines dulus des Dritten, von der die von ihm mitgetheilte Entscheidung der Schöffen und Nichts sagt, die er aber nicht-befremdlichen in sie hineinträgt. — Nach dem Obigen liegt nahe die Frage, ob er überhaupt das Procuroindossament als eine besondere rechtsrechtliche Gestaltung nach der ihm vorliegenden Wechselordnung zu betrachten gemeint ist. So viel wir wissen, enthält diese Letztere nur an einer Stelle etwas, was man direct darauf beziehen könnte, da, wo vom Regressverlethe wegen versäumten Protestes die Rede ist, findet sich §. XIII b. die Wendung: „Und obgleich der Inhaber ein bloßer Mandataris wäre,

dann erscheint kaum als ein Plus, vielmehr nur eben als ganz analog, daß Einreden aus dem der Indossirung vorausgehenden Geschäft hinsichtlich der Regressverbindlichkeit ebennmäßig ihre Grenze finden bei dem, an welchen von dem Indossirenden die Herausgabe des Wechsels geschehen ist, namentlich also gegen den Indossatar des Empfangers nicht zustehen. Auch von diesem Gesichtspunkte aus mag das Mandat von 1699 nur als ein Aussprechen dessen erscheinen, was seinen Principien nach schon in der Leipziger Wechselordnung begründet war. Begegnet uns doch u. A. als Beleg dafür, wie entschieden das Bewußtsein des Handelsstandes für dasjenige war, was durch dieses Mandat ausdrückliche Anerkennung fand, ein Parere des Leipziger Handelsstandes, ebenfalls, wie das obige Responsum des Schöffens, vom Jahre 1694, welches dem Aussteller des Wechsels die Compensationsinrede, die er gegen den ersten Nehmer hatte, abspriecht gegen dessen Indossatar⁴⁰⁾. Der Aussteller des an die Ordre des D. gestellten, von letzterem sogar nur mit Blancoindossament versehenen Wechsels weigerte Zahlung, theils unter Berufung auf das Blancoindossament, theils deshalb, weil er gegen D. zu compensiren habe. „Er könne mit seiner Gegenforderung gegen D. wider den Indossatar, den B., als einen dritten Inhaber, sich keineswegs schützen,“ so lautete das Parere; „an B. habe er Zahlung zu leisten, jedoch weil das Indossament in blanco bestche, so habe B. sich besser zu legitimiren, und sei, bis solches geschehen, Caution zu stellen pflichtig.“

Der eigenenthümlich selbstständigen Gestalt, in der das Indossament nach dem Vorstehenden erscheint, entspricht, wenn wir in der Literatur eine Richtung vertreten finden, welche gegen eine Subsumtion desselben unter die Cession nachdrücklich protestirt, vielmehr dasselbe als einen der Wechsellausestellung selbst analogen Contract ansehend: Hödner gehört, wie wir eben bemerkten, ihr an, anderer Vertreter derselben aus dem Kreise der damaligen sächsischen Juristen wird gelegentlich unter Erwähnung gefahren. *Simplicia* nennt Hödner u. A. dafür sehr bezeichnend die noch in erster Hand befindlichen, nicht indossirten Wechsel (cap. I. §. 1); die Ausrufung Sperander's: daß Vermöge des Indosso unterschiedliche durch elliche Personen geschlossene Wechsel, jedoch in einer Summe, in einem Wechselbrieft befüßen, wird cap. I. §. 6 von ihm gelegentlich mitgetheilt. Hödner wirft sogar die Frage auf, ob dem Indossanten obliege, den Wechsel dem Traffanten zu adressiren; beantwortet sie allerdings verneinend, weil über den Willen des Traffanten der künftige Schuldner informiert sei (cap. II. §. 12). Nicht zu gedenken ferner dessen, daß er das Valutabekenntnis im Indossament für unessenflich erachtet, weil es im Wechsel selbst fehlen könne (cap. II. §. 11), für unessenflich die Ordreanweisung zu weiterem Indossament, aufseheine aus demselben Grunde (cap. III. §. 5) — und hiermit kann die Leipziger Wechselordnung ihn am allerwenigsten stören, welche ja §. XI über die Form

des Indossaments, nächst dem Verbote des Blanco giro, nur dies ausdrücklich bestimmt, daß es das Zeitdatum zu enthalten habe. Darüber ferner ist er nicht im Zweifel, daß Indossant im Protestfalle weit strenger hafte, als etwa ein Bürge, vielmehr principaliter, ohne daß er einer Verweisung auf den Traffirer, des bescheiden ordinis, sich bedienen, oder die Ausflucht der Abtheilung geltend machen könne (cap. III. §. 11). Nach dem Gerichtsbrauche und nach dem Principe der Leipziger Wechselordnung wenigstens scheint er als sicher anzunehmen, daß der Regressanspruch gegen den Indossanten, ebenso wie der gegen den Traffanten mit Wechselklage ausgestattet sei. Ausdrücklich, muß er zwar bestimmen, schreibe darüber jene nicht vor, aber nächst der Berufung auf Praxis des Handelsgerichts und Interesse des Handels kommt ihm bei dieser Behauptung ein Landesgesetz zu Hatten, das Mandat, welches im letzten Herbste die Messe einer öffentlichen Calamität wegen prorogirt habe: — „daß vor dem 25. Oct. wider seinen Kaufmann aus einem von ihm ausgestellten oder indossirten Wechselbrieft nach Wechselrecht verfahren werden solle,“ heißt es darin⁴¹⁾ (cap. III. §. 12). Ja da, wo er von der Haftung der Vorindossanten redet, da ist es nicht bloß die ausdrückliche Bestimmung der Leipziger Wechselordnung, aus der er die Behauptung, daß gegen den in der Mitte stehenden Indossanten dasselbe Recht dem Inhaber zustehe, wie gegen den letzten, ableitet, sondern Capitel 17 der Marktordnung von Besencon spielt hier — auch wo von der Zulässigkeit des Indossaments überhaupt die Rede ist, wird es allezeit (cap. I. §. 5) — wieder die bereits oben §. 34 u. 35 von uns erwähnte Rolle; jenes Haften aus den Wolln nach Zippel's bekannter Uebersetzung: „die Cessiones, Giro, indowsumsamt oder avalli etc.“ — und Sperander ist — neben der Berufung auf eine andere Wechselordnung, die gleich der Leipziger den Ordnungsregress vorschreibt — dabei Gewährungsmann (cap. II. §. 3, cap. I. §. 4).

Der Grund, den Hödner freilich anführt für die Haftung der Vorindossanten, dürfte wol nicht gerade zu billigen sein. Der soll es sein, weil jeder Indossatar auf seinen Indossanten den Regress habe. Als ob nur Vermöge des Rechtes der Vormänner auf deren Indossanten der Nachindossatar zurückgehen könne. — Die Leipziger Wechselordnung schreibt allerdings den Regress per ordinem §. XIX ausdrücklich vor. Der letzte Inhaber soll zuvörderst den Regress nehmen an den letzten Indossanten, von dem der Wechsel auf ihn gekommen, und wenn er von diesem keine Befriedigung erlangt, alsdann an den nächstvorhergehenden, sofern derselbe guten Creditus ist und noch zu zahlen hat, und so weiter zurückgehen, endlich bis zum Ausgeber. Ein mit Hödner gleichzeitiger Schriftsteller sucht diese Vorschrift zu rechtfertigen damit, daß die Absicht sei, den Fall zu treffen, wo ein Indossament eines zur Indossirung Unfähigen, oder ein unechtes Indossament in der Indossan-

39) Siegel II. C. 14.

40) Auch Barth im *Hodget. for. cap. 4. §. 6. p. 788* beruft sich auf diese Verordnung.

tenreihe vorkomme (suo ordine: sic fiet, ut incommodum evictionis praestanda eum tangat, qui vel nullum vel non idoneum auctorem habet, a quo suum possit consequi)“). Über der Gebrauch, den Föhrner von der Besangenen Wechselordnung macht, könnte auf die Vermuthung leiten, nach seiner Meinung habe die in letzterer ausgesprochene Haftung der Wechselgeber vom Ersten bis zum Letzten den Verfallsten unserer Leipziger Wechselordnung vorgebildet. Uebrigens trägt diese letztere dem Interesse der Regresspflichtigen, die Regressnahme abgesehen zu sehen, Bedingung in sofern, als sie von der Gebundenheit an den Ordnungsregress eine Ausnahme eintreten läßt in dem Falle, daß Einer expresse Drede hätte, wenn der Brief nicht bezahlt würde, denselben an einen andern, als den letzten Indossator, zurückzusenden. — Streng aber nimmt es diese Wechselordnung mit dem Regressverluste bei verhängenem Präjudiz, insbesondere soll der Inhaber am Verfalltage gehörig protestiren und den Brief nebst Protest mit der ersten Gelegenheit zurückschicken, oder bei dessen Unterlassung sein Recht wider den Restirer und die Indossanten gänzlich verlieren, und nur an den Acceptanten“), — der nichtsdestoweniger, es sei protestirt worden oder nicht, in alle Wege, bis zu erlangter Vergütung verbleiben bleibt — sich zu erheben haben §. XLII u. XV. Davon, daß etwa zur völligen Befreiung vom Regress einem der Regresspflichtigen die Deduction bei Restiraten oder Schuldverhältniß desselben zum Restiraten zur Verfallzeit zu beweisen obläge, ist hier keine Rede. Jene Strenge des Regressverlustes ist sogar noch erhöht da-

durch, daß über die Verfallzeit hinaus durchaus keine sogenannten Respect- oder Discretionstage verstatet werden sollen“).

Diese analoge Behandlung des Restiraten und der Indossanten, die wir im Vorstehenden rüchlichst der Haftung im Gesche selbst finden, möchte wohl die Hauptzüge sein für die Meinung, welche, wie wir oben erwähnten, das Indossament nicht sowohl als eine Cession, sondern vielmehr als ein der Wechselziehung analoges Geschäft aufzufassen wollte. Erbt doch Föhrner u. A. darin so weit, daß er die Uebertragung des Wechsels durch Indossament nicht sowohl von der Erläuterungsbefugniß des Indossanten bedingt sein läßt, sondern von dessen Wechselfähigkeit“); ein Uebertragungsindossament ohne rechtsmäßige Haftung scheint er, für die Leipziger Wechselordnung wenigstens, nicht zu kennen“). — Be-

43) §. XV: „in Erziehung, daß erhdien und aufrehtigen Handelsteile dadurch zum öftern viel Ungelegenheit verurtheilt, auch durch solche Veranlassung von schümmigen Begehren nach ihrem eignen Gessellen die Zahlung verzögert, ja wehl gar zu dem Enden Bedruck dieß Mittel nur vordesslich gemitbraucht wird.“

44) Cap. III. §. 2. — Daher der Titel bei Franck, Instit. §. c. lib. 1. Sect. 2. tit. 5. §. 10, welcher zur Uebertragung des Wechsels durch Indossament rüchlichst des Indossanten verlangt, ut ait ejus conditio, quo ipse licet nomen alteri cedere, et quantum de ipso hac rebus obstringendo egitur, cambium daret, quomodo restringenda sunt, quae generaliter possit Höckner.

45) Daher cap. III. §. 1. bei der Frage, ob die letzte des Restirats, daß der Gläubiger gehalten sei zur (Klagen) Cession an den zahlenden Schuldner, anwendbar sei: „cum nostro jure indossans evictionis periculum aufert, ac debitoris casualis nomen non solvente ipse ad solutionem possit compelli, non videtur ab eo, qui debitorem liberare cupit, ad hujusmodi periculis pleniusquam cessionem posse adigi.“ — Auch bei Biege in der bereits angeführten Dissertation über das Indossament vom Jahre 1770 heißt es cap. III. §. 3. h.: „Obligatio ista indossantis — per ejus protestationem non potest tolli“; und als eine absonderliche Abweichung von dieser Regel wird betrachtet die Bestimmung der Frankfurter Wechselordnung von 1730, welche leitet §. 28: „Indossant permittit sibi quodammodo prospectum hic verbi“). — Und mein Obligo ohne Präjudiz. — Das ist jedoch in der That bereits früher rüchlichst des Indossaments diese Unmöglichkeit für möglich ansetz, wird sich unten zeigen. — Wenn aber Föhrner das Indossament doch nur immer als einen dem Wechsel analogen Quasicontract cap. III. §. 1. ansieht, so dürfte die tadelnde Bemerkung, die er über einen Schriftsteller macht, welcher den Ausdruck: gilar una lettera di cambio, mit „einen Wechselbrief von einem Orte und Person zum andern restiraten“ übersetzt: „loci mutationem in indossamento non necessarium esse“ — cap. I. §. 4, wol das Meiste erkennen lassen. Auch drückt er am Schluß seines Schriftchens rüchlichst der Frage, ob allgemein die Haftung des Indossanten nach Wechselrecht zu beaupten sei, sehr schwermüthig sich aus: „Ceterum, quamvis observantia magna virtus, nihil ex rigore cambium ad indossamentum extendit, regulatius cum indossans ad cambii rigorem obstringere voluerit, non satis liquet. Cum igitur actus intentionem agentium non operetur — et ejusvis indossantis conditio non ferat praesumptionem, quod tam arcto se obstringere voluerit vinculo, ubi unus, aut Constitutio, aut praegrans circumstantia specialis ad verum indossamentum regressum juxta rigorem cambium non largiunt, hunc ab eodem immuno esse existimo, atque sic decretum Supr. Cur. Prov. Lips. term. Luc. 1703.“ — Er versteht auf (sinen Lehrer) Eöber (Mendel an a. D. thes. 55), welcher allerdings schlechthin auspricht: „ex solo indossamento

41) Titius a. a. D. §. 56. — Wenlich erklärt diese Vorschrift Einert a. a. D. §. 294: er macht auch wol sehr richtig darauf aufmerksam, daß dieselbe nur im Zusammenhang mit dem Verbote des Mancipio sich rechtsfertigen lasse; bemerkt auch, daß dieselbe nicht bloß auf die Regressnahme des letzten Inhabers zu beziehen sei, sondern auch auf die Restitutions derselben durch die Indossanten, sobald Jeter zunächst auf seinen Vornamen und auf die Uebrigen nur nach der Ordnung regrediren sollte. Von Interesse ist die Bemerkung, die Einert beifügt, die Praxis hat zwar der Worte des §. XIX., und also ebenfalls bis zum Aussteller, doch die Ausnahme, daß der Inhaber mit Uebergehung der Zwischennehmer den Aussteller unmittelbar in Anspruch nehmen dürfe.

42) Uebrigens schreibt die Ordnung vom 1673. tit. V. art. 3. vor: „Toutes lettres de change seront acceptées par écrit purement et simplement: abrogées l'usage de les accepter verbalement ou par les mots: J'y nans accepter; ou accepté pour répondre à temps; et toutes autres acceptations sous condition, les quelles passeront pour refus; et pourront les lettres être potestées.“ — Wie Du Puis trotzdem die Möglichkeit eines Accepts pour payer à tel terme beauptet, haben wir oben gesehen, ein Accept sous condition war es nicht. Die Leipziger Wechselordnung steht mit einem ganz andern Grundsatz die Giltigkeit des Restiraten auf dem Wechsel an, vergl. §. VIII.; obgleich der Acceptant eine Condition oder Fristenbedingung anhängen würde; soll doch solche pro non adjecta, und daher, als wenn sie nicht bestünde, gehalten werden, und deren ungeachtet der Acceptant absolute zu gegebener Zeit zu zahlen schuldig sein. — Richt zu gedenken der Reihe von Bestimmungen, „über die Protestirung und Acceptirung der Wechselbriefe, daran sowohl bei regulärer oder Wechselfeier und irregulärer oder Wechseln außer den Weisen, viel gelegen“ §. IV. fg., durch welche sie sich von der erwähnten Ordnung sehr merkwürdig unterscheiden.

So u. A. darüber, ob in Wechselsachen gebräuchlich und nothwendig sei, daß der Indossatar dem Ausgeber des Wechsels das Indossament notifizieren müsse und Lehterer, der Schuldner, mit nicht erhaltener Notifikation sich entschuldigen könne⁵¹⁾. Die Kaufleute antworteten natürlich, daß solche Notifikation nicht erforderlich sei — bei dem Blancoindossament so wenig, wie bei einem andern. Ferner über die Frage, ob die Schuldner eine culpa lata bezagen hätten, indem sie sich weder den Wechsel hätten vorlegen noch nach Anleitung des Mandats von 1699 auf demselben sich hätten qualifiziren lassen: folglich dasjenige unterlassen, was sonst ein jeder Kaufmann bei Zahlung des Geldes aus Wechselbriefen in Obacht zu nehmen pflege. Das Parere bezog sich in seiner bejagenden Beantwortung dieser Frage sogar ausdrücklich darauf, daß ja Schuldner grade gewußt hätten, daß der, der ihnen das Geld verschafft habe, eben darum, weil er es von einem Dritten ihnen verschafft habe, den Wechsel an sich oder Dritte habe stellen lassen; demnach hätten auch Schuldner gegen die Vorschrift des Mandats von 1699 gehandelt. — Die Schöffen stießen hierauf in ihrer Läuterungsfunktion ihren früheren Entscheid um, indem sie die Widerklagen abwiesen, einmal, weil das erwähnte Mandat für den Fall, wo der erste Empfänger des Wechsels das Geld von einem tertio (an welchen er altobald indossirt) habe, keinen Unterschied mache, genug nach ihm sei, daß die Sache nicht mehr zwischen dem Ausgeber des Wechsels und dem ersten Empfänger verblieben; sodann aber auch deshalb, weil — ein Moment, das allerdings nach dem obigen Parere sehr nahe gelegt war —

„der Aussteller eines Wechsels nicht nur demjenigen, der das Geld ausgezahlt, sondern zugleich Allen und Jedem, auf welchen der Brief hernach indossirt werden, sich verbindlich mache — und Solches in gegenwärtigen Falle um desto mehr, da im Wechsel die Worte: „oder Dritte“ befindlich seien, und die Aussteller nicht an Gehbardt allein die Zahlung versprochen hätten, sondern auch an dessen Dritte.“ —

Am 3. 1708 kam hierauf dieselbe Sache zum Verpruch an die mittenerger Fakultät. Namentlich das eben hervorgehobene Entscheidungsmoment findet sich auch in dem von Berger, wie er selbst a. a. D. S. 356 mittheilt, ausgearbeiteten Responsum adoptirt; sowie auch darauf Gewicht gelegt wird, daß das Mandat von 1699 zur Liberirung des Schuldners durch Zahlung eine besondere Form vorgeschrieben habe, vermöge deren eben dem Indossanten die Hände gebunden seien, indem er nach Unabhängigkeit des Wechsels, ohne seines Indossatars Vorbezug, das Geld einzucassiren nicht vermöge. Anerkannt ward auch hier, daß in Wechselsachen Denunciation an den debitor cessus nicht nothwendig sei, und fer-

när, daß, ungeachtet an verschiedenen Orten das Blancoindossament verboten sei, dennoch — wie gleichfalls durch Parere beibracht worden war — dessen Ausführung, sie war im gegenwärtigen Falle nachmals erfolgt, durch den jeweiligen Besitzer des Wechsels sine crimine falsi wohl geschehen möge (arg. 1. 18 mandati). Endlich wird auch dies noch besonders hervorgehoben, daß der Wegfall der Einreden aus der Person des Indossanten gegenüber dem Indossatar nicht nur für den Wechselproceß gelte, sondern daß auch mittels Widerklage die also ausgeschlossenen Einreden gegen den Indossatar nicht ausgeführt werden könnten; Lehterer „sollte nicht um das Seine kommen,“ das wolle das Mandat. Wie könne dies bestehen, wenn die Widerklage gegen ihn verbleiben bliebe⁵²⁾?

Weiter gingen die Ansichten auch einander in einem andern Rechtsfalle, in welchen Höchner einführte, als die Frage betreffend, ob der jüngere Indossatar dem, welchem der Wechsel bereits früher, ohne Indossament, durch gemeine Cession übertragen worden sei, vorgehe (oben Anm. 27). Höchner ist für das Vorgehen des Indossatars, und begründet seine Meinung wol ganz richtig, indem er auf das Interesse des Handels hinweist, mit dem es unverträglich sein würde, wenn ein in gehöriger Weise geschehenes Indossament — legitime facta indossatio, die Form scheint er als entscheidend vor Allem im Auge zu haben — wegen einer nachher zu Tage kommenden, obwohl älteren Cession, entkräftet werden sollte. Auch hier seien, fügt er bei, wol die goldenen Worte des Mandats von 1699 bedeutungslos: es könne der Inhaber des Wechselbriefes ja außerdem um das Seinige gebracht werden. Stärker erscheint ihm noch ein zweiter Grund, den das Mandat an die Hand gebe, der nämlich, daß die Ausfuhr der geistlichen Zahlung gegen den dritten Inhaber des Wechsels, wenn auf letzterem Nichts über sie bemerkt worden sei, nicht statthaft sein sollte. Wenn danach die Zahlung an den Indossanten dem als Indossatar legitimirten Wechselbesitzer nicht schaden könne, so müsse Gleiches gelten von

52) Letztere Bemerkung finden wir auch bei Höchner, doch will er die Widerklage zulassen, nicht bloß, wo delus est Indossatar, sondern auch, wenn andere Billigkeitsgründe für sie sprechen, oder wenn der Indossatar den Indossanten aus besonderer Grunde, z. B. als seinem Mandatar, zu vertreten habe, und das so eben aus Berger mitgetheilte, später ungeschehene Schöppnerurtheil ist es, worauf er sich cap. IV. §. 6 beruft. Die Läuterungsfunktion der Schöppen scheint erst nach dem Erscheinen seines Schriftchens ergangen zu sein. — Einen Beleg, wie man das Mandat von 1699 als so singular aufzufasse und dem Geiste der Gesetzgebung fern blieb, gibt ab J. J. Siegel, Dissert. de indossato reconveniendo 1724, indem er den Wegfall der Widerklage nach dem Mandat auf die Ausfuhr der Zahlung und Compensation beschränken zu müssen glaubt; also wegen der vom Indossanten nicht erhaltenen Paula a. B. die Widerklage gestatten will. — Anders hierüber bereits Berger, De exc. n. a. pec. thes. 23. jet. thes. 22. — (Wollte man mit Siegel a. a. D. §. 27 die Mandate von 1609 und 1625 „von wunderlichen Contracten und unzulässigen Cessionen“ als für das Indossament gegeben ansehen, so würde in dem ähnlich lautenden Xergauer Aufschreiben vom 8. Mai 1583, Lit. Vom Bucher, schon ein Beleg für dessen Verkommen enthalten sein.)

51) An dem Ersfordernisse dieser Denunciation zu der Wirkung, die bei der gemeinen Cession erst mit ihr eintritt, auch für das Indossament zweifeln einsehend im J. 1689 die wittenberger Juristen noch gar nicht; im J. 1694 ließen sie Wissen des Schuldners ihr gleich gelten, vgl. Berger, Suppl. P. II. p. 370 seq.

II. Gesetz. I. B. u. 2. Urth. Section. LXVIII.

der Zahlung an den gewöhnlichen Cessionar des später Indossirenden, dem letzterer, vor dem Indossament an den Dritten, die Wechselvorlegung erditt habe, ohne ihn zum Indossatar zu machen. Wäre etwa letzterem, dem Cessionar, bezahlt worden, so müßte daher an den Indossator nochmals gezahlt werden, und so ergäbe sich denn, gegenüber dem Cessionar außer dem Wechsel, das stärkere Recht des Indossatars. — „Sed haec in quaestione non satis liquida, salvo rectius sententium iudicio, exerceat causa dixisse liceat;“ so beschreiben schließt der Schriftsteller seine Argumentation. Es lagen ihm ja vor die Urtheile der Landespruchsböden, welche zum Theil ganz entgegengesetzt entschieden, oder doch ihre Entscheidung ganz anders motivirt hatten. Die Leipziger Schöffen hatten in der Sache im Jahre 1703 zu Gunsten des Cessionars erkannt, blieben auch dabei auf eingewandte Reuerung, „in sonderlicher Betradtung, daß der Cessionarius, der v. Dieskau (dies war der Indossatar), ein größeres Recht nicht prästendiren könne, Antecedenent dagegen (dies war der ältere Cessionar) vor demselben ein jus cionat habe.“ Das Leipziger Oberhofgericht entschied in derselben Weise³³). Anders lautete die Rechtsmeinung der Juristenfacultät zu Leipzig und des dresdener Appellationsgerichts; und aus ihnen ergibt sich zugleich, wie eigentlich die Sachlage war. Die Juristenfacultät legte Gewicht darauf, daß der ältere Cessionar die Denunciation an den debitor cessus unterlassen habe, Gebent also noch wol befugt gewesen sei, von letzterem die Zahlung einzubehalten. Dies habe er gethan, theils da, theils in einem Wechsel, den der Cessus über den Rest ausgestellt, und den er, der Gebent, auf v. Dieskau indossirt habe. Das Appellationsgericht zu Dresden hebt dabei deutlicher noch hervor, die Ausstellung des Wechsels an den ursprünglichen Gläubiger vor geschener Denunciation sei eine Zahlung per actionem brevis manus, das alte nomen sei damit per solutionem fictam erloschen; nicht dieses sei es, was an den v. Dieskau durch Indossament übergegangen sei, sondern ein ganz anderes, ex nova causa unter Ausstellung des Wechsels entstandenes. Auf letzteres habe aber der frühere Cessionar keinerlei Recht.

Auch die Kaufmannschaft zu Leipzig hatte ihr Parere abgegeben zu Gunsten v. Dieskau's: „weil die scriptura mit dem enthaltenen nomen confundirt werde.“ Das Appellationsgericht, oder doch Berger³⁴), der ebenfalls den Rechtsfall und vollständiger als Söckner mittheilt, spricht sich mißbilligend aus über diese letztere Motivierung. Die Schrift, der Wechselbrief, gehöre gar nicht ad substantiam, sondern nur ad probationem nominis cessi; die Cession habe eigentlich zum Objecte das nomen an sich selbst, solum ceteris paribus, und wenn wirklich unum idemque nomen twice successu edirt worden wäre, der erstliche Cessionar dem zweiten, ungeachtet letzterem der Wechselbrief ausgehändig worden, billig vorzuziehen sein würde.

Diese weit auseinandergehenden Ansichten der Spruchbehörden müssen wir vor Zugen behalten, um das Verdienst einer Landesgesetzgebung nicht zu verkennen, welche den aus diesem Widerstreite ergebenden Ruf nicht überhörte; die, indem sie sich es Aufgabe sein ließ, die Grundbedingung seiner Grenz und seines Blühens, seine Sicherheit, Handel und Verkehr zu wehren durch Regelung der neuen so eigenthümlichen Principien folgenden, so besondere Normen für sich fordernden Wechselcirculation, es verstand, es trüfend wol und maßvoll, aber doch unbeirrt sicheren Schrittes fortzuschreiten von Aufstellung des seitenden Gesichtspunktes zu immer bestimmteren Normen.

Treffliche Gedanken über den Beruf des um des Handels willen erschaffenen, in seiner Eigenthümlichkeit aufzufassenden, nicht nach römisch-rechtlichen Principien zu messenden Wechsels finden wir in den Werken der Literatur und namentlich, was uns von dem Geiste der Gesetzgebung ein klassisches Zeugniß sein mag, grade bei denen, welche dem Rathe des Landesherrn, als ihre Hauptarbeit begannen, angehörten. An jenes Mandat von 1699 knüpfen sie sich. — Da ist es Griebner, welcher von dem ökonomisch so nahe verwandten Thema, dem Immobiliareredit, redet und von der Nothwendigkeit der gerichtlichen Form des Eigentümerserwerbs an den Immobilien, als der sichern Basis des Immobiliareredits; in Sachen hielt man ja unerröndlich an ihr fest, als in manchem andern teutschen Particularrechte. Gar heilsam, sagt uns Griebner, sei diese Institution der gerichtlichen Beziehung zum Eigentümerserwerb um des Immobiliareredits willen, damit, wer nicht auf verlorlichen Credit, sondern dem Grundstücke, dem Acker und Gebäude seines Schuldners creditirend, sein Geld gibt, nicht der Gefahr ausgesetzt werde, daß eine fremde Sache ihm verpfändet, und er somit in Schaden gebracht werde. Der Staat habe ein Interesse daran, daß über das Eigentum an Grundstücken und die auf ihnen ruhende Belastung eine unbedingte Gewißheit bestche, damit der Credit erhalten werde, ohne welchen Handel und Wandel — die Seele des gemeinen Wesens — nicht aufblühen könne: darum seine Ausnahme von der Nothwendigkeit, daß gerichtlich beliehen sein muß, wer als Eigentümer über das Grundstück verfügen will! — Und indem so unser Jurist bei diesen werthvollen Institutionen zur Förderung des Realereditis — von denen das römische Recht Nichts weiß — verweilt, fällt sein Blick auf jenes Mandat von 1699. Wäre es möglich, führt er auf dies bezüglich fort, daß dem Indossatar aus der Person des Indossanten die Ausfluß der Zahlung oder Compensation entgegengesetzt werden könnte, daß eine fingierte Quittung, eine erlogene Gegenforderung die Zuhilfenahme der Zahlung eibiren könnte: der Credit wäre vernichtet, und aufgehoben die Brauchbarkeit des Indossaments. Dies zu verhüten war der Zweck jenes Mandates. — Nun weist man freilich, ob auf die beiden im Mandate nur genannten Exceptionen: der Zahlung und Compensation, seine Norm zu beschränken sei, und die Wristen sprächen wol für solche Beschränkung sich

33) Höpner cap. II. §. 2. 34) Kleet. disc. p. 400 seq.

auf, und ließen die übrigen doch nicht minder zu Betrügerien Gelegenheit geben und den Credit des Wechsels schwächenden Einreden, selbst die eines mit dem Indossanten geschlossenen Erlaßvertrags gegen den Indossator zu; als ob es nicht ebenso leicht wäre, ein pactum de non petendo zu fingiren, wie eine falsche Quittung zu geben? und als ob nicht der Indossant, der mit dem Wechselguthaben colludiren wollte, ebenso seinen Zweck erreichen, wenn er simulirte, ein Erlaßvertrag habe stattgefunden, als wenn eine Compensationspost fingirt werde. — So aber wird, schließt Griebner, unser königliches Gesetz vernichtet, und es zu umgehen, steht den treulosen Indossanten, wegen deren allein es gegeben wurde, Thor und Thür offen; Höhn zu sprechen den heilsamen Gesetzesbestimmungen, auf denen die Sicherheit des Handels ruht, ist ihnen offen gelassen; und zwar Alles dies deshalb, weil wir behaupten, daß correctorische Gesetze so wenig abweichend, wie nur immer möglich, vom römischen Rechte zu deuten seign¹⁰⁾.

Uns möchten diese Worte fast wie ein Programm erscheinen für der unter Berger's, der bekanntlich den ersten Entwurf zu ihr machte, dann aber, nachdem er aus dem sächsischen Landesdienste aus- und in den Reichshofrath übergetreten war, unter Griebner's hauptsächlichster Mitwirkung im J. 1724 in Kursachsen erschienenen erläuterten Proceßordnung, welche bereits die fälschlichen Wechselsysteme, den Ruin des Realcredits, aufhob — freilich ein Unternehmen, bei welchem der auf das Künftige gerichtete Blick der Gesetzgebung die Kraft seiner Zeit überhäufte, und welches erst ein Jahrhundert später sich realisiren ließ — aber auch in ihrem Anbange, und zwar mit besserem Glücke den Wechselcredit sicherte, in dem Normen namentlich über das Giro.

Wieder erkennen wird man da, in der dem Aussprache der Aufhebung der römischen Exceptio non numeratae pecuniae für den Urkundenproceß §. 8 voranstehenden allgemeinen Bestimmung des §. 5, daß es der Angabe der Causa debendi specialis zur Kraft des documentum quantaricatum nicht bedürfe (man erachte sie, „da heutzutage auch jedes bloße Pactum Obligatorium sei, zur Erhaltung Treu und Glaubens,“ für un-

nöthig, daher also auch, wo sie fehlt, executive verlangt, und Beklagter allenfalls mit seinem erwanen da- wider habenden Exceptionibus in die Reconnoction oder zur absonderlichen Ausführung verwiesen werden könne): jene Entschiedenheit des Valutabestimmnisses nach den Gesetzen von 1682.

Dann wird, das Indossament insbesondere betreffend, in §. 15 bestimmt, daß ein jeder Wechselbrief, wenngleich die Verdreilauf nicht darin enthalten sei, gar wol indossirt werden möge. Ferner wird ebenfalls rücksichtlich der Einreden gegen den Indossator festgesetzt, „daß in Zukunft mit der exceptio pacti de non petendo und allen anderen, so ex facto des Indossanten herrühren, wenn auch schon bei dem Indossament die Valuta nicht erwähnt, es doch gleicher Gestalt gehalten werden sollte, wie rücksichtlich der Einreden der Compensation und Zahlung bereits im Mandate vor 1699 verfahren worden sei.“ — Dagegen sollen allerdings, so dann, wenn die exceptiones an sich erheblich sind¹¹⁾, insonderheit auch, wenn der Wechsel über eine Spielschuld angesetzt, oder sonst eine unzulässige Simulation darunter verborgen, derjenige, so denselben indossirt, wie nicht weniger der Indossatarius, wenn er von solchen Exceptionen Wissenschaft gehabt, oder sonst in Dolo gewesen, dem Debitori das Duplum nach Wechselrecht zu erstatten enthalten und noch darüber willkürlich gestrafft, der Schuldner auch, wenn diesfalls erhebliche Vermuthung vorhanden, mit der Deposition zugelassen werden. —

„Der Debitore muß zahlen, denn Wechselrecht muß Wechselrecht bleiben.“ — sagt uns zur Rechtfertigung dieser, den in gutem Glauben befindlichen Indossatarius gegen die Einreden aus der Person der Indossanten schützenden Bestimmungen Griebner's Discours S. 565 fg. — Der Wechsel müsse sein wie baar Geld. Sei ein Wechsel, ausgestellt über eine Spielschuld, indossirt worden, dem Indossator gehe dies Nicht an, ihm müsse der Wechsel doch nach Wechselrecht bezahlt werden. Da wollten wol, heißt es ferner, Einige einen Unterschied gemacht wissen und objiciren, wenn die Valuta erwähnt werden, da könne man wol sagen, daß der Wechsel indossirt oder gekauft wäre, sonst könnte einer ein Mandatarius sein, wider den man eben die exceptiones hätte, die man wider den Mandanten habe; allein darauf antwortete man nur, darum bestimme man sich bei einem Wechsel nicht, ob einer ein Mandatarius oder Principalis oder emtor cambii sei; sufficeit: daß der Wechsel indossirt worden. In der Widerlage aber könne man dem Indossator sagen, Du bist nur ein Mandatarius gewesen. Wenn einer den Wechsel nur pro forma indossirt und nicht verkauft habe, damit er den Debitor, der wirklich kein Geld empfangen, um seine Exceptionen bringe: Da sei ja der Vormann der Creditor noch und also wahr-

55) Griebner, Opuscul. tom. 4. Sect. 3. §. 9. p. 102 und Prolog. lib. II. cap. 1. §. 7. Note A. Auch Berger vertheilt in der Dissertation de exe. n. p. nec. thes. 22 u. 23 die Ansicht, daß das Mandat von 1699 nicht auf die beiden in ihm genannten Einreden zu beschränken sei. — Der Gedanke, daß, seinem innerem Verufe gemäß, das Indossament, ein selbständiges Rechtstitel, sich zu gestalten den Anspruch habe, ist es wol, der in ihm mächtig ist, wenn er in dem Suppl. ad elect. P. II. p. 351 in Bezug auf jenes Mandat von 1699 schreibt: — „dis- quiritur: utrum excipiens sit causae cum creditore sui parti- ceps et scilicet aliquo defraudandi causa colligatur? Enimvero id agendum videtur, propterea quod satis est, nullitatis com- merationem studeri, et quippe omnibus modis servari et promoveri, quo principiis idem illud mandatum collucet: quam antea attente debitoris rationem haberi, praetermitti cum in alia via ad communisdam exceptionem v. gr. compensationis, al quam deinceps conueniens sit, conuolare possit: quod dum facere neglexit, damnum, quod sua culpa fortasse potuit, pati non videtur.“

56) D. h., sagt Griebner's Discours S. 565, „wenn der Schuldner wahrhaftig bezahlt hat, und wenn wahrhaftig transgirt worden.“

haftig, keine Cession, sondern ein Mandat vorhanden. Von Interesse ist, wie Griebner hervorhebt, daß nicht immer gerade dolus vorhanden sein mußte, wenn das Verhältnis des Schuldners zu dem Indossanten gegen den Indossatar wirksam werden sollte: „scientia sine dolo esse potest.“ Der Indossatar z. B. hat gewünscht, daß der Wechsel über eine Spielschuld sei, ein Beispiel, das unmittelbar der Bemerkung vorausgeht, daß wohl, als Fall solcher scientia gemeint sein. — Ja, es dürfte die Behauptung wol nicht zu genauig sein, Griebner habe auf diesen Unterschied von scientia und dolus ein anderweitiges Gewicht zu legen im Sinne gehabt: rücksichtlich der Mobilität der Haftbarkeit des Indossatars mit der Widerklage. Lesen wir doch: wenn Indossatar doli particeps gewesen sei, da habe der Schuldner die Wahl, wen er zuerst angreifen wolle, den Indossanten oder den Indossatar; letzterer, indem er in dolo mit verſetzt, habe kein beneficium excussionis: während zuvor, wo die Rede ist von der Compensationscinrede, die der Schuldner gegen den Indossanten hatte, zunächst der Blick gerichtet wird auf die Haftbarkeit des Indossanten, der da gewünscht habe, daß Debitur zu compensiren habe (vgl. oben Anm. 55, S. 67); weil der aber nicht allemal solvendo zu sein pflege, so könne auch gegen den Indossatar, welcher von der Compensationspöhl gewußt habe, im Ordinarproceß der Regreß genommen werden. Doch müssen wir allerdings bemerken, daß an der zuletzt gemeinten Stelle neben der Compensationscinrede doch auch die der an den Indossanten geschickenen Zahlung erwähnt, und dabei der Indossatar, vermöge seines Wissens, ohne zwischen beiden Cinreden zunächst zu unterscheiden, als doli particeps bezeichnet wird“). — Das aber erscheint nach dem Mitgetheilten wol ganz unzweifelhaft als Griebner's Meinung und kann auch sogleich nach dem Verlaufe des Gesetzes kaum als zweifelhaft angesehen werden: daß die Cinreden gegen den Indossatar aus der Person des Indossanten nicht bloß für den Wechselproceß wegzufallen, sondern auch mittels Widerklage in der Regel gegen ihn nicht ausgeführt werden können, sondern nur im Falle seines Wissens, seiner Theilnahme am dolus“).

37) Griebner's Discurs ist bekanntlich eine Nachschrift nach seiner akademischen Vorlesung, die Collegenheft, und läßt daher mehr denn einmal dem Zweifel Raum, ob der Zuhörer das Wort des Redners richtig zu verstehen, dessen aphoristischen Bemerkungen zu folgen vermocht habe. — Anwendung der Benennung war Schuldner's neben dem selbständigen Change des Wechselrechts; darauf kommt doch auch das oben Anm. 55, S. 67 Mitgetheilte hinzu.

38) Das Vorkommen dieser somit in das materielle Recht einschlagenden Bestimmungen in einem Wechselgesetz hat wol seine historischen Gründe, kann aber die Meinung des Gesetzgebers nicht entscheiden, am wenigsten bei dem Wechselrechte. Ausdrücklich finden wir aber oben dieselben aufgetommenen Zweifel begegnet in einem kurfürstlichen Decrete von 1764, wie folgt: „Dieweil die Meinung, daß §. 15 des Abgangs der Proceßordnung nur von dem Wechselproceße anzuwenden sei, sogleich gedachte Irrthum: daß der Indossant ihnen verbindlich, doch wenigstens per modum actionis in der Widerklage aufgeführt werden könnte, ungründlich, da der zu erhaltende eigentliche Glaube und jedes cambialis das Gegentheil erfordert, insofern sonst, wenn

Ausdrücklich spricht sodann das in Rede stehende kurfürstliche Landesgesetz a. a. D. §. 14 die Haftung der Indossanten nach Wechselrecht aus. Indossatar soll, wenn er die Bezahlung zur Verfallzeit gesucht und deshalb gehörig hat Protest erheben lassen, und solches seinem Indossanten mit der Post oder wenigstens binnen acht Tagen notificirt, rücksichtlich des Capitals, Zinsen und Kosten nach Wechselrecht zur Zahlung gelangen, und dieselben zunächst an den letzten Indossatar, und wenn er von ihm keine Befriedigung erlangt, an den nächstvorhergehenden und so ordentlich bis zum Ausgeber zurückgeben, und hierunter die Ordnung zu überschreiten nicht verbunden sein, es wäre denn Einer oder der Andere notorie non solvendo. — Gänzlich hinwegzufallen aber soll der Regreß bei Versäumung an Protest oder Notification.

In einer zum Theil eigenthümlichen Weise aber verweist das Gesetz bei der Unterschrift unter dem Wechsel. Wer unter demselben sich verbürgt, soll nach Wechselrecht haften, dabei auch die Cinrede der Vorausklage ihm nicht zustehen (a. a. D. §. 18). Wenn ihrer Zwei oder Mehrere einen Wechsel zugleich unterschreiben, soll Jeder von ihnen, wenn sie gleich nicht solidarisch sich obligirt, auf den ganzen Forderungsbetrag belangt werden können, also ohne daß das beneficium divisionis, oder gegenüber dem Wechselgläubiger die civilrechtliche Präsumtion einer Schuld pro rata statfinde (a. a. D. §. 13). Ja sogar, wenn der Aussteller eines Wechsels „unter demselben bemerkt, daß er von dem Creditor noch eine andere gewisse Summe mit Meldung der Zeit, wenn solches geschoben und die Wiederbezahlung erfolgen solle, anmerkt und seinen Namen unterschreibt, ob er gleich des Wechsels oder Wechselrechts keine Meldung thut, so soll er dennoch auch in der solcher Anmerkung enthaltene Summe nach Wechselrecht zu bezahlen verbunden sein“ (a. a. D. §. 17). — Das, was wir oben im zweiten Abschnitte mehrfach über die Kraft der Zeichnung unter dem Wechsel zu sagen hatten, dürfte wol zur Erklärung hier helfen können. Die Erinnerung an jenen Subscribens der Garzia Illustris, in welchem man den Indossanten wieder fand (oben S. 35), können wir um so weniger unterdrücken, wenn wir da lesen — nachdem a. a. D. §. 13 an die Spitze gestellt ist die solidarische wechselsmäßige Haftung eines jeden, wenn da zwei oder mehrer denselben Wechselbrief unterschrieben haben, wie

ein gültiger Wechsel nach Gelegenheit 10 bis 12 mal indossirt, eine lange Reihe vieler Nachzeichnungen entstehen, hierunter aber gedachter Wechselrecht gemäß und die Widrigkeit des Gesetzes, daß ein Wechsel so gut als baar Geld sein solle, nicht erhalten würde, solchen nach dem Schuldner, wenn er dieser seiner nach Gelegenheit ganz liquiden Ausfluß ungeachtet, den Indossatarium nach Wechselrecht begehren müßte, weiter Nichts als actio personalis ad id quod interest, wider den ältesten Aussteller des Wechsels, oder auch den ersten Indossanten, übrig bleibt, sämtlich übrige Indossantil aber, wenn sie an der Urschrift keinen Theil genommen, außer aller Verbindlichkeit, sohnemach gegen sie dieselbe Widerklage unstatthaft: So ist u.“ Vergl. Scherz a. a. D. 2. Bd. S. 165 fg.

in den dieser Bestimmung unmittelbar folgenden Worten fortgesetzt wird:

„Nicht weniger soll auch der Indossant — den Indossatarius — — nach Wechselrecht zu befrichtigen — verbunden sein“ —

ob wir auch diesfalls nichts Näheres in Griebner's Discursus finden, als dies allerdings — daß man das Indossament „auch aus der rechten Seite des Wechsels schreiben könne, z. B. ic.“ (a. a. O. S. 562).

Daß jedoch diese Haftung nach Wechselstrenge bei dem Indossament auch modificirt werden konnte, darüber gibt uns schon Griebner's Discursus Auskunft. Die mehreren Unterschriften sollen, sahen wir so eben, solidarisches nach Wechselrecht haften. Der von ihnen aber den Wechsel zahlt, der hat dann nach Wechselrecht pro rata den Regreß gegen den anderen Unterschriftenden, wenn er in continenti seine Zahlung bereist. — Wir kann er aber in continenti sie bereisen, fragt Griebner: durch eine gerichtliche Registratur, wenn er gerichtlich zahlt, oder durch einen Revers, endlich durch den zurückbekommenen Wechsel selbst, wenn er vom Creditor ihn sich cediren läßt? „Bei diesem letzteren casu ist zu merken“, fügt Griebner jedoch bei, „daß Creditor nicht so einseitig sein muß, daß er den Wechsel auf den Corraum, der selbigen bezahlet, aber vorher nichts erhalten hat, simpliter indossirt; denn sonst könnte der Corraum, wenn er von dem Andern nichts bekommen könnte, seinen Regreß an den Creditorem als Indossanten wieder nach Wechselrecht nehmen, sondern er muß diesen entweder schlechterdings quittiren, oder ihm den Wechsel cediren. Wenn aber ja der Creditor den Wechsel indossiren wollte, so müßte dieses folgergeralt geschehen, daß im Indossament exprimirt würde: Weil mir Casus die ganze Summe von 1000 Thln. bezahlet hat, so will ich ihm hiermit den Wechsel indossirt haben, doch dergestalt, daß derselbe nicht weiter soll cedirt, noch weniger wider mich der Regreß genommen werden, sondern vielmehr wider den Wirschuldner daraus geltagt werden könne.“ — Wie unbilliglich ist diese Form der Ablehnung der Haftung aus dem Indossament, als ob sie noch nicht im Verwurfssein und Uebung des kaufmännischen Publikums, sondern nur erst leibte in Lehmrüchung und Gaujeljurisprudenz.

Wenn wir dem Vorstehenden einige Bemerkungen über die gleichzeitige Entwicklung des Giro in Italien folgen lassen, so leitet uns dabei nicht grade die Absicht, eine für den allgemeinen Fortschritt des Wechselrechts in Ausbildung des Giro etwa in höherem Grade bedeutungsvolle, oder doch besonders charakteristische Gestaltung desselben hier aufzuweisen. Wir folgen dabei zunächst dem Interesse, welches nach dem, was wir im ersten Abschnitte über Italiens hohe Bedeutung für das Wechselrecht und Wechselgeschäft zu sagen hatten, an sich die Frage hat, wie während jener bewegten Diskussion, die Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh. über das Giro stattfand, Italien, das Heimathland des Wechselrechts, sich verhielt.

Allerdings war auch da gegen Ende des 17. Jahrh. das Giro in häufigen Gebrauch gekommen. Ansaldo's de Ansaldo's, indem er seine Discursus legales de commercio et mercatura (Gen. 1698.) mit einer längeren Abhandlung über das Giro“) eröffnet, legt Zeugniß ab über dessen häufiges Vorkommen, drückt aber zugleich seine Verwunderung darüber aus, daß er habe wahrnehmen müssen, wie wenig zur Zeit juristische Autoritäten sich mit einer Behandlung desselben befaßt hätten“). Indem er selbst zu dieser letzteren sich anschickt, erachtet er es für notwendig, wegen der Neuheit des Gegenstandes (ob articuli novitatem), nach der väterlichen Weisheit, denen Beleuchtung durch Richterprüche und eine reiche Literatur eben auch nicht zu Gebote gefunden habe, von dem Standpunkte fester Regeln und Principien auszugehen, andere Fälle in Erwägung zu ziehen, um der Uebelnheit und des Unterschiedes klar sich bewußt zu werden. Solch für sein Thema signifikanter Wechselfragen stellt er zehn zusammen, von denen jedoch nur zwei direct das Giro betreffen. Die Streiffrage ist die eine, ob der Indossant der strengen Haftung unterliege; Ansaldo's schließt sich der der Bejahung an“). Die andere betrifft einen Fall, wo Acceptant die Zahlung gewigert hatte, weil der Giro (primus adiectus solutioni, quive eandem literas giravit in personam aliorum) insolvent geworden war. Ansaldo's pflichtet der Meinung bei, daß Acceptant damit der Zahlungspflicht sich nicht entziehen könne. Acceptant habe nicht bei dem Giranten, wenn er gezahlt habe, den Regreß zu suchen, sondern bei dem Trassanten, Girant sei auch nicht derjenige, zu dessen Gunsten das Recet erfolgt sei“). — Von der Modalität des Valutabekanntnisses im Giro, die etwa hier zu entscheiden hätte, finden wir bei Ansaldo's Nichts“). — Einer Mittheilung Savary's aber schon können wir entnehmen, wie auch in Italien die Ansicht von der Entbehrlichkeit dieses Bekanntnisses zum eigentlichen Indossament aufgetaucht war.

59) „Girata contractus qualis sit naturae, et cui alteri Contractui assimiletur, et late cum plurimum eorum distinctione agitur, an, et quando giratos literas cambii possit poñere, et revocare Giratum in praejudicium Girantii,“ lautet die wiederholende Inhaltsangabe. 60) „Assumens praesentis articuli institutionem, opinabor profecto, quod late de facili contingibilis in praxi reperiri posset jam deinceps apud Tribunaia, vel saltem tactus, aut discussus penes tractantes in hac nummularia, et Commerciorum frequentissima materia, ac de facto oculos apponens Allegationibus per defensores hinc inde factis, non parum apes me fecisset cum viderim. Auctoritates illas, quae veluti punctuales circumferuntur, nihil commune habere cum praesente hypothesis!“ sagt Ansaldo's nach Relation des Rechtsfalls, bei dem die Revocabilität des Giro in Frage war. Disc. I. a. 2 u. 3. 61) Disc. I. a. 15 u. 16. 62) Disc. I. a. 12: „quia girantes non erant personae, ad quarum favorem prodierat acceptatio, et bene Paulini & Balboni, Girantii.“ 63) Aus Savary's (consuet. 179. n. 27 seq.) auf dessen Behandlung des Falles Ansaldo's sich bezieht, argumentirt lediglich aus der Verbindung der Geschäft im concreten Falle für die Qualität der Indossatäre als procuratores in rem suam gegen die Annahme, welche sie nur als Adjecti solutionis gratia betrachten muß.

Der Rechtsfall bei Savary (Parere LI. p. 513) zeigt uns einen Wechsel, d. d. den 1. März 1684, gezogen von einem turiner Hause auf ein lyoner, zahlbar an den darin benannten Remittenten oder Ordre, von letzterem weiter girirt, Turin d. d. 31. März 1684, und zwar mittels Indossaments ohne Valutabekanntniß. Die Bezogenen hatten acceptirt; vor der Zahlung sollte jedoch der Indossatar. Seine Gläubigerschaft behauptete ein Recht auf den Wechsel zu haben; die Ordre sei vollzogen durch das erfolgte Accept. Außerhalb Frankreichs und besonders in Italien lege man auf das Valutabekanntniß seinen Werth, Ciri ohne Valutabekanntniß ständen denen gleich, in welchen dasselbe „Werth erhalten“ laute; wie es auch in Frankreich vor der Ordreanweisung gewesen sei. — Hiergegen nun Savary. Letzteres sei nicht wahr. In Italien und andern Ländern gäben die Bankiers ihre Ciri auf die Wechsel ebenso, wie in Frankreich, das eine Mal mit „Werth empfangen“, um den Indossatar zum Eigentümer zu machen vermöge der von ihm gezahlten Valuta, das andere Mal ohne solches Bekanntniß, und solch letzteres Indossament habe nur die Kraft einer Vollmacht. Allerdings sage man außerhalb Frankreich, wenn Valuta empfangen worden in Geld oder andern Effecten, bisweilen einfach „Werth erhalten“, ohne auszudrücken, welchen Werth; ein Mißbrauch sei dies, der sich im Auslande eingeschlichen habe, ebenso wie Letzteres vor der Ordreanweisung in Frankreich der Fall gewesen sei. — Acceptant sei also hier nur Schuldner geworden des Indossatars in dessen Qualität als Besolamächtigt des Remittenten, und letzterer daher vollkommen befugt gewesen, nach eingetretener Insolvenz des Indossatars Anrecht auf das Accept auszubringen, und bei Vermeidung nochmaliger Zahlung könne Acceptant dem Indossatar — nicht mehr zahlen“).

Das Interessanteste wol, was wir bei Ansaldo finden, scheint uns die Relation eines zur Zeit, wo er schreibt, noch schwebenden Falles, der uns vollständiger noch mitgetheilt wird in den Decisiones Rotae Romanae ad theatrum veritatis et justitiae des Card. de Luca (1699): ein in sofern sehr bedeutungsvoller Fall, als er den Kernpunkt der Cirolehre, den Wegfall der Einreden auf der Person des Indossanten gegenüber dem Indossatar betrifft. Auch de Calacris in seinen Discursus legales de commercio (1707) hat ihn ganz besonders im Auge.

Nach den Decisiones⁶⁴⁾ und der Mittheilung des Ansaldo⁶⁵⁾ lag folgendes vor. Ein Wechsel, d. d. 19. Sept. 1685, gezogen von einem mailänder Bankierhause, an die Ordre des Marc. Studentolus (all' ordine senza procura di Marco Studentoli di Venetia scudi 500 d'oro Marche contici, ponendoli come l' spazio)

auf Baptista Germanus, zahlbar in der nächsten (November-) Messe zu Novi, wurde von Studentolus nach Bologna an die Herren Jacob Maria & Johann Baptista de Zagonis eingesandt, versehen mit der Unterschrift (subscription)⁶⁶⁾ d. d. 20. Oct. 1685 des Studentolus, über welcher letzteren er Platz offen gelassen hatte, hinreichend, denjenigen über seinen Namen hinzuzufügen, an welchen etwa die Herren p. p. de Zagonis die Zahlung belichen würden, und mit dem Verbot den Werth, den sie für den Brief erhalten würden, an einen Dritten, einen Gläubiger, mögen wir vielleicht hinzudenken, des Studentolus in Bologna, zu zahlen. In diesen offen gelassenen Raum — man bemerke die Bequemlichkeit, die hier das Blaneagio bietet — wurde nun der ergangenen Weisung gemäß hineingesetzt: Franz Davia, Bankier in Bologna. Letzterer aber erhielt auf der Messe zu Novi auf den Wechsel keine Zahlung, weil Studentolus bei den Ausstellern die Valuta für denselben unberichtigt gelassen hatte und letztere daher bei dem Trassaten den Wechsel contremandirt hatten. Davia hielt sich nach, erhabenem Trotzse in de Zagonis; worauf diese denn auch ihm für den Wechsel aufkamen und von ihm sich denselben cediren ließen. (Letzteres nach der Ansicht bei Card. de Luca eine unnöthige Cautele.) Sie gingen, da unter dem 22. December 1685 zu des Studentolus Vermögen Genua eröffnet worden war, auf die Aussteller zurück, welche aber dem Regressanspruch den Einwand der Seiten des Studentolus unberichtigt geliebten Valuta entgegensetzten.

Man war nun wol, wie Card. de Luca mittheilt, entschieden der Ansicht, daß, wenn der Wechsel gelaute hätte, zahlbar schlechthin an Studentolus, und so von demselben girirt worden wäre, die Aussteller wegen nicht berichteter Valuta würden haben contremandiren, beziehentlich gegen den Regress einen Zeden, der von Studentolus als Giratar oder Cessionar sein Recht abliefe, gleichviel, ob aus onerosen oder evasiven Titeln, durch die Einrede der nicht bezahlten Valuta sich würden schütten können. Denn dann würden alle gegen den Studentolus zuständigen Einreden auch denen entgegenstehen, die nur die Sicherheit, die er ihnen bot, im Auge gehabt haben konnten (qui illius sidem secuti fuerunt). Aber nicht so im gegenwärtigen Falle wegen der im Wechsel enthaltenen Dredeklause. — Der Gerichtshof griff in diesem Proceß dazu, durch Sachverständige sich instruiren zu lassen, holte über die Dredeklause eine Erklärung der Kaufleute bedeutender Plätze ein. Der Ausspruch der Kaufleute ging dahin: jene Worte („all' ordine S. P.“) hätten eine gewisse eigenthümliche Bedeutung in der Richtung, daß der Nehmer durch die Aussteller ermächtigt erscheine, nicht nur die Wechselsumme einheben zu lassen durch seinen Cessionar oder Giratar, sondern auch nach Belieben über den Wechsel zu disponiren durch Ueberweisung an Andere, ohne dabei der Eigern eine Revocation der Aussteller, als in deren eigener Ermächtigung ja solche Disposition geschehen anzusehen sei, ausgeübt

64) Anders, bemerkt Savary p. 520, würde zu entscheiden sein, wenn der Wechsel nicht bios acceptirt, sondern in Contro bereit gebracht worden wäre, dann würde Indossant nur im Indossatar seinen Schuldner gehabt haben, parceque le virement des parties sur la Place de Lion est un paiement bon et valable.

65) Super materia de usuris et cambis dec. 18. 10. 20.

66) Diss. 2. n. 31 sqq.

67) Ansaldo a. a. O. n. 31.

zu sein. („Mercatores Insignium Platearum in ea causa de eorum iudicio a Roma [Romana] requisiti, attestati fuerunt, quod illa verba *sunt ordine S. P. praeseferunt quamdam vim ad proprietatem, ut per scribentes data dicitur facultas ei, in eius favore litterae scriptae sunt, non solum exigendi summam in eis contentam per se, ejusque girarium, seu cessionarium, sed etiam super eis libere contrahendi cum aliis, et cuicunque vellet, dietas litteras assignandi per recipito ut vulgo dicitur, sine revocabilitatis timore, nupte id gestum ita mandantibus ipsi: scribentibus.*“ — *de Casaregis discursus XLVIII. n. 4.*)

Daran hielt sich die Nota bei ihrer Entscheidung. Jene Klausel, die Ordreklause, enthalte ein doppeltes Mandat, das eine an den Trafanten, zu zahlen an den Girator, das andere an den Remittenten, zu disponiren über den Wechsel zu Gunsten des Girators, zu benennen den Girator; und daraus folge denn für den vorliegenden Fall zweierlei, einmal, daß das dem Studentulus ertheilte Mandat durch dessen Giro ausgeführt und damit unüberprüflich geworden sei, soßann aber auch dies, daß die Zagonie, indem sie den Werth des Wechselbriefes dem Studentulus zu Gute gehen lassen, dabei auf dessen Credit nicht ihr Versehen richteten, sondern ihn ansehn als Procurator der Aussteller, die ihn ermächtigt hatten, den Wechsel zu verhandeln. Der Girator sei also vermöge der Ordreklause als Contrahent der Aussteller zu betrachten, die Contreordre wegen der Seiten des Studentulus unterrichtet gebliebenen Valuta könne dessen Girator nicht in Nachtheil bringen, weil geschehen re non amplius integra, und nachdem dieser bereits ein Recht erlangt hatte gegen die Aussteller des Wechsels“).

Dies — nächst der Erklärung der Kaufleute — die Hauptmomente, auf welche die Entscheidung der Nota sich stütze. — Einiges von dem, was wir bei Card. de Luca finden, möchte wol mehr der Colorierung wegen beigeigut sein. So wol ansehnend, um in ein recht scharfes Licht zu stell'n, die unmittelbare Beziehung, in die der Girator vermöge der Ordreklause zu dem Trafanten getreten sei, die Analogie des Follés, wenn Jemand ermächtigt sei zur Benennung (ad nominandum tantum), und der Hinweis auf das unmittelbare Verhältniß, in welches dann der Benannte zu dem, der die Ermächtigung zur Benennung ertheilt hatte, trete“).

68.) a. a. D. dec. 18. 69) Dec. 19 u. 20, in letzterer n. 13: „ausficht Zagonia ostendere mandatum consumum cum girato ad eorum favorem et per hoc evasione irrevocabile: quod ulterius confirmatur exemplo ducto ab habente mandatum tantum ad nominandum, quod statim secuta nominatione consumitur et efficitur irrevocabile, quia tali casu persona nominata iuxta metri dicitur (non) a nominante, sed ab eo qui nominationem faciendum iussit,“ und allegirt mit dazu fr. 67. §. 1. D. de legat. et fideles. (11.) „Unum ex familiaribus fideicommissum a eo, cum iussoreto relitum, haeres eligere debet: ei, quem elegit, frustra testamento suo legat, quod, postquam electus est, ex alio testamento petere potest:

ferner in gleichem Sinne, zur Colorierung, wol auch der Hinweis darauf, daß ja der Wechsel so zeitig schon vor der Messe ausgestellt worden sei (am 19. September, während die Messe erst im November begann), damit Studentulus leichter den Brief verhandeln könne“). Endlich ist in den Decisiones“) in denselben Sinne wol nur gemint die Bezugnahme darauf, daß der Wechsel ausgestellt worden sei in einer Form, in der er dem kaufmännischen Publicum annehmlicher erschiene (ad promptiorum [litterarum] habentem exitum apud mercatores), nämlich mit einem Valutabekennnisse nicht in der Art, wie man es beizufügen pflege dann, wenn Valuta

utrum ergo non constituit, quod datur, quasi creditor relitum: an quandoque potest mutari voluntas. non recte creditor comparabitur? Sive tamen dunt electio, fuisse videtur creditor, sive mutetur, ex neutro testamento petito compelli.) §. 1. Si fideles quatuor: perinde omnia revocabantur, ac si nominatum est, qui potius electus est, prius testamento fideicommissum relitum fuisse. Non enim facultas necessaria electionis, propria liberalitatis beneficium est: quid est enim quod de suo videtur relinquere, qui quod reliquit, omnimodo reddere debuit.“ — Auch in den Consilien des Petrus (Lugd. 1568.) Consil. 343 ist von dem Contractus per persona nominanda die Rede und von dem unmittelbaren Verhältnisse, in das der so z. B. Kaufende durch seine Benennung die persona nominata zum Verkäufer setzt: „qui actus ipse nominandi non attribuitur, sed illi qui dedit potestatem nominandi.“ Jedoch der Benennende hinterher rein als Werkzeuge erscheint. — Nicht ohne Interesse aber wird es sein, bei dem Citat aus der Legatsinstructio zu gesehn, was wir oben hier Math. Bore §. 31 zu bemerken hatten. Vergleichen nun auch die Girator und justitiarum Legator!

70) Dies bestätigt das, was wir oben bemerkt haben über das Interesse, die Circulation auf der Messe zahlbarer Wechsel durch Giro zu verdrängen, sofern das zeitige Eintreffen der letzteren zum Contro durch jene gefördert wurde, §. 36. Phoenon a. a. D. Cap. 31. §. 8 sagt zwar: „In Wechseln auf Messen sollte der Trafant nicht schuldig sein, Wechselbriefe zu procuriren, als nur wenn solche zeit, daß, die selbst anfangen, die Briefe zu versenden, und die die Messe ihren Anfang nimmt, zur Stelle sein können.“ — Er macht jedoch folgende Bemerkung dazu: „Dieses ist zu Ansehen auf die Frankfurter Messe gebräuchlich; aber auf den Leipziger Märkten und Vioner foires giebt der Trafant zur Stunde, wenn die Partien geschlossen worden, die Wechselbriefe, und obßon einige Kaufleute unternehmen haben, in Wechseln auf die Leipziger und Vioner Messen diese Bedingung auszusprechen, so hat man doch nicht durchgehen können; da doch selbst zu großem Accommodement dergleichen, welche eine kurze Zeit sich einiger Gelder bedienen, oder selbst für eine kurze Zeit disponiren wollten“ (also der an der Bequemlichkeit des Giro Anzuehrenden), „gewissen würde; ingleichen würde es dienen zur Anzeigung dieser Personen, welche anfangen, die Leipziger und Vioner Kaufleute spendirt wird“ (indem man den Wechsel, statt ihn der Circulation zu überlassen, seinem Correspondenten zuschicken muß), „auch zum Vortheil der Händler, welche dreimal so viel Partien schließen sollten als anjeto geschieht.“ — In der Magdeburger Wechselordnung von 1703 folgt den vom Giro handelnden Art. 26 und 27 im Art. 28 die Bestimmung: „Diejenigen Wechselbriefe, welche aus unserm Herzogthum Magdeburg auf die Leipziger, Frankfurter und andere Messen geschlossen werden, dürfen eher nicht, als 14 Tage vor solcher Messe ausgestellt werden, insofern aber muß dem Creditori die dahin ein Interimsschreibsel, zu seiner Befriedigung, so lange eingehängt werden, wo nicht beim Schluß ein Anders bedungen werden.“ §. 231 n. 2. a. D. §. 232. Vergl. u. A. auch die Kurpfälz. Wechselordnung von 1730. Art. 46 bei Siegel a. a. D. I. p. 401. 71) Dec. 19. n. 1.

noch nicht bezahlt worden sei (*Valuta intesa*, oder *cambiata*), sondern in einer Weise, die gegen den Aussteller mindestens die Präsumtion einer ihm geschehenen Zahlung erzeuge.

Einen etwas anderen Eindruck macht allerdings aber schon die Motivierung bei Ansaldo⁷²⁾, indem er ansehend das Hauptgewicht auf die Modalität des *Valutabelkenntnisses* legt. Vermöge der vorliegenden „*contici*“⁷³⁾ sei die Sache so anzusehen, als ob eine fingierte Zahlung zwischen dem Aussteller und dem Studentulus vorgekommen und vermöge ihrer der letztere Darlehensschuldner des Ausstellers verblieben sei. Daß aber eine solche Zahlung (von Studentulus und an ihn zurück) nur fingiert worden sei, darauf sich zu beziehen stehe Dritten gegenüber dem Aussteller nicht zu. Rücksichtlich des Dritten müsse hier gelten, daß Einreden, welche dem Cessionar oder Giratar entgegengehalten werden könnten, vorausgesetzt, daß letzterer nicht einfacher Mandatar (*adjectus*) des Giranten sei, sondern *successor ex onerosa causa*⁷⁴⁾.

Ansaldo geht ansehend damit zurück auf den Gesichtspunkt eines bloßen Einrederechts gegenüber dem dem Giratar, im Gegensatz zu der Auffassung desselben als eines vermöge der *Ordre*-kaufes unmittelbaren Contrahenten gegenüber dem *Trassirer*. Allein doch sagt er noch: „Damit die Sache deutlicher würde“⁷⁵⁾, setzte ich hinzu: Hatte denn nicht vermöge der *Ordre*-kaufes der Aussteller Commission ertheilt, die Zahlung zu machen an Jeden, an den Studentulus sie weisen würde? und da nun letzterer vermittels seines *Giro* die Zahlung an de Zagonnis oder Davia gewiesen hatte, so stand fest, daß de Zagonnis, welche zufolge solcherweisung durch Vermittelung des Davia jenem Dritten, dem Gläubiger des Studentulus, gezahlt hatten, indem sie dies thaten, mehr den Credit des *Trassanten* als den des Studentulus im Auge hatten⁷⁶⁾. Sie mögen also Aussteller es aufschreiben, wenn sie eine solche Zahlung dem auf den Bankrott stehenden Studentulus in die Hände gaben, nicht aber können de Zagonnis in Scha-

den kommen, welche dem Studentulus keinen Credit geschenkt haben würden, hätten sie nicht gesehen, daß er von den Ausstellern des Wechsels die Ermächtigung hatte, so die Zahlung zu ordiniren. Eine Analogie biete hier derjenige, welcher Auftrag ertheile, einem Andern ein Darlehn zu geben, in welchem (Mandatar) der Darleher dann einen ebennämig principaliter haftenden Schuldner habe. Auch auf die befehlende Form, in welcher der Wechselbrief laute („*pagate*“), wird aufmerksam gemacht, sie laute so irrevocabel, daß de Zagonnis zur Uebernahme beschädigt worden würden, wenn sie im Vertrauen auf diese Irrevocabilität mit ihrem Gelde im Grunde den Wechsel bezahlt haben, nun durch den Widerruf um jenes kommen sollten. Und wenn den Ansaldo dies grade zu dem Einwande, den er sich selbst macht, führt, daß doch der Wechsel des *Trassanten* dahin ging, Germanus solle zahlen, so hilft — abgesehen davon, quod ex praemissis vis non stat in solo mandato ad solvendum directo erga Germanum, sed in facultate concessa disponendi de litera ipsi Studentulo, et in hoc consistebat bona fides et favor Commertii — hier wiederum eine Analogie, die dessen, welcher unter Protest *Ehrenzahlung* leihe, ein solcher habe zwar keinen Auftrag, zu zahlen, verpflichte aber dennoch durch seine negotiorum gestio den Aussteller; und auch in diesem Falle finde unter Kaufleuten gegen den Aussteller der *Erecutivweg* statt⁷⁷⁾.

Wenn wir in der Motivierung des Ansaldo eine Abweichung von der Begründung der *Entscheidungen* bei Gard. de Luca zu erkennen glaubten, in sofern als auf die Modalität des *Valutabelkenntnisses* das Hauptgewicht bei letzterem zu fallen schien, so können wir de Casaregis⁷⁸⁾ als den betrachten, der wol grade diese Abweichung zu dem Ausgangspunkte seines Weiterdenkens nimmt. Ihn führt seine Betrachtung zu einem officin. Widerspruch mit der Motivierung der *Nota* und den Resultaten, zu denen doch auch noch Ansaldo gekommen ist. Wenig kümmert ihn freilich dabei der Ausspruch der Kaufleute, „*illud iudicium mercatorum*“ — a Rota pro instructione animi ascitum — minime attendendum est in exigenda qualitate contractus, quos ipsi materialiter gerunt, et in eis, quae trahunt secum juris articulos per terminos et regulas juris decidendos, quos certe attingere sua grossitate non valent“⁷⁹⁾. Auf Ansaldo⁸⁰⁾ (disc. 72. n. 25) et sqq. disc. general. n. 45) geringe Meinung von derartigen Gutachten — er schildert, wie sie oft zusammengebeutelt, wenn erst einmal Einer seine Unterschrift gegeben, dann von den Andern blindlings mitunterschieden wurden — nimmt Casaregis dießfalls Bezug. Er läßt es ganz entschieden mit Ansaldo rüchthich der obigen Frage, ob, wenn die *Ordre*-kaufes im Wechsel stehe, der Aussteller gegen den Giratar den Einwand der nicht gezahlten *Valuta* habe, auf die Modalität des *Valutabelkenntnisses* ankommen. Dies hatte er geltend

72) Disc. II. n. 31 sqq. 73) a. a. D. n. 32: — „quidquid enim importarent illa verba *contici*, utrum sollicit de stylo Mercatorum, vel de jure prae se ferrent veram et effectivam numerationem pecuniae factam a Studentulo receptore literarum, per ea quae disputantur penes Rot. Genuens. Decia. 32 sub n. 6) attento praesertim, quod dictum non fuerat *causata cambiata*, quemadmodum solent Mercatores exprimere ad denotandum, pecuniam non fuisse solutam.“ 74) a. a. D. n. 32—39. 75) „Et, ut res fieret evidenter addebam etc.“ a. a. D. n. 39. 76) „Nonne Giudeletti (sic *Trassanten*) per illa verba *ell'* ordine S. P. al. Marco Studentuli commiserant solutionem faciendam cuiuscunque ordinasset Studentulus, ac propterea eum ipse demandasset mediante Girata solvi Zagonnis, seu Daviae, certum erant, quod Zagonni, qui juxta ordinem receptum a Studentulo solverant ex persona Daviae illi Tertio Anichino, dicuntur potius secuti fidem primorum mandantium, quam Studentuli; unde illi debebant imputare Giudeletti, al. talem solutionem commiserant Studentulo proxime decepto, non autem damnificari debebant Zagonni, qui non fiduciam soli Studentulo, nisi videlicet, quod ipse habebat a Giudeletti potestatem ordinandi.“

78) a. a. D. n. 40 sqq. 79) Discurs. XLVIII. 78) a. a. D. n. 17.

gemacht in einem Falle, wo das Valutabekanntniß „Verth gewechselt“ (*valuta cambiata*) lautete. Seine Gegner hätten ihm geantwortet mit der Doctrin der Rota (*doctrina magistraliter tradita* — in Dec. 18 u. 20). Er glaubt nicht, daß die Entscheidung der Rota vom richtigen Gesichtspunkte abentheuerlich ausgehe⁷⁹⁾. Es sei zu unterscheiden: laute das Valutabekanntniß im Dredechsel *per la valuta aruta*, oder *contacti*, da habe unzweifelhaft der Girator den Regres gegen den Aussteller, ohne daß dieser sich auf die Ausfuhr der nicht erhaltenen Valuta beziehen könne. Laute es dagegen: *per la valuta intesa oder cambiata*⁸⁰⁾, so behalte der Aussteller seine Einreden auch gegen den Girator. Denn wenn auch der Wechsel die Dredechsel enthalte, so bilde seinen Inhalt doch vor Allem (principaliter) der Wechselcontract zwischen Valutageber und Aussteller; nicht Mandator des letzteren sei ersterer, sondern der principale Contractant; in seiner Person und in der des Ausstellers ruhe der Wechselcontract (*cambialis contractus principaliter residebat* a. a. D. u. 14); folglich laßt sich nicht behaupten, daß das Giro von ihm nur aus einem Procurator geflossen sei, er als Procurator des Ausstellers die Benennung des Girator vorgenommen habe, sondern im eigenen Namen⁸¹⁾ habe er dies, so, als wenn von Vorn herein dem Wechselcontract selbst er, der Empfänger des Briefes, seinen Adjectus, dem er die Zahlung geschehen wissen wollte, ausdrücklich bekennt hätte, da es für das Wesen des Contracts doch keinen Unterschied mache, ob Präsentant (*adjectus solutioni*) beim Contracte selbst oder später von demjenigen benannt worden sei, in dessen Anbetracht und zu dessen Nutzen und Vortheil der Wechsel ausgestellt wurde. Sowie im ersten Falle der Aussteller, so lange noch *res integra* sei, wegen unberichtigt gebliebener Valuta contremandiren könne — ein Accept des Traßanten war so wenig, wie in dem von der Rota entschiedenen Falle, in dem von de Casaregis behandelten erfolgt — also auch im zweiten. — Damit wäre denn freilich anheimend, trotz der Dredechsel, die Sache zurückgestellt auf den Standpunkt des alten Rechtes, welches (S. 16 fg.) den Präsentanten im Wechsel dem Traßanten gegenüber ja auch als den Cessionar des Valutagebers aufzufassen vermochte. Doch nein. Es soll in Betracht kommen, daß vermöge der Dredechsel der Girator sein Absehen gerichtet habe auf den Aussteller, nicht auf die Sicherheit, welche der Girant ihm biete. Die Willkür, die bona fides unter Kaufleuten, *perlange*, daß er damit nicht in Schaden komme. Aber

dies kommt, meint de Casaregis, eben nur da in Betracht, wo das Valutabekanntniß *per la valuta aruta oder contacti* laute: „*Hinc acquiritur obiectum — inter mercatores valde considerabile, quod nempe, cum Giratarius, vel nominatus in eo casu sequi intendit fidem scribentis et non girantis, non debeant sua fide remanere decepti — urgetur in casu, quo literae cambii cantarent per la valuta aruta aut contacti*“ — a. a. D. u. 12 und 13. Es komme aber nicht in Betracht, wenn das Valutabekanntniß laute: *valuta cambiata oder intesa*. Denn deutlich zu ersehen sei aus letzteren Formen, daß Girator sein Absehen gerichtet habe auf die Sicherheit seines Giranten, rücksichtlich dessen ihm vermöge der Natur des Wechselcontractes nicht entgegen konnte, daß derselbe, gegenüber dem Aussteller, noch gehalten war, die Valuta des Wechsels zu bezahlen. Grade die Rücksicht der Billigkeit verlange auch dies, daß die Lage des Ausstellers durch das Factum eines Dritten nicht eine ungünstigere werden dürfe. Die einfachen Worte des Giro „für mich an u.“ möge man für ein Mandat oder Cession ansehen — in Wahrheit stellen sie sich vermöge der Dredechsel als eine Benennung der Person des Adjectus dar, wie ganz richtig die Rota ihrer Entscheidung inserirt habe. *Nihilominus ea verba giratae, considerata natura et veritate contractus resolvit debent in nominationem, quam faciebat Lancfrancus (der Girant) de persona adjecti virtute ejusdem clausulae al ordine N. P. di Pietro Lancfranco: at punctualiter eadem Rota Romana inseruit; a. a. D. u. 16.* — Ein gelegentliches Citat a. a. D. u. 11 verweist uns rücksichtlich dieser „Benennung“ — ein Ausdruck, der von de Casaregis besonders betont wird — zurück auf einen früheren Discurs. Dasselbst werden die verschiedenen Figuren jenes Contrahirens „für eine zu benennende Person“ besprochen. Ihre Verschiedenheit zu berühren ist ansehnend zum Verständniß des Obigen unumgänglich. Man *asscurit*, *contrahit*, *kauft*, *finden* wie daselbst (Dise. V.), *für eine noch zu benennende Person (pro persona nominanda)*, oder *für sich und für eine zu benennende Person (pro se et persona nominanda)*. Von der ersten Figur gilt, daß, wer den Contract abschloß, zwar allein der Contractant bleibt, wenn er Niemanden benennt; wenn er aber die Benennung vornimmt, er rückwärts nur als reines Werkzeug (*natus minister*) des Benannten erscheint, als Contractant daher von Anfang an der nachmals Benannte anzusehen ist; zu Gunsten des letzteren hat all⁸²⁾ das Recht des ersten nach der Benennung sich aufgelöst: der Benennende ist nie Eigenthümer gewesen, besitzt sofort für den Benannten, dem anderen Contractanten gegenüber ist er frei von aller Contractsverbindlichkeit, und nur der Benannte ist es, der diesem als der Verpflichtete gegenüber steht. Nicht etwa zwei Käufe sind es — wenn man J. W. kauft für eine noch zu benennende Person, welche den Uebergang der Waare an die letztere vermittelt, sondern der eine Kauf ist es, der für den Benannten als von Haus aus geschlossen nach-

79) In sensu etiam veritate praedictas Rotae decisiones non credebam de jure undique procedere, imo in parte falsis laborare supposita. — Cfr. Consultatio altivarum Decisionum S. Rotae Romanae beschäftigt er nach der Inhaltsangabe seines Manuscripts.

80) a. a. D. u. 13: „ex quibus quidem formulis cum clare intelligatur valorem literarum non fuisse persolutum.“ 81) a. a. D. u. 10: „Died non potest bene giratum esse nisi nominationem fuisse factam ab eo qui procuratore scribentis, sed nomine proprio, lia ex suo contractu ut Principali mandante.“

82) Gessl. v. M. u. R. Erste Section. LXVIII.

malß fingirt wird“). — Daß dieß nun Alles auf den Wechsel und die Benennung des Giratar vermöge der Dredeclaufel nach der Darstellung von Casaregis nicht paßt, brauchen wir nicht zu sagen. Aber näher scheint letzterer zu stehen die zweite Figur, der Contract pro se et persona nominanda. Rückfichtlich ihrer, sagt Casaregis, nehmen wir nicht an, daß nach geschehener Benennung der ursprüngliche Contract heraustritt aus dem Contracte: *exeat a contractu*, qui in eo erat *radicatus ab initio*, sed *persona nominata accumulatur ipsi contractui* — a. a. D. n. 26. Und wenn wir nun bei Ansaldo (disc. XII. u. 9 u. 10), auf welchen de Casaregis u. A. Bezug nimmt, lesen, wie dieß Hinzutreten des Benannten zu dem Contracte zu verstehen ist; daß in solchem Falle wol der Benannte, wenn er seine Benennung genehmigt, eintritt in alle Lasten des Contractes, jedoch ohne daß der Contract von ihnen frei wird, vielmehr so, daß er danken verhaftet bleibt (*tenetur quidem nominatus — ad omnia onera contractus*, sed *nihilominus persona contractus habens pro se persona nominanda cumulative remanebit ejusdem obligationis vinculo inoddata*), so erklärt sich das Gewicht, das de Casaregis auf den Lauf des Valutabelenfalls legt: so bedentlich man auch sein mag, seiner Auffassung der Dredeclaufel beigekratet. Zu ihr führt ihn, daß er in dem Remittenten, wie wir erwähnten, den ursprünglichen Contractanten sieht, in dessen Person der Wechselcontract ruht; der nicht als Adiectus des Transsanten zu betrachten ist. Sei er dieß nicht, so könne man sich nicht darauf beziehen, daß, wer mit einem Adiectus contrahire im Auftrage eines Dritten, als mit diesem Dritten, hier dem Transsanten, contrahierend gelte, wie die Nota unter Berufung auf fr. 6. D. de edendo für den Giratar angenommen habe.

Bei Ansaldo findet sich vor der Relation des oben besprochenen Rechtsfalls unter der oben S. 69. Anm. 59 angegebenen Inhaltsangabe eine weitschläufige Behandlung der Frage, ob das Giro (eines Retenarschefs) vor erstelltem Accepte revocabel sei. Sie führt ihn zur Erklärung, was denn seinem Wesen nach das Giro sei. Ein Schriftsteller wird erwähnt, der dafür die Gesichtspunkte einer Delegation, des Verkaufs einer Forderung, einer einfachen Cession angenommen habe. Nach Ansaldo hat derselbe einen noch näher liegenden weggelassen, den eines Mandates, einer Ordre zu zahlen. Jene Worte: „für uns u.“, was enthalten sie anders, meint

Ansaldo, als ein Mandat an den, der zahlen soll, zu zahlen an den Giratar. Haben wir nun dafür Rechtsnormen, so bedürfte es eines Weiteren nicht. Nicht einmal die Cessionslehre sei zu Hilfe zu nehmen, selbst wenn Befriedigung des Giratar wegen einer Forderung bei dem Giro intendirt wurde. Der Gesichtspunkt eines Mandates, einer bei zur Ertheilung des Acceptes widerstehenden Cession rechtserföhrte sich auch damit, daß ja, wenn der Bezogene Zahlung weigern würde, doch der Girant die Gefahr der Forderung gegen den Schuldner trage und im Negrefolge hofte (Disc. I. n. 29). Wiße man dagegen bin auf die Analogie des Bescheß und daß dessen Aussteller keineswegs das ertheilte Mandat zurücknehmen könne, nach der alten Lehre des Baldus (*quod ideo contractus iste sit irrevocabilis, quia iste non sit contractus mandati, sed mercati*), so müßte entgegenet werden: Nein, weil eben Mandat, darum sei Giro kein Wechsel. Beim Giro schlie jenes beiderseitige Interesse, welches beim Wechsel besteht. Wol diete es Vortheil dem Giratar, nicht ebenso dem Giranten, während bei der Aufschaffung des Wechsels der Aussteller seine Provision erhalte, das *cambium*, wernach ja der Contract genannt werde“). — Scheint es doch so, möchten (vergl. S. 36) wir schließen, als ob die Geringschätzung, mit der Ansaldo von den Erfahrungen der Kaufleute spricht, hier ihre Früchte trüge; auch was er oben in Anbalt an den besprechenden Verlust und den daran sich knüpfenden Gedanken der Irrevocabilität sagt, dürfte nicht eben im Einklange erscheinen mit der hier für das Giro behaupteten Widerruflichkeit.

De Casaregis fertigt übrigens jene angebliche Irrevocabilität der Tratte mit der Bemerkung ab, wenn das Accept ertheilt, oder wenn die Valuta gehörig berichtigt worden sei, da könne man von ihr reden. — Aber trifft er damit eigentlich, kann man wol fragen, das, was Ansaldo meint mit dem Hinweise auf jene verba imperniiva, auf die Tratte, die mit so apodictisch klingendem Wortlaute mit der Dredeclaufel hinausgegeben wird an das Publicum? — Es will uns nicht so fchören. Auch bei andern Schriftstellern finden wir den Blick auf jene besprechenden Worte gerichtet. Martin Vogt schon spricht von ihnen: je nachdem der Bezogene Schuldner des Transsanten sei oder nicht, wähle man die besprechende Form, oder ein „Lieben Sie zu zahlen.“ Strud redet von ihnen, das Unvermögen der Zahlungsleistung soll nach ihm durch diese Worte angedeutet erscheinen und demnächst die Unwiderruflichkeit. Einert a. a. D. S. 196 hat für diese, „sonderbaren Deutungen“ einiger älteren Juristen, womit sie in die verschiedenen Formeln einen verschiedenen Sinn zu bringen suchten, wenigstens — und dies dürfte wol das Richtige sein — andere

82) a. a. D. n. 20: — „et ideo antea quibus solvenda est uti a. unico contractu.“ Es scheint, wir brauchen bloß hinzuzufügen das, was wir finden u. A. bei Rappael de Turri disp. 2. proleg. n. 38: „Gabella est quedam praestatio de una decima parte unius scuti, pro quolibet centenario, quae ex vestigali indicio per Serenissimum Rempublicam nostram debetur in quolibet contractu cambii, celebrato inter nostrum Civitatem Genuae et locum seriarum“ um uns zu erinnern, daß das Giro, welches doch in dem Wesen des die bishierigen Beschäftigten aus dem Klüßigerrechte so die Arbeit mit dem geschiederten Contractmodus zeigt, und jenseits Wechsel erpakt, auf dem gewisser Flage nicht auf eine besonderte Förderung von Obgleichsweisen zu rechnen hatte.

83) Disc. 2. n. 16 sqq.: — „Quatenus attinet ad Girantem nulla utilitas intercedit, quemadmodum e contra consideratur in cambio, instantum quippe Campor numeranti pecuniam tradit litera cambii solvenda in hoc vel illo loco, in quantum recipit mercedem seu provisionem, quae ad annuum nominatur Cambium et nomen perhibet contractui.“ Bergl. oben S. 63. Anm. 45.

Voraussetzungen und Verhältnisse annahmen, unter denen man sich vorzugsweise der einen oder andern derselben bediene, nur die Bemerkung, (s. oben Heinricius⁸¹) habe sie betraf. — Allein grade, daß dieses Rätheln des Heinricius aufschien so wohlfeil ist, kann zum Ernst stimmen: drängt uns zur Frage nach dem, was wol jenen älteren Juristen vorschwebt, indem sie von jenen, zumest zu ihrer Zeit doch wol beschliefen klingenden Worten des Wechsels reden. Haben sie uns damit erinnern wollen an die eigenthümlich prompte Zahlung, welche bei dem Wechsel in Frage sei (oben S. 7), eine Eigenthümlichkeit, die u. A. darin sich ausspreche, daß, soweit die Schlichtigkeit nur es erlaube, man zu möglichst absolut klingenden Wortformeln greife: der Gedanke dürfte nicht zu tadeln sein. Daneben ist's aber doch auch ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß Martin Vogi auf jene beschliefen Worte und aufmerksam macht, indem er sich ansetzt, von der Debit-clausel, von dem Giro zu reden, so wenig es auch ist, was er uns darüber, von jener eigenthümlich leichten Legitimation des Indossatars, nach dem oben S. 34 Mitgetheilten zu sagen für gut findet, während Ströck⁸²) an dasselbe Thema, die strenge Gebundenheit der Zahlungsleistung an den auf dem Wechsel benannten Nehmer, beziehentlich Indossatar, seine Bemerkung über die beschliefen Worte (ein Citat aus *Scaccia*) anschließt, endlich Anlaß zu für das Giro, um das sichere unmittelbare Recht des Indossatars dem Leser näher zu bringen, an letztere erinnert. — Sollte es ganz außer Zusammenhang mit diesen Gedanken stehen, wenn wir oben bei Matthias Bede schon die Stellung des Giratar bezeichnet fanden durch ein Citat aus der Legatenlehre, wenn zu einem Citat aus derselben Lehre die Rota Romana greift, zur Bezeichnung seines unmittelbaren Rechtes dem Aussteller des Wechsels gegenüber (s. oben Anm. 50. S. 71): oder sollten nicht eben jene verba imperativa es gewesen sein, welche dorthin den Blick lenkten? — Wenn man den circuli-

renden Wechsel als das Papiergeld der Kaufleute bezeichnet, zu dessen Denkbarkeit man ein directes, ein unmittelbares Recht dem Ausgeber desselben gegenüber für jeden Nehmer in Anspruch nehmen muß, so fragt man wol, woher jene verpflichtende Kraft jebem künftigen Nehmer gegenüber. Hinter dem Papiere au porteur mag das Emissionsdebit stehen, welches sie verleiht. Wo ist das Gleiche für den Wechsel? Als das Geſch erscheint der Wille des Ausstellers, seine Debitclausel, unter welcher der Wechsel läuft, eine Deutung hatte, wie die italienischen Kaufleute der Rota bezeugten, der Muth dieser Clausel fähig. Ein Privatwille ist es, der Wille des Traffanten, aber doch nicht rein privatlich in Ziel und Grenze, in Wirkung stärker als der Wille des gewöhnlichen Contrahenten — Privatwille, der im Interesse des Handels das Privileg für sich in Anspruch nimmt, ähnlich wie das geschäftsmäßige und doch private Testament auf Grund der Beethätigung des öffentlichen Interesses („publico expedit“ s. h. j. e. h.). Welch eine Reihe von Gedanken dürften an diese Analogie weiter sich knüpfen lassen! — Was den Vertheidigern der Papiergeldstheorie ein einiger Widerspruch erscheinen muß, daß die Wechselrechte sich so fern im Allgemeinen der Anerkennung eines Wechsels au porteur gehalten haben, wie ja der Wechsel im soliden Geschäft immer nur um der besondern und individuellen Geschäftsverbindungen willen, nicht in Vorrath und zum Zweck des Circulirens geschaffen wird: mit der hohen Bedeutung, in welcher uns der Aussteller des Wechsels in jener Analogie erscheint, wurde grade dies nicht im Widerspruch stehen. — Doch zu viel vielleicht schon der Andeutungen. Vielleicht hätten wir aber einen Erklärungsgrund gefunden auch dafür, warum de Casaregis, indem er die Erklärung der Kaufleute über die Debitclausel verwerft, von jenem Citate der Rota aus der Legatenlehre — schreiet.

IV.

Dann demnach (damit die, an welche Wechselbriefe wirkt, durch ihnen verborgene Conditiones nicht zu Schaden kommen) festgestellt bleibt, daß ein Wechselbrief, welchen einer von sich gegeben, ohne andere Umstände bezahlt werden müßte, die Valuta sei empfangen oder nicht — dann der Wechselbrief condemnirt zur Zahlung, es ist des Ausstellers eigenhändige Unterschrift, die bekräftigt und heißt gut Alles, was der Wechselbrief an Zeit, Personen, Summa, Zahlung und Deth in sich hält — so wäre es wohl.

Speranten.

81) Heinricius, Instit. jur. camb. cap. 3. §. 7. ed. 7. „Ito enim vivimus aetate, quo culescent gentium mores locutiones imperativas respondent alicui, ut et mandata verba precativis concepti solent.“ — Früher, meint er also wol, nahm man es strenger. 82) u. A. D. cap. IV. §. 31. Exigere itaque cambium, qui scheda nominata est potest, i. e. Praesentans ejusque commissarios, Briefinhaber oder Commis, et quidem, ut sibi ab acceptato solutio praestetur in pecunia praesentis sui contenti in hacten ordine. Notandum hic verbum bezogelt in literis et contractibus mercatorum appositum idem importare, ac si diceretur, bezahlt werden sollen, oder müssen, quae inducunt necessitatem. Unde in scheda Camb. vocabulum solute (bezahlt) occurrentes est imperativum et temporis praesentis, operaturque duos effectus (1) u. inde sint literae dispositive, idcirco nequeant revocari — secus si non esset dispositiva: solvere placeat (2) ut tollat omnem normam aetate dilationem.“ Vergl. oben Anm. 3. S. 52. Wechs über die doppelte Wirkung bei *Scaccia* §. 2. gl. 3. a. 1: „Obligant (literae cambii) quando loquuntur dispositive — quando loquuntur enunciativa — non obligant ne non disponent, sed solum probant.“ §. 2. gl. 9. n. 6. mandatariae verben sie im letzteren Falle genannt: „si ego in literis, quas scriberem eou me obligare eoque dispositive scriberem, sed solum dicerem solvere placeat, possem litteras revocare.“

So verschiedengefaltet immerhin in Gesehgebung ausgeprägt, so verschiednen aufsaß von den Juristen der circulirende Wechsel und beugen mag — welsch eine Mannichfaltigkeit wahrzunehmen, bei schon der beschränkte Raum, auf den wir im vorigen Abschnitt blickten, die Gelegenheit — dennoch ist die Idee einer gewissen, neben oder über all dieser Verschiedenheit stehenden Gemeinsamkeit der rechtlichen Principien des Giro nie verloren gegangen. Wie wäre denn auch letzteres möglich der einen Thatsache gegenüber, wie trotz alles Widerstandes

der gircbare Wechsel allenthalben sich rechtliche Anerkennung errungen hat: und nun bei einem Rechtsinstitute, dessen hoher Beruf es ist, wie kaum irgend eines anderen, die Handel treibenden Nationen zu verbinden. Dieses Berufswesen lebt und bethätigt sich in dem Berufswesen des Kaufmanns, welcher, wo die positive Rechtsnorm seines Plazes nicht ausreicht, nach der anderer Plaze, nach den Pareres lirtet und Recht will, die er darüber, was die Natur des kaufmännischen Geschäftes verlange, beibringt⁸⁶⁾. Bei aller positiv bestimmten Form und Norm, welche ihn die eigenthümliche Natur des Wechsels vorzuschreiben und aufzustellen vielleicht nöthigt, steht es hinter dem Gesetzgeber, und demist seine Schritte⁸⁷⁾. Es treibt den Juristen, aus dem Zusammenhalte des Verschiedenen dennoch den einen durch sie hindurch gehenden Grundzug, eine Normalgestalt, aufzufinden⁸⁸⁾, für die er die Präsumtion einer Allgemeingültigkeit in Ermanglung positiver Normen behauptet; oder die ihm doch wenigstens, da ihr Bild ja bei dem so, bei dem anders sich gestaltet, die Kritik über das Wert seines Gesetzgebers in die Hand gibt.

86) „Auch begreife ich nicht, wie etwa ein Richter mit gutem Gewissen *causam in statuato omisit* — eher nach einem ungewissen Gesicht — als *secundum iura vicinorum* decidiren könne: Uermuthen in diesem laßt. *foro in iustificationibus* viel nach Holländischen, Entschieden und Weisungen des Rechts von der See, wann das Stadtrecht kein Genüge giebt, gesprochen wird.“ Entz. 1. c. a. D. §. 13. 87) Ohne die Hilfe des obigen Gewissens, wie gar selbst der Schluss einer Wechselordnung vom Jahre 1717: „Was aber sonst in dieser Urt Verordnungs nicht enthalten, dinstell bleibt er bei dem sonst in der Wechselrecht in denen Handelsstädten üblichen Wechselrecht.“ Ziegel a. a. D. §. 198. Vergl. auch Brandenburg-Oberhofische Wechselordnung von 1739 (bei Böttcher a. a. D. 1. Bd. Abth. I. §. 110) Cap. I. Art. 1: „Weichwie es nun zweierlei Arten der Wechselbriefe giebt, eigene — und traffichte, — wegen dieser letzteren hingegen bisher sich gar selten Cessus, da darüber Klage entstanden wäre, vermaget, also haben Wir dießfalls etwas specialiter zu disponiren für überflüssig gehalten, und wollen auf existiren dem Fall die Deciden desselben nach dem Allgemeinen Wechselrecht und Gewohnheit genommen wissen, die Wir für: sehr besonders der eignen Wechsel haben, Unerse geistliche Dilemmenmeinung zu belasten und allem Zweifel — so viel als immer möglich, vorseufügen sie nöthig angesehen haben.“ 88) „Die Grundzüge, in welchen die Wechselordnungen, wenigstens christenbrüder, mit einander übereinstimmen, machen das allgemeine Wechselrecht aus.“ v. Sclchow, Grundlage des Wechselrechts. Abth. I. §. 10. — Daneben haben wir aber festlich zu stellen: den Ausdruck eines tiefen Kenners der Wechselpraxis: „*Pantum enim ebeat, ut ex collecta eorum virorum avaritia, qui ius cambiale sua civitatibus et temporis ascripturam ius cambiale commune emergere posse existimant, et de iure cambiali positivo communi constituendo prorsus desperem. Nihil quidem ius commune id tantum vere dici posse videtur, quod ex voo fante promanavit, et cum lege periculiosius desint, in subsidium ubique custoditur, quemadmodum iura Romani praerogativa. — Il vero, qui sine communi fonte ius commune effingere se posse existimant, si quid in verum ius civitatum legatione conforme deprehenderint, etiam nostram fortunae et quasi sortitioni committere videntur, quoniam ex collectis et comparatis variarum gentium institutis moribus et legibus nihil nisi commune iuris conjectura potest expediri, in quo exiguum est et admodum fragile et eorum qui ius docent, et eorum qui iudicant praesidium.*“ Einert in dem oben Anm. 75. §. 42 Angeführt.

Fragen wir nun für das Giro nach dem, was in der oben von uns angegebenen Zeitperiode — sei es nun als in positiver Gesetzgebung bereits festgestellte Norm, oder sei es als immer nachdrücklichere Forderung im Bewusstsein der Handelswelt, oder immer mehr sich beständigende Ansicht des der künftigen Gesetzgebung vorarbeitenden Juristen — als das Gemeinsame erscheint, so wollen wir ausgehen von einer wol mit Recht von Einert besonders hervorgehobenen Thatfache.

Es ist doch ein eigenthümliches, wol aller Beachtung werthes Phänomen, auf welches Einert⁸⁹⁾ wiederholt Bezug nimmt, daß derjenige Wechsel, bei dem der Aussteller nicht bloß die Zahlung zur Verfallzeit, sondern auch das Accet eines Dritten garantiert, wirklich das einzige Papier ist, welches im ganzen Umfange der cultivirten Welt, und insbesondere bei allen Handel treibenden Nationen als der wahre Wechsel erkannt wird, und über dessen Anwendung als Zahlungsmittel — zur Geldvermittlung im Handelsgeschäfte, um Einert's Worte zu gebrauchen — allgemeines Einverständnis besteht; daß lediglich er es ist, auf den sich in allen Staaten der sogenannte Wechselhandel, d. i. der Handel gegen Wechsel und der Handel über Wechsel, bezieht, und worauf die verschiedenen Einrichtungen, wonit dieser Wechselhandel betrieben und besördert wird, beruhen. Wir wissen Alle, daß die Papiere, auf welche unter soliden Kaufleuten Handel über Waaren abgeschlossen worden, die unsere Courtiers zum Anfaße anbieten, über deren Geltung ein öffentlicher und allgemeiner Cours besteht, in allen Orten, im Inlande und im Auslande, lediglich traffichte Wechsel sind.“ Diese eigenthümliche Erscheinung ist jedenfalls nicht neueren Datums. Schon in früher Zeit (s. u.), nachdem das Giro — der Träger jener Anwendbarkeit des Wechsels als Zahlungsmittel — in Gang gekommen war, finden wir die Frage nach der Gircbarkeit des eigenen Wechsels besonders gestellt und bei ihm letztere minder begünstigt.

Man könnte eine vollständige Erklärung dafür enthalten meinen in dem Hinweise auf die Functionen des Wechsels, nachdem er tief in den Waarenhandel eingebunden ist: den Dienst, den er leistet, die Handelswelt der verschiedenen Plaz: in ihren Forderungen und Schulden möglichst ohne Geldüberfendung auszugleichen. Und allerdings, man betrachte die Sache nur so, wie Wüch in seinem Aufsatze über den wahren Grund des Wechselrechts. Man sehe mit ihm als die Veranlassung des Wechselgeschäfts an, daß da der Eine, z. B. der T., zu Hamburg einen Schuldner hat am anderen Orte, den B. in Amsterdam, während grade ein Anderer in Hamburg, der R., einen Gläubiger in Amsterdam hat, der von ihm, dem R., die gleiche Summe, wie T. von B., zu fordern hat, und lassen nun den R. sich dem T. erbieten, ihm das Geld, was er in Amsterdam zu fordern hat, sofort in loco, in Hamburg, zu bezahlen, mit dem Bedinge, daß er an seine, des R., Ordre zu zahlen den B. anweise — und man wird im T. den Transanten,

in R. den Remittenten, in B. den Bezogenen errathen. Es wird, wenn grade solch ein Verhältniß der Personen die Hauptveranlassung des Wechselgeschäfts ist, sich erklären, weshalb grade die gezogenen Wechsel es sind, mit welchen der Wechselmarkt sich füllt⁹⁰⁾. — Eine elegantere und lieblichere Form, solche Anleihe durch zu vermitteln, als die Tratte, dürfte kaum sich finden lassen. Was kann es dem Schuldner, der da bezogen wird, im solchen, glatten Geschäfte verschlagen, wie streng die Obligation ist, in welche er einzutreten veranlaßt wird. Der Gläubiger, der auf Grund seines Guthabens ihn requirt, verlangt von ihm nicht, wenigstens offensichtlich nicht, daß er den ihm geschenkten Credit durch den Einfluß seiner persönlichen Freiheit, die Wechselmenge aus dem Accepte sichere; nein, er, der Gläubiger, selbst ist's, der als Trassant zunächst in die strenge Obligation eintritt, in der Zurecht, daß der Geschäftsfreund, mit dem er arbeitet, sein Papier in den Schuß nehmen, es honoriren, ihn, den Aussteller, durch prompte Zahlung der strengen Verpflichtung entziehen werde. Von einer Schuld, die da eingezogen werden soll, überhaupt in undeutlicher Weise von der Geschäftsvorbindung beider, redet die Tratte nicht; das gehört nicht in sie, die für den Dritten, der ja in dem Trassanten zunächst seinen Schuldner zu suchen hat, bestimmt ist; davon steht daher recht eigentlich auf ganz anderem Blatte. Wie leicht wird es aber dem Trassanten, sein Papier zu verwerthen, lieblich allerdings dem Verlehere, indem es neben der strengen Verpflichtung seines Ausstellers grade dort, wo der Käufer aus die Zahlung rechnet, einen nach strengstem Rechte haftenden Schuldner und prompten Zahler verleiht, nicht nöthig, mit des Trassanten einseitigem Credite verliert zu nehmen, sondern eine zweite Garantie zu suchen an die Hand gibt, oder wenn deren Weigerung, daß zwischen Trassanten und Trassaten nicht Alles in Ordnung sei, vermuthen läßt, auf schleunigste reelle Sicherheit zu bringen ermächtigt: ein Papier, das, bei all der Schwere der Verhaftung seines Ausstellers doch so fern ihm hält den Gedanken, als ob die Schwäche des eigenen Credits es sei, welche der Stützung durch einen zweiten Garantien bedürfe — denn ins Publicum kam ja der Wechsel bereits vor dem Accepte; nicht im mindesten als einen Mann ihn dastehen läßt, vor dem die Geschäftswelt sich hütet, der der schweren Verpflichtung bedarf, um sein Papier an den Mann zu bringen — ihn nur zeigt als einen, der, indem er den Wechsel „abgibt“, etwa sich coulant bezieht, seine ausgedehnte Geschäftsvorbindung benutzt, etwa sein außerordentliches Geld sich nicht schicken lassen will, sondern bequemer sofort nach dem Werthe, in dem es der Coursactuel spiegelt, von dem ersten Besten in demjenigen Wege, den der allgemeine Gang des Verkehrs dazu ge-

schaffen hat, und den der solide Kaufmann seit Jahrhunderten benutzt, zu erheben und einzuziehen beabsichtigt.

Wie wir oben andeuteten, ward wol der Sinnbild auf jenen Dienst der Ausgleichung für die französischen Gesetzgebung der Anlaß, den Gedanken einer Session in den Wechsel selbst, nicht eben dem Geiste des Wechselgeschäfts entsprechend und, soviel es uns schien, nicht mit glücklichem Erfolge hineinzutragen, aber doch so, daß das Wandern dieses Briefes von Hand zu Hand mittels des Giro, eine Wiederholung und Fortsetzung des in der Tratte liegenden Sessionactes, recht leicht verständlich, eine analoge Behandlung von Trassant und Indossant sich ganz von selbst zu ergeben schien. — Allein, wenn man auch jener Erlebung der wechselseitlichen Gedanken um des Willens ihrer Consequenzen willen nicht beitreten mag, so bleibt doch die Frage offen, ob nicht grade dennoch die Gestalt der Tratte es ist, die an der Ausbildung der eigenthümlichen Grundsätze der Girolehre ihren ganz besonderen Antheil hat. — In der Tratte haben wir jene Doppelbedeutung, auf die wir oben aufmerksam machten, vermöge welcher sie nach der einen Seite hin dient zur Legitimation, während nach der andern hin sie das Symbolum der eingegangenen strengen Verpflichtung ist. — Schon dieser doppelte Beruf kann nicht verfehlen, dem Papiere, im Auge seines Besitzers, eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Was auch zunächst vielleicht die eigenthümliche Bedeutung, die es gewinnt, darauf beruhen, daß es für den, der sicher mit ihm zu verkehren, der Veranlassung zum Streite aus dem Wege zu gehen wünscht, zum Gegenstande einer besonderen Verzicht, besonderer Geschäftszugeln wird. — So macht uns wol u. A. der Verfaßer des sorgfältigen Negociauten und Wechselers darauf aufmerksam, daß, wenn ein Wechselbrief einmal protestirt worden sei, „der, der solchen gehabt, keine Zahlung mehr anzunehmen, noch derjenige, auf den er gelautet, Zahlung zu thun habe, es wäre denn neue Ordre, oder ein früher Wechselbrief eingelaufen, oder der alte Wechselbrief sammt dem Proteste zurückgekommen; denn,“ fügt er bei, „so der, welcher den Wechselbrief präsentirt und protestiren lassen, auf solche Zahlung, ohne neue Ordre, fällt, so wieder der Zahler zu seinem Schaden bezahlt haben.“ Und wenn du, lieber Leser, meinst, daß hier schon die Weisung im Wechselbriefe selbst, „gegen den Brief“ zu zahlen, die ausreichende Aera gebe, immer ist's doch damit nicht abgethan. Wie viel positiver erscheint schon die Regel, die das genannte Buch uns gibt, wenn nur der anscheinend kleine Schritt zum Gebrauche der Duplicate geschieht: „Wäre Prima protestirt und fortgeschickt, der Trassat hätte aber hernach dennoch den (Secunda-) Wechselbrief bezahlt, allein der, so die Zahlung auf den Secundawechselbrief empfangen, hätte fallirt, und Remittens inmittels auf den eingelaufenen Protest die Valuta vom Geber des Wechselbriefes oder Trassirer wieder erhalten, dann frage sich wol — wer zu kurz kommen sollte?“ — Der Zahler habende Secundawechselbrief bezahlt nach dessen Inhalte: „wenn Prima nicht bezahlt,

90) „Nach dem Urtheile eines einsichtsvollen Kaufmanns kann man rechnen, daß auch jetzt noch etwa 7/8 aller Wechsel die Einlösung einer Forderung des Ausstellers entweder an den Bezogenen, oder an einen Dritten, für dessen Rechnung gezogen wird, zum Zwecke haben.“ Heise und Cropp, Juristische Abhandlungen. 2. Bd. Abh. 1. S. 16.

solle Secunda bezahlt werden.“ Allein er hätte cauter gehen und gedenken sollen, daß vielleicht auf den Protest des Prima die Valuta möchte restituirt, und dadurch der Secunda, ja der ganze Wechsel gestört worden sein, und daher, wann er sogleich die Secunda zahlte und Präsentant böse würde, solches gar leicht Schaden causiren möchte. — Es bleibt also der Schaden auf dem Zahler des Secundarechtes. Denn auf dessen Zahlung hätte er nicht anders sich einlassen sollen, als er hätte dem Protest und Primarechtes jurirt⁹¹⁾.

Von der Geschäftsregel, sagten wir oben, ist zur Rechtsregel nur ein kleiner Schritt. Ihn finden wir,

91) Sperantius a. a. D. S. 24 u. 33. In dem Zusammenhang dieser Gedanken reißt sich ein die Versicherung des Schwedischen Reichsraths von 1671. Art. 22 §. 2. Königlich a. a. D. S. 648: „Wie sie Beide“ (Acceptant und Trassant), „aber solcher Gehalt von einer Schuld hatten und es sich juraßen könnten, daß sie Beide bedrängt würden und sie an beiden Dritten, wo nicht Alles, jedoch etwas bezahlen müßten, als muß, zur Vermeidung solchen Nachtheils, die Ordnung gehalten werden, daß der Wechselzahler, alle Zeit vorher, am dem Ort, woselbst die Zahlung vorher verabredet gewesen, um die Gelder, aufseht der geschehenen Annahme von ihm, wie es auf das höchste geschehen kann, angefordert werden mag, und hat der Wechsel“ (d. i. der Remittent), „keine Macht, den Wechselgeber zu Bürgen oder Unterpfand zu zwingen, ehe und bevor er dorthin kann, daß der Wechselgeber seiner Pflicht und Verbindung nicht weiter vermag ein Genüge zu thun.“ Uebrig, auch die Aufstich Wechselordnung von 1729. Cap. I. §. 1 bei Zimmerl a. a. D. 3. Bd. S. 20. — Ganz entgegengegesetzt schreiben, den Trassanten erst anzugehen, wiederholt der Umherdamer Willkür (bei Zimmerl a. a. D. 1. Bd. I. Abth. S. 37): „Die oben Herren des Reichs haben vornehmen, und bezeugen unter dem 3. Dec. 1664 verordnet, daß wenn die Acceptanten der Wechselbriefe die Bezahlung derselben am Verfalltage verweigern, besagte Wechselbriefe lebann nebst dem Protest an den Trassanten zurückgeschickt werden sollen, um die Zahlung von ihm zu fordern; und wenn der Trassant dieselbe alsdann nicht leistet, sondern sie unbezahlt zurückgibt, so sollen die Inhaber gegen den Acceptanten dasselbe Recht haben als gegen den Trassanten, nämlich entweder seine Person in Verhaft zu nehmen, oder seine Güter mit Arrest zu beschlagen.“ — Nach der Willkür vom 21. Jan. 1679 §. 3 (Zimmerl a. a. D. S. 42) soll dieses vorgedachte Angehen des Trassanten nicht erforderlich sein, wenn derselbe erweislich säßelt hat; da soll der Inhaber sogleich das strenge Recht haben gegen den Acceptanten. — Uebrig Anhörnerer Gesandtschreiben von 1578. §. 4 bei Zimmerl a. a. D. S. 131. Anders schon die Riddarhus Wechselordnung von 1736. §. 9 (bei Zimmerl a. a. D. 2. Bd. Abth. 2. S. 18), der Inhaber der acceptierten Wechsel behält die Freiheit, ob er sie nach dem Trassant will zurückgehen lassen, oder ob er den Acceptanten zur Zahlung zwingen will, „ohne daß er deswegen bei Fälligkeit oder andrer nicht schleuniger Genugthuung eines Recht auf den Trassant oder die Indossamenten verlieren soll.“ Nichtschißlich der letzteren bestimmt die Umherdamer Willkür vom 31. Jan. 1764 (bei Zimmerl a. a. D. 1. Bd. Abth. I. S. 53): „Weiter erklären die Herren des Reichs, daß der Indossant eines Wechselbriefs, kraft seines Indossaments ebenso wie der Trassant dafür haften muß, und daß, wenn ein mit Indossament negotiirter Wechsel nicht acceptirt oder nicht protestirt wird und wegen nicht Acceptation oder nicht Zahlung beschickt wird, der Inhaber desselben Wechselbriefs gleiches Recht sowohl gegen den Indossanten als Trassanten haben soll, ohne daß der Inhaber verpflichtet oder schuldig sein soll, sich vorher an den Trassanten zu wenden, oder im Fall der Nichtbezahlung durch den Bezogenen erst einen Gegenprotest gegen den Trassanten thun zu lassen.“

wenn wir in die einfachen Worte: „gegen diesen Wechselbrief zahlen Sie“, in einer schwer wiegenden juristischen Bedeutung genommen sehen. Ein kleiner Schritt, denn wo erscheint es dem an jene Regeln gewöhnten Geschäftsmanne hart, wenn das Gesetz alsobald ihm vorschreibt, was schon die gewöhnliche Vorsicht ihm thun hieß (oben S. 63): daß nur gegen Auslieferung des Wechselbriefes oder unter Abschrift des Bezahnten auf ihm die Zahlung erfolgen dürfe, ohne Abschrift nicht dem Dritten, in gutem Glauben befindlichen Erwerber des Wechselbriefs gegenüber Liberationseffect haben solle — so widersprechend auch immerhin allen über die Uebertragung von Forderungen geltenden Principien des Civilrechts ein solches Princip erscheinen mag.

Allein wenn wir etwa lediglich der eben erwähnten besondern Gestaltung des gezogenen Wechsel einen Hauptantheil an der Ausbildung der mit dem Giro ins Leben tretenden eigenthümlichen Rechtsnormen zuschreiben, mit andern Worten die Tratte als vorzugsweise zur Giroarbeit geeignet anken wollten, wir meinen, nicht ganz mit Unrecht würde man uns erinnern an die in der hervorgehobenen Beziehung der Tratte ähnelnde Gestalt des domicilierten eigenen Wechsel, oder auch an die Annäherung vielleicht. — Die Verpflichtung aus dem Accepte, die Garantie des Ausstellers für dessen Ertheilung, welche von leichteren Papieren hauptsächlich die Tratte unterscheidet, sie müßte, sofern wir eine besondere Qualifikation der letzteren für das Indossament behaupten, zum Ausgangspunkte der Entwicklung gewählt werden. — Wir lehnen diese Consequenz nicht ab. In der That scheint es uns, als habe sich gerade von hier aus, von dem Accepte und der Bild der Gesekgebung und Juristen auf das rechtlich Eigenthümliche, dessen Anerkennung das Giro fordert, gerichtet.

Grade aus der Zeit, die wir hier im Auge haben, begegnet uns ein Schriftchen, welches nach den Citaten, die wir in ihm finden, eine damals viel zu reden gebende, in Frankreich und Italien, Teutschland und Holland lebhaft diskutirte Frage zum Gegenstande hat, die nämlich: ob, wenn ein materiell insolventer Trassant von einem Gläubiger gedrängt, diesem eine Tratte gegeben, und darauf der vierte Mann, der Präsentant, das Accept des Trassanten erlangt habe, ob dann dieser letztere auf die Anfordern des Trassanten und dessen dorus sich berufen könne. Das Schriftchen, das wir meinen, ist die gewöhnlich unter des Disputationsspräses, des Dr. Samuel Friedrich Willenberg's Namen citirte *Disputatio juridica: de exceptione doli in cambiis cessante*⁹²⁾. Hier wird uns die Verpflichtung aus dem Accepte in ihrer eigenthümlichen Selbstständigkeit vorgeführt. Durch die Präsentation des Briefes zum Accepte werde ein Vertrag geschlossen, vermöge dessen Acceptant das im Wechsel enthaltene Geschäft billige und sich zu dessen Ausführung verpflichte. Nicht ein *constitutum debiti alieni*, d. h. eine Bürgschaft, sei es, welche

92) Danzig 1792, als Verfasser ist auf dem Titel genannt Joh. Gottlieb Weder.

der Acceptant auf sich nehme: juristische Gründe dagegen u. A., daß dann die Wohlthat der Voraussetzungen ja Acceptanten zu statten kommen müßte (thes. 30). — Der Eintritt in den Wechselkurs geschehe so, daß als ganz selbständiger Schuldner Acceptant dem Präsentanten gegenüber stehe (ut solus debitor principalis existat), und daß er schlechthin auf eigene Gefahr und zu eigenem Schaden das Mandat des Trassanten auszuführen gehalten sei⁹³). Diese selbständige Verpflichtung gegenüber dem Präsentanten sei nicht ein Anhängsel zu dem Contracte zwischen Trassant und Trassaten, sondern ein Contract, der ganz auf eigenen Füßen stehe⁹⁴). Schade des Acceptanten sei es, wenn der Trassant fallire, oder zur Zeit des Accepts bereits fallit sei. Wüßte davon etwas der Trassat, dann habe er willkürlich die Zahlung für einen Insolventen übernommen. Hat er Nichts gewußt davon, ihn treffe dann die Schuld, daß er des Trassanten Verhältniß, die zu prüfen seine Sache war, nicht gehörig geprüft habe (thes. 35 u. 50). Der selbständige Contract mit dem Präsentanten werde davon allenthalben nicht im mindesten berührt. Nicht auf den Credit, den Präsentant, nicht auf den, den etwa Remittent ihm biete, sehe bei seinem Accepte, rückichtlich der später ihm zu gewährenden Schadloshaltung, der Trassat, keiner von diesen habe letztere ihm zuguckt; hätte er nicht auf den Trassanten sein Absehen gerichtet gehabt, und nicht in Folge des Reductivbrieves sich zum Schuldner gemacht, durch den Präsentanten und Remittenten würde er nicht zum Accepte sich haben bestimmen lassen⁹⁵). — So schildert uns der Verfasser jene eigen-

thümliche Verpflichtung aus dem Accepte, jenes sprüch-
wärtliche *chi accetta pagha, solvat qui acceptavit*,
welches, wie er bemerkt, wie eine pragmatische Sanction
im Bewußtsein des Kaufmanns bastehe, über den Ban-
ken mancher Plätze mit goldenen Lettern zu lesen sei
(thes. 25).

Willenberg gerechnet die Festigkeit der Acceptations-
verbindlichkeit durch scharfe Sonderung der verschiedenen
Seiten des Wechselgeschäfts, und der verschiedenen dabei
concurrirenden Personen. Allerdings aber hat das Ac-
cept bei ihm noch in dem Präsentanten seinen indivi-
duell bestimmten Gläubiger: „remittenti vero con-
tra acceptantem — nulla actio competit, quia inter
eos nullum negotium gestum est;“ einer Klagenaction
würde es bedürfen, wenn gegen den Acceptanten der
Remittent klagen wollte (thes. 30 u. 10). Bewandert
woll in den Schriften der italienischen Juristen, Scaccia's
und Clapp. de Turri's, schaut er mit der Klarheit, die
wir sonst wol an ihm rühmen mögen, noch nicht auf
den Wechsel hin, der seinen natürlichen Beruf in der
Circulation von Hand zu Hand erfüllt. Er kennt freilich
das Indossament, aber in seinem Schriftchen spielt
es eine gar unscheinbare Figur, seine Erwähnung ist
von der unrichtigen Bemerkung begleitet, das mehrfache
Giriren sei wegen der daraus entstehenden Verwirrung
regelmäßig verboten⁹⁶). — Doch aber grade das feste,
u. A. von der Solvenz oder Insolvenz des Trassanten
unabhängige Recht aus dem Accepte, bei dessen Schil-
derung Willenberg verweilt, dürfte als ein Hauptmoment
erscheinen für die weitere Ausbildung des Giro. — Zur
Zeit, wo Garzia Makrillus schrieb, da mochte man,
wie wir oben S. 25 sahen, zweifeln, ob bloß gegen-

93) „Per oblatas enim et acceptatas litteras tacitum po-
tium induit per quod acceptans negotium in litteris contentum
approbat et se ad ejus expeditionem obligat.“ — Thes. 45:
„Ad eo obligatur acceptans —“ sagt Willenberg bei unter Be-
rufung auf des Franc. Burattus Confilii (ed. von 1574. Com.
30) — *ut solus debitor principalis existat et ad praestanda
omnia contents in litteris cambialibus obstrictus sit, utque
omnino suo periculo et damno mandatum tractantis tunc ex-
equi teneatur*. Thes. 46. 94) „Neque sua contractus (der
Contract des Präsentanten mit dem Acceptanten ist gemeint)
aliqua appendix est contractus transantis et acceptantis, sed
per se separatus et principalis, non potest non obligatio inde
data omni jure subistere.“ 95) Thes. 56. vergl. auch
thes. 47. nachdem er die Selbstständigkeit des Contractes des
Acceptanten mit dem Präsentanten behauptet hat: „Unde pulsulat,
quod dolus a tertio, ut hic tractante, commissus illi con-
tractui (nämlich dem zwischen Acceptanten und Präsentanten ab-
geschlossenen) nequaquam obtare possit. Sufficit enim, quod
ab his contrahentibus, acceptante et praesentante, omnia can-
dida peracta, nec hic dolo ad contrahendum illum induxerit,
sed potius litteras hunc voluntati reliquerit, acceptatas litteras
cambiales vol non. Quando vero acceptavit, postea non am-
plius ferendum est, ut sua dispensatione impugnet contractum,
necessitate nunc devinctus, ut parat illius obligationi.“ — Ad
praesentantem autem illi pertinet, dolo transantis circumductum
esse acceptantem et hunc non habere regressum contra illum,
quia hic solus cogitare delinquit de illo, et inconsultus a quo faci-
litatis impudentem, quod pro tali cambium solvere promissit,
quomodo satis solvendo esse ignoravit: nam nemo ignorare debet
conditionem ejus, cum quo contrahit.“ — Et Savary findet
sich derselbe Fall besprochen im *Parl. Négoc. Livr. VII. chap. 4.
p. 106* seq., der Präsentant bei Willenberg ist der im Wechsel

selbst genannte, bei Savary der Indossator: Savary kommt wol
auf dasselbe Resultat hinaus, wie Willenberg, aber die Nore Con-
derung der verschiedenen Seiten des Wechselgeschäfts, welche wir
bei letzterem finden, kann nicht vorzuziehen; auf die Valutabekent-
nisse im Wechsel und Indossament, auf welche Willenberg gar
sehr Gewicht legt, muß es das Hauptgewicht legen: „da soite
que si les ordres se trouvent sans valeur réelle, il est indi-
cable que Alexander l'accepteur se peut faire décharger
de ses acceptations, s'il justifie, que celui au profit duquel les
lettres ont été tirées, n'en ait donné aucune valeur, ou bien
qu'il n'en doive tenir compte qu'à peine qu'elles auront été
payées.“ — Rechenmühen also entstehen, wie unentbehrlich
(?) das Accept gemeint ist. Anstalts (disc. 5. n. 19) ver-
tritt die der Willenberg'schen entgegengesetzte Meinung: „nulla da-
bitur doctrina, quae in hoc casu obliget acceptantem ad sol-
vendum, imo repugnat —“ rationi et aequitati, forte namque
patrocini dolo manifestissimo — deceptorii, qui sciens pro-
pria labentium fortunam circumveniret absentem amicum et
Correspondentem, et tamen eum inter tantum et acceptantem
litteras cambii geratur contractus bonae fidei, iste non tenet,
ubi caeteris dolo alterius est contrahentibus.“

96) Thes. 7. u. 17. Man merkt hier wol den daniger
Schiffsteller. Wie mißgünstig wird in der daniger Wechselord-
nung von 1701. Art. 27 (Anhangen a. d. S. 498) das Giro
angesehen: „Obwol zu wünschen wäre, daß, wie einziger anderer
Exten, also auch hier, die vollständige Indossament der Wechsel-
briefe, als aus welcher selbstentstehende Verwirrung und Mißstän-
den zu entstehen pflegen, gänzlich abgeseht werden könnte, so
wird sich dennoch, da sie bereits in hiesigen Brauch kommen, es
nicht sühlig thun lassen.“

den Trassanten, oder ob auch gegen den Acceptanten der Executionsweg möglich sei⁹⁷⁾: man mochte mit Raphael de Turri (oben S. 18) im Acceptanten einen Bürgen, einen Constituenten fremder Schuld erldien. Allein man erinnere sich des Obigen. Bei den französischen Schriftstellern hatte sich da das Verhältniß nicht umgekehrt? Zum Schuldner, sagte (S. 24) Savary, hat der Wechselgläubiger den Acceptanten, Garanten und Trassant und Indossanten. Den Acceptanten wollte das gelegentlich oben (Ann. 91. S. 78) von uns angeführte Schwedische Wechselrecht bei verweigerter Zahlung zunächst in Angriff genommen wissen, als ob er, der Schuldner am Zahlungsorte durch seinen Eintritt in das Schuldverhältniß sich als den ganz natürlich zunächst in Anspruch zu Nehmenden und principaliter Haftenden hingestellt habe. — Wel dürfen wir es nicht als ganz außer Zusammenhang stehend ansehen, wenn in einem Wechselrecher, in welchem man bisher am directen Gegenstande hiervon festhielt, und, allemal den Trassanten, als den Hauptschuldner, zunächst im Proceßfalle anzugehen verschr, und eine Wechselordnung beagnet, welche frei die Wahl zwischen Verfolgung des Trassanten und Acceptanten dem Inhaber läßt, aber dabei auch einer Dastung gedent, von der die früheren Gesetze schweigen, der der Indossanten: wie dies das Obige (Ann. 91. S. 78) wahrzunehmen Gelegenheit bietet; als ob das Dancntreten dieser letzteren, dem Trassanten gleich Verhafteten ihn weniger als früher als Hauptschuldner erscheinen lasse. Wie denn grade auch in diesem letzteren Momente ein Erklärungsgrund dafür zu finden sein dürfte, daß allgemach der Gedanke einer im Proceß für den Trassanten enthaltenen Verschimpfung abhanden gekommen ist, er mehr als eine Calamität erscheint, denn als ein Schimpf, während „sein Accept nicht einlösen“ spruchwörtliche Bedeutung erlangt hat.

Es war wol eine an sich ganz richtige Bemerkung Savary's, daß mit der Verpflichtung, den Wechsel zum Accepte einzulösen, die freie Circirbarkeit desselben in Conflict trete (S. 33). Allein doch besteht für den Nehmer des Wechsels ein sehr gerechtfertigtes Interesse, zeitig das Accept zu verlangen. Vor seiner Ertheilung kann ja der Trassant die Dedung aus der Hand des Trassanten wieder abrufen, die Forderung an letzteren auf Grund deren er trafirt hat, selbst einziehen und damit die Ertheilung des Accepts verbinden. Das bereits ertheilte Accept dagegen tritt seldem Beginnen hindernd in den Weg. Es hält die aus der Casse des Trassanten ausgeschiedene Dedung fest in der Hand eines Dritten, dem Wechselgläubiger streng zahlungspflichtigen Dritten: ein Symbol und eine Gewähr, kann man sagen, dafür ist's, daß jene Ausweisung sich vollzogen hat. — Der Verkehr mit dem girirbaren Wechsel kann den Werth

eines frühzeitig eingeholten Accepts am wenigsten verkennen, ist unbekannter vielmehr jedem neuen Nehmer die Verhältnisse des Trassanten sind, je mehr dieser in die Handreichung des Acceptanten seine Zuversicht zu setzen sich veranlaßt sieht. Und siehe, da findet sich ganz in aller Stille eine Ausfüße, ein Gebrauch der Duplicate, ein, an den der frühere Wechselverkehr nicht dachte — so sehr er für den Fall des Verlustes den Werth des in mehreren Exemplaren ausgeschütteten Wechsels zu schätzen wußte — ja, wie wir alsdab sehen werden, kaum denken konnte. Man sendet Prima zum Accepte ein, und wahrlich die volle freie Circirbarkeit, indem man zum Giro die Secunda benutht⁹⁸⁾.

Werfen wir einen Blick auf die Geschichte des Accepts, so kann eine Umgestaltung rüchsiglich der Form, in der es ertheilt ward, nicht entgehen, die, wenn anders eine Bedeutung wir demselben für das Giro zuerkennen müssen, für letzteres von höchster Wichtigkeit ist. Diese Umgestaltung fällt zum Theil grade in dieselbe Zeit, in welcher das Giro in Gang kam. Während das Accept früher in einer Form geschab, in welcher man nicht füglich den Nehmer des Wechsels schlechthin, sondern nur den, welchem gegenüber die Ertheilung erfolgte, als den Gläubiger betrachtete konnte: ward eine weit objectivere Form der letzteren zur herrschenden. Die Schrift auf dem Wechsel trat an die Stelle der mündlichen Erklärung. — Es gab wirklich eine Zeit, wo man gar nicht ohne Bedenken daran ging, das, was und heutzutage als das allein Aequivalente erscheint, zur besondern Vorschrift zu machen. In Leipzig z. B. geschab

98) „Wechselgesetz,“ bemerkt Einert a. a. O. S. 219 sa, „welche die Verzugszinsen unbedingt vom Fälligkeitstage an berechnen lassen und die Provisions als nothwendigen Vorgang erachten, wodurch die Bestimmung des Verzugszins eintritt, erscheinen mir auf diesem Punkte inconsequent und im Widerspruch mit sich selbst, wenn sie andere Nachtheile, die sich nach der Verzugszeit, aber vor der Präsentation ereignen, z. B. Denaturierung der Sorten, auf welche der Wechsel gestellt war, in die Gefahr des Inhabers stellen.“ — Wir meinen, der Widerspruch verschwindet, wenn wir im Anschlusse an das Obige als die hinter jener indirecten Rüdigung zur Deposition stehende Absicht uns denken, dahin zu wirken, daß noch vollständiger, als mit dem Accept bereits geschah, die Ausschüttung der Wechselsumme im Interesse des Wechselgläubigers erfolge. Eherdend in ihrer Richtung auf letzteres dürfte die Brecklauer Wechselordnung von 1718 sein (Königlein a. a. O. S. 140): „Wenn ein Primawechsel ohne Indossament oder erlangte Gession schenklich würde, soll er zwar acceptirt werden; es aber bei Brecklauer der Grundwechselbrief noch nicht mit gehörigem Indossament zum Verchein kommen wäre, mag der Inhaber des Prima den letzten Respekttag dem Debitore infinuiren, daß er die Gelder dafür bei Th. dem Herrern Kaufmanns-Olfessen (jetzt durch den Inhaber des Prima gestallter) verschießt deponire, dagegen ihm der Wechselbrief einzubringen ist; künstlich der Ertheilung des richtig indossirten Secunda-Wechselbriefs aber hat der, so die Procur der Acceptation und Zahlung der Gelder gethan, vor seine Würde billich die Provisions abzulegen.“ — Vergl. Danziger Wechselordnung von 1701. Art. 27. Königlein a. a. O. S. 409. Wörner von 1717. Art. XXXV. Siegel a. a. O. S. 138. Rümberger von 1729. Cap. VI. §. III. (Siegel S. 359). Europäische von 1720. Art. XLII (Siegel S. 400). Frankfurt von 1739. §. XL (Zimmerl a. a. O. 2. Bd. Art. 1. S. 15).

97) Ein Zweifel, der sich übrigens auch rüchsiglich der Wechselordnung von Bologna von 1509 erheben lassen dürfte. Nur bezüglich des Ausstellers und des Bürgen, welcher mit unterzeichnet, spricht für ausdrücklich die Statthalterlichkeit des strengen Executionsweges aus. §. 9—15. Vergl. jedoch §. 18 u. 20. Reißner a. a. O. 2. Bd. S. 639 fg.

letzteres mittelst Rathsherrdecret vom 10. April 1652 (lan-
desherrlich bestätigt am 22. ejusd.) in Folge Antrags
der dortigen und fremden Kaufleute, welche sich darauf
fügten, daß daraus, weil die Acceptation bisher „allein
mündlich und nicht schriftlich“ geschehen sei, bisher große
Unrichtigkeiten und vielfältiger Disputat erwachsen sei.
Wie vorsichtig der Rath bei Erlassung jener Verordnung
verfahren war, bezeugt deren Inhalt. „Wann und dan-
— heißt es darin — „die angezogenen Ursachen so mehr-
gedachter acceptation wegen, da sie nicht in Schriften ge-
schehen, bei Unserm Gericht vorgelauffen und zu allerhand
Unrichtigkeit bei der Wechsel-Zahlung und dannhero
entstandenen weitläufftigen, und Costbaren Processen
Ursach gegeben, wohlbedacht, denen nicht bessern als durch
die Schriftliche acceptationen vorzubauen, und im
nachfragen befunden, daß dieser modus nicht
ungewöhnlicher, sondern auch zu Venedig,
Bootzen, Amsterdam, Nürnberg, Hamburg,
Frankfurt am Mayn (also, ob es schon unter
denen, welche von gutem Glauben sind, nicht so rigoro-
se observirt wird, jedoch unter andern je zu Zeiten
zu geschehen pflegt, in Reformat. Part. 2. sub tit. 24
et penult. ausdrücklichen gebotten ist) und andern
Handelsstädten in üblichem Brauch und derges-
talt zur Beförderung der Handlung nicht unthunlich ist:
Als haben wir“ u. — Eine besondere strenge Coercition
für den Fall, daß ein Traftat sich zur schriftlichen Accep-
tation etwa nicht verstehen, sondern allein bei der münd-
lichen würde begabten wollen, anzuordnen, ward sogar
dabei noch für nöthig erachtet; „es soll der Creditor uff
solchen Fall, damit diese Ordnung um so weniger durch-
löcheret werde, bei 20 Reichthalr. Straff gehalten sein, die
Acceptation durch Notarien und Zeugen zu Werk zu
stellen, und als in Schriften verfaßten zu lassen, wor-
gegen derjenige, so solches verursacht, und schriftlich zu
acceptiren sich weigert, die dieweil verursachten Unkosten
zu tragen verbunden sein solle““).

Wenn wir wol heutzutage bei dem Accepte des
Wechsels von einem „Präsentanten“ reden, der zum
Accepte den letzteren vorlegt, so dürften wir bei diesem
Präsentanten zunächst nicht an eine im Wechsel selbst
genannte, durch ihn zur Zahlungserhebung legitimierte
Person denken, sondern an einen einsachen Mandatar,
der weder Wechselgläubiger ist, noch werden soll: nur
im factischen Besitze des Wechsels sich befindet. Unser
früheres Wechselrecht dagegen dachte bei diesem Präsen-
tanten an eine ganz anders zum Wechsel stehende Per-
son. Der zur Zahlungserhebung aus ihm legitimierte
war der Präsentant. Für den, der nach Willen-
berg's Darstellung jenes selbständige Gläubigerrecht aus
dem Accepte erlangen soll, daß eben dieselbe Darstellung
gar keine andere Bezeichnung, als die des Präsentanten:
durchaus in Uebereinstimmung mit dem damaligen Sprach-
gebrauche. Letzterer mag auch als Zeugnis der Rich-
tung des wechselfrechtlichen Gedankens gelten, die ihn
ausgebildet hatte. Individuell bestimmt sich den aus

dem Accepte Berechtigten zu denken, das war die bis-
herige Anschauung, und sein selbst eigenes Einholen des
Acceptes als das Ordnungsmäßige zu finden, war dar-
aus nur die Folge. Eine Wechselordnung, die, wie wir
oben an der Leipziger Wechselordnung wahrnahmen,
rückfichtlich der Verpflichtung aus dem Accepte den ob-
jectiven Ausdruck wählte: „Gleichwie nun derjenige, so
einen Wechselbrief acceptirt, dadurch sich zum Debitoren
oder Selbstschuldner constituirte, und dermaßen frächtig
verbunden wird“ u. —: sie scheint fast der Dr. Königen
als an einer der Ergänzung bedürftigen Lückenhaftigkeit
des Ausdrucks laboriren angesehen zu haben. Dies
„constituirt“, das muß seine Ergänzung erhalten rük-
fichtlich der Frage: nun wem denn? Und der Dr. Kö-
nigen weiß nichts Besseres in seinem Commentare zu
schreiben als „constituirt: nemlich gegen den Prä-
sentanten.“ Nach ihm nöthigte man durchaus noch als
die Regel betrachten, „daß die Wechselbriefe entweder
von dem, welchem sie zuerst zahlbar sein sollten, oder
aber von einem andern, aus den sie indossirt worden,
dem Traftaten präsentirt werden.“ — „Allein“, so
fügt er bei, „hier wird gefragt: ob auch einer einen
Wechselbrief ohne Indossament zur Acceptation präsen-
tiren könne? Antwort: Ja. Sogar, daß, wenn der
Ausgeber oder Traftat um des willen, daß sein Indosso-
ment darauf wäre, nicht acceptiren wollte, der Präsen-
tant ihn protestiren lassen müßte. Und es ist genug“
— aber doch wol auch nöthig nach Königen's Mei-
nung — „daß der Präsentant bei Einforderung des
Geldes sich zu legitimiren verpflichtet, wie“ — setzt er
hinzu, als ob jenes „sogar“ doch einer Autorität be-
dürfte — „die hiesigen Herren Schöppen in Sachen u.
— im Monate April 1704 erkannt haben““).

Auch gleichzeitige Wechselordnungen bestätigten
theils direct, theils wenigstens durch die Art ihres Aus-
drucks, daß man sich des Abnormen in der Zulassung
eines nicht aus dem Wechsel Legitimierten zur Vorlegung
zum Accepte gar wohl bewußt war, und nicht ohne alles
Bedenken der Neuerung sich angeschlossen hatte. „Wenn
ein Wechselbrief ohne Indossament, oder erlangte Cession
präsentirt wird, soll er zwar billig acceptirt werden —“
lauten die Worte der Breslauer Wechselordnung von
1672. In der erneuerten Breslauer Wechselordnung von
1718 §. 10, wo unsere Frage gelegentlich der Be-
stimmungen über den Gebrauch der Duplicate, Verfen-
dung der Prima zum Accepte, während Grundba girirt
wird, ihre Erledigung findet: ist dieses „billig“ aller-
dings schon verschwunden), während es z. B. aus der
Wiener Wechselordnung von 1717 Art. 35 in die von
1763 Art. 35 unangefochten mit übergegangen ist).
Von jenem ausdrücklichen Versprechen der künftigen Legi-
timation aber ist ausdrücklich die Rede in der Braun-
schweiger Wechselordnung von 1715“).

1) Königen a. a. D. zu §. IV. Anm. 1 und §. XIII.
Anm. 2. 2) Königen a. a. D. §. 419 u. 440. 3) Bei
Zimmerl a. a. D. 2. Bd. Abth. 2. §. III u. 137. 4) Kö-
nigen a. a. D. §. 302. „Die Indossamente in Banco“
lautet Art. 43 — „werden hiermit gänzlich abgeschafft.“ — Wann

Im Allgemeinen aber hat Brand schon für seine Zeit Recht, wenn er in seinen Instit. jur. camb. (im S. 1721) auspricht, zur Präsentation zum Accepte bedürfte der den Wechsel Vorlegende nicht eines Inbassaments, oder einer anderen Zahlungseinkündigungslegitimation, ja nicht einmal des Erbitens, sie zur Verfallzeit zu beschaffen¹⁾. Allein als sollten wir bei Brand nochmals recht deutlich daran erinnert werden, daß es doch früher ganz anders gesehen sei; eine Ausnahme kennt er noch; er modificirt seine Behauptung, indem er beifügt, ein Anderes gelte jedoch auf den italienischen Resen (aliud tamen obtinet in seriis Italorum).

Diese letztere Mittheilung gibt uns aber, scheint es, zugleich einen Fingerzeig, weshalb vorzüglich wol der alte Verkehr nicht daran dachte, das Accept durch einen Andern, als einen zuminst (oben S. 16 fg.) zur Zahlungseinkündigung legitimierten fordern zu lassen, nur ihm gegenüber es als erstlich anfab, nicht etwa folschthin jedem Nehmer des Wechsels gegenüber²⁾. Wir meinen das Rechte zu treffen, wenn wir sagen, das Contro³⁾ ist es, welches hier im Hintergrunde steht. — Wenn jeder Girator auf die Sicherheit, die das geleistete Accept ihm bieten soll, rechnet, so muß dies zu einem offenen Conflict mit dem Contro führen. Wie denn? soll etwa ein Giro noch möglich sein, nachdem, wo das Contro in Übung ist, in der Vorlegung und Leistung des Accepts der Trassat sich aufgefordert gesehen hat, nun bedacht zu sein, wie er seinem Gläubiger, dem, der das Accept einholte, durch Ueberweisung eines Schuldners, wo möglich eines solchen Schuldners, der mit letzterem zu compensiren hat, gerecht werde? Wie würden die Maßnahmen, die er etwa getroffen hat, oder vorbereitet, auf den Inbassator passen, an welchen der Wechsel nach dem Accepte etwa noch übergegangen wäre?⁴⁾.

oder gleichwol der Zahler eines unvollkommen inbesserten Prima-Wechsels, dessen Secunda und tertia vor der Verfallzeit noch durch andere Dritter vermagt werden sollen, sich bei der Präsentation gegen den Trassanten anreißig macht, ihm denselben oder etwa secundum oder tertium zu rechter Zeit gebührend inbessirt zu liefern, so hat derselbe, ohne besondere sich dabei äußernde Beschlissigkeiten, ihm Acceptation nicht zu verweigern; allenfalls aber der Zahler Macht, darüber zu protestiren. Er muß aber, ehe und bevor er die wirkliche Zahlung mit Recht zu prästentiren vermag, seinem Besprechen ein Einigen thun⁵⁾. — Noch weiter geht die Zweifels Wechselordnung von 1725 §. 12 (bei Zimmerl a. a. D. I. Bd. Tit. 2. S. 134): „weshalb dann niemand einen in blanco inbesserten Wechsel zu acceptiren, oder nach der Verfallzeit Zahlung darauf zu thun schuldig, es wäre denn, daß der Präsentant die Complicität des Inbassaments, binnen einer kurzen arbitrio boni viri, nach der Entlegenheit des Orts, wo der Inbassant sich aufhält, zu determiniren feilt, zu verschaffen, durch gemessene Botschaft sich engagirte, oder seine Person factum legitimirte.“

5) Lib. I. Sect. 3. tit. 1. §. 4: „ut ne quidem oblatio ad habilitatem tempore solutionis decedam requiratur,“ unter Bezugnahme auf Poonans Cap. 10. §. 2: „Nicht allein der Geber oder wirkliche Halter und Eigentumsbesitzer des Wechselbriefts, sondern auch ein jeder, wer es sei, dem der Wechselbrief anvertraut ist, ist befugt, die Acceptation zu fordern.“ 6) Oben S. 17. Anm. 36. 7) Oben S. 1. Anm. 1. S. 12 fg.

8) Spränder a. a. D. S. 11: „Keiner sollte einen inbesserten

Drängt und verlangt das Giro nach dem eigenthümlichen Sage, daß Zahlung an den Inbassanten dem Inbassator gegenüber nicht liberiren kann, so muß entweder das Contro gegen diesen Satz besonders geschützt werden, wenn anders es in Übung bleiben soll, oder vielmehr besser ein Giro, welches nach seiner Aufforderung erfolgte, für unzulässig angesehen werden. Und in der That finden wir hier die Gesehgebungen, nach beiden Richtungen freilich aus einander gehend, in Arbeit.

Wir sahen oben (S. 54) in dem turschächischen Mandate von 1699, so sehr es die Sicherheit des Inbassators im Auge hatte, und darum Zahlungs- und Compensationsrechte aus der Person seiner Vormänner gegen ihn für anstaltlich erklärte, all diese Selbstständigkeit seines Gläubigerrechts hinsichtlich werden gegenüber der Tilgung des Wechsels auf der Seite im Contro. Diese Tilgung liberirt, obwohl Nichts von ihr auf dem Wechsel bemerkt ist, auch dem Inbassator gegenüber; genug, wenn sie durch die Controüber diesen werden kann⁶⁾. Wir sahen, wie man in Venedig ganz besonders bemüht war, das Contro in Übung zu erhalten (oben S. 13), und wissen, wie man dort gegen das Giro zu dem Radicalmittel griff, gänzlich es zu verbieten. Das gleiche Ziel, nur aus einem für den Inbassator und die Girirbarkeit etwas milderen Wege, sehen wir die Argoburger Wechselordnung von 1716 verfolgen. An die Ertheilung des Accepts werden da die besonderen Maßnahmen angeknüpft: „es soll bei Acceptation der girirten Wechsel-

Wechselbrief zahlen, wo nicht ausdrücklich die Person, so die Zahlung haben sollte, in dem Inbassament benannt wäre; dann wenn nur der Name des Inbassanten steht und darüber nichts geschrieben ist, kann wohl einer den Wechselbrief zur acceptation präsentieren, ein anderer aber die Zahlung fordern; wenn nun selbst in Res- und Waerziten schätze, und der Acceptant diesen, so er acceptirt, die Summa solchen Wechselbriefts in credito zugesprochen und damit einige andere des Präsentanten Schuld-Past gestrichelt hätte, hier oder sollte, und dennoch ein anderer mit dem acceptirten Wechselbrief käme, und die Zahlung forderte, gäbe es Disput und könnte darüber der Acceptant unterseßen in Schaden kommen.“

9) Ein den Inbassator schließendes Gegengewicht hierzu findet sich wol in §. XIV der Leipziger Wechselordnung: „Es steht einem jeden frei, die Wechselbriefe, so in genere auf die ordentlichen Resen und zu rechter Zahlungslage dirigirt sein, ohne Gehehr aus den ersten und solchen Lage der Zahlmocht, so wohl per contro, als per cassa zu thun. Und ist dies Zeit (nämlich der vorher erwähnte Lehtag in der Zahlmocht) nur zu endlicher Gratien und protestation derordnet. — Die Wechselbriefe aber, so in und außer denen Resen auf einen gemessenen Lehtag ausdrücklich eingeschränkt sind, können, ehe denn sie betragt, ohne Gehehr nicht bezahlt werden, allermehr aus, wenn in der Resse die Zahlung (dieser Wechsel, vergl. Königl. Anm. 6. S. 44) per conto geschoben und in solchem Fall der Contro zu einer ersten Präjudiz gerichtet, derselbe für nichtig und untüchtig gehalten werden soll.“ Obwohl allerdings die folgenden Worte: „es hätte denn einer seinen eigenen Wechselbrief zu bezahlen, welches er, nach Willen und wenn er will, thun mag“ — mehr an die Möglichkeit einer Controordre des Acceptanten, als nächstes Motiv seiner Bestimmung, denken lassen. Aber weshalb wol die so geistreichste Hervorhebung des Contro, und der allgemeine Ausdruck: „zu einer ersten Präjudiz.“

briefe, wenn solche zur Scission eingesendet worden, das letzte Giro ohne weitere Ordre ausgefüllt, oder die Ordre durchstrichen werden, damit der Debitor seinen creditorem wissen könne¹⁰⁾. — Bedenken möchte man sich vielleicht hier und dort machen, ob nicht solches Gebahren mit dem Wechsel — der erste Schritt bereits zum Contro — für das Fortbestehen des Regressrechts, wenn trotz des Accepts der Indossator vom Acceptanten keine Befriedigung erhalte, präjudizirlich werde. Daher in der Frankfurter Wechselordnung von 1739 §. 42 neben der Anordnung: daß, „wenn bei der Acceptation der Acceptant sich gegen den Geber erklärt, daß er den Wechselbrief durch Contro zahlen wolle, und Präsentant damit zufrieden wäre, letzterer schuldig sein solle, daß bei seinem Namen stehende Wort: Ordre, zu dem Ende ausgetrichen, damit der Brief nicht weiter indossirt werden könne“ — die ausdrückliche Erklärung, daß Präsentant den Regress an die Indossanten und den Ausgeber damit keineswegs verliere, sondern dieser Regress ihm, wenn der Acceptant, ehe der Brief scontirt worden, follice, und nur der Wechsel zu rechter Zeit protestirt werde, in aller Wege frei bleibe¹¹⁾. — Dieselbe Intention, wie den vorerwähnten Bestimmungen, dürfte wohl auch zu Grunde liegen der Bestimmung, es solle kein Indossament, so nach der Verfallzeit geschehen, gültig sein, welche sich in der Braunschweiger Wechselordnung vom Jahre 1715 Art. 42¹²⁾ eingefunden hat; einer Wechselordnung, aus welcher man übrigens auch sonst beachten kann, wie sie die Absicht verfolgt, die in der älteren Braunschweiger Wechselordnung von 1686 Art. 20¹³⁾ völlig frei gegebene Girirbarkeit wieder zu beschränken: ganz unzulässig dies u. A., indem nicht über drei, höchstens viermal die Indossirung eines Wechsels gestattet sein soll¹⁴⁾, während sie andererseits das Contro auch in sofern begünstigt, als es auch außer den Messen statthalt sein soll¹⁵⁾.

10) Cap. I. §. 18 (bei Bimmerl a. a. D. I. Bd. Abth. I. S. 145). Ausführlicher spricht hiervon die Augsburger Wechselordnung vom 1778: Cap. VIII. §. 3 verlangt sie zur Girirbarkeit die Dreierausfert, im Cap. III. §. 18 bestimmt sie, wie oben, daß bei der Acceptation der zur Einossirung anerkennenden Wechselbriefe das letzte Giro ausgefüllt und, wenn solches an Ordre laute, dieses Wort vom Inhaber selbst durchstrichen werde, widrigenfalls der Acceptant solches zu thun berechtigt sei, damit — wie weiter §. 15 gesagt ist — Acceptant wissen könne, mit wem er zu contentiren und zu compensiren habe. „Sollte auch,“ heißt es §. 18 weiter, „ein schon acceptirtir Prima mit dem an Ordre eines Inhabers gerichteten Secunda oder Tertia oder Copia-Wechselbrief protestirt werden, so hat es damit gleiche Bewandniß, und soll überhaupt nach erfolgter Acceptation das Wort: Ordre in dem letzten Giro als ungültig, und als ob es nicht da stünde, zu halten sein, und ein solcher Wechselbrief nach erfolgter Acceptation nicht mehr weiter girirt werden können.“ (Bei Bimmerl a. a. D. S. 139 fg.)
11) Bei Bimmerl 2. Bd. Abth. I. S. 18. 12) Königten a. a. D. S. 301. 13) Königten S. 267. 14) Um alle Verwirrungen, Confusionen und Irrthümer zu vermeiden, so wünschen die vielen Intermedios, insbesondere die ein Wechselbrief mit Protes durchstriche, zu befragen. — Ein mit mehr Giros versehenen Wechsel soll nicht acceptirt, noch dagegen eine Protestation verfaßt werden; a. a. D. Art. 42. 15) Art. 49. 50.

Dafür, wie der Gedanke des selbständigen Gläubigerrechts des Giratar zunächst an das Accept sich knüpft, auf den Kassanten vor Allem der Blick des Giratar gerichtet war — wogegen das Contro seinen besonderen, zum Theil, recht bezeichnend, grade an Ertheilung des Accepts geknüpften Schutz fand — dafür mögen ferner nicht minder sprechend erscheinen die besonderen Maßnahmen, welche die Gesetzgebungen anzuordnen für nothwendig fanden an Plätzen, wo nicht das Contro in Uebung war, sondern die Zahlung der Wechsel durch Abschreiben in einer Girobank die Regel war. Maßnahmen sind es, darauf berechnet, den Conflict, welcher dem Uebertragungsacte dieser Zahlung aus dem Weitergiriren des Wechsels drohte, oder die Mischlichkeiten, denen vermöge des letzteren die zur Befriedigung einer solchen Zahlung — durch zweite, vielleicht dritte oder vierte Hand, wenn Bezogene oder Wechselgläubiger nicht selbst Bankinteressenten waren — nothwendigen Vorbereitungen und Arrangements ausgesetzt waren, aus dem Wege zu räumen. — Von dem strengen Verbote des Giro, durch welches man auf dem venetianer Handelsplatze die Bankzahlung schützte, ist bereits die Rede gewesen¹⁶⁾. In der Nürnberger Wechselordnung von 1722 Cap. IV. §. 4¹⁷⁾ finden wir die Vorschrift: „wenn Wechselbriefe an Ordre zahlbar lauten, oder also girirt worden, und daher allhier verhandelt werden können, ist der Inhaber auf des Acceptanten Begehren verbunden, solche in Banco zu legen und notiren zu lassen, woselbst sodann nach geschehener Ueberschreibung der Acceptant solche beziehen, oder in dessen Ermangelung der Depo- nent solche wieder zurücknehmen kann.“ Eine Maßnahme, für welche man wol in den Willküren von Amsterdam den Vorzug gefunden haben möchte. Dasselbst, wo anscheinend das Giro am frühesten in Uebung gekommen ist, finden wir bereits am 24. Jan. 1661 eine Willkür fund gemacht, wonach diese Depositionen des indossirten Wechselbriefes bei der Bank, bis daß die Ueberschreibung bei letzterer geschehen ist, als Regel erscheint¹⁸⁾. Eine Willkür vom 31. Jan. 1656 bestimmt, daß kein Arrest auf einen Wechselbrief, der protestirt worden, oder auf den Protest gültig sein solle; die Notarien fol-

16) Bezel. Fragen und Antworten bei Siegel a. a. D. S. 442; unter den letzteren: „Als in Banco zu zahlen lautenden Wechselbriefe müssen in Banco abgeschrieben werden. Per Cassa werden keine anderen Wechselbriefe begehrt, als diejenigen, so per Cassa zu zahlen lauten: doch als der Acceptant mit dem Inhaber sich ver gleichen könnte, um anstatt in Banco zu schreiben ihn per Cassa zu contentiren, hat er deshalb zwar keine Straffe zu erleiden, da aber über kurz oder lang ein Proceß erwachen möchte, dürfte ein solcher in Gefahr laufen, einkommend zu werden, noch einmal zu bezahlen, weil nach hiesigem Statute sich die Bezahlung eines Wechselbriefes nicht anders verrichtet als durch die wirklich geschriebene Partia in Banco.“ Bezel. a. a. D. S. 36. 17) Siegel a. a. D. S. 355. 18) Bei Bimmerl a. a. D. I. Bd. Abth. I. S. 30. verb.: — „so soll der Inhaber, wenn er den Wechselbrief in Franken und Lindeu zu ziehen, denselben dem Buchhalter der Wechselbank einbringen und registrirten lassen, also der Acceptant oder Schuldner, nachdem die Partie abgeschrieben, oder auf andere Art vergütet werden, denselben, aber eher nicht, wieder abholen mag.“

len, ungeachtet der Arrest unter ihnen geschehen wäre, dennoch Protest und Wechselbrief an den Inhaber ausliefern, damit derselbe nach seinem Gefallen damit schalten könne, „es wäre denn, daß der Acceptant durch Zeugnis von einem Bancobuchhalter erwiesenlich machen könnte, daß die ganze Post des Wechselbriefes dem Inhaber auf seine Rechnung abgeschrieben und er des Werths davon vergütet worden, in welchem Falle die Notarien, und sonst nicht, den Arrest zu befolgen gehalten sein sollen“¹⁹⁾. Weshalb läßt auch das Schwedische Wechselrecht von 1671 Art. 30 eine Ausnahme von der Forderung der Wechselbriefe und Proteste vom Arrest nur eintreten, wenn derjenige, der den Arrest begehrt, „mit einer von den Buchhaltern der Banco vollkommenen und glaubwürdigen Zeugnißschrift darthun kann, daß die Zahlung nach der Abschrift vor des Inhabers Rechnung über den Inhalt des ganzen Wechsel bereits geschehen“²⁰⁾.

Einen andern, aber doch dasselbe Ziel verfolgenden Weg schlug man in Hamburg ein. Man kann sich auf den ersten Blick darüber wundern, daß nach der Wechselordnung von 1711 die Ordreclausel im Indossament nicht nur die weitere Indossabilität bebingt, sondern, als ob ein an des Indossatar Ordre lautendes Indossament eine noch unvollkommene Legitimation zur Zahlung erscheine, zu einem weiteren, nicht an Ordre lautenden Indossament nöthig. Erinnern wir uns aber an das Besehen der vorigen Girobank, so versteht, im Zusammenhang das Vorerwähnte, diese gesetzliche Deutung der Ordreclausel ihre Beschränktheit. Wie werden ja, in Hinblick auf das Obige, sehr deutlich erinnert an das, was als beabsichtigt erscheint, wenn wir die Bestimmungen des Art. 14: „Der Inhaber solle den acceptirten Prima und die indossirte Secunda oder Tertia dem Acceptanten auf dem Verfalltage präsentieren, und alsdann seine Wechselbriefe wieder zu sich nehmen — bei oder sofort nach Empfang der Bezahlung aber solle ein jeder Inhaber dem Bezahler die Wechselbriefe, es sei einer oder mehrere, auszuhandigen schuldig sein“ — begleitet finden von der weiteren Bestimmung: „Sollte nun aus dem Indossament Ordre leben, so müsse solches“ — den Wechsel als einen nicht weiter girirbaren darzustellen, s. oben — „nicht ausgelöscht werden.“²¹⁾ Rein, der Inhaber soll verbunden sein, an sich selbst oder Jemand anders zu indossiren“; hätte er etwa kein Solium in Banco, so soll er auch schuldig sein, eine schriftliche Affignation beizugeben, an wen der Wechselbrief gezahlt (abgeschrieben) werden solle. Be-

stimmte Auskunft soll wol Acceptant erhalten darüber, auf wen er mit seiner Zahlung sich einzurichten hat. „Wenn also,“ fährt Art. 15 fort, „mit ordentlichem Indossament der Wechsel zur Bezahlung präsentirt worden sei, dann solle kein and. Indossament heuach mehr gültig, noch dem Acceptanten präjudizirlich sein.“ Während vor „solcher“ Präsentation einen — an Ordre zu zahlen lautenden — Wechsel — also wol nach der Verfallzeit und binnen der 12 Respecttage“) — an Ordre zu verhandeln oder in Bezahlung zu geben unbenommen ist. — Darin hätten wir allerdings rüchsiglich des Indossaments nach dem Verfalltage eine ganz andere Bestimmung, als in der Braunschweiger Wechselordnung, welche, wie wir vorher sahen, ein solches Indossament geradezu für ungültig erklärte. — Wie wenig übereinstimmend über solch Indossament die Rechtsmeinungen waren, dies zeigt uns u. A. auch die Kautenburger Wechselordnung von 1709 Art. 27“), nach welcher ein auf sich selbst ausgegebener oder ein acceptirter Wechselbrief nach der Verfallzeit an keinen Andern indossirt oder negociirt werden kann, „wann dieser letztere nicht vorher bei dem Ausgeber oder Acceptanten angefragt, ob solcher Wechsel noch unbezahlt sei, und dieselbe von ihm auf dem Wechselbriefe schriftlich attestiren, oder denselben auf einen neuen Termin förmlich acceptiren läßt; Es wäre denn, daß der Ausgeber oder Acceptant des Wechsels nicht an dem Orte wäre, wo der Inhaber desselben sich befindet, und dieser also die Zahlung durch einen Andern fordern lassen müßte; Jedoch soll auf solchen Fall der Inhaber des Wechsels, an welchen er nach der Verfallzeit endossirt worden, gegen den Ausgeber oder Acceptanten nicht als Creditor agiren, sondern nur als Gesollmächtigter.“ — „Ein jeder vorsichtige Regulant,“ lautet aber der Schluß, „thue besser, zur Vermeidung aller Disputen, sich dafür sofort einen neuen Wechsel ausstellen zu lassen und die Zahlung an den Endossanten oder Ordentzen nicht eher zu thun.“ — Nach einem bei Siegel (II. S. 165 fg.) mitgetheilten Parere von 1733 dagegen sprachen die Leipziger Krammeister und Depositen sich dahin aus, daß — im Gegenfalle zu der vorerwähnten particularen Bestimmung der Braunschweiger Wechselordnung — zu Leipzig und auf den meisten Wechselplätzen üblich und erlaubt sei, „Wechselbriefe sowohl vor als nach der Verfallzeit an Andre zu indossiren“²²⁾.

22) Vergl. Zeitschr. f. d. A. d. I. Bd. S. 504. Wenn nach diesem Schriftsteller das Gesetz in Hamburg dahin ausgelegt ward, daß selbst ein nach der Präsentation geschicktes Indossament nicht für ungültig gehalten, sondern als gemeine Cession betrachtet wurde, so war damit in der That daselbst erreicht, als mit der Ungültigkeit, die Ungültigkeit des Indossaments gegenüber der Zahlung des Acceptanten. 23) Königl. a. d. S. 192. — In der Hauptsache wieder aufzunehmen in das K. Preuss. allgemeine Wechselrecht von 1724 als Art. 41. Siegel a. d. S. 130. 24) Als Bestätigung dessen diene die abweichende Bestimmung der Frankfurter Wechselordnung von 1739 Art. 35 für einen besondern Fall: „Wenn jemand einen Wechselbrief auf sich selbst stellt, und nach der Verfallzeit und darauf geschicktem Protest derselbe, ob er schon auf Ordre

19) Bei Zimmerl. a. d. S. 30. 20) Königl. a. d. S. 613. 21) Ploenen Cap. 16. §. 20: „Wanneer een wissel-brief hand te betalen van A. of ordre, soo sal een vorchtich Acceptant aan A. direct niet af-schryven, voor dat hy doet blycken dat hy noch honder van de wissel-brief is; ende A. is op syn begeren gehouden de wissel-brief direct aan hem selfs te endooseren ende daer op te stellen, & inhout dees, gelijst in Banco op myn rekening afschryven, wanneer hy wil dat de voldoeninge aan hem geschieden sal.“

Im Allgemeinen, und abgesehen von dem eben berührten Schwanke der Ansichten über die Kraft eines erst nach der Verfallzeit geschienenen Inbassoaments, können wir aber doch aus dem besondern Schutze, welcher so gleichmäßig, wenn auch nicht allenthalben in gleicher Weise, particularien Instituten, vermöge des dabei engagierten öffentlichen Interesses, zu Theil ward, erkennen, wie gleichmäßig als Publikum des inbassoamenten Wechselstels die Selbstständigkeit des Gläubigerrechts aus dem gemeinsamen Accepte sich geltend machte. In wie früh wol letzteres eintrat, daran erinnern und namentlich die vorstehend berührten Giroverbote: auf sie fällt von jenen Institutionen, dem Contro von Girobanken aus, an welche wir deutzutage so wenig zu denken pflegen, wenn wir vom ersten sprechen, ein gar bedeutsames Licht; und was wir oben andeutend, namentlich über die Stellung des Giro zum Contro, bemerken, und über die öffentliche Mißgunst, welche das Giro bei seinem Aufkommen empfing, wird hier eine Bestätigung gefunden haben.

Es fiel das Aufkommen des Giro gerade in eine Zeit, wo wir in den wechselseitigen Ansichten ein Auseinandergelien bemerken darüber, wer aus dem gemeinsamen Accepte als der eigentliche Gläubiger erscheine; ob der Präsentant im Wechsel, dem gegenüber es erteilt ward, an Revocation also Remittent nach dessen Ertheilung gebündelt sei; oder ob trotz der letzteren dem Remittenten, als im Zweifel dem Eigentumsüberbringer des Wechselstels, ein Contremandiren der Zahlung frei stehe. S. 19 fg. In eine Zeit also, in der man schwankte über die Richtung des im Accepte gethienen Versprechens; in eine Zeit auch, wo man ein von der Controordre des Trassanten unabhängiges, einer aus seinem Verhältnisse zum Remittenten entnommenen Einrede der nicht gezahlten Valuta nicht ausgeschloßes Gläubigerrecht aus dem Accepte forderte. — Wir sehen oben, wie der Gedanke der Beschränkung des Wechselstels auf die alte Personen-Vierzahl im Verkehr durchbrochen ward in Folge der Zulassung schon eines einzigen Inbassoaments: wenn auch mit ihr zunächst nur der Bequemlichkeit des Remittenten hatte gedient, ihm nur eben eine erst nachmalige Benennung seines — nach dem alten Geiste der Wechselstellung bereits vor dieser letzteren anzugebenden, weil vom Trassanten selbst in den Wechsel aufzunehmenden — Präsentanten hatte offen gelassen werden sollen. Das Blancoindossoament war die Figur, die als solch einmaliges Indossoament sich einfand²⁶⁾ — unter welchem dann natürlich wie ein Papier au porteur bequem durch simple Tradition der Wechsel sich weiter übertragen ließ; bei

lautet, von dem Indaber auf einen Anderen über, inofficiell und übertragen wird, und die Cedierung nach einem Palliment beschehen, so soll derjenige, an den dergleichen Uebertragung geschehen, nur als ein Bequemlichkeit gehalten werden, mithin gegen ihn eben diejenigen Einwendungen Platz gefien, so gegen seinen Indossoanten oder Cedenten angewendet werden könnten.“ (Vgl. Zimmerl. a. a. D. 2. Bd. Art. 1. S. 21.) Entnommen anscheinend aus der im Art. 37 ebenfalls lautenden Kurpfälzischen Wechselordnung von 1726 (Siegel a. a. D. S. 399).

25) Vgl. oben S. 33.

jedem neuen Nehmer, gewiß am allererstensten von Mandatar zu Mandatar, sondern von Eigentümer zu Eigentümer übertrag, so wahr es des Bedenklichen Nichts hat gegen Valuta, oder in Zahlung solch Papier hinzugeben, dazu aber, fremder Hand nur es anzuvertrauen ungleich mehr, ein im gewöhnlichen Verkehr nur Wenigen ertheiltes Vertrauen gehört. Als nun der so in Gang gekommene Verkehr in einer Mehrheit von Giro auf dem Wechsel selbst sich kenntlich machte, ein neuer Gedanke war dies eben nicht, ein Ausdruck nur für längt in Uebung bestehende Negierung. — In je immer weiteren Kreisen der Handelswelt oder leichtere in Aufnahme kam, dieser Verkehr mit der oft so gern sofort ins Geld gefloßen, erst so gefloßen ein- und weiterverkauften Baare, umkehrbar ja in der That so leicht wie kaum eine andere — gab doch ein officiell veröffentlichter Cours den marktgängigen Preis — dem Wechsel, der in solcher Circulation als leichtes Transportmittel der Valuten recht eigentlich erst seine Bestimmung zu erfüllen schien: desto mehr und mehr mußte an der Erinnerung, daß den alten Obiectus zu benennen, eigentlich das Giro hatte dienen sollen, verloren gehn. Ihn in dem ohne Zuthun des Schuldners nach dem Willen nur immer der Gläubiger wechselnden Wechselnehmer wieder zu erkennen, es mochte dem juristischen Auge gar schwer erscheinen. Man mochte in diesem Verkehr von dem Erfordernisse der Dredeckelung im Wechsel ganz absehen: der Schritt dazu lag nahe, denn die Negierung des Wechselstels, sowie sie eine vollendete Thatfache im Gange war und vor Aller Augen aus dem Wechsel sich abspann, entsprach gar nicht mehr dem Sinne jener Klausel; trotz ihrer, mochte man sagen, auf ein ganz Anderes — eine bloße Verwerflichkeit des Wechselstels — gehenden Bedeutung, war der einmal vorausgakte Wechsel das Obiect jener Circulation geworden²⁷⁾. Oder aber man mochte in eben diese Klausel einen ursprünglich ihr fremden Sinn einstreuen lassen, wie wir sie ja dem in seiner Vierzahl vollständigen Wechsel, dem Namen des Präsentanten beigelegt finden, in der That eine neue Erschei-

26) Mit einem Wechselrechte, welches die Dredeckelung zur Unvermeidlichkeit nicht verlangt, handt Kurpfälzisch wol zur Zeit der eigentlichen Wechselordnung hinsichtlich so isolirt war, wie dies etwas später allerdings der Fall war. — Mehrere ältere Wechselordnungen, welche trotz detaillirter Bestimmungen über das Indossoament doch kein Wort von der Dredeckelung haben, dürften sich aufweisen lassen. Außer in der Braunschweigischen Wechselordnung von 1694, worüber unten, finden wir z. B. auch in der Et. Galler Wechselordnung von 1717, obwohl dieselbe das Giro in einer sehr wohl ausgebildeten Gestalt und zeigt, kein Wort von der Dredeckelung; ganz anders freilich die holländische Wechselordnung von 1784 (bei Zimmerl. 2. Bd. Art. 1. S. 69 fg.). Auch nach der Kurhamburger Wechselordnung von 1709 (bei Königen a. a. D. S. 183 fg.) möchte das Indossoament nicht als durch seine bedingt erscheinen: wie namentlich der Vergleich mit der bayerischen Wechselordnung vom 29. Jan. 1734 (Siegel 1. S. 111) an die Hand zu legen scheint. Nach ersterer z. B. enthält der Wechsel „den Namen dessen, an den die Zahlung geschehen soll“, nach letzterer „den Lauf- und Nummern dessen oder derer, dem die Bezahlung geschehen soll.“ Vgl. Art. 1 beider Wechselordnungen, insbesondere auch Art. 26 in jener mit Art. 3 in dieser.

nung, man mochte ihr die Bedeutung beilegen, als ob durch sie der Wechsel zur weiteren Negociation besonders eingerichtet, durch diese Einrichtung zu letzterer erst geeignet gemacht werde, sobald diese Negociation mithin gehindert sei²⁷⁾, wo sie fehlt — sofern man letzteres beabsichtigte, in der That ein sinniges Mittel diese Deutung der Ordreclausel, und hier und dort vielleicht recht sehr willkommen gewesen. — In beiden Fällen war es diese, dort ipso jure, mit andern Worten nach der gemeinen Vorstellung, die das Publikum an die einmal erfolgte Ausgabe des Wechsels knüpfte, letzterem zuertheile, hier die durch die Ordreclausel bedingte Möglichkeit jener Negociation, der gegenüber, was man auch für die Unterordnung der Unverbrüchlichkeit des Acceptes unter das zwischen Trassanten und Remittenten bestehende Verhältnis, mit andern Worten für die Verursachung des Acceptes auf die Einrede der dem Trassanten nicht gezahlten Valuta, gesagt haben mochte, an Bedeutung verlieren mußte: jene Negociation, die darüber, wer als der eigentliche Gläubiger zu dem im Accepte enthaltenen Zahlungsvorsprechen zu betrachten sei, ob Remittent, ob Präsentant, nicht füglich mehr schwanken ließ.

Wenn der Wechsel in der Hand des Präsentanten als ein Object für dessen selbstthätige Negociation erschien — selbstigen in sofern, als für den Remittenten, d. h. den Valutageber, daraus keine Befreiung, vielmehr nur eine Verpflichtung des Negociirenden selbst, auch für den Trassanten nicht eine Haftpflicht für mehrfachen Rückwechsel im Regreßwege hervorgerufen sollte: dann konnte man nicht füglich mehr behaupten, daß im Zweifel nur als Mandatar des Remittenten der Präsentant zu betrachten sei, konnte folglich nicht mehr das ertheilte Accept als eigentlich und zunächst an den Remittenten gerichtet und daher seiner Controordre im Zweifel unterworfen ansehen. Für diejenigen Wechselreife, welche den Wechsel nur, wenn mit Ordreclausel versehen, zu jener Negociation geeignet ansehen, für sie mußte diese Clausel, wie wir oben (S. 20) bereits andeuteten, zur willkommenen, sicheren Marke werden für das Eigentum des Präsentanten am Wechsel. Und in der That begegnet uns eine ganze Reihe derselben, welche in der angegebenen Weise den Gedanken der Bezeichnung des Acceptes unmittelbar aus der Forderung des Wechsels in der Unmöglichkeit der Controordre des Remittenten, wenn die Ordreclausel im Wechsel steht, aussprechen. Das alte Schwedische Wechselrecht von 1671, scheint es, eröffnet jene Reihe. In ihm werden wir deutlich an das

erinnert, was wir oben bei Höfner fanden; ohne die Ordreclausel im Wechsel, im Indossament, behauptete man wol, sei der Präsentant nur als *adjectus solutionis causa*, nur als Mandatar zu betrachten. Da soll nach Art. 14 der Acceptant mit der Bezahlung an den Präsentanten inne zu halten verpflichtet sein, wenn in mittels dessen Solvenz etwa bedenklich geworden ist — ein bekannter Satz aus der Adjectustheorie. „Solchergehalt,“ heißt es dann weiter, „muß auch der Wechselzahler auf des Wechslers, oder auch des Wechselgebers Verlangen mit der Zahlung inne halten, wenn es ihm durch eine Notorialschrift von einem der Beiden verboten wird, daförne der Wechsel gerichtet ist auf eines gewissen und sicheren Mannes Namen allein, ohne Zusatz derrer Wörter, oder dessen Mandatarii oder Bevollmächtigten Ordres: auf eine solche Begebenheit ist der Wechselzahler obligat und verbunden, des Wechslers oder Wechselgebers rechtmäßigen Verbot, der Zahlung halber, zu gehorchen und Folge zu leisten“²⁸⁾. — Warum letzteres: das Schwedische Wechselrecht findet nicht notwendig, sich weiter darüber auszusprechen, hat es doch deutlich genug vorher an die Adjectustheorie erinnert. Anknüpfend dieses Gesetz ist es, an welches andere Wechselordnungen zunächst sich angeschlossen haben. Sie sprechen sich über das angeordnete Warum solcher Bestimmung deutlicher aus; belehren auch darüber, und zwar die eine immer ausführlicher als die andere, wann jene Rechtmäßigkeit des Verbotes als nicht vorhanden anzunehmen sei, als ob sie gar wohl fühlten, welch bedenkliche Prüfung es sei, welche dem Acceptanten aufgebürdet werde; rüchstlich der Controordre aber schon, welche das Schwedische Wechselrecht ja auch dem Trassanten gleichwie dem Remittenten trotz des geleisteten Acceptes, wo die Ordreclausel fehlt, verstatet, gehen ihre Bestimmungen aus einander.

Zunächst²⁹⁾ begegnet uns das Preussische Wechselrecht von 1684. Es erinnert an das Schwedische Wechselrecht schon darin, daß, nachdem von dem Giro des Näheren gehandelt worden ist, unmittelbar der Artikel folgt (Art. 23), welcher von der Möglichkeit einer Controordre des Acceptes — als ob zwischen jenem und

27) Wir erinnern an den Gebrauch, den wir nach dem oben Erwähnten von dieser Clausel, ihrem Durchkreuzen in Frankfurt und Augsburg, ihrem Auslösen im letzten Indossament gesagt haben. — Es mag paradox erscheinen, vor Allem an die negative Bedeutung dieser Clausel zu denken. Aber steht und kann nicht dabei Personen zur Seite? Er eröffnet den Abschnitt über das Indossament, a. a. O. Cap. IX, mit der Bemerkung: „Es ist dem Trassanten nicht zu raten, so oft er sich erlauben kann, Wechselbriefe zu machen, welche an Ordre zu bezahlen lauten.“ — Sindem soll also, wo möglich, der Trassant die Indossabilität des Wechsels: und wie wenig anfänglich das Mittel, wodurch es geschieht.

28) Königen a. a. O. S. 604. Nach Art. I ist unter dem Wechslere des Remittenten, der Valutageber zu verstehen, wovon dem Obere der Aussteller. 29) Die kopenhagener Wechselordnung von 1681 hat über die Ordreclausel noch gar Nichts weiter als dies, daß, wenn der Wechselreife in die Hände des Präsentanten (nämlich oben S. 22. Num. 90) laute, dann der Präsentant die Befugnis habe, denselben zu transportieren. Art. 12: „Bon dem, was Jemand einmal acceptiert“ — spricht sie ohne weitere Unterscheidung im Cap. 6 aus — „steht es nicht in seiner Macht, nachher wieder abzugeben.“ „Kein Wechselreife,“ sagt Art. 19, „darf bezahlet werden, ehe der Beifallstag verlaufen ist.“ — Wenn durch des Präsentanten Befugnis in Protestirung und Retraction ein Schaden verursacht werden sollte, „so ist derselbe schuldig, den Schaden selbst zu leisten.“ „Den Protest im Wechsel hat er bei vernünftiger Gelegenheit zurückzugeben an den Valutageber, an den, wie Art. 7 sagt, welchem der Wechselreife gehört, oder dessen Werth ausgegeben hat.“ u. d. d. u. d. d. 1. Bd. S. 561.

dieser doch ein wichtiger Zusammenhang bestände — redet. Rücksichtlich der möglichen Entkräftung des geleisteten Accepts durch die Contreordre des Remittenten, rücksichtlich der diesem letzteren im Zweifel zuerkennenden Befugniß zu dieser Contreordre, falls der Wechsel nicht an Ordre lautet, folgt es dem Schwedischen Wechselrechte. „Obgleich ein Geber“ einen geschlossenen Wechselbrief an einen gewissen Mann zu begeben hat stellen lassen, auch ihm denselben, um die Acceptation zu procuriren, bereits gesandt hätte, so mag, obgleich der geschlossene Acceptation, der Geber, als Herr des Wechselbriefs, dennoch solche Zahlung vor dem Verfalltage widerrufen und solche auf jemand anders vergründen lassen; gleiche Macht hat auch der letzte Indossant eines Briefes, wofür die Bezahlung nur simplischer an eine gewisse Person, und nicht an Ordre in dem Indossament gesteuert ist: Wofen aber der Einhaber eines Wechselbriefs einiges Eigenthum daran hätte, oder dem Acceptanten durch des Gebers oder Indossanten Briefe, beweisen würde, daß solche Remise für sein, des Einhabers, eigne Rechnung geschehen wäre, so ist der Acceptant gehalten, den Werth an den ersten Einhaber zu vergüten, und hat sich an den vorgedachten Widerruf nicht zu kehren“). — In der Hauptsache wörtlich dem eben Mitgetheilten gleichlautend ist Art. 25 der Danziger Wechselordnung von 1791“). Nach dem Hamb. Statute von 1603 war, wie bereits andern Orts (S. 19 f.), bemerkt ward, dem Remittenten die Contreordre trotz der bereits erfolgten Ertheilung des Accepts gestattet, „es wäre denn, daß derjenige, an den der Wechselbrief zu bezahlen gelangt, kein schlechter Mandatarius oder Befehlshaber des Senders des Wechselbriefes, sondern die Pfenninge ihm gehörig wären, und er bei dem Wechsel Advis und Befehl bekommen hätte, in rem suam und zu seinem selbst eigenen Nutzen die darin begriffene Summe zu empfangen:“ — oder auch — läßt die Wechselordnung von 1711 Art. 35 folgen: „er für den Sender an Effecten gegen Trattes und dergleichen in erwieslichem Vortheile wäre“), als in welchen Fällen, ohne des Einhabers

Mittheilung, die Widerrufung keine Kraft haben soll.“ Außerdem aber freilich letzteres, nach der weiteren Einschaltung der Wechselordnung von 1711 auch dann nicht, wenn der Wechsel an Ordre lautet“); denn nur „als dem Herren des Wechsel“ hat ja dem Valutageber, das alte Statut den Widerruf gestattet, der Valutageber des an Ordre gestellten Wechsels, der mag nach dessen Ausgabe nicht mehr als solcher erscheinen. — Die Bremer Wechselordnung von 1712 Art. 28 hat dem in der Hamburg von 1711 auf Effecten und Trattes bezüglichen Zuzug adoptirt, läßt auch wie letztere die Contreordre des Remittenten durch die Hand des Trassanten gehen, erinnert aber sonst, abgesehen davon, daß sie die Contreordre des Indossanten einem besondern Artikel vorbehält, in Abtheilung ihrer Fassung fast an das oben aus dem Preussischen Wechselrechte Mitgetheilte“).

Während jene Einschaltung des die Ordreausfall betreffenden Passus an das alte Hamburger Statut von 1603: die Statuirung, möchte man sagen, einer Ausnahme, von der regelmäßigen Revocabilität des Accepts durch den Remittenten — für den Fall, wo der Wechsel an Ordre lautet, den Eindruck zu machen nicht versehen kann, wie die Kraft des Accepts es ist, welche in und mit der Bestimmung des Wechsels zur Circulation wächst: begegnet uns eine Wechselordnung, die zwar wol nicht eben etwas Anderes sagt als die bisher erwähnten, aber doch den Eindruck macht, als ob der Ordreentzug des Wechsels nicht der gewöhnliche wäre, wenn ein Wechsel zur Circulation bestimmt sein soll, so muß irrevocabel sein vor Allem das Accept, sondern etwa der, wenn die Wirksamkeit mit Erfolg gebindert sein soll, muß revocabel sein das Accept. Es ist die Braunschwäger Wechselordnung von 1715, die wir meinen, deren Tendenz das im früheren Braunschwäger Wechselrechte ohne Einschränkung zugelassene Indossament zu beschränken, wie bereits erwähnt. Nach ihr bedarf es — was im ersten, von der Stellung der Wechselbriefe handelnden Artikel den ersten Platz einnimmt — zur Indossabilität der Ordreausfall, von der das alte Wechselrecht von 1686 kein Wort hat; nach ihrem Art. 42 soll sich Scheiden eigentlicher und uneigentlicher Indossament je nach dem Valutabehalten. Schlichtbin spricht das alte Wechselrecht Art. 28 die strenge Verhaftung aus dem Accepte aus“) — anders sie

30) Römisch des Valuta, also Remittent. 31) Königen a. a. D. S. 214 fg. 32) Königen S. 418. Nur die Kraft, möglichst klar und gemein verständlich zu sein, dürfte erkennen lassen der etwas andere Laut des Schlusses: „Daher aber der Einhaber eines Wechselbriefs einiges Eigenthum daran hätte, oder dem Acceptanten durch des Gebers oder Indossanten Briefe darthun würde, daß er die im Wechsel enthaltenen Gelder zu seinem selbst-eigenen Nutzen hätte zu empfangen, und also kein schlechter Mandatarius oder Befehlshaber des Senders des Wechselbriefs wäre, so ist der Acceptant gehalten, den Werth an ihn zu vergüten“ u. 33) Die erneuerte Schwedische Wechselordnung von 1748 Art. 2. §. 5 hat dafür: „Wenn aber der Geber — mit Briefen erweisen könnte, daß er nicht ein bloßer Commissionaire von demjenigen sei, der ihm den Wechselbrief zugesandt, sondern daß er dessen Glaubwürdig hatte, das Geld für den Wechselbrief zu seinem eigenen Besuche, entwerde für abgehandelte Waaren, oder acceptierte Wechsel, oder auch aus anderen Ursachen, wodurch er in wirklichem Vortheile für demjenigen, welcher ihm den Wechselbrief überlassen, entgegenzunehmen und zu seinem Nutzen zu verwenden: so soll eine solche — Widerrufung des Wechselbriefes u.

— nicht gelten.“ Weiskner a. a. D. 2. Bd. S. 310 fg. Nehmlich bezieht: Stübner Wechselordnung von 1758 Art. 42. Uhl Rost. II. zu Siegel II. S. 78.

34) Königen S. 379 u. 380. 35) Siegel I. S. 271. 36) Königen S. 274: „Wie nun der Remittent oder Aufnehmer des Wechselbriefs den Trassanten oder Zahlungsberechtigten, wegen deren bedachter Summe alsfort zu contentiren schuldig, und sich dagegen mit keiner Exception als solutio et compensatio in continenti liquidabilis zu schirmen und aufzuhalten vermag: so kann auch zur Wirksamkeit derjenigen, der einen Wechsel simplischer acceptirt und sich dadurch zum Selbst-Schuldner gemacht, durch keine andere Auskunft von breiter Zahlung oder scheinbarer Execution sich losmachen, er stehe mit Gebern des Briefs wie er wolle, und mag der empfangenen Valuta im Wechselbriefe gebüht sein oder nicht. Unermaßen dann auch wider die Trassanten und

Bei Weitem nicht so schlechthin wird in ihr, der Wechselordnung vom 1715 Art. 24, von der Fassung aus dem Accepte geredet.

„Wer aber sonst einmal acceptirt hat — der ist und bleibt, er sche auch mit dem Trassanten, wie er wolle, und habe die Valuta davor empfangen oder nicht, als Selbst-Schuldner zur Zahlung aus das Kräftigste verbunden, und vermag sich davor, „wenn der Brief aus Ordre gestellt und der Inhaber einiges Eigenthum daran erlangt, auch mit seiner von dem Remittenten nach der Acceptation empfangenen contra ordre oder andern Beheiß schützen. Lautete derselbe aber nicht aus Ordre, also daß der Präsentant oder der Inhaber des Wechselbriefes nicht selbst Herr davon, sondern nur des Ausgebers mandatarius wäre, so ist er damit, weil Remittent Macht hat mit dem Seinigen, nach Belieben zu schalten billig zu hören.“

Sollte etwa hiermit nach dem Vorgange des Schwedischen Wechselrechts auch eine Revocabilität des Accepts durch den Trassanten für den Rectawechsel ausgesprochen sein? Wenn dies — so doch wol in keinem andern Falle, als in dem, wo die Inverke Wechselordnung von 1725 — (welche übrigens §. 11 die Indossabilität statthaben läßt, es mögen die Worte Ordre oder Commiß im Wechsel enthalten sein oder nicht), nachdem sie vorher Art. 3 dem Trassanten wegen nicht erfolgter Zahlung der Valuta, nur wenn noch res integra und die Acceptation des Wechselbriefs nicht geschehen, zur Contreordre befugt erklärt hat; dennoch im Art. 15 auch die bereits geschehene Acceptation zu widerrufen gestattet: in dem Falle nämlich, wo der Inhaber nur Mandatar des Trassanten ist“).

Ueber die Frage, ob wegen der vom Remittenten nicht gezahlten Valuta Seiten des Trassanten zum Nachtheile des Präsentanten — i. B. des Gläubigers des Remittenten — der Wechsel contremantirt werden könne, hatte man viel gestritten; und nach was man darin fest geworden, vermöge seiner eigenthümlichen Festigkeit und nach dem alten Spruchworte: Chi acceta

Indossanten auf allen begehrenden Fall nach Wechselrecht ohne Verhaltung einiger Ausflüchte, schuldig verfahren werden soll. — Eine eigenthümliche Seitenbesetzung mag erscheinen die Reihenfolge, in der von der Falschheit der einzelnen Schuldner gesprochen wird; aber doch immer Uebereinstimmung von dem Acceptanten zu dem Trassanten u. s. w., welche er wol ganz ohne Rücksicht sein!

37) Nach geschehener Acceptation kann der Trassant den Wechsel nicht widerrufen, es wäre denn, daß der Inhaber sein Mandatarium wider“ (bei Zimmerl a. a. D. 2. Bd. Abth. 1. S. 131 fg.). — Der Fall, den wol auch nur die Danziger Wechselordnung im Auge hat Art. 26: „Wenn auch jemand für seine Ordnung Geld remittirt, dasselbe zu empfangen, aber contra zu remittiren, und der Wechsel an den Correspondenten directe und nicht an seine Ordre zu zahlen lautet, es sich aber jutrügt, daß der Correspondent vor dem Verfalltage des Wechsels fällt und, und der Sicher nicht vernünftig, also kann steht es in des Remittenten Macht und Willen bei dem Acceptanten die Zahlung zu widerrufen, und, daß derselbe an einem andern geschehe, zu ordonniren.“ Königen a. a. D. 408.

paghi, stehe diese Contreordre dem Trassanten nicht zu. Dem verdanft (vergl. oben S. 15 fg.) in der Frankfurter Wechselordnung von 1686 seine Aufnahme der §. 15:

„Dieweil auch in Wechseln, wieviel dieselbe zur Beförderung derer unentgeltlichen Commerzien de simplici et plano zu erörtern sind, die exceptio non numeratae pecuniae, oder die Aussucht des nicht baar dargelassen Geldes, zu Hinderung denen Negotien eingeführt werden wollen; so soll dieselbe in denen Wechseln nicht zulässig, sondern ausgeschlossen sein, dergestalt, daß derjenige so einen Wechselbrief simpliciter acceptirt, gemeldete Exception keineswegs vorschützen mag, sondern parate Zahlung mit Vorbehalt seines Rechts zu thun schuldig sein soll.“).

Was konnte es an diesem für den Rectawechsel durchgesetzten Satz ändern, kann man fragen, daß es auch einen Wechsel gibt, der mit der Ordreclausel die Fähigkeit zu weiterer Circulation erlangt? — Und in der That man kann nicht leugnen“), daß manche Wechselordnungen aus der Zeit, von der wir reden, trotzdem, daß sie die Indossabilität bedingt sein lassen, durch die Ordreclausel, doch auch bei dem Rectawechsel dem Trassanten nicht gestatten, das bereits gegebene Accept zu contremantiren. Das Preussische Wechselrecht folgt seinem oberräthlichen Paradigma in dieser Frage nicht. Der Trassant kann den bereits acceptirten Rectawechsel wegen nicht erhaltener Valuta nicht contremantiren. Fast wie eine absolute Norm lauten die ersten Worte dieses Wechselrechts: „Vor alle geschlossene Wechselbriefe soll bei der Uebersieferung der Prima die Valuta sofort praecise bezahlt werden;“ in der That ist aber wol mit ihnen u. A. eine Warnung für den Trassanten beabsichtigt, nur gegen die Valuta den Wechsel aus der Hand zu geben; denn ist dem nicht nachgegangen worden, so ist für ihn dennoch gesorgt, indem ihm Wechselrecht gegeben ist gegen den Remittenten. Trüge aber, heißt es im Art. 2 weiter, der Ausgeber Bedenken, den Geber mit parater Execution zu überfallen und, wollte er lieber die Acceptation seines ausgegebenen Wechselbriefs contremantiren

„also dann soll er solche contremantiren mit der andern Post, so nach geschlossenem Primawechselbriefe ab-

38) Zimmerl a. a. D. S. 3. Bei Martin Hagl, welcher Pareres und Facultätsurtheilen mittelst, welche, um diese Section zu erweitern, eingelegt worden waren, findet sich u. A. in dem Responso juris universitatis Coloniaensis S. 139 fg. über das einmal geprüfte Accept: „quae obligatio tam est firma, ut per mandantem et verberatis revocationem nullo modo tolli, aut impediri, multo minus evanescere“ (sc. litterarum). „solutio prohiberi possit, cum acceptatione facta sua aequitatem sit praesentanti, adeoque res non amplius integra.“ D. D. — „Imo talis acceptatio dicitur continere veram solutionem, quasi acceptans jam solvisset, et numerasset, praesentans vero rursum apud eum depositum.“ D. D. — Vergl. auch S. 132. n. 3. jet. S. 223. 39) Ein Interpretationsvorsatz, wie es sich bei Treitschke a. a. D. 1. 2b. S. 296. Anm. und S. 299. Anm. findet, dürfte nach dem oben Ausgeführten nicht zu billigen sein.

rufte nach der Acceptation seine völlige Kraft, und ist der Acceptant zur Zahlung verbunden“).

Ordre lauten (als welche nach eben diesen Gesetzen nicht girirt werden können) und worin der Valutakurs nicht bekannt sei, vom Assistenten auch nach der Acceptation contraemittirt werden mögen, und der Acceptant auf den Grund dieser Contraordre sich der Bezahlung entziehen könne, wenn nicht der Präsentant sein Eigenthum am Wechsel beweielt:“ a. a. D. S. 293. Allein diese Behauptung, überhaupt zu sagen, sagt u. A. für die Bremer Wechselordnung zu viel. Wenn u. A. ein Wechsel, gegeben von einem andern Ort von A., als Remittenten den B., „Wert in Rechnung“ oder „Befehl gewechselt“ u., als Präsentanten den C. enthielte, würde dieser Wechsel, wenn ihn der Bezogene D. acceptirt hätte, nach dem Obigen contraemittirt werden können? Auch ein Fall, wo Assistent remittirt hätte an seinen Correspondenten, läge mit ihm nicht vor. — Treitschke spricht von „Dunkelheit“ des obenabirten Art. 3 der Bremer Wechselordnung, der am Ende grobe das Eigenthum, „daß auch nicht an Ordre lautende Wechsel nach der Acceptation nicht contraemittirt werden könnten.“ zu sagen scheint. Er meint, diese Dunkelheit werde gegeben durch Art. 28: den, wie obenwörtlich, von der Contraordre des Remittenten redenden Artikel. Allein letzterer spricht ja von etwas ganz Anderem als Art. 3, dieser spricht die Unkalkulirbarkeit der Contraordre des Assistenten, ihrer die Staatshaltigkeit der des Remittenten aus. Es ist, meinen wir, ein Versehen, auf der Staatshaltigkeit der Contraordre des Remittenten auf die des Assistenten zu schließen; daraus, daß diese Contraordre durch die Hand des Assistenten geht, kann man nicht mit Treitschke a. a. D. S. 299 annehmen, daß Assistent selbständig zu ihr berechtigt sei. Eine Bemerkung, die wir bezüglichlich aus zu den bei Heise und Groppe a. a. D. Note S. 293 f. erwähnten Citaten machen müssen.

43) Die nach Vorstehendem auch u. A. dem Assistenten, wenn er an seinen Correspondenten remittirt und dieser kein Recht auf die Wechselsumme behaupten kann, offene Möglichkeit einer Contraordre bei dem nicht an Ordre zahlbaren Wechsel finden wir geschieht im Art. 30:

„Vor dem Verfalltag muß der Acceptant nicht bezahlen, wenn es aber geschieht, und dem Assistenten oder Remittenten dadurch einiger Schade überkommen, ist derselbe für des Acceptanten Schaden; wenn aber ein Wechselkurs an Ordre gestellt, oder an Ordre inkassirt ist, so mag der Bezogene denselben fordern, als ein anderer negotiiren und an ihm selbst zur Bezahlung inoffensiv lassen; wodurch der Wechselbrief vor dem Verfalltag vollzogen, und gänzlich mortificirt ist.“

Die Schicksale Wechselordnung von 1738 (Zimmerl 2. Bd. Abth. 2. S. 207 f.) best. zusammen Art. 19: das Verbot der Zahlung vor Verfall (S. 1), außerdem läßt der Acceptant schuldig, dem Eigenthümer des Wechselbriefs nachmalen zu zahlen, daß aber (S. 2) ein an Ordre zahlbar ausgeschüttet oder inoffensiv Wechsel vom Assistenten negotiirt und an sich gelöst werden könne vor dem Verfalltag, so gut wie von einem Anderen; dann folgt S. 3:

„Wenn aber der Wechselbrief nicht an Ordre lautet, oder girirt ist, sondern vor mich an N. N. zu zahlen, Valuta Conto mio, oder es soll mit validiren, ausgeschüttet, kann der Wechselbrief nicht vor dem Verfalltag eingelöst werden, angesehen der Eigenthümer die Commission widerrufen kann.“

An die Spitze stellt sie Art. 2: „es solle doch allerdings bei der in Wechselfachen bekannten Regel *chi accetta paga* förmlich verbleiben.“ Der Acceptant sich mit keiner Exception, es sei gleich die Valuta von dem Ausgeber des Wechselbriefs empfangen oder nicht, noch andere Entschuldigung — der Zahlung entziehen können. — Wie denn auch, wenn im Wechselbriefe händl: Valuta mit ihm gewechselt, selbste nicht anders

Verkennen aber läßt es sich nicht, daß die Bewegung, welche mit der Ordrekauf, insbesondere mit den bestimmten Ausprüchen, daß es derselben zur Indossabilität bedürfe, in die Wechselordnungen kommt (eine Bewegung, die übrigens darin, soviel uns scheint, etwas Eigenthümliches hat, daß, während wir sonst in der Mehrzahl dieser Wechselordnungen eine, ihrem Objecte wenigstens nach, ziemlich gleichmäßige Durchsprechung des Rechtsstoffes finden, hier dies nicht ebenmäßig der Fall ist, vielmehr ein gewisses Abweichen sich zeigt, vermöge dessen das, was als positive Folge dieser Clauel — in der einen Wechselordnung dies, in der andern jenes — hingefügt wird“), sehr ungleichmäßig erscheint) die alte Unverbrück-

gedeutet werden soll, als daß die Valuta wirklich und baar empfangen sei.“

44) So sprechen z. B. das Schwedische Wechselrecht von 1671, das Preussische von 1694, die Danziger Wechselordnung von 1701 nur von dem obenwörtlichen Ausfluß der Contraordre, oder mit andern Worten von der oben besprochenen Annullabilität des Accepts im Breitenwechsel, ebenso die Braunschweiger Wechselordnung von 1715. — Das Preussische Wechselrecht scheint sich nicht zu der Forderung der Ordrekauf, daß mit ihr Zahlung des Wechsels vor Verfall — deren Staatshaltigkeit die Bremer Wechselordnung von 1712 noch Ann. 43 aus ihr ableitet — geknüpft zu sein; es begnügt sich, Art. 27 (Königen a. a. D. S. 215), auszusprechen, ohne irgend der Ordrekauf zu gedenken: „Es ist kein Acceptant befugt, einen Wechselbrief vor der rechten Verfallzeit an den Empfänger, oder Präsentanten zu bezahlen, wenn es auch schon ein Prima von ihm acceptierter Wechselbrief wäre, und er sich der Zeit halber in Decourirung der Interesse, einen Vortheil machen könnte.“ — Die Danziger Wechselordnung Art. 24 (Königen S. 497) stimmt damit wörtlich überein: „wiedergelassen“, fügt sie motivirend bei, „da es sich zeigt, daß derselbe, an welchen die Zahlung, vor der Zeit geschehen, inmortificirt soll, so bleibt solche Zahlung zum Nachtheil und Gefahr desselben, der den Wechselbrief vor der Zeit gezahlt hat.“ — Diese Motivierung entsteht wörtlich die Hamburger Wechselordnung von 1711 Art. 31 (Königen S. 385), indem sie verbietet, „einigen Wechselbrief zu bezahlen, bevor derselbe betragt und verfallen.“ — Gedacht ist in der Danziger Wechselordnung jedenfalls an das Interesse des Ausstellers; denn ihr Schluß lautet: „Eigene Wechselbriefe aber mag ein jeder bezahlen nach Willen, und wenn er will.“ — Der Schade trifft den, der des Ausgebers Ordre überschritten, sagt die Braunschweiger Wechselordnung von 1715 Art. 30 (Königen S. 206), indem sie der Sache nach ganz, in ihrer Fassung zum Theil wörtlich an die Danziger Wechselordnung sich anschließt. — Nach der Breslauer Wechselordnung von 1716 Art. 18 (Königen S. 47) soll kein Wechselbrief bezahlt werden, der vor der Zeit oder die bestimmte Zahlungszeit verfließen: „der Acceptant verbleibt schuldig, dem Eigenthümer des Wechselbriefs nachmalen zu zahlen.“ fügt sie bei. — Dagegen finden wir in Art. 27 der Magdeburger Wechselordnung von 1703 (Königen S. 231) die an ihre außerordentliche Form in ihrer Fassung erinnernde Bestimmung:

„Es mag kein Wechselbrief so direct und ohne Ordre an jemand zu zahlen lautet, er gelde acceptirt worden, vor dem Verfalltage bezahlet werden, oder solche Vollziehung geschieht auf des Bezahlers Gefahr: Wenn aber ein Wechselbrief an Ordre gestellt, oder an Ordre inoffensiv ist, so mag der Betroffene oder der Acceptant ihn sowohl als ein anderer negotiiren, und an ihm selbst zur Bezahlung inoffensiv lassen, auch selbste gleichfalls den Wechselbrief zu seinen Zahlen, vor dem Verfalltag vollzogen oder mortificiren.“

Und dieser Artikel dragnet uns obige gleichlautend wieder in der Kurbrandenburger Wechselordnung von 1709 Art. 31 (Königen

sicherheit des Acceptes nicht allenthalben unberührt gelassen hat. — Eine Wechselordnung, welche nach dem oben Bemerkten gar wohl die Bedeutung der Dreierlaufs für die Girirbarkeit kennt, wir erinnern an das Obervährte über das Durchstreichen derselben Verbuß des Contro, in der es aber doch über sie im Uebrigen recht still ist — wir meinen die Augsburgur von 1716 — hat ein Capitel unter der Ueberschrift: „von der Einlösung aller acceptirten Wechselbriefe“ — daselbst (Cap. 5. §. 1) heist es:

„Alle von Fremden oder allfälligen a deposita ausgehenden Wechselbriefe, in welche nur Geber und Nehmer kommen, sollen gleiches Wechselrecht mit denjenigen, so von außenher eingeschickt, oder von hier hinausgehen, genießen, und wann die benannte Verzälszeit verlossen, soll derjenige, so Wechselbriefe acceptirt, oder von sich ausgehelt hat, es sei gleich die Valuta gelaufen und vom Geber des Wechselbriefs empfangen oder nicht, ohne einige Ausnahme, dieselb möge eingemandt werden oder Nahmen haben wie sie wolle, zu bezahlen schuldig sein, folgsam es mit dergleichen und andern Wechselbriefen bei der allgemeinen Regel, chi accetta paghi, allerdings sein Verbleiben haben;“

dahingegen, fährt (§. 2) sie fort, soll Niemand vor der Verzälszeit (contreire) oder bezahlen. — Was soll diese besondere Betonung, daß es so (schlechtthin bei der Unvertrüchlichkeit des Accepts) verbleiben solle“?)

§. 194). Etwas mehr vertraut und in systematischen Zusammenhang eingebracht trafen wir ihn in der Wiener Wechselordnung nach dem Obigen neben der Annahme einer Unkündbarkeit der Controordre selbst bei dem nicht acceptirten Dreierwechsel. Letzteres gewiß eine äußerst theoretische Consequenz ohne sonderliche praktische Erheblichkeit; denn was vermehrte dem Acceptanten zu zinsen, anzugehen, weshalb: es wegen eingegangener Controordre, oder aus welchem Grunde sonst, er sich zum Accepte nicht entschließen wil. — Uebrigens treffen wir außer in dem hervorgehobenen Artikel sowohl in der Wägburger, wie in der Kurbrandenburger Wechselordnung nur noch die Dreierlaufs da, wo von dem Commisssionair die Rede ist, der, wenn er nicht hofen wil, den Wechsel stellen lassen soll an die Dreier seines Principals, und nicht an sich oder Dreier: werthet und überhaupt eben §. 57. — Auch die Wägburger Wechselordnung sagt, wo sie informieren wil, über die Stellung der Wechselbriefe nur, daß der Name dessen in ihnen stehen muß, „dem die Zahlung geschehen soll.“ Ueber die Brandenburger vergl. oben Ann. 26. §. 85. So zwar auch die Bremer Art. I. Uebrigens vergl. Art. 14. verweisen mit Art. 25 des Preussischen Wechselrechts: gegen deren Deutung dahin, als ob in ihnen gesagt wär, der Dreierwechsel müsse indossirt werden (so Art. 15. §. 4. d. D. §. 404), wie allerdings die Hamburgur Wechselordnung verordnet, s. oben §. 84, Franz in Inst. jur. camb. Lib. I. Sect. 2. tit. 5. §. 13.

45) Bei Zimmerl a. a. D. I. Bd. Abth. I. §. 148. 46) In den Augsburgur Wechselordnungen schon sehr alt: in andern wol neuer, zum Theil jenen immer ähnlicher (vergl. Königen §. 319. 320. 419. 432). Die Wiener von 1717 hat einen Artikel, der ziemlich gleichlautend schließt: „betreffend die fremde transsire, d. i. vom Ausgeber auf eine dritte Person zu bezahlen aufgestellte Wechselbriefe: die sein gleich auf ein oder andern Ort,“ sie sollen, wenn die Verzälszeit und Restfristzeit verlossen, vom Acceptanten, es sei gleich die Valuta gelaufen und vom Geber des Wechselbriefs empfangen oder nicht, ohne einige Exception, die habe

Wir haben hier vor einen Beitrag zu der Beantwortung dieser Frage zu geben versucht. Wir haben gesehen, wie man über die Unvertrüchlichkeit des Accepts bei dem Rectawechsel sich Bedenken machte. Wochte man nun die Frage stellen, ob, nachdem in dem Dreierwechsel eine Form, ein unverbrüchliches Accept zu erlangen gefunden war, eine Rückkehr zu den Principien der Wechselweise für den Rectawechsel nicht an der Zeit sei — oder mochte man dem Gedanken Raum geben, daß der Uebst, einen der Vergabung entzogenen Wechsel zu haben, die alte Unverbrüchlichkeit des chi accetta paghi nicht eben entspreche: daß ein der Controordre ausgeschicktes Accept wirksamer die Vergabung hindern werde, als jene Bestimmung der Ordnung von 1673: Au cas que l'endossement ne soit pas dans les formes ci-dessus, les lettres seront reputées appartenir à celui qui les aura endossées — es wär nach Allem zu verwundern, wenn das alte unverbrüchliche Accept unangestaltet allenthalben stehen geblieben wär. — Einige Wechselordnungen, in denen dies nicht der Fall war, scheinen im hier angebrachten Sinne ziemlich deutlich zu sprechen. Man lese, wie gegen das Indossament des Rectawechsels einschreitet die Nürnberger Wechselordnung von 1722 Cap. 4. §. 15:

„Weiteres solle kein Wechselbrief, welcher an eine gewisse Person, und nicht an dessen Dreier zahlbar verlaufs, ohne des Ausgebers Gewehrmhaltung, bei Verlust des Wechselrechts, vor der Zeit bezahlt oder verhandelt werden; hingegen die an Dreier zu bezahlen gestellt oder girirt sind, solche sollen dem Acceptanten sowohl, als einem anderen, ein- und zu verhandeln, auch an sich selbst oder Dreier giriren zu lassen, und weiter zu giriren freistehen“ —

Nahmen, wie sie wolle,“ bezahlt werden, „und es also bei der gemeinen Regel: chi accetta paghi allerdings sein Verbleiben haben.“ Art. 5. — Allein das Höchste dazu leistet Art. 9: Zur Empfangung der Valuta müsse in einem förmlichen Wechselbriefe deutlich angedeutet werden: „wenn aber auch die empfangene Valuta in dem Wechselbriefe ausgelassen wär, ein solcher Brief aber von einem andern Orte wär gezogen und einfacher acceptirt werden,“ so müsse er bei Verzälszeit vom Acceptanten ohne Exception bezahlt werden — nach geleisteter Zahlung रहे dem Beklagten frei, seine Jura separato libello vorzubringen: — „Dieses ist in einem Wechselbriefe, also eine dritte oder vierte Person unterlaufs, dahin zu verstehen, damit diese dritte oder vierte Person nichts zu leiden habe: wenn aber die Sache zwischen dem Dreier oder Ausgeber und dem Creditur oder Zahler des Wechselbriefs allein bewirkt, da nämlich der ohne Verzälszeit der Valuta ausgeschickte Wechselbrief nur auf des Zahlers Nahmen, und nicht auf dessen Dreier oder Commis zahlbar gestellt wär, soll dem Ausgeber vorbehalten, den angetrauten Wechselbrief wegen der nicht gelassenen Valuta ohngewinkelt der betreffenden Acceptation zu contremantiren: selchennach wenn aber dergleichen Wechselbriefe noch vor der Verzälszeit die Controordre originaliter beigebracht, zu gleicher Zeit auch authentisch (daß die Valuta nicht gelassen) vom Creditur oder Dreierausgeber erwiesen wird, soll Acceptant zur Zahlung nicht gehalten, sondern von seiner Acceptation derzagt (sini) in Entziehung des Beweises oder bleibt es dabei, daß, wer acceptirt, auch bezahlen muß.“ Bei Zimmerl 2. Bd. Abth. 2. §. 106. Vergl. oben §. 36 An.

Voraus geht wol in §. 1:

„Alle Wechselbriefe insgesammt — soße nach Verschickung der — Verfallzeit und zugelassenen Respect- oder Bloßtagen derjenige, so solche acceptirt, es sei gleich die Valuta von dem Geber des Wechselbriefs empfangen und in demselben enthalten oder nicht, ohne einige Exception an den Inhaber in Banco zu bezahlen schuldig sein.“

„Indoch“, fährt §. 2 fort, „soße dem Trahenten, oder auch Giranten sei stehn, wenn ein Wechselbrief oder Giro bloß und praeisse an denjenigen, der solchen in Händen hat und nicht an Ordre gestellt ist, oder girirt worden, auch sonst kein Tertius darunter leidet, oder der Inhaber nicht erweisen kann, daß er dadurch in Schaden käme“), seine Ordre zu widerrufen oder an jemand andres zahlbar zu verordnen“).

47) Damit wäre man denn nicht allzu fern der traurigen Gehalt des Accepts bei Unfalls: ten — non turbat, quod iuxta consuetudinem, de qua testatur Scaccia etc., statim atque sequitur acceptatio, adjectus solutioni acquirit irrevocabilitatem actionem adversus Acceptantem, ita ut iste neque etiam solvere Domino literarum.“ Disc. V. n. 29, vielmehr a. 23 sqq.: „et ex annu aliquorum mandatum post acceptationem reputatur irrevocabile et res integra non dicatur, quando secuta est acceptatio.“ Dies nur gilt, quando constat de debito Debitantis, vel credito accepti, aut de debito ipsius Mandatarii,“ und überhaupt n. 37: „in hac materia acceptationis reflectendum est ad particularis circumstantias.“ — Ganz anders als die Nürnberger spricht sich §. 3. B. über die Verfallzeit, übrigens rückfichtlich der Controverse auf die (zur Gültigkeit allerdings erforderliche) Cap. 4. §. 3) Dreierlaufs kein Gewicht legende (vergl. Cap. 4. §. 8), Augsburger Wechselordnung von 1778 Cap. 3. §. 22 (bei Zimmerl. 1. Bd. Wth. I. S. 160) aus: „Der Wechselbrief acceptirt hat, der macht ihn dadurch zur Zahlung verbindlich, die Valuta ist davon gelassen oder nicht, und bleibt es bei der gemeinen Regel chi actus paghi. Bei einem acceptierten Wechselbriefe aber, oder auch bei einem gegebenen Wechselbriefe, wo keine Valuta gelassen, wenn kein Tertius zu Schaden dadurch kommt, kann in dem einen Falle die geleistete Acceptation annullirt und die Zahlung unterlassen, und im anderen Falle der gegebene Wechselbrief contremantirt werden, wenn anders von dem Acceptanten oder Contremantanten in continens zu erweisen ist, daß dem Dritten kein Präjudiz dadurch entstehe, denn im Fall dieser Beweis nicht vor der Verfallzeit eines solchen Wechselbriefes geführt werden könnte, so soll zwar die Bezahlung des Wechselbriefs nach der Ordnung erfolgen, das Geld aber in gerichtliche Hände mierzusetzt und die zum vollständigen Beweis in deposito gehalten werden.“ 48) Bei Zimmerl. a. a. O. S. 77 fa. Die Aussteller Wechselordnung von 1726 Art. 17 (Zimmerl. a. a. O. S. 171) bestimmt: „Es sollen alle Wechselbriefe pure — acceptirt werden und soll der Wechsel jederzeit paratam oder solum executionem haben, wenn schon der Valuta halber keine Rettung in dem Wechselbriefe gesehen, es wäre denn Tache, daß der Präsentant, von dem der Aussteller keine Valuta empfangen, solchen Wechsel präsentirte, und derselbe kein Dritter wäre, und der Ausstosser oder Aussteller, oder bevor die Zahlung von dem Präsentanten gesehen, solche widerrufen.“ — Der im Wechsel selbst neben dem Valutagaber genannte Präsentant würde also schon geschützt sein gegen die Controverse, mehr noch die Incessualität nach Art. 4. Dieser Wechselordnung. Fragen aber könnte man, ob, vgl. Ann. 41. S. 89, die Dreierlaufs an sich gegen die Controverse ausnimmt. Art. 40 dürfte diesfalls den Platz sein, nach welchem „der Wechsel, dessen derselbe ohne Ordre an jemand zu

Belehrendir wol noch ist die Frankfurter Wechselordnung von 1739 Art. 44:

„Bei Bezahlung der verfaßten Wechselbriefe ist ferner zu beobachten, daß diejenigen Wechselbriefe, welche recta, und nicht an Ordre zu zahlen ausgestellt sind, und vor der Verfallzeit von dem Ausgeber wegen nichtempfangener Valuta, der geschienen Acceptation ohngehindert, nach Wechselbrauch contremantirt, dabero auch vorher von dem Inhaber nicht verhandelt werden können, auf den Verfalltag und hernach in denen dazu gegönneten Discretions-Tagen recht und wohl, hingegen übel, wenn es vorher, es sei mit Constanti, oder durch Sconto, Compensation oder Contraposition zum Präjudiz eines oder des andern terili geschoben, bezahlt werden; welchen letzteren Falls solche Zahlung für ungültig gehalten und dafür erklärt werden soll. Die andern Wechselbriefe aber, welche an Ordre gestellt oder an Ordre indossirt sind, mag der Acceptant oder der Bezogene, oder auch ein anderer negotieren, und an sich selbst zur Zahlung indossiren lassen, mithin die Wechselbriefe vor dem Verfall bezahlen“).

Wir finden in dieser Wechselordnung nicht jenes scharfe Verbot des Retrauchwechsels, welches uns so eben in der Nürnberger begegnete, und welches doch auch, wenn auch nicht mit der Schärfe wie in letzterer, in der Kurfürstliche Wechselordnung von 1726 Art. 3 (f. Ann. 48) wiederlingt. Wir möchten es auch nicht auf uns nehmen, zu behaupten, daß in der ersterwähnten Frankfurter im Allgemeinen das Giro mit einer entschiedenen Misgunst behandelt werde. Erloschen war eine solche auch zu ihrer Zeit in der Handelswelt freilich noch nicht; eine Reihe von Wechselordnungen erregt hier unsere Aufmerksamkeit, in denen die das Giro betreffende Bestimmungen in der eigenthümlichen Weise:

„Weil die girirten Wechselbriefe noch an vielen Orten im Gebrauch sind u.“

eingeführt werden“); ja es könnte, insbesondere in der

zahlen lautet, vor dem Verfalltag nicht bezahlt werden kann, oder aber der Zahler alle Gefahr auf sich zu nehmen schuldig, welches jedoch keinen Unfall leidet, wenn nämlich der Wechsel auf Ordre gestellt ist, welchemfalls die Zahlung auch ohne Gefahr, auch vor der Verfallzeit geschehen kann.“ — Ueber die Hamburger Artikel von 1729, die nur die Indossatäre geschützt wissen wollen, während allerdings, „falls ein Wechselbrief so gestellt wäre, daß der Ausgeber desselben von einem anderen die Valuta zu empfangen bekennt, als an den die Bezahlung zu thun darin ordinirt würde,“ die Einrede der nicht gezahlten Valuta keineswegs für unstatthaft erklärt wird, f. oben Ann. 87. S. 40. Vergl. Ann. 44. S. 90. — Auch in der Kaiser Wechselordnung Art. 3 ein Anklang an obiges Verbot des Indossaments beim Retrauchwechsel: „Und sollen sowohl die fernerhin, als eingebrachte Wechselbriefe, so ohne Ordre ausgestellt sind, einem Dritten nicht verhandelt werden, sofern in seinem Namen ausgelagert werden können.“

49) Bei Zimmerl. 2. Bd. Wth. I. S. 18. 50) So in der Magdeburger Wechselordnung von 1703 Art. 26, in der Kurbrandenburger von 1709 Art. 20 (Königst. S. 201 u. 193), in

Frankfurter Wechselordnung als eine Aenderung solch missgünstiger Stimmung vielleicht betrachtet werden, daß sie statt — wie andere Wechselordnungen — darüber sich auszusprechen, was zu einem formgerechten Giro gehört, im Art. 10 nur den Passus der alten Wechselordnung von 1686 wiederholt: „die girirte und transportirte, oder indossirte Wechselbriefe, wiewohl sie gemeinlich spät in den Messen ankommen, sollen aus gewissen Ursachen nicht ferner verboten, sondern angenommen werden.“ Allein doch regulirt sie nicht blos die Regressansprüche gegen die Indossanten mit vieler Sorgfalt, sondern will §. 23. Art. 33 auch „die bishero öfters gemacht worden wöhlende Exceptiones cessionis in potentiorum, oder Ausflüchte der Uebertragung an einen Nachsitzer, welche zur Hinderung der Regressen und Verursachung höchstschädlicher processualer Weitläufigkeiten eingeführt werden wollen,“ in Wechselfachen ausgeschlossen wissen. Nur dem Giro des Retenwechsels ist sie ungünstig. Er kann vor der Verfallzeit, der geschehenen Acceptation ohngeschindert, von dem Ausgeber wegen nicht empfangener Valuta contremandirt werden; und daraus fließt hier, was in jenen ersternannten Wechselordnungen der Nürnberg- und Fälscher in der Gestalt eines besondern Verbotes erscheint, als eine selbstverständliche Folge: weil er bis dahin contremandirt werden kann⁵¹⁾, daher kann er auch vorher nicht verhandelt werden. — Das offene Ausprechen dieser Folge einer Verhandlung des Retenwechsels vor seiner Verfallzeit, es war wol eine eindringlichere Abmahnung dem mercantilen Publicum gegenüber, als jene Verbote der andern Wechselordnungen: wenn anders — und dafür, meinen wir eben, gibt uns die Frankfurter Wechselordnung einen recht sprechenden Beweis — von der Festigkeit des Accepts hauptsächlich im mercantilen Bewusstsein die Verhandlung des Wechsels durch seinen Inhaber, insbesondere das Giro⁵²⁾, lebte. — Und mag doch auch

als ein eigenthümliches Wahrzeichen hierfür gelten, daß einzelne Wechselordnungen selbst bei dem eigenen Wechsel, schon wenn er einmal, oder doch, wenn er mehrmals girirt wird, eine Vorlegung zum Accepte an den Aussteller vorschreiben⁵³⁾: damit, wie es in mehreren derselben heißt, der Inhaber oder Cessionarius von dem Wechselbriefes Richtigkeit desto eher versichert werde: während wir in einer Reihe anderer Wechselordnungen wenigstens das Publicum darüber belehrt finden, daß es einer solchen Präsentation zum Accepte auch in diesem Falle nicht bedürfe⁵⁴⁾.

Dieselbe Wahrnehmung, daß man die Eigenthümlichkeiten des Giro als mit dem Accepte im nächsten Zusammenhang stehend betrachtet, läßt auch bei den Schriftstellern sich machen. Erinnern wir uns, wie wenig J. B. Savary genügt schien, ein unmittelbares Contractverhältniß zwischen dem Girator und Wechsellaussteller anzunehmen, wie er erstern gegen letztern nur vermöge der Rechte des Indossanten den Regressanspruch zusprach (s. oben S. 46). Er drückt, will uns scheinen, wenn er von dem Accepte des Retenwechsels redet, über ein zwischen dem Eigenthümer des Wechsels — sowohl des nach dem Accepte erst Indossatar gewordenen, als des Indossanten, der im Regresswege den inmittelst acceptirten Wechsel wieder einlöst — um Acceptanten viel unbefangener sich aus. So verweist er bei Erklärung des Art. 24. tit. I der Ordnung, welcher den in der gehörigen Weise indossirten Wechsel als dem zugehörig, den als Indossatar das Indossament nennt, und *avoir sans qu'il ait besoin de transport. n'y de signification* bezeichnet, ganz besonders bei dem Accepte: „La raison en est que celui qui tire la lettre designe le paiement non seulement à celui auquel il fournit la lettre, mais encore à celui qui sera porteur de son ordre; et celui qui a accepté la lettre, s'oblige pareillement par le moyen de son acceptation, de payer non seulement à celui au profit duquel la lettre est tirée, mais aussi à celui en faveur duquel l'ordre est passé. Il n'est pas besoin non plus de signification, au moyen de ce que la lettre est acceptée, en étant de même comme d'une transport, lequel étant accepté par le débiteur sur qui il est fait, n'a pas besoin de signification⁵⁵⁾“.

der Altenburgerischen von 1720 §. 4, im Preussischen allgemeinen Wechselrechte von 1724 Art. 41, der Ostbailischen von 1732 §. 4 (Ziegel I. S. 181. 130 u. 187). — Bergl. auch das Nürnberger Edict vom 10. März 1700 oben S. 37.

51) Für die Beweislast bei solcher Contremandirung freicht sie, so wenig wie die Kupsfälscher, sich aus. Doch wird in beiden, in letzterer Art. 41, in ersterer Art. 33, die Exceptio non numerata pecuniae in Wechselfachen ausgeschlossen. Bergl. hierzu die interinimliche Processordnung vom 30. Dec. 1819. Giesch. und Statutenammlung. 2. Bd. S. 111 f. Art. 93: „Das insbesondere die Einrede der nicht bezahlten Valuta betrifft, so muß sie demjenigen, der sie vorbringt, um sie als Gegenstand einer Separatklage im ordentlichen Process auszuüben, verthellen bleiben. Wird aber diese Einrede als Gegenstand eines Separatklage im ordentlichen Process vorgebracht — so verliert sie die ihr in dem gemeinen Rechte zugestehende privilegirte Eigenschaft; der Kläger und respect. (im Concurs) der Contractist muß sie also immer beweisen, doch kann letzterer statt der Führung dieses Beweises dem Liquidanten den Eid deferiren, ohne die sonst zur Eidesabkennung erforderliche Bescheinigung erbringen zu müssen.“ — Bergl. eben Art. 40. S. 91. 52) In wiefern nach der Frankfurter Wechselordnung ein Wechselbrief auf Ordre gestellt werden muß, ist gütlich zu sein, war unter den vorigen Reichsgesetzen nicht bestimmt. Wir möchten eine Bestätigung für das Richtige erachten; der Artikel 44 gibt ja für sie das Warum: und man hat,

scheint es, kaum nöthig zu erinnern an das oben erwähnte Ausprechen des Wortes Ordre, falls die Wechselschuld durch Scontro erfolgen sollte, „damit der Brief,“ wie es im Art. 42 heißt, „nicht weiter indossirt werden kann.“ — Auch vermehrt der ebenrichtige Art. 44, wo er den den nach dem Verfalltag mit dem Retenwechsel vorgenommen Operationen freist, ansehnend gesichtlich den Ausdruch Verhandlung, sondern nur Zahlungsoperationen find es, von denen da geret wird. Auf das, was Scheerer I. Bd. S. 27 bemerkt, daß unseres Erachtens ausreichend geantwortet Treitschke a. a. D. S. 450.

53) So die Leipziger §. IV, die Breslauer von 1716 Art. 31 (Königlich S. 9 u. 454), die Frankfurter von 1739 Art. 12 (da Zimmerl. S. 11).

54) Danziger Art. 5 (Königlich S. 399), Braunschweigische von 1715 Art. 23 v. a. D. S. 293 u. a. Liv. 111.

55) Parl. négoc. Liv. III. chap. v. p. 119. — Dem Eigenthümer des Wechsels verpflichtet er sich: wozu freilich Savary dabei gelangt J. Ann. 65. S. 79 u. u. m.

Alein — und dies erscheint in der That bemerkenswerther — selbst bei Schriftstellern, welche den kaufmännischen Dingen ferner stehen, leblich, oder doch hauptsächlich von civilistischen Gesichtspunkten aus die Eigenthümlichkeiten des Indossamenten betrachten, spielt das Accept die Hauptrolle. Ein Beispiel hierfür Grolmann in seiner bereits mehrernmahlten Dissertation über das Indossament. — Er widmet bereits dem Einrede-rechte bei dem Wechsel eine, wenn auch sehr dürftige, aber doch eine besondere zusammenfassende Darstellung. Von der Controverse (vulgaris sed satis controversa quaestio), ob die Exceptio non numeratae pecuniae gegen den Wechsel gebraucht werden könne, handelt er ausr. Habe der Acceptant, lesen wir, bereits gezahlt, so versetze sich von selbst, daß der Trossant ihm Rem-bours leisten müsse, auch wenn der Trossant die Valuta nicht erhalten habe. Sich möge letzterer es zuschreiben, daß er seinen Mandatar nicht rechtzeitige Nachricht habe ausgehen lassen. — Hierauf nicht, fährt Grolmann fort, sondern auf den andern Fall beziehe sich die Controverse, wo Acceptant von der nicht bezahlten Valuta benachthigt, und ehe er die Zahlung geleistet hat, jene Ausflucht entgegengesetzt, und auf den weiteren der Regressnahme gegen den Trossanten. Wechselordnungen, in Schriftsteller werden angeführt, welche hauptsächlich von der Strenge der Verpflichtung aus dem Accepte reden. Da der Wechsel nicht im römischen Rechte seinen Sitz habe — lautet des Schriftstellers eigene Meinung — vielmehr erst nach dessen Einführung seine eigenthümliche Natur sich gebildet habe, das Reichsgesetz ihm nicht bloß jene strenge Execution verleihe, sondern überhaupt dem Interesse des Wechselgläubigers an prompter Zahlung — dessen Ehre und Vermögen oft, wenn letztere durch einen böswilligen Schuldner durch Einreden aufgehalten werden könnte, auf dem Viele stehen würden — eine singuläre Berücksichtigung andeuten lasse: so verdiene die Ansicht Martin Vogt's, welcher, wie es vorher heißt, durch das Zeugniß vieler Kaufleute dargehen habe, daß jene Ausflucht nach der Acceptation nicht statthabe, Billigung; doch ausnahmsweise dürste nach richtigem Ermessen der Schuldner nur zur richtigen Deposition anzuhalten sein (Cap. 4. §. 9. 10).

Dann geht Grolmann über a. a. D. §. 11 fg. zur zweiten Controverse, ob die Ausflüchte, welche dem Indossanten entgegengesetzt werden können, auch dem Indossatar entgegenstehen. Er bezeichnet sie als eine lebhaft besprochene (illud acriter disceptatur). Er selbst ist mehr für eine Verneinung. Theils weil die Schuldverhältnisse aus den Wechseln nicht die Qualität anderer Schuldverhältnisse haben, und wenn sie auch den übrigen gleichartig wären, doch ein ganz anderes Verhältniß eintritt bei dem Indossatar, welchem, wie man annimmt, der Acceptant vermittelst seines Acceptes als Constituent oder fidejussor neuerdings die Zahlung versprochen hat, also daß eine besondere Klage aus constitutum oder Verprechen gegen ihn statthabe. Theils weil es mit dem Wesen des Wechselgeschäftes, welches des gemeinen Rufens wegen eingeführt ist, in

Widerspruch steht, wenn es leicht auf Hindernisse stößt, und dem Cessionar irgendwelcher Aufenthalt, der in der Person dritter Personen seinen Grund hat, bereitet wird (aliqua re mora ex persona aliorum creatur). — So heißt es rückfichtlich der Compensationseinrede u. A.: „Illic quavis cedens tuus Acceptantis debitor fuerit, tamen tu post factam acceptationem ex persona ejus beneficium compensationis — mihi Cessionario opponere non poteris: acceptando enim simpliciter isti juri renunciassse videris et ante acceptationem mihi nullatenus obligaris: proinde frustra de compensatione quaeritur“⁵⁴). — Der Acceptant in der eigenthümlichen Festigkeit seiner Verpflichtung (loco principalis debitoris est et perinde ac transsum tenetur, sequae firmiter ad satisfactionem cessionario dum acceptat obligare creditur) ist es, zu dessen Befriedigung von hier aus der Schriftsteller (§. 11) übergeht.

Wol wird auch von ihm der Vorstich der Kaufleute, das Gezahlte auf dem Wechsel selbst abzuschreiben, gedacht: bei der prompten Execution aus dem Wechsel könne sonst der Trossant in die Lage kommen, zweimal bezahlen zu müssen, unter Verweisung der Zahlungseinrede zum ordentlichen Prozesse (Cap. 4. §. 13). In der Hauptsache ist es aber doch die Festigkeit der Acceptationsverbindlichkeit, welche materiellich bedeutsam für das selbständige Recht des Indossatar wird: und auch sie zeigt doch mehr ihre Stärke nur dem gegenüber, dem grade das Accept ertheilt ward; denn als Resultat der Bestimmung des Wechsels für die Circulation den Wegfall der Einreden, das Accept als schlechthin jedem Nehmer gegenüber ertheilt und als jedem daher ein selbständiges Gläubigerrecht gewährend, aufzufassen, davon ist der Schriftsteller noch weit entfernt. Recht deutlich zeigt sich dies am Schlusse des Schriftstellers, wo von der vom Acceptanten an den Indossanten bereits geleisteten Zahlung die Rede ist. Weil, lesen wir, hierdurch die Schuld *ipso jure* aufgehoben worden ist (prine. Inst., quib. mod. toll. oblig.), so hat Nichts auf den Indossatar übertragen werden können: hätte etwa nach Präsentation des Wechsels später unter dem läugnerischen Vorgeben, derselbe sei verloren gegangen, ein Indossatar vom Acceptanten gegen Motivations-schein Zahlung erlangt: trotzdem aber den Wechsel weiter indossirt, so steht seinem Indossatar die Zahlungseinrede entgegen. — Könne doch der Gebet auch nach gleichem Cession die Forderung noch einheben: so befreie auch Zahlung, re integra an den Indossanten geleistet, den Acceptanten. „Re integra“ der Schriftsteller vermeidet anscheinend, näher auszusprechen, was er eigentlich damit meint; er citirt nur Dies. 3. Cod. de novat. et de leg.: auf Denunciationen des Indossatar also soll es, nach

⁵⁴) Allerdings aber mit einer eignen Schuld des Indossatar soll der Acceptant aufrechnen können; auch mit der des Indossanten, wenn vor dem Indossament aus bereits Acceptant gegen den Indossanten Klage erhoben, oder der Klage des Indossanten die Compensationseinrede entgegengehielt habe: „ita enim favor literarum cambii est extendendus ne simul malitiam indulgemus.“

Wassgabe dieser Gelder, ankommen; sie soll, wie bei der civilrechtlichen Cession, erforderlich sein, um der Zahlung — den Indossanten den Liberierungseffect zu nehmen. — Ebenso ist der Indossatar gar übel daran, wenn er einen Wechsel an sich indossiren läßt, der über eine Spielschuld ausgestellt ist. Im Wechselproceß mag allerdings nur, wo diese Veranlassung des Wechsels manifest ist, Bezugnahme auf sie statthalt sein, außerdem sie zum besondern Proceß verwiesen werden; aber doch zu letzterem: habet enim Cessionarius, quod sibi imputet, cur debitum minus exigibile cedi passus fuerit, vel in causam debendi curiosus non inquisierit⁵⁷⁾.

Das Indossament ist dem Schriftsteller eine, wenn auch bis zu einer gewissen — freilich, wie schon das Vorstehende erkennen läßt, sehr arbiträre — Grenze, im mercantilen Interesse privilegierte Cession. Daraus wird, daß es überhaupt ein ganz erlaubtes, auch von der Einwilligung des Schuldners unabhängiges Geschäft ist, gefolgert⁵⁸⁾. In Anknüpfung an letztere Folgerung wird die von einem Schriftsteller (Dendorff) „nach, ungerechtfertigt durch Rechtsgründe, und ohne daß er dafür zum Beleg irgend eine Wechselordnung angeführt habe, hingestellte Behauptung“ verworfen, daß das Indossament durch die Indruckschrift im Wechsel bedingt sei, und wenn sie fehle, immer der Einwand der mangelnden Legitimation dem Indossatar entgegenstehe⁵⁹⁾; die Befugniß zum Indossament liegt schon im Wechsel an sich (virtualiter): wenn ausdrücklich ausgesprochen, bringe sie zur Sache nichts Neues. Von dem Willen des Remittenten hänge es ab, ist vorher (Cap. 3. §. 9) bemerkt worden, ob er selbst den Wechsel einlegen, ihn zu diesem Behufe einem Andern anvertrauen, oder abtreten wolle, nicht von dem des Transsanten. Aber doch schließt sich hinwiederum thatsächlich auch nach Grolmann's Darstellung sehr eng das Indossament an den Willen des letzteren an, vermöge der Weisung, die für den Transsanten im Wechsel enthalten ist: Voraussetzung des Indossaments ist's, daß der Gebet an dem Rücken des Wechsels des Cessionar Erwähnung thue; denn, da ersteren nach der Willenserklärung des Transsanten durch Acceptanten die Zahlung zu geschehen hat, so wird Acceptant, wenn er einem Andern weislich zahlt, nicht befreit, wenn nicht die Weisung des Creditors, des Remittenten, fehlt. Cum enim ipsi (cedenti) juxta transsantis factam in literis cambii expressionem ab Acceptante solutio faciendi, Acceptans alii scienter solvendo non liberatur, nisi de mandato creditoris constaret; neque tamen hic opus est longis verborum ambagibus sed sufficit si Cedens inseribat: „solverat Titio, an Titium zu bezahlen. Gajus“⁶⁰⁾.

Diese eben erwähnte Gebundenheit des Gläubigers rechts und der Legitimation an den Wechsel ist es, welche wir, als in ihren rechtlichen Folgen bedeutungsvoller, hervorgehoben finden in dem bereits von uns öfters erwähnten, schon vor der Grolmann'schen Arbeit⁶¹⁾ erschienenen Werke des Gerhard Titius (Jaris priv. Rom. Germ. Libr. XII. Leipzig 1709.). Vieles mag die geistvolle Auffassung des Indossaments, die wir hier finden, die Gedanken der gleichzeitigen und späteren Schriftsteller in Bewegung gesetzt haben; wie denn u. A. sie es ist, auf welche Henricius, indem er die literalcontractliche Natur des Wechselcontracts behauptet (hunc contractum proxime accedendo ad naturam contractus literalis), auch auf sie zurückverweist⁶²⁾.

Der Indossat, sagt Titius, wird dem Indossatar aus eigenen Wechseln oder acceptirten so gültig verpflichtet, daß die Ausflucht der Zahlung oder Compensation, die dem Indossanten entgegenstehen würde, ihm, dem Indossatar, nicht entgegengelegt werden kann: und dadurch unterscheidet sich der Indossatar von dem einfachen Cessionar. Mag also der Indossat dem Indossanten gezahlt haben, und von demselben einen Quittationschein erhalten haben, so muß er doch dem Indossatar des Zahlungsempfängers abwärts zahlen; ein Anderes ist es, wenn eine erfolgte Theilzahlung auf dem Wechsel selbst verlaubar ist. Der Grund dieser Sage scheint darin zu liegen, daß das Wechselrecht am Briefe haftet (ratio harum assertionum ex eo repetenda videtur, quod jus cambiale ex literis dependeat): eine Auffassung, welche für Kuriosen ihre besondere Bestätigung gefunden hat im Mandat von 1699. Daraus folgt, daß der Indossatar nicht nothwendig hat, um die Zahlung zu hindern, den Schuldner zu denunciren, was der einfache Cessionar allerdings thun muß. Daraus folgt ferner, daß der Indossatar dem ältern Cessionar, an den außer dem Wechsel edirt wurde, und dem er nach den gewöhnlichen Regeln der Cession nachstehen mußte, vorgeht; denn, wie wir gesagt haben,

sed eandem ex voluntate remittentis personam sustinet, quare de manu in manum accipitur giroturn literae“ sollte der rechtsgelehrte Schriftsteller bei diesem eigenthümlich nach dem Willen des Remittenten wandelbaren „Adjectus“ nicht an die Beziehung, in die, vermöge der Wechselurkunde, auf der er verlaubar werden muß, dieser Adjectus zu dem Willen des Transsanten tritt, gedacht haben? Doch „unde est.“ — folget er a. a. D. aus jener Felsenineinheit, „quod dom Remittens jus cambiale tertio cedit, hic cessionarius novum cedens experitur et mandatarius vel procurator in rem suam cit. L. I. sicut utilis actio cessionario etiam sine cessione competat. L. I.“

61) Sie ist aus dem Jahre 1711; vorzugsweise auf die Hamburger Wechselordnung von demselben Jahre scheint der Blick des Verfassers (nach dem Titel Georg Jacob § 1 ff) aus Hamburg, während Grolmann nur als Disputationsschrift genannt ist) gerichtet.

62) Elementa juris cambialis (ed. I. Amstelredam 1742.) Cap. 3. §. 5. — Vergl. auch Recueil. Exercitationes juris camb. exerc. VI. Sect. 2. §. 58: „Sunt itell. qui adstruunt, indossoament esse instar novi cambii.“ — Titius fügt sich, den Titius als den Vertreter dieser „ingeniosas comparatione“ zu nennen, von welcher letzterer er sagt: „in praxi ipsa appeditur argumentum legis v. gr. id quod juris et obligationalia circa transsantem, id etiam juris etc. ad circa indossoamentum.“

57) Cap. 4. §. 20 u. 21. 58) Cap. 2. §. 1. u. 3. 59) — „le hoc assertum nade proponit, nulla vero ordinatione vel juris ratione confirmat — ita merito hanc opinionem tanquam singulariorem misam fecimus.“ — Cap. 3. §. 10. 60) Cap. 3. §. 9. Vergl. Cap. 1. §. 6: „Si Praesentans usitata vocabula Commissarium adjectum suo nomine substituit, in iidem non diversam,

jus cambiale ex literis dependere videtur. — So Titius⁶⁵⁾).

Die Weise, in der nach ihm der Indossatar in das Gläubigerrecht aus dem Wechsel eintritt, sie ist geeignet, recht klar die originäre Selbstständigkeit dieses Rechts für jeden Wechselnehmer hervortreten zu lassen. Zugleich zeigt dabei sich auch, daß, wenn auch neben dem acceptirten Wechsel zugleich von dem eigenen Wechsel, „welcher der Präsentation und Acceptation nicht bedürfte“, die Rede ist, dennoch hauptsächlich das Accept es ist, welches für den Gehanten des Schriftstellers wenigstens den Ausgangspunkt bildet.

Nachdem da in der Darstellung vorausgegangen ist, daß das Giro auf der Rück- oder auch Vorderseite des Wechsels zu geschrieben habe, genügend des Blanco-indossaments, dessen, daß wer einen mit ihm versehenen Wechsel ohne eigene Zeichnung weiter gebe, nicht hafte, und die Möglichkeit, daß man als Wechselnehmer gegen einen solchen Wechselgeber keinen Regress habe⁶⁶⁾, gedacht worden ist, folgt über das eigentliche Indossament das Nähere. Es vertritt einen neuen Wechsel: man könne daher den Wechselsteller mit dem Traffanten, den Indossatar mit dem Remittenten, den Indossaten mit dem Traffanten vergleichen: *Indossamenta iustae esse novi cambii, hinc indossantem trassanti indossatarius Remittenti ac indossatum ei in quem tratta dirigitur comparare, ac eadem jura ubique asserere licebit*. — Dies führt den Schriftsteller einerseits zu diesem Haften des Gläubigerrechts an der Wechselurkunde — aus dem Wechselbriefe entsteht die Verpflichtung der Indossanten, daher ist ihre Haftung eine wechselseitige — wie andererseits zu dem selbständigen Rechte jenen Indossatars. Bezeichnend für den Gehanten des für sie durch das Indossament erwerbenden unmittelbaren Rechts, im Gegenseite zu dem abgetretenen Rechte eines Cessionar, mag die Frage, die da gestellt wird, erscheinen, ob denn auch jeder Indossant, sowie der Traffant, den Wechsel dem Traffanten zu advalidiren habe — die nur eben, möchte man sagen, deswegen vernicht wird, weil es genüge, daß über den Willen des Traffanten einmal der künftige Schuldner informiert

werde. In dieser letzteren Wendung tritt aber doch der in der Grundtratte enthaltene Wille des Traffanten, so wie er in dieser einmal ausgesprochen vorliegt, gewissermaßen als das höhere Gesetz, dem die in den Indossamenten enthaltenen Trattegeschäfte bei all ihrer Selbstständigkeit nur sich anschließen, deßhalb dem unter. Was Titius an einem andern Orte von dem selbständigen Rechte des Präsentanten im Wechsel sagt, wird man auch auf die Indossamente anzuwenden haben. Man folgere wol aus dem selbständigen und einem Widerrufe nicht ausgesprochenen Rechte des Präsentanten, daß die Zahlung antieipirt werden könne. Allein jener Grund reiche nicht aus. Wol ist jenes Recht ein selbständiges und rückfichtlich des Traffanten unwiderrufliches, aber doch ein solches, welches mit Rücksicht auf den Traffanten seine bestimmten Bedingungen hat. Will der Zahlende sich hinterher gegen den Traffanten rembourfieren, so muß er die Bedingungen innehalten, die der Traffant gestellt hat; außerdem hat er an letzterem keinen Rückanspruch; wenigstens dann einen solchen nicht, wenn der Traffant nachweisen kann, es sei ihm durch Antieipirung der Zahlung ein Schaden geschehen, den er bei Innehalten des Zahlungsstermins würde haben vermeiden können.

Einem Ausspruche des Titius: *ius cambiale ex literis dependet*, schließen sich u. A., und zwar unter ausdrücklicher Bezugnahme auf Titius, Frand und Leyser⁶⁷⁾ an, obwohl Frand, wie wir schon werden, meint, daß Titius aus der Auffassung des Indossaments als eines Wechsels zu viel folgere, während Leyser dieselbe wol ganz verwirft. Aber auch Leyser führt Titius für den Vorrang des Indossatar vor dem älteren Cessionar an, und behauptet nicht minder, daß ersterer durch den bloßen Besitz des Wechsels als Indossatar schon ausreichend geschützt sei gegen alle Machinationen, Einforderungen und Vergleiche eines früheren Wechselinhabers, eine Denunciation also, wie deren der gemeine Cessionar bedürfte, dem Indossatar nicht erforderlich sei. — Recht gut läßt Frand mit dem Vorrang des jüngeren Indossatars vor demjenigen, den die Wechselorderung außerhalb des Wechselbriefes erbt, worden sei, und mit dem Vorrang, den der Procuraindossatar vor einem habe, der mit Einbindung des Wechselbriefes mittels fälschen Briefes betraut worden sei, den Fall in Gegensatz treten, wo von einem und demselben Wechselbriefe die Prima an den Einen, die Secunda an den Andern indossirt worden sei, jeder Indossatar also in solchem Falle — denn dies ist wol der wesentliche Unterschied, der bei diesem Gegensatz gemeint ist — das von dem Traffanten zur Legitimation des Gläubigers ausgegebene Papier für sich hat. Unter diesen beiden Indossatarien soll nach der Analogie civilrechtlicher Bestimmungen⁶⁸⁾ derjenige den Vorrang haben, der zuerst das

63) a. a. D. Lib. X. cap. 5. §. 52 sqq. Vergl. hiermit das Obige S. 77. Auch *Deimervius* hat sich eben als Consecrator seiner Ansicht die drei vorerwähnten Folgerungen a. a. D. §. 9. Quam ergo omnino pro certo habendum sit, primum illum et principalem contractum, qui inter remittentem et trassantem intercedit ad litteralem quam proxime accedere: inde omnino consequitur 1) ut acceptans, si indossanti solverit et ab eo accepterit instrumentum cassatorum cum Ratificationsschein Indossatario nihilominus solvendi teneatur (*Berger*, El. proc. execut. §. 53 wird dabei citirt, welcher daselbst nur das Sachliche Wandel von 1699 erläutert, der Satz selbst ist wörtlich aus Titius, vergl. §. 54 a. a. D.). — 2) ut indossatarius cessionem Indossato denunciare non teneatur — 3) ut indossatarius cessionario extra cambiali locum antiquiori, praefertatur. 64) Der Gehante wol, daß nach ihrer Bedeutung für die Legitimation der Hauptgrund des Indossaments, daß nur die Sicherstellung des Indossatar sei, läßt den Schriftsteller dazu kommen: der Indossatar könne Indossaments, die er für nutzlos halte, vernichten; a. a. D. §. 49.

65) a. a. D. §. 47—50. §. 33 ff. Wenn §. 58 dem Wechselanten nach der Zahlung ein Anspruch auf Rembourf gegen den Indossanten zugesprochen wird, so ist es wol der Fall des *Oberraccepts*, an den der Schriftsteller denkt. 66) *Decas questionum* cap. 2. §. 3. cap. 1. §. 67. Fr. 55. D. de procurat. jct. l. 5. Cod. de her. vel act. vendit.

tratte sich anschließenden Wechsels — eine Auffassung, die in der Praxis soviel Anklang fand: im Wesentlichen ist sie ja gerade der Gedanke des alten Aval — von letzterem uns Nichts zu sagen weiß. — In der Circulation der Saluten, die durch letzteres sich vermittelte (S. 26. 27. 38 fg.), wo wäre da viel das von Hand zu Hand, von Geber zu Nehmer wandelnde Wertpapier: wo wäre das jene so eigenthümlich erleichterte Legitimation, oder als leitender Gedanke die Zuversicht auf das Acredit zu Tage gekommen? Als eine Bürgschaft für den Trassanten erschien es auf dem Wechsel: in der Gestalt einer Bürgschaft, die, wie alsbald die Erfahrung zeigte, den Credit des Wechsels mehr beeinträchtigte als förderte.

Wel kam zwar auch das Indossament, wie mehrere wäghen, sehr früh schon vor in derselben — den girirten Wechsel in seiner äußern Gestalt dem avalirten ähnlich erhaltenden — Form einer bloßen Unterschrift der Giranten, als Blanco giro. Allen abgesehen davon, daß bei ihm doch, wie kaum zu bemerken nöthig scheint, diese Verantwortlichkeit nur eine ganz äußerliche erschien, sofern jeder aufmerksamer Blick auf den Wechsel, Namen und Ordreclausel, über die beabsichtigte Uebertragung und Legitimation durch Schrift auf dem Wechsel Auskunft gab: so war doch auch kaum eine Gestalt des Indossaments der neuen Idee des wechselnden Gläubigerrechts günstiger als grade sie. Physisch und Stpf, wenn sie nach dem Obigen S. 33 von ihr als der gewöhnlichen Form des Giro berichtet, mögen wol darin sehr Recht haben. Brauchen wir uns doch z. B. nur an den Gebrauch zu erinnern, der in dem Falle, den die Rota Romana zu entscheiden hatte, von ihr gemacht ward, um uns dessen bewußt zu werden, wie liebham diese Form dem Verkehr erscheinen mußte. Was dem Blanco indossament noch heute so günstige Aufnahme zu Theil werden läßt: daß man mittels desselben Theil nehmen kann an allem Vortheile des Wechselverkehrs, ohne bei weiterer Veräußerung des Wechsels selbst in die Wechselgarantie treten, ohne mit seinen Wechseloperationen kundbar werden zu müssen, mittels desselben am bequemsten den Wechsel zum Verkauf ausbieten läßt, oder etwa, indem man den Handlungsbreisenden mit in Blanco girirten Wechseln versieht, die Gefährlichkeit der Ertheilung einer Wechselprocura vermeidet — Alles das bestand ja schon damals; daneben aber noch dies, daß bei dem hier und dort bestehenden Verbote des mehrfachen Giro es der einzige Weg war, trotz dem den Wechsel mehrfach verhandeln zu können, nicht minder, indem ein Indossament ohne Obligo noch nicht eingeführt war, die einzige Form, den Wechsel ohne eigene wechselmäßige Verpflichtung bequem veräußern zu können.

In der Zeitperiode nun, von der wir hier reden, finden wir freilich fast ausnahmslos in den Wechselordnungen als Medium der Wechselcirculation nur das voll aufgefüllte Indossament. Wir haben (S. 28) auf die nächste Veranlassung dazu hingedeutet: eine Veranlassung, die freilich, wenn anders wir darin sie als solche zu bezeichnen recht hatten, je seltener die Giro auf der Vorderseite des Wechsels nach dem Obigen werden mußten,

in ihrem Entstehen das Verbot des Blanco giro nur als eine willkürliche Formvorschrift erscheinen lassen mußte.

In der That lebte, trotz der Verbote aller Orten, das Blanco giro fort. Zu §. XI. der Leipziger Wechselordnung, nach deren Wortlaut, wie oben erwähnt (S. 28), das Indossament in Blanco „gänzlich abgeschafft und der Geber des Wechselbriefes den Giro, wie es sich gebührt, völlig zu compleiren schuldig sein sollte“, bemerkt Königlich: daß dies „gänzlich abgeschafft“ — nicht, was es doch ganz unabweisung zu sagen scheint, die gänzliche Aufhebung des Blanco giro zu bezeichnen habe, sondern nur, daß der Inhaber eines also indossirten Wechsels noch einer weiteren Legitimation bedürfe“ (s. unten Anm. 82. S. 100). Und nicht etwa erst zur Zeit, wo Königlich seinen Commentar schrieb, war diese bereits eigenthümliche Deutung jenes „gänzlich abgeschafft“ aufgekomen. Bereits in einem Parere der Kramerrichter und Handlungspatriten zu Leipzig vom 26. Dec. 1691 treffen wir sie an: „Es gebe die bisherige beständige Observanz derer Fremden und Einheimischen Handelsleute“, daß in der Wechselordnung von 1682 das Indossament in bianco nicht in dem Sinne abgeschafft worden, daß es gar keinen Effect haben sollte; „sondern nur zu verhüten, daß bei eintreffenden Fallimenten eine Arglist und Betrug mit denen Wechselbriefen vorgenommen werden könne, als welchem elischen Maaszen dadurch präservirt wäre, wenn das Indossament richtig durch den Indossanten mit Benennung der Zeit eingerichtet würde. Wenn nun aber der Inhaber des Briefs anderweit durch seine Bücher oder sonst beschleunigen könnte, daß er den Wechselbrief bona fide erlangt und Saluta davor gegeben, welches sonsten extra fallisamentum zu berühren unnöthig: So halten wir davor, daß ihm das Indossament in bianco, weil solches gleichwohl auf denen Handelsplätzen beständig in Use, allerdings annehm zu staten komme.“ und der Ausgeber des Briefes interim, d. h. bis zu weiterer Beschleunigung zur gerichtlichen Deposition auszuhalten sei“). — Dem entsprechend finden wir, wie irg elsewhere in den Wechselordnungen ausgesprochen, „gänzlicher Abschaffung“ dennoch die Praxis zur Aufstellung einer förmlichen Rechtstheorie dieses verbreiteten Instituts verschritten. — Die Ausfüllung dieses Indossaments ist möglich, ist kein Galtum, sagte der Jurist, denn es geschieht mit ihr nur, was der Indossant geschehen wissen wollte (S. 65), und was die Natur des Geschäftes verlangt: eine Annahme, die, wenn man einmal den Ausspruch völliger Wirklungslosigkeit der Blanco indossamente in deren Verbote nicht finden wollte, nur so zweifellos erschien, je mehr die Wechselordnungen auf das Verbot sich beschränkt, nicht dem Blanco indossament eine bestimmte gesetzliche Bedeutung, z. B. die eines Procuradossaments, beilegte hatten. — Der beabsichtigte Nutzen des Geschäftes besteht, gab man an, darin, daß man den Wechsel weiter übertragen kann,

72) Siehe bei Königlich a. a. D. S. 634. Vergl. auch oben S. 62.

ohne selbst zu indossiren: ein wechselmäßiger Regreß gegen den durch simple Tradition den Wechsel übertragenden besteht demgemäß nicht. Und selbst nicht, wenn er den Namen des neuen Nehmers in das Blancoindossament hineingeschrieben hätte: so u. A. Frank zu den vorstehenden, bei Titius §. B. (a. a. D. §. 45 u. 49) aufgestellten Sätzen"). — Zu präsumiren, als mit dem Blanco giro beabichtigt, sei — meint Titius (a. a. D. §. 46) — nicht ein Indossament zum Incaßo, sondern ein eigentliches Indossament, wenn nicht etwa aus der besonderen Stellung dessen, dem es erteilt worden sei, das Gegentheil hervorerge. Dies aus dem gemiß bei einem Werthpapiere sehr stichhaltigen Grunde, weil man doch bei dem, der unbeschränkt indossirt, indem er dem Indossatar freie Hand lasse, auszufüllen, füglich den Willen, den Wechsel zu übertragen, anzunehmen habe, da es gemiß sei, daß der Nehmer dahin zu seinem Vortheile das Indossament ausfüllen könne"). — Von dieser Ueberlassung der Ausfüllung handelt u. A. weiter Barth. Man muß hier vorsichtig sein, meint er, daß man bei dieser nachmaligen Ausfüllung nicht etwa von einem Zeitpunkte datirt, wo der Blancoindossant schon insolvent gewesen ist, also nicht mehr den Wechsel hat übertragen können. Würde aber sonst der in Blanco indossirte Wechsel bei seiner Uebertragung von Hand zu Hand durch simple Tradition etwa vom letzten Nehmer ausgefüllt, unter einen ganz anderen Erbdatum, als wo Indossant sich befunden habe, so könne Indossant gegen den Regreßnehmer sich nicht darauf berufen, quia indossamentum in bianco scribens permissio censetur, omni tempore et loco in quemque illud extendere, so hätten die Herren Schöffn zu Leipzig im Jahre 1704 entschieden"). — Nur vereinzelt waren die Stimmen derjenigen, welche da meinten, die (nachmalige) Ausfüllung eines Blancoindossaments müsse wenigstens durch den Indossanten selbst geschehen, dies ergebe der Wortlaut u. A. der Leipziger Wechselordnung, der „Geber“ solle den Giro compiren. So Ludovici"); Frank") begnügt sich zwar ansiehend, die Frage als freitlich zu bezeichnen, beruft sich aber gelegentlich andern Orts") doch auf das aus Barth Angeführte, um damit zu belegen, daß eine dissensio quoad contenta dem Wechselschuldner nicht gestattet werden könne, nementlich, wo die bloße Unterschrift, wenn auch die Ausfüllung darüber ohne sein Wissen geschehen sei, dennoch ihn verpflichte, „§. B. wenn Jemand in Blanco indossirt habe

und nachher ohne sein Wissen das Indossament ausgefüllt worden sei."

Rücksichtlich der Wirkung des Blancoindossaments gegen den Wechselverpflichteten war man darüber, wie auch das obige Parere und Königen bestätigen, wohl einig, daß der Schuldner, ohne Weiteres zu zahlen vom Inhaber des also girirten Wechsels nicht genöthigt werden könne"). Darüber aber, in wiefern im Uebrigen ein solcher Wechselinhaber vor der Ausfüllung als Gläubiger sich geriren könne, insbesondere darüber, bis zu welchem Zeitpunkte die Ausfüllung geschehen müsse, gingen die Ansichten weit aus einander"). Dem glänzenden Verbote des Blancoindossaments am entsprechenden dürfte die Ansicht gelten, daß die Ausfüllung bis zur Protesterhebung Mangels Zahlung erfolgt sein müsse. Aber der anderweitigen Bestimmung der Wechselordnungen gegenüber, daß auch der nicht legitimirte Inhaber gerichtliche Deposition vom Acceptanten zu verlangen befugt sein solle oder Zahlung gegen tüchtige Caution, dürfte diese Annahme schon zu streng erscheinen. Und so ging man denn auch weiter; unter Anderen Königen, indem er annahm, zu jeder Zeit, auch nach geschehener Protesterhebung, sei die Ausfüllung noch möglich. Ein Fatale, woran sie gebunden sei, erlirte nicht. Grund dafür aber, daß der Inhaber, auch vor der Ausfüllung, Protest erheben könne, dies, daß letzterer Art seinen Verzug leide. Ebenso Barth, ingleichen Ludovici. Ja selbst, ob nicht während des Processess noch die Ausfüllung möglich sei, zog man schon damals in Frage, und wie weit man endlich kam, zeigt uns eine Mittheilung von Einert. Trotz des Verbotes des Blancoindossaments in der Wechselordnung erachtete man doch als nicht unzulässig, daß der Anwalt dem gerügten Mangel, daß der der Klage zu Grunde liegende Wechsel lediglich ein Blanco giro für den Kläger ausweise, abhalf, sofort vor den Augen des Oregers und Richters, mit des letzteren eigener Feder und Tinte, am Gerichtstische durch Ausfüllung").

73) Inst. j. c. Lib. 1. Sect. II. tit. 3. §. 31. 74) Berger (Supplum. ad elect. II. p. 120) schließt sich dagegen der Ansicht Bispiels (Zooary und Ordnungen von 1673 sind dessen Autorität) an, welcher für Processindossament ist, selbst zur Klagerhebung, selbst Berger auf, sei ein Blancoindossament seine ausreichende Legitimation, nur zum Zahlungsempfänger; ferner sein Mandate zu interpretiren, andere Nachsteden nehme man, wenn man Jemandem zum Zahlungsempfänger dies ermächtigen wolle, andere, wenn zur processualischen Vertretung, zu letzterer erstere man eine ganz andere Verfügung u. Siehe jedoch unten Num. 79 fin. 75) Hodog. for. cap. IV. §. 1. p. 783. 76) Interd. in pr. camb. p. 4. §. 26. 77) a. a. D. §. 17. not. b. 78) Lib. II. Sect. 7. tit. 11. §. 14. not. b.

79) Berger a. a. D. p. 121. Indossamenta in bianco cum alibi, tum Lipsiae — concepta verba improprietate. Nihil tamen secus eorum usus inter mercatores non omnino nullus est, ita tamen, ut propemodum jus in invitum non reddatur, sed ejusmodi indossamenta magis arbitrio partium, quam jure quodam necessitate sustineantur. Unde sunt, qui ambigunt, utrum eis vis mandati simpliciter attribui; atque adeo praesentanti tuto atque sine omni periculo solvi possit, quancumq; sano praesentanti, non sola subauditur detentione instrumenti, quae aliquando ad legitimacionem non sufficit — sed et inscriptione nominis creditoris ascribitur. Compars Ord. camb. Lips. §. 11 ubi possessoris quoque, Inhaber des Wechselbriebs, vis comissionarii consequi dicitur, ad effectum tamen dumtaxat agendi et debitoris ad agendi ad deponendum. 80) Frank a. a. D. Lib. I. Sect. II. tit. 3. §. 17. not. b. 81) De oblatione bei Berger's, I. eben Num. 79, und auch noch zu Frank's Zeit (etral. bei Erterser's a. a. D. §. 16) in den Wechselordnungen die Blancoindossamente verboten waren, so scheint man doch damals schon hier und dort sehr nahe der Ueberzeugung über Unhaltbarkeit dieser Verbote gestanden zu haben. Die Kurfürstliche Wechselordnung von 1726 gestattete das Blanco giro schon ausdrücklich (Art. 39 — „solten solche nämlich girirte Wechselbriebe gültig sein, und gilt auch, ob solches Indossament vollständig

Als ein tiefer liegendes und vielleicht mehr unbekannt wirkendes Motiv, welches so früh die Form des *Blancogiro* im Verkehr zur herrschenden werden ließ, trotz alles auf ihre Unterdrückung gerichteten übereinstimmenden Strebens der Gesetzbildungen, dennoch in gleicher Allgemeinheit allenthalben sie in Uebung erhielt, mag dem historischen Betrachter wol erscheinen, daß der Gedanke des selbständigen Gläubigerrechts des Indossatar, des Ausscheidens des bisherigen Inhabers des also indossirten Wechsels aus dem Forderungsrechte mit Aufgabe des Wechselstüches — in dem Sinne der Wechselordnungen würde man zu sagen haben: der Gedanke seines gar nicht wirklichen Eintritts in dieses Forderungsrecht, wenn er diesen Wechsel unausgefüllt durch simple Tradition weiter gibt — so vollständig in dieser Form des *Giro* seinen Ausdruck erhält. Wie klar spricht sich doch in ihr aus, daß z. B. das Accept nicht als bloß dem gegenwärtigen Inhaber, so lange er es ist, sondern vielmehr als dem Richter des Wechsels schlechthin, dem künftigen so unmittelbar und selbständig, wie dem dormaligen, ertheilt zu betrachten sei²⁾. Was man an der Ordreclausel rühmen mag, daß sie für solchen Gedanken einen sprechenden Ausdruck gebe — auch ihr Klang (bei der gewöhnlichen Fassung: zahlen sie „an die Ordre des Herrn N. N.“) macht den Eindruck, als ob der Wechsel erst noch durch eine individualisire Bezeichnung des Inhabers eine Vervollständigung erwarre — das mag man auch vom *Blancogiro* sagen. — Es kann und dabai auch nicht irre machen, wenn Königen, nachdem er an die allerletzte Gefahren, welche der also indossirte Wechsel heraufbeschwört, des Verlustes, des in Concursfällen mit ihm möglichen Betrugs, erinnert hat, bei den Willkürlichkeiten verweist, denen sich dabei der Indossant aus-

setze, indem er durch sein Indossament dem, welchem er den Wechsel übergibt, freie Macht gebe, den Wechsel auf sich, oder einen Andern zu compliciren. „Geschicht es nun,“ läßt Königen sich vernehmen, „daß der Wechselbrief auf einen solchen indossirt wird, mit dem er nicht gern zu thun hat, so muß er es nur haben, und kann hernachmals damit, daß er mit demjenigen, auf welchen das Indossament eingerichtet, kein Wechsel-Negotium geschlossen, oder daß einige Umstände wegen der Zeit, und des Orts, nicht einträfsen, sich nicht befehlen: wie also die Herrn Schöppen u. geurtheilt haben.“ — Willkürlichkeiten, die Königen — der übrigens, wie erinnert sein mag, anders als die übrigen sächsischen Juristen ein Valutabekanntniß zum ordentlichen Indossament, und wol im Zusammenhang damit Rescobilität des Accepts, auch die Ordreclausel als Voraussetzung der Indossabilität behauptete, Ann. 37. S. 61. S. 19 fa. S. 58 — wol mehr als Theoretiker empfand: der Kaufmann, der sich dieser Form des Indossaments so gern bediente, zeigte damit doch wol, daß dergleichen als eine besondere Willkür in seinem Verwuse nicht existire.

Alein das so oben über das *Blancogiro* Indossament Gesagte beschränkt sich nicht auf das unmittelbare Verhältniß des Acceptanten zum künftigen Wechselinhaber; insbesondere Königen's eben mitgetheilte Bemerkung wirft vor Allem ihr Licht nach einer andern Seite als der im Obigen besprochenen.

Es ist in einem gewissen Sinne wol wahr, daß die Verpflichtung des Acceptanten, des Ausstellers seines eigenen Wechsels unter anderen Bedingungen steht, als die Haftung des Traffanten. Man kann es als einen ursprünglichen Zug des Wechselrechts nach unseren obigen Andeutungen (S. 6) betrachten, daß es den Acceptanten noch haften läßt, auch wenn durch ein verhängenes Präjudiz die Regresspflicht erloschen ist. Auf der andern Seite hat es aber doch etwas für den natürlichen Rechtsinn Befremdendes, wenn die Verpflichtung des für den Traffanten, in Uebnahme der Ausführung der Verpflichtung desselben, eintretenden Acceptanten eine ganz anders geartete erscheinen soll, als die des ersten selbst: wenn Acceptant schlechthin aus der Schrift mit einer Klage aus einem Formale in Anspruch zu nehmen ist, während die Regressklage gegen den Traffanten, zwar als eine im strengen Creditwege verfolgbare, doch aber immer noch Klage aus einem (kaufähnlichen) zweifeltigen Contracte — offenlassend dem Beklagten das ganze, aus solchen Geschäfte zustehende Einrederecht — sein und bleiben sollte. Das Befremdliche mag wol etwas verdeckt werden, wenn man im Accepte das Symbol der für den Wechselnehmer in der Hand des Acceptanten bereits aus des Traffanten Cassa ausgeschiedenen Wechselsumme erblickt: kommt aber doch sofort in seiner ganzen Bedeutung wieder zu Tage, wenn man den Traffanten als für Erteilung des Accepts hafter, Mangel desselben sofort regresspflichtig antreffe, auf diese Regresspflicht der Möglichkeit einer Contraordre des nicht acceptirten Wechsels gegenüber verweisen will. Eine Richtung, welche auf Ausgleichung der Verschiedenheit dieser Haftung

ausgefüllt, oder aber mit bloßer Bezug des Rahmens geschrieben werde“). Auch in der Frankfurter Wechselordnung von 1790 ist ein eigentliches Verbot des *Blancogiro* nicht enthalten; wol aber im Art. 40 ausgesprochen, daß der Bezogene, der Acceptant beziehentlich, den mit unausgefülltem Indossament versehenen Wechsel nach Eintritt der Verzinszeit, so lange nicht Auslösung des Indossaments vorliege oder anderweitige Legitimation des Inhabers, nur zur Deposition des Wechselsumme oder Zahlung gegen Caution vorstehen solle, widerzusschütten Prethe zu erheben wäre. Art. 30 läßt die Gültigkeit der Zahlung eines in Blanco girierten Wechsels bedingt sein von der Bruchungung des Ausstellers des *Blancogiro* Indossaments (bei Zimmerl 2. Bd. Abth. 1. S. 17 u. 18. Abth. 2. S. 174).

2) Vergl. oben S. 95. Königen scheint letzteres im Sinne zu haben, wenn er a. a. O. S. 39 zu dem das *Blancogiro* Verbotenden §. XI der Leipziger Wechselordnung sagt: „Gänzlich abgeschafft: nicht in dem Sinne, daß man künftig gar keine Wechselbriefe mehr in blanco indossiren sollte, denn dergleichen Indossamente geschehen hier und anderswo noch täglich, und kann derselbe, der einen solchen in blanco girierten Wechsel annimmt, hernach solches mit Bestande nicht scheitern, weil er durch Annahme des vorher approbirten, sondern nur in sofern, daß der Inhaber darauf keine Gelder erheben könne, sondern sich dazu anders legitimiren müsse.“ Der Sag ist freilich zweifelhaft genug geblieben, um unter dem Anschnur allenthalben auch nicht an der Acceptanten, sondern an demjenigen denken zu können, der einen mit *Blancogiro* versehenen Wechsel durch simple Tradition, ohne eigenes *Giro* des bisherigen Inhabers, an sich übergeben ließ.

hinstrebt, wird nicht bloß als natürlich erscheinen, sondern hat auch im Wechselrechte nie gefehlt. Wie nun der objectiven Bedeutung gegenüber, welche wir das Accept gewinnen sehen? — Man mag wol meinen, daß Heinemann jenes Verschämliche empfinden, wenn er denen gegenüber, welche die literalcontractliche Haftung des Trassanten verworfen hätten, aus dem Grunde: quod non solvitur in qui scripsit, sed tertius extraneus, nec ideo solvitur, quod scriptum sit, sed quod pecunia sit numerata, sagt: responderem ad prius, illum etiam in sensu juridico esse solvere, qui ab alio solvit — ad posterius vero falsum esse transsantem obligari ideo, quod pecuniam accepserit; obligatur enim, quia se illam accepisse scripsit et quia locus non est exceptioni non numeratae pecuniae, nisi ea in continenti sit liquida. Daraus — aus der literalcontractlichen Natur des Vertrags zwischen Trassanten und Remittenten — zieht er die obenwähnten Folgerungen⁵¹⁾, u. A. daß der Acceptant nicht frei wird durch Zahlung an den Indossanten.

Wenn wir nun demnach den Gedanken des Titius zu folgen uns nicht scheuen und bestimmter, als er selbst es gethan, nach der Seite des Trassanten hin seine Consequenzen ausdrücken wollen, wenn wir mit ihm den Indossanten als Trassanten, den Acceptanten als seinen Trassanten betrachten, jenes jus cambiale ex literis dependens in Anwendung auf das Accept von einem jeden Nehmer gegenüber erteilten Zahlungsverprechen ordnen wollen: so dürfte wol folgerichtig sich sagen lassen dies. So gewiß jeder künftige Nehmer das Accept, welches bereits auf dem Wechsel steht, als unmittelbar an sich gerichtet zu betrachten hat, und zwar nach dem Willen jedes Indossanten: so gewiß er im Acceptanten jedes Indossanten Trassanten sich unmittelbar gegenüber stehen hat, so wahr muß auch jeder Indossant als unmittelbarer Indossant (Trassant) ihm gegenüber zu betrachten sein. Dies unmittelbare Recht ist es, auf Grund dessen er auf ihn im Regreßwege zurückgeht: nicht find es, wie Savary meint, die Rechte der Zwischenindossan-

ten. — Wir haben uns nur zu erinnern, daß als zuerst jene, von dem juristisch gebildeten Theile des Publicums so unglaublich aufgenommene wechselfähige Haftung der Giranten sich feststellte — das Blancoindossament — hinter dem der Gedanke des alten Galo wirkte — die gewöhnlichste Form des eigentlichen Giro war (S. 33). Je mehr wir eben daran festhalten, daß dann, wie wir bereits gesagt haben, von ihm aus — gegen den Sinn der alten Ordretafel — das mehrfache Giriren in Gang kam, desto näher scheint auch dem praktischen Gedanken solch unmittelbare Haftung der Vorindossanten zu liegen. Zweifeln würde man ja nicht, daß, wenn ohne weiteres Giro nach vielfacher Uebertragung von Hand zu Hand durch simple Tradition an den gegenwärtigen Inhaber der in blanco girirte Wechsel gegeben wäre, der Blancoindossant als unmittelbarer Schuldner diesem Inhaber haften würde, obwohl er, wie Königin sagt, mit diesem gar kein Wechsel-Regreß, d. h. keinen Begebungsvertrag, geschlossen hat. Wäre nun aber bei diesem Wechsel das ursprüngliche Blancoindossament in weiterer Circulation ausgefüllt worden, wäre ihm ein oder das andere weitere Indossament nachgefolgt, so mag man doch fragen nach der Absicht, in welcher dergleichen geschah. Ob dabei, zu Gunsten des Blancoindossanten die rechtliche Wirkfamkeit der von ihm an den Trassanten gerichteten Aufforderung, dem künftigen Nehmer des Wechsels zu zahlen, ihm gegenüber sich durch Accept zum unmittelbaren Schuldner zu machen, mit andern Worten die stillschweigende Erklärung dieses Blancoindossanten, jedem als Eigentümer des Wechsels künftighin sich Darstellenden im Regreßwege haften zu wollen, irgend wer zu ändern oder abschwächen Willens gewesen sei. Andern und mindern die Garantieleistungspflicht wollte nicht der Inhaber, der das Blanco giro ausfüllte: schüßen nur den Wechsel vor Verlust, das wollte er, die Form beschränken, in welcher künftighin jemand als Eigentümer des Wechsels sich werde legitimiren können. Verneinen die Garantie seiner Einsichtlichkeit, das wollte der, welcher mit simpler Tradition des in blanco girirten Wechsels sich nicht begnügte, sondern auf eigenem Indossament des Trassanten bestand. Sollte nun aber etwa die Verhaftung des Indossanten, deren charakteristische Züge zu einer Zeit sich ausgebildet hatten, wo das Blanco giro die gewöhnliche Form des Giro war, in ihrer Kraft verlieren haben, dadurch, daß das ausgefüllte Indossament zur gesetzlichen Regel ward, das Blanco giro gänzlich abgeschafft sein sollte?

Hätten wir hier den Weg zu zeigen, auf welchem Titius wol dazu gelangt sein mag, dem Wechselinhaber das Befugniß⁵²⁾ zuzuerkennen, Indossamente, die ihm nutzlos erschienen, zu vernichten: Erwägungen der vor-

63) a. a. D. Cap. 3. §. 8 u. 9. — Vergl. Ann. 63. S. 96. Underschied aber mag man sich, wenn der vielgerühmte Autor Cap. 6. §. 30 den Wegfall der Compensationsinrede aus der Person des Indossanten gegenüber dem Indossant als Purshafte Particularrecht erteilt: Compensatio etiam locus est, si litterae cambiales alii cessare sint, si quidem cessionario eadem exceptiones, quae cedenti abstant, recte opponitur (Ratio, cur exceptio compensationis cessionario non minus, quam cedenti, opponi possit haec est, quia compensationes obligationes ipso jure tolluntur: sublati vero obligatio alteri nec non potest cum effectu, ut melius jus cessionario adquiret, quam cedens habuit —.) l. 2. pr. D. de her. v. act. v. In Saxonia tamen id valens restrictione ext. per Edictum a. 1699. ut indossatario non obstat exceptio compensationis, si ipsum litterarum domicilium in eum sit translatus) obstat autem omnino si indossatarius tantum mandatarus sit. — Dem Theoretiker mag es näher liegend erscheinen, aus der strengen Haftung des Trassanten die ebensolche strenge Haftung des Acceptanten zu folgern: Der Verlauf der geschäftlichen Entwicklung zeigt aber wol als Folge der strengen Haftung aus dem Accept die strengere werdende Verpflichtung des Trassanten.

54) Denn ein solches ist doch ohne Zweifel gemeint, wenn auch mit einer gewissen Vorbehalt der Ausdruck gewählt wird: „Nec falsum exinde argui potest, quod indossatarius quaedam indossamenta, quae superflua existimavit, delaverit: nam res illa indifferens et inutilis est.“ Unmittelbar vorher ist in ganz derselben Wendung von der Befugniß des Inhabers, das Blancoindossament auszufüllen, die Rede gewesen.

erwähnten Art müßten, scheint es, dabei den nothwendigen Ausgangspunkt bilden. — Leicht dürfte aber u. A. von ihnen aus die springende Regreßnahme sowohl, wie auch bei dem Ordnungsgreß die Befugniß des Inhabers bei Insolvenz seines Vermannes, nach erhobenem Contraprotest an die früheren Indossanten und den Traßanten mit seinem Anspruche zurückzugehen sich rechtfertigen. Auch der Einwand der nicht erhaltenen Valuta wird von ihnen aus jedem späteren Nehmer gegenüber als aus einem — wenn auch die Traßfession, beziehentlich das Indossament veranlassenden, doch aber ihn Nicht angehenden — Negotium mit einem Dritten entnommen erscheinen, und überhaupt solch ein Nehmer, weil eben unmittelbar als Förderungsberechtigter dem Vorindossanten gegenüberstehend, nicht als Cessionar der Zwischenmänner betrachtet werden könne. Man nenne wol, lesen wir bei einem mit Titius gleichzeitigen Schriftsteller, dessen Ansicht über die unbefräßte Befugniß zur Ausfüllung des Blankoindossaments wir oben mittheilen, im populären Sprachgebrauch das Indossament gewöhnlich Cession — auch Titius, sei beiläufig bemerkt, vermeidet diese Bezeichnung nicht — es lasse sich aber aus der gewöhnlichen Cession nicht argumentiren auf das Indossament — — vor Allem deshalb nicht, weil (§. 19 der Leipziger Wechselordnung) der Indossatar angewiesen werde, den Regreß zu nehmen an seinen Indossanten, und wenn dieser nicht zahlungsfähig sei, an den übrigen Vormännern bis zum Traßanten hinaus: „quod sane simplex cessionarius facere non posset, quia cum procedentibus non contrahit“).

Jene selbständige Verfassung der Indossanten des Traßanten aus dem einseitigen Rechtsacte aus der Schrift, das unmittelbare Glaubigerrecht auch des entfernteren Indossatars ihnen gegenüber: dies finden wir denn in der That in der Zeit, die wir hier vor Augen haben, schon Grotmann gab und dafür oben ein Zeugniß, als die am lebhaftesten in der Literatur besprochene Wechselfrage. Unermüdlich ist u. A. Sperander, wo nur immer sich ihm die Gelegenheit dazu bietet, für die Unstatthaftigkeit der Exceptio non numeratae pecuniae dem Dritten gegenüber das Wort zu ergreifen, zu schildern, auf welche „Abfurdatäten“ man hinauskomme, wenn sie statthaft wäre. — Kann doch diesfalls ein Bewußtsein des Kaufmanns füglich nicht im Schwanken bestehen, je weniger in seinem tagtäglichen Geschäfte, das Blanco giro außer Übung gekommen, je mehr es ihm wahrhaft unmöglich erscheint, daß ihm, als späterem Wechselnehmer, eine Prüfung der der Traßfession selbst, oder der dem einzelnen, auf dem Wechselbriefe stehenden Indossamente unterliegenden Geschäfte und Veranlassungen zugemuthet, er für Unterlassung dieser Prüfung verantwortlich gemacht werde: je mehr in seinen Augen der Wechsel, wenn einmal ausgegeben, ist, was er ist, Creditpapier, ausgegeben, um nach courmäßiger Valuta verhandelt zu werden, welches gar keinen Nehmer finden würde, würde jene Prüfung demselben zur Pflicht gemacht.

So spricht der erwähnte Schriftsteller denn u. A. von der unbedingten Pflicht, den unter Protest zurückgeführten Wechsel einzulösen: gleichviel, ob der Traßant Valuta empfangen habe oder nicht; nur an den Remittenten, dem er vertraut habe, könne wegen der etwa unberichtigt gebliebenen Valuta er sich halten. „Und wie wäre das,“ fährt er, an die entgegengegesetzte Annahme denkend, fort, „wenn ich eine Obligation von mir gäbe, die Obligation aber verümde sich, daß sie nicht gezahlt werden sollte; wer wollte sich solches überreden lassen, die klaren Buchstaben und Worte zu finden vorhanden, daß er ordonniert solche Summe zu zahlen, bekennt auch darin, daß die Valuta vom Remittenten gezahlt sei: Gleichergestalt, wie sollte einem gefallen, wenn er sein gut Geld an den Journirer des Wechselbriefes wirklich gegeben, der aber, so den Wechselbrief gemacht, ordonniert an den Acceptanten, er solle nicht acceptiren: also muß ihm auch nicht missfallen, wenn sein Wechselbrief wieder zurückkommt.“ Die Indossanten fordern ihre ausgegebene Valuta bei ihm, wie will er sich ihnen gegenüber, falls Remittent etwa fallirt hätte, mit der Auskunft der nicht erhaltenen Valuta schützen: „Das gebet sie nicht an, da hätte er bei Zeiten mögen suchen, sie haben jeder ihre Valuta zu rechten Zeit entrichtet und folglich müssen sie solche sammt Rückwechsel z. wiederhaben.“ — An einem andern Orte schildert derselbe Schriftsteller das Giro, und wie vermittelst desselben der Wechsel von Hand zu Hand geht und „der Wechsel“ jedweden Giranten, für dessen Richtigkeit einzustehen, oder zur Wiederbezahlung der Valuta verpflichtet. „Wann nun bei einem solchen protestirten Wechselbriefe die Exceptio non numeratae pecuniae seine Kraft und Wirkung nähme, wer wollte bei so einem Wechselbriefe können gesichert sein: müssen demnach solche Wechselbriefe in Consideration und wegen Besorgniß, daß die Valuta nicht bezahlt sei, und also die Exceptio non numeratae pecuniae hier gelte, sonderlich gemieden werden. Keiner von allen denjenigen, so vorgemeldeten Wechselbrief erhandelt haben, wird inquirirt haben, ob der Traßirer die Valuta empfangen habe oder nicht. Item ob der Indossant die Valuta empfangen habe oder nicht; sondern ein jeder derselben hat den Wechselbrief für richtig und gut gehalten.“ — Und bei alledem ist übrigens gerade dieser Schriftsteller, obwohl er an dem indossirten Wechsel zu schägen weiß, daß er sicherer sei, als der einfache wegen der vermehrten Zahl der Garanten seiner Einlösung, in seinen Ansprüchen auf die Indossabilität des Wechsels überhaupt sehr maßig, „über dreimal,“ meint er, „sollte ein Wechselbrief nicht indossirt sein.“ — Wie sehr an der Zeit aber die Sprache, die er redet, damals, als er schrieb, sein mochte, das wird man richtig würdigen, wenn man bei Grand noch rückfichtlich des Satzes: daß Einreden aus der Person des Indossanten dem Indossatar nicht schaden, liest: *dissentiant levi plerique seducti principis juris Romani hic merito exulantis*“).

Derselbe Gedanke, daß auf die dem einzelnen Indossament vorausgegangenen besondern Veranlassungen nicht zurückgegangen werden könne, daß die Schrift vielmehr ihre besondere verpflichtende Kraft habe, ist es doch auch, wenn wir finden, wie der Commissionair, der von seinen Committenten angewiesen, eine Remesse zu machen, letztere mittels eigenen Indossaments macht, vermöge dieses seines Indossaments gleich jedem andern Indossanten haftbar erfaßt wird⁸¹⁾. — Wir haben oben (§. 49 fg.), wie über solchen Fall in Frankfurt, wo die Ordinance nicht besonders ihn ins Auge gefaßt hatte, entschieden ward; und stellen die Ansichten Savary's und Du Puits über ihn zum Vergleich. In den meisten Wechselordnungen⁸²⁾ jener Zeitperiode findet er sich besonders hervorgehoben.

81) *Grand a. a. D. Lib. I. Sect. 4. tit. 4. §. 4.* *Datur (regressus) adversus eum, a quo possessor litterarum cambialis eandem accepit omnesque datores procedentes, modo ramblo ejusve casuali subscriptum* (! f. oben S. 68 ka. 3a.) *sive transando alio indossando licet pro alterius compute remittantur.* — Die Verbindlichkeit, denen man mit Selbsthaftung die Haftung aus der Schrift aus dem Wege geht, denen man ausgesetzt sein würde, „wenn dem Wechsel nicht ein großer Schaden wider“, zeigt *Sperander S. 50 u. 60* an Beispielen. Da hat *Jernant, M.*, auf der frankfurter Messe viel Wechselbroschüren, gibt Geld auf Wechsel an Unterbändler, darunter auch an *H.*; *H.* gibt seinen Wechsel auf Amsterdam, zahlbar an die Ordre des *M.* Letzterer ist aber bevollmächtigt von *Cl.* in Amsterdam, diesem seinen Avanzo dahin zu remittiren, und dazu bedient er sich u. *M.* des Wechsels von *H.* und indossirt ihn an *Cl.* — *Cl.* wird nun über diesen Wechsel des *H.* bei dem Begegnen in Amsterdam nicht acceptirt und *Cl.* läßt Protest erheben und sendet diesen Protest an *M.* mit dem Verlangen, letzterer solle ihm eine andere Remesse machen. — *H.* ist inmitten schuld geworden. Da schreibt aber *M.* an *Cl.*, er habe die Partei vor sich, der *Cl.* Rechnung an *H.* abgetragen, und wolle sein Bestes thun, um die Baluta wieder zu bekommen. Allein *Cl.* explicirt: „er ferne den *H.* nicht, der *M.* habe den Wechselbrief indossirt, an den habe er sich“ u. — *S. 50 u. 60.* 80) Ein Vergleich derselben dürfte nicht ohne Interesse sein. In einigen derselben wird besonders betont, daß „vermöge seines Indossaments“ der Committent als Selbstschuldner haftbar werde: ein Aufsat, der z. B. zu §. 18 der Breslauer Wechselordnung von 1872 hinzugekommen ist in der dortigen Wechselordnung von 1716 §. 27 (*Königen a. a. D. §. 426 u. 450*), auch in der Leipziger von 1682 §. XIII sic findet. Daran, daß nach letzterer diese Haftung auch zu Gunsten des Principals, der Committenten selbst besteht (nach der Erklärung, wenn nicht das Gegentheil ausdrücklich bezeugen ist), läßt sich sogleich nicht zweifeln, vergl. ein Parere bei *Königen S. 708*. — In anderen Wechselordnungen wird dieser Haftung des Commissionairs kraft seines Indossaments ihre Absonderlichkeit damit genommen, daß ihrer Festsetzung unmittelbar vorausgeschickt wird, die wechselseitige Haftung aus dem Accepte, welcher derjenige, welcher als Bevollmächtigter sich gerirnd, ohne wirkliche Vollmacht zu haben, für den Acceptanten das Accept gibt, falls der angestrichene Rechtgeber, der Accept, nicht ratifizirt, unterliegen soll. Vergl. *Magdeburger Wechselordnung von 1703 Art. 23*, die *Kurbamberger von 1709 Art. 25* (*Königen S. 239 u. 192*), die *Wienbühler von 1720*, die *Stettinische von 1732 §. 3* (*Siegel I. S. 181 u. 186 u. a. m.*), vergl. auch die *Breslauer von 1715* (*S. 481 u. 486*) (*Königen S. 267*). Würdichkeit spricht auch, daß diese Haftung des Commissionairs „vermöge seines Indossaments“ nur statt habe zu Gunsten Dritter, nicht zu Gunsten des Principals selbst, es wäre denn, daß Commissionair letzterem da-

zu das aus *Sperander* Mitgetheilte sei hier ein andererseits Zeugnis eines das mercantile Interesse lebhaft vor Augen habenden Schriftstellers, die Darstellung von *Grand* angegeschlossen. In ihr (*Inst. j. c. Lib. I. Sect. 2. tit. 5. §. 33*) begegnet uns der Satz: zwischen dem Indossatar und den übrigen — außer dessen Indossanten — aus dem Wechsel Verpflichteten resultirt aus dem Indossament derselbe Erfolg, als wenn sie selbst den Wechsel unmittelbar an ihn, den Indossatar, zahlbar gekürzt, unmittelbar ihm gegenüber ihr Accept gegeben hätten („inter ipsos et indossatarius idem effectus ex ipso indossamento resultat, qui oriturus erant, si ipsi literas cambiales eisdem ab initio scripsissent vel acceptassent“). Daraus folgt, sagt *Grand* (a. a. D. §. 34), daß der Indossatar eine Denunciation an sie nicht ergehen zu lassen hat, sowie, daß ihm Einreden, welche gegen die Personen seiner Normänner zuständig waren (quae adversus ejus auctores ex ipsorum persona competeant), nicht entgegenstehen. Für ersteres, die Richterforberlichkeit der Denunciation, wird angeführt, die sie allerdings nicht ansprechender Ordnungen von 1673“). Das oben (§. 65) mitgetheilte Parere des Leipziger Handelslandes und das Votum der Leipziger Schöffen dalselbst, auch *Phoenix*“); für letzteres, den Befall der Einreden, das *Kurschische Mandat* von 1699 und *Grünert*, auch die *Hamburger Wechselordnung von 1711 Art. 15*“). — Doch widmet *Grand* diesem Einrederechte an einem andern Orte⁸³⁾ eine besondere Verhandlung, und verthilt haben wir wol mehr unsern Blick zu richten, wenn wir nach Obigem ein Interesse haben, zu fragen, wie *Grand* den Satz, aus welchem er die beiden ebenwähnten Forderungen zieht, rechtfertigt. — Die Einreden aus der Person Dritter, lesen wir in jenem das Einrederecht, die Frage: quantum exceptiones ex persona tertii competentes etiam jus alterius tollant, bezeichnen Abschnitt, bleiben unberücksichtigt, sofern der Inhaber des Wechselbrieves außerdem unverschuldet an das Seine kommen würde. Solchergefall sind daher für das Recht des Indossatar aus dem Wechsel unpräjudicial die Erlösungsgründe des dem Indossanten zustehenden Rechtes, z. B. die Einrede der letztem bereits geleisteten Zahlung, des von ihm geschlossenen Erlaßvertrags, oder aus irgend welchem

für, der *Crederer* zu stehen, sich verpflichtet hätte, die *Hamburger von 1711 Art. 36* (*Königen S. 181*). Vergl. *Grand a. a. D. Lib. I. Sect. 3. tit. V. §. 31. not. a.*

90) *Id. V. art. 24*: „sans qu'il ait besoin de transport ni de signification“ (! oben S. 46). 91) a. a. D. *Cap. 9. §. 9*: „vonder eenigh ander transport, opdragt, ofte notificatie daervon te geven aan den Trecker ofte Betrockene.“ 92) „Wann alle der Wechselbrief mit ordentlichem Indossament (! oben S. 84) präsenirt worden ist, soll kein ander Indossament mehr gültig, noch dem Acceptanten präjudicial, vor solcher Präsentation aber einen an Ordre zu gebenden laudenden Wechsel, wenn er nach einiger Zeit zu leisten hat, an Ordre zu verhandeln, oder in Zahlung zu geben unbenommen sein.“ *Königen a. a. D. S. 285.* 93) *Bergl. Lib. II. Sect. 4. tit. 8.*

andern Factum desselben, ebenso die der Compensation, die gegen ihn statthabte. Daher kann auch der Trafsatz ein *Accept pour payer à soi même* nicht gelten, um, wenn der Valutagaber sein Schuldner ist, aus dessen Person zu compensiren; der Liberirungseffect, der nach Du Puits daraus für den Trassanten hervorgehen soll (S. 50), wird folgerichtig gekugnet. Ebenso wenig steht aber ferner dem Indossatar aus der Person eines Dritten eine zweite Partie von Einreden entgegen, nämlich auch die Einreden nicht, vermöge deren eine gültige oder fehlerfreie Obligation für diesen Dritten von Haus aus gar nicht entstehen konnte: also nicht die Einrede der von ihm nicht gezahlten Valuta, die Einreden des Betrugs, Zwangs, Buchers u. a. m. Und nicht bloß im Wechselproceß sind diese Einreden gegen den Indossatar unstatthaft, sondern auch mißliche Widerklage können sie nicht gegen ihn ausgeführt werden⁹⁴). Allerdings aber ist eine Einrede aus der Person eines Dritten wirksam (*etiam persona tertiæ valet exceptio, quoties etc.*), so oft sie aus dem Wechsel selbst erhebt, oder bei der Uebertragung ein Betrag im Spiele ist, an welchem der Indossatar sich betheiligt (*in cessione subest dolus, cuius particeps est indossatarius*); und statthaben natürlich auch gegen den Indossatar in procura alle Einreden, die gegen den Indossanten, seinen Machtgeber, zutreffen; endlich stehen die Einreden aus der Person des Cedenten entgegen dem simplen Cessionar des Wechsels (*itemque ex persona cedentis repellitur, quisquis cessionem directam* — s. u. — aut extra literas cambiales impetravit).

So Grand. Lassen wir ihn uns als die juristische Autorität gelten, als die wir ihn von Wichtigkeiten und Späteren viel, auch heutzutage noch ab und zu wol einmal angeführt finden, und fragen wir ihn dann nach den Gründen solch allgemeiner Sätze, so eilt er zu lehteren wol hier und dort einen nicht übereinstimmenden Schriftsteller, verschweigt uns auch nicht, daß sogar die meisten Rechtsgeschichten seiner Zeit, hangend an römisch-rechtlichen Principien überhaupt der grade entgegengesetzten Ansicht seien, aber Nichts⁹⁵) aus den Wechselordnungen führt er an, was etwa seinen Sätzen widerspräche. Wol ein bedeutames Moment, wie viel in jenen einer Interpretation nach der im Obigen gehaltenen Richtung offen gelassen war. Aber freilich nur eben dafür. Denn, nun die Begründung jener Sätze anlangend, sind es, außer einer verhältnißmäßig geringen Zahl von Schriftstellern — die Ansichten von Oriebrner, Bager, Wittenberg, Du Puits, dieß sind die bekanntesten darunter, hatten wir früher zu besprechen Gelegenheit — außer einigen am einschlagenden Orte angeführten Rechtsprüchen⁹⁶) nur wenig Wechselordnungen, die

Grand für seine Lehre anzuführen vermocht hat. Nur zwei Gesetze, welche das Princip, von welchem er ausgeht, die Einreden aus der Person der Indossanten haben nicht statt, sofern außerdem der Indossatar unverschuldnet um das Seine kommen würde, direct bekräftigen. Das Kurfürstliche Mandat von 1699 und die Wiener Wechselordnung von 1717 Art. 9 sind es. Ersteres hatte ja fast mit gleichlautenden Worten den Wegfall der Zahlungs- und Compensationsinreden aus der Person des Indossanten motivirt (S. 54), letztere aber die strenge Verpflichtung des Acceptanten zur Zahlung ohne einige Exception, mit der Erklärung begleitet, dieser Wegfall der Einreden im Wechselproceß ihre Verweisung beziehentlich zur Widerklage „sei bei einem Wechsel, alwo eine dritte oder vierte Person mit unterlaufe, dahin zu verstehen, damit diese dritte oder vierte Person Nichts zu leiden habe“⁹⁷). Der weiter für jenes Princip angeführte Artikel der Hamburger Wechselordnung (Anm. 92) gibt nur ein — wenn auch der Abweichung Anm. 93 gegenüber willkommene — Argumentum a contrario an die Hand, ebenso endlich ein solches anscheinend wenigstens⁹⁸) der noch angeführte aus dem Obigen (s. S. 84) uns bekannte Art. 27 der Kurbrandenburger Wechselordnung von 1709, worin demjenigen, der nach der Versalfahrt einen Wechsel an sich indossiren lassen will, besondere Vorschriften anregen, vorgängige Anfrage, ob nicht der Wechsel bereits bezahlt sei, u. s. w. angehängen werden. — So ist es, denn — wenn wir hier die Frage unredetert lassen, ob dergleichen Argumenta a contrario nicht noch außerdem in den Wechselordnungen sich würden haben finden lassen — bei Grand im Grunde doch wol mehr die Natur der Sache, auf welche er die in Anspruch genommene Gemeingültigkeit seiner Sätze stütze, der Credit des Wechsels im Publicum, die Inbetrachtung, in wie weit eine Prüfung dem Indossatar angefallen werden könne. Die Natur des Wechselgeschäfts, sagt er selbst, die Sicherheit, die der Wechsel gewähren soll, die Erhaltung des Credits, sie erheischen als schlechthin nothwendig das obige Princip (*idque indoes negociationis cambialis, securitatis cambiour et conservatio sdei publicae necessario requiritur*); dieß ist es, was er der — romanischen — Ansicht, welcher die meisten gleichzeitigen Juristen huldigten, indem sie ja namentlich Einreden gegen den Indossanten aus auch gegen den Indossatar statthaft erachteten Anm. 49. S. 64 — gegenüber zu stellen hat. — Letztend muß wir uns ohne Zweifel diese Begründung auch sein, wenn Grand vermöge des Indossaments das Eigenthum des Wechselbriefs mit Ausantwortung desselben an den Indossatar übergeben läßt: vorausgesetzt nur, daß der Indossant als Eigenthümer des Wechsels angesehen war (*modo indos-*

94) Auch hierfür wird angeführt Art. 15 der Hamburger Wechselordnung, vergl. Anm. 92. S. 103. 95) Außer der Bemerkung, daß die Einrede, daß dem Wechsel eine Spielvalut zu Grunde liege, auch gegen den Indossatar statthaben solle nach hamburger Recht: Spielmandat von 1709 §. 3 u. 4. 96) Die oben besprochene Entscheidung der Rota Romana findet sich darunter nicht; bei einem so bedeutsamen Schriftsteller, wie Grand, wol

bedeutam für das Verhältniß, in dem man im Allgemeinen zur neueren italienischen Wechselrechtsliteratur stand. Vergl. S. 69 — so gern man auch nach Scaccia und Bagnat der Turri rühre.

97) Erste oben Anm. 45. S. 91. 98) Es wird sich unten ein Beziehen dagegen zeigen.

sans eorum dominus haberi debuerit⁹⁹⁾). Eine Hindeutung, scheint es, beabsichtigt er u. A. wol auch darauf, von welchem Gesichtspunkte aus der Einfluß einiger unechter Zeichnungen auf dem Wechsel, unechter Indossamenten in der bereits vorhandenen Indossamentenreihe zu bemessen sei. Zwar ist auch Brand weit davon entfernt, denjenigen etwa, dessen Unterschrift wirklich unecht ist, für fahlsbar zu erklären. Wol aber soll haben, dessen Namenschrift echt ist, während unecht nur ist das über sie Geschriebene; dessen soll dieser in aller Strenge, nicht blos im Wechselproceß die Verurteilung über sich ergehen lassen müssen, sondern auch rücksichtlich des Wegfalls der Widerklage soll maßgebend sein, daß er den Casus zu tragen hat (propter culpam suam praecedentem). Denjenigen ferner, welchem der Wechsel abhanden gekommen ist durch Verlust oder Veruntreuung, soll der Nachtheil treffen, auch dann, nach Brand, wenn der zahlende Schuldner rücksichtlich der Identität des Wechselinhabers mit dem auf dem Wechsel Genannten gerät, also in gutem Glauben an einen Anderen als den letzteren, der sich aber mit dem Wechsel in der Hand für diesen ausgab, bezahlt hat. Nach diesen Principien soll das unechte Indossament beurtheilt werden¹⁾. — Vorbehalten bleiben natürlich dem durch Betrug und Fälschung um den Wechsel Gebrachten gegen den Betrüger und den Fälscher, ebenso wie in dem Falle, wo der Indossatar den Indossanten zu einer Zahlung genötigt hat, zu welcher letzterer ebne das Indossament, nach dem obigen Einrederechte, nicht würde haben genötigt werden können, gegen den Indossanten²⁾, die Schadenersagen.

Wenn nun aber Brand von dem Gesichtspunkte der Prüfung aus, welche nach Natur und Gang des Wechselgeschäfts dem Indossatar angefallen werden mag, argumentirt, nach dem Maßstabe derselben, dessen Recht sich gestalten läßt, dann mag bestreben jene obige Schlussfolgerung: aus dem unmittelbaren Rechte des Indossatar gegenüber den übrigen Wechselschuldern auf die Nichterforderslichkeit der Denunciation, auf den Wegfall der Einreden. Die umgekehrte Gedankensfolge sollte man erwarten: weil, indem die Circulation als ganz natür-

licher Gang des Wechsels erscheint, Denunciation dem Indossatar nach dem Gange des Geschäfts nicht angefallen werden kann, auch der Schuldner ja anders nicht als gegen Vorlegung des Wechsels, Aushängigung desselben oder Abschrift auf ihm zahlen darf, und also mit Auslieferung des Wechsels dem Indossanten schon die Hände gebunden sind, weil Prüfung der Verhältnisse der Indossanten zu den übrigen Wechselschuldern nicht fähig dem Indossatar zugemuthet werden kann, darum gestaltet sich das Recht des Indossatar zur obgedachten Unmittelbarkeit. Wol muß sich darnach, wenn man nur eben, um Schädigung von dem Indossatar abzurechnen, diese Unmittelbarkeit in Anspruch nimmt, das Reich der Einreden aus der Person der Normänner wieder erschließen, wie auch Brand annimmt, wenn sie aus dem Wechsel selbst erhellen, oder wenn an dem Dolus, der bei dem Indossament im Spiele war, der Indossatar sich betheiligte. Aber warum, möchte man bei solcher Konstruktion des Verhältnisses fragen, nur in diesen beiden Fällen: soll nicht schon Wissen des Indossatar von dem Bestehen jener Einreden gegen den Indossanten der Verlautbarung aus dem Wechsel gleichbedeutend erscheinen: wie wir ja oben (S. 68) ausdrücklich Wissen und Dolus des Indossatar wohl unterschieden, rücksichtlich der Statthaltigkeit der Einreden aber aus der Person der Indossanten ersterem dem letzteren gleichgestellt fanden. — Allein wenn Brand nun jenes unmittelbare Verhältniß des Indossatar an die Spitze stellt, daraus, wie erwähnt, den Wegfall der Einreden folgert: woher dann bei ihm, mag man fragen, jene Unmittelbarkeit? Was ist bei ihm seinem Wesen nach das Indossament? Etwa ein dem Wechselrechte eigenthümlicher Austritt aus dem Gläubigerrechte, ein Sich-begeben des Wechselrechts, um in diese Gläubigerschaft einen neuen Träger, den, an welchen der Besitz des Wechsels demgemäß übertragen wird, treten zu lassen? Ein Austritt, wie er bei dem Inhaber des in Blanco indossirten Wechsels in seiner ganzen Eigenthümlichkeit am deutlichsten und ganz sinnig sich vor Augen stellt; der aber seinen Charakter darum nicht verloren hat, wenn er auch in einer Form geschieht, die mehr an eine Cession erinnert, welche die Gefahr des Verlustes, indem sie dem späteren Wechselnehmer die Legitimation erschwert, vermeidet: wenn jener Austritt durch ein vollausgeführtes Indossament geschieht, ein Indossament, das neben dem Austritte zugleich in der eigenen Zeichnung des Indossanten den Beitritt zu dem Einlösungsverprechen des Transsanten enthält. Von einem solchen Austritte des Indossanten aus dem Gläubigerrechte des Wechsels — wie auf ihn, als das Indossament von der Cession unterscheidend, Fodner nicht unbedeutlich hinweist, Anm. 27. S. 58 — redet Brand nicht: er bezieht seinen theoretischen Standpunkt selbst als einen weit einkreislageren, in sofern als er der behaupteten Unmittelbarkeit des Verhältnisses des Indossatar zu den übrigen Wechselschuldern unmittelbar voranzugehen läßt: sowohl das Indossament das Verhältniß des Indossatar zu den übrigen Wechselverpflichteten betrifft, ist es mehr anzusehen

99) Lib. I. Sect. II. tit. 5. §. 28. Vergl. oben S. 97.

1) Lib. II. Sect. 6. tit. 4; u. A. §. 4: „Dammum ferendum erit ab eo, qui literas perdidit vel interceptas, transmittit, maxime quoties ipsius culpa concurrat.“ — §. 4: Interdum falsarius literarum cambialium possessionem nactus se pro creditore in litis nominato vendit et easque exigit: — probabilis est solventem abolverendum esse, modo nullius culpe argui possit — aber §. 5: unde sequitur sine periculo solvi possessoris literarum cambialium qui pro creditore litis nominato bona fide habetur, nec ipsum ad cautionem vel amplioram legitimacionem compelli. — Daß Brand mit dem Obigen und seiner hier in Frage kommenden Anwendung auf das Indossament — sie zu machen überläßt er dem Leser §. 13 — weit abweicht von Du Puits und Savary („qui tamen suam sententiam duram esse ipse fatetur“ zu §. 5., not. b.) — vergl. Anm. 71. S. 97 — bemerkt er selbst. 2) Lib. II. Sect. 7. tit. 20. §. 14: — „quoties indossatarius indossatum compellit ad solutionem cambii legitimus exceptionibus ex persona indossantis competentibus, sed adversus indossatarium inadmissibilibus enervati.“

U. Gneiff. d. W. u. R. Erste Section. LXVIII.

als eine Cession. „Quantenus indossamentum inter indossantem ac ceteros, qui ex literis cambialibus teneantur, versatur *potius* (?) pro cessione habendum est“³⁾. Von diesem Cessionsgedanken aus der obige Tadel gegen Höcker⁴⁾, der nur Wechselfähigkeit des Indossanten voraussetzt; Fähigkeit zur Cession sei es vielmehr, die bei dem Indossanten vorausgesetzt werde, und soweit es sich um die eigene Verpflichtung des Indossanten handle, Wechselfähigkeit. Von ihm aus ist eine Ausnahme, die ihre besondere Versprechung verlangt, die Gültigkeit⁵⁾ des Indossaments Seiten eines Juden an einen Christen — indem ja Cessionen von Juden an Christen nach dem Reichsabschiede von 1551, §. 79 verboten sind. — Gegenüber dieser eigenthümlichen Cession im Indossament — eigenthümlich in sofern, als aus ihr regelmäßig gerade resultiren soll von dem, was man sonst als den Erfolg einer Cession anzu sehen pflegt, das directe Gegenheil: ein Verhältnis zwischen Indossator und debitor cessi, in welchem sic, als ob sie unmittelbar mit einander contrahirt hätten, sich gegenüber stehen — stellt jedoch Grand die Wirkung des Indossaments im Verhältnisse zwischen Indossent selbst und Indossat (quousque inter indossantem et indossatarium versatur). In soweit soll allerdings auch

nach Grand das Indossament die Stelle eines neuen Wechsels einnehmen. Daher die Verpflichtung, hier des Indossator, die Valuta zu zahlen, wie bei Ausstellung eines Wechsels und ihr gegenüber die des Indossanten Prima und übrige Exemplare des Wechsels auszuliefern, die Hauptpflicht des Indossanten (abgegeben von einer etwa im Wechsel enthaltenen Hypothekendank) für richtigen Eingang in der Weise, als ob er selbst den Wechsel ausgestellt habe. Hat doch auch, wer Wechsel zu geben verpflichtet ist — wie wir andern Orts bei Grand ausgesprochen finden und wol in seinem Sinne hier beifügen können — in der Regel die Wahl, entweder selbst einen Wechsel auszustellen, oder den eines Dritten zu indossiren⁶⁾.

Wel concurrirt nach Grand eine Dreifach von Personen bei dem Indossament (versatur inter tres personas: occurrit enim 1) indossans — 2) indossatus — 3) indossatarius, er verlangt sogar zu dessen Ausfüllung einen Zahlungsauftrag (mandatum solvendi), aber daneben stellt er dennoch sein obiges: „quoties alienationem intendunt partes indossamentum novi cambii locum occupat, quousque inter indossantem et indossatarium versatur,“ und zwar diese letzteren Worte begleitet mit der ausdrücklichen Bemerkung: darauf sei zu beschränken, was zu allgemein hinstelle Titius (ita enim restringenda sunt quae nimis generaliter asseruntur etc.). — Selbst in solcher Beschränkung, als Wechsel gedacht, mag ihm das Indossament vielleicht abernem genug schon erscheinen, Verschiedenheit von Ausstellungsort und Zahlungsort verlangt er ja für den Wechsel⁷⁾. — Wechsel sollte nach Titius⁸⁾ Ansicht das Indossament in vollster Bedeutung anstatt novi cambii sein, nicht bloß in sofern, als Trassant und Indossant, Remittent und Indossator, sondern auch Trassat und Indossat in Parallele treten sollten. Auf dieses letztere geht also wol hauptsächlich der Tadel von Grand; und auf dem Acceptanten, der bereits auf dem Wechsel steht, ruht wol sichtlich sein Blick, wenn er bei Rechtfertigung seines Ausdrucks Indossat, den die gewöhnliche Redeweise brauche zur Bezeichnung des Indossator, bemerkt: „indossatus, quo vocabulo proprie intelligimus oneratum, sive

3) Lib. I. Sect. II. tit. 5. §. 2. 4) Ann. 44. §. 63. 5) Lib. I. Sect. I. tit. 9. §. 9, unter Berufung auf Vergt., Oceano, Jur. Lib. III. tit. 5. thes. 5. not. 2: „at enim usu commerciorum receptum est, ut nomen a Judaeo adversus Christianum contractum non Judaeo minus, quam Christiano cedi queat. Praeterea, quamvis secundum eundem Imperii Recessum cit. loc. contractum Judaei cum Christiano sub poena, quam vocant, annullationis oportet confirmari a magistratu, cui subest Christianus: Idem tamen lib. exulat: in commercio cambiali, utpote quod auctoritatem judicalem minus requirit; ita cessant Senatus Consil. hybern. 1704 etc.“ — In gleichem Sinne auch Grelmann a. a. D. Cap. 2. §. 18. Legterer erklärt auch das Verbot der Cessio in potestatem für unannehmbar auf das Indossament, wegen des favor commerciorum, und weil bei der Unmöglichkeit der Wechselordnung verandri occasio cesset a. a. D. §. 18; beide Gründe reichen ihm aber doch nicht aus, um das Verbot der Cession einer Forderung gegen die Mindest an Autor oder Curator für unannehmbar zu erachten auf das Indossament eines Wechsels, eines Wechsels §. B., aus dem die Verpflichtung von dem ursprünglichen wechselfähigen Schuldner auf dessen minorer Erben übergegangen ist — a. a. D. §. 15. — Die arbitrarie die Erhebung des Erlaubten und Verbotenen ausfällt, wenn nur eben eine Begünstigung gegenüber den civilrechtlichen Beschränkungen der Erbsenverbreiter für das Indossament in Anspruch genommen wird, gegen, aus welcher Beispiele bei Grelmann. — Einen eigenthümlichen, den Standpunkt des Schriftstellers recht bezeichnenden Schluß macht in der Reihe dieser Ermüdungen ein besonderer Paragraph, der Nichts enthält, als: „finit literarum cambii consilium in promovendo inter disertos mercatorem, evitando transportationis necessitate, declinando periculo et facilitate satis faciendi illi, quibus vel in proprio vel in alio loco debetur. Raphael de Turri Disp. I. qu. 2. n. 23.“ — Grand a. a. D. begnügt sich mit der Aeußerung: „Alium sibi ex cambio rite obtingit, qualem alias acquirere potest: modo cambium non respiciet negotium illicitum.“ Was letzteres heißt, das soll uns der daselbst angeführte Apffel schon. Bei diesem aber finden wir a. a. D. davon gehandelt, ob dem Annotaten vom Gläubiger, dem Urst vom Putanten Wechsel sich geben zu lassen erlaubt sei. — Und wir wären daher annehmend bei Grand nicht eben geoffert.

6) Vorausgesetzt nur, fügt Grand bei, in Hinblick auf die mehrfachste Bestimmung der Waarenburger Wechselordnung von 1709 Art. 27 (oben S. 84), das letztere Wechsel noch nicht fällig sind; gebührt aus als einer Vorwurfs der Bestimmung der Hamburger Wechselordnung von 1711 Art. 2, welche direct zur eigenen Ausstellung verpflichtet; im Uebrigen unter Berufung auf die Nürnberger Wechselordnung von 1654 Art. 10: „Zollen auch alle Wechselbriefe mehr nicht als einmal girirt, und die ja mehr als einmal girirt seynd von den Danckschreibern nicht passirt, acceptirt, bezalt, eingefordert, vor geschlossene Wechsel an statt Wechselbriefe angenommen — werden.“ Königen a. a. D. S. 352. 7) Lib. I. Sect. 2. tit. 5. §. 9 seq. §. 18. §. 26. 8) Lib. I. Sect. I. tit. III. §. 2. not. c. Wie leicht auch hieran eine Erinnerung in den Worten, mit denen er den Abschnitt vom Giro beginnt: „Acceptor literarum cambialium eadem ali sive in ipso loco contractus initi sive alibi degen. indossare potest.“ — Lib. I. Sect. 2. tit. 5. §. 1. Vergl. oben Ann. 43. §. 63 und Ann. 83. §. 74; jedoch f. u.

eum, a quo solutio literarum cambialium peti debet: quemadmodum debitorem, ejus nomen alii ceditur a creditore cedentis nomen inde nacto, cessum appellamus“ 9). Cession viel mehr, nicht bloß den Vermännern und Trassanten, sondern Cession soll hauptsächlich also auch dem Acceptanten, der bereits auf dem Wechsel steht, das Indossament sein: und wenn wir der Einreden gedenken, die ja doch aus der Person der Vermänner dem Indossatär entgegenstehen, und so weit der Nehmer geschützt sein muß vor unverschuldetem Schaden, die zum Gegenstande werden können eines Dolus u. s. w., dann denken wir uns vielleicht am richtigsten hinein in den Gedanken unseres Schriftstellers. — Wertwürdig bleibt es aber doch, daß er diesem Gedanken einer Cession so unmittelbar folgen läßt die unmittelbare Haftung der debitores cessi, wie wenn sie selbst mit ihrem Cessionär contrahiert hätten mit ihren mehrerwähnten Folgen. Als ob der Unterschied von Cession und Indossament in ihrer Wirkung — Andere konnten freilich auch meinen, der klaffende Widerspruch von Praxis und theoretischer Begründung — gar nicht scharf genug hervorgehoben werden konnte. — Dem Gedanken des Geschäftsmannes, der auf diese oder jene auf dem Wechsel ihm begagende, ihm wohlbekannte Zeichnung, wie oder jene respectable Firma, welche er — gleichviel, wo — unter den Wechselversicherten findet, sein unmittelbares Absehen richtet, darnach zum Kaufe des offerierten Wechsels sich bestimmen läßt — mag, wenn an ihn Brand gedacht hat, jenes Obenangehellen der Unmittelbarkeit der Haftung jedes einzelnen Wechselversicherten und der Wegfall der Einreden als die Folge daraus entsprechen. Aber desto mehr nur mag und muß, wer etwa auf solchen Pfauch — bei welchem der Blick auf die übrigen Wechselzeichnungen, nur eben eine Prüfung der Form und die Reihenfolge der Indossamente reicht als das äußere Medium der Reklamation erscheint — die Eigenwilligkeiten des Indossaments begründen will, zweifeln, ob das diesem Gedanken Entsprechende bei der Voranstellung des Cessiongedankens, in dem principiell doch zunächst die unmittelbare Haftung der Vermänner verloren geht und nur aus Rücksichten der Willigkeit im Erfolge wieder zu gewinnen ist.

Auf die Darstellung von Brand nimmt unverkennbar einen sehr unmittelbaren Bezug ein mit vielem Geiste geschriebenes Schriftchen, auf welches die Ansicht, die im Indossament seinem Wesen nach eine, wenn auch im mercantilen Interesse vielfach modifiziert, Cession erblickt, auch anscheinend heutzutage noch sich am liebsten beruft: Leyser's Decas questionum ex jure cambiali (1724) 10). — Hier wird in Quaestio 1. aus-

geführt: wie weit die Grundsätze der gemeinen Cession anwendbar seien auf das (eigentlich) Indossament. Regel soll sein deren Anwendbarkeit. — Es mag eigenthümlich erscheinen, daß der Schriftsteller in seiner ganzen Ausführung dieses Satzes kein ausdrücklich Wort darüber redet, welche andere Ansicht denn dem gegenüberstehe. Brand namentlich und Titius werden so bereitwillig hier und dort als Gewährsmänner angeführt, daß man am allerwenigsten bei ihnen eine Ansicht abweichend von, oder etwa ganz entgegengesetzt der des Verfässers vermuthen möchte. Und dennoch nachdem, was wir im Obigen über beide Genannte mitgetheilt haben, dürfte wol gegen sie, hauptsächlich gegen Titius die Polemik, eine Polemik, die, indem der Schriftsteller nur mit der Bewahrheitung der eigenen Ansicht beschäftigt scheint, still neben seinen Gedanken hergeht, nur dem, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, verständlich ist, gerichtet sein. Da dürfte z. B. wol gar nicht ohne besondere Absicht gleich auf erster Seite zu Brand's Definition des Indossaments, als einer kurzen, von dem zur Einhebung des Wechsels Befugten auf letzteren gebrachten Schrift, vermöge deren die Einhebungsabsicht auf einen Andern übertragen wird: eine Definition, die sonst allen Verfall des Verfässers hat, eine „unbedeutende“ nur den Ausdruck „kurz“ Schrift betreffende kritische Bemerkung beigelegt sein. Gewöhnlich sei das Indossament wol eine kurze Schrift, aber notwendig sei diese Kürze nicht. Ich habe, bemerkt der Verfasser, Wechsel gesehen, welche viel länger waren als das Indossament; weitausläufig hatte da Indossant über die Causa der Uebertragung sich ausgesprochen, hatte erklärt, er wolle nicht haften aus dem Indossament, Alles ohne Noth so weisheitsreich, daß es eine ganze Seite füllte. Niemand aber zog die Gültigkeit solch eines Indossaments in Frage — solch eines Indossaments, wiederholen wir, ohne Haftung des Indossanten. Dann ist von der Eintheilung des Indossaments als eigentlichen und Procuraindossaments die Rede. Königlich's Ansicht, nach welcher ersteres durch das Bekanntsein des Kaluempfangs, letzteres durch die Klausel „für mich validiren“ sich kennzeichnet 11), wird im Allgemeinen gebilligt, gemißbilligt dagegen die eines andern Schriftstellers (Schäff, zur Nürnberger Wechselordnung), welcher ein Procuraindossament annehme, auch wenn die bloße Bevollmächtigung nicht durch ein „für mich validiren“ oder ähnlich besonders ausgedrückt sei, also namentlich auch, wenn z. B. das Indossament schlechthin laute: „für mich habe

9) a. a. D. §. 9. 10) Als Verfasser ist auf dem Titel genannt Augustus Augustus Schubert, Advocat zu Leipzig, Augustin Leyser nur als Disputationsscriba. Allein in des letzteren Meditationes ad Pandectas Spec. 202 u. 203 bezeugen und die einzelnen Abschnitte aus Leyser's eigene Arbeit. — Die erwähnte Berufung auf Leyser Spec. 202 finden wir z. B. bei Scherer im Handbuche des Wechselrechts. 2. Bd. S. 8: „Beide (gemeine

Cession und Indossament) kommen zwar als wahre Cessionen, wenn sie nach den Umständen der gemeinen Rechte betrachtet werden, darin überein, theils, daß der Inhaber, sowie der Inhaber eines Schuldtheils sich legitimiren oder beweisen muß, daß ihm die Verrichtung und Einforderung des Wechsels übertragen und abgetreten worden sei, theils, daß beide ohne Wissen und Willen des Schuldners geschlossen können: und so hat in der Regel bei Indossamenten alles das Statt, was auch bei Cessionen Statt findet.“ Leyser l. l. Obgleich u. s. w. — Zeitschrift a. a. D. 1. Bd. S. 448.

11) Siehe oben Num. 37. S. 61.

der Herr an N. N.“ — „Disseutio hac in parto a Beckio nec certum hoc simpliciter mandati signum esse credo,“ bemerkt Lefter. Weil es das bei weitem häufigere ist, und quoniam ab eo quod plerumque et praesumptum deducitur l. 24. D. de usufructu l. 31. §. 20. D. de aedil. edicto — deshalb ist im Zweifel ein eigentliches Indossament anzunehmen. Uebereinstimmt mit mir Titius¹⁾. — Der Indossatar, schließt Lefter die Einleitung, ist also immer Precurator, aber meist Precurator in rem suam, indem eine Cession vor sich geht — zuweilen aber nur Precurator.

Nachdem uns Lefter so im Vorübergehen zunächst das Indossament von denjenigen Seiten gezeigt hat, wo es einem Wechsel am wenigsten ähnlich sieht, als Indossament ohne wechselseitige Haftung, an das Procuratindossament uns erinnert hat und wie von letzterem das eigentliche durch die Abicht der Cession sich unterscheidet, an eine Form ferner des eigentlichen Indossaments, die an den Precurator — wenn auch im Zweifel als Precurator in rem suam gemeint — so stark erinnert, führt er uns nun in dem Thema, der Indossatar ist Precurator in rem suam, mit andern Worten, das eigentliche Indossament ist eine Cession, weiter. Er führt aus den obigen Sätzen: in indossamento, quod per modum cessionis sit, jura communia de venditione et cessione actionum constituta regulariter locum habent. Weil im Indossament eine wahre Cession vor sich geht (vera cessione inest), deshalb wendet man mit Recht die Grundsätze der Cession auf das Indossament an, vorausgesetzt nur, daß sie nicht der Natur und dem Wesen des Wechsels widersprechen. Beispiele sollen dies erläutern. Des Verfassers eigene Worte mögen hier stehen:

„Rem exemplis illustrabo. Regula est: cessionarius cedentis persona fungitur, atque in exercitio actionis cessae non privilegium suis, sed jure cedentis utitur, l. 5. Cod. de her. vel act. vend.: itaque indossatarius etiam indossantis. Vide *Franckii* Inst. j. c. lib. I. Sect. 2. tit. 3. §. 33. Deinde cessionarius adversus debitorem cessum agens ostendere cessionem seu legitimare se ad causam debet, ad quod non sufficit exhibitio chirographi. Vide *Merium* P. 8. dec. 236. Itaque tertius, qui ex literis cambialibus agit, legitimare se ad causam et indossamentum ostendere debet, neque ad hoc sola *literarum cambialium* possessio sufficit teste *Lindovici*. De legit. ad caus. §. 32. Cessio ignaro et invito debitore fit, l. 3. Cod. de her. vel act. vend., item indossamentum. Quisquis cedere ac emere potest actionem, ille et recte indossat et indossamentum suscipit. *Francke*, Inst. j. c. lib. I. Sect. 2. tit. 5. §. 10. Venduntur non solum actiones praesentes, sed et nomina futura et quae in diem debentur l. 17. de her. vel act. vend.: indos-

satur quoque literae cambiales tam quarum dies venit, quam quarum non venit, teste *Franckio*, Eod. tit. §. 14. 15. Cessionarius cum cedente in exigendo debito concurrere praefertur, l. 55. de procuratoribus. Similiter indossatarius indossanti. Cessionarius usuras usurarium sibi cessum exigi nequit arg. l. 54. D. de reg. jur., sic neque indossatarius. Advocati Saxoni actionum alienarum cessionem suscipere non debent, quoniam iurjurando obstringuntur, sine Processu oder Sachen zu redimiren oder an sich zu handeln — Nequit ergo in eodem indossamentum cum confessione, quod valutam solverint, fieri.“

Betrachten wir diese Beispiele, so möchten wir auf den ersten Blick einzelne derselben wenigstens als sehr unschuldig erscheinen; wundern möchte man sich vielleicht bei ihnen, daß sie dem Schriftsteller nicht als trivial erschienen seien. Wer hätte denn z. B. je daran gedacht, dem Indossatar Zinsen von den im Wechsel versprochenen Zinsen zuzusprechen; oder dem Indossanten den Vorzug rücksichtlich der Einbeziehung der Wechselsumme einzuräumen? — Aber wir dürften solch Urtheil nur ein vortheilhaft sein. Gerade darum, weil wir nicht annehmen dürfen, daß der Schriftsteller uns habe sagen wollen, worüber kaum jemand zweifeln und des Schriftstellers bedürfen wird: gerade darum liegt uns in diesen Beispielen eine besondere Bedeutung. Sollen sie uns doch bewahren, daß das Indossament Cession sei, als Cession gedacht werden muß. Sie müssen, wenn sie anders gut gewählt sind, Punkte sein, wo eine andere Auffassung des Indossaments zu entgegengegesetzten Resultaten kommen müßte. — Auf die Frage aber, welches jene von dem Schriftsteller uns verschwiegene andere Auffassung des Indossaments sei, gibt das Obige die Antwort. Wir fanden ja schon so vielfach jene entgegengegesetzte, anscheinend so tief in der Geschichte des indossablen Wechsels begründete Auffassung des Indossaments, als Wechsel, jenen Gedanken eines Austritts des Gläubigers aus dem Gläubigerrechte des Wechsels im Indossament²⁾. Treten wir hiermit, und namentlich mit dem, was wir oben S. 101 in Bezug auf die Auffassung des Indossaments bei Titius bemerkten, an die vorstehenden Beispiele Lefters dafür, daß das Indossament Cession sei, heran, so dürfte sich vielleicht zu demselben die rechte Interlinearergänzung schreiben lassen. Wir wollen sie zu geben versuchen, selbst auf die Gefahr hin, daß wir dabei Einem oder dem Andern dunkel erscheinen könnten. Das Obige mag entscheiden, ob wir dabei Anschauungen voraussetzen, die der Zeit, in welcher Lefter schrieb, noch fern lagen.

Es schien uns nach Titius' Darstellung nahe gelegt, aus dem unmittelbaren Verhältnisse zwischen Indossatar und Trossaten beziehentlich Acceptanten abzuleiten ein nicht minder unmittelbares Verhältniß des letzteren zu den Vormännern des Indossanten; die dem Indosso-

12) a. a. O. §. 43 u. 51.

13) Ann. 27 fin. Z. 58.

tar beigelegte Besuquiß, einzelne Indossamente auszu-
streichen, erschien als eine praktische Folgerung aus der
Unmittelbarkeit dieses Rechts. Als resultierend aus dem
Indossament fanden wir diese Unmittelbarkeit auch fest-
gehalten bei Grand Lib. II. Sect. 2. tit. 5. §. 33.
Beizubehalten bei Grand trotz der unmittelbar ihr voraus-
gehenden Auffassung des Indossaments als Cession;
obwohl wir mit Rücksicht auf diese Auffassung bemerken
mußten, daß die Consequenz nicht gestatte, aus jenem
unmittelbaren Verhältnisse zu folgern den Wegfall der
Einreden aus der Person der Vormänner, sondern daß
nur aus dem Wegfalle der Einreden jene Unmittelbar-
keit resultiren könne. Indem eben vermöge der Cession,
welche Grand im Indossament findet, nur das derivativ
vom Indossanten übernommene Recht es sein kann, ver-
möge dessen Indossatar zurückgeht auf die Schuldner
seines Indossanten: wenn auch Einreden, durch welche
das dem letzteren gebührende processualisch-privilegierte
Wechselsvorsehen in dessen Person würde haben elidirt
werden können gegen ersteren, den Indossatar, nicht mehr
Rathschluß finde. Lefyer, indem er sich gerade auf die eben
angeführte Stelle, in welcher Grand jene aus dem In-
dossament resultirende Unmittelbarkeit des Verhältnisses
beruft, hält diesen letzteren mit dem Cessionsgedanken beim
Wort: jene Unmittelbarkeit selbst ist immer das Resul-
tat einer Cession, trotz ihrer ist es das Wechselrecht
des Indossanten, auf Grund dessen der Indossatar re-
gredirt auf die Vormänner des Indossanten, und er stellt
daher an die Spitze: „cessionarius cedentis persona
fungitur atque in exercitio actionis cessae non
privilegiis suis sed jure cedentis utitur: itaque in-
dossatarius etiam indossantis.“ — Recht absichtlich
dürfte vielleicht der Ausdruck *indossatarius indossantis*
persona fungitur gewählt sein. Einer Auffassung,
nach welcher mit dem Indossament, außer dem in ihm
enthaltenen Wechselsvorsehen ein Austritt aus dem
Gläubigerrechte des Wechsels, im obigen Sinne, nicht
eine Cession vor sich geht, ihr dürfte grade umgekehrt
ein *indossans indossatarii persona fungitur* auszu-
sprechen näher liegen; wie ja in jener Contractform
„pro persona nominanda.“ die wir oben bei den
Italienern fanden, nach vorgenommener Benennung der
Contractart ganz austritt aus dem Contracte, nur als
Vertreger (*nudus minister*) des Benannten betrachtet
wurde¹⁵⁾. Aber für den Cessionsgedanken, für den Grand
der willkommene Gewährsmann ist, ist einzig *indossatarius*
indossantis persona fungitur entsprechend. —
Ferner jene eben erwähnte der Cession entgegenge-
setzte Ansicht mit ihrem im Indossament jedem künftigen Re-
hmer des Wechsels gegebenen Wechselsversprechen, sie hatte
auf das *Blancoindossament* als auf ihr Prototyp in der
obangegabenen Weise Bezug zu nehmen: in ihm lag
offensichtlich für sie eine historische Verrechtlichung. Ist
denn aber so beim Indossament, finden wir bei Lefyer
als nächsten Gedanken — als ob von hier ein Wider-
spruch gegen den an die Spitze gestellten Satz zu erwar-

ten wäre — angeknüpft, daß der bloße Besitz des Wech-
sels zur Klageberechtigung genügt? Nein, es ist wie bei
den Cession, legitimiren muß sich der Indossatar durch
Indossament. — Den der in Alledem liegenden Vernei-
nung eines jedem künftigen Rehmer gegebenen Wechsels-
versprechens aus wird sich im Geiste des Schriftstellers
aber auch unmittelbar fortsetzen lassen: denkt Ihr Euch
das Indossament als Wechsel, den Trassanten im Wech-
sel als den, auf welchen der neue Trassant, der In-
dossant, trassirt hat, so wird dieser neue Trassat als
solcher, nicht ohne sein Zuthun Schuldner werden Eures
Remittenten im Indossament, des Indossatars: eines
nochmaligen Accepts würde es bedürfen. Ist so? *)
Nein. Vielmehr wie bei der Cession: *cessio ignaro*
et invito debitore fit, item indossamentum. — Und
ist denn Wechselssähigkeit zum Indossament erforder-
lich? Nein; nur vielmehr, wie Grand bezeugt, die
Fähigkeit, cediren, beziehentlich an sich cediren lassen zu
können. Ist Euch das Indossament Wechsel, indem Ihr
dessen kurze Worte ergänzen wißt als den Content
des Wechsels, nun wo gäbe es denn einen Wechsel aus-
gestellt nach seiner Verfallzeit: fälliger Wechsel werden
aber doch indossirt so gut, wie nicht fälliger, grade so
wie cedirt. In der Art wißt Ihr doch auch nicht das
Indossament einen neuen (Zicht-) Wechsel sein lassen,
daß rückfälliger der Einhebung vorginge Indossant dem
Indossatar; oder erwidert Ihr darauf, letzteres sei schon
damit ausgeschlossen, daß ja nur auf Grund seiner Be-
rechtigung aus dem Wechsel der Indossant indossire,
indem ihm der Wechselbetrag statt vom Trassanten durch
den Indossatar werde: nun so könnten doch wol die
Zinsen im Wechsel für Euren neuen Wechsel als Zinsen
nicht mehr in Betracht kommen, sondern nur noch als
Theil der früheren Wechselsumme: was würde also ihrer
Verzinsung entgegenstehen? Und doch werden sie so
wenig verzinst, wie Zinsen einer cedirten Forderung.

So dürfte sich denn wol in jenen Beispielen Lefyer's die tiefere Bedeutung, die wir vermutheten, nicht
verkennen lassen: insbesondere aus die Folge, in der
wir sie an einander gerichtet finden, als eine wohl über-
dachte erscheinen. — Allerdings kommt nun Lefyer, nach-
dem er in obigen Beispielen den Satz, daß die gemeinen
Principien der Cession aus die Regel bilden sollen für
das eigentliche Indossament, zu bewahren bemüht
gewesen ist, auf den neben diesen Satz gestellten Vor-
behalt: nur in soweit als Natur und Wesen des Wech-
sels (*indoles et natura cambii*) nicht widerspreche, habe
dieser Satz zu gelten. Lefyer verheißt nicht, daß von
der Subsumtion unter die Cessionsgrundsätze, vermöge
der besondern Natur und Bestimmung des Wechsels,
der Ausnahmen so viele sein, daß deren Zahl, wenn
nicht die der vorerwähnten Beispiele für das Bestehen
der Regel übersteige, so doch zumindest ihr gleichkomme.

15) „Vix quosque monendi sumus acceptatione ulteriore
non opus esse, cui cambium jam acceptatum cedatur vel in-
dossatur“ — sagt ein späterer Schriftsteller, der im Ganzen der
Auffassung des Titulus folgt. Bieger a. a. D. Cap. 5. §. 1.

Näher motivirt werden diese Ausnahmen damit, daß das Wechselfgeschäft mit all seiner Eigentümlichkeit (negotiorum cambialium indoles) nicht aus dem römischen Rechte sich herleiten lasse, ein neues Institut sei, beherrscht in der Hauptsache, ohne sich auf juristische Subtilitäten einzulassen, von aequum et bonum, eingeführt überdies zur Förderung und Unterstützung des Handels, und deshalb (et ideo) auch mit dem raschesten Prozeßverfahren ausgestattet. Mit der Natur des Wechfels steht daher in Widerspruch Alles, was ihren Cours und ihre schnelle Executivfähigkeit beeinträchtigt (quae cursum eorum et celerem executionem morantur). Demgemäß ist z. B., sagt Leyser, der Wechfel mit Wechseln ein durchaus freier, nicht leicht pflegt jemand davon ausdrücklich zu sein; daher werden Wechfel indoffirt an Potentiores und ich erinnere mich nicht¹⁶⁾, daß man jemals deshalb einen Streit erhoben habe. Der Indoffat hat für seinen bonum zu stehen — Titius wird dafür angeführt — die Einreden, die ihm entgegenstünden, könnten gegen den Indoffat nicht gebraucht werden — dafür Gracianus — auch ohne erhaltene Denunciation könne der Schuldner durch Transact mit dem Indoffanten, oder durch Zahlung an ihn sich nicht mehr liberiren. Ein Cessionsinstrument ferner müsse den Titel oder die Causa der Cession enthalten, da ja jedes Contractsinstrument, in welchem die Causa nicht angegeben sei, angefochten werden könne, und bei der Cession sei dies noch weit mehr notwendig, da sich nach der lex Ana. insiana deren Gültigkeit danach bemesse: im Indoffament dagegen sei, wo nicht Particularargesse, sie besonders vorsehre, eine solche Angabe nicht erforderlich.

Für die praktischen Consequenzen dieser Lehre der Subsumtion des Indoffaments unter die Grundsätze der gemeinen Cession, wie zum Verständnisse des daneben vermöge der Natur des Wechfels gemachten Vorbehalts sehr lehrreich erscheinen uns einige Fälle, in denen der Schriftsteller in mehrern der folgenden Quästionen davon Anwendung macht. Hier daher in Anschluß noch Folgendes.

Gewiß mit Recht behauptet Einert (a. a. D. S. 287) die Unanwendbarkeit der lex Anastasiana auf das Indoffament; aber wenn er ausspricht, dieselbe beruhe auf allgemeiner Uebereinkunft, so dürfte man an diesem Ausdrucke mäßeln können. Einert kann und will jedenfalls damit nicht gesagt haben, daß jene Uebereinkunft von jeher bestanden habe, daß man sie darüber gestritten habe, ob nicht vielmehr nach der Natur des Wechfels und Indoffaments die Unanwendbarkeit des Anastasianischen Gesetzes zu behaupten sei. Grade um letztere Frage dreht sich in der That in der Zeit, die wir hier vor Augen haben, der Streit, und daß daher für die Lehre vom Indoffament ein allgemeineres Interesse¹⁷⁾.

16) Die Transactur Wechselordnung von 1739 gibt für das Gegenheil ein Beispiel, s. oben S. 93. Die Reiten ändern sich natürlich, je verschiedener Berichtiger der Cessionstheorie sich fanden. 17) Wehlenbruch a. a. D. (ed. 2) S. 30 sagt freilich: „Eenige Abweichungen, die man gewöhnlich zu behaupten pflegt,

Leyser theilt uns ein Responsum der leipziger Juristenfacultät mit vom Mai 1724 uder Folgendes: Ein Indoffat hat einen noch nicht fälligen Wechfel, groß 100 Thlr. —, an sich indoffiren lassen, und zwar, weil der Indoffat besorge, daß der Wechfelschuldner austreten möchte, gegen Valuta von nur 40 Thlrn. —. Wenn nun der Indoffat diesen Wechfel demnach selbst eingiebt, oder ihn etwa weiter indoffiren will, wird er oder sein Indoffat den vollen Wechfelbetrag einheben können, oder wird von ihnen nur der Betrag der Valuta, also nur 40 Thlr. —, erhoben werden können, und rücksichtlich des Restes das Anastasianische Gesetz entgegenstehen? Allerdings hat für letzteres das Responsum sich ausgesprochen. Die in Frage stehenden Gesetzesbestimmungen seien anwendbar auf Cessionen auch bei aller bona fides der Contractanten — und im concreten Falle war wirklich der Wechfelschuldner bereits fort und der Ausbruch seines Concurses sehr wahrscheinlich — anwendbar folglich auch auf das Indoffament, welches davon nicht erimirt sei. Aber es scheint das Responsum doch als Bedingung der Anwendbarkeit jenes Gesetzes voraussetzen die Angabe der Höhe der Valuta im Indoffament in einer Weise, daß daraus eine liquide Summe wider den Cessionar entnommen werden kann. So faßt es wenigstens Leyser auf, so unternimmt er, der Vertreter der Cessionstheorie, dessen Rechtfertigung¹⁸⁾.

Ebirt, sagt Leyser, wird der Wechfel in einer doppelten Weise, entweder auf dem Wechfelbriefe selbst, dies nennen wir Indoffament — oder nicht auf demselben, in besonderer Urkunde also namentlich. Letztere nicht auf dem Wechfel stehende Cession überträgt wol die Rechte des Cedenten auf den Cessionar, sie selbst ist aber kein Wechselfgeschäft (negotium cambiale non est, quod quippe, ut rectissime monet Titius in jure priv. Lib. X. §. 54, ex literis cambialibus pendet). Sie ist daher nach gemeinem Rechte zu beurtheilen, und was sonst von Cessionen gilt, gilt daher auch bei ihr. Mit Recht behaupten¹⁹⁾ Hödner und Grand den Vorrang des Indoffat vor dem Cessionar, an welchen die Uebertragung geschehen nicht auf dem Wechfel, wenn letztere Uebertragung auch schon vor dem Indoffament erfolgt wäre; mit Recht, daß gegen diesen Cessionar

wie z. B., daß dem Indoffanten nicht die Einreden entgegenstehen, die der Cessionar sich entgegenlegen lassen muß, daß die lex Anastasiana hier nicht zur Anwendung kommen könne — haben wol in den Bestimmungen einzelner Particularrechte ihren Grund, in sofern man sie aber für gemeines Recht ausgibt, sind sie als bloße Erzeugnisse willkürlicher Voraussetzungen indogemalt zu verwerfen.“ — Sehr gründet hat sich freilich des Schriftstellers Meinung in der dritten Ausgabe (vergl. Ann. 75. S. 42). Dasselbst §. 19. Ann. 457 hält er die sogenannte exceptio legis Anastasianas mit dem Zwecke des (wahren) Wechfels unvereinbar. „38. der Wechfelschuldner verpflichtet, dem Indoffat als solchem Zahlung zu leisten, so sind von selbst Erzeugnisse dieser die Frage ausgeschlossen: auf welche Art der Inhaber den Wechfel des Wechfels gebet habe.“

18) a. a. D. Quæst. II. und Medit. ad Pand. Spec. 203.
19) Siehe oben S. 65 u. 96.

(qui cessionem directam aut extra literas cambiales impetravit) alle Exceptionen entgegenstellen, welche der Person des cedenten entgegenstehen; auf ihn muß das Anastasianische Gesetz seine Anwendung finden, da es allgemein für Cessionen gegeben ist. Gegen die etwaigen Zweifel dagegen aus der Natur und dem Privileg des Wechsels meint Lysler die kurze Entgegnung ausdrückend, „der Einwand stehe nicht dem Wechselbriefe selbst entgegen, sondern nur der Cession, welche, wie erwähnt, kein Wechselgeschäft ist“²⁰⁾. — Anlangend nun aber die zweite Art der Uebertragung des Wechsels (alterum cessionum cambialium genus), das Indossament, so finde bei ihm die lex Anastasiana keine Statt (in hoc legem Anastasianam locum invenire nego); denn *indossatarius indossantis persona fungitur*, oder wie dies Grand Harer²¹⁾ sagt, derselbe Effect resultire aus dem Indossament, der eingetreten sein würde, wenn der bisherige Wechselinhaber den Wechselbrief gleich an den Indossatar zahlbar gestellt, oder ihm direct sein Accept gegeben hätte. — Wie diese Identität: *indossatarius indossantis persona fungitur*, gemeint sei, darüber scheint das Obige keinen Zweifel zu veranlassen, auch die weitere Argumentation zu bestätigen, daß auch hier jener im Cessionsgedanken enthaltene derivative Uebergang des im Wechsel enthaltenen, eigenthümlich strengen Zahlungsversprechens es sei, den Lysler im Auge hat. Er schließt ja so weiter. Dem Indossanten stehen keine Einreden, außer solchen, die in continenti liquid sind, entgegen; also stehen illiquide auch dem Indossatar nicht entgegen. — Aber doch sagt, meinen wir, sofern an den Einwand des Anastasianischen Gesetzes bei solch illiquiden Einreden gedacht wird, nahe die Frage, ob in dieser Schlussfolgerung auch der Wegfall von illiquiden Einreden ganz anderer Art als, wenn liquid, je gegen den Indossanten selbst hätten entgegengestellt werden können, sich rechtfertigen lasse. Wie würde zu letzterer Annahme passen, daß die Regel *cessionarius cedentis persona fungitur*, d. h. Cessionar in Ausübung der cedirten Sache nicht der eigenen Privilegien, sondern des Rechts des Cedenten sich bediene, auch vom Indossatar gelte. Wegfall der Einreden in solchem Umfange wäre in der That Privileg nicht des Indossanten, zu staten kommend aus dem Indossatar aus der Person seines Auctors, sondern Privileg des indossirten Wechsels, ein Hinausgehen, konnte man dafür auch sagen, des Versprechens der prompten Zahlung über den Remittenten hin, eine unmittelbare Richtung desselben an den Indossatar. — Ja, nicht einmal liquide Einreden, welche dem Indossanten entgegengesetzt werden können, stehen dem Indossatar entgegen, sagt Lysler bei²²⁾, als wolle

er uns in letzterer Consequenz nur noch mehr bestätigen. Aber doch dieses letztere — den Wegfall selbst der liquiden Einreden aus der Person des Indossanten — unter den Abweichungen des Indossaments von den Grundregeln der Cession finden wir es eben bei Lysler aufgeführt, während hier ein doch wol Ähnliches — ein besonderes Privileg des indossirten Wechsels: daß illiquide Einreden dem Indossatar nicht entgegenstehen, und zwar Einreden, die nicht das Forderungsgerecht des Indossanten, sondern nur den Uebergang an den Cessionar betreffen: selbständige Einreden aus der Person des Indossatar wegfallen, unmittelbar aus jeum indossatarius indossantis persona fungitur — oben an die Spitze gestellt der Argumente dafür, daß das Indossament wahre Cession sei — angeleitet werden soll.

In der That finden wir an jenes Obige: „*in indossanti exceptiones nullae nisi in continenti liquidae opponi possunt: Ergo indossatario illiquidae exceptiones non obstant etc.*“²³⁾ angerührt bei Lysler dies: *altioris indulgentiae*, sei der Einwand des Anastasianischen Gesetzes; aus dem Indossament, wenn es in der gewöhnlichen Form gefaßt werde, könne nicht erhellen, wie viel der Indossatar dem Indossanten für die Uebertragung gegeben hat. Die Anwendung jenes Gesetzes würde voraussetzen, daß vor Allem letzterer Summe nachgegangen und darüber verhandelt werde, ob in ihrer Höhe ein Verloß gegen jenes liege; ohne viel Weitläufigkeiten, ohne Beweis könnte dies gar nicht abgehen. Damit würde aber alles Privileg, welches dem indossirten Wechsel zu Theil werde — *omne quod literis cambialibus indossatis (!) tribuitur privilegium* — schwinden; der Wechselinhaber würde den Indossatar in aller Öffentlichkeit auslachen, abwendend die Nöthigung zur Zahlung unter Berufung auf das Anastasianische Gesetz. Dies würde aber ebenso unbillig, wie der Natur des Wechselgeschäfts zuwider sein. — Die Vertheidiger der entgegengesetzten Ansicht, der Anwendbarkeit des erwähnten Gesetzes auch auf das Indossament, sie berufen sich wol darauf, daß erstere für das letztere keine Ausnahme mache, vielmehr, weil allgemein redend, die wechselsmäßigen Cessionen mitumfasse. Ihnen sei zu entgegen das Obige: daß das Wechselgeschäft neueren Ursprungs sei, zur Förderung und Unterstützung des Handels eingeführt, daß daher — also wegen dieses ökonomischen Zwecks des Wechselgeschäfts — Wechselstreitigkeiten nach den Grundregeln des *aequum et bonum* zu entscheiden seien, und vor Allem im leichtesten und schnellsten Proceßwege. Fern daraus sei nur die weitere Folge (*ex quo porro consequitur*), daß alle die Sätze des gemeinen Rechts, welche die schnelle Erquirlichkeit beeinträchtigen, als der Natur des Wechselrechts zuwider, bei dem Wechsel nicht statthaben. Dies treffe aber den Einwand des Anastasianischen Gesetzes, sofern er die schnelle Erquirlichkeit hindre, die der Wechsel

rung, die wir oben trotz des vorangestellten Cessionsgedankens bei Grand Harer²⁴⁾ — allein ist Lysler's obige Entwidlung frei von dem Vorwurfe ähnlicher Inconsequenz!

20) „Respondio breviter: exceptionem legis Anastasiana non ipsa litera cambialibus, sed tantum cessionis seu legitimati ad causam, quae, ut dixi, negotium cambiale non est, opponi.“ 21) Gricebenz wird dafür als Gewährsmann angeführt? Warum nicht Grand? 22) Zweifelt Lysler an der Consequenz einer Ableitung dieses Satzes mit Grand aus jener aus dem Indossament resultirenden Unmittelbarkeit des Wechselnisses zwischen Indossatar und früherem Wechselinhaber: eine Folge-

haben soll. Er kann also neben dieser nicht bestehen, und, indem der Landesherr den Gebrauch des indossirten Wechselns in seinen Ländern bestärkt hat, hat er ihn damit stillschweigend eximirt von der Strenge jenes Gesetzes. Eben darum könne man sich auch nicht mit den Gegnern darauf beziehen, daß durch den Ausschluß der Anwendbarkeit des Anstaltianischen Gesetzes einem Handeln in fraudem legis Thor und Thür geöffnet sei. Derjenige, welcher sich an das im Lande eingeführte Recht hält, handelt eben nicht in fraudem desselben: also auch nicht, wer den Wechselbrief in der üblichen Form indossirt, oder sich indossiren läßt. Verstehe man sich Eilen der Gegner darauf, daß die Valuta im Indossament zu inferiren sei: so könne doch, darin auszubrüden, wie viel der Indossator für den Wechsel gegeben habe, gar nicht verlangt werden. Ist liege eine Mehrheit von Rechtsverhältnissen zu Grunde, oft erhalte der Indossant seine Vergütung nicht in einer Weise, sondern in mehrfacher zugleich: Zahlung, Compensation, daneben vielleicht ein Transact u. s. w. sei es, wodurch ihm der Indossator gerecht werde. Da würde es ihm ganz unmöglich sein, die Quantität der Valuta im Indossament anzugeben, die wichtigsten Gründe lägen oft vor, die Höhe derselben zu verschweigen. Ich kenne daher, schließlich Leyser, sein Wechselgesetz in Teutland, welches die Indossamente einer solchen Belästigung unterwürfe. Ich weiß wol, daß in einigen derselben vorgeschrieben ist, der Valuta im Indossament zu gedenken, Angabe der Höhe derselben schreiben sie aber durchgehend nicht vor. Alles dies ist wol eine ganz treffende Rechtfertigung jener privilegierten Form der Legitimation zum Gläubigerrechte aus dem Wechsel, des Indossaments, dasie, wie diese so doch ganz anders als bei der Cession, so leicht und privilegiert sein muß, damit durch die Uebertragung nicht, was dem Wechsel seine besondere Bedeutung, im Verkehr seinen Hauptwerth gibt, die prompte Zahlungspflicht des Wechselschuldners, das Privileg des Wechselbriefes, die schnelle Executivfähigkeit für den negotiabilen Wechsel verlieren gehe. — Eine einzige Limitation der Regel der Unanwendbarkeit des Anstaltianischen Gesetzes auf den indossirten Wechsel will allerdings Leyser anerkennen wissen: nämlich in dem Falle, wenn Indossant, was er freiwillig nicht nöthig hat, die Höhe der Valuta im Indossament angibt. Dann erhebt möglicher Weise die Ausflucht des Gesetzes aus der bloßen Ansicht des Wechsel und ist sofort liquid. Einreden aber, die dies sind, sind gegen den Wechsel zulässig, es müßte denn sie vorzuschützen durch Gesetz unterlag sein; ein solches Verbot findet sich aber rückfichtlich der lex Anastasiana nirgends. Wir haben also in der eingeräumten Limitation nur ein Beispiel des Sages: „*multa expressa nocent, quae non expressa non nocent.*“

In eben diesem Sinne, inserirt Leyser seiner obigen Entwicklung, d. h. für Unstatthaftigkeit der Anwendung der lex Anastasiana auf den indossirten Wechsel, sei bereits früher von den Juristenfacultäten zu Jena und Gießen gesprochen worden. Das Responsum der letzteren (vom October 1710) theilt uns Grolmann

mit²²⁾. Interessant ist es, wie wir auch da finden den Widerstreit, den Leyser's Entwicklung nicht verkennen läßt: des civilrechtlichen Cessionsgedankens, welcher das Wechselversprechen nicht als dem Indossator als solchem ertheilt ansehen kann, und die Frage, in welcher Weise das Recht des Indossanten auf den Indossator übergegangen sei, daher als zu dem Bereiche der nothwendigen Erörterungen recht eigentlich gehörig betrachten muß, mit dem mercantilen Interesse, dem in ihm lebenden kaufmännischen Rechtsbewusstsein — welches, indem es das Wechselversprechen der Schuldner unmittelbar dem Indossator als solchem zu flatten kommen läßt, dem Obligationsnexus zwischen diesem und jenen gegenüber, die dem Indossament vorausgehenden Geschäfte als *Negotia aliena*, ihre nähere Erörterung als nicht erforderlich ansieht. Auch die Anstalten zu Gießen bemühen sich, aus dem Cessionsgedanken selbst den Wegfall des Einwandes aus der lex Anastasiana zu entwickeln. Der Wechsel sei ausgestattet mit parater Execution, sobald Executionen, welche weitere Erörterungen erfordern, die Zahlung verzögern würden, gegen ihn nicht: statthaft seien, dies Recht stehe auch dem Cessionar zu; *ius enim paratae executionis, quod Cedeus habet, etiam in Cessionarium transmittitur*. Allein sie scheinen doch wol die Unstatthaftigkeit dieser Argumentation für eine Einrede, von deren Wegfall gegenüber dem Remittenten noch gar keine Rede sein kann, zu fühlen: sie machen aufmerksam auf die besondere Gefahr und Beschwerde, die Indossator mit dem Einbeziehungsbefugnisse übernehme: „*obneben endlich sei das Negotium cambiale ein foetus novi aevi und möge nach der Richtschnur der römischen Rechte nicht abgemessen werden, sondern entweder aus Specialverordnungen der Obern, oder Obergerichten der Kaufleute pflegen gemeinlich die dabei vorkommenden Controversen decidirt zu werden.*“ Und dieses Letztere kam denn auch in der That ganz entscheidend zur Geltung. Drei der Facultät vorliegende Pareres — der Kaufleute von Frankfurt, Leipzig und Nürnberg — hatten sich dahin ausgesprochen:

„daß dem *Stylo mercantili*, den *Cessionarium* ad *revelationem prelii* zu *adstringiren*, allerdings zuwider sei;“

dies erfordere auch die Begünstigung, die dem Handel um der freien Bewegung des Geschäfts willen (ut libere *peragatur negotio et cambiorum permutationi*) zu Theil werden müsse: ein Grund, aus welchem die Facultät zu Jena sich gegen die Anwendbarkeit der lex Anastasiana ausgesprochen habe. Und so lautete denn auch das Verum der giesener Facultät dahin: „*Daf, welcher die Wechselbriefe an sich gebracht, wie viel er dafür gegeben zu reveliren nicht gehalten sei, sondern selbige nach Belieben wieder verhandeln könne.*“

Eben dahin geht auch Grolmann's eigene Ansicht²³⁾. Nicht bloß auf die Andenz, daß Exceptionen, welche ein langes Proceßverfahren voraussetzen würden, gegen den Wechselbrief unstatthaft wären, auf den Widerstreit

22) a. a. D. Cap. 3. §. 7.

23) a. a. D. §. 6.

hatte vertraut machen müssen, wenn er namentlich unternehmen wollte, den Wechsel in seiner Circulationsfähigkeit als ein selbständiges Rechtsinstitut aufzufassen und nicht, auf der Basis der — grade in diesen Hauptfragen zur Wechselcirculation nicht passenden — Cessionstheorie zu construiren, sich beschied.

Auch Leyer und Grand wissen doch sehr wohl zu unterscheiden die processualische Bedeutung der Wechselurkunde, und die, wenn auch in Hinblick auf die rasche Exequitilität des Wechsels ausgebildete, aber doch von einer Geltendmachung im Wechselproceß völlig unabhängige Verpflichtung des Wechselschuldners. Indem Leyer von dem Privileg des indossirten — auf der Wechselurkunde selbst übertragenen — Wechsels redet, für diese Übertragung eine durch das besondere Bedürfnis des Handelsgeschäfts gerechtfertigte Befreiung von den Beschränkungen der lex Anastasiana in Anspruch nahm, mit Anerkennung des indossirten Wechsels eine solche Exemption stillschweigend landesgesetzlich ausgesprochen annahm: ein lediglich processualisches Privileg war es doch wol nicht, welches er für den indossirten Wechsel zu behaupten hatte, eine Berechtigung vielmehr für den Indossatar, nach andern Normen sich bildend, als unter denen die Berechtigung des gemeinen Cessionar steht. Grade jene exceptio non numeratae pecuniae gibt ihm in quæstio 3 Gelegenheit, von jenem von dem Wechselproceß unabhängigen Rechte des Wechselgläubigers zu handeln. Zwar ist für deren Unstatthaftigkeit wol auch sein stärkstes Argument, daß, wäre diese Einrede statthaft, sie die rasche Exequitilität des Wechsels, zu deren Verwirklichung bei uns ein den Römern unbekanntes Institut, der Wechselproceß, besteht, aufhalten würde: während dieser den Credit des Wechsels zu heben die Bestimmung hat, durch sie der Sicherheit des Wechselgläubigers (securitati publicae creditorum) Eintrag geschehen würde. So crachte man denn nicht nur, wie Berger bezeugt, in Sachsen, sondern auch außer Sachsen jenen Einwand für unstatthaft: nur einige rarerer Romanisten (quidam juris Romani teneiores lei) vertheiligten noch deren Statthaftigkeit. Allein bei alledem ist der Wegfall dieses Einwands doch auch nicht dies ein Privileg für den Wechselproceß, ist vielmehr eine Folge der Wechselobligatio. Die Einlösung der persönlichen Freisitz (obligatio ad carceres) erstreckt sich freilich nicht auf die Erben des Wechselschuldners, wol aber geht die Wechselobligatio selbst (ipsa obligatio cambialis) auch auf sie über, in derselben Weise, wie die übrigen Obligationen: Nam, deficiente rigore arresti personalis, non statim jus cambiale expirat, quin potius reliqua capita omnia, quae in ipso debitore locum habebant, etiam in hereditibus, quae cum defuncto eadem persona sunt, obtinent. Dies entgegen der Ansicht derer, welche da meinten, daß nach dem Tode des Schuldners der Wechsel zu einem gewöhnlichen Documentum quarentinatum herabsinke, und aus dem Wechselproceß ein gewöhnlicher Creditproceß werde (et processum cambiale in executum, in quo

exceptio non numeratae pecuniae admittenda sit, mutari). Gehe doch auch in dem Concurse, der nach dem Tode des Wechselschuldners erst ausgebrochen sei, in denjenigen Ländern, wo Wechselgläubiger einen Anspruch hätten auf prioritäre Befriedigung, diesen letzteren ihr Recht prioritätischer Locirung nicht verloren; ebenso wenig in Sachen, deren der Tod des Schuldners der Anspruch auf die 6 Percent Zinsen, welche allda bei dem Wechsel gefordert werden könnten; und haften doch auch die Erben des Indossanten nicht bloß für Verität, sondern für Verität. Dies waren die Gründe²⁷⁾, aus denen nach einem von Leyer mitgetheilten Spruche der leipziger Juristenschule (Februar 1722) man auch den Erben des Wechselschuldners die exceptio non numeratae pecuniae aberkannt hatte. Auch Grand, den Leyer als gleicher Ansicht anführt, sagt ganz allgemein: die Obligationen, in denen der Verstorbenen stand, werden durch seinen Tod nicht aufgehoben, der Erbe hat aus ihnen dem Gläubiger gerecht zu werden: idque secundum indolem juris cambialis, daher i. B. — unter Berufung auf Berger (S. 36) — der Erbe des Indossanten für Verität der Wechselforderung, nicht bloß für deren Verität zu stehen hat. Anders von Leyer nicht angeführten Orts spricht Grand von der Geltendmachung der Wechselforderung im Concurseproceß. Allerdings ähnlich allgemein auch hier: „Salvum quoque per omnia manet jus crediti,“ und auch hier wieder dafür das Beispiel, daher sei man im Concurse des Indossanten zu liquidiren wol befangen, auch wenn derselbe ein nomen verum übertragen habe²⁸⁾. Auch die Unstatthaftigkeit der Einreden gehöre hierher, welche auch mittels Widerlage gegen den Gläubiger nicht ausgeführt werden könnten (Neque adeo [jus crediti] enervatur exceptione quacunque, quae alias in causis cambialibus, ne quidem cum liqua est, aut in reconvensione urgetur, attenditur): es erstreckt i. B. auch hier die Einreden aus der Person Dritter. Anders dagegen die Einreden, deren Ausführung mittels Widerlage statthaft ist: Ellides debet (creditor cambialis) exceptiones quasvis altioris etiam indugnis illarum in reconventionem rejici frustra petit. — Es mindert, führt Grand fort, andererseits sich nicht die Verweis kraft des Wechselbriefes (nulla ex parte minuitur vis probandi literis competens). Zugt er dem bei, es könne daher hier so wenig, als außerhalb des Concurses, Beweis der Zahlung vom Gläubiger gefordert werden, so denkt er allerdings nur an den Ausschluß der sogenannten privilegierten exceptio non numeratae pecuniae²⁹⁾.

27) „Daß die Kraft und Verbindlichkeit des Wechselrechts nicht allein in der Rechtswirklichkeit des persönlichen Erscheinens, auch in Wirklichkeit schwebender Zahlung, rechtlichen Vertritt besteht, sondern über dieses andere und mehrere Elemente, so auch wieder die Erben des Ausstellers des Wechselbriefs ihre Kraft haben, müßte ic.“ 28) a. a. O. Lib. I. Sect. 3. tit. 6. §. 3.

29) Lib. II. Sect. 7. tit. 13. §. 4.—6. Index verborum s. v. *Exceptiones*, „privilegia“ (exc. a. n. p.) adverbium cambiale non quidem in concursu locum habet.“

Kann es uns, wenn wir zurückblicken, befremden, daß Leyser, indem er von dem Befalle der sogenannten exceptio legis Anastasianae redet, obwohl er Grotmann citirt, dennoch auf dessen Hauptargument, die den Remittenten überlassene freie Negocitierung des Wechsels, die Bedeutung des letzteren als Waare, ausdrücklich kein Gewicht legt, so finden wir wol die Erklärung dafür einer- und vielleicht andererseits auch dafür, daß er auf das zuletzt aus Grand Mitgetheile sich nicht beruft in einer seiner weiteren Quaestionen³¹⁾. Nicht ungerne dürfte sie erscheinen, Leyser's Ansicht über die Wechselobligation, näher erkennen zu lassen, oder doch das, was wir über die exceptio non numeratae pecuniae aus ihm oben mittheilen, zu erläutern. Es handelt sich um folgenden Rechtsfall:

Ein Kaufmann aus Weßfalen hat von einem Juden Wein gekauft und verpflichtet sich mittelst seines Wechselbriefes zur Zahlung des Kaufpreises (se ad pretium solvendum per literas cambiales obligat). Der Empfänger des Wechselbriefes, der Jude, offerirt den Wechsel einem Dritten zum Ankauf. Dieser Dritte, bereit, auf die Offerte einzugehen, theilt jedoch, ehe er den Kauf über den Wechsel abschließt, seine Ansicht dem Aussteller des letzteren mit, und dabei warnt ihn dieser vor dem Ankauf, indem er angibt, er schulde dem Juden gar Nichts; derselbe habe die im Wechsel enthaltene causa debendi nicht erfüllt, den erhandelten Wein nicht geliefert. Trotzdem entläßt sich der Dritte, den Wechsel zu kaufen; löst ihn vom Juden an sich indossiren und klagt nun gegen den Aussteller des Wechsels recursivisch nach Wechselrecht. Der Beklagte beruft sich auf seine oben erwähnte Anzeige an Kläger, und letzterer gesteht sie zu; er behauptet aber Unklarhaftigkeit dieser Einrede im Wechselproceß. — Sehr verschieden lauteten nun die Erkenntnisse, welche in dieser Sache gesprochen wurden. Der Richter erster Instanz trachtete den Einwand für statthaft, und legte dem Kläger auf, zu beschweigen, daß der Weinverkauf erfüllt worden sei. Kläger appellirte, und in zweiter Instanz erging eine reformatorische Sentenz, die Appellationsrichter verurtheilten den Beklagten unter Verwerfung der Exception als der Natur des angeklagten Proceßes zuwider (tamquam naturae processus instituti contraria) — aus dem Wechsel einfach zur Zahlung. Darauf beantragte der Berufte Revision, und erlangt, daß die Urten an die Facultät zu Helmstädt überandt und deren Ratum eingeholt werde. — Dreierlei schien, sagt nun Leyser, indem er letzteres mittheilt, dem Beklagten entgegen zu stehen. Zunächst das oben — über die exceptio non numeratae pecuniae (Quaest. 3) Ausgeführte: daß die exceptio non numeratae pecuniae nicht statthabe gegen den Wechsel. Es ist in der That von Interesse, wie es hier weiter heißt, indem der Schriftsteller Carpozov's Worte zu seinen eignen macht: At vero ab exceptione non numeratae pecuniae, ut verbis Carpovii in Decisione 257. n. 17 utar, tota inferre

licet ad exceptionem non secuti implementi, tum quod saepissime haec exceptiones conjunguntur; tum, quia utriusque eadem est ratio et fundamentum; ex ipsa enim contractus natura utraque profluit. Et est exceptio pecuniae non numeratae illa ipsa, quae dicitur implementi non secuti vel rei non traditae. Antequam enim pecuniam nutuo promissa realiter exsolvat, nec contractus mutui, ut qui re perficitur, adimpletus censetur. Quod ergo circa exceptionem pecuniae non numeratae inter mercatores receptum est, id ex paritate rationis et identitate contractus (?) ad exceptionem quoque implementi non secuti extendi debet³²⁾. Igitur exceptio haec ne quidem indossanti ipsi, si ille ex cambio egisset, objici potuisset³³⁾. — Zweitens schien dem Beklagten entgegenzustehen, daß Einreden gegen den Indossanten dem Indossatar sich nicht vorshüben lassen. Endlich habe der Kläger sich darauf bezogen, daß die Gession auch wider den Willen des debitor cessus statthabe, und Gleiches auch bei dem Indossament Rechts sei, folglich die obige Theilnahme des Wechselausstellers an den Indossatar und dessen Protestation unbedächlich sein müsse. — Trotzdem aber meint Leyser, daß die Momente, welche dem Beklagten zur Seite ständen, häßlich seien. — Grund der Unstatthaftigkeit der exceptio non numeratae pecuniae sei, daß letztere altioris indaginis sei, durch Beweiswierigkeiten also den Wechselproceß aufhalten würde, und daher dessen Natur widerspreche. Wenn aber eine Einrede (qualiscunque illa sit!) in continenti bewiesen werden könne, so opponire sie der Schuldner mit Recht, wie alle Schriftsteller über Wechselrecht zugestanden. Seine anderweitige Regel, daß Einreden, aus der Person des Indossanten dem Indossatar nicht entgegenstünden, zu beweisen, läßt Leyser weit entfernt; er leugnet aber, daß die Einrede, auf welche sich der Beklagte bezogen habe, lediglich den Indossanten betroffen habe (solum indossantis personam respexisse). Denn wenn ich Alles in seinem rechten Lichte sehe (si omnia recte

31) Sessel Carpozov in seinem Opus decia. illustr. Saxov. a. a. D.: Der praktische Grund seiner Meinung ist das brennende Interesse der Kaufleute an rascher Entscheidung ihrer Proceße, ne commercia, quae conservari publicis interest, ex protractione hinc sentiant jacturam; der Widerlagte will er n. 24 die Ausübung der Einrede vorbehalten. 32) Schiefer hält die principielle Beschaffenheit dieser Einreden fest § 2 an d. Lib. II. Sect. 7. tit. 10. §. 15. 16: „Excluditur etiam exceptio non numeratae pecuniae, quatenus omnis probandi in creditorem devolvit etiam adversum cambium de mutuo praesumpto scriptum.“ (Die privilegirte Einrede — dem Gläubiger trotz des in der Urkunde stehenden Empfangsbekenntnisses dem Beweis dieses Empfangs aufhebend — ex n. a. pec. ist gemeint, wie das folgende und die Bemerkung zeigt: auf andere Contracte als Tausch bezügliche Einreden sind nicht.) „Nec non exceptio deficientis causae debendi (quum visum cum exceptione non numeratae pecuniae conjungunt); licet in literis cambialibus omnia fuerit mentio valutae: nisi judicandum ex jure loqi; ubi ea pro forma requiritur.“ — Daß Grand bei dieser exceptio deficientis causae debendi bei dem eigentlichen Wechsel (cambium loante) an die Saluta denken muß, ergibt sich aus dessen unten folgender Definition.

considero), sagt Lysler, so wurde hier nicht sowohl die Einrede der nicht erfolgten Erfüllung vorgeschützt, sondern die Einrede der Warnung (*exceptio factae denunciationis!*) und Protestation, und sie war nach dem righen Zugeständnisse des Klägers völlig liquid. Das dritte Argument endlich anlangend, so gibt Lysler zu, daß dem Wechselsteller es Nichts helfen konnte, wenn er einfach widersprach, oder wenn der Grund, den er seinem Widerspruch beifügte, frivol war (*si causa, quam contradictioni addidit, frivola fuit*). Aber hier hatte der Aussteller nicht einfach widersprochen, sondern hatte den Indossatar zugleich von dem gerechten Einmunde, der ihm gegen die zu cedirende Klage zustehe, in Kenntniß gesetzt: und so ihn in *mala fides* gebracht: „*Denunciatio quippe et admonitio, ne emat, emptori a tertio ante emptiorem facta emptorem in mala fide constituit, atque translationem domini et juris omnino impedit per clarum L. 17. Cod. de Rei vindic.*“

In der That befähigte die helmschädel Facultät das erstinstanzliche Erkenntniß. — „Es ist zwar allerdings an dem,“ sagen die Entscheidungsurtheile derselben, „daß wider einen Wechselbrief — die Exceptio non numeratae pecuniae, theils wegen der sonderbaren, den Wechselfachen zustehenden privilegien, theils in Ansehung, daß besagte, bloß in den römischen Rechten eingeführte Exceptio nicht füglich auf den nur in der Billigkeit und neuen Gewohnheiten gegründeten Wechselproceß gezogen werden kan, keine statt finde. Wannenher und da des Beklagten Vorwand, ob habe der Jude die Weine, dafür er den Wechselbrief ausgestellt, nicht gebührend geliefert, eigentlich auf die Exceptionem non numeratae pecuniae oder non secuti implemendi hinauskäuft; so gewinnt es das Ansehen, ob hätte Beklagter schlechterdings zu Bezahlung des Wechsels angehalten werden sollen. Alldieweil aber vielgedachter Beklagter, nach Klägers eignem Geständnisse, gegen diesen auf vorberührendes Befragen protestirte, er würde den Wechsel eher nicht, als bis ihm die Weine von dem Juden geliefert worden, bezahlen, demnach Kläger, er den Wechsel von dem Juden angenommen, die demselben entgegenstehende exceptionem non impleti contractus wohl geruht, folglich selbigen, bevor er von richtiger Lieferung der Weine genügsame und sichere Nachricht gehabt, nicht an sich handeln sellen, hiernächst nicht als exceptiones, sondern nur diejenigen, so altioris indaginis seynd, im Wechselproceß abgechnitten werden, also die von Beklagtem hier vorgeführte *exceptio factae protestationis de non adimpleto contractu*, welche in continenti aus des Klägers eignem Bekenntniß erhellt, billig statfinden muß; so seynd wir den Bescheid erster Instanz, welcher Klägers besten Beweis wegen richtiger Lieferung der Weine aufserlegt, zu bestätigen bewegen worden.“

Die Antwort, welche wir hiermit und vorstehend bei Lysler auf dessen Frage: *utrum indossatario exceptio ex persona indossantis, quas indossatus*

ei ante indossationem denunciavit, obstant, enthalten, befremdet wol unsere heutigen Schriftsteller, auch die, welche sonst Lysler's Autorität folgen³³⁾. — Scheint es doch nicht den Verhältnissen zu entsprechen, wenn demjenigen, dem der Wechsel zum Kauf angeboten wird, angemuthet wird, dem Aussteller — obwohl rückfichtlich seiner die Annahme, er würde, wenn anders sein Verhältniß zu dem Remittenten noch nicht geordnet gewesen wäre, mit Ausgabe des Wechsels wol Anstand genommen haben, berechtigt erscheint — dennoch mehr Glauben zu schenken als dem Remittenten. Wenn dieser Käufer — gegen die eigene Handschrift des Trassanten, welche dem Remittenten die Zahlung zuweist — eben diesen Remittenten, der vollständig sein Verhältniß zum Trassanten rückfichtlich dieses Wechsels kennen muß³⁴⁾, indem er, den Wechsel in der Hand, als zu dessen rechtmäßigem Besitz und dessen Uebertragung befugt sich geriet, als dabei in dolo befindlich präsumiren soll — wegen des Einspruchs des Ausstellers. Unvorsichig scheint zu werden die Ingeciabilität des Wechsels, wenn solcher Einspruch sie hindern kann, oder doch, von der Art und Weise, wie der Aussteller es versteht, ihn in ein Gewand zu hüllen, in welchem er nicht als frivol erscheint, sie abhängen soll: indem der Einspruch eine Prüfung ausbürdet, die, wenn der Indossatar sie unterließ oder, wenn er bei ihr irre ging, in die Gefahr ihn bringt, das Seine zu verlieren. Je mehr wir an die Bestimmung des Wechsels zur Circulation durch seinen Ausgeber selbst denken, von einer Verpflichtung etwa reden, die der Ausgeber des Wechsels mit dessen Ausgabe dem gesammten Publicum gegenüber eingebe, desto widersprechender erscheint und Lysler's Ansicht. Denn mag man auch letztem Gedanken, einer Verpflichtung dem gesammten Publicum gegenüber, seine juristische Realität bestreiten, dies dürfte als der wahre Kern desselben doch wol einen Anspruch auf Geltung haben, daß bei einem zur Circulation bestimmten Wechsel, nach der Absicht des Ausgebers, das ihn im concreten Falle veranlassende Geschäft als ein für jeden Nehmer, soweit ohne dessen dolum möglich³⁵⁾, inter tertios actum, für ihn indifferent gelte, keinem Nehmer eine Prüfung zur Pflicht gemacht werden soll, die mit dem Wechsel in den Kauf zu nehmen jeder verständige Geschäftsmann sich hüet.

Wirn grade bis hierher mußten wir wol geben, um etwas zur Erklärung der Lysler'schen Ansicht sagen

33) Zeitschr. a. a. E. 1. Bd. S. 168. „Wozar der Fall, daß der Schuldner den Indossatar vor geschicktem Indossament von seinen Einreden unterrichtet hat, macht hiervon (von dem Wechsels nämlich der Unterredung aus der Person des Indossanten) nur dann eine Ausnahme, wenn Jener nicht nur seine Reception liquid macht (was sich offenbar versteht), sondern auch erweist, daß er sie auch schon zur Zeit der gegebenen Nachricht dem Indossatar ebenso liquid dargelegt habe: denn wie kan diesem zugemuthet werden, ihm auf Wort zu glauben? (Andere Meinung ist jedoch Lysler, Decas etc. qu. 5. und hält jede f) solche Benachrichtigung zur Begründung der Reception für hinlänglich.“

34) Schon die Erwägungen dürften wol die Bezugnahme auf L. 17. Cod. de rei vindic. als nicht am rechten Orte erscheinen lassen.

35) Fr. 27. §. 3. D. de pretis. Fr. 1. §. 7. D. de positi.

zu können. Ein Beispiel liegt uns wol vor, wie vorzüglich im Allgemeinen für die Jetztzeit die Berufung auf die Wechselrechtsschriftsteller von damals zu geschähen hat. — Es scheint ausreichend die Frage zu stellen: ob denn der Jurist so ganz sicher sein konnte, daß der Wechsel ein von seinem Ausgeber für die Circulation bestimmtes Creditpapier sei. Sannen die Wechselordnungen jener Zeit dem Ausgeber an, im Protестfalle einen mehrfachen Rückwechsel über all die Plätze, über welche der Wechsel gegangen war, zu tragen; ihm fiel doch die Reueinlösung des Wechsels zur Last? — Mit wie doch fast allgemeinem Reue werden wir unten zu antworten haben! Dann erst war es anders, wenn zu solcher Negation eine besondere Ermächtigung Seiten des Ausstellers erteilt worden war. — Selbst rüchlichlich des Sages, daß Einreden aus der Person des Indossanten dem Indossator nicht entgegenstehen, der uns seinen Werth zu verlieren scheinen mag, bei dem obigen Einspruchsrechte des Ausstellers, rüchlichlich dieses Sages, der als das unumgängliche Postulat eines zur Circulation fähigen Wechsels gelten muß, würden wir wol den Gedanken der Mehrzahl der Juristen von damals entsprechend behaupten, daß ihm mehr der Aussteller unterworfen worden sei, als selbst sich ihm unterworfen habe. Weil es jezuweilen vorgekommen war, daß der Aussteller mit dem Remittenten colludirt hatte, daß letzterer in Abfall der Forderung befähigt, sich zu helfen suchte, durch Wechsel eines notorisch solenten Ausstellers, der von vornherein durch eine Quittung des Remittenten über bereits geschehener Zahlung, durch eine Urkunde über eine fingierte Gegenpost gegen alle Regreßansprüche gedeckt worden war: deshalb, damit der Käufer eines solchen Wechsels nicht unverschuldet um das Seine komme, hatte das kurfürstliche Mandat von 1699 die Unstaltbarkeit der Einreden einer dem Remittenten bereits geschehenen Zahlung, einer compensablen Gegenforderung an ihn, gegenüber dem Indossator ausgesprochen (S. 54). Pafte nun aber wol die Bestimmung des Mandats über die Unstaltbarkeit dieser Einreden auf den ganz andern Fall, wenn der Aussteller selbst den Käufer vor Entauf des Wechsels gewarnt, ihn von den ihm zur Seite stehenden Einreden in Kenntnis gesetzt hatte? Kenntnis der Einreden gegen den Indossanten finden wir auch bei Gröbner ausreichend, um dieselben auch gegen den Indossator wirken zu lassen (*Scientia sine dolo esse potest*, vergl. 68); und so auch Brerger³⁶⁾. Als eine Ausnahme von den Regeln der Cession steht jener Satz des Befalls der Einreden aus der Person des Indossanten in den Augen fast aller Juristen

da: und selbst Sperander wagt seine allgemeine Anerkennung nur zu fordern, damit vor unerschuldetem Schaden die Indossatore bewahrt würden. Ist dies aber die Intention, nun genug dann, mochte man meinen, die Aufforderung des Ausstellers an den Erwerber des Wechsels, die Verhältnisse zu prüfen, unter Angabe des Grundes: genug um so mehr, je weniger die Negation des Wechsels dem Aussteller zur Rechnung zu setzen war.

Aber bei alle dem erscheint uns doch die in Rede stehende Frage schon zu Lesers Zeit vor dem juristischen Forum so bedeutsam controvers. Bestimmend fast möchte es, daß, sofern wir uns an die Terminologie der mitgetheilten Entscheidungsgründe halten, wenn eigentlich auf die nicht drastische *exceptio non numeratae pecuniae* oder non secuti implementi die Ausflucht des obigen Wechselausstellers hinausläuft, eine Protestation de non adimpleto contracto denselben dennoch diese Ausflucht geben solle. — Hinter diesem Überstreichte der juristischen Gedanken liegt doch wol der größere der lebendigen Praxis und theoretischen Begründung. Die Macht und das Bedürfnis des Verkehrs, sie haben den einmal ausgegebenen Wechsel ergriffen, haben ihn, aller Theorie zum Trost, in Circulation gesetzt und mit dem alten Auctus bereits ein Spiel getrieben, so, daß seine Erinnerung zur Unkenntlichkeit verwaschen ist. Die Bedeutung des Wechselbrieves ist mehr und mehr eine andere geworden in den Augen auch des Juristen. Erschien er ursprünglich doch eigentlich nur, nächst seinem Dienste zur Legitimation, als das Mittel die energische Execution herbeizuführen, die *cautio corpore data* zur Erfüllung des Wechselcontractes zu realisiren: welche eben besondere, von anderen Schuldtiteln ihn unterscheidende Bedeutung hatte er dann gegen die Erben des Schuldners, da doch gewis *corpus defuncti non est corpus heredis*. Doch aber ist er jetzt ganz augenfällig eine auch gegen die Erben höchst singuläre Verpflichtungen begründende Urkunde. Es ist nichts Zufälliges, daß, wo oben die Juristen redeten von der Bedeutung des Wechselbrieves im Concurs, oder gegen die Erben: in Fällen, wo eben von Erbesehrung des Personalarrestes keine Rede ist, wir auf die Haftung der Erben zc. aus den Indossamenten vor Allem den Blick sich richten sahen. — Die Ausnahme dieser für das Auge des Civilisten eckförmigen Indossamentes hat ihn zum Träger von singulären Verpflichtungen gemacht, die unabweisbar nur und schließlich durch die Zeichnung auf ihn begründet werden sind, so vermöge des Legitimationswerts, der dabei verfolgt wird, an diese Zeichnung auf den Wechsel selbst verbannt erscheinen, aber doch in ihrer Singularität, in dem sogenannten Dollen nicht bloss für nomen verum, sondern auch für nomen bonum, mit für die Erben übernommen sind. — Als ein Eigentümlichkeit müssen diejenigen, welche den Wechselcontract als einen auf Umsatz zweier Valuten gerichteten Consensualcontract und definiren, den Wechselbrieves des Beweises und der rathen Execution wegen geben wissen wollen, es ansehn, daß hier die Hingabe des Brieves doch von anderer Bedeutung als sonst die Hingabe der Urkunde

36) De exc. n. num. pec. thes. 24 dem Principe nach wenigstens, obwohl er doch nur an Fälle zu denken scheint, wo dieses Wissen den Indossator als dolo erweisen läßt: er schließt seine angeführte Dissertation: „quemadmodum igitur consensuarius de exceptionibus quae cedenti opponi possunt parum sollicitum esse oportet, ita rationis est. doli participem, dolo probato in continenti repelli, et instituta reconventionem ad restitutionem acceptae pecuniae adigi posse.“ Und vergl. oben Anm. 55. S. 67.

über Abschuß eines Kaufs oder Kaufscontractes erscint: ist die dem Aussteller zu gewährende Valuta nicht gestundet, so hat er sie — und so war's wol von jeher — sofort gegen Ausantwortung seines Wechsels zu beanspruchen — ähnlicher darin dem Ausnehmer eines Darlehens als dem Verkäufer der Valuta am Wechselzahlungsorte, welcher ja erst gegen letztere zu fordern haben würde³⁷⁾. Ist ferner Valuta gestundet bis zur Honorirung des Briefes, so ist ja unter dieser das Verzeihen gemeint. Nun sehen wir — und vorzugsweise wol in Hinblick auf die Indossamente (S. 56) — gegen den Aussteller selbst die wachsende Bedeutung jenes Actes, der einmal geschenehen Ausgabe des Wechselbriefes, ihre Richtung nehmen. An dem Wechsel der herrschenden Theorien können wir messen, wie man in dieser Richtung weiter und weiter ging. Damals, als Berger seine oben besprochene Dissertation: De exceptione non numeratae pecuniae schrieb, nahm noch die überwiegende Mehrzahl der Juristen die Statthalftigkeit der exceptio non numeratae pecuniae zu Gunsten des Wechselausstellers an, „sed nullius in locum consentientium veritati non facit praecedendum“ hatte sich Berger zu trösten. Nur Einige (nonnulli) waren es, welche, daß sie hier unstatthaft sei, behaupteten, Corvius vor Allem; aber nur für den kaufmännischen Verkehr erachtete er und mit ihm Andere, durch das besondere Interesse der Kaufleute an rascher Entscheidung ihrer Proesse, solche Behauptung motivirt³⁸⁾. — Nicht schwer konnte es Berger werden, denen, welche wenigstens in der Erwähnung der (doch so eigenthümlich kurz gefaßten S. 5) Valuta im Wechselbriefe einen Verzicht auf die exceptio non numeratae pecuniae erblicken wollten, mit der praktischen Wertlosigkeit eines solchen Verzehs in der Urkunde selbst zu antworten: ist ein solcher bedeutungslos, so kann seine Weglassung keine Bedeutung haben³⁹⁾. Der von dem eigenthümlichen Geiste des — nicht auf die Kaufleute beschränkten⁴⁰⁾ — Wechselgeschäfts⁴¹⁾ getragene und geforderte, zusammen seinem dem

römischen Rechte unbekannten Wechselproesse war es, mit dem die Annahme der Statthalftigkeit der exceptio non numeratae pecuniae unvereinbar erscienen; und so kam er denn auf den Gedanken einer „praesumptio numerationis“, die dem Wechsel inwohne — aber doch nicht bloß für den Wechselproceß, sondern auch für die Widerklage — hinaus. Und wenn er auch an der Frage, ob der Wechsel ein Chirographarcontract sei, mit der Bemerkung vorübergehen zu wollen scheint, si modo pecuniaris contractus nomen mereatur praesumta ex instrumento obligatio⁴²⁾, wenn es ihm auch eine schmerzliche Frage erscien (difficilius esse videtur quaestio thes. 17), ob auch für die Erben des Wechselausstellers die exceptio non numeratae pecuniae in Wegfall komme, so gibt doch die Betrachtung den Ausschlag, daß eine Einrede, die dem Erblasser nicht schon zustand, für seine Erben (qui eadem ratione, eodemque modo obligantur⁴³⁾, die Analogie der Indossanten, deren Erben ebenfalls für Bonität haften⁴⁴⁾; für eine Deablung den Ausschlag: jenes „neque enim, ubi rigor cambialis debet, ibi jus cambiale statim cessabit“⁴⁵⁾, das wir eben bei Peyser wieder fanden.

Zur herrschenden Ansicht war alsbald, wie Lestner uns mittheilt und auch die obigen Entscheidungsgründe der heimstädtigen Facultät bekräftigen, die Ansicht von der Unstatthaftigkeit der exceptio non numeratae pecuniae oder non secuti implementi auch außer Sachfen geworden. Weit sicherer, als bei Berger, trug in der oberrwähnten Sentenz der leipziger Juristenfacultät vom Jahre 1722 der Ausspruch sich vor, „daß ein Wechselbrief nach des Ausstellers erfolgtem Ableben die gesammelten Jura und Privilegia des Wechselrechts nicht verliert, diese auch auf den rigorem Cambialium des persönlichen Arrests wegen, an Seiten des Schuldners so schlechterdings allein nicht beruhen — daß das fragliche Document vor einen Wechselbrief (nicht für ein bloßes Chirographum, wie Bessler, der Erbe des Ausstellers, behauptet hatte) allerdings zu achten, und Bessler wider solchen als einen Contractum Cambiale exceptionem non numeratae pecuniae nicht vorbringen könne“⁴⁶⁾. So grade bei Peyser finden wir die Gegenüberstellung von Wechselbrief und ihn veranlassenden Pactum in einer Weise um ausdrücklichen Anspruchs gelangt, die den Gedanken an einen sich knüpfenden materiellen Wechselrecht anscheinend nach einer ganz andern Basis als den einer bloßen Präsuntion hinstehend und steigt.

Im zweiten Bande seiner Meditationes ad Pandectas (1723) Specim. 133. med. 1. u. 2 spricht er von den verschiedenen Versuchen, den Wechselcontract in irgend einer Classe der römischen Contracte unterzubrin-

37) Franz a. a. D. lib. I. Sect. 1. tit. 3. §. 4. „Regularet tamen in loco contractus initii numerationis initium fieri solent: quare hoc recte ad naturalis refert Gotth. Gerh. Titius.“

38) In einem von Carpzov a. a. D. mitgetheilten Responsum der leipziger Schöffen von 1625 ward erkant in einem Falle, wo ein Käufer für erkaufte Waare dem Verkäufer seinen Wechsel gegeben hatte, und nun sich beschwert erachtete dadurch, daß, troßdem er sich darauf berufen habe, das erkaufte Waare sei ihm nicht vollständig geliefert worden, Zahlung des Wechsels ihm arichtlich aufgegeben worden sei: „Dieweil ihr — Beide Kaufleute seid, unter welchen selbige Exceptio contra debitum confessionatum et paratam executionem nicht statthafft, und auch Euer Wechselbrief ohne einige Bedingung verhanden und den Euch recognoscirt worden, so ist von den Gerichten rechtmäßiger Weise verabschiedet worden, und habt Ihr Euch darüber mit Verstand nicht zu beschweren; jedoch ist, Euer Rohdurst in der Recognition vorzubringen, Euch unbenommen.“ (39) Thea. 10: „Adroque nisi lege cambialis alter cautum sit (i. e. nisi valutae expressio per forme instrumenti cambialis requiratur); sine discrimine non numeratae pecuniae exceptio rejicitur; siue valutae facta sit mentio, siue eadem sit omnia, quod nominatum cautum est Ord. mercat. Lips. tit. 11.“ (40) Thea. 10 u. 17. (41) Thea. 8 fin. 12 pr.

42) Thea. 7, vergl. thes. 11. 43) Thea. 17: „Morte debitoris cetera elementa cambialis juris non protinus exspirant, quoniam debitorum carere contractus potestas substat.“

44) Thea. 17: „Licet alio visum fuerit amplius Collegio, quod cum processu cambialis etiam indolem obligationis cambialis crediderat mutari,“ mit freilich noch brisig. 45) Thea. 16 u. 17. 46) Decas Quaest. 3. §. 4. p. 22.

gen. Langweilig würde es sein (taediosum foret), bemerkt er, all den verschiedenen dießfälligen Ansichten der Wechselrechtschriftsteller nachzugehen: wie man bald ein *pacium nudum*, bald ein *pacium legitimum*, bald einen besonderen *Janeminalcontract*, oder *Lauf*, *Contract* do ut des, *Contract* do ut facias, *Depositum*, *Darlehen*, *Stipulation*, *locatio*, *Kauf*, *Mandat* als ihm zu Grunde liegend habe ansehen wollen. Grand („vir eruditissimus, in Institutionibus juris cambialis, elegantissimo et parens in hoc juris articulo nondum habebat libro:“) habe diese Ansichten zusammengefaßt; allein seine all derselben habe Grand befrichtigt“). — Grand selbst definiert, bemerken wir, das *cambium* (*locale*) als eine „*conventio mero consensu obligans de duabus summis pecuniis, quarum alteram unus alteri, alteram hic illi diverso loco praestat*.“ — Dem Zabel Grand's rücksichtlich all der vorangedeuteten Auffassungen des Wechselcontracts schließt Leyser sich an, nicht aber Grand's eigener Definition. An den Chirographencontract, wünscht er, möchte Grand gedacht haben. — Wol kommt bei dem Wechsel Mancherlei vor, woran die Römer, als sie ihr Literalcontract einführen, allerdings nicht gedacht hätten. Aber im Wesentlichen, sagt Leyser, herrscht Gleichheit zwischen beiden: und dies genügt nach meiner Meinung. Sowie nämlich der Literalcontract notwendig die Schrift erfordert, so werde sie auch erfordert im Wechselcontracte, sobald, so lange sie nicht hinzutrete, eine Wechselobligation (*cambialis obligatio*) gar nicht entstehe. Aus dem bloßen Vertrage über Abschluß des Wechselcontracts (de *contrahendo cambio*) entstehe wol eine Obligation, aber nicht eine Wechselobligation (*obligatio cambialis*): der Wechselproceß habe aus jenem nicht statt, sondern wer sich darin verpflichtet habe, könne nur auf dem gewöhnlichen Rechtswege, seine Auflage zu halten, belangt werden. Allein sowie die Schrift hinzukommt, tritt die Wechselobligation ein, und:

„*alter alteri ex cambio obligatur, nec quaeritur amplius an vera sit causa debendi literis cambialibus inserta, nec, an numerata sit pecunia, sed tantum quid scriptum sit, quae omnia accuratissime cum contractu chirographario conveniunt.*“ — *Vide titulum J. de literar. obligat.*“).

Bei Grand selbst könne man für eine Auffassung des Wechsels als Literalcontract eine Bestätigung finden. Er erklärt ja ebenfalls das Wort Wechsel in der Wechselurkunde für durchaus notwendig“), gestehe damit also ja, daß der Consens (de *contrahendo cambio*) nicht hinreichte, sondern der Wechselbrief mit der Bezeichnung, als Wechsel erforderlich werde: uneingedenk freilich dessen, was er vorher gesagt habe, daß aus einer einfachen Conventio eine Wechselobligation entstehe“).

47) Lib. I. Sect. 1. 48) Die Worte sind wol gemein: — „de pecunia minime numerata — exceptionem opponere non potest — sic fit, ut et hodie, dum quaeri non potest, scriptura obligatur, et ex ea nascatur conditio.“ 49) Lib. I. Sect. I. tit. 6. §. 7. 50) Wgl. oben S. 8. Genß an dem Erfordernisse der

Das Obige hat uns nun freilich gezeigt, wie trotz dieser Auffassung des Wechsels als Chirographencontract der Gläubiger, oder der Indossatar, denn dieser ist ja nach Leyser's Auffassung principieell nur der Cessionar des ursprünglichen Wechselgläubigers, in die Lage kommen kann, sogar wenn im Wechsel eine causa debendi an gegeben ist, dardun zu müssen, daß dieselbe wirklich erfüllt worden sei: es scheint mithin auf die Frage, wie weit denn wirklich bei dem Wechsel die Schrift es sei, welche, wie bei einem Literalcontracte, selbständig die Wechselobligation erzeuge, eine nicht eben beruhigende Antwort zu geben. Allein daß doch die Auskunft non secuti implementi oder non numerata pecunie in ihrer Geltendmachung gegen den Indossatar gar nicht mehr als die Einrede, sondern vielmehr als die Aus flucht der mala fides von Leyser dargestellt wird, trog dem, daß principieell bei ihm das Indossament als Cession erscheint, dies weiß doch wol zurück auf jenen Literal contract, den er im Wechsel findet. Was — alle Bedenken gegen die obige Entscheidung und die dabei befol gten Beweisgrundzüge vorbehält — principieell für das Indossament mit ihm gewonnen wird, wird um so weniger zu verkennen sein, je schwächer im Grunde nicht nur allezeit, sondern doch auch, je umbildungs fähiger der Begriff der mala fides ist⁵¹⁾. — Der Wegfall der Ein rede wegen nicht gezahlter Summa aus der Person des Remittenten gegen den Indossatar aber erscheint auch für den, der principieell eine Cession sucht im Indossament, in einem weit andern Lichte, je mehr er eingeht auf den Gedanken, daß sie auch in der Person des Re mittenten nicht aus dem Wechselcontracte, der etwa mit dem Wechsel erbit wird, selbst floß, sondern aus einem ganz andern Pactum.

Soweit wir nach Obigem auf Grund seiner Einreden gegen den Remittenten dem Ansteller das Recht zu einer Protestation gegen das Indossament zuerkannt fanden, mit der Wirkung, den Indossatar in mala fides zu bringen, liegt es nahe, zu fragen, ob nicht für den Fall der im Wechsel enthaltenen Ordre clausel wenigstens ein Anreß zu behaupten sei. Er scheint sie doch nach denjenigen Wechselrechten, welche sie

Aufnahme dieses Wortes — bei Kapf. de Turri, als zur Bezeichnung der materiellen causa debendi Ann. 28. C. 8 erforderlich, jetzt als zur notwendigen Form gehörig aufgefaßt — zeigt sich recht deutlich, wie die Form als das Verpflichtende erscheint und der alte zweifelhafte Wechselcontract an Bedeutung verloren hat. — Damit in unmittelbarem Zusammenhang steht die obige Genüg heit, aus dem Wegfall der exceptio non numerata pecunie auf den der exceptio non secuti implementi (zu verwechseln keinesfalls etwa mit exceptio hypochondriacalis conditio lachrymii) zu argumentiren. — Auch Auf. Örenning Wöhner de actionibus [1748] Sect. II. Cap. 9. §. 16) sagt vom Wechselcontracte: „In scriptis necessario hic contractus est inonduus, ex scriptura vis obligandi nascitur, adeoque, si verum fateri licet, ad contractus litterales hoc negotium referri posset.“ — Wgl. Sect. II. Cap. 7. §. 23. — Wgl. C. 101. pr. Jet. C. 115 fm.

51) Auch dem Obigen schon deshalb, weil die Grenze zwischen einem der Circulation fähigen und einem zur Circulation bestimmten Wechsel eine schlüpfrige ist; auch oder bei letzterer Bestimmung verschiednen die Circulationsfreiheit gedacht werden kann.

zur Indossabilität voraussetzen, wenn auch nicht als Ermächtigung, doch wenigstens als Ertheilung der Befugnis zum Indossament. — In der Leipziger Wechselordnung, welche dem Wechsel Indossabilität beilegt, auch wo sie fehlt, fanden wir rücksichtlich der Frage, in wiefern der Aussteller für einen mehrfachen Rückwechsel aufkommen habe, so diese Clausel sogar einer von erstem ausgehenden ausdrücklichen Ermächtigung zur Negociation des Wechsels ausdrücklich gleichstellt. — In der That scheinen Gedanken dieser Art Leyser nicht fern geblieben zu sein. Er läßt, sowohl in der Decas quaestionum, wie in den Meditationes ad Pandectas — während sonst in letzteren die Fiktion jener quaestiones nicht allenthalben unverändert geblieben ist — unmittelbar folgen eine Erörterung⁵²⁾, in welcher mit einer eigenthümlichen Gründlichkeit seine Gedanken doch nur um die Bedeutung der Debetclausel sich bewegen, wenn auch das Ungefähr ist, daß diese Debetclausel dabei in ungeröhrter Form erlischt. Viel scheint freilich der Schriftsteller zum eigenen Weiterdenken zu überlassen: doch aber wie einen Fall dürfte sich aus dem, was er sagt, unmittelbar eine Beschränkung des Obigen ergeben für den, wenn der Wechsel an die Dritte des im Wechsel selbst genannten Präsentanten gestellt ist. Auf dies Verhältnis bezieht sich Leyser's Erörterung⁵³⁾. Je weniger aber die Literatur der damaligen Zeit im Allgemeinen die Debetclausel berührt, desto willkommener mag erscheinen das, was wir bei Leyser darüber finden.

Daß an sich ganz richtige Gedanke wol, daß „an Dritte“ so viel zu sagen habe, wie zur Disposition hatte die Aussteller eines Wechsels bestimmt, so zu formulieren:

Kayserwerth ult. Jan. 1724. Jhr. 1000 cour. per Cassa. Rückkommen ult. Junii a. cour. bezahlet wir gegen diesen unsern Bala Wechselbrief an Herrn Cajus zur Disposition tit. Herrn Alexandri die Summa von 1000 Jhr. cour. per cassa, um den Wech. sein mit jenen einzufinden.

Ant. und selbst in Kayserwerth Ant. und Bernhardus.

Diesen Wechsel hatte nun gleit zunächst Cajus noch besonders an Alexander, dann Alexander weiter an Tavelen, letztere weiter an Merius; und der Klage dieses letzteren sehen jetzt die Aussteller aus der Person des Cajus eine ganze Reihe von Einreden entgegen (non secuti implementi, compensations et patti de non petendo). — Mit einem ziemlich auffälligen Aufwande philologischer Selbsteinsicht über den Gebrauch des Wortes disponere bei verschiedenen lateinischen Schriftstellern, den Uebergang dieses Wortes in das französische, da in den deutschen Sprachgebrauch wird

zunächst (§. 2) festgestellt, daß zur Disposition tit. Herrn Alexandri wirklich nichts Anderes heiße als ad arbitrium Alexandri: an Ordre: verba illa zu Disposition Herrn Alexandri aequi pollebant illis, quae vulgo aulibentur, Ordre vel Gemmiß. — Dann wird der Fall den rechtlichen Beurtheilungen unterworfen. Den Anfang macht eine Beurtheilung ganz abgesehen vom Wechselrechte nach dem jus naturae. Da erhehle aus dem Gesagten, daß Cajus nicht sowohl sich als dem Alexander eine Obligation habe erwerben wollen, sich nicht zu eigenem Nutzen die Zahlung habe versprechen lassen, sondern sich als dem Procurator des Alexander. Alexander also hat nach richtigster Auffassung des Sachverhältnisses und der Wortbedeutung (si rectam rationem et verborum vim spectas) die Aussteller zu seinen Schuldnern, ist der wahre Eigenthümer des Wechsels, kann nach seinem Belieben über ihn verfügen, verlangen, daß an ihn selbst oder einen Andern, nicht an Cajus gezahlt werde: die Aussteller aber haben auf die Ausflüchte, die sie gegen Cajus gehabt haben würden, eben damit, daß sie sich der Disposition des Alexander unterwerfen und die Obligation auf seine Person übertragen stillschweigend verzichtet und hatten schlechthin dem Alexander („exceptionibus, eo ipso, dum Alexandri arbitrio se subiecerant, atque obligationem in ejus personam transulerunt, tacite renunciarunt, adeoque simpliciter Alexandro obligantur“). — Dann folgt eine Beurtheilung nach den Grundsätzen des römischen Rechts. Nach diesem könne die Hinzunahme der Person des Alexander ungültig erscheinen: da man einem dritten Uebereinen eine Obligation nicht erwerben könne (L. L.); allein doch nehme das römische Recht den Fall aus, wo jemand sein Geld einem Andern darleihe (credit), aber die Obligation stelle auf den Namen eines Dritten; damit könne man Forderung und Klage direct dem Dritten erwehren. Wollte man das hier vorliegende Geschäft selbst nach römischem Rechte (negotium ipsum, quod hic gestum fuit) classificieren, fäbrt Leyser fort, so sei es eine Art Delegation (delegatio quaedam). Cajus überweise seine Schuldner mit deren Zustimmung an Alexander und heiße sie dessen Disposition folgen. Der delegierte Schuldner aber habe Einreden, die er gegen den Deleganten hatte, gegen den Delegatar nicht (L. L.). Ausdrücklich sei in Art. 5. Cod. de novationibus gesagt, daß dem Delegaten, auch wenn ihm Delegat unerklärlicher Weise nicht gerecht geworden sei, doch die Einrede der unterbliebenen Leistung (non secuti implementi) gegen den Delegatar nicht zustehe. Es würden also, schließt Leyser, selbst, wenn im obigen Gesäfte eine Wechselobligation nicht im Spiele gewesen wäre (cambialis obligatio non intervenisset), die Aussteller nach den Regeln des gemeinen Rechts schlechthin zu verurtheilt gewesen sein.

Auch nach dem gemeinen Wechselrechte — zu dem nun Leyser übergeht — erscheine die Sache klar, Cajus sei Remittent, Alexander („cujus arbitrio res tota permittitur“) befände sich in der Stellung des Präsen-

52) Specim. 292. med. 6. — Hier unter der Überschrift: „Tertius ad ejus dispositionem debitor cambialis solvere promittit Jus agendi cum sine cessione vel indossamento acquirit.“ — In der Decas quaest. 6. „de jure tertii ad ejus dispositionem debitor cambialis solvere promittit.“ — Bergl. oben §. 17 fa. 53) Wir könnten füglich auch eine Behandlung Pheonen's oben §. 20 über das Eigenthum des Präsentanten am Wechsel hervorheben. Ausprüch, beaufichtigt meinen, wenn nicht an einen Rechtsfall die Erörterung anknüpft.

den Obigen (§. 18) als allgemeine Usance: in dem Fehlen der Ordreclausel liege eine besondere „Restriktion“, welcher sich der Empfänger des nicht mit ihr versehenen Wechsels durch dessen Annahme unterwerfen habe: die Restriktion, daß ein solcher Wechsel „nur einer gewissen Person, so das Geld darauf erheben solle, gegeben sei“, „von letzterer nicht weiter verhandelt, sondern für sich behalten werden müsse.“ — theilt Brand nicht. Aufgenommen sei sie, bemerkt Brand, in Frankreich rücksichtlich der billets de change in der Ordnung von 1673 tit. 5. §. 39³⁵⁾. Allein, fügt er doch zu dem Sage, daß aus dem Fehlen der Ordreclausel der Schuldner einen Einwand nicht entzuehmen könne, beschränkt hinzu, es gilt in solchem Falle der Indossatar nur als Mandatar (indossatarius non nisi mandatarius censetur). — Dies erinnert an die Bedeutung, welche wir (§. 20) bei Phoonfen der Ordreclausel beilegt fanden; sie hatte ja nach ihm die Kraft, den Präsentanten zugleich als den Eigenthümer des Wechsels, als den zur freien Verfügung über letzteren Befugten darzustellen. Nun so erscheint sie als Voraussetzung des eigentlichen Indossaments. Und genau dies sagt das Citat, dessen sich Brand bedient: das Dänische Recht von 1681 Buch V. Cap. 14. Art. 18. nach welchem die Befugnis gegen Empfang des Werths, den Wechsel zu indossiren, abhängig erscheint von der Ordreclausel³⁶⁾. Von einem Procuraindossament ist allerdings daselbst keine Rede, und daß ein solches auch bei dem Fehlen der Ordreclausel möglich sei, beruht daher auf einem Argumentum a contrario. Allein ein weiteres Citat bei Brand, Phoon-

sen selbst (a. a. D. Cap. 16. §. 2³⁷⁾) befreit allen dießfälligen Zweifel: „Obgleich ein Wechselbrief directe an jemand zu bezahlen lautet, so mag dennoch selbiger am Verfalltag an des Inhabers Ordre unbefürmert vergnügt oder abgeschrieben werden.“ — Als bloße Consequenz dieser Bedeutung der Ordreclausel mag es so bei Brand erscheinen, daß ein eigentliches Indossament daran zu erkennen ist, daß es an Ordre lautet, oder daran, daß es ein Valutabekanntnis enthält³⁸⁾, während ein Indossament nur Procuraindossament (est vero mandatum), wenn es weder Ordreclausel enthält, noch Valutabekanntnis³⁹⁾. Aber in diesem letzteren, das Procuraindossament betreffenden Punkte steht Brand mit seiner scheinbar folgerichtigen Theorie schon auf Widerspruch. Titius wird von ihm als anderer Meinung angeführt; Kesper, wie wir oben fanden, auch Hödner stimmen nicht mehr mit Brand überein: und zwar aus ganz praktischen Gründen. Ja Brand hat selbst eine Wechselordnung anzuführen, welche als Kennzeichen des Procuraindossaments die auf bloße Auftragserteilung gerichtete Absicht in ihm zu verlaublichen anberuht, die Braunschweiger von 1715 Art. 42. — Doch sei dies dahingestellt. Brand spricht ausdrücklich⁴⁰⁾ von der Bedeutung der Ordreclausel für den Wechsel selbst. — Zwei Partien von Wechseln werden scharf einander gegenübergestellt. Bei den einen ist Zahlung zu leisten direct an eine bestimmte Person, welche presumtiv bloß die Stellung eines Mandatars hat⁴¹⁾, oder von der wenigstens zu presumiren ist, daß sie nicht beauftragt sei, den Wechsel auf einen Andern zu übertragen⁴²⁾; die andern dagegen lauten an Ordre (ita conceptae sunt, ut non modo certae personae, sed etiam ejus cessionario solvendae sint). Und wenn wir uns rücksichtlich dieser letzteren an Phoonfens bedeutungsvollen Ausspruch erinnern — sein Wortlaut war:

„Wenn aber ein Wechselbrief an Ordre zu bezahlen gemacht wird, so machet der Remittent denjenigen, an dessen Ordre er den Wechsel zu bezahlen stellen läßt, absolute zum Herrn von demselben Briefe, und giebt ihm Macht, darüber zu disponiren, und Acceptant muß an denjenigen bezahlen, zu wessen Behufe selbiger indossirt worden;“

und daneben dessen denken, was wir oben bei Du Puits fanden über den Befehl der dem Präsentanten wider den Remittenten zustehenden Einreden gegenüber dem Indossatar, falls die Ordreclausel im Wechsel steht: so werden wir dem allerdings ganz entsprechend, auch ganz verständlich finden, wenn Brand rücksichtlich der mit Ordreclausel versehenen Wechsel beifügt:

„Quas qui accipit utrumque jus consequitur, ad id et ejus cessionarius recte declinet exceptiones quae vis ex persona auctoris derivatas.“

55) Eine Bestimmung, die allerdings auch Savary debringt: „...ou s'étant point encore vu jusqu'à présent qu'une personne ne pût pas disposer de ses promesses, et obligations par cession et transport. Cependant suivant l'Article cy-dessus allégué il n'est pas permis à un Négociant de disposer d'un billet par cession et transport, et il ne le peut transporter s'il n'est fait payable au porteur — ou bien si le billet ne porte ces mots à son tel, ou à son ordre.“ — Parf. Négoc. Livr. III. chap. 7. p. 167. Brand. oben S. 45 und daselbst Anm. 31. Ein Einbitten von der Grenze der Adjectivtheorie wäre danach der nächste Gehalte der Ordreclausel (vgl. oben Ettrachia S. 18) „à un tel ou à son ordre, qui est proprement un consentement que donne celui qui fait le billet à celui au profit duquel il est fait de pouvoir ordonner à qui desire qu'il le paye.“ Savary a. a. D. — Vergl. ferner mit Obiger Wechselordnung von 1758 Art. 17. „Wenn in einem Wechselbriefe oder in einem dem letzten unmittelbar vorderehenden Indossament die Zahlung an einen gewissen Mann, und nicht an Ordre gestellt worden, so kann Indossat und Käufer einen solchen Wechsel vom Begonnen nicht anders als gegen eine gemessene Caution die Zahlung fordern, inmaßen der Trassant einen solchen Wechsel an einen Andern als denjenigen, welcher eigentlich im Wechsel oder dessen Einbitten zum Empfang des Geldes benannt ist, ohne satzlose Sicherheit zu bezahlen wollen verbunden, noch berechtigt ist: widerwärtig ist er den Schuldern tragen und seinen Recht an dem Trassanten zu behaupten nicht beauftragt sein soll.“ 56) Bei Zimmerl. I. 2^{ter} Abth. 2. S. 257: „Der einen Wechselbrief an sich oder Ordre zahlbar bestimmend, kann selbigen gegen Empfang des Werths indossiren, er soll aber auswendig auf den Wechsel, daß die im Wechselbrief enthaltene Summe der andern Person zu bezahlen, und er den Werth von ihr erhalten, sowohl seinen Namen und den Tag setzen.“

57) Brand a. a. D. §. 25. 38) a. a. D. §. 23. 39) Lib. I. Sect. 1. tit. 7. §. 5 und 6. 40) Die Braunschweiger Wechselordnung von 1715 Art. 24 wird blos angeführt. 41) Der oben angeführte Artikel der Ordnung (vergl. Anm. 55) soll biesfür Autorität sein.

Nur Betonung der Worte Phoenen's: „Acceptant muß zahlen demjenigen, zu dessen Befusse indossirt ist,“ wöchte man in letzteren entziehen meinen. — Die Ordremanz von 1763, Savary, Du Puits und Phoenen⁶¹⁾, nur sie sind die Autoritäten, auf welche Grand sich dabei stützt. —

It hiernach, mag man fragen, der Wegfall der Einreden aus der Person des Indossanten, wie Lefper annimmt, nach Grand's Meinung durch die Ordreclausel bedingt? Grand bezieht sich in dem das Indossament betreffenden Abschnitte (Lib. I. Sect. 2. tit. 5. §. 34) zur Verabreichung dieses Wegfalls wol auf das kurfürstliche Mandat von 1699; und dies leitet den Wegfall der Einreden nicht aus der Ordreclausel ab, sondern Motus ist, den Indossatar zu schenken vor unverschuldetem Schaden. Doch beruht sich Grand auch auf die Hamburger Wechselordnung⁶²⁾, welche, wie wir oben bemerkt, von der Ordreclausel im Indossament es abhängen läßt, ob ein weiteres Indossament gültig sei, oder doch für den Acceptanten präjudicialer werden könne: — welche die Ausfüllung des an Ordre zahlbar lautenden Wechsels durch ein Reclaimindossament des Inhabers an sich selbst als das noch überlegte Mittel kennt, das Weiterzirkuliren zu verhindern. Die Bedeutung der Gründe, die wir oben bei Grand selbst für den Wegfall der Einreden aus der Person des Indossanten fanden, scheint nicht die Annahme zu gestatten, daß auch da, wo das eigentliche Indossament die Ordreclausel nicht voraussetzt, dieser Wegfall wenigstens durch die Ordreclausel bedingt sei. Und in diesem Sinne will er wol auch nur reden, wenn er in dem von dem Wegfalle der Einreden aus der Person Dritter handelnden Abschnitte (Lib. II. Sect. 4. tit. 5) an die Spitze stellt: sie bleiben außer Acht, so oft der Inhaber sonst unverschuldet um das Seine kommen würde, und folgen läßt: adeoque domino cambii ordinis directi ex persona cedentis non obstant, nämlich da, wo es der Ordreclausel zum eigentlichen Indossament bedarf, und als Gegensatz dazu später (a. a. D. §. 8) folgen läßt: ex persona cedentis repellitur, quicquid cessationem directam (aut extra litteras cambiales) impetravit. Was für eine bloße Cession auf dem Wechsel zu erachten sei, wird freilich anders, wo man die Ordreclausel zur Indossabilität für erforderlich ansieht, zu beantworten sein, als wo es deren nicht bedarf; eine directe Bezeichnung als Cession, meint er vielleicht, wird hier sie kenntlich machen. — Allein wie dem auch sei, die zwiesache Richtung des Gedankens, einmal die Motivirung des Wegfalls der Einreden nach außersichtlichem Vorgange auf Grund der Form, wie der Aussteller den Wechsel gestellt hat: dessen Einreden man dann ablehnt, als ob er auf sie verzichtet hätte, und daneben die Motivirung dieses Wegfalls, ohne daß dazu auf die Ordreclausel ein Wesen gerichtet zu werden braucht von dem Gesichtspunkte des Schadens aus, den sonst der Nehmer leiden würde, scheinen wol der Beach-

tung werth. Die erstere Richtung ist es doch wol, der Grand vorzugsweise sich zuneigt.

In den Wechselgesetzen, welche den letztbesprochenen Literaturerscheinungen an nächsten stehen, und die ähnlich die kurlächstlichen erläuterten Proceßordnung von den früheren Wechselordnungen dadurch, zum Theil wenigstens, sehr merkwürdig sich unterscheiden, daß sie über den Wegfall der Einreden aus der Person des Indossanten mehr als bloße Andeutungen enthalten, trifft, abgesehen von dem erwähnten kurlächstlichen Erben, dieselbe Richtung, grade dies das Indossament eben von einer Cession charakteristisch unterscheidende Moment in unmittelbarem Zusammenhang zu bringen mit der Ordreclausel, mehr und mehr hervor. Nicht ohne Bedachtsamkeit jene Bezugnahme Grand's auf die Hamburger Wechselordnung, grade sie gibt ja auch schon Andeutung von dem alsbald ausdrücklic in Augsburg und Frankfurt (S. 83. 84) anerkannten Ufuss, die Ordreclausel bei dem Accepte zu durchstreichen, um das weitere Indossiren zu hindern. Als er seine Institutionen schrieb, war die Wiener Wechselordnung von 1717 die neueste bedeutendste Erscheinung im Gebiete der Wechselgesetzgebung⁶³⁾. — Nach ihr erscheint die Verhandlung der Wechselbriefe („welcher Handel ein Giro, Indossament, im Latein Cessio genannt“ Art. 1), als durch die Ordreclausel bedingt⁶⁴⁾; unbedenklich wol wenigstens der Wegfall der Einreden aus der Person des Indossanten. — Sie entzieht nach Art. 9 dem Trassanten die Befugniß wegen nicht erhaltener Baluta den bereits acceptirten Wechsel zu contremandiren, also eine dritte oder vierte Person unterlaufen, „damit diese dritte und vierte Person nichts zu leiden habe;“ wol aber soll ihm diese Contremande zustehen, „wenn die Sache zwischen dem Drbitor oder Ausgeber und dem Creditor oder Inhaber des Wechselbriefs allein beruhet, da nämlich der ohne Bezeichnung der Baluta ausgestellte Wechselbrief nur auf des Inhabers Namen und nicht auf dessen Ordre oder Commiß zahlbar gestellt wäre.“ — Dem Indossatar etwa eine nicht an Ordre gestellten Wechsels gegenüber würde also Trassant, aber für ihn, nach eingegangener Contremande, der Acceptant die gegen den Remittenten selbst zustehende Einrede der nicht erhaltenen Zahlung zur Geltung zu bringen vollkommen befugt erscheinen; anders, wenn die Ordreclausel im Wechsel rändere. — Weit bestimmter macht ein Erläuterungsartikel, zu einem andern Artikel ergangen ein Jahrzehnt später, von der Ordreclausel das

62) Allerdings nicht grade Cap. 16. §. 6, sondern Cap. 38. §. 10 wieder angeführt. 63) Art. 13. Siehe oben Num. 92. S. 163.

64) Zimmer 2. Bd. Wtbh. 2. S. 102 sp. 65) Art. 2 spricht von den Requisitionen des Wechselbriefes: „er soll enthalten den Namen dessen oder Drtze, dem die Bezahlung geschehen soll.“ — Weigl, auch Art. 3: „in dem Fall, da etwa der eigne Wechselbrief auf Ordre gestellt, und von dem Inhaber an einen Dritten indossirt und erbetet werden, dieser Drtzt aber in Uebersen, daß der Drbitor zur Bezahlung nicht solvendo wäre, sich an den Indossanten regressiren wollte, müßte ein solcher Reclamarius des Wechselbriefs, um seinen Regress nach Wechselgebrauch zu erlangen, ordentlich protestiren lassen.“ Zimmer 2. Bd. Wtbh. 2. S. 106.

Einrederecht abhängig. Es betrifft Art. 54, nach welchem „Cambia a deposito, cambia siccata oder trockne Wechsel (welche zwar auch im Geldegeben beruhen, jedoch jedoch nicht auf einen anderen Ort zahlbar gestellt, sondern an eben dem Orte, wo das Geld gegeben worden ist, in dem postrierten Quantum zu bezahlen), zwischen beiderseits Kaufleuten jedoch cum privilegio fori cambialis et parata executionis gelten sollen.“ Das Erläuterungsgesetz ist vom 30. Jan. 1727⁶⁵⁾ — man war über den Umfang des diesen Papieren ertheilten Privileg durch eine anderweitige Verordnung in Zweifel gerathen. Wir lesen:

- 1) „daß — bei trocknen, zwischen zwei Handelsteuten ausgegebenen und auf Erdre gestellten Wechselbriefen, die hierauf kommenden Giro dergestalt anzusehen, daß jene Exceptionen, welche dem Gebenten oder Giranten entgegenstehen, der Giratarius nicht zu leiden habe⁶⁶⁾, sondern bei nicht erfolgender Zahlung und dessenthalb von ihm, Giratario, angestrenzter Klage, ungehindert dergleichen Einwendungen wider den Beklagten paratissimus Executio zu ertheilen sei; allenfalls auch solche Exceptionen gegen den Giranten in Instanz dargestehen würden, soll gleichwohl der Ausgeber wegen der auf den Brief gestellten Erdre dem Giratario die Zahlung leisten, oder die Execution salvo regressu gegen den Giranten zu führen haben; doch daß auch ihm Aussteller des Briefs gegen den Giranten schleunigst Recht ertheilt werde; sofern aber gegen den Giratarius selbst die Exception gleich erwiesen würde, daß er z. B. der Giranten bloßer Mandatarius wäre, und ohne geleistete Valuta nur seinen Namen hergegeben, mit dem Giranten eine dem Aussteller schädliche Verbindung, oder ungebührende Handlung unternommen hätte, in solchem Falle habe der Richter die Execution ihm, Giratario, nicht zu ertheilen, sondern nach Befund der Sachen mit rechtmäßigem Erkenntnis fürzugehen.“

Dagegen:

- 3) „Wenn aber ein Privatus, der kein Kaufmann ist, einen andern, der auch keine Handelschaft treibt, einen trocknen, dem Wechselgericht unterworfenen Wechsel ausgiebt, oder von demselben annimmt, soll diese Ausstellung des Briefs ohne Erdre geschehen, allenfalls dergleichen Erdre nicht anzuzeigen, mithin der dritte Cessionarius oder Giratarius, wie der Gebent oder Girant bei vorkommender Klage in persona vor das Wechselgericht gefordert werden, und also der Cessionarius oder Giratarius eben die Exceptionen, welche dem Gebenten oder Giranten entgegenstehen, leiden, auch hierauf Rede und Antwort geben.“⁶⁷⁾

Es mögen hiernächst folgen die Bestimmungen der Pfälzer Wechselordnung von 1726⁶⁸⁾. Von ihrem Verbote des Giro bei dem mit Erdreclaufen versehenen Wechsel ist oben (§. 92) bereits die Rede gewesen:

„Hingegen aber,“ läßt sie Art. 4 unmittelbar dem dasselbe ausserthetenden Artikel folgen, „da ein Wechselbrief auf Erdre lautet, und denselben ein dritter durch Indossament, oder andere rechtmäßige Weise an sich gebracht, sollen diejenigen Einwendungen, so gegen den Aussteller oder Indossanten dem Wechselrecht nach eingewendet werden könnten, keinen Platz greifen, es wäre denn Sache, daß der dritte Inhaber dergleichen Einwendungen aus dem Wechsel selbst ersehen können.“

Allein während hier alles Gewicht auf die Erdreclaufen gelegt scheint, finden wir doch eine Retirierung, die der Erdreclaufen ganz entziehen könnte: Näheres über die Einreden gibt Art. 61. Zunächst ist dasselbst vom Bucher die Rede, wenn die Aussteller des Buchers nicht in continenti, d. h. nicht innerhalb 24 Stunden, vollkommentlich und rechtsbegründlich erwiesen werden konnte, „soll sowohl die Exception, als auch alle andern Einwendungen, so binnen geminderter Zeit nicht vollständig erwiesen werden, ad reconventionem verwiesen werden.“ Nachdem rüthlichst des erwiesenen Buchers — wobei an das Zu-Capital-Schlagen der Interessen und Zinsberechnen von Zinsen namentlich gedacht ist — näher bestimmt werden ist, wie viel nur zu fordern sei, schließt der Artikel, wie folgt:

„welches alles auch nur von denjenigen Wechselbriefen zu verstehen, so von und auf sich selbst ausgestellt und sich in erster Hand finden, einseitig nicht weiter girirt werden, keineswegs aber auf die transscrite, acceptirte und weisers girirte Wechselbriefe, als gegen welche dergleichen Einwendungen keinen Platz haben, da sich ein Dritter ganz und gar nicht zu informieren hat, was Gebet und Nehmer unter sich mit einander gehandelt haben.“

In der Frankfurter Wechselordnung von 1739⁶⁹⁾ findet sich gleich im ersten, vom Wechselrechte insbesondere redenden Artikel auf die Erdreclaufen ein besonderes

der Oesterreichischen Wechselordnung von 1763 (Zimmerl a. a. D. S. 122 sq.): „Wenn nun jemand, der kein Kaufmann ist — — einen unterworfenen Wechselbrief von sich giebt, so soll solcher, um den Giro zu verhindern, niemals auf Erdre gestellt, und wenn auch die Erdre mit eingelegt, socht nur als eine gemeine Fesseln angesehen werden.“ — Nicht ohne Interesse auch: wenn Art. 33 der Wechselordnung von 1717 sich bezieht, weil auszufülltes Giro, und zwar ausdrücklich nicht dem Namen des Indossator nur Bezeichnung des Datums und der Valuta zu verlangen, während die Wechselordnung von 1763 Art. 32 ihre Bestimmung des zum eigentlichen Indossament Erforderlichen befragt: „als im vorzigen, wozu eins von diesen Requiraten zugeht, der Giro bloß für eine gemeine Fesseln gehalten, und der Wechselbrief, falls der Girant fälliger, für ein in dessen Masse gebräuchliches Effect gehalten werden soll.“ — Vergl. S. 122.

70) Zimmerl a. a. D. S. 167 sq. 71) Zimmerl 2. Bd. Abth. 1. S. 3.

65) „Weil diese unförmliche Art zu wechseln in mehreren Theilen Deutschlands im Gebrauche, auch hier im Schwurgericht.“ 67) Zimmerl a. a. D. S. 119. 68) Doch wol mehr das Olig: „recte declinet.“ 69) Koch druckter sagt Art. 53

Gewicht gelegt, in dem von der Wechselbefähigung lebenden Art. 8: — „Allen Handwerks- und anderen gemeinen Leuten, so unter 2000 Gulden jährlich ver-
schäßen, — in gleichen den Weibern, welche keine Handlung treiben, soll verboten sein, Wechselbriefe aus-
zugeben, und da sie nichtdestoweniger dazogen handeln,
so sollen gedachter Handwerksleute und gemeiner Leute
an Christen, wie auch der Weiber, so nicht handeln,
ausgegeben Briefe anders nicht als Schuldbescheine —
das Wort Ordre aber, wenn es schon darinnen ent-
halten, gar nicht attestiret werden —.“ Wir fan-
den in ihr eben die Reversibilität des Accepts des nicht
an Ordre gestellten Wechsels als Grund seiner Unfähig-
keit zur Verhandlung bezeichnet (S. 92) — das Durch-
streichen der Ordreclausel, falls der Präsentant mit einer
Zilgung durch Contro sich einverstanden erklärt hatte,
zu dem Ende, damit der Brief nicht weiter in-
dossirt werden könne“ (S. 81). Obwohl der
Wechsel auf Ordre lautet — sollte doch, in dem oben
(Anm. 24. S. 84 fg.) näher bezeichneten Falle der Ueber-
tragung nach eingetretenerm Falliment, nach ihr, wie nach
der Kurpfälzer Ordnung derjenige, an den die Uebertra-
gung geschehen, „nur als Bevollmächtigter gehalten
werden, mithin gegen ihn eben diejenigen Einreden
Platz greifen, so gegen seinen Indossanten oder Gebenten
eingewendet werden könnten.“ Allein dennoch will es
auch bei ihr nicht scheinen, als ob sie den Wegfall der
Einreden lediglich aus der Ordreclausel ableiten ge-
meint sei. Wie wir in der Pfälzer Wechselordnung so
eben einen Artikel fanden, der, von dem beschränkten Ge-
brauche der Einreden handelnd, zum Schlusse den
Wegfall derselben aus der Person des Indossanten gegen-
über dem Indossatarius sprach: so steht wol als ein Ge-
genstück zu ihm da, Art. 33 der Frankfurter. — Auch
in ihm ist von dem beschränkten Einredenrechte die Rede,
aber mit keinem Worte von der Ordreclausel. Die ex-
ceptio non numeratae pecuniae soll nicht statt haben;
nicht die Auskunft, daß „ein jeder selbst einem andern
in solidum verbundene Schuldner“ mit Erlegung seines
Antheils der schuldigen Wechselsumme, von seinen an-
dern Mitschuldnern sich absondern möge, nicht die ex-
ceptio cessionis in potentiorem, „die nur zur Hin-
derung der Negocien und Verursachung höchstschädlicher
proceßlicher Weitläufigkeiten eingeführt werden wollen.“
Diese Einreden sollen dergestalt ausgeschlossen sein,

„daß derjenige, so einen Wechselbrief simpli-
ter acceptirt, oder seinen eignen von sich aus-
gestellten Wechselbrief recognoscirt, oder sich einer
nebst oder mit den andern in solidum oder
unerschreiblichlich versprochen, ohne einige
Exception parato und volle Zahlung zu thun

schuldig sein, darauf auch — executive dazu
angestanden, bei Befindung aber, daß bei den
Cessionibus ein Betrug vorgegangen, die-
selbe mit allem Nachdruck, auch mit Verlust
der Schuld gestraft werden sollen.“

Daß hier nicht blos proceßualische Bestimmungen
getroffen sein sollen, zeigt am klarsten der Schluß, wo-
nach dem Indossatar nicht der Einwand der Gefährde, des
Betrugs, entgegenzusetzen sei“); eine Beschränkung möch-
ten wir in Hinblick auf den aus Art. 61 der Kurpfälzer
Wechselordnung bemerkten, wie das dort ausgesprochene
Prinzip sie eben zu fordern schien. Materiellrechtlich ist ja
sobann auch das über die solidarische Haftung Bemerkte.
Der hervor gehobene Schlußatz in dem in Rede stehen-
den Art. 33 scheint zu bekräftigen, die sämtlichen,
aus dem Wechsel Verpflichteten auszuführen. Doch die
Indossanten, fehlen sie nicht darunter? Sie würden
fehlen, sie und der Abolgeber, wenn man unter denen,
„die sich nebst oder mit andern in solidum oder un-
verschreiblichlich versprochen,“ nur von solchen zu verstehen
hätte, die etwa gleichzeitig, oder doch ausdrücklich „in
solidum““) sich verpflichtete Güten. Allein dazu nöthi-
gen die Worte nicht. Auch der Indossant, sofern er
nicht „ohne Obligo“ — eine Form des Indossaments,
welche die Frankfurter Wechselordnung Art. 25 teiprucht
— zeichnet, verspricht sich ja unverschreiblich. — Ver-
führerisch ist die Erwähnung der exceptio cessionis
in potentiorem, an den Indossatar zu denken, sofern er
im Vergleich zum gewöhnlichen Cessionar, als nicht aus-
gesezt den gegen den Indossanten begründeten Exceptio-
nen, in der That als ein Potentior dem Indossanten
gegenüberzustehen scheint. Wäre eine Verwahrung gegen
eine Befreiung dieser seiner Stellung als gemeint an-
zusehen, so würde nicht unendlich zugleich für letztere
im Obigen ausgesprochen sein, daß man dieselbe früher
nicht, wol aber jetzt zu bestreiten begonnen hat.
— Mögen diese Gedanken, welche zum Abell rückständig
der Auffassung an eine Figur und erinnern, die, wenn
wir genauer zusehen, auch hinter den Bestimmungen der
Kursächsischen Proceßordnung über das Indossament zu
sehen schien, den alten Subscribens, dem Folgenden
vorbehalten bleiben.

Wir sind vorerst einer Erwägung hier noch einige
Aufmerksamkeit schuldig, welche zu gleicher Zeit mit den
bisher erwähnten zu ganz entgegengesetztem Resultate,
zu einem Ausspruche, wie er in allen älteren Wechsel-
ordnungen fehlt, gelangte: zu dem bestimmten Aus-
spruche, daß überhaupt Einreden, die dem Indossanten
quoad effectum nonconventionis entgegenstehen, auch
dem Inhaber opponirt werden können.

Die Principien, die das Kursächsische Mandat von
1689 rücksichtlich der Unanständigkeit der Zahlungs- und
Compensations einrede aus der Person des Indossanten
gegen den Indossatar ausgesprochen hatte, sie stingen in

72) Auch die Schloßsche Wechselordnung von 1738 Art. 44.
§. 3 (des Titels I. Ab. Art. 2) hat: „Wenn nun jemand,
der kein Kaufmann ist, auch seinen kein Negocium treibt, einen
Wechselbrief von sich stellt, so solcher solchen, um den Giro
zu verbinden, niemals auf Ordre gestellt, und wenn auch die
Ordre mit eingerückt wäre, solche gehalten werden, als wenn sie
nicht dinstünde.“

73) Bergl. Anm. 58. S. 68. 74) Dies scheint Zeitsichte
anzunehmen a. d. II. S. 25. — So würde allerdings die
Pfälzer Wechselordnung Art. 33 zu verstehen sein.

kurbrandenburgischer Gesetzgebung wieder in einem Recepte an das Kammergericht vom 30. Juni 1704⁷⁵⁾. Es ist zu präsumiren, wird hier — unter ausdrücklichen Hinweis auf die kursächsische Gesetzgebung — bemerkt, daß jeder vorsichtige Mann, so auf seinen ausgestellten Wechselbrief, welcher an seinen Creditorem oder dessen Ordre zahlbar lautet, etwas abzahlt, solche Zahlung des Wechsels in Dorsso abschreiben würde, weil solches billig geschehen soll — dafern es aber ein Wechselbrief ist, an den Creditorem allein, und nicht an dessen Ordre zu zahlen, so kann auf Abschlag desselben auch wol gegen Quittung gezahlt werden — weil das Geld laut Quittung expresse auf Abschlag des Wechsels bezahlet ist, und der Tertius, indem der Wechsel nicht kann endossirt oder erbt werden, dabei nicht leiden kann. Wenn aber Compensatio bei Wechselbriefen, so an Ordre zu zahlen lautet, ohne solches auf dem Wechselbrief — geschriebenes Abschreiben, statt haben sollte, so würde der Tertius, an welchen der Wechsel endossirt oder cedirt worden, sehr periclitiren und nimmer sicher sein können.“ — In der That eine Motivirung des Einredeverfalls ganz im Geiste des kursächsischen Mandats S. 54. fg., nur daß in letzterem nicht, wie hier, die Ordreclausel Bedingung der Indossabilität erschien; Motivirung von dem Gesichtspunkte der Gefährdung aus, welcher außerdem der Nehmer ausgesetzt sein würde, und der er nicht ausgelöst sein darf: aber nicht aus einem allein schon hinreichenden positiven Gehalte der Ordreclausel. Verfolgt man die Gesetzgebung weiter, so war nach Art. 27 der Kurbrandenburger Wechselordnung, dessen wir bereits oben S. 84. gedachten, nur ein Indossament nach Verfall etwas Bedenkliches. Ein jeder vorsichtige Negociant, rieth hier die Gesetzgebung selbst, thut besser, zur Vermeidung allen Disputis sich lieber einen neuen Wechselbrief ausstellen zu lassen. Eben darum aber mochte Grund zu einem Argumentum a contrario auf die Sicherheit der Indossamenten vor diesem Zeitpunkte sich berechtigt crachten (S. 104). Mehr vielleicht noch durch eine etwas spätere Sanction, vermöge deren allerdings das öffentliche Interesse am Spielverbot über das an der Verlässlichkeit des Indossaments der Sieg davon trug⁷⁶⁾. „Gleichwie das Spiel nicht unter die Commencien (denen das Wechselrecht eigentlich favorisiret) gehört, sondern solche vielmehr ruinit und hindert, also könne auch, wenn wegen Spielgelds Cambia simulata aufgestellt, und solches in continenti, es sei ex confessione creditoris oder per delationem iuramentis, oder auf andere Weise doctet worden, nicht anders, als nach gemeinen Rechten erkannt werden.“ — Letzteres wiederholt wol das Wechselrecht für die kurbrandenburgischen (im Reich) gelirgenen Lande von 1724⁷⁷⁾ im Art. 13. In seinem Art. 41 finden sich auch

die Bestimmungen des Art. 27 von 1709 wieder: aber doch, so viel und scheinen will, in einer Redaction, als ob es darauf ankäme, die Abweichungen vom Civilrechte vollständig aufzuzählen, welche jedenfalls einem Argumentum a contrario minder günstig ist. Während Art. 27 sich begnügt mit dem Ausspruche, der Indossator nach Verfall solle nur als Bevollmächtigter gelten, hier dazu die Bemerkung, diese Bevollmächtigung erlöse auch durch den Tod des Indossanten nicht, gelte auch als für dessen Erben mittheilhaft. Ja, während man nach der Brandenburger Wechselordnung von 1709 zumindest zweifeln kann, ob es zur Indossabilität der Ordreclausel bedürfe, so hat nun ihr Art. 27 einen Zusatz erhalten, der diesen Zweifel, nicht im Interesse der freien Indossabilität, ausschließt⁷⁸⁾, und recht deutlich an die Theorie einer nur etwas modificirten Cession erinnert. „So kann auch,“ lautet dieser Zusatz, „ein solcher Wechselbrief, wenn derselbe nicht an Ordre lautet, auf keinen andern indossirt werden: Und obwohl sonst einem jeden frei, auf wen er will, auch sogar auf Zuden, einen Wechselbrief zu indossiren, so soll doch kein Wechselbrief an einen, der in der Sache Nichterstelle vertreten oder sonst executiones veranlassen kann, endossirt oder cedirt werden.“ Alle dem ist aber bereits vorausgegangen der die Statthaltigkeit „aller Exceptiones, so dem Endossanten quoad effectum reconventionis entgegenstehen,“ auch gegen den Indossator ausprechende Artikel 17. Ihn wiederholt die (für das Königreich Preußen, sowie für die brandenburger Reichslande erlassene) Wechselordnung von 1751⁷⁹⁾. Allein doch ist nach ihr anscheinend sehr bestimmt die Indossabilität überhaupt durch die Ordreclausel bedingt: der Wechselbrief soll enthalten — wird ja bestimmt Art. 1. sub 3. gesagt — „den Namen derjenigen Person, an welche, oder auf deren Ordre die Zahlung geschehen soll;“ wenn er durch mehrer Hände gegangen ist, „so muß er ordentlich indossirt sein; ein ordentliches Indossament aber enthält den Namen desjenigen, an wessen Ordre der Wechselbrief übertragen worden.“ Art. 54. — Welchen Sinn verband also hier der Gesetzgeber mit der Ordreclausel? Es ist für diese Frage wol nicht ohne Bedeutung, daß der und wohlbekannte Artikel der Wechselordnung von 1709 und auch noch in der von 1724, welcher bei vorhandener Ordreclausel die Zahlung vor Verfall gestattete — auch in der Revision des Preuss-

75) Böhler (Præs. Hoffmann), Diss. de effect. indossationis cambii proprii III. not. g. 79) Bei Bismert 1. Bd. Art. 2. S. 209. — Art. 11: „Mit dem Modo procedendi soll es folgendergestalt gehalten werden sub 10. Einlich können alle

Creptionen, so dem Endossanten quoad effectum reconventionis entgegenstehen, auch dem Indaber eponirt werden.“ (Ebenso Eibinger Wechselordnung von 1758. Cap. 21. Art. 84. Bismert 1. Bd. Art. 2. S. 303. und ferner die Rethner Wechselordnung von 1802 Art. 10 sub 10. Reischer 1. Bd. S. 812 von welcher Gierst — wol mit Recht auf die Zeit, als es schrieb — im mehrerplumirten Programme sagt: Mihi quidem omni legum cambialium ambitu non nisi Ordinatio Köthenae occurrat, quae exceptiones ex persona indossantis petitas directis verbis adducere videtur.)

75) Siegel 1. S. 147 theilt es mit in Anknüpf an die Beilagen zum reichsweiten allgemeinen Wechselrecht vom 25. Sept. 1724, nach Wollst Corpus Constitutionum Marchicarum 2. Th. Art. 2. S. 230. Lit. A — P ist es unter denselben nicht. 76) §. 17 in der allgemeinen Ordnung von Verweisung des Spielwessens vom 21. Juni 1713. Siegel 1. 137. 77) Siegel 1. 119 fg.

schen Wechselrechts von 1684 vom 29. Jan. 1724 ist er aufzunehmen") — in der Wechselordnung von 1751 fehlt⁸⁰⁾. Welch also beschränkte Wirkung, als die frühere Gesetzgebung, erkannte letztere ihr zu? —

Wir lesen bei einem wenig späteren Schriftsteller: *interest vel maxime mercatorum et negotiatorum, hac quoque occasione fannae suae prospicere et consulere, quippe quae cessionibus literarum cambialium facile laedi possit, praecipue, si unus alterve citra justam causam, bios aus Caprice, acceptare recusset; atque adeo provide constitutum, ut quoties verbum Commiss vel Ordre in literis cambialibus non insertum, toties illae non ubique locorum alteri cedi possint. Hac enim ratione solutio pecuniae ad certam restricta est personam, atque adeo remittenti sine indossoatui, accipiendo ejusmodi restrictis literas aliam invito debitor substituire non est integrum. Solch villrecht recht aus dem Leben gegriffener Gedanke mochte wol auch dem Gesetzgeber, indem er über die wahre Bedeutung der Ordreclausel mit sich zu Rathe ging, vorschweben. Zur Verhinderung des Indossoaments (pro evitanda cambii transportatione), sagt jener Schriftsteller, dient die Ordreclausel, fehlt sie: tunc cedi aut a tertio exigi nequeunt, quum indossoatario semper exceptio illegitimitatis obstat⁸¹⁾. Auf Letzteres kommen ja auch die Bestimmungen der Eßlinger Wechselordnung vom 27. Jan. 1758 hinaus, Ann. 55. S. 122. Sie sagt wol Art. 18, daß auch ohne Ordreclausel alle Wechsel indossirt werden können: aber sichtlich auch daneben Art. 17, daß der Trazat einem solchen Indossoat zu zahlen wider verbunden, noch bekräftigt sei⁸²⁾.*

80) Bei Siegel („Brandenburgische Wechselordnung“) I. S. 111 fg. Art. 33. Vergl. damit Ann. 44. S. 90. 81) Vergl. vielmehr Art. 42. 82) Kleene, Exere. j. c. Exere. VI. Sect. 1. §. 64 fg., er beruft sich auf Königlich und Dendort, betrachtet die Beschränkung der Dispositionsfreiheit bei einem nicht an Dritte gestellten Interesse also als eine durch das mercantile Interesse wohl motivirte mehrtheiliger Eigenthümlichkeit nur selbst, daß er zuvor §. 51 ansehend der Ansicht derer, welche meinen, das Verbot der Dendort zur Indossoation sei lediglich particularrechtlich, entsehe auch nicht der Einsicht, die im Wechselgeschäft herrschen soll — Erzd., Barth, Lucovici, Lefser, Dendort werden angeführt — beigetreten ist. — Das auf ihn wirkt, das zeigt die Bemerkung, die er rüchlichst des von Grolmann (eben S. 93) über Dendort angesprochenen Lebens macht: „beatus Grolmannus multitudinem Ordinationum cambialium, quae expressionem Commiss vel Ordre ad cessionem vel indossoationem requirunt adhuc necius fuit, alique adeo ejusmodi objectionem nostro tempore inducere non licet.“ — Auch Büdler (S. a. D. 111. betrachte die Nichtindossibilität des Retenwechsels als Ausnahme von der Regel, daß omne deum ignorantie et invito debitoris cedi potest: Widerwechseln dieser Fassung ist ihm die Ordreclausel. 83) Ferner heißt: „Wenn auch ein solcher Wechsel schon acceptus wäre, es würde aber vor der Verfallzeit dem Remittenten oder Weiser die Zahlung widerrufen und an einen dritten Mann zu leisten die Rechte und Vollmacht ertheilt: so ist ein solcher Indossoat nicht zulässig verbunden und kann wegen nichterfolgter Zahlung an den Trazanten oder vorhergehenden Indossoanten keinen Reagel, sondern nur bios an seinen Indossoanten, von dem er der Wechsel gekauft oder in Begahlung erhalten, nehmen.“ — Wichtig soll

Es ist bekannt, daß bereits unter dem 30. Mai 1758 der Wechselordnung von 1757 eine Declaration erging des Inhalts: daß die exceptiones, welche dem Indossoanten entgegenstehen, „nur in einigen Wechseln, welche nicht auf Dritte ausgehelt seien,“ wider den Cessionarium oder Indossoatarium statthaben, hingegen dergleichen exceptiones den letzteren „gar nicht obkiren sollten.“ wenn entweder ein trassirter Wechsel, oder ein eigner Wechsel, welcher auf Creditorem oder dessen Ordre ausgestellt sei, indossirt werden sei, weil solchensfalls der Wechselschuldner schon zum voraus in die Cession des Wechsels consentiret, und ebendadurch sich in casum cessionis der dem Cedenten entgegenstehenden Exceptionen begeben habe. — Eine solche Bedeutung hatte man 1751 wol nicht der Ordreclausel beigelegt. — Recht deutlich aber sehen wir hier, wie letzterer die Rolle zuziel, dem Siege der Cessionstheorie allerdings gegenüber das Bedürfnis des Wechselgeschäfts zu schügen.

Bemerkten wir aber, wie in besprochenen Gesetzgebung die Cessionstheorie sich immer mehr befestigte, so mag wol ein anderer Punkt einer Frage werth erscheinen. — Anmitten der Bestimmungen über das Einrede recht finden wir in dem allgemeinen Wechselrecht von 1724 Art. 14 — unmittelbar in Ansehung wenigstens an eben diese Bestimmungen in Wechselordnung von 1751 Art. 15, die Haftung der mehrere Unterzeichner eines und desselben Wechsels besprochen. Weit civilrechtlicher, als in der Kurfürstlichen erläuterten Proceßordnung (S. 68 hin. fg.), lauten die Bestimmungen des ersten Gesetzes: weit civilrechtlicher noch, als sie, die in der Wechselordnung von 1751: Wenn mehrere Personen einen Wechselbrief als Selbstschuldner oder mit der formula „in solidum“ etc. ausstellen, dann sollen sie die Exceptio divisionis und ordinis nicht haben; haben dagegen mehrere einen in singulari gefaßten Wechselbrief unterschrieben, so kann nur der erste nach Wechselrecht edemerknit werden, der andere aber wird als Bürge angesehen; und wenn einer nur als Bürge den Wechsel unterschreibt — so bleibt es wegen des Bürgen bei den gemeinen landüblichen Rechten“). — Sollten sie ganz außer Zusammenhang stehen, jene immer effensöhnlicher werdende Gestalt des Indossoaments, und hiele immer civilrechtlicher werdende Auflosung der Wirkung der Witunterchrift? Auch andern Orts, in der Literatur namentlich, finden wir ja denselben (ob abschließend, ob unabschließend?) Paralelismus. Eine modifizierte Cession sah Lefser nach dem Obigen im Indossoament: Nichts als die gemeinrechtlichen Grundsätze wil er angewendet wissen, wenn mehr derselben Wechselbrief unterzeichnet haben“); grade so, wie

nach der Wechselordnung von 1751 bei Wechseln über Spielgeräthe wol nach gemeinen Rechten erkannt werden, „der Inhaber des Wechsels aber, wenn solcher edemerknit werden, hat nach formirtem Protest sich an seinen Mann zu halten.“

84) Vergl. auch Eßlinger Wechselordnung Art. 56 hin. 85) Media. ad Pand. Spec. 572. §. 3.

sonst bei mehreren Unterzeichnern eines Documents⁸⁵⁾, soll auch bei dem Wechsel Verpflichtung pro rata und nicht correal Haftung präsumirt werden; eine Ausnahme von den civilrechtlichen Principien für den Wechsel finde sich nirgend begründet. — Unter Berufung auf die allgemeinen Grundzüge der Cession fanden wir oben Berger die Statthaltigkeit der Wechselstrafe gegen den Indossanten bestreiten, und aus ganz ähnlichen civilrechtlichen Gründen dieselbe rückständig dessen, der auf dem Wechsel selbst sich verbürgt hatte, ihn leugnen⁸⁶⁾. Auch Brander vertritt dieselbe Ansicht wie Berger⁸⁷⁾. Als sächsisches Particularrecht bezeichnet Lestner den Wegfall der Einreden aus der Person des Indossanten⁸⁸⁾, ähnlich, wol in früherer Zeit wenigstens, Berger (Ann. 13. S. 54), und principiell war es doch nur der favor commercii, aus dem Lestner den Wegfall jener Einreden erklärte. Rückständig der solidaren Haftung der mehreren Unterzeichner des Wechsels spricht Lestner sich sogar dahin aus, nur in Sachen nehme man sie an; und selbst da habe nach den gemeinrechtlichen Principien vormalis die mittelnberger Facultät erkannt, später allerdings aber ihre Rechtsmeinung geändert⁸⁹⁾. — Auch hier wird Brand von Lestner angeführt; Brand begnügt sich aber, an der angeführten Stelle wenigstens⁹⁰⁾, die Frage als controverf zu bezeichnen; aber keine Ausdrucksweise, die Sorgfalt, mit der er die Autoritäten für solidare Haftung zusammenstellt, ja sogar das Anführen der Leipziger Wechselordnung §. XIII (wo dem, der durch Accept Selbstschuldner wird, des beneficium divisionis abgesprochen wird) dürfte wol nicht bloß, daß er selbst sich der Annahme der solidaren Haftung zuneigt, sondern auch, daß er dabei an eine sehr strenge und selbständige Haftung der einzelnen Unterzeichner denkt, schließen lassen. — Weil der Kürze, mit der er in seinen Institutiones schreibt, mag auffallen der Satz vom Regress: „datur adversus eum a quo possessor literarum easdem accepit omnesque datores praecedentes modo cambio ejusve cessionis subscriperint sive transando sive indossando“⁹¹⁾. *Subscriperint* sive transando sive indossando; nicht unähnlich dem kurländischen Gesetze, welches: „Wenn über drei oder mehrere einen Wechselbrief zugleich unterschrieben haben, dem Creditor frei giebt — einen jeden auf die ganze Forderung zu belangen — und „nicht weniger“ den Indossanten, — den Indossatarium — — wegen Capitalz, auch der Zinsen und Unkosten halber nach Wechselrecht zu befriedigen verbunden sein laßt“⁹²⁾.

Hier ist der Ort zu reden von dieser eigenthümlichen Gestalt im Wechselrechte, der Haftung des Giran-

ten. Scheinbar unbetheiligt steht sie dem großen Streite über die Natur des Indossaments gegenüber, sofern eine besondere Strenge auch von denen, welche Cession das Giro sein lassen wollen, zugestanden wird. Doch aber je näher wir sie betrachten, desto mehr scheint sie uns das letzte Wort in jenem zu reden. — Wo gibt es Wechselordnungen, die noch von dieser Haftung schweigen; wo sie von Wechselverpflichtungen reden, zum Theil so reden, als ob an die Indossanten gar nicht gedacht sei⁹³⁾. Allein an andern Orten ist's grade diese Haftung, die schon in allerältester Zeit und bezeugt wird. In der Haftung soll verbleiben der Girant nach der Pragmatica Neapolitana von 1607 (S. 21); das Giroverbot in Frankfurt im J. 1620 („es sollten allein diejenigen Wechselbriefe, so pure und ohne Ueberweisung gestellt, also von einer Person oder Partei allein unterschrieben — gültig sein“ S. 23) motivirt „durch allerlei Ungelegenheiten, Beschränkungen, Irrthum und Confusion und langwierige Proceß“ (S. 36), es scheint über sie wol kaum einen Zweifel zu verfallen. Sowie nur die Wechselordnungen nicht mehr bloß darauf, die Zulässigkeit des Indossaments auszusperren, sich beschränken (S. 37), da erscheint sie auch aller Orten, diese der Haftung des Ausstellers für richtigen Eingang analoge Haftung des Giranten, so analog, daß, wenn der ausdrückliche Ausspruch, daß auch die Personalexecution ibetwegen statthaft, noch nicht in ihnen zu finden ist, die Praxis dies nicht irre macht, diese strenge Execution vielmehr nach der Meinung des Gesetzgebers von selbst sich zu verstehen scheint⁹⁴⁾.

Wie verhält sich nun aber die Theorie, der im Wesentlichen Cession das Giro ist, zu dieser Haftung? Eine Steigerung der gewöhnlichen Haftung des Cedenten für Verität der cedirten Forderung, zur Haftung für deren Güte (nomen bonum) ist sie ihr. Allein ein gar eigenes Gassen für nomen bonum scheint dies doch, bei dem der Cessionar, wenn er seinen Regress an den Cedenten nimmt, die Insolvenz der debitoris cessi, des Acceptanten, des Trassanten der Reindossanten, als bereits zur Verfallzeit vorhanden gewesen, weder dazuthun, noch überhaupt anzuführen nöthig hat; bei dem selbst die Verzugnahme des Cedenten auf die sogar noch gegenwärtig vorhandene, ganz unweisshafte und notorische Solvenz aller dieser Schuldner ihm gar Nichts

93) Vergl. z. B. Dänisches Recht B. V. Cap. 14. Art. 17 u. 27. — Vergl. jedoch Verordnung vom 26. Dec. 1731. Wegen Aufhebung der Proformaceffes bei Zimmerl 1. Bd. Abth. 2. S. 255 fg. 262 fg. — Schwedisches Wechselrecht von 1671 (Ark. 21. §. 17). Augsburg. W. O. v. 1685. Königl. S. 555 fg. 94) Pheonien Cap. 20. §. 10 und oben S. 23. 25. — Ausdrücklich gebietet der Haftung des Indossanten nach Wechselrecht die Augsburger Wechselordnung von 1707 Art. 8, die Brander von 1715 Art. 42 (Königl. S. 301. 331), die Römberger von 1722 Cap. 5. §. 4 (Zimmerl 2. Bd. Abth. 2. S. 80), die kurländische erläuterte Proceßordnung (S. 60), Brandenburg. allgemeines Wechselrecht von 1724 Art. 30 — u. a. m.; siehe u. Gänderdt, Beantwortung der Frage, ob der Indossat gegen den Indossanten eines mit Freitext zurückgenommenen Wechsels nach Wechselrecht klagen könne, in dessen Beiträgen zur Rechtsgesellschaft, Gesichte u. S. 102 fg.

85) Plures qui simul unum summam promittunt, vel unichirographo subscribunt. 87) Ann. 47. S. 64. 88) Select. observ. for. I. P. 1. c. 173. 89) Ann. 48. S. 64. 90) Auch Brander ist für diese solidare Haftung, freilich ohne grade, so viel uns scheint, durchschlagende Gründe für sie zu haben: vergl. Compend. jur. lib. IV. tit. 29. §. 7. 91) a. d. Lib. I. Sect. 1. tit. 9. §. 14. Possumt et plures unum nomen cambiale contrahere, quo casu divisioni inter eos locum esse, alii affirmant, alii, maxime cum de mercatoribus quaeritur, negant. 92) Ann. 88. S. 103.

Kaall die Reihenfolge der Geber. In welcher Einfachheit, dem alten schwerfälligen Geschäftsgange gegenüber, erfüllte so der indossable Wechsel, laufend vom Ausfertigungstage von Hand zu Hand bis zum Ziele, offenhaltend jedem Nehmer, die günstigen Chancen zur Weiterbegebung zu benutzen, ganz den Dienst des alten mit dem Kaall! Woher kam in das Accept die Richtung, die es so schlechtthin jedem Indossatar erhält erscheinen läßt: sie vor Allem ist das Postulat, je mehr das Accept Hauptverbindlichkeit geworden war (§. 21 pr.), wenn wir den indossabeln Wechsel als zum Zwecke jener Ueberweisungen ausgegeben betrachten sollen. — Klar ist aber von ebendiesem Gesichtspunkte aus die nicht minder unmittlere Haftung des Ausstellers sowohl, wie jedes indossabel den Wechsel weitergebenden Giranten dem gegenüber, der als der letzte und definitive Gläubiger, als letzter Indossatar mit dem Wechsel in der Hand ihnen gegenübersteht: der abstracte Gedanke ferner einer mit Wechselbüchse und Infossament wandelnden Gläubigerschaft aus dem Wechsel: eines Gläubigerrechts, aus dem ein viel vollständigerer Austritt möglich ist, als bei der gemeinen Forderung: der Gedanke einer Befugnis zum Weiterindossiren als eines Rechts aus dem Wechsel selbst. — Zeilt es uns aber an jedem äußern Zeugnisse für die Verwandtschaft des Giro und jenen älteren Ueberweisungen der Wechselvalute? Gleiche Kraft, sagte uns Pöonen, rücksichtlich des Wechsels mit mehreren Valuten haben diese Ueberweisungen mit Tratte, oder Infossament (§. 39). Wie bloße Formvorschrift klingt es, wenn die Augsburger Wechselordnung von 1707 (§. 34) vorordnet, man solle statt des Wechsels mit mehreren Valuten sich der gewöhnlichen Gire bedienen. — Den Namen des alten Geschäfts, wie fänden ihn im Munde des französischen wie deutschen Kaufmanns; das Giro, wo es das eigentliche, das wirklich die Wechselvalute überweisende, den Geber verpflichtende Giro war, das nannte er Kaal (§. 21).

Außerlich waren die Anlässe, welche den Geschäftsmann, da noch beides, Circulation durch Giro und mit Kaal, neben einander im Gange war, bestimmten, bald die erstere, bald die letztere Form zu wählen. Ein kurzer Blick auf Pöonen genügt zur Veranschaulichung.

Scidem sehr natürlich das Kaal seine frühere Doppelidentität, theils als Bürgschaft, theils als dienend der Valutencirculation, in dem für letztere das Giro die gewöhnliche Form ward, verloren hatte, war es dem Credit des Traffanten schädlich geworden, seinen Wechselbrief avaliren zu lassen. So berichtet Pöonen schon, daß es gebräuchlich, wenn Traffanten dem Valutageber unbekant oder nicht hinreichend accreditirt sei, daß erstere die Briefe mache an Ordre von Jemand anders, der bei dem Geber bekannter oder besser accreditirt sei, damit dieser dieselben an Ordre des Valutagebers girire. Nun wurde aber vielleicht grade aus einem Plag gewechselt, wo keine Indossaten Wechsel admittirt wurden, auf Venedig 3. B.; da blieb kein Aufnahmefähigkeit, und war gebräuchlich, daß der Geschäftsfreund, den man im ersten Falle zur Sicherheit des Valutagebers an diesen hatte indossiren lassen, die prima oder secunda litera ge-

nete. War aber wol, fragen wir, die Absicht der Verbinden eine verschiedene, je nachdem sie erstere oder letztere Form gewählt hatten: etwa bei ersterer die, der eigentliche Valutaeimpfänger, der Traffante, solle gar nicht als unmittelbarer Schuldner dem Indossatar gegenüber stehen, sondern nur als debitor cessus: solle in eine Stellung treten zum Indossatar, die ihn berechtigen könnte, seine Forderungen gegen den Indossanten gegen den Indossatar compensando geltend zu machen? — Man gab, berichtet Pöonen weiter, wol auch auf Venedig in Amsterdam auf Wechsel, nicht, um dort selbst einzulassiren, sondern um seiner Zeit das Recht aus dem venezianer Papier gegen Rückerstattung der Valute zu überweisen. Da mußten die Briefe allerdings anders eingerichtet sein, als sonst, wo der Valutageber an seine Forderung sie stellen ließ, und dann indossirte; und wie finden hier in der That noch, daß der erste Valutageber die Briefe einrichtete nach Aufgabe des zweiten, Werth von letzterem, und signirte zu dessen Sicherheit die Secunda oder Terzia⁹⁷⁾. Geisß sollte auch hier nicht im ersten Falle die Ueberweisung des Traffanten eine minder vollständige sein, als im letzteren.

Es scheint nahe zu liegen, daß, wenn so dem Giro das verwandte Kaal zur Seite stand, eine Zeit oder ein Plag, wo man noch unmittelbar in Uebung des letzteren lebte, weit weniger der gesetzlichen Regulirung für das erstere bedurft, als wo diese Uebung untergegangen war; daß man florer, als hier, dort dasselbe von der Geseis zu unterscheiden wußte. Wir erinnern an das Schweben der älteren Wechselordnungen rücksichtlich der Unkathastigkeit der Einreden oder der Person des Indossanten. Ist doch wol auch ein Klang aus jener Zeit, was das Preussische Wechselrecht von 1684 Art. 13 bestimmt, „daß in Bezahlung der Wechselbriefe, oder derselben Valuten keine Compensaciones oder sogenannte Rescontres wider des Eingebers Willen statthaben sollen, was auch vor praetensionen und Forderungen der Geber und Zieber, Eingaber, Indossant oder Acceptant in dergleichen Fällen einer gegen den andern haben mögen“⁹⁸⁾. — In Anbalt an jene Kaall ergeben sich von selbst die richtigen Grundfälle über die Abhängigkeit des Infossaments von der formellen Gültigkeit des Wechsels, und seine Unabhängigkeit von der materiellen Gültigkeit der Verpflichtung des Ausstellers⁹⁹⁾. Es bedarf nicht der Berufung darauf, daß Indossant einzulassen habe für nomen verum, und darum (?) als

97) Cap. 22. §. 1 u. 7. Ueber die Form der Mitunterschrift sagt Pöonen §. 2: „Derjenige, so eine secundum oder tertium beizichnet, schreibt dies seinen Namen unter des Traffanten Namen, sondern etwas ferner hinzu: „falsch.“ (Vergl. Kap. de Terziasq. l. 9. §. 17 pr.) Etwas schief klingt freilich von jüdischen Giren die folgenden Worte: „on met die hand-teekening verobligert by hem nevans de Principale Tracker, ten behoeve van de Gever, voor de voldoening van eenoelinge wisselbrief.“

98) Königl. B. 310. — Auch in der Revision von 1724 als Art. 23 beibehalten Siegl. l. E. 115. — In der Danziger Wechselordnung von 1701 benutzt, im Artikel vom Accept, vergl. Art. 1ste a. a. D. l. E. 461. 99) Kurfürstliche Kammer wider das Außgehen junger Leute vom 27. April 1724. §. 3 bei Art. 1ste a. a. D. l. E. 453.

Gedent aus seinem Indossament hafte, wo eine gültige Verpflichtung des Wechselausstellers nicht vorhanden ist¹⁾; er haftet vielmehr aus einem eigentlichen materiell selbständigen Wechselversprechen, wenn es auch zu seiner formellen Gültigkeit der Wechselurkunde bedarf, aus ihr seinen²⁾ Anhalt schöpft. — Wer wollte aber bei solcher Auffassung des Indossaments die solidarische Haftung zur Zahlung des Wechsels bezweifeln? Auch das diese Haftung eine wechselseitige sei, scheint selbstverständlich. Ja es ist, als ob wir in einzelnen Wechselordnungen noch specieller darauf hingewiesen werden sollten, daß dem Gesetzgeber das alte Axiom vor Augen gestanden habe. Wir finden da neben aller solidarischen Haftung von Trassant und Girant doch Unterschiede gemacht, die gar nicht unbedeutend an den alten avallierten Wechsel erinnern. Wir wollen hier nicht allzu viel Gewicht darauf legen, daß auch von den französischen Schriftstellern rücksichtlich des Grundes ihrer Haftung Trassant und Indossant unterschieden werden, die Verpflichtung des letzteren mehr als Garantieleistung erscheint (S. 24 und 47). Aber an die oben erwähnte Uebersetzung des nur von der Avalli redenden Capitels der Befangenen Wechselordnung Anm. 46. S. 35, worin gesagt sein sollte: „die Cessionen, Giris, indossamenti und avalli, die gemacht werden, obnerachtet sie successiv geschehen, sollen so genommen werden, daß alle bei ihnen Eintretenden, vom ersten bis zum letzten, solidarisch haftbar bleiben.“ werden wir lebhaft erinnert. z. B. in Art. 26 der Braunschwiger Wechselordnung von 1886: „Indossirer, auch Trassirer, sammt dem Acceptanten sollen so lange in solidum verhaftet sein, bis wegen Interesse Schaden und Unkosten völlige Vergütung der Inhaber erlangt, bei welchem Regreß letzterem auch die variation unbenommen, wenn nur unter den Indossenten die Ordnung vom letzten bis zum ersten gehalten wird.“ Ähnlich in der Münchener Wechselordnung von 1722 Cap. 5. §. 4: „beide, sowohl der Geber des Wechselbriefs, als der, so den Wechsel acceptirt, im gleichen alle Giranten sollen dem Inhaber desselben zugleich und jeder insonderheit, bis der Wechselbrief völlig bezahlt, vor Debitores gehalten“ sein: ihm frei stehen, „die Wiederbezahlung bei einem oder dem andern nach seiner Willkür (doch daß er die Ordnung der Giranten nicht überschreite), bis er völlig vergütet ist, mit und ohne Recht zu suchen.“ Gerichtsbräuchlich war auch in Sachsen angenommen, trotzdem die Wechselordnung Regressus per ordinem bis zum Trassanten hinauf bestimmt hatte, daß dies nur auf das Innehalt der Reihensfolge bei der Regreßnahme an die Giranten zu beschränken sei (S. 62 und Anm. 41. S. 63³⁾). — Woher aber überhaupt der so vielfach in den

älteren Wechselordnungen angeordnete Ordnungsregreß: welcher anscheinend mit der Prästation der regelmäßigen, weiteren Rechtfertigung nicht bedürftigen Form der Regreßnahme unvereinbar? — Mehr noch als auf das bereits oben Bemerkte könnte man zu seiner Rechtfertigung wol darauf Bezug nehmen, daß bei ihm am wenigsten gewaltsam in die Reihe der Regreßpflichtigen, beziehentlich der Giranten eingegriffen, dem Noth leidenden Papieren, indem es von Hand zu Hand, wie es gekommen, so auch zurückgeführt soll, der leichteste Weg der Ausgleichung, der der Ausgleichung unter Geschäftsfreunden, gekürzt werden soll. Daher wol die Nöthigung, nur eben anzugehen, nicht auszulassen, den letzten Indossanten, sofern er guten Credits (von demselben also zu gewärtigen, daß er den Wechsel zum eigenen weiteren Regreß nach geleistetem Rembours in die Hand nehmen werde) bloß Controprotest bei ihm zu erheben, ehe man an den weiteren Vornamen zurückgeht. Das Blancogiro mußte man dann freilich gänzlich verbieten, sollte die wohlthätige Absicht des Gesetzes nicht getrennt werden. — Die offensbare Schattenseite dieser Regreßnahme — die Ausfalltheilheit für dennehmer, wie kam es, daß sie so wenig Bedenken erregte? Hätte man für die Regreßnahme, als des Regelmäßigen wenigstens, dessen wol sich gewärtigen können, daß Regreßdient dormalteinst die Giranten an demselben Orte beisammen haben werde, dann war wol diesem Bedenken die Spitze abgebrochen. Allein freilich, in unserem heutigen Verkehr wenigstens wird dem nicht so sein, der girirte Wechsel wol über verschiedene Plätze gelaufen sein, anders als der — mit den Avalli. — Aber näher liegt wol, an letzteren zu denken, als grade die Annahme, daß die in das Indossament die civilrechtliche Theorie der Cession hineintragende Ansicht mit bei der Gescheßgebung zu Rathe saß, und mit ihr hier ein Tranfact gemacht worden sei. — Schon frühzeitig finden wir indessen auch Wechselordnungen, welche freien Regreß (regressus per saltum) dem Inhaber gestatten: sein Interesse besonders in Noth nehmen, indem sie demselben an den sich unmittelbar zu wenden freilegen, bei welchem er vermeint seine prompteste Zahlung zu erlangen⁴⁾ — so heißt es in ihnen meist: und klingt wie wohlüberlegte Uebersetzung von einem andern Principe — von dem der obigen Avalli nach der Art der Motivierung wol eher, als dem der Cessionen⁵⁾?

daß die Indossanten allezeit so, wie sie von unten auf in der Ordnung bis zum ersten oben an folgen, belangt werden müssen.“

5) Pöschens Cap. 19. §. 3 stellt den freien Regreß als Rathhaft wol, aber als minder gebührend dar. Ihn hat in Augsburg schon die Wechselordnung von 1707 Art. 10, dann die Damburger von 1711 Art. 32 (Königen S. 333, 389): ersterer sehr ähnlich die St. Galler von 1717 Art. 16, letzterer die Fürstlicher Art. 51 (Bimmerl 2. Bd. Wech. 1. S. 71. Wech. 2. S. 177). Auch die Denkmäler von 1673 zählt man hierher (Scherrer a. a. D. 2. Bd. S. 61): die Bologneser Wechselordnung von 1509 §. 18, obwohl dieselbe von einer andern Frage, von dem Mitunterzeichneten auch nur als Bärge spricht: S. 25, vergl. auch unten bei Note 30. — Zweifellos könnte man, als mäßig die Ordnung von 1673 hierbei gehört; nach Art. 6. Art. 3 soll der Ausfall der protestirten Wechsel den Rückwechsel nur wegen pour le hon ou la remise aura été faite, sauf à se pourvoir par le por-

1) G. z. B. Scherrer a. a. O. 2. Bd. S. 134 fg. 2) Bergl. Brand a. a. D. Lib. 1. Sect. 2. tit. 5. §. 31. not. a. 3) Königen S. 272. — Auch Wechselordnung von 1715. Art. 36. Königen S. 288. 4) Bergl. auch Schwedischer Wechselordnung von 1748 Art. XI. §. 2. Reiffner 2. Bd. S. 333 verb.: „eine Bezahlung entweder bei dem Wechselgeber oder auch bei den Indossanten zu suchen. Dennoch muß hierbei in Noth genommen werden,

Daß der Girant, an welchen der indossirte Wechsel nach geleistetem Rembours zurückkehrt, als Cessionar des Inhabers zu betrachten sei, finden wir nicht in den Wechselordnungen ausgesprochen¹⁾: in der Literatur dagegen die Befugniß des Regressenten, solchenfalls sein eigenes und seiner Nachmänner Indossamente auszukreiden anerkennen. Eine Vertiefung demnach in den Cessionsgedanken, welche, wie wir oben S. 52 zu erwähnen hatten, die Indossanten nicht völlig regreßfrei machten, muß bei versäumten Protestfaktalen, begegnet uns anderweit nirgends²⁾. — Des Näheren von den letzteren, sowie überhaupt von dem Regreß zu handeln ist natürlich hier nicht der Ort. Doch mag ein Punkt hier berührt werden, auf den schon mehrfach das Obige hingeführt hat. Er betrifft die Frage, in wiefern die Regoierung des Wechsels von Platz zu Platz die Höhe dessen, was der Traßant beim Regreß Mangels Zahlung zu leisten haben würde, wenn der Wechsel ohne solch Indossament verblieben wäre, zu steigern vermag. Schon das ältere Wechselrecht bietet dem Inhaber des Noth leidenden Wechsel ein sehr elegantes Mittel dar, sich auf der Stelle in den Besiß einer der nicht eingegangenen Wechselsumme sammt aufgewendeten Protestkosten u. gleichen Summe zu setzen, indem es ihm gestattet, einen Rückwechsel nach dem Orte der Ausstellung auf Kosten des Ausstellers zu ziehen³⁾. Mit der Indossabilität taucht nun die Frage auf, ob dieser Rückwechsel auf die Indossanten möglich sei, so namentlich, daß der bezogene Indossant rückständig des Ganzen, was er als Summe des auf ihn gezogenen Rückwechsels (Wechselsumme, Protestkosten, Porti, Provision,

Makler- und Stempelgebühren, Zinsen und Cours vom Zahlocte des ersten Wechsels auf den Nothnach Wechsel auf die Vormänner ziehen kann: ob, was er selbst an Coursdifferenz also namentlich über den Betrag der Retourrechnung hat zahlen müssen, er wieder in Anrechnung bringen kann: demnach, indem in solcher Regreßnahme von Platz zu Platz Coursdifferenz zu Coursdifferenz sich häuft, der ganze Betrag dieser Rückwechsel zuletzt auf den Traßanten fällt. — Unserer heutigen Auffassung mag wol nur die Beziehung als richtig und consequent erscheinen. Die Pflicht des Indossanten, den Rückwechsel zu tragen, erscheint uns nur als die Folge seines Rechts am dem Wechsel zu dessen weiterer Begebung. Wer ihm dies Recht gewährt hat, wird dessen, diese Folge auf sich zu nehmen, sich nicht entschlagen können. Der Traßant wird den gesammten Retourshaden, so laminarartig er auch gemacht sei, als einen solchen betrachten müssen, den er, indem er den Wechsel als indossabel ausgab, und in dem das, was er zu vertreten hat, die Zahlung des Wechsels, ausblieb, veranlaßt hat. — Dennoch finden wir in einer überraschenden Ulgemeinheit fast allenhalben in den Wechselordnungen der Zeit, von welcher wir hier reden, ausgesprochen, daß der Traßant, über so viele Plätze auch der Wechsel gelaufen sei, doch nur Einen Rückwechsel zu tragen habe, den vom Wechselzahlore zum Ausstellungsorte: er müßte denn etwas, dieser Ausnahme wird wenigstens mehrfach in ersteren ausdrücklich gedacht, ausdrücklich die Regoierung über gewisse Plätze, oder ganz unbeschränkt über beliebige Plätze besonders verstatet haben⁴⁾. Eine Ermächtigung, die also noch neben der Dreterkauf vorhanden sein muß, wo es letzterer schon zur Indossabilität bedarf⁵⁾, ist gemeint als Voraussetzung der Belegung des Traßanten mit einem mehrfachen Rückwechsel. Auch Poonen's Cap. 20. §. 8 sagt: „der Traßirer eines Wechselbriefs, an Dre zu bezahlen gestellt, ist (obwohl selbiger über unterschiedene Orte anvisst und retournt ist) nicht weiter gehalten als in Bonifizierung des Herwechsels von dem Bezahlsplatz recta auf den Ort, aus welchem die Tratte geschieden ist, in

teur contre les endosseurs, pour payement du rechange des lieux, ou elle aura été négociée, suivant leur ordre. Bzgl. hierzu die verschiedenen Uebersetzungen: „nach ihrer Reihe anzupreisen“ Bimmler 2. Bd. Abth. I. S. 361, „nach ihrer Reihe voranzubringen“ Bimmler 2. Bd. Abth. I. S. 40, und „nach ihm in Poonen's Uebersetzung (Zugabe von 1861. S. 391): „gemäßgeordnet werden als vollganz hure-ordre.“ Ein ähnlich nicht eben klarer Ausdruck findet sich auch in der Hamburger Wechselordnung a. a. D. verb.: „seinen Regreß an benannten Indossanten zu nehmen, bei welchem er vermaint, seine prompteste Zahlung zu erlangen, und wenn mehrere derselben sein, soiglich an andere, bis auf den Ausgeber“ — in die folgenden Schlussworte ergeben aber, daß die Uebersetzungen nicht etwa frei werden sollen. — Dagegen die Frankfurter Wechselordnung von 1739 Art. 29 u. 30, Bimmler 2. Bd. Abth. I. S. 15 verb.: „Rembours —“ gutgekon werden muß, wobei der Inhaber um alle und jede Giranten und den Ausgeber des Briefs in Obligo zu bekalten, nichts weiter zu bezahlen hat, als daß er von der nicht erfolgten Zahlung dem vor ihm stehenden Giranten, als seinen Erbenten, mit der ersten oder zweiten Post Nachricht gebe, und in Ordine protesti executionem seinen Giranten übergebe u.“

6) Nur von einer Cession des Rechts gegen den Acceptanten an den Sieger (damit letzterer auf ersteren seinen Regreß mit gleichem Rechte nehme) ist im Preussischen Wechselrecht von 1844 Art. 29 und der Danziger Wechselordnung Art. 25 (Königlein S. 219 u. 408) die Rede: was Frank Lib. I. Sect. 4. tit. 9. §. 18 zu übersetzen scheint. 7) Bzgl. auch Kurpfälzische Wechselordnung Art. 25. Bimmler 2. Bd. Abth. I. S. 72. — Demnach auch Siegel Parere 110. II. S. 143. 8) Du Pals chap. XV. p. 46 seq.

9) Bzgl. Siegel in der Einleitung I. B. R. Th. 2. Cap. 1. §. 11. II. S. 40: „Bei Rückwärteln passiren ordentlich Weise die Umtosen an Agio, Provision, Courtag oder Senario, in gleichen Briefporto nur einmal, wenigstens der Wechsel wegen der vielen Indossaments die Dater passirt hat.“ außer der Donnanz von 1673 werden noch viele Wechselordnungen (wie Leipziger, Braunschwiger, Danziger, Breisauer, Wiener, Augsburger, Rürnberg, Hamburger etc.) angeführt. 10) Die Leipziger Wechselordnung, nach der es zur Indossabilität der Dreterkauf nicht bedarf, findet in ihr die besondere Ermächtigung zum Indossiren, welche für mehrfachen Rückwechsel statthaft macht. Siegel a. a. D. meint, dies sei hart. — Wie nun aber, wenn auch andern Orte dieselbe Bedeutung in die Dreterkauf gelegt ward? Nur zwei finden sie ohne Weiteres in ihr, vergl. Abth. Handelsrecht 2. Bd. §. 240. III. An. — Do mochte wol in mehr als einer Rücksicht, u. A. als Schuttmittel gegen einen mehrfachen Rückwechsel sich empfehlen, die Dreterkauf als die notwendige Bedingung der Indossabilität zu betrachten. Und diese Richtung fahen wir ja immer bestimmter im Obigen hervortreten. Bzgl. Ann. 82. S. 127.

eben solchen Court, als selbiger auf Sicht gewesen auf diejenige Zeit, da wegen Nichtzahlung protestirt worden; ein jeder Eincoffrir (Indossatör) Engländer ist nicht gehalten, einigen anderen Verwechsel gut zu thun, als nur von dem Zahlungsplatze a Drittura auf den Ort, wo die Eincoffrirung geschehen ist¹¹⁾.

Möge sein, daß eine solche Beschränkung der Haftung des Transanten recht materielle Gründe hinter sich hatte in einer Zeit, wo noch der Kaufmann sehnlich zu wünschen hatte:

„damit der Rückwechsel, Interesse, oder Luerum cessans, item Dammum emergens, provision, protest- und andere Unkosten von einem indiscreeten nicht allzuhoch gerechnet werden möchten, wehre wohl, wann darinnen einige Statuten oder Gesetze, so dierfalls ein Genanntes ordneten, gemacht würden.“¹²⁾

Aber es will uns scheinen, daß diese Schäden auf dem angedeuteten Wege leichter, oder im Verstrebe von selbst wol allmählig ihre Heilung gefunden haben würden, als daß sie es gewesen seien, die da vermochten, eine Beschränkung der Haftung des Ausföhrers des Wechsels einzuführen, die uns, und doch auch einzelnen Schriftstellern von damals schon¹³⁾, gegen das Princip der Gerechtigkeit zu verstoßen scheint, sich in Hinblick auf eine Controverse des Transanten als wahrhaft gefährlich für einen reellen Wechselverkehr darstellt. — Wankerschel hat man wol zur Rechtfertigung derselben angeführt. Savary gibt als Motiv der diesfälligen Bestimmung in der Ordonnanz von 1673 an, es würde sich, bestände diese Beschränkung nicht, kein Geschäftsmann bereit finden, eine Tratte zahlbar an Ordr auszugeben. Ohne jene könnte ja ein gewinnjüchtiger Remittent sich einfallen lassen, den Wechsel durch die Hände seiner Geschäftsfreunde mittels fingirter Giri laufen zu lassen, um mit ihrer Hilfe dann, unter Abgabe billiger Provision für die Bemühung der Geschäftsfreunde, ebenso viele Rückwechsel dem Transanten abzugeben; dergleichen sei vorzuziehen und habe die Bestimmung der Ordonnanz veranlaßt. Allein mer soll das im Ernste glauben: daß der Gesetzgeber auf laichfünige Transanten, oder mehr noch auf unter Voraussetzung solchen Leichtsinns

Schwindel treibende Remittenten die Normen des Wechselrechts eingerichtet habe; besser würde er doch dem Transanten selbst überlassen haben, sich gegen derartige Mißhandlung zu schützen, durch Vorrecht im Transiren: bei richtigem Eingange seiner Tratte würden ja der Herr Remittent seine Provisionen und Porti weggenommen haben. Savary glaubt vielleicht selbst im Ernste nicht an die Stichhaltigkeit dieses Grundes. Er führt noch daneben an, die Negocirung über andere Plätze habe außer der Intention des contrahirenden Transanten und Remittenten gelegen; hätte letzterer intentirt, eine Remesse zu machen nach einem andern Orte als dem Zahlungsplatze, so würde er sich ein auf dort gezogenes Papier gekauft haben¹⁴⁾. Letzteres ist auch das Hauptargument von Du Puits¹⁵⁾. Denn was er sonst von Rechtsgründen beifügt, erscheint wol nicht von Bedeutung. Geht er von dem allgemeinen Principe des Schadenersatzes aus, daß die Billigkeit verlange, den Weg der Regreßnahme gegen den Transanten einzuschlagen, der sich diesen mit dem wenigsten Verluste verbunden sei: so ist zu erwidern, daß die Indossabilität des Papiers es ist, welche gestattet, lediglich in Rücklicht auf den Credit des Indossanten oder eines andern Wechselverpflichteten das Papier zu kaufen, und Regreßant dann Nichts doch als sein Recht über, wenn er an diesen Verpflichteten, falls das Papier Noth leidet, sich stellt. Freilich scheint uns wiederum letztere Folgerung aus der Indossabilität das Argument, trotz der Ordreclausel habe die Negocirung des Wechsels über andere Plätze außer der Abicht der Interessenten gelegen, umzusetzen. — Ein späterer französischer Schriftsteller¹⁶⁾ gibt als Grund an, der erste Nehmer des Wechsels könne keine schwerere Verpflichtung gegen den Transanten begründen, als er selbst erwerben habe. Allein es kaufte sich Remittent doch eben und bezahlte seinem Transanten nicht bloß die Wechselsumme am Zahlungsorte, sondern ein indossabiles Papier; folgem würde aus jenem Argument, daß der Transant seine Einreden aus der Person des Remittenten auch gegen den Irreßfator brauchen könne. — Nein, klar und unerrätlich sagt eine teutsche Wechselordnung, der volle Rückwechsel, er sei vom Transanten nur bei von ihm besonders erhaltener Erlaubniß, den Wechsel durch verschiedene Plätze laufen zu lassen, gut zu thun¹⁷⁾.

Dürfen wir etwas zur Erklärung dieser eigenthümlichen Beschränkung der regreßmäßigen Haftung des Transanten hier zu sagen wagen: am leichtesten rechtfertigt sie sich doch wol durch die Annahme, trotz der Indossabilität, beziehentlich also trotz der Ordreclausel habe sich die Abicht der Contrahenten doch nur auf den Vortheil einer Negocirung am Platze der Wechselanstellung beschränkt. Nur darauf kommt es an, für diese beschränkte Abicht — welche die trotz ihrer über andere Plätze geschlossenen Negocirungen dem Transanten gegenüber im Wesentlichen so aufzufassen nöthigt, als seien

11) Vergl. Savary, *Parl. négoc.* lib. VI. chap. XI. p. 205 zu dem oben Note 5 citirten Art. 5. tit. 6: „S'ivant la disposition de cet Article les rechanges seront dds par les tireurs et donneurs d'ordre, chacun en droit etc.“ *Du Puits* a. a. D. n. 9. Andere Auffassung bei *Artschütz* a. a. D. I. Bd. S. 123. Siehe aber (Siehe) in der U. D. Wechselordnung mit Einleitung und Erläuterungen bei Brodhuis. 1848. S. 166 ff. 12) Sperander a. a. D. S. 8. 13) Sperander S. 37. Unter der Marginalie: „Protestirte Wechselbriefe bringen großen Verlust.“ Als freilich erscheint es nach ihm, ob der Ausföhrer eines Wechsels (der übrigens von Frankreich aus im gebrauchten Beispiele trafirte) den mehrfachen Rückwechsel tragen müßte, wenn der Wechsel über diverse Plätze verhandelt und über sie die Rückwechsel gezogen fön. — Sperander meint (ohne dabei mehr zu untersuchen), er müßte alle tragen. — Brand verurtheilt sich auf Sperander (lib. I. tit. 7. §. 16. Note a), aber was er daneben sagt über die Bedeutung der Ordreclausel (Note b) scheint dunkel.

14) *Parl. négoc.* a. a. D. p. 204. 15) a. a. D. n. 16—20 und oben S. 44. 16) Siehe bei Siebe a. a. D. S. 108. 17) Die Braunschwiegere von 1715. Art. 37. Königl. S. 202.

sie auf eben jenem Plage geschehen — ein gemeingültigeres Motiv nachzuweisen. Wie war es denn nun an Plagen, wo eine Ueberweisung der auf bestimmten andern Ort abzugebenden Wechselnoten im Ganzen war, aber bisher in einer Form, welche so oft diese Ueberweisung sich auch wiederholte, sie doch nur immer als Größak am Plage vorkommen ließ? Wir erinnern an jene Ueberweisungen im amsterdamer Geschäfte auf Frankfurt (S. 38 fg.), an jene Walli, von denen uns Raphael de Lauri berichtet. Wenn hier neben den Wechsel mit mehreren Valuten, neben den mit den Walli, oder alsbald an beider Stelle der indosafale Wechsel trat, nur eben als eine bequemere Form für dieselben Ueberweisungen? — Dann möchte immerhin wol der Gedanke einer direct vom künftigen Nehmer gegenüber vom Transfanten contrahirten Verpflichtung zur Ausbildung gelangen können, und doch die Negoriorum des Wechsels über andere Plätze mit auf sich zu nehmen, als außer dessen Absicht gelegen erscheinen: so finden wir in der That jene behandelt, soweit die Ortsdifferenz dabei in Frage kam, als ein den Transfanten, sofern er nicht ausdrücklich sie gestattet hatte, unberührt lassendes Geschäft. — Daß man, nachdem einmal diese beschränkte Haftung des Transfanten sich eingebürgert hatte, nachdem längst vielleicht der Wechsel mit mehreren Valuten oder mit den Walli außer Übung gekommen war, dennoch es bei jener bewenden ließ, das mag wol aus praktischen Gründen, daß man da und dort vielleicht sich ihr angeschlossen, wo man Plaggeschäfte, wie die eben erwähnten, gar nicht kannte, aus der Continuität der Intressen der Handelswelt sich erklären lassen. — Das Ignoriren der Ortsdifferenz dem Transfanten gegenüber mochte minder anständig einer Zeit erscheinen, der näher, als unserer als Inhalt des Indossaments die Garantieleistung sich aufdrängte. Daß auch in letzterem unsere heutige Anschauung eine andere ist, als die der Vorzeit, dessen können wir uns deutlich bewußt werden, wenn wir der Schriftsteller uns erinnern (Anm. 45. S. 63), denen ein eigentliches Indossament ohne Deligo eine Unmöglichkeit, oder doch eine gar sehr Verwundern erregende Gestalt erschien“).

Einem nicht in dem Maße und mit der Bestimmtheit, wie bei dem Regresse Mangels Zahlung, finden wir rücksichtlich der Regressnahme Mangels Accepts den Indossanten dem Transfanten in den Wechselordnungen gleichgestellt. Pöoosen Cap. 13. §. 7 und 10 handelt allerdings schon von der Verpflichtung auch des ersteren, gleich dem letzteren Mangels Accepts Caution zu stellen. Auch einige ältere Wechselordnungen — welche sonst wol auch Reminiscenzen an Pöoosen zeigen,

19) Ein Wal ohne Haftung des Waalgebers wäre allerdings ein Widerspruch. Das Giro dient zur Legitimation, es kann nur den Austritt aus dem Gläubigerrechte zu Gunsten des Indossatar bekunden, ohne den Giranten in die Wechselgarantie einzutreten zu lassen u. s., weil ihm Befreiung von letzterer zugesandt worden und er daher, ohne Oblige, tritt. Von den Wechselordnungen erkennen letztere Figur bereits an die kurzgeleit. Art. 38 und Frankfurter von 1739. Bimrmerl 2. Bd. Abth. 2. S. 175. Abth. 1. S. 13.

Anm. 44. S. 90 — sprechen dieselbe aus“). Anders Orts schwankt man dagegen sichtlich“). Wo das Accept definitiv abgeschlagen worden, nicht der Protest Mangels Accepts allein, sondern mit ihm der Wechsel zurückgekommen ist und deshalb schon oder wegen Involens der Acceptanten wirklichen Rembours zu fordern dem Inhaber zuleist, da ist bestimmt genug die Ausdrucksweise mehrer Wechselordnungen, Indossanten und Transfanten gleichgestellt zu erachten: Gleiches aber läßt sich nicht sagen, wo Mangels Accepts nur erst Caution zu fordern steht, weil Zahlung des Wechsels noch zu gewärtigen ist“). — Allerdings wächst die Zahl der Wechselordnungen, welche auch eine Cautionspflicht Mangels Accepts den Indossanten auferlegen“); aber daneben finden sich immer noch andere, in welchen dieselbe nicht zur Anerkennung gelangt ist, vielmehr nur dem Transfanten obliegt“).

Als oben gelegentlich der Besprechung der Pragmatica Neapolitana von 1607 wir die dasselbst ausgesprochene Haftung der Giranten zu erklären suchten, schien eine Erklärung derselben uns möglich (S. 24), welche, die Analogie einer Tratte auf fremde Rechnung zu Hilfe nehmend, an die Ehrenintroduction zu Gunsten des Transfanten erinnerte. — Nirgend finden wir die Statthaltigkeit dieser Intervention zu Gunsten des Indossanten gelegentlich, als es will uns scheinen, als ob in einzelnen Wechselordnungen gesichtlich zuerst bei ihr der Haftung der Giranten gedacht werde“). — Aber mehr eben läßt sich nicht sagen. — Der Regress des Inhabers des protestirten Wechsels ist natürlich ein anderer, als der desjenigen, der als Ehrenintercomit

19) B. B. die Wechselburger von 1763 Art. 14. Kurbamburger von 1709 Art. 16. Königl. S. 227 u. 188. 20) Ganz klar spricht die Verpflichtung zur Cautionseinstellung aus die Augsburger Wechselordnung von 1707 Art. VIII. 1a. Winder Har die von 1716 Cap. VI. §. 1 u. §. 5. — Dazu ferner Erklärung und Vernehmung der Wechselordnung de a. 1716 vom 9. Dec. 1721 R. 7. Bimrmerl 1. Bd. Abth. 1. S. 140, 148, 154. Du Puits chap. VII: „De l'effet qui peut produire le Protêt sans d'acceptation,“ spricht nur von einer Caution, die der Transf. zu stellen hat, ebenso Savary a. a. D. chap. VI. p. 124. Beral. jedoch bei letztem chap. XI. p. 204, bei ersterem chap. VIII. a. 11. p. 26 — ingleichen aber auch bei Savary Parere XVI. Frage IV: Si un protêt sans d'acceptation d'une lettre de change est suffisant au non, pour retourner en recours de garantie sur les Endosseurs et donneurs d'aval. 21) Beral. 1. B. B. Wechselur Wechselordnung von 1716 §. 25 mit Hamburger von 1711 Art. 29 u. 30 — und in ersterer §. 21 mit Art. 21 der Schlesischen Wechselordnung. Bimrmerl 1. Bd. Abth. 2. S. 201, 219. 2. Bd. Abth. 1. S. 107. 22) Beral. 1. B. B. Wiener Wechselordnung von 1717 Art. 21. Frankfurter von 1739 Art. 27. Bimrmerl 2. Bd. Abth. 2. S. 108. Abth. 1. S. 14. 23) So die Leipziger Wechselordnung §. XXI, die Danziger Art. 8, die Braunschweiger von 1715 Art. 14, die Sevrerische §. 10. — Gleich bei Teitelschke a. a. D. S. 307. 24) Beral. 1. B. Preussische Wechselrecht Art. 9. Jct. Art. 4 und 5. Danziger Wechselordnung Art. 11. Jct. Art. 1. Königl. S. 208, 401. — v. Gönner a. a. D. §. 3. 4. führt für die wesentliche Haftung des Indossanten an, daß der, welcher zu seinem Ehren intercomit habe, Wechselrecht gegen ihn habe. Auch Ertz de l'icr. camb. accept. Cap. IV. §. 25 führt bereits von dem, der „cambium in honorem Transscriptoris vel Endossantis acceptat.“

eingetreten ist“). — Will man die einzelnen Wechselordnungen in ihren Bestimmungen über die Intervention messen von dem Gesichtspunkte aus, in wiefern dem, was ihr ihre besondere Bahn anweist, dem auf Abklärung der Regreßnahme gerichteten Zwede, Rechnung getragen worden sei, so eröffnet sich in der That für das Giro ein interessantes Feld der Betrachtung. Je mehr wir in den Geist des Wechsels selbst dessen Wirksamkeit versetzen, desto mehr wird das privilegierte Institut der Wechselintervention als zu dem gemeinsamen Dienste der Regreßpflichtigen berufen erscheinen; desto lauter wird der Vorzug des für den früheren Regreßpflichtigen Intervenienden sich geltend machen, als *essentially* nur immer — für den Fall, daß es wirklich zur Regreßnahme Mangels Zahlung kommt — das Ehrenaccept ertheilt erscheinen. Kösen wir dagegen das einzelne Indossament los aus seinem Zusammenhange: so nicht nur es außer ihm stehend betrachten, desto weniger können wir erwarten das, was wir so eben als Beruf der Intervention bezeichnet, erfüllt zu sehen; desto mehr wird die Neigung vorhanden sein, rücksichtslos seine Folge, seinen Dienst, seine Last dem Donoraten zuzurechnen. Nach jenem Maßstabe gemessen lassen nun allerdings die meisten älteren Wechselordnungen viel zu wünschen übrig. Aber das demgegen Bild, welches ein Blick auf ihre Bestimmungen liefert, kann nicht befremden, wenn wir des über den Rückwechsel so eben Gesagten zu erinnern. Bei jeder foderter Stellung des Indossamentes zum Wechsel, da wol am ersten mochte es möglich werden, die Intervention in einer Weise aufzufassen, wie in einer Reihe von Wechselordnungen der allerdings ganz allgemein aufgestellte Grundsatz, daß der Interveniend, der einmal acceptirt habe, nie mehr zurückzutreten brauche, es befand“). Solchem Ge-

denken zunächst verwandt war es dann wol, dem Donoraten mit seinem Regreßanspruch auf den Donoraten zu beschränken. — Doch hier beginnt das Fortschreiten: auch an den Transsanten sich zu halten wird ihm gestattet; in einer andern Wechselordnung an die Vorkommen überhaupt, wenn er es sich vorbehalten und dem Proteste hat einverleiben lassen und Honorat fällt worden ist; in einer etwas späteren, in letzterem Falle auch ohne ausdrücklichen Vorbehalt“). In andern Wechselordnungen ist Nichts von solcher Beschränkung enthalten (vergl. z. B. Ann. 25). — Auch hier spielen historische Reminiscenzen mit. Je mehr uns der Verfasser wandernd von Platz zu Platz den Wechsel zeigt, und die, wenn er unter Protest geht, weitläufige und kostspielige Regreßnahme von Platz zu Platz abzukürzen und recht eigentlich der Beruf der Intervention erscheint, desto weniger vermag unsern Verstand eine Ansicht zu finden, welche bei dem, der ohne Beschränkung intervenirt, d. h. ohne Nennung des Honoraten, die Absicht voraussetzt, damit den Regreß auf alle Wechselverpflichtete sich verzugbahnen“). (nach Treitschke so heutzutage noch Usance in Vicoano“). Raphael de Turri ist's, auf den man Bezug nimmt. — Der Protest werde ja erhoben, sagt letzterer (disp. II. qu. 13. n. 37) nicht nur gegen den Geber des Briefes, sondern auch mit „contra alios quoscunque, ad quos spectat quovis modo Cambium“: wohl begründet sei auch diese Praxis nach Cap. 35 der Befangenener Wechselordnung. — Nun wenn letzteres, welches sind, fragen wir, die Interessenten, gegen die der Protest, außer gegen den Geber des Briefes, den Regreß vorbehält. Die, finden wir, sind es, auf deren Rechnung trassirt worden, genannt im Wechsel oder Advisebriefe: von ihnen redet Raphael de Turri, und demnach: „et resti ritenuto l'obbligo di quello o quelli, che haveranno fatto le tratte o sia sottoscritto le lettere di cambio pagate sopra protesto“). Sind sie aber diese

annehmer geschult und empfangen hätte. Da hätten wir denn nun einen Regreß auf die Indossanten D. C. B. eingeleitet, die, wenn die Forderung nicht durch Intervention abgert werden würde, aus dem Verkehr ausgeschieden wären. Aber die Auslieferung außer Verbindlichkeit gekommen wären. Ich frage, wie kommen diese dazu“). — Andere Wechselordnungen dagegen befehlen sich schon früh zum richtigen Princip, daß Ehrenacceptant gegen Erfolg von Treuhand und Treuhand zurücktreten muß, wenn Transsant nach zahlen will. So das Preussische Wechselrecht von 1864 an Art. 9, die Donziger Art. 12, die Wagaburger von 1716, Cap. VII. §. 1. Königlich S. 208. 402. 559. — Rürnberg von 1722 Cap. 4. §. 10, Frankfurt Art. 13. Zimmerl 2. Bd. Abth. 2. S. 78. Abth. 1. S. 12.

27) Vergl. hier Wiener Wechselordnung von 1717 Art. 27, die Braunschweiger Wechselordnung von 1715 Art. 17, Leipziger §. XVII, Bremer Art. 25, die Breslauer Wechselordnung von 1715 §. 9, Schlesiener Art. 9. 28) Treitschke a. a. D. I. 589. 29) a. a. D. §. 554 fg. 30) Franc in der mehr obigen Dissertation §. 39. Note 1 überlegt: „Integra daret obligatio ejus commore, qui fecerit tractas, aut literas supra protestum solutis subseripsit.“ und bemerkt dazu: „Quo ipso intelligitur subseripsit quos literas secundum aut tercio subseribere in omnibus placet solvere testatur Constitutio Pil. V. ad Bononienses §. Et per che“). (S. 5). Nun nur an Bürgen dachte die Befangenener Wechselordnung wol nicht: aber wenn nicht, so doch an ein Pfandgeschäft.

25) Ebend. in bestimmlicher Weise die Ordnung von 1673 tit. 5. art. 3 sich bezieht, vom Ehrenaccepter zu bestimmen: „au moyen du payement il demeure subrogé en tous les droits du porteur de la lettre, quoiqu'il n'en ait point de transport, subrogation au ordre.“). Königlich Hamburger Wechselordnung von 1711 Art. 1. Königlich S. 34. Eben zu Paris (vgl. chap. 9. a. a. D. p. 31, das konnte nicht immer der Fall sein, daß der Substanz in alle Rechte des Inhabers trat: dann ist's nicht der Fall, wenn der Interveniend zu Ehren eines Anters als des letzten Indossanten interveniren wollte, ebenso die Hamburger Praxis (Pöhl a. a. D. §. 269. S. 287 fg.). 26) So die bei Treitschke a. a. D. I. S. 568 angeführte Leipziger, Bremer, Breslauer, Schlesiener und Zercher Wechselordnung. — Ebenso die Wiener Wechselordnung von 1717 Art. 28, Zimmerl 2. Bd. Abth. 2. S. 110, ingleichen die Braunschweiger von 1680 Art. 29 und wol auch noch die von 1715 Art. 17, Königlich S. 267 u. 291 („in welchem Falle dem tercio, der Macht zu zahlen vor demjenigen, auf welchen der Brief lautet, billig zu lassen“). — Treffend bemerkt zu diesen Wechselordnungen Einert a. a. D. S. 366: „Wäre es, daß diese Forderung das bequemste Mittel wäre, den Ehrenacceptanten und seinen Donoraten zu ihren Auslagen zu versetzen. Aber wir müssen auf den Wunsch sehen, den solchen Berufenen auf die Gesamtheit der Interessenten auszufr. Wir müßten annehmen, der Wechsel sei durch die Indossamente B. C. D. E. F. gegangen, und der Ehrenacceptant hätte zu Ehren des E. acceptirt. Im Wohlthate wäre der Bezogene X. in der Bereitschaft der Einlösung gewesen, allein er hätte dazu nicht gelangen können, weil der Inhaber das Geld beim Ehren-

Uvalgeber, die, welche den Wechsel von Platz girirt haben, bei denen der Regreß von Platz zu Platz zurückläuft? —

Blicken wir nun von der Frage aus, wohin sie deutet jene im Schwünge der Circulation die Sicherheit der Einlösung steigende Haftung des Giranten — dieses Kleinod des Wechsels — nochmals rückwärts. Wir schauen im Edigen die Werke des indossablen Wechsel durchwühlenden Geistes: jenes Acept unmittelbar aus dem künftigen Nehmer theilt, einen Gebrauch der Duplicate, welcher der Negorierung im zeitig eingeholten Acepte ihren Stützpunkt zu suchen verstafft, und doch daneben alle Freiheit der Bewegung ihrer wahrte, jene eigenbümlich leichte Legitimation in der an den Traffanten gerichteten, ihn und die Wechselgaranten dem neuen Nehmer überweisenden Schrift, der schlichten Form des Giro, und manches andere daneben, von gleichem Geiste getragen, was dem Gessionsgedanken so fremd zu sein scheint, wie dem alten Wechsel mit den Avalli. Allein fragen wir nach dem höheren Gedanken, der alle jene Werke schaffen ließ, nach den Formen, in denen die Idee einer Circulation der Wechselavalla, die letzterer erst ihren rechten Werth zu verleihen scheint, sich zu verwirklichen begonnen, der Richtung, in der sie dem indossablen Wechsel vorgeschaffen hatte. Es fällt von selbst unser Auge auf jene zu der Zeit, wo der einmal ausgegebene Wechsel noch der Circulationsfähigkeit widerstrebt, an den zur Traffierung Verpflichteten sich richtenden, ihn unmittelbarer, als eine Gession es vermag, dem Wechselnehmer gegenüberstellenden und ganz anders als einen Gebanten, den Uebertragenden in Haftung haltenden, Geschäfte — deren innere Verwandtschaft mit dem Giro des indossablen Wechsels uns oben beschäftigte. War letzterer nur vollendete Verwirklichung der Idee, die sie ins Leben gerufen hatte, dann mußte seine allgemeine Anerkennung ihr Untergang werden. Und so sehen wir denn jene Wechsel von Terze Person oder mit mehrern Valuten, wie den mit den Avalli, verschwinden: der Name selbst, den vom Avall das Giro erachtete hatte, verklängt. — Aber bei alledem nicht wie ein Untergehen des alten Ueberweisungsgebanten will dies und erscheinen: sondern nur ein Fortleben desselben in dem indossablen, d. h. im Geiste dieser Ueberweisbarkeit geschaffenen und von seinen Garanten getragenen Wechsel, ein Fortleben, sowohl rückfichtlich des Charakters jener Uebertragung selbst, wie rückfichtlich der Garantieleistung des Uebertragenden, ihrer Begleiterin. Indem der Wechsel vermöge ersterer einer Waare gleich vom Girator zu Girator wandert, ist's der Gedanke seiner Befähigung, des Berufs zu solcher Circulation, welcher unmittelbar für die Sicherheit des Nehmers nachgehend eintritt: die Erinnerung des Wechsels mit den Avalli, so hilfreich da und dort auch vielleicht als die charakteristischen Züge des indossablen Wechsels sich befechtigen, ist vor jenem verweilt, wie das Blatt, das die Knospe deckte, welkt und abfällt, nachdem sich die Blüthe erschlossen hat. Wo mehr ihrer bedürfen würde, war irgend zweifeln möglich: rückfichtlich der Haftung des Giranten, da spricht

die Geseßgebung; die Normen der alten Avalli sie find es, die wiederklängen, oder deutlicher noch spricht sie aus, daß der Indossant, wie ein Ausfüller des Wechsels, rückfichtlich seiner Haftung dem Nehmer gegenüber zu betrachten. — Trend und widersprechend erscheint das innerste Wesen des Indossaments dem Gedanken der Gession.

Das Obige erspart uns, auszuführen, wie eine Theorie, welche in letzterer das Wesen des Indossaments sucht, sich gestalten muß, wenn sie schon die solidare Haftung des Indossanten — und nicht, um schroff den Gegensatz auszudrücken, ein Indossament ohne Obligo — als ein contra rationem juris receptum zu betrachten hat, und natürlich dann ihres Berufs nicht finden kann, weiter zu gehen im Abnormen, je corroboranter zumal es ihr sich darstellt. Es will uns aber nach dem, was wir darzustellen Gelegenheit hatten, nicht ohne Gefahr erscheinen, wenn die Lehre die besondern, weit von aller Gessionstheorie sich entfernenden Normen des Giro, wenn auch durch ein noch zugeständenes Bedürfnis des Verkehrs gefordert, principieel doch als contra rationem bestehend hinnehmen muß. Dem gegenüber nicht unnütz wol ein geschichtlicher Rückblick: welcher den indossablen Wechsel für Ueberweisungen, die ihrem Wesen nach nicht Gessionen waren, hingebend uns zeigt: welcher im Giranten die analoge Gestalt des alten Uvalgeber wiedererkennen läßt, daßbar für richtigen Eingang des Wechsels, nicht weniger, als ob er denselben unterzeichnet hätte — wenn anders nicht mitten im Fortschritte der Ausbildung des Wechselvorsprechens zur circulirenden Waare, mit Eintritt des indossablen Wechsels ein unerklärlicher Rückschritt rückfichtlich der Sicherheit des Nehmers geschehen sein soll: ein Rückblick, welcher ein ökonomisch verwandtes Prototyp aufweist, aus dem, wenn anders sein Geist mächtig wurde im indossablen Wechsel, als dessen ersten Gedanken erscheinen läßt das unmittelbare Recht des Girator aus dem Wechsel, gegen Aceptanten sowohl wie Garanten, wie immer auch sich das Weitere gestaltet.

Noch hätten wir hier über die Form des Giro, die Unterscheidungszeichen von Procuraindossament nach den Wechselordnungen, und von diesem letzteren überhaupt, demnachst über einige verwandte Punkte, das Theilindossament, die theoretisch interessante, in der Literatur zum Theil selbsthaft besprochene Frage des Indossaments an bereits im Wechselkreis lebende Personen Einiges beizufügen³¹⁾. Allein es scheint hier uns passender, dasselbe, ebenso wie das Geschichtliche vom Indossament des eigenen Wechsels, unserm folgenden Abschnitte anzuschließen; f. diesen Abschnitt in den Nachträgen des Buchstaben G.

(Dr. Götz.)

31) Franz (Lib. II. Sect. 4. tit. 2. §. 14) rechnet u. A. den Fall, wo ein (Wahlgeld Zahlung noch nicht protestirter) Wechsel gerüßteht durch Indossament an den Traffanten oder einen Procuraindossanten, in die Kategorie von Fällen, wo nur „spes debendi et credendi simul concurrunt“ (vergl. oben bei Ann. 96. §. 129) und bei weiterem Indossament die Zwischenmänner daher bestbar bleiben: er bezieht sich diesfalls gerath nicht unpassend — auf Pöörson's Darstellung des Wechsels mit mehrern Valuten (§. 39).

19 Jahre alt. Dem vierten, Felix, leuchtete als Krieger ein glücklicheres Glück. Den 5. Sept. 1789 geboren, machte er vom Jahre 1805 an alle Feldzüge des Kaisers in Teutschland, Spanien, Rußland und Frankreich mit, diente unter dem neuen Regime auch in Algier und avancierte bis zum General, erlangte auch durch die Wahl des Departements de l'Ain die Mitgliedschaft der Deputiertenkammer. (J. E. Volbeding.)

GIROD-CHANTRANS (Justin), Naturforscher, geb. zu Besançon den 20. Sept. 1750. Seine von Kindheit an in ihm sich ausprägende Neigung zu mathematischen Studien fand in der Militärschule zu Chalons, in die er nach seiner vorläufigen Schulbildung eintrat, reiche Nahrung, und als einer ihrer besten Schüler trat er aus ihr mit Lieutenantcharakter in das Geniecorps ein. Auch bei schwächlicher Körperbeschaffenheit trieb ihn das Verlangen, den Umfang seiner Kenntnisse zu erweitern, zur Theilnahme an der Expedition, die damals von Frankreich nach den Antillen ausgerückt ward. Unglücklicher Weise fiel seine Ankunft auf St. Domingo mit dem Abfalle des Admirals Grassie im J. 1782 zusammen, was ihm bei seinen legalen Gesinnungen Verlegenheiten bereitete und ihm eine ungeschickte Ruhe zubrachte. Er benutzte sie vornehmlich zu naturwissenschaftlichen, namentlich botanischen, Studien. Erst nach zwei Jahren fand er Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren, wo er als Commandant des festen Schlosses Joux bei Besançon wieder in den Dienst trat und Nisse fand, seine naturwissenschaftlichen Papiere und Sammlungen zu ordnen. Hier erneuerte er seine Bekanntschaft mit dem berühmten Mathematiker Lacroix, der damals als Lehrer an der Artillerieschule in Besançon stand; sie entsfaltete sich zur lebenslänglichen innigsten Vertraulichkeit, die auf seine Studien fortgehenden Einfluß erhielt. In Folge der politischen Ereignisse erhielt Chantrans im J. 1792 die Entlassung von seinen Posten und durfte auch nicht einmal in seinem älterlichen Hause zu Besançon bleiben, weil in Folge eines Decrets der machthabenden Gewalt Officiere in festen Plätzen nicht verweilen durften. Chantrans zog sich mit seinen Büchern und Sammlungen in die Stille eines Dorfschens zurück und lebte, unbekümmert um die Weltbühnen, einzig seinen mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien. In seine Einsamkeit hatte er Charles Nobier, damals fast ein Knabe noch, mitgenommen; sein Einfluß auf den späteren berühmten Akademiker war ein sehr entscheidender. Bereits im J. 1793 begann er im Verein mit Lacroix seine Untersuchungen über die Algen, die auf mikroskopischen Wegen zu den bekannten wichtigen Resultaten führten, die in der Geschichte der Wasserpflanzen so nachhaltig fortgewirkt haben. Zwar kam Chantrans durch Vaucher in Genuß von einem guten Theil seiner Entdeckungen. Da er insofern den Gang seiner Forschungen in den Berichten der philomatischen Gesellschaft des Departements Doubs stets veröffentlicht hatte, so bedurfte es, nach der Erscheinung von Vaucher's Histoire de conserves d'eau douce, nur einer einfachen Hinweisung auf seine der Zeit nach früheren Ent-

deckungen, um sein Verdienst von allen Unbefangenen anerkannt zu sehen, zu denen selbst Dr. Candolle gehörte, der eine neue Gattungspflanze ihm zu Ehren als Chantransia bezeichnete. Nach Wiederherstellung der Ordnung in Frankreich ward Chantrans als Mitglied des corps legislatif nach Paris berufen; neben seinen amtlichen Arbeiten setzte er hier zehn Jahre lang seine naturwissenschaftlichen Studien fort und kehrte dann nach Besançon zurück, wo er sich besonders durch die Stiftung der Société d'agriculture du département du Doubs um die Hebung des Ackerbaues und der Gewerbe namhafte und anerkannte Verdienste erworb. In dem hohen Alter von 91 Jahren, gekräftigt dazu von seiner Jugend an durch eine einfache, wahrhaft pythagoräische Lebensweise, starb er in seiner Vaterstadt am 1. April 1841. Als Schriftsteller war er besonders durch Abhandlungen in zahlreichen Zeitschriften bis in die Nähe seines Todes sehr fruchtbar. Unter seinen selbständigen Schriften, die in ihren verschiedenen Richtungen die Vielseitigkeit seiner Geisteseildung bezeugen, verdienen Erwähnung: Voyage d'un Suisse dans différentes colonies de l'Amérique. (Neuch. 1785. 8.) Essai sur la destination de l'homme. (1786. 8.) Pensées sur les quatre ages de la vie. (1790. 12.) Diese beiden, zu Vertriebs in der Schweiz gedruckten Schriften gehören jetzt zu den bibliographischen Seltenheiten. Recherches sur les conserves, bisques etc. (Par. 1802. 4., mit Kupfern.) Expériences faites sur les propriétés des lezards tant en chair qu'en liqueurs. (Besanç. 1805. 12.) Essai sur la géographie physique, le climat et l'histoire naturelle du département du Doubs. (Par. 1810. 8.) 2 Vol. *). (J. E. Volbeding.)

GIRODELLA ist der Name einer Diatomaceengattung, welche mit Hydrolinaum von Euf. identisch ist. Die Mitglieder dieser Gattung besitzen aus linealischen oder elliptischen, ein- oder mehrreihigen Individuen, welche sich innerhalb gallertartiger, einfacher oder öfter Fäden befinden. (Greville.)

GIRODET (Anne Louis), geb. 1767 zu Montargis, ward von seinem Vater, der Domainendirector des Herzogs von Orleans war, zum Militärlands bestimmt. Dagegen zeigte Girodet die lebhafteste Abneigung. Das Soldatenleben harmonisirte nicht mit seiner Liebe zur Kunst, besonders zur Malerei. Als Schüler Regnault's gab er entscheidende Proben seines Talents, so daß sein Vater dadurch und durch seine inländischen Witten sich bewegen ließ, ihn zu seiner weiten Ausbildung nach Rom zu schicken. Seit seinem 22. Jahre genoss er in Paris David's Unterricht, unter dessen Leitung sich sein Talent in eigenthümlicher und vielfältiger Weise ausbildete, daß er unendlich zu den berühmtesten Malern der neueren französischen Schule gerechnet werden konnte. Was in allen seinen Werken entschieden

*) Kurze Notizen über den Inhalt dieser Schriften in dem Artikel der Biogr. univ. (nov. 4846.) über Chantrans T. XVI. p. 385—387. Ein ausführlicheres Verzeichniß seiner Schriften bei Quérard, France littéraire. T. III. p. 378 seq.

hervorgetrat, war das Streben nach plastischer Vollendung. Seine Zeichnung war in hohem Grade correct, sein Colorit reich und glänzend, ohne an Einheit zu grenzen. Seine Genialität als Künstler thot der Sorgfalt, mit der er arbeitete, keinen Eintrag. Entschieden zeigte sich in seinen Gemälden die Vorliebe für die Lichteffekte, die jedoch aus dem Geiste und Charakter seiner Werke hervorgingen. Eine ungemein schöne Beleuchtung hatte er seinem Hippokratès gegeben, von welchem Wasser ein Kupferstich lieferte. Noch während seines Aufenthaltes in Italien lieferte er seinen Endymion, eine seiner schönsten Gemäde. Ein in idyllischen Charakter gab er einer Darstellung aus dem alten Testamente, der Erkennungsscene zwischen Joseph und seinen Brüdern. An seinem Ofson rühmte die Kunstkritik die Schönheit der Zeichnung, hielt jedoch die Ausführung für verfehlt. Allgemein bewundert wird seine Darstellung der Sündfluth, die an den Riesenzücht Buenarotti's erinnerte. Seine Aftala, noch einer bekannten Erzählung Chateaubriand's entworfen, wackte beim Betrachter unwillkürlich das Gefühl tiefer Rührung. Einen großartigen Charakter gab er dem Kaiser Napoleon, wie er die Schlüssel der Stadt Wien empfängt. Kraft und Weisheit waren in allen seinen Portraits vorherrschend. Noch kurz vor seinem Tode malte er in ganzer Figur die Herrführer der Revolte, Bonaparte und Cathelineau, jenen nach einem Miniaturgemälde, diesen nach den Zügen seines ihm sehr ähnlichen Sohnes. Für seine letzte künstlerische Darstellung boten ihm die Kreuzzüge den Stoff. In reinen sehr großen Gemäde stellte er den heiligen Ludwig in Aegypten dar. Er starb zu Paris am 9. Dec. 1824 im 57. Jahre. Noch in höherem Grade als das Ritterkreuz des St. Michaelordens, das er 1817 empfangen hatte, schmückten ihn die Tugenden der Bescheidenheit, der Strenge gegen sich und der Milde und Nachsicht gegen Andere. Mit seinem regen Kunstsinne vereinigte er Humanität und Wohlwollen. Er hatte sich dadurch viele Freunde erworben, die seinen frühen Tod innig betraueren. (Heinrich Döring.)

GIRON (Francesco Hernandez), Kriegermann. Aus dem Gefolge Pizarro's, der zu Peru's Eroberung ausgezogen war, arbeitete er sich zu dessen täglichem und unentbehrlichem Woffungsführer empor und gelangte durch ihn zu großem Reichthum und Einfluß. Im J. 1553 von der Regierung mit der Unterwerfung der Provinz Charlas beauftragt, täuschte er das in ihn gesetzte Vertrauen und wiegelte die Truppen zu Cuzco gegen Spanien auf; er ließ den Gouverneur von Cuzco verhaften, bemächtigte sich der Zügel der Regierung und schlug die königlichen Truppen bei Guaquilara entscheidend. Doch konnte er sich gegen die von der Regierung ihm mit größerer Energie entgegengebrachten Streikströfe nicht behaupten, ward schon im nächsten Jahre bei Pizarro angegriffen und von seinen Truppen, ob es zu einer Entscheidung gekommen war, im Stiche gelassen. Er suchte sich in die Gebirge, ward ergriffen und nach kurzem Process auf dem Morstische zu Lima enthauptet — der letzte unter den Conquistadoren Peru's,

der die Fahne des Aufsturs gegen das Mutterland Spanien erhoben hatte. (J. E. Volbeding.)

GIRON (Don Pedro, Garcias de Loaysa), gelehrter Geistlicher. Geboren zu Tolovers in Spanien im J. 1542, studierte er zu Alfala und erhielt dann von seinem Onkel, dem Bischofe Lopez de Garsojal zu Toledo, die geistliche Weiche und eine Pfründe an der Kathedrale. Er galt für einen ausgezeichneten Kenner der classischen und biblischen Sprachen und stand wegen der Sanftmuth seines Charakters und der Unerschöpflichkeit seines Wankels in höchster Achtung. König Philipp II. berief ihn im J. 1585 an seinen Hof, ernannte ihn zum Umojenier und vertraute ihm die Erziehung des Infanten Philipp (nachmals Philipp III.) an. Nachdem der Cardinal Albrecht von Oesterreich als Nachfolger de Garsojal's den Bischofsstich zu Toledo eingenommen hatte, ward Giron dessen Generolicoar. Schon 1598 bestieg er den Bischofsstich selbst, nachdem der von seinen geistlichen Gelübden losgesprochene Prinz Albrecht sich mit der Infantin Elisabeth vermählt hatte: Giron behielt aber seine Residenz zu Madrid. In dem zuletzt erwähnten Jahre starb Philipp II.; sein Nachfolger, von intriganten Böslingen gegen seinen alten Lehrer eingenommen, behandelte ihn mit merkwürdiger Kälte, und aus Gram darüber starb der ehrwürdige Bischof bereits im nächsten Jahre, kaum länger als sechs Monate im Besitze seiner hohen kirchlichen Würde. Nicht unbedeutend war die von ihm herausgegebene Sammlung der spanischen Concile. (Toledo 1594. Fol.) Sie ward aber ein Jahrhundert später von der von Jos. Sarni de Aguirre besorgten (Rom 1693—1694. 4 Voll. fol.) völlig in Schatten gestellt. (J. E. Volbeding.)

GIRONCOURT (Henri Antoine Regnard de), Finanzrath in Weß, geb. zu Nancy den 13. Juni 1718. Von Haus aus zum geistlichen Stande bestimmt und in Jesuitencollegien vor- und ausgebildet, hatte er bereits in einigen Professhäusern derselben, zu Nancy, Pont à Mousson und Kutun, als Lehrer fungirt, als er im J. 1741 durch die Veröffentlichung einer Ode auf die Geburt des Erzherzogs (nachmaligen Kaisers) Joseph ohne Vorwissen seiner Oberen Ungelegenheiten hatte, die ihn bestimmten, sich von der Gesellschaft Jesu, der er seine Grundsätze noch nicht gelöst hatte, loszumachen. Er wählte sich hierauf die Kaufbahn als Rechtspractician und arbeitete eine Zeit lang am Obergerichtshofe von Lothringen; dann ließ er sich in Epinal nieder und durch seinen Rechtsbeistand vertheidigte er die Bürgerchaft daselbst gegen vermeintliche Ansprüche des dortigen Nonnenklosters in Handelsangelegenheiten ebenso geschickt als sein, und die Mémoires, welche er in diesem Rechtshandel in den Jahren 1740—1750 im Druck ersphienen ließ, brachten ihm den Ruhm großer Gelehrsamkeit und guter Geschäftskennntnis ein, sodaß selbst die Nonnen ihm ihr Vertrauen schenken und er zum Geschäftsführer ihrer Anstalten, der Marquis von Spada, erwählt ward. Durch ihren Einfluß erhielt er eine ehrenvolle Anstellung in Weß, in dessen Nähe er auf seinem Landhose Baron-geville den 10. Jan. 1783 starb. Sein Hauptwerk ist:

Traité historique de l'état des trésoriers de France et généraux des finances. (Nancy 1776. 4. 2 Vol.)
 Saint Description des fêtes données à Mesdames de France, Adelaide et Victoire, dans la ville d'Epinal (Nancy 1761. 8.) enthält herzlich schlechte Verse, aber gute Nachrichten über Sitten und Gebräuche in den Vogesen. Eine ausführliche Geschichte von Lothringen, zu welcher er vieles Material gesammelt hatte, konnte er nicht vollenden; sie ist Manuscript geblieben. — Gironcourt (Alexis Leopold Regnard de), Sohn des Vorhergehenden, geb. zu Epinal im J. 1750, beim Ableben seines Vaters zu dessen Nachfolger im J. 1789 ernannt. Nach dem Eingehen des Finanzhofes daselbst ward er nach dem 18. Brumaire als Tribunalrichter in Köln angestellt. Hier machte ihn die Instruction des berühmten Processes gegen den Priester Schœffer, den Mörder seiner beiden Schwwestern, berühmt. In Folge der politischen Ereignisse von 1813 mußte er seine amtliche Stellung aufgeben; er zog sich nach Weß zurück, wo er sich mit Studien über lothringische Geschichte, für die er die Vorleser von seinem Vater gereth hatte, eifrig beschäftigte, ohne jedoch die Früchte derselben ins Publicum eintreten zu lassen. Außer seinem Interrogatoire préparatoire, acte d'accusation et biographie de l'ex-ceré Pierre Joseph Schœffer (Cologne 1804. 4.) werden seine Précis statistiques du département de la Meurthe, pour servir d'introduction au Dictionnaire topographique, historique et statistique du même département (Nancy 1802. 8.) als eine fleißige Arbeit geklagt.

(J. K. Volbeding.)

GIRONDE, ist der Name eines Flusses im südwestlichen Frankreich, der durch den Zusammenfluß der Garonne und Dordogne gebildet wird. Nach diesem Flusse wird das Departement der Gironde benannt, das größte von ganz Frankreich, ein Theil der ehemaligen Provinzen Guienne und des Bordelais; es liegt um die Mündung der Gironde in den atlantischen Ocean und zieht sich landeinwärts an der Dordogne und Garonne hin. Im Westen grenzt es an den Ocean, im Norden an das Departement Nieder-Garonne, im Osten an die Departements Dordogne und Lot-et-Garonne, im Süden an das Departement des Landes. Es hat einen Flächenraum von circa 200 □ Meilen mit etwa 600,000 Einwohnern. Das Land wird von Süden gegen Norden immer schmaler und spitzt sich in der Pointe de Grave zu. Der Osten des Landes ist eine überaus fruchtbare und vortreflich angebaute Hügellebene, der Westen dagegen bildet eine theils morastige, theils dürrer, mit Flugsand bedeckte Halbe, wo man oft meilenweit keine menschliche Wohnung findet, nur hier und da eine Schafherde, die auf dem wüsten Boden kümmerliche Nahrung sucht, erblüht, und selten auf einige Getreidefelder stößt. Dieser Halbinsel an der flachen Küste nimmt $\frac{1}{2}$ der Oberfläche des Departements ein. Hier und da findet man bewegliche Dünen, die man in der neuern Zeit zum Theil durch Versenkung mit Weiden und Gebüsch zum Festen gebracht hat, sowie auch mehrere Binnenseen (étangs), z. B. den Cayau, das Bassin

d'Achorea, welches durch zwei von der Insel Matot gebildete Straßen mit dem Meere zusammenhängt und die Insel selbst enthält, und in das sich die Eyre, das Hauptgewässer dieser Halben, ergießt, ferner den Canau, den Etang de Hourtin et Garons u. a. m. Der Hauptfluß des Departements ist die Garonne, welche von dem Einflusse der Dordogne an den Namen Gironde erhält und bei ihrer Mündung eine große Bai bildet; sie nimmt hier auf: rechts die Dordogne mit Dronne und Vézère, links den Giron und andere kleine Flüsse. Das Klima ist gemäßig und gesund. Die Naturproducte sind in den westlichen Theilen des Landes in Folge der eben erwähnten ungünstigen natürlichen Verhältnisse sehr dürftig. Man hat zwar Baumwolle und Oliven angepflanzt, aber die Stürme und die Winterkälte thun diesen Gewächsen so bedeutenden Schaden, daß an einen Anbau derselben im Großen nicht gedacht werden kann. In den Flußthälern und an den Abhängen der Hügel, welche das Land durchschneiden, gedeihen jene trefflichen und edeln Weine, die unter dem Namen der Bordeauxweine berühmt sind. Nirgends in ganz Frankreich hat Weinbau einen solchen Grad von Vollkommenheit erreicht und wird nirgends so rationell betrieben als hier. Die Weinberge liefern jährlich einen Ertrag von 50 Millionen Francs an Weich. Sämmtliche bessere Sorten wachsen an dem linken Garonneufer. Gegen 100,000 Hektaren Landes werden von dem Weinbau benutzt. Außerdem wird noch etwas Mais, Tabak, Hanf, Maulbeeren, Zerebinten gebaut, in den östlichen Theilen des Departements auch gutes Obst, in den dem Meere näher gelegenen Theilen Hafer und Gerste. Die Pferde, Rinder und Schafe sind von der schlechtesten Race; die Meeresküste ist dahingegen außerordentlich reich an den trefflichsten Fischen, die vorzüglich an der Mündung der Garonne in Erkaunen erregender Zahl und Mannichfaltigkeit vorhanden sind. Berühmt sind auch die großen Aulkenbänke mit sehr ergiebiger Ausbeute. Die Industrie ist bedeutend; man verfertigt Fayence, Wollen-, Baumwollen- und Seidenstoffe, Papier, Branntwein, Leder, Glas, Seife, chemische Producte u. s. w., besonders in Bordeaux und den andern Städten. Mit den Colonien und dem Auslande wird ein ausgebreiteter Handelsverkehr, namentlich mit Wein, unterhalten. Das ganze Departement ist in sechs Bezirke eingetheilt: Bordeaux, Lesparre, Blaye, Libourne, La Réole und Bazas, mit 48 Cantons und 543 Gemeinden. Die Hauptstadt ist Bordeaux (s. d. Art.). — Von diesem Departement haben die Girondi ihren Namen.

GIRONDI oder GERONDI (גירונים, גירונים),

h. d. aus Giroua (ehemals Gironda) in Spanien, findet

1) Siehe Buzig, Beischrift S. 146; vergl. גירונים bei Gedalja ben Jacobs f. 36 a ed. Ven. (43. b ed. Amst.) mit meiner Conjectur über גירונים in dem zweimal gedruckten Briefe des Hillel ben Samuel in meinem Catalogue libror. hebr. in Biblioth. Bodl. p. 1949 (vergl. גירון bei. 2. Blumenfeld Bd. II. [Wien 1857.] S. 239); vergl. גירונים am Ende des Ehen Bochan von Kolonimos (f. Colot. etc. p. 252) über den dort genannten Lebed 31at). Die Schreibart Gironi (unter welcher Schlag-

sich als Bezeichnung mehrerer jüdischer Gelehrter neben ihrem Namen, und ist wol auch bei einzelnen (wie auch sonst im Allgemeinen der Ortsname) zum Familiennamen geworden, worüber die Untersuchung im Einzelnen eine sehr schwierige ist. Derselben Ursprungs ist sicher der nach italienischer Orthographie (zur Bezeichnung des harten Lautes) so geschriebene Name Girondi, unter welchem Schlagworte (Bd. 42. S. 32) eine gelehrte Familie in Italien behandelt ist, welche zu nächst aus Frankreich stammt. Letzteres bestätigt der in der Provençe wahrscheinlich Anf. 15. Jahrh. vorkommende Salomo ben Reuben Girondi aus Marseille¹⁾. Ältere und bekanntere Gelehrte, bei welchen der Name Girondi vorkommt, sind z. B. (nach alphabetischer Ordnung):

1) Ahron Girondi, unbekannten Zeitalters, Verfasser einer kurzen Abhandlung (קצות קצרות) über die Regeln der Menstruation (הדין והחוק).

2) Esraim Vidal (oder Vidal d'Esraim) Girondi, Schüler des Rissim ben Reuben und Lehrer des Simon Duran²⁾.

3) Jakob ben Scheschet Girondi, ein für die Streitigkeiten des 13. Jahrh.) nicht unwichtiger und interessanter Schriftsteller, über dessen Schriften bisher nur höchst dürftige und fast durchaus unrichtige Nachrichten gegeben sind. Er schrieb jedenfalls in der ersten Hälfte des genannten Jahrhunderts, denn sein, nur handschriftlich³⁾ erhaltenes, Werk: ספר דברים משבח Debarim Nechochim, welches gegen die zu weit gehenden philosophischen Schüler des Naïmonides⁴⁾, insbesondere gegen das Werk Jikkawa ha-majim des Samuel Abn Eibben gerichtet ist⁵⁾, bezeichnet

wort die zu nennenden Zena und Rissim in der deutschen Uebersetzung von De Rossi's historischem Wörterbuche S. 113 gestellt sind) scheint in den hebräischen Quellen durchaus nicht begründet. Jung's Emendation der Worte זנא וריסם in Girona ist ungewisselhaft. f. Catal. p. 1420.

2) Bei Deutsch, Die handsch. hebr. Werke der Hebräist. zu Wien S. 133, findet sich in Bezug auf das Alter der Handschrift eine fast ungetreue Angabe (bei derselben jedoch in diesem Cataloge gar nicht selten). Die hebräische Unterschrift des Abschreibers besagt deutlich Sonntag 43. Sefira (28. Sijar) 156 (1396), was auch mit dem Kalender stimmt; dennoch liest man kurz vorher „geschrieben im J. 5130 (1470)“! 3) Angeführt von Mos. Negrin (f. Catal. p. 1424 op. 12), in der berl. Ausgabe (die ältere habe ich nicht zur Hand) ist 5130 Druckfehler. 4) Siehe Eusubius unter Simon b. Jomai und Rissim (die Verweisung auf letzteren steht in Benjacob's Anordnung 1, 16. n. 223); vgl. die Gilatze aus Tassaban (den ich nicht zur Hand habe) bei Carmoly, Hist. des médecins p. 113, aus dem hebr. b. Schenoch bei Euziatto in S. Polak's שו"ת p. 66. 5) Siehe den Artikel Jüdische Literatur p. 11 (ersten englischen Bearbeitung, v. d. J. Jewish Literature etc. London 1857.). 6) Oppenz. 379 Q. erwähnt von Wolfus, Bibl. hebr. 111. p. 533. n. 1125 (vergl. Ab. 1. S. 620 eine aus Subbatai entnommene schiefe Inhaltsangabe), vielleicht ist es dieselbe Handschrift, welche nach Jakob Wob's Brief an Ungar in Benedic sich befand? Mit ihr wenigstens keine andere Handschrift bekannt. 7) Nicht gegen die Kärzer, wie Wolf L. a. die allgemeine Bezeichnung Wob's auslegen will. 8) Jewish Liter. p. 114. Catal. p. 1964. 2491.

letzteres als kürzlich erschienen. Der Verfasser wendet vielen Scharfsinn an, um aus den Stellen, wo Samuel seine Ansichten mit der dieser Schule eigenthümlichen Vorsicht andeutet⁶⁾, die heterodoxen Consequenzen zu ziehen und dagegen zu protestiren⁷⁾. Das 31. und letzte Capitel⁸⁾ enthält eine der mystischen Richtung angehörende Erklärung des 1. Capitels der Genese von Josef ben Samuel, welche aus unserm Werke excerptirt aus besonders vorkommt⁹⁾, und ist namentlich dieses Capitel ohne Angabe des Werks, wie mit den Namen Jakob's, in Handschriften des 17. u. 18. Jahrh. zu finden, welches gegen alle Wahrscheinlichkeit dem noch zu nennenden Perez zugeschrieben wird¹⁰⁾.

Außerdem hat sich noch erhalten eine scharfe, jedoch mehr rhetorische als argumentative Epistel unseres Jakob gegen die heterodoxen Ansichten der Philosophen über den bedingten Werth der Ceremonialgesetze. Ich habe dieselbe A. 1854 in dem Supplemente zu einer Handschrift des Werks Meirat Enajim von Isak ben Samuel entdeckt und für die gelegentliche Herausgabe abgeschrieben¹¹⁾.

Jakob ben Scheschet ist selbst weniger Mystiker als orthodoxer Theolog; allein seine polemische Stellung zu den Philosophen genügt der bald auf ihn folgenden kabbalistischen Schule, um ihn als Gewährsmann aufzuführen¹²⁾.

4) Zena ben Abraham Girondi (starb zu Toledo Anfang des Jahres 1263)¹³⁾.

5) Moses ben Nachman, genannt Moses aus Girona oder Girondi; f. Nachmanides.

6) Rissim ben Reuben Girondi, f. im Buchstaben N.

7) Perez ben Isak Cohen Girondi aus Saragossa, Mitte des 14. Jahrh., Lehrer des Isak ben Scheschet, welchem man beilegt das in alten Handschriften anonyme kabbalistische Werk: ספר המדות

9) Vergl. unter dem Art. Josef Caspi 2. Sect. 31. Bd. S. 72. 10) Ich gebe hier nur den allgemeinen Eindruck eines künftigen Inhalts (in seiner Handschrift (im J. 1855), deren genaue Beschreibung und Beschreibung dem Cataloge der Pöblischen Handschriften vorbehalten ist. 11) Bl. 78 der Handschrift. 12) B. B. in der Handschrift Michael 192. 13) B. B. in der kabbalistischen Handschrift 3 (Zung, Catal. v. 8), jezt in Oxford, und in der Handschrift Opp. 998 Q. (s. auch bei Wolf III. p. 422, f. die Verichtigung im Catal. p. 2092). Mich. 615. Nichts Anderes scheint also die „Lettre kabbalistique“ in Paris (bei Carmoly, L'indesirable p. 280), wo etwas aus Josef ben Samuel's Commentar aufgenommen ist, was auf die noch zu erfindende Epistel nicht paßt. 14) Die Handschrift ist A. 1854 von der Leydener Universitätsbibliothek erworben und in meinem (bald beendigten) Cataloge der hebräischen Handschriften jener Bibliothek unter n. 93. S. 208 beschrieben. Vergl. Jewish Liter. p. 114. 15) Siehe die Ausführungen in den Werken זמרת מנחם, מנחם ופזמונים, bei Isak b. Samuel, Schenoch Abn Gion (Verf. פזמונים f. 51), dem sogenannten Recanati u. A. (vergl. Zung zu Benjamin S. 4); bei Hitz Trerot's im Schetommentar, wo einmal (Bod. 2. St. Bl.) שו"ת פזמונים ist (siehe Blatt Rem p. 30). 16) Siehe Catal. p. 1420. 1951; Jewish Literature p. 90.

Maurechet ha-Elohat, gedrukt mit Commentaren 4. Ferrara 1557—1558 (?), Mantua 1558⁴⁾.

8) Schefchet ben Isak Gironi und

9) Serachja ha-Levi ben Isak Gironi, f. im Buchstaben S. (M. Steinschneider.)

GIRONDISTEN. Die am 1. Oct. 1791 eröffnete zweite, unter dem Namen der geschehenden bekannte, Nationalversammlung Frankreichs war das Ergebniss des Zusammenwirkens dreier maßgebenden Factoren, von denen der eine immer unheilvoller als der andere war: die nach der Ueberspannung der vorhergehenden Jahre mit dem Abschlusse der Verfassung eingetretene Abspannung bewirkte, daß gerade der schaffende und beschickende Kern der Bevölkerung den Wahlen zur neuen Nationalversammlung nur wenige Theilnahme zuwendete, sodas der größere Theil derselben aus Minoritätswählern bestand, durch die sich die conservativer Mehrzahl der Gebildeten unglücklicher Weise der Theilnahme am Staatsleben bezog; der unglückliche Beschluß der constituirenden Versammlung, nach welchem keines ihrer Mitglieder zu der neuen Nationalversammlung wählbar war, schloß alle parlamentarisch erfahrenden Männer und alle bereits bekannten, also berechenbaren politischen Größen von der Wiederwahlung aus; die einzige politisch wirksame Macht, welche sich in den Wahlen geltend machen konnte, blieb also der Jacobinerclub mit seinen Verzweigungen im ganzen Lande. So kam es, daß der größere Theil der Wahlen meistens aus Unentschiedene, Unbedeutende und Unbekannte fiel, während der kleinere, in Folge des Einflusses der Jacobiner, desto entscheidendere Gegner des Königthums und der auf denselben beruhenden Verfassung lieferte. Letztere, die linke Seite der Versammlung einnehmend, bildeten, der geringen Zahl von recht Constitutionellen, aus der rechten Seite, den sogenannten Frühlants, und der großen Masse von Charakterlosen und Unentschiedenen gegenüber, zwar nur eine Minorität, waren aber durch ihre Thätigkeit und Kühnheit gleich von Anfang an die mächtigste und im Laufe der Session immer mehr an Einfluß zunehmende Partei in der Versammlung, die anfänglich noch zum Scheine die Verfassung gelten ließ, bald aber als unbedingte Bewegungspartei ihre über die Verfassung hinausstehenden Bestrebungen immer deutlicher entfaltete. Gleich von vorn herein machten sich auf dieser Seite der Versammlung, die wir im Allgemeinen die jacobinische nennen dürfen, da fast alle ihre Mitglieder dem Jacobinerclub angehörten, zwei Schattirungen geltend, eine beständig, rücksichtslos auf ihr Ziel losgehende, ja ihrer gewiszen Gesinnung sich rühmende, die nachmalige sogenannte Partei des Weges (so genannt von den höhern Eichen, die ihre Mitglieder im Saale der Versammlung einzunehmen pflegten), und eine feinere, die Formen der Bildung nicht verschmähende und höherer Ziele, sowie edlerer Gesinnung sich rühmende, die Partei der Gironde, die diese Bezeichnung von den Deputirten

des Girondedepartements erhielt, welche den Kern derselben bildeten.

Sehr gung und gäbe ist die Ansicht, die Girondisten gewissermaßen als die parlamentarische Blume der französischen Revolution darzustellen, als ideale Freiheitskrieger, die nur als Opfer ihrer Wägung und eines heidenmüthigen Widerstandes gegen die Gewaltthätigkeiten der wilden Revolutionspartei fielen. Nichts ist falscher als dies: die Girondisten unterschieden sich im Ganzen und Großen von der Gewaltpartei der Linken durchaus nicht principiell, beide hatten die Republik zum Ziele und die Revolution zum Wege zu diesem Ziele. Fast bei beiden derselbe Mangel an Rechtsinn und dieselbe Neigung zu Ummärglungen, die gleiche Knechtlichkeit in Wort und That und dieselbe Lust an Ränken, derselbe wirkliche und gemachte Fanatismus und der nämliche leidenschaftliche Ehrgeiz und Herrschsucht, die ähnliche hehle Freiheitsbeteuerl und dieselbe abstrakte politische Ideologie, dieselbe sittliche Ungebundenheit und die gleiche Brachtung der Religion. Nur in dem Grade und der Art, wie sich diese Eigenthümlichkeiten der beiden Parteien geltend machten, lag der Unterschied, und dieser war in letzter Instanz wieder in der Natur der Persönlichkeiten, die sich in jeder dieser Parteigruppen zusammensanden, begründet. Die Girondisten waren Männer von Talent und Bildung, während die Anarchisten durch rohe Energie, schlaues Volkserkennt und Sympathie für den Pöbel jene Eigenschaften zu ersetzen suchten; daher bei den Erstern die vorwaltende edelmüthige Kunst, der größere Sinn für Form im Leben wie im Werte, die Scheu vor dem Pöbelregimente und das Ungeschick, sich seiner zu bedienen; bei diesen dagegen der roheste Eynismus in Wort und That, die Kunst, den Pöbel ebenso zu kenzugen, wie sich auf ihn zu stützen, die wilden Leidenschaft des Egoismus und die Consequenz verwegener Rücksichtslosigkeit. Mit jenen Eigenschaften war auch das Schicksal der Girondisten gegeben: sie gingen mit den Anarchisten gemeinsam in der Entfickelung der Revolution und mußten mit ihnen gehen, bis sie zu den blutigen Consequenzen gelangten, die ihrer bessern Natur widerstrebten, und denen sie dann erlagen; sie waren so lange die zeitweiligen Genossen der Anarchisten im Bösen, ohne doch deren persönliche Grunde zu sein, bis es ihnen erging, wie es in jedem Bunde zum Bösen dem minder entscheidenden oder minder geschickten Theile gehen muß, wenn das gemeinschaftliche Ziel erreicht ist: er wird von dem consequenteren Theile verschlungen, ein Schicksal, das nach ihnen auch die einzelnen Schattirungen der Anarchisten selbst ereilte.

Obgleich die Partei von den Abgeordneten des Girondedepartements ihren Namen erhielt, weil sie selbst den Kern bildeten, dem sich die übrigen Mitglieder der Partei anschlossen, so waren sie doch nicht das Haupt derselben. Dies fand die Partei in Brissot, einem der Abgeordneten von Paris, einem Manne von zweideutigem Charakter und zweifelhafter Sittlichkeit, großem Ehrgeize, unfläther Thätigkeit, unruhigem Ehrgeize, ziel-

17) Siehe die oben (Anm. 13) angeführte Stelle des Catal.

losem, aber gewandtem, ganz zur Parteintrigue geeigneten Geiste. Seine Antecedentien, indem er längere Zeit als abenteuerlicher Literat, um nicht zu sagen literarischer Schwindler, für Geld den verschiedensten Sachen und Personen gedient und ein ziemlich wechselvolles, Nichts weniger als ehrenhaftes Leben geführt hatte, waren durchaus nicht einnehmend für ihn. Allein die Revolution, die grade unreine Charaktere und anrüchliche Moralisten, eben wegen des Mangels sittlicher Bedenklichkeit, bei sonstigen Talenten gern zu ihren Werkzeugen erkor und ihnen zu einer bedeutenden Rolle verhalf, stellte auch Brissot bald auf eine Stelle, die ihn eine Zeit lang zum einflussreichsten und ausschlaggebenden Manne in der Nationalversammlung machte. Indem sie ihm Gelegenheit gab, mit seiner wahren Meinung, der damals gewöhnlichen düren Rousseauschen Philosophie mit ihrer rhetorischen Emphase für die Abstracta Freiheit, Wahrheit und Tugend, hervorzutreten und zugleich seine innersten Gefühle des Hasses gegen den bestehenden socialen Zustand, sowie seinem ruhelosen Ehrgeiz geltend zu machen, ergriß er von den beiden damals geeignetsten Mitteln sich emporzuschwingen, der Presse und der Rednerbühne, vorzüglich das erstere, und ward durch die Herausgabe des „Patriote Français“ einer der einflussreichsten Tageschriftsteller von Paris, der sich hauptsächlich dadurch die Wahl in die Nationalversammlung anbaute. Hier verstand er es, durch seine geistreichen Talente und seinen praktischen Einfluß sich an die Spitze der herrschenden Partei zu schwingen, obgleich er weder deren geistreichster Kopf noch deren bereitetster Mund war, und durch die Schritte und Maßnahmen, zu welchen er die Partei zu bringen verstand, die Revolution in die unheilvolle Bahn zu werfen, in welcher er sie später, als es nicht mehr Zeit war, nicht aufzuhalten vermochte, und in der sie ihn dann selbst vernichtete; denn er war es, der die Verwidelungen mit dem Auslande vermehren half und Frankreich in den Krieg warf, sowie er es vor Allem war, der dem Götzen an eine Republik nicht bloß anregte, sondern thätig für ihn agitirte und ihn zur Ausführung bringen half.

Um Brissot als Parteihaupt gruppirten sich zunächst die Deputirten des Gironddepartements, von denen, wie schon erwähnt, die Partei den Namen erhielt, alles Männer derselben Richtung, meist Advocaten, unter denen besonders fünf hervortreten, Vergniaud, Guadet, Gensonné, Duros und Grangeneuve, die sich bald in der Versammlung durch ihre parlamentarischen Talente, wie durch ihre persönliche Erscheinung geltend machten, vor allen Vergniaud, der hervorragendste Redner nicht bloß seiner eigenen Partei, sondern der ganzen Nationalversammlung, der mit seinem, mehr declamatorischen als wahrhaft oratorischen, Talente das Feuer des revolutionären Enthusiasmus und die Begeisterung für vage Ideale, leider aber weder politischen Blick noch Thätigkeit und Ausdauer verband. An diese schlossen sich Valazé, der Philosoph Gondrec, Laforce, Vénard, Lecointe, Puyravaut und später Barbaroux an; alles

Männer von größerem oder geringerem Talente und meistens als erstarrtem Charakter, dazu der Eitelkeit und dem politischen Ehrgeiz nicht verschlossen, die ebenso wol in Schrift, namentlich als Journalisten, als in Rede mächtig zu wirken wußten, und, dadurch verleitet, im Vertrauen auf ihre Geistesgaben, von der Rednerbühne aus und durch die Presse einen Staat leiten zu können vermeinten, in welchem nur die entschlossenste Thatskraft, verbunden mit der schlauesten Geschicklichkeit und der gemächtesten Rücksichtslosigkeit den Fäden zu führen vermochte.

So fand sich schnell in der Nationalversammlung die Partei zusammen, welche gegenüber der schwachen constitutionellen Partei, der Repräsentantin der gemäßigten Monarchie, das Princip der idealen Demokratie, d. h. der anständigen Republik, gegenüber den ungeschminkten cynischen Republikanern oder das Princip der Aristokratie des Talents vertrat; die sich hauptsächlich auf den in Bewegung gerathenen Theil des gebildeten Mittelstandes, mit seinem Reide und seiner Eiferkraft gegen die Aristokratie, wie mit seiner Echeu vor Gewaltmitteln, stützte, dabei aber, so lange es sich nicht um die äußersten praktischen Konsequenzen ihrer Ansicht handelte, agitatorisch verfuhr wie die schlimmsten Anarchisten der Felsengeit, und in ihrer erstarrten Begeisterung das Ideal aller der unruhigen Geister bildete, welche vermeinten, das ruhelose Freiheitsgeschwindel mit eblerer Gewinnung Sand in Hand geben könne.

Natürlich mußte die Partei auch außer ihrem parlamentarischen Bereiche eine bedeutende Menge Anhänger finden, von denen hauptsächlich drei hervorzuheben sind, wegen der Rückwirkung, die sie auf die Partei selbst wieder äußerten: wie meinen Pöken, den Raie von Paris, und den spätern Minister Roland mit seiner Frau. Der Erstere bildete in seiner nichtswürdigen Haltlosigkeit, die ihn aus Popularitätsucht hinter die verrücktesten Plänen der Gewaltpartei entgegenzutreten, und doch auch wieder nicht erlaubte offen sich für sie zu bekennen, den Übergang und die Vermittelung der Giroude zur anarchischen Partei, welcher er durch die Konsequenzen seines Thuns angehörte, während er seiner vermög seiner Denkfähigkeit, sowie als vertrauter Freund Brissot's zuzuzählen ist. Von unmittelbar größerem Einflusse auf die Partei wurden Roland und noch mehr dessen Frau, die, wie Brissot der äußere Leiter der Partei, ihr Strategie und Taktiker war, so ihre Inspirationen auf sie übertrug, ihr den Geist einhauchte, der sie befeuerte, und die Richtung angab, die sie verfolgte. Schon während der constituirenden Versammlung, zu der ihr Gatte als Beobachtungsinspector in Lyon von dem Gemeinderathe dieser Stadt zur Vertreibung der Handelsinteressen derselben gesandt wurde, spielte sie durch den politischen Kreis, den sie in Veranlassung der politischen Thätigkeit ihres Mannes um sich versammelte, eine einflussreiche Rolle; eine Aufgabe, die ihrer Natur so sehr entsprach, daß sie es in Lyon, wohin sie nach dem Schlusse der constituirenden Versammlung mit ihrem Manne zurückgekehrt war, nicht aufhalten konnte, son-

bern mit ihm wieder nach Paris zurückkehrte, wo ihrer ein einiaderer politischer Schauplatz harrte. Roland, der bei seiner gleich trocknen wie herben Sittlichkeit, seiner misrissigen edantischen Charaktereizung, seinem einseitigen, unproductiven Doctrinarismus im Sinne der damaligen Zeitidern, und seinem schwunglosen Freiheitsenthusiasmus ganz dazu gemacht war, der Partei als Ausbangelbild rauer antiker Tugend, als weißer Gato zu dienen — man liebte es ja damals in und mit den Formen und Pfaffen des classischen Altherthums sich theatralisch in Scene zu setzen —, spielte in dieser Rolle, zu der ihm sein vorgezeichnetes Alter ganz besonders befähigte, im Grunde weiter Nichts als das heilige Tugendmodell der Partei, das den Klubbedeutenden in ihr, sowie des Aufsteigenden imponierte, von den Führern aber häufig nur als vorgeschobener Strohhalm gehandhabt wurde. Seine wichtigste Eigenschaft aber war, daß er der Mann seiner Frau war, der Gegeria der Partei, die, wie sie ihn erst zu politischer Thätigkeit angeporn hat, so jetzt unter seiner Firma hohe Politik treiben zu können sich freute. Diese, eine Frau von hohen Gaben des Charakters und Geistes, war theils durch ihr Herkommen aus kleinbürgerlichem Kreise, das ihr, der Hochbegabten, von Jugend auf die Kluft zwischen ihr und den Höhergestellten auf empfindliche Weise fühlbar machte, theils durch ihr Schicksal, das sie, die junge schöne Frau, an einen zwar braven, aber durchaus nicht liebenswürdigen und noch weniger liebsfähigen Mann leitete und so eine Leere in ihr erzeugte, die sie, die sittenstrenge Frau, nur durch eine äußere Thätigkeit auszufüllen vermochte, theils durch ihren eigenthümlichen Charakter, in welchem das Pathetische, Reflexirte und Abstriche das Gemüthliche, Unmittelbare und Raube überwog, zu einer politischen Heldin emporgeschraubt worden, bei der in der unnatürlichen Stellung, in die sie gerathen war, die guten Seiten ihres ursprünglichen Wesens immer mehr ausrückten und immer unsfähiger wurden, die übeln Eigenschaften, die sich in ihr entwickelt hatten, Reib, Gieißel eine Rolle zu spielen, kalte Härte und Lieblosigkeit, Selbüberhebung und unweibliche Parteilichschaft, zu neutralisiren. So sehen wir sie für ein höchstes social-politisches Ideal nach antikem Schmitze in hoher declamatorischer Stimmung schwärmen, und sich daneben doch in Ausführung dieser unerbaulichen subtilen Ideen zum ordinären Parteitreiben erniedrigen. Mit der Gewalt, die sie durch dieses ihr ganzes Wesen in kurzer Zeit über ihre Parteigenossen bekam, verstand sie es gewissermaßen hinter den Gouffons stehend deren Verhandlungen die Richtung zu geben, die Gesamtheit zu inspiriren und die Einzelnen anzufeuern, mit einem Worte die Seele der Partei zu werden, ein Werk, in dem ihr sinniger Freund und Bercher, der schwärmerische Buzot (auch ein außerparlamentarischer Genosse der Partei gleich Louvet und Girey-Duprey), ihr treulich zur Seite stand.

So sehen wir denn in der Gironde eine Partei, die nach dem Gedanken und dem Geiste, die in ihr ihren Ausdruck fanden, das Princip abstracter politischer

Freiheit, baar aller Kenntniß und alles Verständnisses der wirklichen Welt, in seiner zwar edlern, aber unpraktischen ideologischen Gestalt repräsentirte, und dadurch bald darüber hinaus und gegen ihre ursprünglichen besseren Willen, mit Nothwendigkeit zur gewaltsamen praktischen Realisation jenes Princips gezwungen ward. Analog diesem die Partei beherberghenden Geiste gestaltete sich auch die individuelle Erscheinung derselben: wir finden in ihr seinen einzigen praktisch tüchtig gekulten, die concrete Wirklichkeit richtig auffassenden Geist, noch weniger fruchtbare Gedanken und geschickte Ausführung derselben, mit einem Worte keinen Staatsmann; dagegen überall ideologische Reflexionen in declamatorischer Form und einen Ueberfluß an hohen Ideen und Schwärmen für die damals im Schwunge befindlichen antiken Ideale, wunderbar gemischt mit gemeinen Parteintriguen und advocatischen Sophismen.

Der Zustand des Landes beim Zusammentritte der zweiten Nationalversammlung, obgleich noch weit entfernt vom Gipfelpunkte der Zerrüttung, die in den folgenden Jahren eintreten sollte, war doch schon höchst trostlos, so sehr war Alles von der Revolution untergraben, und so wenige Elemente waren vorhanden, die mächtig genug gewesen wären, um mit ihrer Hilfe eine nicht gewaltsame Rückführung des Staats auf seine sittlichen und politischen Grundlagen zu versuchen. Das Ganze der begonnenen Neubegründung des Staats beruhte auf einer pach abstracter Principien und utopischen Wünschen und Tendenzen ausgeformten Verfassung, die von einer Nationalversammlung gehandhabt werden sollte, von der man im besten Falle nur sagen konnte, daß sie im Ganzen aus mehr enthusiastischen als besonnenen, mehr schönrednerischen als thätkräftigen, mehr geistreichen als einsichtsvollen Mitgliedern bestand; ferner auf einer Regierung, die, aus den ungleichartigsten Individualitäten zusammengesetzt und von den widersprechendsten Einflüssen geleitet, eine Brute des Zufalls und der äußeren Verhältnisse war; endlich auf einem Volke, das im Großen und Ganzen, vermittelt des Jacobinerclubs und seiner Zillale, sowie Dank der revolutionären Presse schon größtentheils in den Händen der Revolutionaire von Profession sich befand.

Ganz natürlich war es also, daß weder das beim Beglunde der zweiten Nationalversammlung am Ruder befindliche Ministerium, noch die wichtigsten der ihm untergeordneten Behörden der Lage Herr werden und ihre Zwecke erfüllen konnten. Jenes, aus den Anhängern des Feuillantenclubs hervorgegangen, bestand aus constitutionellen Royalisten, Montmorin für die auswärtigen Angelegenheiten, an dessen Stelle bald der Minister des Innern Desfaut trat, dessen Platz hinwieder Cahier de Geroulle einnahm; ferner Dupont-du-Verre für die Justiz, Laré für die Finanzen, Dupontail, bald durch Barbonne ersetzt, für den Krieg, und Bertrand de Molville für Marine und Colonien. Die Lage des Ministeriums war aufs Höchste precar. In der Nationalversammlung hatte es nur einen unsicheren Rückhalt, da seine Partei in derselben, die der Feuillanten, nicht

stärkte, ward ihm die Bestimmung des Girondisten Grangeneuve, sowie auch die Gironde dem Beschlusse, daß dem Könige keine Glückwünsche zum neuen Jahre gebracht werden sollten, bestimmte. Schon fing die Linie der Nationalversammlung, die Girondisten mit eingeschlossen, an die Nothwendigkeit der königlichen Sanction bei Beschlüssen der Nationalversammlung zu bestreiten, und nicht lange dauerte es, daß die Versammlung sich in unmittelbare Verbindung mit den Departements zu setzen begann, so den Anfang machend mit den später immer verhängnisvoller werdenden Eingriffen in die ausschließlichen Rechte der Krone.

Wie in Unterminirung des königlichen Ansehens, so gingen die Girondisten auch in offener Beschönigung, wenn nicht gar Begünstigung aller Ausdrücke revolutionärer Zucht- und Zügellosigkeit mit der Gewaltpartei von vornehmer Hand in Hand, gleichsam als fürchteten sie, ohne diesen Wettstreit in revolutionärem Gebahren, ihre demokratische Gesinnung verdächtig zu machen. Schon fingen, durch die überallhin verbreiteten Jacobinerclubs angeregt und organisiert, oder wenigstens benutzt und ausgebeutet, die Gewaltthaten gegen die Besitzenden, namentlich Priester und Gekerkte, im ganzen Lande immer mehr an um sich zu greifen und zu immer brutaleren Ausschweifungen zu führen, die bald darauf, in Folge der durch das Aufständnis hervorgerufenen Geldnoth und des durch letztere vermehrten Mangel an Lebensmitteln, zu einem wahrhaften Kriege des Pöbels gegen die Besitzenden im Innern des Landes sich gestalteten, mit den gewöhnlichen obligaten Plünderungen, dem Morde angelicher Kornwucherer, den Angriffen auf die Schlösser der Edelleute u. S. m. Immer finden wir die Gironde, wenn dergleichen anarchoische Unthaten in der Nationalversammlung zur Sprache kamen, sie theils durch Schreien ignorirend, theils durch begünstige Anträge claudirend, theils sie offen entschuldigend oder gar nach Kräften rechtfertigend. Am auffallendsten war dies bei einigen Vorzügen im Süden Frankreichs, wo das wilde Gebahren der Revolutionenänner die reagirende Opposition der dort sehr frühlich gekniffen Menge der Land- und auch eines großen Theils der städtischen Bevölkerungen wider sich hervorrief. Dies führte zu mancherlei Conspirationen, die am schlimmsten sich in Avignon und dem Comtat gestalteten. Hier, in dem alten Siege der päpstlichen Macht, dessen ganz unredelmäßige Einverleibung in das Gebiet Frankreichs nebst der künstlichen Revolutionirung des ganzen Bezirks die Parteien aufs Schärfste einander gegenübergestellt hatte, war durch das gewaltthätige Gebahren der dortigen geschickten Freirechtskrieger der Bürgerkrieg so gut wie ausgebrochen. Die unter dem Namen der Armee von Baulieu dorthin gesandte „patriotische“ Bande, ein Corps von Freiwilligen unter der Führung eines bereits durch seine Bluthaten in Paris verurtheilten Wüthrichs, Jourdan's mit Namen, hauste dort aufs Grauslichste; das Schreckbild beging sie aber in Avignon, wo sie, um die Ermordung eines der Jüngen, des Rotars Lecuyer, den das durch die revolutionären

Gewaltthaten wie durch religiösen Fanatismus aufgebrachte Volk in einem Ausbruche der Volkswuth getödtet hatte, zu rächen, 53 Personen von der Gegenpartei, darunter 13 Frauen, die an dem Morde Lecuyer's gar keinen Theil hatten, sondern theils schon zuvor, theils nachher aufs Gerathewohl aufgegriffen worden waren, aufs Grauslichste in der Nacht des 14. Oct. ermordete. Die Sache kam vor die Nationalversammlung, allein die herrschenden Girondisten in Verein mit der Gewaltpartei wußten es zu machen, daß die Sache zu Nichts führte und der wegen der Unthat bereits verhaftete Jourdan wieder in Freiheit gesetzt wurde.

Vor Allem fanden die um diese Zeit so häufig sich kundgebenden Excesse im Heere und die Aufreizungen gegen die Disciplin Entschuldigter wie bei der Gewaltpartei, so bei der Gironde, deren Plan ja auf nichts Anderes hinausging, als die Armee dem Könige immer mehr abwendig und zu ihrem eigenen Verzuge zu machen, ein Ziel, zu dem Verführung durch die Clubs, Anarchisirung der Armee und dadurch bewirkte Vertreibung der adeligen Officiere das beste Mittel waren.

Es wäre überflüssig, alle die einzelnen Fälle aufzuzählen, in denen sich dieses Streben der Gironde kundgab. Es genügt, auf einen der auffälligsten aufmerksam zu machen... Derselbe betraf die Sache von 42 wegen des Plünderungsstandes in Nancy zu den Galerien verurtheilten Soldaten des Schweizerregiments Chateaucieur, deren Umkleidung durch Guadet mit Posthorst ganz gegen alles Recht, da diese Soldaten unter schweizerischer Aufsicht standen, von der Nationalversammlung erwirkt wurde. Ihre Rückführung aus der Stadt nach Paris ward zu einem revolutionären Triumphzuge, der sich durch ihre Vorstellung vor die Nationalversammlung zu einem parlamentarischen Ständale und durch das darauf folgende Fest zu einer politischen Orgie gestaltete, an welcher letzteren der heuchlerische Volksbeschwöriger Pétion ebenso viel Antheil hatte, als am ersten die girondistischen Mitglieder der Nationalversammlung. Gleichwohl wurde eine Soldatenunterzucht zu Rennes, sowie die Verhaftung mehrerer Soldaten in Paris zu Angriffen gegen den Kriegsminister benutzt und eine Deputirten der vormaligen französischen Garde, die Beschwärde über ihre Officiere führte, von der Versammlung angehört.

Indessen alle dies waren in dem Kampfe, der in der Nationalversammlung gegen die bestehende neue Ordnung der Dinge zu entwickeln anfang, nur Einzelheiten untergeordneter Art, obwohl in ihrer Summe von Bedeutung, sowie auch dadurch, daß sie sämmtlich aus derselben revolutionären Gesinnung herorgingen, die unter anständigerem Scheine bei den Girondisten, auf gemeinere Weise bei den Anarchisten herrschte. Außer ihnen beschäftigten noch zwei Gegenstände wichtigerer Art die Nationalversammlung, die von unmittelbarer Einwirkung auf den ganzen Gang der Revolution waren: wir meinen die Fragen wegen der abtretenden Priester und der Emigranten, mit welcher letzteren namentlich die Entwicklung des drohenden Krieges mit dem Auslande in genauer Verbindung stand.

Bekanntlich hatte die constituirende Versammlung als Gesetz beschlossen, daß jeder *citoyen* den Bürgereid leisten solle; diejenigen derselben, welche den Eid verweigern würden, sollten zwar ihre vom Staatseigenthum als nichtangesehene Geistliche, sowie das Recht der freien Privatausübung ihrer geistlichen Pflichten behalten. Eine große, vielleicht die größte Anzahl von katholischen Priestern wohnte in diesem Dilemma den letzten Ausweg, so daß der eidverweigernden pensionirten Priester überall, namentlich aber in dem bigotten Westen Frankreichs, eine große Anzahl sich befand. Es konnte nicht fehlen, daß diese zahlreiche Classe von Männern, die geistig wie social noch immer von großer Bedeutung waren, nicht theilnahmlos der Entwicklung der Dinge zuzusehen würde, um so weniger, als gerade die Entschiedenheit und Leidenschaftlichkeit ihres Standes sich unter ihnen befand, das Schicksal, das sie betroffen hatte, eben nicht dazu angethan war, Gemüther zu befähigen, die durch Benachtheiligungen aller Art verbittert, wenn nicht erbittert waren. Natürlich ist es daher, wenn es auch nicht klug und moralisch zu rechtfertigen war, daß diese eidverweigernden Priester großentheils in die Umtriebe der contrerevolutionären Partei mehr oder weniger sich einließen, namentlich in den religiösen Departements, wo gerade damals die ersten revolutionären Unruhen auf Anstiften solcher Priester ausgebrochen waren. Die Nationalversammlung schickte folglich zwei Commissaire, darunter Genoulon, eines der Häupter der Girondisten, in die Gegend, welche der Schauplatz der Unruhen war. Der Bericht, den sie über ihre Sendung erstatteten, verschlehte, obgleich er maßvoll abgefaßt war, nicht große Erbitterung in der Nationalversammlung zu erregen; andere Anzeigen und Berichte über die Umtriebe der eidverweigernden Priester kamen hinzu und gaben bald den Verhandlungen der Nationalversammlung über diesen Gegenstand das Gepräge der Leidenschaftlichkeit, so daß alle zu einem maßvollen Verfahren ansetzenden Reden und Vorschläge vergeblich waren. Im Verlauf dieser langwierigen Verhandlung, die vom 9. Oct. bis zum 29. Nov. dauerte, machten sich unter den girondistischen Rednern besonders Genoulon und Isnard bemerklich. Jener drang in seiner Rede vom 3. Nov. auf Scheidung aller Glaubenssachen von der Staatsverwaltung und wußte deshalb alle in die letztere übergreifenden Amtsgeschäfte derselben, wie Haltung der Geburts-, Sterbe- und Heirathregister, Armenpflege etc. ihnen abgenommen wissen; letzterer, eine heftigere Natur, der sich in leidenschaftlichsten Anklagen gegen Priesterthum im Allgemeinen wie gegen die Umtriebe der Priester insbesondere erging und namentlich deren Verbindung mit der aristokratischen contrerevolutionären Partei hervorhob, drang auf die gewaltsamsten Maßregeln gegen die eidverweigernden Priester. Von welchem Geiste das blindesten Priesterhasses und Fanatismus durchhaucht seine Rede war, mögen folgende Stellen daraus zeigen. „Treibt — sagte er — eurer Gegner aus Aeußerste; ihr werdet sie entweder durch die Kirche bestechen oder durch das

Schwert unterwerfen. In großen Umständen ist Klugheit Schwäche. Vorzüglich gegen Auszeichnungen muß man scheidend sein; sobald sie sich erheben, muß man sie niederschmettern. So handelt der Despotismus, und hätte Ludwig XVI. solche starke Mittel angewendet, bevor sich die Revolution entwickelte, wir wären alle nicht hier. Derartige Strenge bei einem Despoten ist ein Verbrechen, bei einer Nation eine Tugend. Gesetzgeber, die vor solchen äußersten Mitteln zurückzusehen, sind feig und strafbar; denn bei einem Angriffe auf die politische Freiheit heißt ein Verbrechen vergeblich es theilen. Solche Strenge wird vielleicht Blut fließen lassen. Ich weiß es. Aber wenn Sie das nicht jetzt thun, wird es später deshalb nicht fließen?“ Und weiter: „Was bedarf es besonderer Beweise gegen die Priester? Die einfache Anklage seiner Mitbürger gegen ihn genügt, um ihn fortzulagen. Würden schwerere Anklagen auf ihm lasten, so bleibt nur eine Maßregel in Anwendung zu bringen: der Tod.“ Unterdeß war ein Bericht nach dem andern über das Umsichgreifen der von Priestern geleiteten religiös-contrerevolutionären Bewegung eingegangen, bald aus dem Departement der Mayenne und Loire, bald aus dem der Vendée. Die Stimmung der Nationalversammlung ward dadurch den eidverweigernden Priestern immer feindseliger und immer geneigter zu rücksichtslosen Maßregeln der Strenge, denen sich am Ende selbst die Mittelpartei der Unentschiedenen, der sogenannten Independents hinab, wie es denn gerade einer der Ihrigen war, aus dessen Entrust der Beschluß hervorging, mit welchem am 29. Nov. die Verhandlungen über diesen Gegenstand beendet wurden. Dieser Beschluß ging dahin, daß alle bisher noch nicht bedingten Priester, die binnen acht Tagen nicht den Eid auf die Verfassung vor ihren Municipisipalitäten leisten würden, ihrer Pensionen verlustig sein sollten und, der Empörung gegen das Gesetz und toter Schlimmungen gegen das Vaterland verdächtig, wo Unruhen ausbrächen, aus ihrem Wohnorte zu verweisen, Unruhstifter unter ihnen mit Gefängnis bis zu zwei Jahren zu bestrafen seien; dazu sollten sie das Recht der Privatausübung ihrer gottesdienstlichen Functionen verlieren, die Verwaltungsbehörden gehalten sein, Eifen der bedingten und der eidverweigernden Priester mit Bemerkungen über jeden der letztern einzuschicken.

Es fragte sich nun, wie weit dieser Beschluß der Nationalversammlung zur Ausführung gelangen würde. Zieht man in Erwägung, daß derselbe selbst die theilweise Unterstützung der unentschiedenen Mittelpartei in derselben gefunden hatte, daß seine hauptsächlichsten Urheber und Helfster die Girondisten waren, die in der Discussion darüber jenen Geist von Gleichgültigkeit gegen allen religiösen Glauben zeigten, der, sich verbergend hinter der Maske philosophisch-religiöser Abstractionen, die eine natürliche Religion der Humanität begründen sollten, eines der charakteristischsten Kennzeichen ihres revolutionären Glaubensbekenntnisses bildete; bedrückt man endlich, daß die anarchische Partei durch diese Maßregel nicht einmal zufrieden gestellt war, so wird man ein-

sehen, daß das Veto, welches der König gegen diesen, ebenso seinem Rechtsinne wie seinen religiösen Gefühlen widerstrebenden Beschluß geltend zu machen versuchte, zu jenen verglichen, weil aller Voraussetzungen zu ihrer Durchführung entbehrenden Aufassungen zum Widerstande gehörte, deren das Verfabren des Königs im Laufe der Revolution so viele zeigt. Den Girondisten war das Veto des Königs aber ganz erwünscht, da es ihnen das schreibbare Recht gab, ihn als Feind der Revolution darzustellen, und so ihrem Ziele, dem Sturze des Königthums, näher zu rücken.

Gleichzeitig mit den Debatten über die eiderwei-gernden Priester waren in der Nationalversammlung die über die Emigranten gegangen. Bekanntlich hatte die Auswanderung bereits nach der Mitte des Jahres 1789 begonnen und von da an, namentlich stark nach allen entscheidenden Wendepunkten der Revolution, fast ununterbrochen fortgedauert. Ein Theil der Ausgewanderten, vorzugsweise der Juristen, zerstreute sich abschlüssend nach England, Teussland, der Schweiz, Piemont und Spanien; der andere energischere, die eigentlichen Contrarevolutionäre, dagegen sammelte sich in dem südlichen Theile der überrheinischen Landschaften des teutschen Reichs, namentlich im Kurfürstenthume Trier, wo Coblenz der Sitz des Hofes der ausgewanderten französischen Prinzen und der Mittelpunkt des ganzen thätigen Theils der französischen Emigration wurde, der auf gewaltsamen Sturz der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich sann. Diese contrarevolutionären Pläne führten zur Bildung eines Emigrantenheers, das zur Zeit der Eröffnung der zweiten Nationalversammlung bereits zu einer ansehnlichen Stärke angewachsen war.

Diese offenen Kistungen, sowie die mannichfachen contrarevolutionären Umtriebe, welche die Emigranten in den auswärtigen Cabineten und Höfen ins Werk setzten, die Pläne, welche sie offenkundig zur Schau trugen, und all die Anzettlungen, welche sie in der alten Heimath wie im Auslande versuchten, konnten nicht verscheln, die Erbitterung der unendlich großen Partei derjenigen, welche der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich angingen, gegen sie von Tag zu Tage mehr zu erregen. Daß diese Stimmung vor Allem in der Nationalversammlung ihren Ausdruck finden mußte, war zu natürlich. Die ganze Linker war hier einstimmig in ihrer Verdamnung des Treibens der Emigranten, die Girondisten fast noch mehr als die Anarchisten; denn wenn die letztern principiell viel persönlicher den Emigranten auch noch entfernter standen als die ersten, so war grade eben darum das Treiben der Emigranten ihnen gar nicht ungelegen, weil es ihnen Gelegenheit gab, ihrer extremen Revolutionspraxis den Sieg zu verschaffen. Außerdem lagen die auswärtigen Angelegenheiten sammt der Kriegesfrage, mit der die Emigrantenangelegenheit aufs Engste zusammenhing, mehr außer ihrem Gesichtskreise, sie wurden von ihnen schon deshalb mit andern Augen betrachtet als von den Girondisten, deren grade deshalb, weil es in der Politik dieser lag, sich

auf diese Fragen vorzüglich zu werfen. Die Girondisten waren um so erbittertere Feinde des Emigrantenunwesens, als sie wohl fühlten, daß dieses nicht wenig dazu beitrage, dem Einfluß der anarchischen Partei im Lande zu verstärken. So war es dann auch Brissot, welcher in der Nationalversammlung am 20. Oct. zuerst mit einer Anklage der Emigranten auftrat und den Antrag stellte, die ausgewanderten französischen Prinzen und ihre Anhänger aufzufordern, in einer bestimmten Frist zurückzukehren, nach deren Verlauf aber criminell gegen sie zu verfabren u. d. R. In der Rede, in welcher Brissot diesen Antrag stellte, ist drahals von Bedrohung, weil sich in ihr zum ersten Male der Gedanke von Nothwendigkeit, Krieg mit dem Auslande zu beginnen, ganz unverhüllt ausgesprochen. Indem er zwischen dem thätigen Theile der Emigration und dem leidenden, zwischen den Häuptern und den Befehlshabern unterschreibt und die ersten dem Hass und der Traue weicht, während diese mit Nachsicht zu behandeln seien, kommt er auf die Protectoren der ersten zu sprechen und fährt dann fort: „Wollen Sie diese Aufwiegelungen hindern, so müssen Sie Ihren Schlag über den Rhein hinaus führen. Vor allen an die fremden Mächte müssen Sie ihre Befehle und Drohungen richten. Man muß sie zwingen, uns zu antworten. Erklären sie sich für unsere Constitution, so muß man die, welche die Emigranten begünstigen, zwingen, sie zu verlassen; erklären sie sich gegen sie, so müssen sie mit Krieg angegriffen werden.“ Man sieht, wie geschickt er die bei der Emigrantenbeziehung ganz untheilbaren Mächte mit verantwortlich zu machen weiß.

Selbst die äußerste royalistische rechte Seite in der Nationalversammlung konnte und wollte das Treiben der Emigranten nicht leugnen und suchte es nur, zur Milderung, gelinder zu beurtheilen, namentlich hervorhebend, wie alle äußersten Maßregeln ihren Zweck verfehlen und die Sache nur schlimmer machen würden. Dagegen erhoben sich die beiden Girondisten Vergniaud und Isnard, der erstere mit einer vom höchsten oratorischen Feuers getragenen, der andere mit einer heftigen Rede wider das Emigrantenunwesen, und während der erstere seine schönsten oratorischen Phrasen, durchweht mit classischen Reminiscenzen, entwiderte, suchte der letztere das Unheil, das die Emigranten anzurichten bestritten seien, aufs Schonungslosste zu brandmarken. In Folge dieser Verhandlungen beschloß die Versammlung fürs Erste, an den Grafen von Provence, den ältesten Bruder des Königs, die Aufforderung ergehen zu lassen, binnen eines Monats zurückzukehren, und ein Ausfluß ward mit Abfassung von gesetzlichen Bestimmungen gegen die Emigranten beauftragt, von deren Umtrieben gegen ihr Vaterland immer mehr Berichte eingingen. Aus dem Berichte dieses Ausflußes und den Debatten darüber ging am 9. Nov. das bekannte Decret hervor, das alle außerhalb der Grenzen Frankreichs versammelten Franzosen für der Verschwörung gegen ihr Vaterland verdächtig, und, wenn sie bis zum 1. Januar 1792 noch im Zustande der Versammlung wären, für Verräther erklärte, als welche sie dann gerichtlich verfolgt

und mit dem Tode bestraft, die Einkünfte der Nichtrückkehrenden aber während ihrer Lebzeiten zum Vortheil der Nation verannahmt werden sollten, vorbehaltlich der Rechte der Frauen, Kinder und Gläubiger der Ausgewanderten; dazu sollten alle abwesende Beamten unter Einziehung ihrer Gehalte oder Pensionen ihrer Stellen entsetzt, die ausgewanderten Officiere als deserthire Soldaten angesehen und die Einkünfte der ausgewanderten Prinzen eingezogen werden. Auch gegen diesen Beschluß der Versammlung machte der König sein mächtiges Veto geltend, so wiederum den Erwartungen der Girondisten entsprechend, denen Nichts angenehmer war als der Zwiespalt, in den sich der König dadurch mit der Nationalversammlung setzte.

Noch wichtiger als die Fragen wegen der Priester und der Emigranten war die mit der letztern in engem Zusammenhange stehende über Krieg und Frieden, welcher sich die Gironde sofort bemächtigte, da sie wie keine andere dazu gemacht war, ihre weitgehenden überströmenden Plänen und Neigungen zu dienen, die auf nichts Anderes hinausliefen als auf Erwerbung kriegerischen Ruhms und eine Propaganda ihrer politischen Lieblingsideen nach Außen, vermittelt deren sie rückwärtend im Innern eine unter ihrer Leitung stehende Republik einzuführen vermöchte, in der sich dann ihre Träume von einem freien idealen Staatsleben verwirklicht finden sollten. Volksscharakter und die Eigenthümlichkeit aller Revolutionen, auch nach Außen übergehend aufzutreten, kamen ihr dabei hilfreich zu Hatten.

Schon von Anfang an hatte die französische Revolution durch Verletzung vertragsmäßig begründeter Rechte (mehrere deutschen Fürsten im Elsaß) und später durch Wegnahme der päpstlichen Besitzungen in Südfrankreich das Ausland herausgefordert, ohne daß doch all diese Gewaltthaten zu etwas Anderem als erfolglosen Reclamationen Veranlassung gegeben hätten. Dazu kam die politische Constellation im östlichen Europa zwischen den Cabineten von Wien, Berlin und St. Petersburg, die eher einen Krieg zwischen diesen Mächten, als derselben mit Frankreich zu begünstigen schien, um den Franzosen jede begründete Furcht vor einem Angriffe vom Rheine aus zu benehmen. Wenn schon früher die Revolutionspartei in der konstituierenden Versammlung, wie jetzt die Gironde, die drohende Kriegsgefahr hervorhob, so geschah dies eben nur, weil es in ihrer Politik lag, mit dem Kriegsgeschpenke ein Geschäft im Innern zu machen; eine begründete Veranlassung hatte sie durchaus nicht. In erhöhter Potenz begann jetzt die Gironde dieses Panthos zu einer gelegenern Zeit, da in der That zwei Umstände ihrem Gerede von Plänen des Auslandes bedeutenden Halt zu geben schienen, wie meinten die schon erwähnten Ansammlungen und Rüstungen der französischen Emigranten auf dem linken Rheinufer mit der Absicht eines bewaffneten Einsalles, sowie die offen vom Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen ausgesprochenen Gesinnungen und die von ihm betriebenen Pläne in Betreff eines kriegerischen Einschreitens in Frankreich, um den dortigen politischen Zuständen ein

Ende zu machen. Die Rüstungen und Anzettlungen der Emigranten allein wären nie hinreichend gewesen, um Frankreich ernstlich zu bedrohen; es fragte sich daher nur, ob aus den diplomatischen Anstiftungen und kriegerischen Plänen Preußens bis jetzt, d. h. bis zur Zeit der Eröffnung der zweiten Nationalversammlung, eine ernstliche Gefahr für Frankreich entsprang.

So sehr diese Frage nach dem ersten Anscheine bejahet werden zu müssen scheint, so weit ist sie doch in der That davon entfernt. Ein Krieg Preußens ohne Oesterreich war gegen Frankreich unmöglich, da Preußen seine östlichen Interessen nicht Oesterreich und Rußland preisgeben lassen konnte, was der Fall gewesen wäre, wenn es auf seine Faust den Krieg angegangen hätte. Umgekehrt ergibt sich aber mit gleicher Nothwendigkeit, daß auch für Oesterreich dieselben Verhältnisse im Osten obwalteten, und daß überhaupt seine schädlichen Interessen einen Angriffskrieg gegen Frankreich als das Unerwünschteste für dasselbe erscheinen lassen mußten. Im Osten wegen Polen mit die höchsten Staatsinteressen gefährdenden Verwickelungen bedroht, im Westen im Falle eines Kriegs all seine belagerten Besitzungen riskierend, hatte Oesterreich von einem unglücklichen Kriege nur die gefährlichsten Nachteile, von einem glücklichen nur ideelle, keine realen Vortheile zu gewärtigen. Weiter kommt dazu die Persönlichkeit des Kaisers Leopold, der ein zu verständiger, fast abwägender Politiker war, um aus romantischen Gefühlen einen Krieg zu beginnen. Wir sehen ihn daher, statt daß man nach seinem Verhältnisse als Bruder der Königin von Frankreich das Gegentheil hätte vermuthen sollen, in diplomatischen Verhandlungen, in Staatsverträgen und im persönlichen mündlichen wie schriftlichen Verkehr als den zähesten Gegner des Kriegs, der auf alle Weise den kriegerischen Plänen des Königs von Preußen entgegenarbeitete. Gerade auf der Zusammenkunft zu Pillnitz im August 1791, die gewöhnlich als die Hauptveranlassung des nachfolgenden Kriegs angesehen wird, brach Kaiser Leopold dem Kriegsgesirde des Königs Friedrich Wilhelm II. die Spitze ab, indem er es nur zu allgemeinen Festsetzungen unter gewissen Voraussetzungen kommen, und ungeachtet alles Drängens des Grafen Artois die von diesem aufgestellten bestimmten Artikel ununterzeichnet ließ.

Noch augenscheinlicher, als die Vorgänge in Pillnitz selbst, beweisen die darauf folgenden Thatfachen, daß dem pillnitzer Vertrage keine nothwendig zum Kriege führende Tendenz beizugehört. Denn statt zu Rüstungen, zu militärischen Verabredungen für einen Angriff auf Frankreich zu führen, geschah das Gegentheil; Kaiser Leopold zeigte fortwährend den größten Widerwillen gegen alle Vorschläge der Art und barg nicht im mindesten seinen Unwillen über das Treiben der Emigranten, auf die er alle Schuld der gespannten Lage schob. Noch deutlicher wird es, wie weit entfernt vom Kriege die Stimmung des Kaisers war, wenn man die Gutachten in Betracht zieht, die Oesterreich dem Könige Ludwig XVI. in der Zeit, als es sich im September

1791 um Annahme oder Ablehnung der von der constituirenden Versammlung ausgearbeiteten Verfassung handelte, gab, und die sämmtlich auf's Dringendste zur Annahme der Verfassung riefen, wie andererseits die Königin Marie Antoinette hauptsächlich aus dem Grunde die Annahme der Verfassung betrieb, um dem im Falle einer Ablehnung unvermeidlichen Kriege im Innern und nach Außen zu entgehen und der Hülfe des von ihr gehassten Preussens nicht zu bedürfen.

Diese friedliche Stimmung wurde noch vorherrschender, als mit der Annahme der Verfassung durch Ludwig XVI. im Innern Frankreichs eine momentane Beruhigung eintrat und die Dinge zu einer bessern Gestaltung sich anließen. Es war dies die Zeit, als der König an seine ausgewanderten Brüder ein vertrauliches Schreiben richtete, in dem er sie, sich auf's Eifrigste gegen eine Invasion Frankreichs aussprechend, aufbeteuerte, ihre contrerevolutionären Bestrebungen einzustellen und ihm nicht hinderlich zu sein in dem Versuche mit der Verfassung zu regieren. Derselbe Wunsch theilte Kaiser Leopold, der auf die Nachricht von der Annahme der Verfassung erklärte, daß dadurch das Motiv zu einem europäischen Bündnisse behufs der französischen Angelegenheiten beseitigt sei, und unter dem 1. Nov. in einer Circularnote die friedlichsten Gesinnungen ausdrückte, erkläre, daß, nachdem der König von Frankreich durch Einnahme seiner neuen Stellung, die ihm die Verfassung gewähre, Freiheit und Herrschaft wieder empfangen habe, man nichts Andres thun könne, als die weitere Entwicklung der Dinge in Frankreich abzuwarten. Ludwig XVI., der den kriegerischen Anträgen des Königs von Preußen auf alle Weise auswich, da er im Herzen allen gewaltsamen Entwicklungen im Innern durch contrerevolutionäre Bewegungen wie nach Außen durch Kriege aufs Eifrigste abgeneigt war, theilte vollkommen die Ansicht seines Schwagers, des Kaisers Leopold, und hatte mit diesem seine Hoffnung darauf gesetzt, durch friedliche Ausgleichung der Differenzen mit den auswärtigen Mächten auch eine weitere Verbesserung der innern Lage zu befördern, wobei man vorzüglich von einem europäischen Congresse, der zu jenem Zwecke in Vorschlag gebracht worden war, große Erwartungen hegte.

Allein grade eine solche ruhige Entwicklung der Dinge vertrat sich am wenigsten mit den Umurzplänen der Gironden, die deshalb auch auf der Stelle Alles daran setzten, um die im Werden begriffene Ausgleichung mit Oesterreich zu hintertreiben; denn einen Krieg betrachtete sie als einen Haupthobel, um Alles, was ihr noch im Wege stand, aus den Augen zu heben. Die Emigrantenumtriebe boten ihr dazu die bequemste Handhabe, und wir haben oben gesehen, wie Brissot in seiner leidenden Rede gegen die Emigranten am 20. Oct. die Gelegenheit benutzte, um schon bei dieser Gelegenheit die Emigrantenfrage zur Kriegsfrage umzugestalten. Zwar war es ihm unmöglich, folglich direct auf sein Ziel loszugehen, als vorbereitende Arbeit dazu dienten die um diese Zeit beginnenden Angriffe auf das Ministerium.

Der Kriegsminister Duportail, der den Girondisten lange nicht genug kriegerisch gesinnt schien, war der erste Gegenstand derselben. Schon am 28. Oct. begann Brissot seine Anklagen gegen ihn zu schleudern. Obwohl die Gironde, auf ihre eigenen parlamentarischen Mittel beschränkt, noch unsäglich gewesen wäre, eine Cabinetöveränderung herbeizuführen, so gelang es ihr doch bald mit Hilfe eines Theils der Feuillantspartei in der Nationalversammlung. Lafayette nämlich, obwohl im übrigen von den Girondisten ebenso gehaßt als von der Gewaltpartei, kam mit ihnen in den kriegerischen Geistesüberrein, an denen bei ihm persönlicher Egoismus, Nationalhohn, Parteigegnerschaft und falsche Politik gleichen Antheil haben mochten. Seinem Einflusse folgte in der Versammlung noch immer der größte Theil der Rechten der Nationalversammlung, und so gelang es mit Hilfe der letztern am 29. Nov. den Girondisten, unter denen sich wieder Isnard in einer leidenschaftlichen Rede durch seinen patriotischen Eifer auszeichnete, fast einstimmig den Beschluß durchzusetzen: der König solle von den rheinischen Kurfürsten die Auflösung des Emigrantenheers fordern, die Entschädigung der im Elsaß begünstigten teutschen Fürsten rasch erledigen, die Gendarmenstellen bei den auswärtigen Höfen mit dem neuen Systeme ergebenden Männen besetzen und, um diesen Forderungen Nachdruck zu geben, ein Heer an der Grenze zusammenziehen. Die Annahme dieses Beschlusses durch den König, der durch die fast einstimmige Annahme desselben in der Versammlung übermächtig war, führte den von den Girondisten beabsichtigten Ministerwechsel herbei. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Montmorin, nahm seine Entlassung, und Deslessart, der zeitliche Minister des Innern, erhielt dessen Stelle, der hienwieder Cahier de Derville in seinem zeitlichen Ministerium zum Nachfolger bekam. Zu gleicher Zeit trat auch Duportail vom Kriegsministerium zurück, das jetzt an den Grafen Ludwig de Narbonne überging.

Wie früher Duportail, so waren es jetzt unter den Ministern vorzüglich Deslessart und Narbonne, auf welche sich die Anfeindungen der Girondisten richteten, die deutlich schon den Plan merken ließen, das Ministerium zu stürzen und ein neues aus ihren Reihen zu bilden. Deslessart, mit Narbonne und Bertrand de Moleville, dem Marineminister, das bedeutendste Mitglied des Ministeriums, war von den besten Absichten befreit, die darauf hinausgingen, durch Unterbandlungen den Krieg zu vermeiden, um durch Erhaltung des Friedens die regelmäßige Autorität des Königs wiederherzustellen. Grade aber deshalb machten ihn die Girondisten und unter ihnen vorzüglich Brissot zum Gegenstande ihrer unaufhörlichen Angriffe, denen es an aller innern Begründung fehlte und die lediglich nur in ihren Parteiplänen und Interessen ihr Motiv hatten. Begründeter waren die Anklagen, die man gegen Bertrand de Moleville, den einzigen unter den Ministern, der nicht redlich constitutionell gesinnt war, wegen heimlicher Begünstigung der Auswanderung von Marineofficieren und wegen der lügenhaften Ablehnung derselben führte. Die Sache

gab späterhin zu förmlichen Verhandlungen Veranlassung, die jedoch, merkwürdig genug, mit der Freisprechung Bertrand de Moleville's endigten.

Am heftigsten waren aber, zwar nicht sogleich, aber doch späterhin, die Angriffe der Gironde auf den neuen Kriegsdirector Narbonne. Dieser, von schönem gewinnendem Äußern, ebenso Liebling der Frauen wie muthiger Soldat, ein jener Naturen, die durch den Schwung ihres Wesens und den Glanz ihrer Gaben die innere Tüchtigkeit ersetzen zu können meinen, gehörte jenem Theile des jungen französischen Adels an, der die Sache der Revolution zu der seinen machte, weil er in dem Wahne befangen war, ihr eine Richtung geben zu können, in welcher sich die Ansprüche der neuen Zeit mit dem, was rüchsig und glänzend in und aus der alten Zeit war, vereinigen ließen, der die Aristokratie der Geburt in eine Aristokratie des Geistes umgestalten zu können glaubte. Vielmehr diesen Eigenschaften als seiner politisch-nilitairischen Befähigung hatte Narbonne seine Erhebung zum Minister zu danken. Zwei Frauen, die für ihn schwärmten, waren es, die sie vermittelten: Frau von Staël und die schöne Frau von Condorcet, die Gattin des philosophischen Girondisten. Feur, zu dem Theile der konstitutionellen Partei gehörend, der mit der Gironde in der Nothwendigkeit kriegerischer Action übereinstimmte — sowohl aus verschiedenen Gründen —, wußte ihren von gleicher genialer Ansicht besessenen Schüßling der Gironde als geeignetes Werkzeug zu deren kriegerischen Plänen, der sie sich zu diesem Behufe unter der ihr befreundeten Condorcet's Vermittelung genähert hatte, zu empfehlen; während diese, durch ihren Mann in der genauesten Verbindung mit dessen Partei stehend, ihn unter dem Zauber, den ihre Reize auch auf die Parteimitglieder ausübten, persönlich der letztern nahe brachte und eine Verständigung desselben mit Brissot herbeiführte. Indessen der innere Gegensatz, der in den Persönlichkeiten wie in den von ihnen vertretenen Ansichten lag, sollte sich nur zu bald geltend machen. Denn während der kriegerischste Theil der konstitutionellen Partei den Krieg nur als ein Ableitungsmittel der überfließenden revolutionären Thätigkeit nach Außen ansah, betrachtete ihn die girondistische Partei grade als das beste Mittel, um die Gemüther übersiegend zum Äußersten zu treiben und dadurch ihre Pläne ins Werk zu setzen. Während ferner Narbonne durchaus monarchistisch gesinnt war, und eben zur Erhaltung der Monarchie in kriegerischer Thätigkeit das beste Mittel sah, weil man jene dadurch auf die Spitze der Bewegung setze und ihr die Möglichkeit gebe, durch den Zauber kriegerischer Erfolge und gestützt auf ein ergebenes Heer auch der Ausschweifungen der Revolution im Innern Herr zu werden, war die Gironde durchaus republikanisch gesinnt, und wollte grade durch kriegerisch revolutionaire Propaganda die Republik im Innern begründen und ins Ausland verbreiten.

Vor der Hand indessen verorg sich der innere Zwiespalt unter den gemeinsamen kriegerischen Bestrebungen. Ihnen mußte der König sich fügen, der, durch Narbonne bewogen, am 14. Dec. der Nationalversamm-

lung in Person eröffnete, daß er dem Kurfürsten von Trier die Erklärung habe zugehen lassen, man werde ihn als Feind betrachten, wenn er das Emigrantenheer nicht binnen einem Monate auflöse, daß ferner an der Obergrenze drei Heere von zusammen 150,000 Mann zusammengedrängt werden sollen, und endlich, daß er, der König, soll alle noch zu machenden Vorstellungen Nichts helfen sollten, selbst den Krieg beantragen werde.

Zur Ausführung dieser Maßregeln beehrte Narbonne eine Bewilligung von 20 Millionen: Francs in Silber; eine bedeutende Summe bei dem schon damals so sehr gesunkenen Werthe des baaren Geldes. Indessen die Gironde nahm sich der Forderung, die so im Sinne ihrer eigenen Interessen gemacht war, aufs Wärmste an. In einer beräthmt gewordenen Rede trat Brissot am 29. Dec. wieder als feuriger Vertheidiger des Kriegs auf. Der Krieg, sagte er, ist eine nationale Wohlthat, das einzige Unglück wäre, keinen Krieg zu haben. Wenn die Feinde nicht anzugreifen wollen, so müssen wir ihnen zuvorkommen; wollen sie es nicht, so müssen wir ihnen Pössel mit Schwertstreichen zuwerfen. Dem Kaiser muß man auf seine Theileiden wegen der esser's Fürtien sagen, daß die Hebrt der Wllr durch die Verträge der Tyrannen nicht gebunden ist. — Nach Brissot verlor Condorcet den Entwurf eines Manifests über die Grundsätze der Politik, die Frankreich beim Ausbruche eines Kriegs befolgen müsse, das in seiner gewöhnlichen philosophisch-physiologischen Weise auf den Gemüthsploz hinauslief, daß man Feinden mit allen Völkern und keine Eröberung wolle, daß man auch die Völker, deren Fürtien Krieg beginnen, als Freunde und der Freiheit werth behandeln werde ic. Die Debatte endigte glänzend zu Gunsten der Gironde, denn am 30. Dec. wurden die verlangten 20 Millionen einstimmig bewilligt, und zwei Tage darauf, am 1. Jan. 1792, da die den Emigranten in dem Beschlusse vom 9. Nov. gestellte Frist abgelaufen war, auf Senfonsk's Bericht das Decret zur Anlage auf Hochverrath gegen die ausgewanderten Prinzen und die Häupter der Emigranten, Calonne, Mirabeau und den Marquis von Launelle, genehmigt.

Während so weiter im Cabinet noch in der Nationalversammlung die Kriegstheft der Gironde einen erbischen Widerstand fand, bereitete sich ihr eine Opposition außerhalb der legalen Kreise, die ihr zwar nach den Vorgängen in der constituirenden Nationalversammlung im Mai 1790, wo sich Robespierre nebst den Jacobinern schon entschieden gegen den Krieg ausgesprochen hatte, nicht ganz unerwartet kommen durfte, die aber von größerer Wichtigkeit für sie wurde, als es anfänglich den Anschein hatte. Robespierre trat nämlich im Jacobinerclub als entschiedener Gegner der Kriegspläne Brissot's und der von ihm geführten Gironde auf, eine Erscheinung, deren Bedeutung noch über die Bedeutsamkeit der Frage, aus der sie entsprang, hinausging, indem sie die tiefe Kluft, die zwischen den beiden Parteischattungen unter den Jacobinern, den Girondisten und den Gewaltmännern, herrschte, und die zutiefst von den gemeinsamen Bestrebungen beider zu Untergrabung des

Königthums und der Verfassung verdeckt werden war, mit einem Male bloßlegte und erweiterte. Denn nicht blos die entgegenge setzte zufällige Meinung der beiden Parteihäupter über die Kriegsfrage trat dabei hervor, sondern überhaupt der spezifische Unterschied im Wesen der beiden Fractionen und namentlich im persönlichen Charakter ihrer beiden Führer, Brissot's und Robespierre's, welches letztere Verhältnis von so wesentlichen Einflüsse auf die ganze Stellung der beiden Parteien gegen einander ward. Auf der einen Seite der unruhige, unmethodische, sanguinische, äußerliche Charakter Brissot's, dem politisches Intriguen- und Parteienspiel sowohl an sich Bedürfnis war, als weil es ihm Gelegenheit gab, eine effectreiche Rolle auf der Bühne des Lebens zu spielen; auf der andern der kühle, methodische, hämisch-herzlose und überheftete Charakter Robespierre's, des vollendetsten Intriguanten und Parteimanns, weil er alle seine Intriguen und Parteimaneuver nicht zur Befriedigung materieller Lüste und zu augenblicklicher Genußnahme, sondern zur Erreichung weitausschender Ziele spielte. Nur in drei Dingen stimmten die sonst so entgegengesetzten Charaktere überein: in ihrer dürren auf Rousseauschen Principien beruhenden politischen Doctrin, in ihrem Haß gegen das Bestehende und in ihrem Ehrgeiz und ihrer Herrschsucht, beide letztere der Robespierre tief im Hintergrunde seines Wesens verschlossen, bei Brissot dagegen offen am Tage liegend. Schon dieses ihres persönlichen Charakters wegen mußten beide Parteihäupter früher oder später in scharfem Gegensatz auf einander treffen, auch wenn nicht die innere Gegensatz der Parteien, die sie repräsentierten, sie zu Gegnern gemacht hätten; Gegensatz, die, ganz dem Charakter der Führer analog, ebenso die Parteien selbst wie die Führer wider einander treiben mußten, denn zwischen den im Genuße ihrer parlamentarischen Siege, in heftungsreicher Erwartung der Erfüllung unbestimmter Pläne und in selbstjünglicher Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit ihrer Bestrebungen Befriedigung findenden unpraktischen Girondisten, und der unerröthet auf ein bestimmtes Ziel, die materielle Gewalt, losgebenden, ohne Gewissenskrüpel alle Mittel anwendenden, nur von selbstlichen Leidenschaften getriebenen thätigen Gewaltspartei konnte wol zu gemeinschaftlichen Tritten eine Zeit lang ein stillschweigender Compromiß, niemals aber eine dauernde Gemeinschaft stattfinden.

Die Kriegsfrage nun war der erste Gegenstand, bei dem dieser innere Zwiepsalt der Führer und ihrer Parteien herortrat. Der 12. Dec. war es, daß der Streit über dieselbe offen zwischen Brissot und Robespierre im Jacobinerclub ausbrach. „Nachdenken und That-sachen“, sagte Brissot, „haben mich zu der Ueberzeugung geführt, daß ein Volk, das die Freiheit nach tausend-jähriger Knechtschaft errungen, des Kriegs bedarf. Der Krieg ist nothwendig zur Befestigung der Freiheit und zur Reinigung der Constitution von den anhängenden Ueberbleibseln des Despotismus; nur der Krieg kann die Männer entfernen, welche die Freiheit verderben könnten. Sie, meine Herren, haben die Macht, die

Rebellen zu züchtigen, die Welt einzuschüchtern; fragen Sie es nur. Die Emigranten verharren in ihrer Rebellion, und die auswärtigen Souveräne fahren fort, sie darin zu unterstützen. Kann man Bedenken tragen, sie anzugreifen? Unsere Ehre, unser öffentliches Ansehen, die Nothwendigkeit, unsere Revolution zu regeln und zu befestigen, Alles verlangt dies aus Gebieterkraft. Frankreich wäre entehrt, wollte es den übermüthigen Aufstand einiger Kottirer und die Beschimpfungen dulden, die ein Despot nicht 14 Tage ungeschoren hingehen lassen würde. Wir müssen uns rächen, indem wir diese Räuberbothen vernichten, oder zulassen, daß die Kotten durch Verschwörungen und Vordränge sich vereinigen und daß die Unversämtheit unserer Aristokraten immer größer werde. Sie heßen auf die Arme von Gobleng. Daher kommt ihre Zuversicht. Wollen Sie die Aristokratie mit Einem Streiche vernichten, so vernichten Sie Gobleng! Das Haupt der Nation wird genöthigt sein mittelst der Constitution mit und durch uns zu regieren.“

Man sieht, der Gedanke von der zu Durchführung der Revolution unabwieslichen Nothwendigkeit des Kriegs, zu dem das Emigrantentreiben die willkommenste Gelegenheit gibt, spricht sich in jeder Zeile der Rede aus, welche einen Beifallsturm im Club erregte und, bei ihrer Ueber einstimmung mit Charakter und Stimmung des leicht entzündlichen Volks, dem in ihr versenkten Gedanken einen entscheidenden Sieg in der öffentlichen Meinung erlangte. Wenn sich Robespierre nur mit um so größerer Entschiedenheit dagegen aussprach und dem Gedanken an Krieg die ausdauernde Doffposition machte, so erklärte sich dies einerseits aus seinem persönlichen Charakter, dessen schleichend-sophistischer, persönlicher Bravour abgelegter Apororatennatur alles Soldatenmessen und somit aller Krieg antipathisch war, und dessen neidisches Wesen ihn feindselig gegen jeden ihn in Schatten stellenden Nebenbuhler machte. Andererseits aber waren es wirklich innere, in der Sache liegende Gründe, die ihm jeden Krieg als gefährlich für die Sache der Volksfreiheit, d. h. wie er sie verstand, erscheinen ließen, da er wohl fühlte, daß einem siegreichen General gegenüber das Regiment demagogischer Gewalttherrscher ein Ende haben müßte. „Nun wohl ihr Franzosen“, sagte er in seiner ironischen höhnischen Weise, „ihr Männer des 14. Juli, die ihr die Freiheit ohne Führer und Herren zu erobern mußtet, kommt doch! Bildet jenes Herr, das, wie ihr denkt, die Welt erobern soll! Aber wo bleibt der General, der, ein unersättlicher Feind der Tyrannen, niemals die vergiftete Luft der Höfe athmet, und dessen Augen durch den Haß und die Ungnade des Hofes bezeugt wird? Wo ist er, dieser neue Cato, dieser dritte Brutus, dieser noch unbekannte Held? — Sollen wir etwas, um die Throne unbesäugern, auf die Befehle des Kriegsministeriums, auf das vom Hofe gegebene Signal warten? Sollen wir in diesem Kriege gegen die Aristokraten und die Könige von denselben Patrioten, diesen ewigen Günstlingen des Despotismus, commandirt werden? Nein! Laßt uns allein marschiren, uns selbst

trien. Aber wie! da treten mir die Redner für Krieg entgegen, da sagt mir Hr. Briffot, daß der Herr Graf von Narbonne diese ganze Unzuliebeit leide, daß man unter den Befehlen des Herrn Marquis de la Fayette marschiren müsse, daß es Sache der ausführenden Gewalt sei, die Nation zum Siege und zur Freiheit zu führen. Ach, Bürger, dieses Wort hat den ganzen Zauber vernichtet. Gute Nacht Sieg und Unabhängigkeit der Völker! Wenn die Scepter Europa's je zerbrochen werden, so wird es nicht durch diese Hände geschehen! — Ich sage es offen, ein Krieg, wie ich ihn vertheile, ein Krieg auf Leben und Tod, ist unmöglich. Soll es dagegen ein Krieg des Hoffs, der Minister, der sogenannten patriotischen Patrizier sein, dann, weit entfernt davon an die Befreiung der Welt zu glauben, glaube ich nicht einmal an Eurer eigene Freiheit. Das Klügste, was wir thun können, ist, sie gegen die Treulosigkeit der innern Feinde zu vertheidigen, die Euch in kreisenden Läufeungen wiegen." — Kurz das Gesagte zusammenfassend schloß Robespierre dann: „Ich habe bewiesen, daß die Freiheit keinen tödtlichen Feind habe als den Krieg; ich habe bewiesen, daß der Krieg, von verächtlichen Leuten angetrieben, in den Händen der ausführenden Gewalt, Nichts als ein Mittel zur Vernichtung der Verfassung, Nichts als die Entwicklung eines gegen die Revolution angespannten Complots ist. Vertrauen auf die ausführende Gewalt vertheidigt, die Günst des Volks auf die Generale lenken, wie Hr. Briffot und seine Freunde thun, heißt nichts Anderes, als die Revolution ihrer letzten Sicherheit berauben, der Wachsamkeit und Energie der Nation.“

Mit dieser Rede hatte Robespierre der Gironde den Handschuh für immer hingeworfen, die kühnsten Verdächtigungen, mit denen sie durchkreuzt war, nutzten einen tiefen Stachel zurücklassen. Die Debatte an diesem und dem folgenden Tage ward auch immer giftiger, bis endlich der alte Duffault zu einem im Laufe der Revolution so oft in Anwendung gebrachten sentimentalen theatralischen Hilfsmittel griff, indem er eine rührende Aufforderung an die Patrioten zur Einigkeit richtete und sie beschwor, sich zu umarmen. Die Gegner umarmten sich, um den nächsten Tag in den Blättern den Krieg nur um so eifriger fortzusetzen; denn Robespierre gewann mit seiner Ansicht nach und nach immer mehr Anhänger. Verecis richtete Marat seine schmähsenden Aufsehe gegen Briffot und Camille Desmoulins gefiel sich darin, die unehrenhaften Antecedenten Briffot's als Tageslicht zu ziehen.

Unterdessen gingen die Vorbereitungen, welche die ausführende Gewalt zu einem Kriege trar unter den Auspicien der Gironde ihren Gang. Während dieser Zeit langte die Antwort des Kaisers Leopold an, die derselbe auf das Schreiben des Königs Ludwig ertheilt, in welchem der letztere, laut den von ihm am 14. Dec. in der Nationalversammlung gemachten Eröffnungen, die Dankschuldenschaft des Kaisers zum Zweck der Beilegung der Differenzen mit den rheinischen Kurfürsten in Anspruch genommen hatte. In dieser, unter dem 21. Dec.

ertheilten Antwort notificirte der Kaiser zuvörderst den Beschluß des regensburger Reichstags, auf seine Schadloshaltung der im Elss begüterten Reichsfürsten einzugehen, erklärte dann, unter Zurückweisung aller feindseligen Absichten, daß, da noch den den Kurfürsten von Trier gemachten Drohungen die Möglichkeit einer Verletzung der Reichsgrenze möglich, es aber seine Pflicht sei, dieselben vorzubeugen, er dem Generale Bender im Luxemburg Befehl gegeben habe, das Kurfürstenthum Trier gegen einen französischen Einbruch zu schützen. Treß dieser scheinbar friedfertigen Erklärung war Niemandem mehr am Trien gelegen als Kaiser Leopold; er suchte daher durch weitere Unterhandlungen einem Bruche vorzubeugen, und ließ deshalb durch die kaiserliche Regierung zu Brüssel anzeigen, daß er vom Kurfürsten von Trier die Entlassung der Emigranten verlangt, nur unter dieser Bedingung dem Kurfürsten Schutz versprochen und damit das Aussehen der Rüstungen der Emigranten beweiht habe. Was Trier ging zugleich die Nachricht ein, daß der Kurfürst, erschreckt, die gänzliche Zerstreuung der Emigranten anbefohlen habe.

Diese neuen Aussichten auf Vermögen des Friedens, der wie in den amtlichen Noten zwischen den Cabineten von Oesterreich und Frankreich, so auch in den intimen Correspondenzen zwischen den beiden Höfen die ungewisselhafteste Empfehlung und Zursprache fand, harmonisiren aber gerade am wenigsten mit den Plänen der Gironde, die deshalb Alles daran setzte, um die eingetretene friedliche Wendung in die entgegengesetzte Richtung zu verkehren. Der Hülfs der Partei, Senard, sprach daher schon am 5. Jan. 1792 seinen Unmut über die Masse der rubeliebenden Gemäßigten aus, die von keinem Kriege wissen wollten — der doch zur Durchführung der Revolution unumgänglich nöthig sei — und deshalb den falschen Gemäßigten, den Reichen und Egoisten, den eigentlichen Feinden der Gleichheit, in die Arme fielen. Den Hauptstreich gegen den Frieden suchte jedoch die Partei in dem Berichte zu führen, den Gensonné, eines ihrer bedeutendsten Mitglieder, im Namen des diplomatischen Comités am 14. Jan. der Nationalversammlung über die letzten Unterhandlungen mit dem Kaiser Leopold erstattete.

Dieser Bericht drehte sich um die zwei Fragen: welches ist unsere politische Lage dem Kaiser gegenüber? und darf dessen letzte amtliche Antwort als eine Feindseligkeit gegen Frankreich betrachtet werden? In Beantwortung dieser Fragen suchte Gensonné zuvörderst darzuthun, daß Frankreich immer sein Geld und seine Soldaten für Oesterreich acceptirt habe, ohne je dafür ein ähnliches Opfer zu erkalten; daß der Allianzvertrag von 1756 durch die pünktliche Declaration und die darauf folgenden Verhandlungen verletzt worden sei, die die Aufstellung einer bemachten Coalition der Souveraine zum Zweck gehabt hätten; daß jener Vertrag endlich durch die Rüstungen der Emigranten, die von den teutschen Reichsfürsten gebildet und selbst unterstützt worden seien, verletzt worden. Ferner behauptete Gensonné, daß, trotz der jüngst zu Auflösung der Emigran-

tenansammlungen gegebenen Besche, diese nur scheinbaren Anordnungen nicht zur Ausführung gebracht worden seien; daß die weiße Garde fortwährend im deutschen Reiche getragen, die nationale französische Garde dagegen beschimpft und französische Reisende gemißhandelt wurden. „Dies ist also unsere Lage,“ fuhr er dann fort, „daß der Krieg, für gewöhnlich eine Geißel der Menschheit, jetzt der öffentlichen Wohlfahrt nützlich erscheinen muß. Ihr Comité trägt daher auf Beschleunigung der Vorbereitungen zum Kriege an. Ein Congress (den Kaiser Leopold, wie König Ludwig, so sehr wünschte und deshalb in Aussicht gestellt hatte) wäre eine Schande. Der Krieg ist nothwendig, die öffentliche Meinung verlangt ihn, die öffentliche Wohlfahrt besteht ihn.“ Schließlich trug der Berichterstatter darauf an, vom Kaiser eine bestimmte Erklärung zu fordern und im Falle, daß diese Erklärung nicht bis zum 10. Febr. ertheilt würde, die Verweigerung einer Antwort als einen Act der Feindseligkeit zu betrachten.

Kaum hatte Gensonné seinen Bericht beendigt, als sein Freund Guadet, die Gunst des Augenblicks zu einer tödtlichen Angriffe auf den Minister des Auswärtigen benutzend, sich erhob, um, die Eröffnung des gewünschten Congresses zum Anknüpfungspunkte nehmend, eine ferner zündenden Apostrophe an die Versammlung zu richten, welche sie im Laufe der Revolution so oft zu leeren sentimentalen Szenen, oder auch zu übereilten Beschlüssen hinarissen. „Von allen der Versammlung mitgetheilten Thatfachen,“ sprach Guadet, „ist keine aufschläger gewesen als der Plan zu einem Congress, der eine Abänderung der französischen Verfassung zum Zwecke hätte. — Wenn es wahr ist, daß diese Intrigue durch Leute geleitet worden ist, die darin ein Mittel erblicken, aus ihrer politischen Wichtigkeit herauszutreten; wenn es wahr ist, daß einige Beamte der ausführenden Gewalt mit aller Macht, die ihnen aus ihren Verbindungen zuwächst, dieses abscheuliche Complot befördern; wenn es wahr ist, daß man uns durch Verschleppen und Entmuthigung zur Annahme dieser schimpflichen Vermittelung verleiten will: darf die Nationalversammlung ihre Augen vor solchen Gefahren verschließen? — Schwören wir,“ fuhr der Redner fort, „hier lieber zu sterben, als....“ Da erhob sich die ganze Versammlung, ohne den Redner den angefangenen Satz enden zu lassen, mit dem einstimmigen Rufe: „Ja, ja, wir schwören es.“ Von Begeisterung ergriffen, faßt die Versammlung den Beschluß, daß jeder Franzose, der Theil an einem Congress nehmen könnte, dessen Gegenstand eine Modification der französischen Verfassung wäre, für einen Verräther und Verräther gelten solle. Dieser ganze, zwischen Gensonné und Guadet verabredete Theatereffect war vorzüglich gegen die Feuillants und den Minister Desfauts gerichtet, den man beschuldigte, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen. Den folgenden Tag wurde die Beratung über den Bericht Gensonnés fortgesetzt. Brissot wollte schon Nichts mehr von dem Antrage des Aufschusses, den Kaiser nochmals zu befragen, wissen. Das Bündniß des Kaisers mit den andern Mächten,

dessen der Bericht erwähne, sei ein offener Act der Feindseligkeit und dem Kaiser daher offen zu erklären, daß nur die sofortige Auflösung jenes Bündnisses den Krieg abwenden könne. Es ward also beschlossen, daß der König nur im Namen der französischen Nation mit dem Kaiser unterhandeln und von ihm verlangen solle, daß er bis zum 1. März eine definitive Erklärung abgebe.

Auch außerhalb der Nationalversammlung waren die Girondisten nicht untätig. Denn während sie in der ersten den Krieg parlamentarisch so gut wie entschieden, regte Vergniaud, der dritte im Freundschaftsbunde mit Guadet und Gensonné, das Volk durch einen seit einigen Tagen in Masse verbreiteten Entwurf zu einer Adresse an, die auf nichts Anderes als auf eine Republik hinausläuft.

Auf das von der Nationalversammlung angenommenem Decret hatte der König erwidert, daß er seit mehr als 14 Tagen eine positive Erklärung vom Kaiser verlangt habe. Während dieser Zeit erfuhr man, daß der Kurfürst von Trier, von dem Andrängen Frankreichs erschreckt, in der That wiederholte Befehle zur Verstreuerung der Emigrantenversammlungen, zum Verkauf der in seinen Staaten angeschafften Magazine, zur Verhinderung der Anwerbungen und Kriegszüge gegeben hatte, und daß diese Befehle diemal wirklich zur Ausführung gekommen seien. Allein man war schon dahin gekommen, daß derlei Erfüllung der gebenen Forderungen gar keinen Eindruck mehr machte; man wollte ja den Krieg um seiner politischen Folgen willen und nicht als Abwehr gegen das Ausland. Man that daher, als seien dies nur eitle Demonstrationen ohne positives Resultat und blieb bei den Forderungen, die man an den Kaiser zu stellen beschloß.

Unterdessen wurden die Kriegseröffnungen von Seiten Frankreichs eifrig fortgesetzt, Narbonne, der eben eine militärische Rundreise an der GSGrenze beendigt hatte, gab der Nationalversammlung eine glänzende Darstellung der dort versammelten Kriegsmacht und der von ihm getroffenen Maßregeln. Die Versammlung ward dadurch nur noch mehr in ihren Kriegslust befestigt und beschloß am 25. Jan. von Neuem, der König solle an den Kaiser Respell eine neue Aufforderung richten, auf alle Unternehmungen gegen Frankreich zu verzichten, und, wenn dies nicht bis zum 1. März erklärt werde, dem Kaiser den Krieg zu erklären.

Grade um diese Zeit gestaliteten sich die innern Angelegenheiten Frankreichs, gleich als ob Alles sich verschworen hätte, dem frühlingsfrischen Ministerium das Regieren unmöglich zu machen, immer zerrütteter und drohender. Wie unruhig es im Süden ausfiel, ist schon bei den Vorfällen in und um Avignon gesagt worden; dort, in der Provence und den benachbarten Provinzen war bereits der völlige Bürgerkrieg ausgebrochen, hervorgerufen durch das wilde Treiben der demokratischen Haispazzen und den kirchlichen Väter. Mende, Bannes, Jals und Arles waren die Sammelpunkte der Royalisten, während Marseille das Centrum der Revolutionspartei war, der dort in der Menge daselbst hausenden

Gesinde eine willige Armer zu Gebote stand, die später vom jungen schönen Barbaroux nach Paris geführt wurde, der schon seit am 4. Febr. von der marseiller Municipalität nach Paris gesendet ward, um gegen die Contrerévolution zu wirken, was er, wie wir sehen werden, mit nur zu großem Erfolge that. Dazu kamen die immer nicht sich verbitternden kirchlichen Streitigkeiten, die in Folge der Gewaltthatigkeiten gegen die Priester überall die schärfsten Parteilagen erregten, vor Allem im Westen; dann die Entwerthung des Geldes, der Mangel an Arbeit und Lebensmitteln, die den Nothstand aufs Aeußerste steigerten, Tumulte, Plünderungen und Gewaltthatigkeiten aller Art täglich in steigendem Maße hervorgerufen. Auf den westindischen Inseln, vor allen St. Domingo, war ferner der Aufstand der Farbigen in volle Flammen ausgebrochen und dessen Unterdrückung namentlich durch Beschlässe der Gironde, welche Truppen sendungen verbanderten und die Mulatten begünstigten, verhindert worden. Der dadurch veranlaßte Mangel an den zum Lebensbedürfnisse gewordenen Colonialwaaren vermehrte nur noch die unruhige Stimmung und gab Gelegenheit zu neuen Tumulten, die zuletzt selbst in Paris ausbrachen, wo der Pöbel die Magazine zu plündern begann, Lärzung des Zuckers und niedrigere Brodpreise verlangte.

Die Jacobinerclubs zögerten nicht, diese Stimmung und diese Zustände zu einer Steigerung der Revolution auszuheben, und zu diesem Behufe die Unruhen eher anzufachen als zu beschwichtigen. In diesem Bestreben ging die Gironde selbst noch Hand in Hand mit der Gewaltpartei. Als eben die Theuerungstumulte in Paris im Januar 1793 im besten Zuge waren, hatte Brissot und seine Parteigenossen nichts Eiligeres zu thun, als den Pöbel, mit Hilfe des neuen Maires von Paris, ihres Genossen Pétion, mit Fiksen zu bewaffnen, um ihn der Nationalgarde gegenüberzustellen und sich so die Möglichkeit zu verschaffen, die Gährung nach Belieben auf einen noch höhern Grad zu steigern.

Schon diese innern Verhältnisse mußten die Ertregung des Ministeriums täglich schwieriger machen; hierzu kamen noch die innern Spaltungen in demselben, wo der besonnene, dem Frieden geneigte Desfossé dem kriegerischen Narbonne, der rädlich der Constitution ergebene Cahier de Serville dem innerlich contrerévolutionnairen Bertrand de Moleville entgegenstanden. Dazu ward es auch von Außen überall angegriffen: Narbonne von Robespierre und dessen Partei; Bertrand de Moleville und Desfossé von Lafayette und den ihm momentan verbundenen Girondisten, von jenem, weil er es ihnen nicht vergab, daß sie einen abenteuerlichen Plan von ihm zur Rettung des Königs nicht angenommen, von diesen wegen brachialer Bildung einer compacten ministeriellen parlamentarischen Partei, von welcher die Girondisten eine gefährliche Beeinträchtigung ihres überwiegenden Einflusses in der Nationalversammlung fürchteten und deshalb Alles daran setzten, die Bildung derselben zu hintertreiben, was ihnen auch mittels gewaltsamer Einschüchterung durch die Gallerien gelang. Indessen

die schlimmsten Verlegenheiten wurden dem Ministerium durch die äußern politischen Angelegenheiten bereitet und die Richtung, welche ihnen die Girondisten gaben. Kaiser Leopold zwar war seiner friedfertigen Gesinnung nicht im mindesten untreu geworden, bestie fortbauend auf diplomatischen Wege zum Ziele zu kommen und war noch weit entfernt, eigentliche Kustungen anzuordnen, denn die Truppenzusammenniehungen in Belgien und im Breizgau waren in Vergleich mit den gegenüberstehenden französischen Heeren völlig unzulänglich. Da gab die scharfe Aufforderung, welche in Folge des Beschlusses der Nationalversammlung vom 25. Jan. an den Kaiser erlassen werden war, der Sache eine andere Wendung, indem sie denselben denog, nun doch entscheidendere Schritte zu thun, um den Verein der europäischen Mächte zu Stande zu bringen.

So kam am 7. und 19. Febr. das Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen zu Garantie ihrer gegenwärtigen Besigungen und der deutschen Reichsversammlung zum Abschluß, dem auch die am 17. Febr. von Oesterreich erlassene Antwort auf die Note entsprach, welche die am 25. Jan. gefassten Beschlüsse der Nationalversammlung in Ausführung brachte. Zwar sprach der Kaiser darin seine fortbauende Neigung zum Frieden aus, konnte doch aber nicht unterlassen, bemerktlich zu machen, daß der europäische Verein doch so lange ein eventuelles Bestehen haben werde, als eine Partei den König Ludwig, sowie durch Kustungen und Wüstereien die Nachbarn Frankreichs bedrohe und so lange die Jacobiner zum Kriege aufschloßen, in dem sie das Mittel suchten, das Volk zu einem Fanatismus zu steigern, wie sie ihn bedurften; Oesterreich sei deshalb zu Vertheidigungsmaßregeln genöthigt, und desse nur, Frankreich werde sich von den Täuschungen zu befreien suchen, in welche die Jacobiner es zu verwickeln strebten. Eine ähnlich lautende preussische Erklärung folgte bald darauf der österreichischen.

Die Verlesung der österreichischen Depeschen durch den Minister Desfossé in der Nationalversammlung regte am 1. März einen Sturm, der durch die Mittheilung der Antwortdepesche Desfossé's nicht beschwichtigt werden konnte, die zwar die Freude des Königs über des Kaisers friedfertige Gesinnungen aussprach, aber auf der Forderung der Auflösung des europäischen Vereins stehen blieb. Um dieselbe Zeit erweiterte sich die Kluft zwischen der Kriegs- und Friedenspartei im Ministerium immer mehr, nicht ohne Aufsehen Lafayetle's, der seinen Schützling Narbonne gern zum Haupt des Ministeriums gemacht hätte. Eine Menge Intriguen wurden zu diesem Behufe von der Kriegspartei gespielt, die aber gerade den entgegengesetzten Erfolg hatte, indem der König auf den Rath Desfossé's dem Grafen Narbonne seine Entlassung ankündigte und an seine Stelle den Obersten de Gracq zum Kriegsminister ernannte. Um den ungünstigen Eindruck, den diese Entlassung auf die Nationalversammlung machen mußte, zu schwächen, wurde bald darauf auch die des verhassten Bertrand de Moleville ausgesprochen. So lastete

im Ministerium der ganze Haß der Gironde auf ihn noch in denselben höchsten Hauptvertreter der friedlichen Meinung, auf den sich nun alle Angriffe der Kriegspartei concentrirten, welche jetzt, eben als die Nachricht vom plötzlichen Tode des friedliebenden Kaisers Leopold eingegangen war, ihre Zeit gekommen fand, um einen Hauptangriff auf Delfaart zu versuchen.

Brisset unternahm es am 10. März, bei Beantwortung der von Delfaart vorgelegten diplomatischen Notizen Oesterreichs, die Anklage des Vaterlandsverraths gegen den Minister zu erheben, obgleich in den mitverliegenden Antwortnotizen desselben nicht der geringste zureichende Grund dazu gegeben war, indem sie treulich die von der Nationalversammlung gefassten Beschlüsse zur Ausführung brachten, und nur die gewohnte diplomatische seine Form dabei beobachteten. Brisset forderte förmliche Verweisung des Ministers in Anklagezustand, da er die Würde der Nation verrathen, die Versammlung von der Vereinigung der Mächte und der Declaration von Pillnitz nicht benachrichtigt, in seinen Notizen unconstitutionelle Doctrinen aufgestellt, dem Oesterreichischen Cabinet eine falsche Ansicht vom Zustande Frankreichs gegeben, die Unterhandlungen in die Länge gezogen und sie in einer den Interessen Frankreichs entgegen gesetzten Weise geführt habe. Als einigen gemäßigten Mitgliedern der Versammlung eine förmliche Anklage gegen Delfaart zu hart erschien, erhob sich die oratorische Celebrität der Gironde, Vergniaud, um den Minister vollends zu vernichten. Nachdem er das Verfahren des Ministers aufs Heftigste angegriffen, wobei er noch neue Beschwerdepunkte gegen denselben aufzuzählen sich bemühte, unter andern auch den, man weiß nicht ob mehr perfiden als lächerlichen, daß Delfaart dadurch, daß er das Decret zur Vereinigung des Comitats mit Frankreich zu lange im Portefeuille behalten habe, die eigentliche Ursache der Nothgedruth von Koigny worden sei — nachdem also Vergniaud die beschulderten und heftigsten Anklagen gegen Delfaart geschildert, folgte er mit folgender Epistrophe, die terroristisch unmittelbar gegen die Königin gerichtet war: „Den dieser Rednerbühne erblickt man den Palast, wo verfeuerte Rathgeber den König, den uns die Verfassung gegeben hat, verwirren und betrügen; ich sehe die Fenster des Palastes, wo man die Contrerevolution anstellt, wo man die Mittel ausfindet, uns wieder in die Sklaverei zu versenken. Aus diesem verfluchten Palaste ist in alten Zeiten der Schrecken oft und im Namen des Despotismus hervorgegangen; möge er jetzt dort im Namen des Heßiges Eingang finden; möge er dort alle Herzen durchbringen, damit die, welche ihn bewohnen, wissen, daß unsere Verfassung nur den Könige die Unverletzlichkeit angedeihen läßt.“

Ein Sturm des Beifalls folgte dieser Rede, und als gleich darauf der Antrag auf Anklage Delfaarts zur Abstimmung gebracht wurde, fand derselbe, da die Lafayette'sche Partei in der Versammlung in dieser Beziehung mit den Jacobinern Hand in Hand ging, eine gewaltige Mehrheit, die für ihn stimmte. Noch am

Abende desselben Tages ward der unglückliche Delfaart verhaftet, um vor den hohen Nationalgerichtshof gestellt zu werden, der in Orleans errichtet und mit der Richtungs der Staatsverbrechen beauftragt war. — Der Minister Dupont du Tertre, von derselben politischen Ansicht wie Delfaart, war ebenfalls von einer politischen Anklage bedroht, kam ihr aber am 12. März dadurch zuvor, daß er sich rechtfertigen zu dürfen erlangte, was Delfaart nicht vergönnt gewesen, dem das Wort zu seiner Vertheidigung nicht ertheilt worden war, so wenig als über dessen Inanfragestellung ein Ausschuss berichtet hatte. Die Fesge von Dupont du Tertre's Rechtfertigung war, daß er am 13. März durch die Tagesordnung freigesprochen ward, werauf er unverzüglich seine Entlassung nahm. Da auch Cahier de Deteille sein Ministerium niederlegte, so war das Ministerium der Feuillants als gesprengt zu betrachten und der König gezwungen, sich nach einem neuen auszusuchen.

Die Gironde war es gewesen, die den Sturz des Ministeriums bewirkt hatte, als Siegerin war sie es auch, die den Bestand des neuen Ministeriums bestimmte, da dem Könige Ludwig eben nichts Anderes übrig blieb. Die Unterhandlungen über die Bildung eines neuen Ministeriums gingen nicht schnell von staten, denn über anderthalb Monate dauerte es, ehe es zu Stande kam. Der erkrankte und ohne Zweifel auch der wichtigste Mann des neuen Ministeriums war General Dumouriez, der schon früher mit Genoué durch die ihnen beiden übertragene Sendung zur Untersuchung des Zustandes der westlichen Departements diesem als ein Mann von den größten Talenten bekannt geworden war, und nun, durch dessen Empfehlung näher mit den Häuptern der Gironde verbunden, auf deren Empfehlung vom Könige, dem er wiederum durch seine gesellschaftlichen Formen genehm war, zum Minister des Auswärtigen ernannt wurde. Er bewirkte sogleich die Ernennung Laforest's, eines ihm ergebenen, sonst aber unabhängigen Mannes, der sich bald mit dem Könige befreundete, zum Marineminister. Bald nach ihm wurden am 24. März Meland, bereits seit längerer Zeit, wie schon erwähnt, in enger Verbindung mit der Gironde und nebst seiner Frau gewissermaßen deren unsichtbares Haupt neben dem sichtbaren, Brisset, zum Minister des Innern und Clavière, ein langjähriger vertrauter Freund Brisset's und durch mehrer Schriften über Finanzwesen bekannt, zum Finanzminister ernannt. Erst später, am 14. April, wurde das Justizministerium mit Duranton, einem Advocaten aus Bordeaux gleich dem beredelteren Clerc, Laforest, Vergniaud und Guadet, auf Empfehlung dieser beiden letzten besetzt, und noch später, den 8. Mai, trat Cereau an Graves' Stelle als Kriegsminister. So hatte die Gironde ihr erstes Ziel erreicht, sie stand am Ruder und konnte nun zeigen, ob sie fähig sei, ihre Pläne in Ausführung zu bringen und das Land, in dem sich die Zerrüttung aller innern Verhältnisse in schreckenerregenden Verhältnissen steigerte, wieder zu beruhigen und in einen gedeichlichere Zustand zu bringen.

Krieg war die Lösung der Gironde, Krieg war daher auch der Gedanke des neuen Ministeriums, und der Minister, der diesen Gedanken vorzugsweise zu verwirklichen verstand, mußte natürlich Weise auch der wichtigste Mann in demselben sein. Dies war Dumouriez. Eine echte Soldatennatur der feinsten weltmännischen Art, nicht zurückschreckend vor Abenteuern und Wagnissen, dabei im Grunde von keinem politischen Glaubensbekenntnisse, doch aber als gewalttätiger Soldat notwendiger Weise innerlich ebenso Feind der revolutionären Anarchie, wie mehr dem Königthume zugeneigt, geschickt, thätig und gleicherweise von hohen militärischen Talenten wie von einnehmenden Formen, war er, wenigstens im Anfange, wegen seines Kriegseifers ebenso der Freund und äußerliche Genosse der Gironde, als er später der Vertraute des Königs und der Königin ward. Eigene Neigung wie Politik machten ihn zum eifrigen Parteilanger für den Krieg. In ihm fand die Gironde das, was ihr fehlte, einen Mann, der nicht bloß den Krieg wollte, sondern auch das Kriegsgelocke verstand und deshalb einen Krieg planmäßig einzuleiten wußte. Den Antritt seines neuen Amtes begann er, um es zu einer raschen Entscheidung der Kriegfrage zu bringen, gleich mit der energischsten diplomatischen Correspondenz mit Oesterreich, in welcher er auf kategorische Befehle völlige Auslösung der Emigranten, Rückführung des Decret aus Belgien, Entloosung und Auflösung des Bündnisses mit Preußen verlangte. Da die Antworten des österreichischen Cabinets, in welchem mit der Thronbesteigung des Kaisers Franz II. die Friedenspolitik Leopold's und des Fürsten Kaunitz eine Erbschütterung erlitten hatte, diesen Forderungen nicht entsprechen konnten, so forderte Dumouriez in einer Note vom 27. März vom österreichischen Cabinet eine definitive Erklärung, ob es auf die Forderungen Frankreich einzugehen geneigt sei, unter dem Hinzufügen der Drohung, daß Frankreich, im Falle der Nichterlösung dieser Erklärung, sich als im Kriegszustand gegen Oesterreich befindlich betrachten werde. Als Oesterreich die geforderte Erklärung nicht gab, sondern antwortete, daß es bei den früher von ihm gemachten Erklärungen sein Bewenden habe, erfolgte die feierliche Sitzung der Nationalversammlung vom 20. April, in welcher der König persönlich erschien, um die förmliche Kriegserklärung gegen den Kaiser Franz II. zu beantragen. Bei der darauf folgenden Beratung herrschte die von den Girondisten angeführte kriegerische Leidenschaftlichkeit so vor, daß die wenigen Rechten, die gegen den Krieg sprachen, Nichts gegen die Parteilanger des linken, Brissot und Guadet obenan, vermochten und bei sofortiger Abstimmung, ohne alle Berichterstattung darüber, das Decret für die Kriegserklärung mit großer Mehrheit angenommen ward.

Die Girondisten hatten nun ihren Wunsch erreicht, der Krieg war erklärt; aber Dank ihren Demagogenfunktionen, Dank der von ihnen beförderten Revolutionierung der Staatsverwaltung, welche aus Disziplin und Befehl des Decrets zu zerrütteten Anfangen hatten, indem ihre Wählerkreise eine große Anzahl tüchtiger Offi-

ciers zur Auswanderung trieben, während die Soldaten, bei denen die Doctrinen von Freiheit und Gleichheit nur einen zu willfährigen Gehorsam fanden, den übriggebliebenen nur zu oft den Gehorsam aufkündigten oder gar desertirten — Dank den hierdurch herbeigerufenen Zuständen fielen die ersten kriegerischen Auftritte nichts weniger als glänzend für die französischen Waffen aus.

Dumouriez, ein Mann von speculationen militärischen Ideen, der deshalb auch auf die, eigentlich nicht in sein Ministerium gehörigen, Kriegsplane vom entscheidendsten Einflusse war, hatte nämlich schon den Gedanken der sogenannten natürlichen Grenzen Frankreichs aufgefaßt und strebte vor Allem dahin, durch plötzliche Ueberziehung des noch so gut wie unberückten linken Rheinufers des trutshen Reichs, namentlich Belgien, wo Oesterreich nur eine schwache Truppenmacht stehen hatte, wo die inneren Verhältnisse so viele Anknüpfungspunkte und so viele Möglichkeiten einer revolutionären Propaganda boten, dem Kaiser Franz zu vorzuziehen und durch einen großen aggressiven Streich der Sache Frankreichs gleich von vorn herein eine vortheilhafte Wendung zu geben. Der Erfolg entsprach aber dem großartig gefaßten Plane keineswegs, denn weder waren hinlängliche und tüchtige Mittel vorbereitet, trotz der enormen Summen, die für die Rüdungen des Reichs verausgabt waren, aber bei der wirren Wirtschaft zum Theil wie Wasser im Sande verrannen, noch waren sähige Befehlshaber am Plage; denn weder der alte und fränkische Rodomontau, noch der mehr zum Volksgünstling als zum Feldherren gemachte Lasafette waren die Männer, welche die militärischen Ideen Dumouriez' auszuführen vermocht hätten. Der Plan, Belgien gewissermaßen durch einen Handstreich zu erobern, dessen Ausführung in die Tage des letzten Drittels des Monats Mai festgesetzt war, verlief gänzlich, indem die Truppen von der Armer Neomontau's — selbst die von Wiron commandirten, die von Valenciennes aus marschirten, als die unter Dillon, die von Lille aus operirten — beim ersten Zusammentreffen mit den Oesterreichern meuterten den schwächlichen Befehlshabern, die letztern sogar ihren General Dillon und einen andern Officier ermordeeten. Auf die Nachricht von diesen Vorfällen ging Lasafette, der von Givet auf Namur und von da auf Brüssel und Lüttich vorgehen sollte, aber nur langsam und gewissermaßen widerwillig diese Operation begonnen hatte, sozmal wieder zurück, um so lieber, da ein jeder Angriffskrieg seinen Charakter nicht aufzute und er überdies bereits mit Dumouriez, auf dessen aufgebenden Gestirne er reichlich war, auf gespanntem Fuße stand, während die inneren politischen Verhältnisse sein vorübergehendes Bündnis mit den Girondisten wieder sehr gelockert hatten. Noch schlimmer ging es mit dem Plane, mittels einer Südarmee, die General Montecquieu beschleunigen sollte, in Sardinien einzufallen, indem der General gar keine praktikable Südarmee versand und so, zu seinem Glücke, nicht einmal einen vershulden Versuch machen konnte. Kein besseres Glück machten die diplomatischen Schritte, welche

Dumouriez in Berlin that, um Preußen von Oesterreich zu trennen. Die Stimmung in Paris ward durch all diese Unglücksfälle sehr gereizt, eine Partei warf die Schuld davon auf die andere, am meisten aber hatte dabei der damals noch fungirende Kriegsminister de Gravelle zu leiden, der deshalb seinen Abschied und, wie schon erwähnt, am 8. Mai den Kriegsgirondistlich gesinnten Obersten Servan, einem ersten, tüchtigen Officier, zum Nachfolger erhielt, der sogleich Alles, und zwar mit Erfolg, aufbot, um das Heer wieder auf einen schlagfertigen Fuß zu bringen, obgleich wegen des Commandowechsels in dem Heere Rochambeau's, an dessen Stelle Luckner kam, und wegen der Kriegsunlust des gereizten und verdrießlich gewordenen Volkes es zu keiner Unternehmung von Bedeutung kam.

Dies waren die ersten Erfolge der girondistischen Politik nach Außen; andrer, aber nicht besser, waren sie nach Innen. Zwar hatte bald nach dem Eintritte des neuen Ministeriums sich ein gegen alle Erwartungen merkwürdig gutes Verhältnis zwischen dem Könige hergestellt, trotz der cynischen Einfachheit, welche Roland mit seiner affectirten rauen Sittenstrenge dem Hofe zum Trost zur Schau trug. Die Minister, die täglich mit dem Könige zu thun hatten, sahen, daß die öffentliche Meinung ihm eine Menge Fehler angedichtet hatte, die er gar nicht, oder doch nur in geringem Grade besaß, und fanden dagegen in ihm so viel ungeschminktes Wohlwollen, einen so tüchtigen sittlichen Kern und so viel gesunden Verstand, daß sie bald in ein näheres, freundlicheres Verhältnis zu ihm traten und sich, selbst der absichtlich herbe Roland, dem Einflusse, den eine candido Natur auch über widersprechende Charaktere auszuüben vermag, nicht entziehen konnten. Umgekehrt fand der König auch mehr Geschmack an seinen Ministern, als er nach deren Präcedenten erwartet hatte: ihre Sparsamkeit, ihr Fleiß, ihr Geschäftstalent gefielen ihm, er fand, daß sie umgänglicher und tractabler waren, als er erwartet hatte; es kam zu gegenseitigen Erklärungen, denen Verständigungen folgten. Der König sprach es offen aus, daß er sich ganz gut mit der Constitution vertragen würde, wenn er gesichert sei, eine Stellung wie die gegenwärtige behaupten zu können. In Folge davon näherten sich auch die nicht im Ministerium befindlichen Häupter der Gironde dem Könige, und Vergniaud, Guadet und Gensonné traten sogar in Correspondenz mit demselben. Allein dieses momentan günstige Verhältnis beruhte zu wenig auf süßlichen und zu sehr auf persönlichen, von augenblicklicher Stimmung und andern Zufälligkeiten abhängigen Motiven, als daß es hätte Dauer versprechen können. Schon der Einfluß, den Madame Roland auf ihren Mann und dessen Partei übte, sollte viel dazu beitragen, es zunächst wieder zu lockern. Ihr innerer, aus unbefriedigter geistlicher Eifersucht gegen Höferrückgebliebenen hervorgerender verbissener Haß gegen den Hof trieb sie, die freundlichen Regungen in der sonst solchen Gefühlen nicht sehr zugänglichen Seele ihres Gatten zu bekämpfen, ihm Strupei und Argwohn gegen den König beizubringen und ebenso

bei den übrigen Gliedern der Girondepartei das Werk des Verbitterns und des Hagens zu übernehmen, um ja seine wohlwollende Stimmung gegen die Dynastie aufstemmen zu lassen. Die Entschuldigung, die man, um den tiefen Schatten zu entfernen, den dieser Zug auf den Charakter dieser Frau zu werfen geeignet ist, geltend gemacht hat, daß sie nämlich in keiner persönlichen Verührung mit dem Könige gewesen, also auch von dem Zauber, den sein gültiger, wohlwollender, ehrlicher Charakter auf alle seine Umgebungen ausgeübt, Nichts habe empfinden können, — diese Entschuldigung würde zu reichend sein, wenn Madame Roland nicht auch bei mehreren andern Veranlassungen eine kalte Hartherzigkeit, eine gemüthlose Selbstgenügsamkeit, einen Mangel menschlichen Wohlwollens gezeigt hätte, die durch ihre sonstigen trefflichen Eigenschaften nicht compensirt werden können. Genug, sie war es, die zuerst den Argwohn zwischen König Ludwig und seinen neuen Ministern rege machte, sowie sie es sein sollte, die, obwohl nur mittelbar, den völligen Zerfall des Ministeriums mit dem Könige herbeiführte.

Durch Servan's Eintritt ins Ministerium hatte sich ein eng zusammenhaltendes, streng girondistisches Triumvirat in denselben gebildet, bestehend aus dem Genannten, aus Glavière und Roland, das den übrigen nicht so eng verbundenen Ministern gegenüber sich bald auf eine die Entracht störende Weise geltend machte, indem es, von Madame Roland inspirirt, dem Argwohne gegen den Hof nicht bloß Ausdruck, sondern auch Nachdruck gab, indem es in immer gesteigertem Maße thatächliche Beweise der aufrichtigen constitutionellen Gesinnung des Königs verlangte, um diesen dadurch in Verlegenheit zu setzen. Dumouriez, der, in entgegengesetzter Weise, zum Könige und auch zur Königin in ein immer vertrauterer Verhältnis getreten war, sowie La Roche, mit dem dasselbe der Fall, stammten sich den Forderungen jener zwar entgegen, konnten aber damit nicht durchdringen, da ihr Colleague Duranton sich gewöhnlich neutral verhielt. Natürlich machte sich außerhalb des Cabinets in den Reihen der Girondepartei das Spiel des Mißtrauens und argwöhnischen Hagens gegen den Hof in verstärktem Maße geltend, und Schwierigkeiten erwuchsen demselben bald überall, im Ministeriatte wie in der Nationalversammlung. Dazu kamen Geldangelegenheiten, welche Dumouriez mit der Gironde noch mehr überwarfen, indem der erstere dem Waire Pétion, diesem gewagten Heiserstehler der Partei, die allmonatlich bewilligten Gelder für Polizeizwecke nicht mehr auszahlen wollte, anderntheils aber die Girondisten Dumouriez Unterdrückung von bedeutenden Summen zur Befriedigung seiner Privatgenüsse zum Vorwurfe machten, und ihn sogar in einer der Parteiluftsummenkämpfe bei Roland, die in Gegenwart und unter dem leidenden Einflusse von dessen Frau stattfanden, völlig darüber zur Rede setzten. Ein fast völliges Zerwürfniß mit den Girondisten und namentlich mit Roland war Seiten Dumouriez's die Folge davon, welcher erklärte in Gegenwart und unter Einfluß einer Frau keine Staatsange-

legenheiten mehr mit ihnen berathen zu wollen. Bald gerieth der Zwist auch in die Offenlichkeit, und die Dumouriez feindlichen Blätter thaten das Ihrige, um das Feuer noch mehr anzufachen.

Natürlich richteten sich diese Hegerien der Presse nicht allein gegen Dumouriez, sondern auch, und noch mehr, gegen den Hof, gegen den alle wahren, halb-wahren und noch mehr ganz falschen Beschuldigungen mit den frechsten Schmähungen hervorgerufen wurden, um seine Stellung immer unmöglicher zu machen. Die girondische Presse und die anarchische, Carra und Morat, sonst schon entschiedene Gegner, reichten sich in diesem ehrenvollen Werke brüderlich die Hand. Vor allem war es das Gespenst eines am Hofe bestehenden österreichischen Comité's, der alle centrecvolutionairen Pläne leide und zur Ausführung bringe, welches von den Tagesblättern ausgebeutet wurde, um den Hof, und besonders die Königin, die als die Seele jenes Comité's dargestellt wurde, verhaßt zu machen, indem man ihm nicht nur die vaterlandsverrätherischen, sondern selbst die blutigen Pläne, wie den einer Bartholomäusnacht der Patrioten, zuschrieb. Es ist historisch ausgemacht, daß um diese Zeit auch nicht eine Spur eines solchen Comité's bestand, und dieses auch früher in einer so bestimmten Form nicht bestanden hatte. Denn wenn zur Zeit der konstituierenden Versammlung durch hochgestellte, mit-rathende Zwischenpersonen über Belgien ein politischer Privatverkehr zwischen den Höfen von Paris und Wien stattfand, so zeigt doch der jetzt bekannte Inhalt der betreffenden Schriftstücke, daß derselbe von allem Landesverrätherischen, Conspiratorischen weit entfernt war, und viel mehr auf Beruhigung als auf Aufregung hinwirkte; jezt aber, während der ganzen Zeit der folgenden zweiten Nationalversammlung, bestand selbst so ein politischer Verkehr nicht einmal mehr; kaum daß noch einzelne Briefe zwischen der Königin und ihrer Familie gewechselt wurden. Nur Montmorin und Bertrand de Moleville erschienen seit ihrem Austritte aus dem Ministerium manchmal in den Tuilerien; gegen sie richtete sich daher auch hauptsächlich der Argwohn, der sie zu den vornehmlichsten Leitern und Helfershelfern des angeblichen österreichischen Comité's machte. Der girondische Journalist Carra, der früher wegen Einbruchs zwei Jahre im Gefängnisse gesessen hatte, griff sie deshalb aufs Heftigste mit den beschärfsten Verleumdungen an, sobald sie es für nöthig fanden, ihn gerichtlich anzuklagen. Carra berief sich nun auf drei Mitglieder der Nationalversammlung, Chabot, Bayre und Merlin, die ihm die Thatfachen, welche er veröffentlicht, mitgetheilt hätten. Als darauf der Friedensrichter Karivière, der den Rechtshandel mit ebenso viel Muth als strengem Rechtssinne führte, die Kühnheit hatte, einen Vorführungsbeehl gegen die drei erwähnten Mitglieder der Nationalversammlung ergehen zu lassen, antwortete die wegen dieses Angriffs auf die Unverletzlichkeit ihrer Mitglieder beleidigte Nationalversammlung mit einem Anklagebeehl gegen den hübnen Friedensrichter und schickte ihn vor den hohen Gerichtshof gegen Staatsverbrechen

in Orleans. Die Gironde hatte ja die gegen die beiden genannten Minister aufgestellte Beschuldigung der völligen Parteilangenehmigkeit gemacht und suchte sie auf alle Weise durchzuführen, in der Presse und in den Clubs, wo die Anklage gegen Montmorin und Bertrand de Moleville auf die schändlichste Weise durch Insinuation vergrößert und entstellt wurde, wie in der Nationalversammlung, wo Brissot und Genoulon sich nicht scheuten, sie aufs Tapet zu bringen und am 23. Mai eine völlige Erörterung derselben zu veranlassen, bei der sie auf Vernehmung Montmorin's in Anklagezustand und auf Untersuchung gegen Bertrand de Moleville drangen. Chabot, Bayre und Merlin vermochten übrigens die Beweise für die von ihnen behaupteten Verleumdungen nicht im entferntesten zu führen, und Chabot mußte am Ende selbst gestehen, daß er keine Beweise für seine Behauptungen habe. Wie absichtlich und beschärfte übrigens die ganze Sache mit dem österreichischen Comité, die einzig darauf hienzielte, die Königin immer mehr verhaßt zu machen, betrieben wurde, zeigt schließlich noch die Thatfache, daß, als gar kein hinreichender Beweis aufzutreiben war, der Sicherheitsausschuß in der Nationalversammlung die Anzeige machte, in der königlichen Porzellanfabrik seien auf Befehl des Hofes mehrere Ballen Papier, wahrscheinlich Schriftstücke des österreichischen Comité's, verbrannt worden. Die Anzeige setzte ganz Paris, wie die Versammlung, in die größte Aufregung, Jedermann glaubte daran, die Nationalversammlung verhandelte vier Tage darüber, und doch ergab sich schließlich, daß das verbrannte Papier Nichts war als eine von der durch die Halsthandgeschichte berichtigten Kamotte verfaßte Schmähschrift gegen die Königin, welche vom Hofe aufgesauft worden war, um durch deren Vernichtung ihre Verbreitung zu verhindern.

Da es der Gironde mit der Fabel vom österreichischen Comité zwar gelungen war, dem Königthum in der öffentlichen Meinung wieder einen neuen Schandfleck anzuhängen, indeffen ein positives Ergebniß, um es in seiner politischen Stellung zu erschüttern, für sie daraus nicht hervorgegangen war, so ergriff sie eine mit dem „österreichischen Comité“ verwandte Sache, um ihrem Ziele, Untergrabung der königlichen Macht um zur gelegenen Zeit sie zu stürzen, näher zu kommen. Die neugebildete königliche Garde war schon lange den Jacobinern ein Dorn im Auge; aus zuverlässigen Leuten gebildet, stellte sie allen Gewaltthatigkeiten des Pöbels sich als ein unbeflegbares Hinderniß entgegen. Sie mußte also beseitigt werden, und dazu gab es jetzt eine passende Gelegenheit, wo sie eben nur als das verabschmähungswürdige Werkzeug des „österreichischen Comité's“ dargestellt worden war. Volk und Nationalversammlung waren einmal durch das in Severis verbrannte angebliche Archiv des österreichischen Comité's in Bewegung gesetzt, und Vorwände fanden sich bald, wenn auch nur einer begründet war, der noch dazu nicht die Auflösung der ganzen Garde verlangte, nämlich der, daß sie stärker sei, als durch das Gesetz bestimmt war. Bayre's am 28. Mai in der Nationalversammlung gemachter Antrag

auf unumgähliche Auflösung der königlichen Garde sandte die Nationalversammlung, die Sitzungen der Versammlung wurden für permanent erklärt, der Pöbel in der Stadt in Aufregung gebracht, von Petitionen verdeckt mit Aufstand gedroht, die Nationalversammlung durch einen Zug von Wärmännern durch ihren Saal in Schrecken gesetzt und durch Redner von Deputationen der pariser Sectionen, namentlich den girondistischen Louvet, zu größerer Energie aufgefordert, und so mit Hilfe aller dieser Einschüchterungsmittel nach einer stürmischen Debatte, in der außer dem Anarchisten Courbon vorzüglich die Girondisten Guadet und Veranlaud für die Auflösung der Garde sprachen, dieselbe, sowie die in Auflosung ihres Beschlusses, des Herzogs von Brissac, beschloß; bis zur Bildung einer neuen Garde ward die Nationalversammlung mit der Bewachung des Königs beauftragt. Der König wollte anfänglich diesem Beschlusse der Nationalversammlung seine Zustimmung versagen; allein da alle Minister, selbst der dem Könige näherstehende Dumouriez, sich der Geltendmachung des Veto widersetzen, stand der König von seinem Beschlusse ab und vollzog die Decrete der Nationalversammlung, die ihn von nun an der Gnade der Gewaltpartei und des Pöbels von Paris anheimgab.

Während so die Girondisten mit Hilfe der Gewaltpartei ihre Pläne gegen Königtum und konstitutionelle Verfassung schrittweise zur Ausführung brachten, dauerte der innere Haß beider Parteien fort, weniger in der Nationalversammlung hervortretend, als in der Presse und noch mehr in den Clubverbindungen, und schon jetzt von Ferne das Unheil verkündend, daß die Girondisten durch ihr gleich unlauteres als verhängnisvolles Bündniß zum Vöbeln mit ihren Gegnern sich herausgeschworen. Robespierre gereichte die Widerlagen, welche die Heere bei der ersten Unternehmung auf Belgien erlitten hatten, zur größten Innern wie äußern Genugthuung, wurden doch durch sie alle seine argwohnischen Vorhersagungen und beschafften Zweifel aufs Glänzendste bestätigt. Natürlich verfehlten er und sein Anhang nicht diesen Vortheil nach Möglichkeit auszunutzen und bei den Jacobinern neue Anklagen und Verleumdungen daraus zu spinnen. Nach ihm war es Nichts als offener Verrat, dem der unglückliche Ausgang der Gesandte in Belgien zuzuschreiben; Kaspette und Narbonne wurden ganz offen als Verräther bezeichnet, und dabei aus deren Verbindung mit der Gironde hingedeutet und diese verdeckt und halberdeckt des Vörraths mit beizichtigt; schon wurde diese Partei offen für eine Kotte Intriganten erklärt, die sich auf den Trümmern der Freiheit erheben wollte, und die ganz unsinnige Beschuldigung ausgesprochen, daß sie damit umgehe, Narbonne zum Protector zu erklären. Zwar replirten Brissot und Guadet bei den Jacobinern aufs Schärfste, und griffen Robespierre in ihren Blättern aufs Bitterste an; allein bereits hatte sie Robespierre in die Defensive gebracht, und hätte sie nicht Parteilichkeit und Selbstverleumdung blind gemacht, so hätten sie schon jetzt ohren müssen, daß sie mit ihrer demagogischen Verläumdung

des Königthums Niemandem mehr gedient, als ihren geschworenen persönlichen Gegnern. Denn jedes Wort, begründet oder unbegründet, was sie gegen Robespierre und dessen Anhänger schleuderten, wußte dieser in seiner heimtückischen verderblichen Weise aufzugreifen und als eine böswillige Verleumdung seiner, des unschuldigen Parteyers, darzustellen, gegen den seine Gegner, d. h. die Girondisten, die sich gegen ihn verschworen hätten, ein Sytem von Verfolgung entwickelten. Diese gegenseitigen Beschuldigungen endigten zwar im Club am 20. April durch eine von dem zwischen den beiden rivalisierenden Parteien vermittelnden halbseitigen Petition arrangierte Ausöhnungsscene, die indessen nicht hinderte, daß der Zwist bald mit erneuter Stärke wieder ausbrach und immer mehr Mitglieder beider Parteien zur persönlichen Beteiligung veranlaßte, wie denn besonders Collet d'Herbois und Ghabot, zuletzt selbst Danton für Robespierre, und andererseits vorzüglich Louvet als Stupe Brissot's im Club auftrat.

Doch war die Zeit noch nicht gekommen, daß die Gironde in dieser Anfeindung durch die Gewaltpartei ein Motiv, innezuhalten im revolutionären Laufe, gefunden hätte; behauptete sie doch in demselben noch die Spitze, selbst es scheinen konnte, als werde letztere von ihr im Schlepptau gehalten, nicht aber sie von jener überfüllt; fand es doch Robespierre noch für angemessen, vor dem zu frühen Reben von Republik Seiten der Giroude zu warnen. So fuhr diese auch in den bereits begonnenen Verlesungsmessregeln gegen die Widerlächer der Revolution fort. Schon am 23. März hatte sie ein Decret durchgesetzt, welches bestimmte, daß die Güter der Emigranten zur Schadloshaltung der Nation für die durch den Krieg verursachten Ausgaben dienen sollten; später bei Gelegenheit der Debatte über die Entlassung der königlichen Garde, forderte der girondistische Louvet an der Spitze einer Deputation einer der pariser Sectionen größere Wachsamkeit und Energie der Polizei gegen die Contrerevolutionäre, worauf Genoude die Einschickung einer hohen Polizei verlangte, der es obliegen sollte, die Unternehmungen gegen die innere und äußere Sicherheit des Staats auszufundstücken und zur Verantwortung zu ziehen. Mit noch größerem Eifer wurden aber, seitdem Roland das Ministerium des Innern übernommen hatte, besonders die Angriffe gegen die eiderreigenden Priester und die katholische Kirche überhaupt wieder aufgenommen, wie denn die Giroude es liebte, ihre freigeizigerische, nicht bloß gegen die alte Kirche, sondern gegen jeden Glauben überhaupt indifferente, wenn nicht gar feindselige Ansicht zur Schau zu tragen, und so, wo sie es nur konnte, der Kirche einen Nachtheil zuzufügen. So vermochte sie die Nationalversammlung zu dem Beschlusse vom 6. April, der alle kirchlichen Amtsstrachen aufhob; bald darauf, am 28. April, ward die Auflösung aller kirchlichen Corporationen und Bruderschaften beschloßen. Als hierauf von allen Seiten Berichte von der Dreysseln ringingen, welche diese Beschlüsse bei dem großen noch kirchlichen Theile des Volks, hauptsächlich im Süden und Westen, hervor-

riefen, und hinwieder von den Gewaltthätigkeiten, welche sich die revolutionären Banden, namentlich die von Pariselle und Wignoun gegen Arles, gegen die dem alten Glauben anhängenden Dröschkosen und Individuen erlaubt, äußerte der Minister Roland in der Nationalversammlung bei Gelegenheit seines am 23. April abgehalteneu Berichts über die innern Angelegenheiten, die über die Petitionen einer Anzahl Departements gegen die eideignenden Priester referirte, daß nur durch Wahrung der Strenge der Bürgergesetz verhindert werden könne. Der Eigenthumsausfluß der Nationalversammlung, sah sich dadurch veranlaßt, durch François von Rantes am 26. April einen Bericht abfassen zu lassen, welcher beantragte zu beschließen, daß jeder eideignende Priester ohne weiteres Verfaßten über die Grenzen des Reichs gebracht werden soll, sobald 20 Einwohner seines Aufenthaltsortes es verlangen und das Districtsdirectorium zustimmt. Die Verhandlungen der Nationalversammlung über diesen Antrag dauerten, mit Unterbrechungen, vom 3. bis zum 23. Mai und endigten nach heftigen Debatten, in welchen die Girondisten in den Angriffen auf Priester und Kirche den Rügen anführten, mit der Annahme des Ausfuhrungsantrags. Der König trug wiederum Bedenken, dem Decrete seine Zustimmung zu ertheilen. Das hatten die Girondisten vorausgesehen, und eben deshalb war es für sie ein Beweggrund um so mehr gewesen, das Decret in der Nationalversammlung durchzubringen; sie versahen ja dadurch dem königlichen Ansehen einen neuen Stoß.

Einen andern Plan, zu ihrer Stärkung und zur Schwächung des Königthums, brachten die Girondisten nicht mit Hilfe des Kriegsministers Servan zu Stande. Sie sahen nämlich wohl ein, daß, um als Partei die Herrschaft fortführen zu können, sie neben dem Heere über eine ihnen zu Gebote stehende Macht verfügen lernen mußten, ähnlich, wie die Gewaltpartei über die Pilsenmänner und den Pöbel der Hauptstadt verfügte. In dieser Beziehung fanden sie vorzüglich in der Provence, mit den Marcellen Barbaroux's (der bald nachher seine marceller Banden nach Paris aufbrechen ließ) und den Banden Jourdan's in und um Evignon, den gewünschten Rückhalt, aus dem sie ihr Heer zu rekrutiren, und nach dem sie sich, im Falle eines Vorrückens der fremden Heere in Frankreich, mit dem Könige als Geiseln zurückziehen gedachten. Schon am 19. Mai forderte deshalb der Girondist Lasource in der Nationalversammlung, man müsse das Volk durch die feierliche Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr sei, in Bewegung bringen und vor Allem eine Streitmacht bei Paris zum Schutze desselben gegen innere und äußere Gegner versammeln. Noch war der Antrag verschütt; allein als am 4. Juni der Kriegsminister Servan plötzlich mit dem Antrage hervortrat, daß, da die bisherige Secretärverfärkung unzulänglich sei, zur Frier des bevorstehenden 14. Juli (des Jahrestags des Bastillesturmes) 20,000 „Föderirte“, die aus den Nationalgarden des Königreichs, je fünf Mann aus jedem Canton, gewählt

würden, nach Paris geschendet werden sollten, um späterhin, mit den Kanonen der pariser Nationalgarde versehen, ein Lager bei Solifons zu bilden, das zur Deckung von Paris bei einem etwaigen Vordringen des Feindes dienen sollte — da wurde der Antrag in größter Eile unter dem Besahle der Gallerien angenommen. Selbst Jacobiner und Cordeliers traten mit dem Beschlusse einverstanden, mit einziger Ausnahme Robespierres, der aus altem Argwohn und persönlichem Grolle gegen Brissot, die Machtvermehrung der Gironden fürchtend, sich im Jacobinerclub dagegen aussprach. Die Girondisten, jetzt im Zenith ihrer Macht, über die unbedingte Mehrheit in der Nationalversammlung verfügend, desgleichen, wie sie glaubten, vermittelt des ihnen ergebenden Maire Pétion über die Stadt Paris, meinten durch diesen Beschluß der Versammlung zum Schlußstein ihrer Macht gelangt zu sein, da er durch das neu zu bildende Heer, das im Grunde mehr gegen König und die königlich gesinnten Parteien, als gegen den äußeren Feind gerichtet war, sie zu Herren der Lage der Dinak machte.

Minin dasselbe Decret, das die Nacht der Girondin für immer beschreiben sollte, ward auch Veranlassung zum Sturz ihres Ministeriums. Der Antrag Serouns war nämlich von ihm nur mit seinen beiden andern streng girondistisch gesinnten Collegen Roland und Claviere im Geheimen beraten, den übrigen Ministern aber geheim gehalten worden. Als daher, nachdem der Antrag in der Nationalversammlung von Seroun gestellt worden, der Ministerrat wieder zusammentrat, kam es zwischen Seroun und Dumouriez, der das Benehmen jenes für unredlich erklärte, zu den heftigsten Explicationen, die, ohne die Dazwischkunft des Königs, der dem Ministerrathe beizutreten, zu Bluträuperien hätten führen können, da beide Minister nahe daran waren, sich zu fordern und auf der Stelle mit dem Degen ihre Sache auszumachen.

Unter dem Witzschlande von Paris hatte der Antrag Seroon's viel böses Blut gemacht; man sah darin die Aechtheit, der Nationalgarde ein terroristisches Gegenmittel zu geben, und der fundbar werdende Plan der Girondisten, mit dem König im Balle der Noth im süßlichen Frankreich eine Zuflucht zu suchen und so die Hauptstadt preiszugeben, trug nur dazu bei, die able Stimmung zu vermehren. Derselbe führte zu einer großen Demonstration, indem eine Witzschfrist gegen die Berufung der 20,000 Federirten vom Generalstabe der Nationalgarde rebigirt und mit mehr als 8000 Unterschriften von Nationalgardisten versehen, der Nationalversammlung überreicht ward. Indessen alle diese Bemühungen vermochten die Sache nicht mehr zu ändern; Seroon's Antrag ging mit großer Mehrheit durch, und das betreffende Decret ward dem König zur Sanction überreicht.

In den Verhandlungen, die darüber im Minister-
rathe geführt wurden, sprach sich Dumouriez ganz offen
über die Maßregel aus, die gleich gefährlich für das
Königthum wie für die Girondapartei werden müsse,
weil sie beide einer unter dem Einflusse der heftigsten

Jacobiner gebildeten bewaffneten Schar anheimgeben; dennoch mußte sie vom Könige gutgeheißen werden, weil sonst statt der geforderten Zwanzigtausend Huzigtausend sich von selbst erheben und nach Paris ziehen würden; zu gleicher Zeit drang Dumouriez auch auf die Sanction des Decrets wegen der Priester. Der König zögerte, indem er Bedenken trug, zwei Decrete zu bestätigen, von denen das eine seinem Gewissen widersprach, das andere ihm eine Quelle des Verderbens für das Königthum werden zu müssen schien. Dazu regte in ihm wol auch die offene Spaltung, die in dem Cabinet zwischen den drei streng girondistischen Ministern und Dumouriez herrschte, den Gedanken an, ob sich nicht mit deren Hilfe die Nothwendigkeit der Unterzeichnung jener Decrete umgehen ließe. Ein schon seit einiger Zeit beabsichtigter Schritt, den Roland jetzt zur Ausführung brachte, vollendete die Ministerkrisis. Seine Gattin war die eigentliche Urheberin desselben, und in erster Linie auf sie, in zweiter erst auf ihren Mann, der, vielleicht ohne es zu merken, in diesem wie in so vielen andern Fällen nur das Mundstück der Weisheit seiner Frau war, fällt die gefäßige Perfidie, die in diese Schritte lag, zurid. Schönbar eine Ergießung schmeihernden politischen Rigorismus, war er einerseits doch im Grunde Nichts als ein Ausdruck des inneren Hasses und Ingrimmes der Frau wider den Hof, gegen den unter dem Scheine hoher politischer Moral ihr Hütchen zu kühlen sie die gegebene Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen konnte; andererseits aber lag ihm, wie man positiv weiß, die intrigante Absicht zu Grunde, bei einer etwaigen Entlassung Roland's durch denselben gegen den Hof einen Streich zu führen, sich aber ein Beweismittel der eignen lauten revolutionären Gesinnung zu sichern. Der Schritt bestand in einem Schreiben, in welchem dem Könige die politische Moral geliebt wurde, um ihn zu bewegen, den beiden letzten Beschlüssen der Nationalversammlung über die eidweigenden Priester und die Zusammenziehung von 20,000 Föderierten seine Sanction zu ertheilen. Unter der Maske seines Freimuths und hoher politischer Sittlichkeit versucht das Schreiben dem Könige die Handlungsweise auseinanderzusetzen, die er zu befolgen habe, wenn er als leblicher constitutioneller König für das Wohl seines Landes wirken und Ruhe und einen geordneten Zustand desselben herbeiführen wollte; in der That aber läßt es zwischen den Zeilen lesen, daß nach den natürlichen Gesetzen des menschlichen Herzens der König aufrichtig constitutionell gar nicht gesinnt sein könne. „Eure Majestät“, heißt es in dieser Bezeichnung, „erfreuten sich früher großer Vorrechte, die Sie für ein Eigenthum der Königswürde hielten; in dem Gedanken an ihre Erhaltung erzogen, können Sie unumgänglich mit Vergnügen sich dieselben entziehen sehen; der Wunsch, sie widerzuerlangen, ist ebenso natürlich, als die Trauer um ihre Vernichtung. Diese Gesinnungen sind zu sehr in der menschlichen Natur begründet, als daß die Feinde der Revolution sie nicht in ihre Berechnungen gezogen hätten.“ Dann aber wird durchzuführen gesucht, daß eben diese nothwendig der

Constitution innerlich feindselige Gesinnung des Königs im Grunde den ganzen unglücklichen Zustand des Landes herbeigeführt habe, und fast mit solchen Worten wird dem Könige Unredlichkeit schuld gegeben. Die Währung ist aufs Aeußerste gestiegen, heißt es dann, und wird auf eine erschreckliche Weise zum Ausbruch kommen, wenn man den Absichten Eurer Majestät nicht vertrauen kann. Von dem Augenblicke an, wo Ew. Majestät dem Volke jeden Vorwand zur Beunruhigung nehmen wird, wird auch die Regierung die nöthige Kraft haben. „Es ist jetzt nicht mehr Zeit zum Zurückweichen, noch kann man temporisiren; die Revolution in den Gemüthern ist da; und sie wird sich vollenden, selbst um den Preis von Blut, und Blut wird ihr Kitt sein, wenn Weisheit nicht dem Unglücke zuvorkommt, das noch vermeidlich ist.“ Dann heißt es weiter: „Schon verdächtigt die öffentliche Meinung die Absichten Ew. Majestät; noch kurze Zeit, und das betrubte Volk wird in seinem Könige den Freund und Schutzbefohlenen der Verschörrer erblicken! Gerechter Himmel, hast du die Wächter der Erde mit Blindheit geschlagen? und was ist niemals andern Rath erhalten, als der sie zum Verderben führt?“ Das ganze Schreiben möchte sich gern den Schein geben, im Stile alttestamentlicher Propheten dem Wächtigen einen strafenden Spiegel der Gerechtigkeit vorzuhalten: leider fehlten aber nur alle Voraussetzungen dazu, auf der einen Seite der orientalische Despot, statt dessen wir einen schwachen, aber wohlwollenden König erblicken, dem, als bestes Mittel ihn zu bessern, die Folgen seiner Schwächen von dem Mentor mit großer innerer Satisfaction ins Gesicht geworfen werden; und auf der andern Seite mangelt der von irdischen Leidenschaften und menschlicher Selbstsucht freie Prophet, der durch einen selbstgerechten, demagogischen Predanten und eine sich selbst überhebende politische Dictant in ersetzt wird.

Das Schreiben war, zu dem oben angegebenen Zwecke, schon seit längerer Zeit von Roland und seiner Frau, die es abgefaßt hatte, vorbereitet. Anfangs war es die Absicht beider, es als im Namen sammtlicher Minister geschrieben dem Könige zu übergeben. Da diese sich aber dessen weigerten, indem sie es wol für unpassend hielten, Madame Roland zu ihrem Geheimsecretair zu machen, so beschloß Roland, den Schritt in seinem eignen Namen zu thun. Sein College Duranton suchte ihn zwar davon abzuhalten, indem er ihm vorstellte, daß das Schreiben, vermöge seines hohen Tones, den König nur erbittern müßte, statt ihn zu überzeugen, und daß ein Bruch zwischen Aehren und Rolkspartei die nothwendige Folge davon sein werde. Allein diese wollte geade die Grenze, und Roland führte deshalb, seiner Frau und seinen Freunden folgend, seine Absicht aus und las dem Könige in förmlicher Sitzung des Ministeraths am 10. Juni den Brief, der demselben übrigens schon bekannt war, vor. Der König hörte die Vorlesung mit unveränderter Geduld an und antwortete darauf bloß, daß er dem Minister seine bedröcklichen Entschlüsse mittheilen werde. Schon seit längerer Zeit waren dem

Könige die drei girondistischen Minister Roland, Clavière und Servan, namentlich aber der erstere, wegen ihres herrischen Wesens und ihrer barschen Manieren zuwider, wogegen Dumouriez wegen der entgegen gesetzten Eigenschaften fortwährend in seiner Gunst gewonnen hatte. Die Feindseligkeit, die Roland in seinem Schreiben bewies, machte ein ferneres Zusammengehen des Königs mit ihm und dessen gleichgesinnten Amtsgenossen vollends unmöglich. Der vorhergesagte Bruch war also da.

In einer Versprechung, die zwischen dem Könige und Dumouriez nach diesem Vorgange im Ministerrathe stattfand, rieth der letztere die Entlassung der drei misliebigen Minister an und machte sich anheischig, das Cabinet zu verewollständigen unter der Bedingung, daß der König die beiden Decrete wegen der eidverweigernden Priester und der 20,000 Hédicrieten unterzeichnen würde. Der König setzte diese Bedingungen, namentlich der die eidverweigernden Priester betreffenden, beharrlichen Widerstand entgegen, schien aber endlich doch, in Folge des Andrängens der Königin, genügt, darauf einzugehen. Roland, Clavière und Servan erhielten daher am 13. Juni ihren Abschied, und an ihre Stelle traten, auf Dumouriez' Vorschlag, Mourguet für die innern Angelegenheiten und Beaulieu für die Finanzen, während Dumouriez selbst zu dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten auch noch das des Kriegs auf besonderes Verlangen des Königs übernahm. Roland hatte, gehorcht den Befehlen seiner Frau, nichts Gütigeres zu thun, als auf der Stelle in der Nationalversammlung sein Schreiben an den König vorzulegen, das Veranlassung zu seiner Entlassung geworden war, trotzdem, daß er dem Könige das Versprechen gegeben, den Brief geheim zu halten. Eine eigenthümliche Weise von Ehrenhaftigkeit bei dem wegen seiner Catonischen Tugend berühmten Manne!

Die Nationalversammlung nahm natürlich das Schreiben Roland's mit der größten Begeisterung auf, beschloß es drucken und in die Departements versenden zu lassen, und erließ die Erklärung, daß die drei entlassenen Minister das Vertrauen der Nation besäßen. Die revolutionaire Presse wie die revolutionairen Clubs schwärmten für die letztern, und so groß war diesmal die Uebereinstimmung unter den Fraktionen der Volksparthei, daß selbst Robespierre es nicht offen wagte, seine Genugthuung über den Sturz der girondistischen Minister offen auszusprechen.

Dumouriez versuchte mit mehr als Kühnheit der Opposition entgegenzutreten, die sich in der Nationalversammlung wider ihn erhob. Allein alle die Reiztheit, die er dem Härmern der Jacobiner entgegensetzte, alle die schlaf fertigen Antworten, die er auf die spizen Angriffe Brissot's und Guadet's ertheilte, vermochten nicht, ihn in seiner Stellung zu befestigen, da der König sich nur zur Unterzeichnung des Decrets zur Zusammenberufung der 20,000 Hédicrieten, nicht aber zur Sanction des andern wegen der eidverweigernden Priester verstehen wollte. Alles Bitten und Beschwören vermochte den Monarchen nicht in seinem Vorfatze wandeln zu machen, und wenn

es früher einmal geschehen, als wenn er geneigter dazu gewesen, so kann dies nur entweder auf einer einseitigen Auffassung Dumouriez', oder in einem flüchtig hingeworfenen unbestimmten Worte des Königs seine Erklärung finden. Genug, er zeigte sich jetzt unerschütterlich, und da Dumouriez nur unter Annahme der beiden Decrete, für die er Verpflichtungen eingegangen war, seine Stellung der Nationalversammlung gegenüber behaupten zu können glaubte, so nahm auch er, schon am 17. Juni, seine Entlassung, und begab sich zum Nordheere, um dort ein Commando zu übernehmen. Auch die übrigen Minister nahmen ihren Abschied, den der König ebenfalls bewilligte, mit Ausnahme Lacoste's und Duranton's, die er zum Bleiben nöthigte. Zur Besetzung der übrigen Stellen nahm er noch einmal seine Zuflucht zu den Heuillants und ernannte die Herren Chambonas, Terrier de Mont-Ciel und Lajard zu denselben, Leute, denen die Uebernahme eines Ministerpostens nicht eine Sache des Ehrgeizes, sondern der Pflicht gegen Vaterland und König war, bei denen aber die politische Fähigkeit leider nicht dem guten Willen gleichkam, mit Ausnahme Terrier de Mont-Ciel's, des Ministers des Innern, der Kopf und Herz aus dem rechten Ficke hatte. Das neue Ministerium, das sich weder auf die Nationalversammlung, noch auf das pariser Volk und die Clubs stützen konnte, warf sich La Fayette in die Arme, durch den es den guten, denselben noch immer anhängenden Theil der pariser Nationalgarde zu gewinnen und sich die Stütze der ihrem Generale sehr ergebenen Armee La Fayette's zu sichern hoffte. Um mit dessen Ansehen den schwankenden Theil der Nationalversammlung zu gewinnen, ward mit ihm ein Schreiben verabredet, das er zu diesem Zwecke an die Nationalversammlung richten sollte. Dasselbe vom 16. Juni datirt lautet am 18. in derselben an, in der es die mächtigste Aufregung verursachte, indem es, auseinander setzend, welchen Weg man einschlagen müsse, um aus dem unheilvollen Zustande herauszukommen, als völliges Parteinehmen gegen den Jacobinismus sich aufs Schärfe gegen das Treiben der Jacobiner erklärte, und freilich die vier entlassenen Minister, sowie die drei girondistischen als Dumouriez, mit harten Worten brandmarkte. Die Wirkung dieses Schreibens war jedoch eine gänzlich verkehrte und die Debatte, die es erregte, fiel in Folge der bitteren Angriffe der Girondisten gänzlich zu seinen Ungunsten aus. Vergnügt machte treffend genug darauf aufmerksam, wie ungeliebt es für den Befehlshaber einer Armee sei, als solcher einer geschehenden Versammlung eine Strafspreib zu halten. Noch schreibender war Guadet, der darauf aufmerksam machte, daß das Schreiben La Fayette's, das vom 16. datirte, gar nicht von ihm herrühren könne, da es der Entlassung Dumouriez' erwähne, die erst am 17. erfolgt sei; die beizende Ironie, mit der dies hervorgehoben wurde, verkehrte nicht La Fayette als Intriganten und das Schreiben als ein Parteinanöver im Sinne des Hofes darzustellen. Genug, der ganze Schritt war verkehrt und schädete dem Könige in der öffentlichen Meinung ebenso sehr als La Fayette,

der damit seinen Beuch mit den Girondisten vollendet hatte. Beide galten in der Meinung der Masse für Verräther, denen man auf alle Weise, sei es mit Ränken, sei es mit Gewalt ein Ende bereiten müsse.

Daß die revolutionären Parteien diese Stimmung nach Kräften ausbeuteten, bedarf keiner Auseinandersetzung, die Clubverhandlungen wie die Presse geben hinderendes Zeugniß davon; ebenso offenkundig ist der Erfolg dieser Parteiumtriebe, der in der allgemeinen Aufregung, in die man die revolutionären Massen zu setzen wußte, zu Tage liegt. Dagegen ist hier auf die jetzt sich entwickelnde folgenreiche Wirksamkeit eines Mannes aufmerksam zu machen, der von da an immer entscheidender in den Gang der Revolution einzugreifen anfangt. Wir meinen Danton, seit Kurzem Mitglied des Gemeinderaths von Paris. Während die Girondisten in weitwichtigen Plänen darauf sann, wie sie den Sturz ihres Ministeriums rächen sollten, dabei hauptsächlich auf die Hilfe aus dem Süden und die 20,000 einzuberufenden Föderirten rechneten, ging Danton grade auf sein Ziel los: Sturz des Königs mit Hilfe der pariser Pikenier und Vergewaltigung der Weiblichen und Gebildeten durch den Pöbel. Der Mittelpunkt seiner Wirksamkeit war der Club der Cordeliers, ein Stroh des Jacobinerclubs, der die gewaltsame Tendenz und das rohe Wesen des letztern in potenziirter Weise darstellte. Hier hatte Danton eine Anzahl verworfener vermögner Gesellen um sich versammelt, die seine Selbstschäfer abgaben in der wilden Demagogie, welche, welche er nun einzuführen bemüht war, hauptsächlich mit Hilfe des Gemeinderaths und der Sectionen von Paris, die ebenso ihm materielle Mittel und Wege zur weiteren Revolutionirung der Massen gewährten, als sie der Stützpunkt waren, auf dem er die geistigen Hebel seines revolutionären Genies aufsetzte.

Danton also, der durch seine Kühnheit und die wilde Thätigkeit, die er von nun an entwickelte, sogar Robespierre als revolutionäres Parteihaupt in Schatten zu stellen anfangt, und sein Troß, der Procurator Manuel und die beiden Mitglieder der Polizeicommission, Paris und Sergent, die Bataillionschef der Nationalgarde Alexander und Santerre der Bierbrauer, der Fleischer Legendre, der Journalist Corra, der Goldschmiedsgeselle Rossignol, der Amerikaner Journeir, die Cordeliers Marmore und Varlet, der Pole Lafuisti u. dergleichen jetzt einen Schlag vor, der das Königthum mit einem Male zertrümmern sollte. In den geheimen Versammlungen dieser Parteigenossenschaft ward der Plan ausgearbeitet und zur Reife gebracht, den 20. Juni, den Jahrestag des Schwurs im Ballhaus, anschneidend zu einem revolutionären Volksfeste zu benutzen und eine Sturmrevolte der Nationalversammlung, um sie dem Könige in Begleitung eines Zuges von 40,000 Pikenierern u. dgl. zu überreichen, in der That aber um bei dieser Gelegenheit dem Königthume mit Gewalt ein Ende zu machen, sei es durch einen Vorstoß auf den König, sei es durch Vertreibung desselben.

Wie verhielt sich nun die Gironde zu diesem Anschlag? Ausgemacht ist, das Petion ihr Anhänger und Mittelsmann mit der Gewaltpartei, wenn nicht, was sehr wahrscheinlich ist, ein activer, so doch gewiß ein passiver Förderer dieses Planes war, von dem er mehr als unterrichtet sein mußte, wenn er gelingen sollte; denn ohne seine verbroderliche Connivenz als Maire wäre das Unternehmen ganz unmöglich gewesen, da es nur seines ersten Willens bedurft hätte, um es beim ersten Anlebetreten zu ersticken. Wie immer, so spielte er auch hier das heuchlerische Spiel, Alles zu unterlassen oder zu lähmen, was zur Verhinderung von Gewaltthaten dienen konnte, und dagegen Alles heimlich zu begünstigen, was dieselben fördern konnte, immer unter dem Anscheine strenger Beobachtung des Gesetzes, das doch aufs Schmachlichste verletzt ward. Mit Sicherheit also ist anzunehmen, daß die Gironde, wenigstens ihre Führer, von dem Sturme Kenntniß hatten, der sich gegen das Königthum bereitete, und daß sie in ihrer Vertiefung dem Anschlag nicht bloß ruhig zusah und sich darüber freute, sondern daß sie auch Alles that, ihn indirekt zu fördern und etwa dagegen sich erhebenden Widerstand nicht aufkommen zu lassen; hatte sie doch den schönen Baebarov, den Freund Roland's und noch mehr seiner Frau, mit seinen marceller Banden, dem herrlichsten Sycours für das Pöbelheer der Hauptstadt, nach derselben citirt; hatte sie doch noch erst am 14. Juni, um die Bauern zu gewinnen, auch feudalistische Rechte ohne Entschädigung aufheben lassen, welche auf freiem Vertrage beruhten. Nur direct that sie Nichts zur Ausführung des im Werke befindlichen Gewaltstreichs, daran hinderte sie ihr persönliches Verhältniß zu den Gewaltmenschen, sowie ihr ganzer, mehr auf Bildung als auf Leidenschaft beruhender und mehr auf Wort als auf die That gerichteter Charakter, der sie unfähig machte zur selbständigen Ausführung von Gewaltstreichern. Noch waren sich die Girondisten dieses Gegenfates nicht klar bewußt, sonst hätten sie erschrecken müssen über das, was um sie geschah, denn mit dem Gewaltstreich, der sich vorbereitete, beginnt das Uebergewicht der terroristischen Partei, das von nun an von Tag zu Tag sich steigerte, bis es die Girondisten gänzlich überflügelte und endlich vernichtete; doch Parteiselbstschäfer verblendete letztere und ließ diese Erkenntniß nicht aufkommen, und auch wenn sie dieselbe gehabt, hätten sie nicht mehr zurück gekommt, ohne ihre Partei selbst zu zertrümmern, denn zu weit waren sie bereits mit der Gewaltpartei im Werke der Wühlerei und des Umsturzes gegangen, um wieder zurückzutreten zu können, ohne sich in der öffentlichen Meinung des jetzt herrschenden Theiles des Volkes zu vernichten. So wirkten sie jetzt gemeinsam mit den Cordeliers durch Schrift und Wort zum Sturze oder wenigstens zur Demüthigung des Königthums, einzig in der illusorischen Meinung, dadurch wieder ans Ruder des Staats zu gelangen, das sie sich gesichert vermeinten, sei es als Minister eines von ihnen beherrschten Königs, sei es als Leiter der von ihnen geträumten Republik.

Der Hergang des beabsichtigten Gewaltstreichs war nun folgender. Schon seit dem 12. fanden heimliche Zusammenkünfte von Anhängern und Helfershelfern Danton's, der bereits offen von Anwendung des „Schreckens“ gegen den Hof sprach, unter Leitung Santerre's statt, in welchen die Art und Weise besprochen wurde, wie der Plan auszuführen sei. In Folge davon wurde am 16. Juni von einer Deputation der Versäbte St. Antoine und St. Marceau ein förmliches Gesuch an den großen Gemeinderath von Paris gestellt, um die Erlaubniß für das Volk zu erlangen, der Nationalversammlung und dem Könige bewaffnet eine Petition zu überreichen. Der Gemeinderath verweigerte diese Erlaubniß und verordnete, daß dieser Beschluß dem Directorium des Departements und dem Municipalrathse mitgetheilt würde; allein der hinterlistige Pétion, dem dies oblag, machte diese Mittheilung der letztern Körperschaft gar nicht und dem erstern erst am 18. Juni. Am 19. verbot das Departementsdirectorium alle bewaffneten Versammlungen und wies den Befehlshaber der Nationalgarde und den Waite Pétion an, die nöthigen Maßregeln zur Ausführung dieses Verbots zu treffen. Als dasselbe vom Minister des Innern der Nationalversammlung am 19. mitgetheilt wurde, erhob sich darüber großer Lärm, Vergniaud widersetzte sich sogar dessen Vorlesung; er drang damit zwar nicht durch, indessen die Versammlung ging doch nach geschehener Vorlesung zur Tagesordnung über. In derselben Sitzung der Nationalversammlung ward auch Mittheilung von dem Entschlusse des Königs gemacht, den beiden letzten Beschlüssen der Versammlung wegen der eidweigenden Priester und der Zusammensetzung der 20,000 Decretirten seine Zustimmung nicht zu ertheilen; die Versammlung hörte die Mittheilung zwar schweigend an, allein sie war für die Girondisten nur ein Grund mehr, dem Sturze des Thrones, der eben vorbereitet wurde, geneigter zu werden. Diese feindselige Gesinnung, die nur in einem gänzlichen Umsturze der monarchischen Regierungsweiße das Heil Frankreichs sah, fand in derselben Sitzung den lebhaftesten Ausdruck in der Debatte, die über eine Petition eröffnet wurde, welche eine Deputation Marcellier auf Antrieb Barbaroux überreichte. Trotz der ausdehnend revolutionären Sprache, die in dieser Petition herrschte, welche gradezu mit dem Borne des Volkes drohte und die Forderung stellte, die Streikkräfte des Volks (welche dieselbe Deputation gleichzeitig Petition zur Verfügung gestellt hatte) gegen die Hauptstadt, d. h. die revolutionären Banden des Südens gegen den König marschiren zu lassen, ward beschlossen, diese Petition drucken und in die Departements senden zu lassen, alles Widerspruch der rechten Seite der Versammlung ungeachtet, die in der Petition nur eine Aufforderung zum Aufstande sah; aber grade diesen wollte ja eben die Gironde.

Während dies in der Versammlung vorging, die von dem, was außer ihr zu einem neuen Aufstande sich bereitete, gleichsam Nichts zu ahnen schien, in der That aber Nichts wissen wollte, machten die unter Danton's

Oberleitung stehenden Verschwörer, Santerre an der Spitze, die letzten Vorbereitungen zur Ausführung des ungeheuren Putschs, der den folgenden Tag, den 20. Juni, der Monarchie ein Ende machen sollte. Der nähere Hergang derselben gehört nicht hierher; wir haben es nur mit dem Antheile der Gironde daran zu thun, der theils in dem Verfahren, das Pétion dabei brodatete, theils in der Art und Weise hervortritt, wie sich die von den Girondisten beherrschte Nationalversammlung dabei benahm.

Um Mitternacht auf den 20. Juni, als eben die Verschworenen bei Santerre zu einer letzten Besprechung versammelt waren, Pétion, wie zuverlässige Zeugenaussagen angeben, in ihrer Mitte, schrieb dieser, in der offenbaren Absicht, dem ihm Verräthlichen Auftrube unter die Arme zu greifen, an das Departementsdirectorium und verlangte von diesem, daß es dem Volke gestatten solle, sich zu versammeln, und der Nationalgarde, die „Bürger der Versäbte“ in ihre Reihen aufzunehmen, mit andern Worten, daß es den bewaffneten Auftrube legalisiren solle. Als in der darauf um 5 Uhr Morgens ertheilten Antwort das Directorium des Departements auf seinem frühern Verbote aller bewaffneten Versammlungen beharrte, that Pétion so gut als gar Nichts, um Maßregeln zur Ausführung dieses Verbots zu treffen und rief sogar erst um 9 Uhr Morgens die Municipalität zusammen, nicht etwa um nun, wenn auch spät, mit Hilfe derselben dem Gesetze Genüge zu leisten, sondern im Gegentheil, um sie beschließen zu lassen, daß der Nationalgarde die Weisung zugehen solle, ihre Reihen dem bewaffneten Pöbel, der die erwähnte Petition der Nationalversammlung und dem Könige überbringen sollte, zu öffnen. Ja noch mehr, dem Commandanten der Nationalgarde Romainvilliers, ertheilte er die Weisung, die Bewegung nicht zu unterdrücken, sondern nur zu lenken, und theilte ihm den Beschluß des Departementsdirectorioms gar nicht mit, den er, gleichsam um seine Verantwortlichkeit doch in etwas zu decken, blos einzelnen Batailloncommandanten zukommen ließ. Nur zu begründet erscheint daher die Antwort, die Santerre am Morgen des 20. Juni, als die aufrührerische Bewegung noch nicht recht in Zug kommen wollte, einigen seiner Getreuen ertheilte, die Furcht äußerten, die Nationalgarde möge schicken. „Was fürchtet ihr?“ sagte er. „Die Nationalgarde hat keinen Befehl zu schicken, und übrigens wird Hr. Pétion da sein!“ — So wirkte die Gironde durch ihren treuen Pétion.

In keinem andern Sinne wirkte sie unmittelbar in der Nationalversammlung. Es war am 20. Juni 11 Uhr und der Zug der bewaffneten Banden in steigendem Anwachsen begriffen, als die Mitglieder des Departementsdirectorioms sich in die Versammlung begaben, um durch den Mund des Procureur-Syndic Röderer Aeusere von der furchtbaren Reute, die im Anzuge sei, zu machen, ihre Befehrsnisse auszusprechen und die Versammlung aufzufordern, die decretirten Gesetze gegen bewaffnete Zusammenrottungen, sowie wegen Ueberschreitung von

Petitionen in Ausführung zu bringen. Während die Rechte diese verhandigen Worte mit Beifall aufnahm, antwortete die Linke mit Gemurre, und gab ganz offen durch die Mißbilligung der Besorgnisse und der Voraussetzungen des Departementsdirectoriats die Billigung des Auffstandes zu erkennen. In sophistischer Rede wußte Vergniaud kein anderes Argument gegen das Begehren des Departementsdirectoriats vorzubringen, als daß es schon oft vorgekommen sei, daß die Nationalversammlung bewaffneten Haufen erlaubt habe, ihre Petitionen zu überreichen und durch den Saal zu defiliren; man würde also die, welche jetzt eine Petition überreichen wollten, beleidigen, wenn man sie anders behandeln würde. Schließlich verlangte er, daß die zum Defiliren vor der Versammlung „vereinigte Bürger“ auf der Stelle zugelassen wurden. Auf die treffende Entgegnung Dumolard's wußte Vergniaud nichts Anderes vorzubringen als eine Wiederholung seines Arguments und die feste Behauptung, daß die Genehmigungen der Petitionsüberbringer durchaus nichts Tadelnswerthes an sich trügen, verbunden mit den bekannten Phrasen über bedrohte Freiheit und einer sentimentalischen Hinweisung auf die „blutige Scene des Massacres“, wo die Nationalgarde im Jahre zuvor einer Meuterei mit Flintenschüssen ein Ende machte. Eine energische Rede Ramsad's, der vor Allem auf strenge Befolgung der Gesetze drang und insbesondere Ablegung der Waffen Seiten der die Petition Überbringenden verlangte, wurde von Guadet mit Beileidigungen und Hohn erwidert, und darauf die Deputation der Meuterei vorgelassen, deren Rechner Huguenin, der spätere Genosse von Chaumette, die Petition vorlas. Die ganze Stadt, heißt es darin, habe sich erhoben und sei bereit, sich der großen Mittel zu bedienen, um die Majestät des Volks zu rächen; es sei schlimm, daß man sich in der Nothwendigkeit sehe, die Hände in das Blut der Verschwörer zu tauchen. „Aber die Stunde ist gekommen — heißt es dann weiter — und das Blut wird fließen. Das Volk ist da, um über seine Feinde Recht zu sprechen! Achtung nach der Ursache der Uebel, die uns bedrängen, und kommen sie von der ausübenden Gewalt im Staate her, so möge diese vernichtet werden! Die Tyrannen — ihr kennt sie. Der König ist nicht in Uebereinstimmung mit uns, bedarf es eines andern Beweises dafür als die Entlassung der letzten Minister und die Unthätigkeit unserer Heere? Ist der Kopf des Volks nicht mehr werth als der des Königs? Wenn der König nicht handelt, so suspendirt ihn; wenn er seine constitutionellen Pflichten nicht erfüllt, so ist er Nichts mehr! Und der Staatsgerichtshof zu Orleans, was macht er? Wo sind die Häupter der Strafbaren, die er treffen sollte? Wird man uns zwingen, das Schwert selbst in die Hand zu nehmen?“ Die Constitutionellen waren erschrocken über diese Sprache, während die Girondisten sich davor freuten und die Zulassung des ganzen Zug des Pöbels, der hinter der Deputation vor der Thür des Saales wartete, durchsetzten.

Die Einzelheiten der schmachvollen Scene, die hierauf in der Nationalversammlung durch das Defiliren der

Pöbelmassen durch den Saal derselben sich entwickelte, gehören nicht hieher, so wenig, als die noch viel ruhigeren und schreckensvolleren Vorgänge in den Tuilleries, wohin ein anderer Theil der in einem ungeheuren Zuge vereinigte Masse von ganz Paris gedrungen war, angeblich um dem Könige ebenfalls eine Petition zu überreichen, in der That aber, um ihn mit Schimpf zu überhäufen und so möglich nach dem Leben zu trachten. Hier genügt es, zu erwähnen, daß nach Beendigung des Durchzugs durch den Saal der Nationalversammlung, der drei Stunden dauerte, Santerre in derselben erschien, um ihr den Dank des Volkes zu überbringen und zum Zeichen desselben eine Fahne zu überreichen. Die Versammlung nahm dies wenig ehrenvolle Geschenk an, that aber auf die wiederholten Nachrichten von den schmachvollen Vorgängen im Schloß, die ihr zukamen, Nichts, als eine Deputation hinzulenden, die zu spät anlangte, um irgend etwas zu verhindern, und zu wenig guten Willen hatte, am fräglich einzuschreiten. Alle Schritte, welche die royalistisch gesinnten Deputirten in der Versammlung thaten, um diese zu energischen Maßregeln anzutreiben, fanden nur ironisches Gelächter und Verhöhnung bei der Volkspartei. „A! denn die Jacobinermühe — sagte u. a. der Girondist Lacroix — ein Schimpf für die Stien eines Königs? Wir wollen doch das Volk nicht dadurch beleidigen, indem wir ihm Befinnungen zuschreiben, die es nicht begt. Das Volk bedroht weder die Person des Königs, noch die des Kronprinzen. Es begt keinen Erzeß, keine Gewaltthat. Es handelt es nur mit Wildheit und Verschuldlichkeit.“ Dies sagte ein Girondist im Angesichte der scheußlichsten Meuterei, die es auf das Leben des Königs abgesehen hatte, und die diesen ihren letzten Zweck nur durch das Zusammentreffen verschleuderner Umstände, namentlich aber durch den passiven Heldenmuth des Königs verfehlte, welcher die Schmach, die ihm und seiner Familie angethan wurde, auf seine Gegner zurückwarf.

So perfid der Girondist Lacroix sprach, so perfid handelte der andere Girondist Pétion. Als ob Paris ganz ruhig wäre, hatte er am ganzen Nachmittage nicht das Geringste gethan, und trotz allen Nachrichten von dem furchtbaren Aufreure, der in und um die Tuilleries brauste, ruhig sein Diner beendet; erst um halb sechs Uhr, als das ganze Schloß schon vom Pöbel lange eingenommen war, hielt er es für angemessen, sich dorthin zu begeben. Auch jetzt noch benahm sich Pétion in seiner gewohnten zweideutigen Weise. Er, wie die von der Nationalversammlung geschante und von Zeit zu Zeit sich erneuernde Deputation der Nationalversammlung, verfuhr anfänglich ohne Nachdruck, und es bedurfte der strengen Rede eines neben ihm stehenden Kreis und der ersten Ermahnung der herbeigekommenen Anhänger des Königs unter den Deputirten der Nationalversammlung, um ihn zu bewegen, erster einzuschreiten, d. h. nicht etwa kräftige Maßregeln zur Entfernung des Volkes aus dem Schloß zu ergreifen, sondern nur in seiner gewöhnlichen volkschmeicheleischen Weise das Volk ernstlich zum Fortgehen zu veranlassen. Charakteristisch ist

befonders eine der Anreden, mit der er das Volk, das eben auf die würdeste und roheste Art gegen die königliche Familie verfahren war und selbst an dem Hausgeräthe sein Wuthgehn geküßt hatte, von einem Stuhle herab zur Räumung des Schlosses aufforderte. Es heißt in ihr: „Theure Mitbürger, meine Freunde, meine Brüder, eure Nüchternheit beweist, daß ihr würdige, frei zu sein. Volk, du hast dich deiner würdig gezeigt, keine Ausweisung hat deine erhabene Bewegung bestet. Volk, großes Volk, ziehe dich nun zurück!“ Mit solchen und ähnlichen Worten gelang es Petion und andern Mitgliedern der Municipalität, die ihm gefolgt waren, das Volk nach und nach aus den Räumen des Tuilerienschlusses fortzuschaffen, so daß er gegen 10 Uhr der Nationalversammlung versichern konnte, daß Ruhe und Ordnung zurückgekehrt seien, und daß der König seine Beunruhigung über die in das Schloß eingebrachte Menge gehabt habe! Gleich charakteristisch für die Gefinnung der Sprecherin ist die Ausrufung, welche Madame Roland, die politische Wuse der Gironden, that, als man ihr die Vorgänge im Schlosse, namentlich den Schimpf, den man der Königin angethan, berichtete. „Wie hätte ich ihre lange Unterdrückung sehen mögen und wie ihre Stolz gedemüthigt ward!“ Damit vergleichen sind die rohen Worte des eifrigen Republikaners Merlin von Thionville nach gefühlool, der, beim Erscheinen der Schmach, die der Königin angethan worden, seine Tränen nicht zurückhalten konnte und auf eine Bemerkung derselben antwortete: „Ja, Madame, ich weine über das Unglück der Frau, der Gattin, der Mutter; aber meine Rührung geht nicht weiter, ich hasse die Könige und die Königinnen.“ — So endigte die demokratische Orgie, die als Trauerspiel auslaufen sollte, als gemeines Schimpf- und Schandspiel.

Der verfehlte Ausgang des ganzen Unternehmens machte sich in der momentanen Entmuthigung der revolutionären Parteien fühlbar, sowie andererseits das Schmählische desselben in der öffentlichen Meinung eine Reaction zu Gunsten des Königs und seiner Familie hervorrief, die, mit Klugheit und Folgerichtigkeit benutzt, eine glückliche Wendung im Geschehe der letztern hätte hervorbringen können, leider aber, und dies nicht ohne Schuld des Hofes und namentlich der Königin, in Folge von Mißgriffen, Schwankungen und Unentschlossenheit resultatlos im Sande verrann, um bald wieder in ihr Gegenheil umzuschlagen.

Die Nationalversammlung, auf deren rechter Seite und Centrum wenigstens sich Scham über die Vorgänge am 20. Juni regte, erneuerte auf Rigot-de-Prémeneu's Antrag die gefühlvollen Vorschriften gegen die Uebergabe von Petitionen durch bewaffnete Volksmengen und gegen das Erscheinen und Deßiren derselben vor der Nationalversammlung und andern constitutionellen Behörden; indessen auf einen Antrag Darciboult's, welcher eine gerichtliche Unterdrückung gegen die Auführer verlangte, zögerte sie einzugehen, und als ein anderes Mitglied der Rechten Vergniaud, der Jenge der Flandalösen Austritte im Schlosse gewesen, aufforderte, Be-

richt zu erstatten über das, was er gesehen, hielt es der letztere für politischer, zu schweigen, als redend die Wahrheit zu gestehen.

Wehr noch als in der Nationalversammlung sprach sich die Entrüstung gegen die Frevel des 20. Juni außer derselben, namentlich in den höhern und den Mittelständen, aus. Alle Parteien, die nicht republikanische Tendenzen hatten, vereinigten sich zu Kundgebungen in diesem Sinne, und aus den Departements liefen eine Menge Adressen ein, die ihre Mißbilligung laut aussprachen, am demonstratiessen aber war eine mit 20,000 Unterschriften versehene Petition aus Paris, welche Bestrafung der Auführer verlangte. Einen großen Plan hatte die constitutionelle Partei mit Lafayette vor, den sie auch veranlaßte, nach Paris zu kommen, um dem Unwesen der Jacobiner ein Ende zu machen; allein der Plan mißlang völlig durch die Halbheit von Lafayette, der weder mit einem Theile seines Heeres in Paris eintrat, noch auch mit Hilfe der ihm ergebenen Legionen der Nationalgarde unverzüglich zu einem Gewaltstreiche gegen die Jacobiner zu schreiten sich getraute, vorzüglich aber durch den unheilvollen Haß der Königin gegen Lafayette, die dessen Plänen zur Befreiung des Königs in ihrer Verblendung ganz pessimistisch handelnd entgegenarbeitete und sie scheitern machte, noch bevor sie sich entwickeln konnten. Die Szenen, die bei dieser Gelegenheit in der Nationalversammlung stattfanden, waren deshalb nur Nebensache, und trotz des günstigen Votums, das ihre Mehrheit für Lafayette abgab, ward dadurch Nichts für ihn entschieden, da die damit verbundenen Angriffe der Girondisten gegen den General das Gewicht jener Abstimmung mehr als gestörten. Denn als er am 28. Juni vor der Versammlung erschien und nur im Namen seines Heeres die Bitte stellte, die Räufelührer des 20. Juni zu bestrafen, den Jacobinerclub zu unterdrücken und die Beobachtung der Geseze durchzusetzen, mußten die Girondisten schon, daß der ganze Plan nur in eine leere Demonstration mit Worten verlaufen würde und zögerten deshalb nicht, angriffswürdig gegen Lafayette vorzugehen. Guadet, der den Angriff hauptsächlich führte, machte nicht ohne bittere Ironie darauf aufmerksam, wie unziemend es für einen dem Feinde gegenüberstehenden General, der jenen noch nicht besigt habe, sei, sein Heer zu verlassen; wie wenig constitutionell es sei, wenn ein General sich zum Organe des Heeres mache, das nach dem Geseze keine Berathung pflegen dürfe; wie wenig endlich es sich für einen General schide, ohne Urlaub des Kriegsministers, vom Kriegsschauplatz nach der Hauptstadt zurückzukehren. Der Redner verlangte daher positiv zu wissen, ob der Kriegsminister dem Generale Urlaub ertheilt habe, und stellte den Antrag, daß eine außerordentliche Commission darüber Bericht erstatte, ob es einem Generale erlaubt sei, über Gegenstände der Politik mit der Nationalversammlung zu verhandeln. Die Spitze dieser Anträge war zu tief ins Fleisch eindringend, und die Angriffe auf den General, die darauf folgten, zu heftig und rechtlich begründet, als daß die Mehrheit von 338

Stimmen gegen 234, die für Lafayette und gegen Guadet sich ergab, sowie der Beschluß, ihm die Ehre der Sitzung zu bewilligen, mehr als einen succès d'estime für ihn begründeten. Die Rühre der Nationalversammlung mußte ihm beweisen, daß er an ihr keine zuverlässige Stütze finden würde. Ein weiterer Versuch zu einem Gewaltstreich gegen die Jacobiner mißlang durch Gegenstrebens des Hofes, der seine Rettung durchaus dem Generale nicht ver danken wollte. Sein Unternehmen war völlig gescheitert.

Mit großer Erwartung hatten alle nach Ruhe sich Sehrenden Lafayette bei seinem Erscheinen in Paris begrüßt, enttäuscht haben sie ihm nach, als er am 30. Juni Paris wieder verließ, verhöhrt und beschimpft von der Gewaltpartei wie von den Girondisten, die ihn auf sein äußerlich energisches Schreiben, das er bei seinem Wegzuge überflüssigerweise an die Nationalversammlung richtete, durch den bestigen Inard noch die Drohung nachrufen ließen: „Ich wundere mich nur, daß die Nationalversammlung diesen factiosen Soldaten nicht von ihren Schrauben vor den hohen Staatsgerichtshof in Orleans geschickt hat.“

Mit Lafayette's verfehltem Versuche waren die Vortheile, welche die Sache der Ruhe und des Rechts durch die Ereignisse des 20. Juni gewonnen, wieder völlig verloren gegangen. Die Hoffnungen, welche die Partei der Ordnung gefaßt hatte, waren vernichtet, sie selbst müthlos geworden und in sich zerfallen; dagegen schöpfte die Partei der Revolution neuen Muth, ihre momentane Einschüchterung hatte aufgehört, seitdem sie des fortdauernde Widerstreben der Königin und des Hofes gegen ein Bündniß mit den Feuillants und die Erfolglosigkeit der Bestrebungen der letztern wahrnahm, und mit erneueter Eifer ging sie an das Werk des Umsturzes, das für sie durch die Kluft, die der 20. Juni zwischen ihr und der großen Partei der Ordnung gerissen hatte, zur Nothwendigkeit geworden war. Noch waren die Girondisten die Führer in diesem Unternehmen, oder glaubten es wenigstens zu sein, da sie noch immer die leitende und aufschlaggebende Partei in der Nationalversammlung bildeten; noch merkten sie nicht, oder wollten es nicht merken, daß neben ihnen die Anarchisten immer festeren Fuß faßten, indem sie sich der unmittelbaren Leitung der Massen bemächtigten. Eine kurze Zeit waren die Girondisten zwar in geheime Unterhandlungen mit dem Hofe getreten, der in seiner Rathlosigkeit überall hin seine Netze auswarf. Nur zu bald aber haben sie die Erfolglosigkeit dieser Schritte für ihren Zweck, wieder an's Ruder zu gelangen, ein. Andere Unterhandlungen mit den Feuillants schritten an Brissot's herrschsüchtigen, unzuverlässigen Charakter und an dem Höfischen und schneidenden Wesen Guadet's, wie überhaupt an der Unfähigkeit, die Girondisten von dem einmal betretenen Wege des wüthendsten Umsturzes aus den des Hofes zurückzubringen. So waren die energischen Schritte des Ministers Terrier de Montciel, um den in den Departementen, noch ehe das betreffende Gesetz die Sanction des Königs erhalten, schon

freiwillig bezogenen Abmarsch der Föderirten nach Paris zu verhindern, für die Girondisten, die in dem projectirten Föderirtenlager bei Paris den Angelpunkt ihres Manövers gegen den Hof sahen, nur ein Antriebs mehr, angreifend wie im Vereine mit der Gewaltpartei wieder vorzuschieben. Zu diesem Zwecke trachten sie, nachdem Brissot im Jacobinerclub am 28. Juni sich entschieden gegen Lafayette erklärt und Robespierren die Hand zur Ausführung geboten, einen Plan zur Ausführung, den sie schon seit dem Sturze ihres Ministeriums in der Nationalversammlung vorbereitet hatten. Am 30. Juni erklarte nämlich das comité de surveillance, auch unter dem Namen der Commission der Zwölfe bekannt, ein reines Parteiorgan der Gironde, der Versammlung einen Bericht über die Lage des Landes und die Mittel den drohenden Gefahren zu begegnen, der auf die Erklärung hinauslief: „das Vaterland ist in Gefahr.“ Mit dieser Erklärung sollten alle Behörden, die Nationalversammlung an ihrer Spitze, in Permanenz gesetzt, alle Personen zur Ausrückung ihrer Waffen verbunden, alle Waffenfähigen zum Eintritte in die Nationalgarde und zum Kriegsdienste verpflichtet, jedes Zeichen der Rebellion gegen das Vaterland mit dem Tode zu bestrafen, die Minister einer geschärften Verantwortlichkeit zu unterwerfen sein; außerdem sollten Commissare der Nationalversammlung zu allen Aemtern gesendet und ein strenges Gesetz gegen die widerspenstigen Priester erlassen werden. Mit andern Worten, die Gironde wollte für sich die Diktatur, mit eventueller Suspension des Königs, die Gensonne schon in der Commission in Antrags gebracht hatte, wo möglich auf parlamentarischem Wege, wenn es aber nicht anders ginge, durch Einschüchterung des Königs mittelst der in dieser Beziehung unermesslichen Gewaltpartei. Die Verblendeten sahen nicht ein, daß die letztere, die sie zu ihrem Werkzeuge zu gebrauchen meinten, nur zu bald aus dem Dienere ein Herrscher für sie werden sollte. Mehrere Decrete, welche die Gironde neben jenem Hauptvorschlage zum Beschlusse in der Nationalversammlung brachte, dienten dazu, dem ganzen Plane vorzuarbeiten und seine Ausführung zu erleichtern. So wurde der Befehl des Ministers Montciel gegen das eigenmächtige Föderirten von Föderirten nach Paris von ihr aufgehoben und im Gegensatz zu demselben beschloffen, daß die bereits im Werke befindlichen Föderirten nach Paris kommen, dort freies Quartier bis zur Festlichkeit des 14. Juli erhalten und dann erst ins Lager marschiren sollten — ein Beschluß, der einer vollkommenen Autorisation zur Ausführung gegen die bestehenden Gesetze und Gewalten gleichkam. Um den constitutionell geminten Theil der Nationalgarde, namentlich der pariser, zu strafen, ward am selbigen Tage noch, den 1. Juli, beschloffen, die Generalfüßre derselben, die der Bewegungspartei als die Hauptstützen der geistlichen Ordnung und wegen ihrer Hinnigung zu den gleichgeminten Departementdirectoren verhaßt waren, aufzulösen. Zwei Tage darauf endlich ward auf Carnot's Antrag die Rückberufung der zum Decree geschickten, durch ihre revolutionaire Einstellung bekannten ehemaligen

Gardes françaises nach Paris beschloffen, angeblich um ein Gendarmecorps aus ihnen zu bilden. Zu gleicher Zeit wurde der alte General Luderer von den Jacobinern unter hauptsächlichster Mitwirkung der Girondisten umgarnt, um ihn zu einer Anklage des bieser Partei so sehr verhassten Lafayette zu benutzen; wie denn Grisonnet den Rückmarsch Luderer's aus Belgien nach Lille nicht ihm anrechnete, sondern „einer infernalen Intrigue“ des Hofes. Dazu wurde wieder in der ganzen jacobinischen Presse, der girondistischen so gut wie in der anarchoistischen, wie auf ein Commando ein Hallos erhoben über die Angriffe, mit welchen der Hof auf die Freiheiten des Landes umgehe, und über die drohende Gefahr von Aussen, deren Schuld er trage.

So wohl vorbereitet gingen die revolutionären Parteien zur Beratung des Vorschlags der Commission der Zwölf. Der vorläufige Bericht des Deputierten Pastoret darüber fand wegen seiner Mäßigung keinen Beifall bei den beiden herrschenden Parteien der Versammlung. Der Deputirte Jean de Vry bemächtigte sich daher des Vorschlags der Commission, den er präcis motivirte und bestimmt zum Antrag stellte. Der anarchoistische Delaunay von Angers dagegen machte den Vorschlag, die Versammlung möge erklären, daß sie bis zur Beseitigung der Gefahr nur das gebieterische Geheß der öffentlichen Wohlfahrt befolgen, d. h. unter Beseitigung der bestehenden Gesetze und Staatsgewalten diktatorisch verfahren werde. Der Girondist Bérard, bekannt durch seine überflossene Hühner, der Pastoret's gemäßigten Bericht eine Devis Dupin für einen Sterbenden nannte, stimmte Delaunay bei und verlangte, daß dessen Rede gedruckt und in die Departements geschickt werde. Indessen die energische Opposition der Feuillants verbündete noch in dieser Sitzung (den 30. Juni) einen Beschluß darüber und bewirkte eine Verschiebung der Verhandlung über den Antrag bis zum 3. Juli.

Die Rede, welche Vergniaud an diesem Tage hielt, eine seiner berühmtesten, entschied gleich von vorn herein den Ausgang der Verhandlung, so mächtig war die in ihr waltende Beredsamkeit, die diesmal nicht auf bloße rhetorische Phrasen hinauslief, sondern auf das Wesen der Sache einging, das zwar nicht mit überzeugender Wahrheitsliebe, vielmehr nur mit tendenziöser Parteilichkeit, aber doch scharf und in glänzender schloßender Weise dargelegt wurde. Nachdem er im Eingange die bedenkliche Lage, in der sich jetzt Frankreich befinde, geschildert, deutlich dabei durchblicken lassend, daß der Hof die Schuld davon trage und grade auf diese Lage hingearbeitet habe, sucht er im weiteren Verlaufe der Rede die Gefahren aufeinanderzusetzen, von denen Frankreich bedroht sei, und findet, daß sie theils innere, theils äußere seien. Um die ersten abzuwehren, habe die Nationalversammlung das Decret gegen die eibwiegenden Priester erlassen, aber der Geist der Katharina von Mediceis, der Rachsuche und Letzterer habe dessen Sanction durch den König zu hintertreiben gewußt. „Es ist nicht erlaubt zu glauben,“ fügte der Redner ironisch insinuirend

hingu, „ohne den König zu beleidigen, daß er religiöse Unruhen beabsichtige. Er hält sich also für hinreichend stark, um mit den bestehenden Gesetzen die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten.“ Ähnlich vobosst argumentirt der Redner, indem er dann auf die äußern Gefahren kommt, über die Nichtsanctionirung des Beschlusses der Nationalversammlung in Betreff des Lager der Föderirten, das seinen äußern Gefahren habe beugen sollen. „Der König,“ sagt er, „hat dies Decret abgelehnt; es hieß ihn beleidigen, wollte man glauben, er beabsichtige Frankreich dem Auslande zu überliefern; er hält seine Streitkräfte nur für ausreichend. Seine Minister müssen und mit ihren Köpfen für das Wohl des Vaterlandes Bürgschaft leisten.“ Mit einer geschickten Wendung weiß Vergniaud nun mit einem Male, von der Ministerverantwortlichkeit, zu seinem eigentlichen Zwecke, einen Angriff auf die Person des Königs, zu kommen; „denn,“ fügt er hinzu, „es ist nicht hinreichend, die Minister allein in den Abgrund zu werfen, den ihre Böswilligkeit oder ihre Schwäche eröffnen haben. Im Namen des Königs haben ja die französischen Prinzen Europa aufgewiegelt; um die Würde des Königs zu rächen, ist der Vertrag von Pillnitz abgeschlossen worden; um dem Könige zu Hülfe zu kommen, rufen die Monarchen von Oesterreich und Preußen gegen unsere Grenzen. Nun heiße es in unserer Constitution: Wenn der König die Armee gegen die Nation führt, oder sich nicht durch einen förmlichen Act einem solchen in seinem Namen ausgeführten Unternehmen widersetzt, so soll er angesehen werden, als habe er die Krone entsagt.“ Ist es nun ein förmlicher Act des Widerstandes, wenn der König 100,000 anrückenden Oesterreichern oder Preußen nur 10 oder 20,000 Mann entgegensetzt? Ist es ein förmlicher Act des Widerstandes, wenn er von den Bewegungen des preussischen Heeres, die er kennt, der Nationalversammlung keine Mittheilungen macht? wenn er den Plan zu einem Refectolager durch einen andern ungewissen und umständlichen zu umgehen sucht? wenn er den Befehl über die eine Armee einem intriganten und verdächtigen Generale (Lafayette) überläßt? wenn er einem andern unerschrockenen und siegesgemüthlichen Generale (Luderer) die geforderte Verstärkung verweigert, und ihm damit sagt: ich verbiete dir zu fliehen? Indem dann Vergniaud mit erbebenstür Mäßigung hinzufügt: „Ich habe absichtlich die Thatsachen übertrieben, um jeden Vorwand zu hypothetischen Anwendungen abzuscheiden,“ fährt er dann grade in verstärktem Maße auf's Vobossteste in solchen anscheinend hypothetischen, in der That aber ganz ernst gemeinten Insinuationen gegen den König fort, um dann, alle Ironie bei Seite werfend, in einer pathetischen Anrede dem Könige schmädelnd den Zert zu lesen und ihn niederdunonnern, schließlich aber wieder in den ironischen Ton zu versallen und sich schädelnd verbessern zu sagen: „Aber nein, wenn unsere Heere nicht vollständig sind, so ist der König ohne Zweifel nicht Schuld daran; ohne Zweifel wird er die nöthigen Maßregeln ergreifen, und zu retten; ohne Zweifel wird der Marsch der Preußen nicht so triumph-

rend sein, als sie hoffen; aber man mußte Alles vorhersehen und Alles sagen, denn Freimüthigkeit allein kann und retten.“ Zuletzt schlug Vergniaud vor, in einer Botschaft an den König diesem auszubringen, daß er zwischen Frankreich und dem Auslande zu wählen habe; ferner das Vaterland in Gefahr zu erklären; dann die Verantwortlichkeit der Minister zu schärfen, und endlich den innern unheilvollen Zwistigkeiten ein Ende zu machen.

Der Eindruck, den diese Rede auf allen Seiten der Nationalversammlung hervorbrachte, war so bedeutend, daß die verständige, die Scheinargumente Vergniaud's vernichtende oder auf ihr richtiges Maß zurückführende Entgegnung Dumas' vollständig eindrucklos verhallte, und am folgenden Tage unter den lebhaftesten Beifallsbezeugungen ein Beschluß zu Stande kam, welcher vorläufig für den Fall, daß das Vaterland in Gefahr erklärt würde, die bereits oben angeführten Verhältnisse und Modalitäten regelte, mit und unter denen dies geschehen sollte. Bei der weitem Fortsetzung der Berathung über diesen Gegenstand wurde dann beliebt, daß die in Rede stehende Erklärung unter der Form einer einfachen Proclamation und nicht in der eines Gesetzes erfolgen sollte. Man wollte damit, ganz widerrechtlicher Weise, die sonst nöthige königliche Sanction umgehen. Die Anträge gegen den Hof dauerten bei der Debatte, die diesem letzten Beschlusse voranging, sowie bei den vielfachen andern Anträgen, die im Laufe dieser Berathung gemacht wurden, ununterbrochen fort. Letztere nahm täglich einen immer höherartigen Charakter an. So brachte der der Gironde abhängende constitutionelle Bischof Zorné am 5. Juli den schon von Delaunay gemachten Vorschlag, die Wohlfahrt des Volks für das höchste Gesetz zu erklären, also mit andern Worten zu den Zwecken der Revolution die Beobachtung der Gesetze zu suspendiren, von Neuem wieder vor, mit der nähern Bestimmung, daß die Nationalversammlung eine außerordentliche Staatsgewalt in ihrer Mitte einsehen und diese in den Departements durch Commissare üben lassen sollte. Noch fand der Antrag zu viel Disposition, um durchzugehen; allein immer ist es bemerkenswerth, daß die Grundzüge, auf denen später der Wohlthatersausbruch beruhte, zuerst aus dem Schooße der Gironde heraus geltend gemacht wurden. Nicht so anarchischer Natur als der Antrag Zorné's war der, welchen Condorcet, der Philosoph par excellence der Girondistenpartei, am folgenden Tage in der Nationalversammlung in Vorschlag brachte. Auch er hatte zwar unmittelbar keinen Erfolg, war aber ebenfalls ein Vorläufer ähnlicher später von der Gewaltpartei durchgesetzten Maßregeln. Sonst kann er als ein praktisches Resumé der girondistischen Doctrin gelten, in dem die ganze Hebelheit und Oberflächlichkeit der politischen Philosophie und der socialen Moral dieser Partei, die namentlich gern ihren religiösen Nihilismus und ihren oberflächlichen Kosmopolitismus zur Schau zu tragen liebte, recht schlagend hervortritt. Condorcet forderte nämlich als bestes Mittel zur Bekämpfung des königlichen Despotismus: Ab-

schaffung der Testamente, Gleichstellung der natürlichen und der ehelichen Kinder, Freiheit nach Belieben die Ehe aufzulösen, Vermehrung der kleinen Eigenthümer; ferner Unterdrückung des Finanzministeriums und specielle Beaufsichtigung der Civilliste. Schließlich lief der Antrag auf eine Verklärung an den König über das unheilbringende Benehmen seiner Minister und auf eine Mahnung an denselben hinaus, seine constitutionellen Pflichten zu erfüllen.

Witten in diese Verhandlungen der Nationalversammlung, die sich durch die Maßlosigkeiten der Revolutionärpartei, sowie andererseits durch die Recriminationen der rechten Seite immer mehr verbittern, warf ein Mitglied jenes unentschiedenen Theils der Versammlung, das unter dem Namen des Centrums bekannt ist, der durch seinen milden menschenfreundlichen Charakter und seinen wohlge meintenen aufrichtigen Patriotismus höchst achtbare constitutionelle Bischof von Lyon, Lamourette, dem die Parteistreitigkeiten das Herz zerrissen, einen Antrag, der eine der glänzendsten jener theatralischen Scenen erregte, wie sie so oft in der französischen Revolution vorkommen, bei denen man nicht weiß, soll man die, welche in denselben als Acteure auftraten, mehr als Heuchler oder als gedankenlose Enthusiasten betrachten. Indem er nämlich der Versammlung sentimentale Vorwürfe über ihre wechselseitige Parteilichkeit machte, forderte er sie zur Eintracht und behufs besserer Darstellung derselben zur Verschlusung der beiden Hauptparteiabtheilungen auf, welche die verschiedenen Seiten der Nationalversammlung trennten, der Republik und des Zweikammersystems. „Schwören wir,“ schloß er, „daß nur Ein Geist, nur Ein Gefühl und befeelen soll! Schwören wir ewige Brüderlichkeit!“ Kaum hatte Lamourette seine emphatische Rede beendet, so stürzten sich auch schon Alle gerührt in die Arme, und die zehrer bittersten Gegner floßen ausgeköhnt auf einmal über im befehlenden Gebüde gegenseitigen Wohlwollens. Um die Versöhnung vollständig zu machen, wird beschlossen, sogleich die Provinzen, die Armee und den König vor dem glücklichen Ereignisse in Kenntniß zu setzen. Eine Deputation, Lamourette an der Spitze, begibt sich zu diesem Zwecke zu dem letztern, kommt aber bald wieder zurück mit der Anzeige, daß Sr. Majestät bald selbst erscheinen würde. Unmittelbar darauf tritt der König selbst ein, um der Versammlung seine Freude und Genugthuung über die wiedergewonnene Einigkeit auszusprechen. Der Enthusiasmus der Versammlung wird durch diese Worte des Königs auf den Gipfelpunkt gebracht und Alles brach aus in den Ruf: „Das Vaterland ist gerettet!“ Auf wie lange? — Nicht bis zum nächsten Tage! Die Scene erignete sich am Morgen, und in der am Abend darauf folgenden Sitzung sollte der Versöhnungsenthusiasmus auch schon sein Ende finden.

Fast zu derselben Zeit, in der Nacht auf den 7. Juli, hatte das Departementsdirectorium, das die Untersuchung wegen der Ereignisse am 20. Juni mit Ernst führte, beschlossen, die Amtsfuspension des Maire Petion und

des Syndic Manuel wegen ihres sträflichen Verhaltens an jenem Tage auszusprechen und die gerichtliche Untersuchung gegen sie, sowie gegen Santerre und dessen Mitschuldige zu eröffnen. Die Anzeige dieses Beschlusses in der Nationalversammlung am 7. Juli Abends verursachte eine allgemeine Aufregung. Die Gallerien begannen ihren gewöhnlichen Lärm und draußen vor der Versammlung schrie das Volk: „Geht und Pétion wieder!“ Schon am folgenden Tage gingen Petitionen ein, die „Pétion oder den Tod“ forderten, und Deputationen erschienen vor der Nationalversammlung, die in ebenso heftigen Ausdrücken für Pétion wie gegen den Hof sich vernahmen ließen. Im Jacobinerclub entluden sich die Leidenschaften in den wildsten Ausbrüchen gegen den Hof und Lafayette, in jener Rede Villard-Varennes' ihren Gipfelpunkt findend, in der es u. a. hieß: Solche Gefühlskranen (wie die von Lamourette veranlaßten) bedeuten nur Unheil; gegen gekrönte Häupter und Kannibalen muß man nicht einen reinrassigen Priester, sondern Herkules und seine Keule in den Streit führen. Alle Journale der Revolutionspartei waren schon am 8. einstimmig beifällig, die Versöhnungsscene vom vorigen Tage lächerlich zu machen und die Fabeln von geheimen Rüstungen des Hofes, von Anhäufung von Waffen in den Zirkeln mit Eifer zu wiederholen. Statt aller Küsse, meinte der Girondist Carra in seinem Blatte, bedürfen wir der Suspension des Königs und der Sturmlocke durch das ganze Land. Dem Königer selbst war unter solchen Umständen der Beschluß des Departementsdirectoriums zu einer großen Verlegenheit geworden. Nach der Verfassung bedurfte der Beschluß zuerst der Zustimmung desselben und sodann der der Nationalversammlung. Der König gedachte sich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß er, als persönlich bei der Sache betheiligte, die Sache der Nationalversammlung anheimstellte; allein diese sprach sich, auf das Verdröben der Gironde, sehr ungehalten über dieses Verlangen aus und sandte dem Könige, um ihm ja keine Verlegenheit zu ersparen, den Beschluß des Departementsdirectoriums wieder zu, damit er sich der Verfassung gemäß darüber ausspreche. Brissot endlich, der am 7. Juli in Folge der Aufwöhlungsscene mit einer bedrohlichen Anklage gegen den Hof zurückgekehrt hatte, trat schon am 9. mit derselben auf. Nachdem er alle Vorwürfe, die man dem Hofe Seiten der Volkspartei zu machen pflegte, aufzählte und neben dem Könige die heftigsten Anklagen gegen das Departementsdirectorium und Lafayette geschleudert hatte, endigte er damit, den Antrag zu stellen, formlich die Frage über die Entsetzung des Königs in Beratung zu ziehen, die Minister anzuklagen, weil sie zu spät die von Preußen begonnenen Feindseligkeiten angezeigt hätten, Lafayette zu bestrafen, eine geheime Commission von sieben Mitgliedern zu ernennen, die über die Weisheit des Vaterlandes zu machen hätte, die Güter der Emigrirten zu verkaufen, die Organisation der Nationalgarden zu beschleunigen und endlich ohne Verzug das Vaterland in Gefahr zu erklären.

Alle diese Vorgänge hatten den König mit dem Hofe in die größte Rathlosigkeit versetzt, die sich in den widersprechendsten Entschlüssen und dem ehrschnellen Wanken wie Verlassen derselben kundgab. Bald suchte man sein Heil in völliger Nachgiebigkeit, eine Stimmung, aus der die königliche Sanction des letzten Beschlusses der Nationalversammlung über gütliche Rechte und der Entschluß, persönlich dem bevorstehenden Föderationsfeste am 14. Juli beizuwohnen, entsprang; bald gerannen wieder die energischen Ansichten Mouton-Ciel's das Uebergewicht; bald glaubte man gar durch geheime Unterhandlungen mit Danton und Pétion und Befestigung derselben sein Heil zu finden; bald endlich setzte man alle Hoffnung nur noch auf das Ausland, da man, durch die fortgesetzten Leiden und Krankheiten, die täglich mehr über den König und seine Familie sich ergossen, zur vollkommenen Verzweiflung an der Möglichkeit einer Hilfe aus eigenen Mitteln gekommen war. In dieser Stimmung ward von dem Könige und namentlich von der Königin ein letzter Plan, den Mouton-Ciel mit Lafayette zu einer Entführung des Königs nach Compiegne zu entwerfen, und den der König schon am 9. Juli zur Geheiß hatte, am 10. wieder verworfen. Man hoffte nur noch auf die Preußen; eine Stimmung, die früher nur in der Phantasie des argwöhnischen Volkes und in den beschaffen Aufwindungen der Jacobiner existirt hatte, war jetzt zur Wirklichkeit geworden. Den Ministern, die ihr letztes Vertrauen auf die Annahme des Planes mit Lafayette gesetzt hatten, blieb Nichts übrig als ihre Entlassung zu nehmen. Die Nationalversammlung, welche die geheimen Gründe dieses Entschlusses nicht kannte, wurde durch die Nachricht davon ebenso überrascht wie bekümmert. Lamourette glaubte es daher an der Zeit, wiederum einen verständenden Schritt zu thun und beantragte deshalb gleichmäßige Aufhebung der Untersuchung gegen die bei den Vorgängen am 20. Juni Betheiligten und der Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr sei. Allein sein Antrag fand wenig Anklang, vielmehr wurde die Commission der Zwölfer für den folgenden Tag, den 11. Juli, mit dem Schlussberichte über die letztere Frage beauftragt, und in Folge desselben noch an diesem Tage die Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr sei, ausgesprochen. Mit diesem Beschlusse glaubten die Girondisten gewonnenes Spiel zu haben; das Ministerium und mit ihm die Leitung der Staatsangelegenheiten auf parlamentarischem Wege schienen ihnen nun gesichert; der Gewaltthaten glaubten sie jetzt nicht mehr zu bedürfen, ebenso wenig der marseiller Scharen, die auf Barbaroux' Veranlassung als Hülfskuppen der Gironde bereits im Anmarsche waren. Barbaroux erhielt daher von seinem Freunde Roland die Befehl, mit dem Maréchal derselben inne zu halten.

So hatte denn die Gironde mit dem Beschlusse der Erklärung der Gefahr des Vaterlandes erreicht, wonach sie strebte, und einen zweiten mächtigen Hebel zur weiteren Entwidlung der Revolution sich geschaffen, während der schon früher von ihr angekehrt, der Zuzug der Föderirten, bereits seine Wirksamkeit zu äußern an-

sing. Wie gebrauchte sie beide? und kamen sie ihr zu gute oder ihren Gegnern unter der Volkspartei? Während die Girondisten in der Nationalversammlung sprachen, handelten diese in den Clubs und den Sectionen von Paris, und immer deutlicher trat der Plan der Anarchisten hervor: Herrschaft der Massen vermittelt des organisierten Theils derselben, der hinwiderum nur das Werkzeug seiner demagogischen Führer war, oder mit andern Worten: Dictatur der Demagogen mit Hilfe der bewaffneten Proletarierbanden. Zu diesem Zwecke formalisirte Marat das Volk mit seinen Blut und Mord bis zum Wahnsinn predigenden Brandfchriften; zu diesem Zwecke organisirte Danton die Praxis der Anarchie durch Erregung von Stürmen und Entzündung von Explosionen; zu diesem Zwecke formalisirte und dogmatisirte Robespierre die Lehren der Umfurtpartei, deren namhaftester geistiger Führer und systematischer Vertreter er ward. Ihnen zur Seite wirkten namentlich Willaoud-Barrennes, der Consequenzmacher der Lehren Robespierres, der schon am 15. Juli bei den Jacobinern zu den ausschweifendsten Gewaltmaßregeln aufforderte, und Collot d'Herbois, der Hauptparteintragant der Anarchisten, den frühere Zurückweisung zu einem gefährlichen Gegner der Gironde gemacht hatte, und der ein verächtliches Wort Brissots gegen ihn mit den mühevollsten Angriffen auf denselben und seine ganze Partei vergalt.

Die Gironde dagegen war lebt an dem Wendepunkte ihres Geschicks angekommen: entweder mußte sie die Consequenzen ihrer geistlichen politischen Doctrin und Praxis acceptiren und durchführen, und dann blieb ihr Nichts übrig als dieselben Wege wie die Anarchisten einzuschlagen und sich mit ihnen zu vereinigen; das aber war gegen ihren Geschmack, obgleich es sich eher mit ihrer politischen Moral vertragen hätte; oder sie mußte entschieden umkehren: dies wäre aber ein zu entscheidender Bruch mit ihren Axiomen, mit ihrer Doctrin und mit einem großen Theile ihrer persönlichen Sympathien und Antipathien gewesen, als daß sie sich dazu hätte entschließen sollen. Sie that daher weder das Eine noch das Andere, versiel in Schwanken und immer größere Widersprüche, die ihre politische Thätigkeit lähmten, und wurde so, durch eigene Rath- und Thatlosigkeit wie durch die Thätigkeit ihrer Gegner, bald von diesen überflügelt und aus der herrschenden Partei im Staate die zurückgedrängte. Sie sah das Kommen des bevorstehenden Aufstandes, der die Republik bringen sollte, und wünschte ihn, sieß ihn aber doch von Andern zur Ausführung bringen und fürchtete seinen Ausgang. Ihre Anhänger im Volke beschränkten sich über diese That- und Kraftlosigkeit der Partei, warfen ihr leere Schöndrömer und Unsäglichkeit vor und verlangten thätiges und übereinkommendes Vorgehensweisen; und doch zögerte die Partei, die vor dem revolutionären Abgrunde erschrocken, der immer deutlicher ihrem Auge sich zu enthüllen anfing. Daher auch die ausdauernden Bestrebungen und Ansichten der einzelnen Partimitglieder, von denen einzelne den Anarchisten ganz nahe standen und an ihren Plänen theilnahmen, wie Barbaroux,

Pétion und Grangeneuve (der den abentheuerlichen, jedoch nicht zur Ausführung gelangten Plan mit dem Anarchisten Ghabot gefaßt hatte, daß der von ihnen, welchen das Loos trafe, den andern ermorden und dann dem Hofe diese Unthat schuld geben sollte), während Ducos über das unselige Band klagte, das die Gironde an die Gewaltpartei fesselte, und Vergniaud sich bitter über das Unheil äußerte, das der 20. Juni angerichtet.

Wie sehr die Gironde bereits in den Hintergrund zu treten anfing, geht schon aus der Wendung hervor, welche die beiden erwähnten hauptsächlich von ihnen und für sie mit so vieler Mühe bewerkstelligten Hilfsmittel in ihrem Erfolge hatten. Die Föderierten, welche Anfangs nur schwach in Paris anlangten, sodas bei der Feier des Jahrestags des 14. Juli, die diesmal sehr tumultuarisch und ohne alle Würde vorüberging, nur 3000 gegenwärtig waren, nach diesem Tage aber in immer größeren Massen eintrafen, entschloßen sich durch das Ungescheh der girondinischen Partei Volksmassen zu bearbeiten und zu leiten, alsbald ihrer Hand, und wurden nur zu schnell ein passendes Werkzeug Danton's und seiner Helfershelfer im Aufstandmachen. Gleich bei ihrer Ankunft von den eusschienen Jacobinern brüderlich empfangen und feiert, gaben sie sich ganz der Zeitung derselben hin, die ihnen das Local ihres Clubs zur Verfügung stellte, um darin einen förmlichen Ausschuß einzusetzen, der einen der Hauptmittelpunkte zur Leitung der Aufstände wurde. Dafür dienten sie ihnen auch mit Verstärkung des Lärms auf den Galerien der Nationalversammlung, setzten die Loosprechung Pétion's durch, erklärten, daß sie den Auftrag, den König zu entthronen, mitgebracht hätten und beschloßen auf Danton's Veranlassung, Paris nicht vor dem Sturze des Tyrannen zu verlassen. Gleicherweise schlug die Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr sei, nur zum Vortheile der Anarchisten aus. Von den Girondisten, nachdem sie am 22. Juli die Bekräftigung des Königs erhalten, an allen Orien des Landes mit dem möglichst freierlichen Gepränge unter Trompetenschall und festlichen Processionen theatralisch in Scene getritt, um die Exaltation des Volkes zu vermehren, machten doch die Anarchisten erst den rechten praktischen Gebrauch von dieser Stimmung, wie von den Mitteln, welche ihnen die jene Erklärung begleitenden geschlichen Bestimmungen in die Hand gaben.

So gestaltete sich die kurze Zeit von der Mitte Juli bis zum 10. Aug. zu einer Zeit der Entwicklung und Vorbereitung des fürchterlichen Aufstandes, der an diesem letztern Tage ausbrechen sollte. Um den rechten Mann dafür an der Spitze der Municipalität zu haben, war es nöthig, die Suspension Pétion's zu beschränken, welche der König erst noch am 12., da er nicht anders konnte, bestätiget hatte. Zu diesem Zwecke dienten die Föderierten trefflich; indem sie die Unentschiedenen in der Nationalversammlung mit Schreien erfüllten, bewirkten sie, wie schon erwähnt, am 13. in der Versammlung die Loosprechung des Roire, nachdem dieser am Tage vorher in der Versammlung unter dem rauschenden Beifalle

der gesammten Volkspartei in seiner heuchlerisch-beschönigenden Weise eine Apologie seines Verhältnisses am 20. Juni gegeben. Ein weiterer vorbereitender Schritt zu dem von den Anarchisten im Schilde geführten Aufstande war die Fortsendung der in Paris noch befindlichen Linienregimenter. Da diese allen Aufstandsplänen fortwährend ein nicht zu umgebendes Hindernis entgegenstellten, so mußten sie beseitigt werden, was um so leichter war, als die Nationalversammlung das Recht hatte, über die Anwesenheit von Truppen am Orte ihrer Sitzungen zu entscheiden. Die Girondisten, die in ihrem Schwanken auf der einen Seite ihren anarchischen Gegnern persönliche Opposition machten, während sie auf der andern ihnen verblendeter Weise in fälschlichen Beziehungen die Wege ebneten, waren es, welche am 15. Juli den Beschluß der Nationalversammlung durchsetzten, daß jene Linienregimenter binnen drei Tagen Paris verlassen und sich an die Grenze gegen die Preußen begeben sollten; einen Beschluß, der weit über die Berechtigung der Nationalversammlung hinausging.

Um diese Zeit trafen die Pläne der Gewaltspartei, die hauptsächlich von Danton gestiftet und ins Werk gesetzt wurden, immer offener ans Tageslicht. Daß es auf einen neuen Aufstand abgesehen sei, der dem Königthume ein Ende machen sollte, konnte keinem nur einigermaßen in die Verhältnisse Eingeweihten ein Geheimniß sein, denn schon der Apparat, den die Umsturzpartei zu diesem Zwecke in Thätigkeit zu setzen für gut befand, mußte darüber hinlänglichen Aufschluß geben. Alle die Aufwiegeleien und Exerzieren, die nur in den letzten Jahren gegen König und Hof getrieben worden waren, wurden in Schrift und Rede im verstärkten Maße in Anwendung gebracht, das Mittel der Einschüchterung gegen den ordnungstheuernden Theil der Bevölkerung schon dermaßen ins Werk gesetzt, daß die Bänke auf der rechten Seite der Nationalversammlung sich ganz auffallendermaßen lichtetten, und eben um diese Zeit der Anfang gemacht, der Municipalität und den Sectionen von Paris einen Einfluß auf die Angelegenheiten des Staats zu verleihen, der immer mehr die Macht der Nationalversammlung in Schatten stellte, indem er jene zum Mittelpunkt der Staatsgewalt machte. Schon erschollen in den Sectionen die wildsten Reden gegen König und Hof und bald sollten von ihnen die ersten Schritte zur Entthronung des Königs ausgehen.

Was thaten nun die Girondisten diesen ganz methodisch und planmäßig betriebenen Vorbereitungen zum Umsturz des Thrones und der Verfassung gegenüber? Sie thaten das, was Leute thun müssen, die vor den Konsequenzen ihres Thuns zurückschrecken und doch nicht umfessern können oder wollen, die also ohne bestimmten Plan zu handeln gezwungen sind, sie fesseln, momentanen Stimmungen und Rücksichtseln folgend, aus einem Widerspruche in den andern. So versuchten sie jetzt in dem ganz richtigen Gefühle, daß nur eine Verbindung mit der obersten der Constitution aufgestellten Gewalt im Staate den Umsturzplänen der Gewaltspartei mit Erfolg entgegenarbeiten könnte, eine Annäherung

an den König; allein da sie mit dieser Annäherung nur wieder die ministerielle Herrschaft für sich gewinnen wollten, so mußte die ganze Sache scheitern, da der an sich mißtrauische und den Girondisten abgeneigte König unmöglich einer Partei trauen konnte, hinter deren angeblichen Plänen zur Rettung des Staats deren Bestrebungen der Parteiherrschaft sich verborgen. Als daher Vergniaud, Guadet und Genissone am 20. Juli sogar so weit gingen, ein Schreiben an den König abzusenden, in dem sie die Mittel, den Thron zu erhalten, auseinanderzusetzen und zu diesem Zwecke vor Allem die Bildung eines girondistischen Ministeriums empfahlen, antwortete der König, dem die Girondisten dieses Schreiben durch den Hofmarsch Boze hatten zustellen lassen, dadurch, daß er das Ministerium des Innern wieder einem Feuillant, Champoin, das der Marine Dubouché, das des Kriegs d'Abancourt, das der Finanzen le Roux de la Bille, das des auswärtigen Bisgot de St. Croix und das der Justiz die Polz übertrug. Die Gironde ward dadurch aufs Empfindlichste verletzt, namentlich Roland, der sich die bestimmteste Rechnung auf ein Ministerium gemacht hatte. Die Erbitterung der Partei machte sich auf der Stelle durch einen neuen Umschlag ihrer Handlungsweise kenntlich. Während in der letzten Zeit eine gewisse Mäßigkeit in den Reden und Blättern der Girondisten sich kundgegeben hatte, die ihnen reichliche Angriffe einmal der Gewaltspartei eintrug, war dieselbe jetzt auf einmal verschwunden; Roland ließ durch Barbours den marsailer Barden den Befehl zukommen, ihren Marsch nach Paris zu beschleunigen, und Guadet schiedreute eine Anklage gegen Lafayette; doch auch diese Erbitterung dauerte nicht gleichmäßig fort, vielmehr macht sich unter den Genossen der Partei, ein sicheres Zeichen ihres beginnenden Verfalls, ein merkwürdiges Auseinandergehen in Ansichten und Bestrebungen bemerkbar. Denn während Genissone am 24. Juli den Antrag stellte, daß den Gemeinderäthen und nicht den Friedensrichtern die Macht ertheilt würde, Bürger, welche eines Ansehls gegen die Sicherheit des Staats und die Constitution angeklagt würden, zu verhaften, zu verhören und nach Befinden ein Jahr lang gefangen zu halten, die Aussicht über diese Thätigkeit aber einem Ausschuß der Nationalversammlung zu übertragen — während Genissone diesen einmüthig der Gewaltspartei zu gute kommenden Antrag stellte, sprach Vergniaud in der Nationalversammlung von Unbesonnenheiten, welche durch Uebertriebung die beste Sache verdrängen, und forderte Brissot, gleichmäßig die Royalisten, Feuillants und Republikaner angreifend, nicht nur Bestrafung der Emigranten, sondern auch der königsmörderischen Republikaner, da das Blut eines Königs stets nur die Monarchie, nicht die Freiheit gekräftigt habe. Als ferner Guadet am 26. Juli eine Adresse an den König in Vorschlag brachte, in der er zur aufrichtigen Eingangs mit der Nation ernannt und zu dem Behufe die Bildung eines girondistischen Ministeriums von ihm verlangt wurde — ein Antrag, der gleiche Opposition bei der Rechten wie bei der äußersten Linken fand — sprach sich Brissot entschieden gegen Dictatur

Verurteilung der Uebersammlungen und Suspension des Königs aus, und brandmarkte alle Ausschweifungen, durch die man dem Könige das Recht gebe, ebenfalls über Verfassungsbrech zu klagen, und die Classe der Besessenen in die Arme des Auslandes treibe, sobald die Galerien unter dem Rufe: „Nieder mit dem Bösewicht!“ in Toben gegen ihn ausbrachen und ihn mit Döb brwarfen. Als aber der König, der durch Boze ein zweites Schreiben erhalten hatte, am 23. Juli bestimmt erklärte, niemals auf die Anträge der Gironden eingehen zu wollen, und zu gleicher Zeit das Manifest des Herzogs von Braunschweig bekannt wurde, warfen sich die Girondisten, denen die Lage der Dinge wieder sehr verzweifelt erschien, von Neuem in die extreme Revolutionspolitik, die ihnen allein noch Heil zu bieten schien. Der König sollte abgesetzt und der Dauphin zu seinem Nachfolger ernannt werden, an dessen Stelle während seiner Unmündigkeit ein Regentsschreibsath — natürlich von Girondisten gebildet — die Leitung des Königreichs übernehmen sollte. Condorcet sollte Erzieher des jungen Königs, Périer Präsident der Regentssath, Roland, Servan und Clavière Minister, ein Nationalconvent, zu dessen Mitgliedern zwei Dritteltheile der gegenwärtigen Nationalversammlung im Voraus erklärt wurden, sollte zur Revision der Verfassung berufen werden. Der Plan wäre schon thöricht gewesen, wenn die Gironde noch die Leitung der Dinge in der Hand gehabt hätte, jetzt, wo sie schon völlig der Anarchistenpartei gegenüber in der Defensive war, wo ihr alle Hilfsmittel zu seiner Durchführung fehlten, war er ein Unfinn, auf dergleichen Parteien und Einzelne zu kommen pflegen, die sich nicht mehr zu rathen und zu helfen wissen. Das einzige Mittel, was ihnen und dem Lande helfen konnte, war redliche Umkehr auf dem Wege der Revolution. Lafayette, der früher oftmals, als es noch bei ihm stand, dies Mittel nicht ergriff, wollte es jetzt thun, als es nicht mehr von ihm allein abhing, denn die, mit dessen Hilfe er es allenfalls noch hätte versuchen können, die Girondisten weigerten sich noch dessen, und als sie später sich eines Besseren besannen, war es eben zu spät.

Gegenüber der Worthätigkeit der Girondisten und ihren eiteln Plänen, auf parlamentarischen Wege zum Ziele zu kommen, nahm die Sachthätigkeit der Gewaltspartei auf dem Felde der revolutionären Praxis ihren unverrückten Fortgang. Vor Allem galt es, das Revolutionsheer zusammen zu bekommen. Daher die beschleunigten Annäherungen der Föderirten. Ihr Ausschuss ging schon jetzt mit einem Gewaltkreiche um, und die Ankunft eines der exaltirtesten ihrer Bataillone, des von Brest, sollte zu einem Schlage benutzt werden. Ein am 26. Juli, dem Tage nach ihrem Eintreffen in Paris, veranstaltetes Fest sollte zur Gelegenheit des Ausbruchs dienen. Nur das zufällige Zusammenreffen verschiedener Umstände und die diesmal nicht vermiste Thätigkeit Périer's, in den Plan von dessen girondistischen Freunden ein Pufsch nicht gelegen war, verhinderten einen Ausbruch. Wenige Tage darauf, am 29. Juli, langten die von Barbaroux berufenen marsailler Banden in

Paris an, festlich empfangen von dem Genannten, sowie von Danton und Santerre. Barbaroux beschäftigte gleich am Tage nach der Ankunft seiner Marsailler mittheils eines Aufstandes die Nationalversammlung zur Entsetzung des Königs zu zwingen; indessen der Plan kam nicht zur Ausführung, da Santerre sich faumfelig zeigte. Dagegen überließen sich die Marsailler um so größeren einzelnen excessen. Weniger im Kruspen auffällig, aber nicht minder innerlich gefährlich war die Thätigkeit, welche die Sectionenversammlungen entwickelten, seitdem die äußerste Linke in der Nationalversammlung, Genonné's revolutionären Antrag gegen die Complotirer benutzend, die Girondisten am 25. Juli zur Durchbringung des Beschlusses hinzureißen gewußt hatte, welcher die Permanenz der Sectionenversammlungen durch ganz Frankreich proclamate und dadurch ein neues heftiges ferment in die ganze revolutionäre Entwicklung brachte, indem er in den Sectionen permanente auferreißer Organe des Aufstandes und der Anarchie schuf. Noch an demselben Tage ward im Jacobinerclub zu Paris ein Beschluß der Sectionen, das Königthum zu suspendiren, bekannt gemacht, und am 28. Juli stimmten von den 48 vorher Sectionen schon 47 in der Forderung der Absetzung des Königs überein. Aehnliche Berichte von auf Umsturz des Besessenen gerichteten Bewegungen liefen auch aus den Departementen ein. Es wäre überflüssig, das Treiben der Sectionsausschüsse, die immer weiter in ihrer Umsturzforderung gingen, der revolutionären Deputationen an die Nationalversammlung und der Föderirten, sowie die geheimen Sitzungen der Verschworenen, in welchen der im Werke befindliche Aufstand gebraut wurde, u. s. w. im Einzelnen zu schildern. Hier ist nur zu bemerken, daß die Gironde nach dem letzten Scheitern ihrer Versuche zur Annäherung an den König und nach dem Erscheinen des Manifestes des Herzogs von Braunschweig, das alle Volkseigenschaften in verdoppelter Stärke male gerufen hatte, wieder ihre Feindseligkeit gegen den Hof, halb aus großem Verdrusse, halb aus patriotischem Nachgefühle gegen denselben, der jetzt nur noch auf die fremden Herrr hoffte und baute, in aller Weise Raum gab. So lab sie den Vorbereitungen zum Aufstand zu, da sie eine gewaltsame Demonstration gegen den Hof für nöthig hielt; da ihr Geschmack und ihre persönlichen Beziehungen ihr nicht erlaubten, activen Theil an Werke, das man vor hatte, zu nehmen, so leistete sie nur „passive Widerst.“ Nur die Vorgeschrittenen ihrer Partei, Barbaroux und die Journalisten Garra und Gorsas nahmen an den Beratungen der Verschworenen Theil, und der unvermeidliche Périer mußte natürlich Kenntniß von den Vorgängen haben, da ohne seine geheime Zustimmung ja die Ausführung der Plant nicht möglich war.

Natürlich konnte diese ganze Haltung der Gironde ihr Verhältnis zur Gewaltspartei im Jacobinerclub nicht günstig gestalten. Eine Zeit lang hatten die Reibungen zwischen beiden Parteien in Folge der scheinbaren Aufhebung Robespierre's mit Wrist aufgehört; allein seit Kurzem begannen sie mit verstärkter Heftigkeit von

Neuem, obgleich die Girondisten immer seltener im Club erschienen. Das Ausharwerden der Unterhandlungen derselben mit dem Hofe hatte Veranlassung zu erneutem Argwohn gegeben, und als Lasource am 29. Juli für den Abmarsch der Föderierten sprach, widersetzten sich namhafte Häupter des Clubs und hielt Robespierre eine Rede, in denen er die Girondisten der Intrigue beschuldigte. Zu offenen Feindseligkeiten aber kam es im Club am 1. Aug. Um diese Zeit, hieß es, seien vom Könige Befehlungsversuche bei Danton und Santerre, Pétion und Brissot gemacht worden; andererseits wurde von den Jacobinern das Gerücht verbreitet, Brissot und Isnard beabsichtigten Robespierre in Anklagestand zu versetzen. Daher die heftigsten Anschuldigungen gegen die Gironde. Offen wurde von Brissot's und Vergniaud's Verrath gesprochen und der Antrag gestellt, des Ersten Namen aus der Liste der Mitglieder des Jacobinerclubs zu streichen. Ganz unbestritten war jetzt das Uebergewicht der Partei Robespierre's im Club über die der Girondisten. Um so mehr meinten diese ihre eht patriotische Gefinnung auf ihre Weisheit beruhen zu müssen, d. h. dadurch, daß sie methodisch auf parlamentarischem Wege dem Königtume ein Ende machten. Der Ausgang der Verhandlungen über Lasource bekräftigte sie in diesem neuen Wechsel ihrer Ansichten. Diese Sache, die merkwürdige Zeugniß gibt von dem Schwanken der Girondisten während dieser Periode, begann am 15. Juli mit der von Bazire gegen Lasource in der Nationalversammlung erhobenen Anklage, der am 18. Juli der Bericht der ganz von den Girondisten beeinflussten Commission der Zwölf folgte, welche erklärte, daß kein Grund zur Anklage vorhanden sei. Als aber neue Beschuldigungen gegen Lasource vorgebracht wurden, u. a. daß er dem Generale Luckner den Vorschlag gemacht, gemeinschaftlich zur Befreiung des Königs nach Paris zu marschiren, sprachen die beiden Girondisten Lasource und Guadet neben dem Anarchisten Delaunay mit großer Heftigkeit am 21. Juli für die Anklage Lasource's, die von einer pariser Section verlangt worden war. Die Sache ruhte dann einige Tage, bis Brissot durch erneute Anklagen gegen Lasource der Sache wieder einen Anstoß gab, so daß am 24. Juli die Commission der Zwölf mit einer neuen Berichterstattung über die Angelegenheit beauftragt wurde. Diese fand am 8. Aug. statt und lief darauf hinaus, daß Jean Debry im Namen des Ausschusses den Antrag auf Anklage gegen Lasource stellte. Brissot antwortete diese Anklage in einer Rede, in der er Lasource nicht weniger als fünf todeswürdiger Verbrechen gegen den Staat zück. Die Gironde hatte auf die Verurtheilung Lasource's gerechnet, um dann auf dem parlamentarischen Wege weiter in gleicher Weise gegen den König vorzuschieben. Als aber die sonst schwankende Mittelpartei, erschreckt durch die augensälligen Fortschritte der auf radikalen Umsturz abzielenden Unternehmungen der Gewaltpartei, bei der Abkündigung sich entschieden für Lasource, der überhaupt der Mann nach ihrem Geschmack war, aussprach, so daß eine Mehrheit von 406 Stimmen gegen 224 die Anklage

gegen den General verwarf, gab es die Gironde auf, ummittelbar auf parlamentarischem Wege ihren Plan, Absetzung des Königs und Nachfolge des Kronprinzen, durchzuführen, zu welchem Zwecke sie bereits die Petitionstaktik organisiert hatte und durch Adressen, Petitionen, Deputirten die Nationalversammlung bestürmten ließ, wie denn sogar Pétion am 3. Aug. vor der Nationalversammlung erschien und im Namen der pariser Commune Absetzung des Königs und Berufung eines Nationalconvents verlangte. Da, wie gesagt, dieser Plan sich nicht ausführen ließ, beschloß die Gironde ihn auf spätere Zeit zu vertagen, jetzt aber den im Werke befindlichen insurrectionellen Ausbruch geschehen zu lassen, um dadurch die Widerstrebenden müde zu machen und so ihrem Plane vorzubereiten. In dieser verblendeten Ansicht handelten sie noch in der Sitzung der Nationalversammlung am 9. Aug., in der Isnard, Guadet u. A. auf die Beschwerden der Planer der rechten Seite, über die Verhandlungen durch Worte und That, denen die für Lasource stimmenden im Jacobinerclub wie auf der Straße ausgehetzt seien, sich des Volks annehmen und durch Vergniaud, Guadet und Leconte-Puyraveau die sofortige Entfernung der Föderierten verhindern, die verlangt worden war, als die Nachricht einging, daß alle Sectionen von Paris bis auf eine den Aufstand beschließen hätten, wenn bis Mitternacht nicht die Absetzung des Königs ausgesprochen sei. Vollkommen kindlich war unter diesen Umständen der Vorschlag, den Condorcet in derselben Sitzung machte, man möge die Entthronung des Königs nicht überleben, sondern, um ungesegnete Bewegungen des Volks zu verhindern, die öffentliche Meinung aufklären und das Volk über den Gebrauch unterrichten, den es von seiner Souveränität zu machen habe. Als Pétion, der in dieser Sitzung vor die Nationalversammlung gerufen worden war, um über den Zustand von Paris und die Mittel zur Erhaltung der Ruhe zu berichten, mit der gleichnerischen Lügenhaftigkeit noch die tröstlichsten Zusicherungen ertheilt und Maßregeln des Vertrauens und der Güte empfohlen hatte, wurde die Sitzung geschlossen, ohne daß auch nur der Vorschlag zur Permanenz gemacht worden wäre. Und dies geschah Angesichts des offenkundig drohenden furchtbaren Aufstandes, zu dessen Vervollständigung die Polizei der Gemeindebehörde 50,000 scharfe Patronen an die am meisten revolutionär gesinnten Sectionen, sowie die Waffenscheiter hatte vertheilen lassen, während sie dem Commandanten der Nationalgarde den Schießbedarf für die loyal gesinnten Bataillone der Nationalgarde verweigerte.

Der folgende Tag, der 10. Aug., brachte den lange vorbereiteten Aufstand zum Ausbruch. Wie die durch Danton und seinen Anhang unter den Cordeliers und in den Sectionen bewerkstelligt wurde, wie Robespierre und Morat sich freig in der Entfernung hielten, wie die Ermordung des modernen Generalcommandanten Mandot und die Unentschlossenheit und Rathlosigkeit des Königs einerseits und die scheinbrillige Falschheit Pétion's, der sich von Insurgenten bewachen ließ, um so scheinbar zur

Unthätigkeit gemungen zu sein, sowie die von falschen Insinuationen begleiteten Rathschläge eines andern Affiliirten der Girondisten, des Emdie Rädere, andererseits erst dem Aufstande die Möglichkeit des Gelingen gaben; wie dann die Absetzung des zeitweiligen Gemeinderaths und die Einschüpfung eines neuen insurrectionellen der Bewegung einen Mittelpunkt in einer öffentlichen Autorität und dadurch Einheit und Energie mittheilte; welches endlich der persönliche Antheil der einzelnen Führer des Aufstandes und die Einzelheiten und Wechselfälle seines Verlaufs waren, gehört nicht hierher. Wir haben es nur mit dem Resultate des unheilvollen Ereignisses zu thun, das darin bestand, daß unter Conivenz der Girondarthei von dem Proletariatsheere der Anarchisten das Schloß der Tuilerien unter den schweißigen Grueln gekürrt, der König nebst seiner Familie daraus vertrieben und im Schloße der Nationalversammlung eine Zufluchtsstätte zu suchen gezwungen wurde. Daß mit diesem Resultate Erfolg nicht die Tragweite des Ereignisses erschöpft, daß vielmehr damit auch der verfallene Sturz der Monarchie besiegelt und diejenige Macht, die das Werk des Unlurses durchgeführt hatte, zur herrschenden Gewalt im Staate erhoben ward, dies konnte seinem Einsichtigen entgehen. Nur die Girondisten waren in ihrer noch nicht gebrochenen Selbstgültigkeit, sowie in ihrer Verschöpfung über das ihrer Ansicht noch verdiente Schicksal des Hofs so verblendet, daß sie mit der unbegreiflichen Gleichgültigkeit als unthätige Zuschauer bei dem Drama verbarren, in dem sie bald zu einer zweiten Katastrophe die Personen abgeben sollten. Wie groß ihre Selbsttäuschung war, zeigt das Verhalten der an jenem verhängnisvollen Tage bereits in den ersten Morgenstunden versammelten Nationalversammlung, in der sie damals, da der Schrecken fast alle Abgeordneten der rechten Seite und des Centrum vertrieben hatte, sechs von 750 Deputirten nur 284, fast alle von der Linken, anwesend waren, unter Vergniaud's Vorsteh das maßgebende Element waren. Während von allen Seiten am Morgen des 20. Tages Meldungen über das im Entladen begriffene Unwetter eingingen, debattirte die Versammlung, als ob Alles in der tiefsten Ruhe sich befände, über die Absetzung des Regierhau des; und als die Minister sie zu thätigem Einschreiten aufforderten, lehnte sie dies ab und ging gleichermäße auf den von anderer Seite gemachten Antrag, eine Deputation nach den Tuilerien zu senden, nicht ein. Erst als der König mit seiner Familie in der Versammlung als Flüchtling erschienen war und diese das Geschrei von den Tuilerien her erschallen hörte, hielt sie es für an der Zeit, sich näher mit den Ereignissen des Tages zu befassen, jedoch nicht etwa, um energisch einzuschreiten, sondern nur um den König zu veranlassen, den Schwärzen in den Tuilerien den Befehl zu senden, das Feuer einzustellen, und, als dieses nicht schnell genug geschehen konnte, um eine Deputation nach den Tuilerien zu senden, die indessen gar nicht bis dorthin gelangte, da sie durch die Volksmenge nicht hindurchbringen konnte. Als dann der Aufstand mit Nord und

Gebel aller Art selbst bis an die Thüren der Nationalversammlung vordrang, als vereinzelte Stimmen in ihr ihrer Entrüstung über die vorerfallenen Unthaten Worte liehen, wußte die Nationalversammlung nichts Anderes zu thun, als Deputationen, die bei ihrer Unmacht völlig erfolglos waren, an die wouthendbrannten Föderalisten zu senden. Endlich als durch die Plünderung aus dem Schlosse geraubte kostbare Effecten in großer Menge zur Barre der Versammlung gebracht wurden, als eine Deputation des neu eingesetzten insurrectionellen Gemeinderaths erschien und in herrlicher Sprache Absetzung des Königs forderete; als eine Deputation der ausländischen bewaffneten Masse erklärte, die Tuilerien seien in Brand gesetzt und würden nicht eher gelöscht werden, als bis die Absetzung des Königs ausgesprochen sei: erst da hielt die Gironde die Zeit gekommen, handelnd aufzutreten, wenn man ein altes, schon früher kaum ausführbares, jetzt aber ganz unmögliches Project wieder auf's Tapet bringen, handeln nennen kann. Vergniaud erlosb sich nämlich, um einen von der Gironde schon lange bereit gehaltenen Antrag zu stellen, zu dessen Vorbereitung sie schon am 26. Juli von der Versammlung eine außerordentliche Commission mit dem Auftrage hatte erneuern lassen, zu unteruchen, in welchen Fällen Entschung des Königs eintreten könne, und ob der König schuldig sei. Jetzt machte Vergniaud im Namen dieser Commission den Antrag, die königliche Gewalt und die Civilsile einwirken zu suspendiren, dem Könige einen einseitigen Gehalt und eine Wohnung im Palaste Luxemburg anzuweisen, dem Kronprinzen einen eigenen Erzieher zu geben, ein neues Ministerium zu bilden und einen Nationalconvent zur Ausarbeitung einer neuen Verfassung zu berufen. Die Ernennung des Erziehers des Kronprinzen sowie der Minister sollte von der Nationalversammlung ausgehen, dazu die Beschlüsse der letztern auch ohne königliche Genehmigung Rechtskraft haben. Dieser Antrag Vergniaud's wurde ohne alle Debatte angenommen. Zur Ausführung und Verwirklichung desselben wurden noch mehrere Vorschläge gemacht und genehmigt. So von Guadet und Jean de Bry ein Antrag zu einem Wahlsche für Berufung des Nationalconvents, nach dem jeder Franzose über 21 Jahren, der von seinem Einkommen oder seiner Arbeit lebe und nicht dem dienenden Stande angehört, Wahlrecht haben, der Unterschied zwischen activen und passiven Bürgern aufgehoben und jeder über 25 Jahre alte Franzose wählbar in den Nationalconvent sein sollte. Ferner von Thuriot die Anträge, alle zeitweilige Friedensrichter, die den Demagogen immer ein Hinderniß waren, abzuheben und neue anzustellen, sowie den Municipalitäten das Recht zu ertheilen, bei verdächtigen Leuten Haussuchungen nach Waffen anzustellen. Weiter wurde beschlossen, ein verhängtes Lager zur Sicherung von Paris, d. h. einen Sammelplatz der Föderirten zur Ueberwachung der Hauptstadt zu bilden, und zwölf Commissare der Nationalversammlung zu den Armeen zu senden mit der Vollmacht, zweideutige und untüchtige Generale abzujagen. Endlich wurde noch die Permanenz

der Nationalversammlung, sowie Maßregeln zur Unterdrückung von bürgerfeindlichen, d. h. Oppositionsblättern beschließen und jeder Transohe, der seinen Posten verlassen würde, für einen Verräther erklärt. Von dem beschlossenen Rechte der Ernennung der Minister durch die Versammlung ward auf Andringen Brissot's, der die Absetzung der bisherigen Minister beantragte, unverzüglich Gebrauch gemacht, und durch den Einfluß der Gironde die Wiederernennung der ihr angehörigen ehemaligen drei Minister, Roland, für das Innere, Servan, für den Krieg, und Clavière, für die Finanzen, durch Acclamation durchgesetzt. Die Wahl zu den übrigen Ministerien fiel auf Danton für die Justiz, auf Monge, einen eifrigen Jacobiner und noch berühmten Mathematiker, für die Marine, und auf Lebrun, einen ehemaligen Journalisten, aus Lüttich, der später unter Dumouriez im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt ward, für dieselben.

Mit dem 10. Aug. hatte die Gironde erreicht, worauf sie so lange gestrebt: das Königthum und die Verfassung waren gestürzt; sie hatte dieses erreicht durch ihre Schuld, aber nicht durch eigene Mittel, nicht auf dem Wege und die Weise, wie sie dachte; eine ihr bitter feindselige Partei hatte das Ergebnis errungen und sich damit an die Spitze des Staats gestellt. Von dem Augenblicke an, wo die Girondisten angingen, den Vergehenden passiv zuzusehen, hörten sie auf die Herrschenden zu sein, und der 10. Aug. und seine Folgen, die dieses Verhältnis zuerst klar und Tagelicht stellten, bildeten so den äußerlichen Wendepunkt in dem Geschick dieser Partei, das innerlich schon in dem Augenblicke entschieden war, als ihr Ministerium, sich in fortwährende Opposition gegen den König setzend, ein Zusammengehen mit diesem verschmähte; denn damit hätten sie das einzige Mittel, das Aufkommen der anarchischen Partei zu verhindern, weggeworfen und sich in die Alternative gesetzt, entweder mit Aufopferung ihrer Gesinnung, die Wege der Anarchisten zu wandeln, oder sich von diesen überflügeln zu lassen. Sie wählten das letztere, und die defensive Stellung, die sie von nun an, nachdem der Ansel, von Andern geschüttelt, in ihren Schooß gefallen war, einnahmen, war die notwendige Folge davon. Das Land, von dem man einen Augenblick zweifelhaft sein konnte, ob es sich den Konsequenzen des 10. Aug. unterwerfen würde, hatte sie angenommen. Auf der einen Seite war der Glaube an die innere unauslöschliche Feindseligkeit des Hofes gegen die Verfassung und an dessen Einverständnis mit dem Auslande zum Zweck gewaltsamer Wiederherstellung der alten Zustände, zu sehr unter dem Volke verbreitet, und andererseits der Nationalfian zu entwickelt, als daß nicht der ganze den revolutionären Errungenschaften ergebene Theil desselben, und das war die große Mehrzahl der Nation, trotz aller Schnelheit nach Ruhe unbedingt in dem gebotenen Dilemma die nationale Republik einem von Aussen her vertriebenen Königthume hätte vorziehen sollen. So fiel das Land der das Heft in den Händen haltenden Gewalt zu: dies war jetzt factisch der pariser Gemeinderath,

als Organ der Anarchistenpartei, deren Häupter somit von nun an auch die Häupter des Staats waren. Die Nationalversammlung, in der zwar die Girondisten jetzt um so alleiniger die Majorität ausmachten, als fast die ganze rechte Seite und ein Theil des Centrums, um dem Terrorismus des Pöbels inner- und außerhalb der Galerien zu entgehen, die Versammlung fortwährend mieden, hatte aufgehört der fortliche, wahre Mittelpunkt des Staatslebens zu sein und allen entscheidenden Einfluß verloren. Sie war zum Werkzeug der Anarchistenpartei, das sich nach Belieben vom Gemeinderathe und den Sectionen von Paris, vom Jacobinerclub und dem Pöbeldeputationen terrorisirten ließ, herabgesunken, und machte um so weniger einen ersten Versuch, sich aus dieser Höhe für die Emanzipation, als ihre Dauer nur noch von kurzer Zeit war und es sich nicht verlohnte hätte, einen ersten Kampf zur Wiedergewinnung des alten Einflusses zu beginnen. Was von der Versammlung überhaupt glitz, das glitz auch von dem ihre Majorität bildenden Bestandtheile, den Girondisten. Sie waren sinkende Größen, die zwischen den Reminiscenzen ihrer früheren Macht und dem Gefühl ihre gegenwärtigen Schwäche, zwischen ihren früheren Zehnenden und der ihnen aufstehenden besten Einsicht jetzt hin- und hergeschwankend bald einen Anlauf nahmen nach alter Weise auf parlamentarischen Wege als Moderatoren einzugreifen, bald wieder schwach der Herrschaft der Demagogien des Gemeinderaths und der Sectionen von Paris nachgaben, bald, um ja an ihrer revolutionären Gesinnungsfähigkeit keinen Zweifel aufkommen zu lassen, gleichen Schritt mit den Anarchisten zu halten sich bestritten, bald, entsetzt über die Konsequenzen der jacobinischen Praxis, denselben opponierend entgegenzutreten. Daher weder Konsequenz noch Zusammenhang in ihrem Handeln, wie in dem der ganzen Nationalversammlung, das von jetzt an bis zu deren Ende nur eine Reihe aus zufälligen Stimmungen und äußeren Einflüssen hervorgegangene Regungen und Beschlüsse bildete.

Das Erste, was die Gironde nach dem großen Umsturze des 10. Aug. that, war, sich den Schein zu geben, auf der Höhe demokratischen Bewußtseins und patriotischer Begeisterung, wie sie an der Tagesordnung waren, zu stehen, und dies mit um so größerem Eifer, da ihr Gefühl ihr sagen mußte, daß sie den Ereignissen nachhinkte. Darum mußte Lenobret als Organ der Partei ein Manifest an die Nation abfassen und die Nationalversammlung am 13. Aug. es annehmen, in welchem die Gironde das schwächliche Geschäft übernahm, die Thaten einer andern Partei, von der sie die heftigsten prinzipiellen Feindschaften und die tiefsten geistigen Gegensätze trennten, gleichniserisch zu rechtfertigen und so gewissermaßen sich indirect auszuweisen. Das ganze Manifest war Nichts als eine Aufzählung der hergebrachten Anklagen gegen den Hof, wie sie gemeine Augenfeindseligkeit und Bosheit demokratischer Volkserwürger ausgenommen oder verächtlich, und wie sie die beschränkte Leichtgläubigkeit und übertriebene Leidenschaftlichkeit des Volkes verbreitet und vergrößert hatte, mit unverfälschter Redheit auf-

gestellt, mit boshafter Demagogensophistik in ein System gebracht und mit hohlen schönrednerischen Phrasen verbrämt, Alles um unter offenkundiger Verdröbung der Thatsachen mit gleichzeitiger Dialektik zu dem Resultate zu kommen, daß nur nach reifer und überlegter Prüfung der Frage über die Suspension der königlichen Macht, nach solenner Discussion, nachdem alle Meinungen sich ausgesprochen und erörtern worden, und erst, nachdem die Geduld des Volkes erschöpft gewesen sei und es sich zu jenem Einen Zwecke und durch Einen Willen geeint nach dem Palaste des Königs begeben habe — das erst dann die Nationalversammlung, den Recurs an den höchsten Willen des Volks als das einzige Mittel zur Rettung des Vaterlandes ansehend, die Suspension des Königs und die Zusammenberufung eines Nationalconvents unter Wegfall der bisherigen Wahlbeschränkungen ausgesprochen habe. Das Manifest liefert den Beweis, daß die Charakterlosigkeit eines seinem Verufe entfremdeten selbstgefälligen Doctrinaires einerseits und ein inneren sittlichen Haltes entbehrendes demagogisches Portretiren andererseits ebenso zu christlicher Speichelsteei gegen das Volk führen können, wie man es gegen die Fürsten nur den losiaenhaftesten höfischen Kreaturen und Schmeichlern der schlechtesten Zeiten vorverlesen kann.

Diese girondistische Ueberschneidung war zwar an sich, weil ohne allen Erfolg, auch ohne alle Bedeutung, ist aber in sofern historisch merkwürdig, weil sie vorzugsweise zuerst den Zon patriotischer Unschuldbeugelei und läugerlicher Beschönigung anschlug, der später in den für das Volk bestimmten Schriftstücken der Gewaltpartei bis zur widrigsten Caricatur ausartete, gleich als ob es kein Feld geben sollte, auf dem die Girondisten nicht den Gewaltmenschen vorgearbeitet hätten. Dasselbe kann man auch von der zweiten Maßregel sagen, welche die Girondisten ergriffen, indem sie den bereits erwähnten Beschluß der Nationalversammlung, Commissare aus ihrer Mitte zu den verschiedenen Deputirten zu senden, in Ausführung brachten. Durch dieselbe nöthigten sie Lafayette, der mit Plänen gegen das in Paris mit dem 10. Aug. zur Herrschaft gekommene Regiment umging, zu einem schnellen entscheidenden Entschlusse, der natürlich bei dem halben, das Widerprechende v-reinigenden wackenden Charakter des Mannes zum Aufgeben jener Pläne und zum Verlassen des französischen Bodens Seiten desselben führte. Damit war die Gewaltpartei des einzigen Generals entledigt, der ihr bei seiner Popularität unter den Truppen hätte geföhlich werden können, wenn er gewollt hätte. Eine dritte Maßregel, die jetzt von der Nationalversammlung zur Ausführung gebracht wurde, war ebenfalls von der Gironde vorbereitet worden und leistete später der Gewaltpartei den unendlichen Voranschub. Bekanntlich hatte Gensonné am 24. Juli den Vorschlag gemacht, die Untersuchung aller Verbrechen gegen die Sicherheit des Staats den Municipalitäten zu übertragen, und zu gleichem Zwecke hatte Guadet die Schärfung der Maßregeln beantragt. Jetzt, den 12. Aug., beschloß die Nationalversammlung in Folge des Gensonnischen Antrags, daß die hohe Sicherheits-

polizei den Friedensrichtern genommen und den Municipalitäten mit der Aufgabe, allen Verbrechen gegen die Sicherheit des Staats nachzuspüren, übertragen werden, und in der Mitte der Nationalversammlung selbst ein Ausschuss für allgemeine Sicherheit als oberste Staatspolizeibehörde gebildet werden sollte; und zwei Tage darauf trat, was Guadet ebenfalls gewollt, eine neue verschärfte Verfassung ein.

Das war es, was die herrschende neue revolutionäre Gewalt wollte. Dieselbe beruhte auf einer Coalition der Jacobiner mit den pariser Gemeindegewalten, den Sectionen und dem Gemeinderath. Bei den Jacobinern wurden die zu ergreifenden Maßregeln und Beschlüsse verabredet und dann von den Vätern der Jacobiner, die zugleich auch im Gemeinderathe saßen, in diesem zur Ausführung gebracht. Petion, der Maire, war dabei schon so gut wie beiseite; er erschien nur selten im Gemeinderathe, wo jetzt vor Allen Robespierre, der sich ganz von selbst in denselben inskribirt hatte, und nach ihm der Procureur Manuel die entscheidenden Persönlichkeiten waren, und beugnete sich mit Beforgung der Lebensmittelanforderungen. So hatte die Gironde mit diesem ihrem alten Anhänger auch ihre noch einige Vertretung im neuen insurrectionellen Gemeinderathe verloren. Dieser bemächtigte sich sozgleich der ganzen Polizeigewalt, wozu ihn die Beschlüsse der Nationalversammlung autorisirten. Der von ihm neu eingeführte Nachauschuss ward die ausführende polizeiliche Behörde, welcher vorzüglich das Geschäft oblag, Allen nachzuspüren, welche angeblich etwas gegen das herrschende System im Schilde führten. Zu welchen schändlichen Angelegenheiten, elenden Auskunftschaftungen und willkürlichen Verhaftungen, die schon am 13. Aug. begannen, dies Veranlassung gab, ist bekannt genug. Wie diese dem Gemeinderathe bewilligte ungeheure discretionaryre Gewalt ihn immer noch größerer Lüthern machte, davon geben seine fortwährenden Begehren an die Nationalversammlung Zeugniß, die ihm auch meistens bewilligt wurden, obgleich sich die Versammlung recht wohl bewußt war, daß sie vom Gemeinderathe nur gebraucht wurde, um mit ihrer Hilfe die Departements zu beherrschen. Nachdem doch schon am 11. Aug. einige Girondisten in der Zwölfercommission den Vorschlag, den Gemeinderath auf seine städtischen Geschäfte zu beschränken, fanden aber unter ihren eingeschüchterten Kollegen keinen Anklang. Daher die fortdauernde Uebergriffe des Gemeinderaths. So forderte und erhielt er schon am 14. Aug. Verschärfung der erst Tags vorher erlassenen Verordnung; so erzwang er am 12. Aug. die Verlegung des Königs und seiner Familie aus dem Luxembourgpalaste in das Temple; so verlangte er mit Ungestüm am 14. Aug. von der Nationalversammlung die Einsetzung eines Martialgerichts, um das Blut der gefallenen Patrioten zu rächen. Anfangs weigerte sich die Nationalversammlung darauf einzugehen, und Peisiot suchte sie deshalb zu entschuldigen; nur um die ungarischen Horden zu beschwichtigen, decretirte sie, daß die Familien der Ausgewanderten als Gemeinliche dienen und ihre Pferde für das

Heer in Beschlag genommen werden sollten; allein die Forderung ward so eßt und mit immer frechern Drohungen widerholt, bis die Nationalversammlung, die durch Einschüchterung zum willenlosen Werkzeuge des Gemeinderaths sich erniedrigen ließ, am 17. Aug. die Einsetzung eines außerordentlichen Revolutionsgerichtshofs, der von den pariser Sectionen besetzt und von dem keine Appellation gelten sollte, beschloß. Der Schlußstein dieser Maßregeln gegen Alles, was nur irgend der Revolution und ihrer Wachthaber entgegen war, war der Beschluß der Nationalversammlung, welcher die Einziehung der Güter der sogenannten Unruhstifter anordnete und am 30. Aug. auf Bréard's Antrag angenommen wurde; hiermit begannen die großartigsten Confiscationen, die wol je vorgekommen sind. Verhaftet wurden sie durch die Beschlüsse vom 25. und 28. Aug., die alle Grundrenten ohne Entschädigung aufhoben. Auch noch viele andere Beschlüsse nicht staatspolizeilicher Natur ließ sich die Nationalversammlung abdringen, so u. a. am 19. Aug. die Reorganisation der Nationalgarde im demokratischen Sinne und am 23. Aug. den, daß alle wegen Insurrection in Haft befindlichen Soldaten freigelassen werden sollen. Am 17. Aug. ward ferner ein altes Lieblingschema der Gironden von der Nationalversammlung wieder aufgenommen, die gegen die einseitigenden Priester zu ergreifenden Maßregeln. Die Verordnungen darüber dauerten bis zum 21. Aug. und endigten mit dem Beschlusse, daß alle einseitigenden Priester binnen 14 Tagen das Reich verlassen und im Falle ihrer Rückkehr mit zehnjährigem Gefängnisse bestraft werden sollten.

So entwickelte sich der Plan der Gewaltpartei mit Riesenschritten und in immer greifbarern Zügen: Terrorisation der ruhigen, erwerbenden, besitzenden Classen durch die Beschloßenen, Nichtstehenden, Demoralisirten, und um die Mittel dazu aufzutreiben, Plünderung der Besitzenden. Dies wurde endlich auch der Gironde klar. Aber noch wagte sie nicht; direct dem Systeme der Anarchisten entgegenzutreten; nur schwache Opposition versuchte sie bei einzelnen Gelegenheiten, so bei der Suspension des Departementsdirectoriums, die der Gemeinderath verfügt, so ferner bei der Forderung eines Revolutionstribunals, so endlich bei der Forderung des Gemeinderaths, die Nationalversammlung solle den Handel mit barem Gelde verbieten, oder mit andern Worten, den Usquanten Zwang erlauben; und nie gelang es ihr vollkommen mit ihrer Opposition durchzubringen, weil sie immer von dem exaltirten Theile ihrer eignen Mitglieder verlassen wurde.

Die Stellung, in welche die Girondisten der Gewaltpartei gegenüber gerathen waren, ward täglich unhaltbarer und verhängnisvoller für dieselben. Die Voraussetzungen, auf denen ihre zeitweilige Gemeinschaft mit den Anarchisten beruhte, führten sie jetzt, wo das Herannahen der feindlichen Heere im Innern wie noch Außen hin die Dinge zur Entscheidung brachte, zu Consequenzen, die sie ihrer innersten Natur nach nicht annehmen konnten, noch wollten. Mit der Gewaltpartei hatten sie früher unaufhörlich gegen die einseitigenden Priester und

die Emigranten geschrien und die gewaltsamsten Beschlüsse gegen beide durchgesetzt; mit ihr hatten sie fortwährend den Hof als den Urheber und Förderer aller antirevolutionären Bewegungen und Regungen im Innern und im Auslande, eingebildeter wie wahr, als den Inbegriff alles Schmachvollen und Antinationalen angeklagt; mit ihr hatten sie Jedem, der noch dem alten Regime anhing, ja Jedem, der nicht auf der Höhe ihrer revolutionären Gesinnung und Ansicht stand, für einen Feind und Verräther des Vaterlands erklärt; mit ihr hatten sie übertrieben, gehetzt, verleumdet, gelogen, und nun, wo die Stunde der Entscheidung nahte, wo die Anarchisten Ernst machten, die Folgerungen, die sich aus ihren zeitweiligen Reden und Thun ergaben, zur Wahrheit zu machen, indem sie sagten: es gibt nur eine Rettung, alle Feinde des Vaterlands, d. h. Hof, Priester, Adel und Alles, was nur verdächtig ist gegen uns zu sein, muß vernichtet werden — jetzt erschrafen die Girondisten vor den praktischen Consequenzen dieser unerlässlichen Revolutionsdiktatur, sie wüßten sie sich auf dem beschränkten Wege weiter fortzuziehen, ohne doch umzukehren und mit ihren Antecedenten brechen zu wollen. Natürlich, daß die Inconsequenz ihrer Handlungsweise, welche die energischsten Maßregeln gegen den herannahenden Feind, welche Entsammlung des Volks zum äußersten Widerstande gegen denselben, und zu gleicher Zeit doch Mäßigung im Innern wollte — natürlich, daß diese Inconsequenz sie der fürchterlichen Folgerichtigkeit der Gewaltmenschen gegenüber immer mehr in Nothwehr versette und ihre ganze Parteilichung unhaltbar machen mußte. Das Nächste war, daß das durch Verpiegelung der drohenden äußersten Gefahren aufs Höchste aufgeregte Volk, das ihnen bis jetzt noch großentheils, wenn auch nicht angehangen, so doch eine günstige Meinung bewahrt hatte, gänzlich von ihnen sich abwendete. Allgemein wurden sie beschuldigt, den Plan zu hegen, Paris preisgeben und sich in den Süden des Landes zurückziehen zu wollen; ein alter, bei anderer Gelegenheit von den Girondisten ventilirter Plan ward so zum Anlagemittel gegen sie umgestaltet. Noch leidenschaftlicher und noch viel bößlicher waren die Angriffe und Anklagen, denen sie im Jacobinercul ausgesetzt waren, wo ihr alter sonderlicher und persönlicher Segner Robespierre mit seinen Anhängern die ganze Schale kömischer Weisheit über sie ausgoß und sie offen als Verräther am Vaterlande darstellte.

In diesem Streite mit ihren Gegnern, deren rücksichtslosse Consequenzen denselben die Anwendung aller Mittel erlaubte, waren sie durch ihre eigene Inconsequenz auf allen Seiten gequält und gehindert und dadurch zu dem anfechtlichsten Schwanken verurtheilt. Während die natürliche Festigkeit und Thätigkeit jener durch ihre Folgerichtigkeit nur eine vermehrte Steigerung erhielt, wurde die den Girondisten schon ihrer Natur nach obhies eigenthümliche Unsäfsigkeit zur That durch die innern Widersprüche derselben zur gänzlichen That- und Thatlosigkeit. Dies offenbarte sich vor Allem im Ministertratte, wo sie doch die entschiedenste Mehrheit hatten — denn

Kolond, Claviere und Servan waren aus ihrer Mitte genommen und die beiden andern, Wange und Lebrun, Männer ihrer Wahl —, wo aber die thatkräftige und thatfähige Energie Danton's ihnen allen Einfluß raubte und sie gänzlich in den Hintergrund stellte. Denn während alle übrigen Minister nur auf die specielle administrative Thätigkeit ihres Faches beschränkt waren, während Claviere nur an der Verbeischoffung von Geld arbeitete, Servan für Verstärkung des Heeres sorgte, Kolond mit der unter den obwaltenden Umständen wahrhaft lächerlichen Pedanterei eines beschränkten Freisitzes und zügelndes sich in schnödelnenden Rundschreiben mit den weisesten Lehren das Volk aufzuklären und durch moralische Expectorationen dem reißenden Strome der furchtbaren Volkseigenschaften kindisch einen Damm zu setzen bemühte, entschied Danton alle wichtigen Fragen, indem er seine Collegen entweder mit sich fortzieht oder erschreckte, und besetzte alle Stellen in der Verwaltung mit seinen Creaturen, sich so überall Stützpunkte erschaffend und seinen Einfluß vermehrend, und die vereinigete, unsystematische Opposition, die Kolond in seiner mürrischen, völlig unpraktischen Weise gegen ihn versuchte, vollkommen paralysirend. Indem er direct das Ministerium und indirect durch seine Anhänger den Gemeinderath beherrschte, war er jetzt der Lenker der Geschicke Frankreichs, und als solcher beschloß er, der leeren Frieslichkeit und der wilden Energie seines Charakters gemäß einen Streich zu führen, der allem Widerstande der verschiedenen der Revolution feindseligen oder nur abgenügten Parteien ein Ende machen sollte. Zu diesem Entschlusse bemog ihn vorzüglich das Herannahen der Wahlen zum Nationalconvent, deren Ausfall im Sinne der Gewaltpartei zu regeln, namentlich in Paris, für diese eine Nothwendigkeit war. Obgleich die Bevölkerung der Hauptstadt nach Möglichkeit eingeschränkt war, so hatten doch die öffentlich von den Anarchisten gepredigten Grundsätze über die Nothwendigkeit, das Gleichgewicht zwischen Arm und Reich hinsichtlich des Besitzes herzustellen, große Bewegung unter den besitzenden Classen von Paris hervorgerufen und den Gedanken an Widerstand gegen den Gemeinderath, als den Hebel jener socialistischen Niederlegungsdoktrinen, rege gemacht. Kolond und die Girondisten glaubten diese Stimmung denutzen zu müssen, nicht um davon Gelegenheit zu nehmen, sich an die Spitze der Gemäßigten zu stellen und eine offene Opposition gegen die Gewaltpartei und ihre gegenwärtige Haupt zu eröffnen, sondern um am 25. Aug. durch Einklinkungen eine Section zu vermögen, die Thätigkeit des Gemeinderaths für eine Usurpation zu erklären und ihre Commisssare vom Stadthause abzurufen; ein Beispiel, dem noch einige andere Sectionen folgten. Der Vorgang war zwar unmittelbar von seinen entscheidenden Folgen begleitet, schien jedoch der Gewaltpartei ein Fingerzeig, daß ihre Einbeherrschung bei den Wahlen zum beschlossenen Nationalconvent, die den 26. Aug. beginnen sollten, auf dem Spiele stehe, wenn jener Geist der Opposition gegen sie weiter um sich griffe und die ruhigen

Bürger, die Mehrheit der Bevölkerung, veranlaßt, sich bei den Wahlen zu betheiligen. Diesen Fall abzuwenden mußte das Hauptbestreben der Gewaltpartei sein, und zu diesem Zwecke gab es nur Ein Mittel, Schreden, den äußersten Schreden in Paris und im ganzen Lande, der alle Besitzenden, alle auf ruhigen Erwerb Orientirten vom selbständigen Auftreten abstellte. Um aber solch einen Schreden hervorzurufen, fand der wilde, auch vor dem furchtbaren Mittel nicht zurückschreckende Geist Danton's keines geeigneter, als den Völkermord aller nur einigermaßen als Gegner der Revolution Bekannten. Zu diesem Zwecke galt es vor Allem, sich die Verdächtigen zu bemächtigen, da die seit dem 10. Aug. zwar im reichlichsten Maße vollzogenen Einzelverhaftungen doch noch immer nicht ein hinreichendes Resultat gegeben, d. h. nicht einmal annähernd die ganze Masse von bekannten Royalisten und Jesuitants in die Gefängnisse geliefert hatten. Dazu konnte nur eine Massenverhaftung orthesen. Die Art und Weise, diese zu verwirklichen, war in Danton's zu allen Gewaltstreichen schöpferischem Geiste bald gefunden; das Herannahen der Preußen gab die erwünschteste Gelegenheit dazu. Vor Allem ward die planmäßigste Agitation ins Werk gesetzt, um das Volk durch Ausmalung der Schrecken der feindlichen Invasion und der Verschwörung der inneren Feinde der Revolution auf den Gipfel der Aufregung zu bringen, ein Werk, in dem die Girondisten den Gewaltmenschen nach Kräften beifien, sei es aus Beschränktheit des Blicks — wie sie denn in der That Nichts von dem Vordrange ahnten, den Danton und sein Anhang im Werke hatten —, sei es aus hergebrachter Aberglauben in ihre Lieblingsphantasie, Priester- und Aristokratenconspirationen, sei es aus seiner Nachgiebigkeit gegen die Häupter der Anarchisten. Genug in und außerhalb der Nationalversammlung stimmten die Girondisten in das exaltirte Geschrei von der Gefahr ein, in der sich das Vaterland befinde, und vom Verrothe, der nach Außen wie im Innern lauernde und Verschwörungen anspinnende, ihre Blätter schäumten über vor Ansetzen gegen die Feinde der Freiheit und des Vaterlandes, d. h. den Hof, die Priester und die Emigranten, und als die Nachricht von Longwy's Fall eintraf, war es Vergnügen, der in beängsteter Rede die Nationalversammlung vortrug, die Strafe des Todes gegen Leben auszusprechen, der in einer belagerten Stadt vor Uebergabe sprechen würde. Als dann am 28. Aug. der als Commissar der Nationalversammlung zum Herrn nach Sedan gesandte Girondist Kréant seinen Bericht abstellte, in welchem er die drohenden Gefahren mit den lebhaftesten Farben schilderte, erhob sich Danton, um vorzustellen, daß zur Rettung des Vaterlandes es größtmöglicher Hilfsmittel bedürfe, namentlich müsse man den Feinden des Vaterlandes die Waffen nehmen, um sie den Vaterlandsverrathern zu geben, und da man wegen der notwendigen Truppenüberschüsse die äußeren Truppen von Paris nicht schießen könne, so müsse noch in der folgenden Nacht eine Hausfuchung nach Waffen vorgenommen werden. Sobald die Nationalversammlung diese

Forderung bewilligt hatte, begab sich Danton nach dem Stadthause, um dort die Maßregeln zur Ausführung seines Vorplans ins Werk zu setzen. Ein Aufschreiben des Gemeinderaths verordnete nun, daß die Barrikaden der Stadt auf 48 Stunden gesperrt, Hausdurchsuchungen angestellt und alle Verdächtigen, namentlich aber alle eidverweigernden Priester, angeklagt um sie zu deportiren, verhaftet werden sollten. Diese Anordnung des ebenfalls am Vorplane theilnehmigen Gemeinderaths ward noch in derselben Nacht mit Hilfe von etwa 60,000 Pölmännern aufs Geratheweil vollzogen; mehr als 3000 neue Verhaftungen, welche die Opfer der bevorstehenden Morbfeiern lieferten, waren das Ergebnis derselben.

Diese gewaltsame Eigenmächtigkeit des Gemeinderaths, die weit über den Beschluß der Nationalversammlung hinausging, und mit der diese, sowie die Staatsregierung ganz bei Seite geschoben wurden, war denn doch den Girondisten zu stark. Dazu sahen sie sich auf das Wüthendste durch Robespierre, Marat und die andern Redner und Tageschriftsteller der Gewaltpartei angegriffen, einen Mitarbeiter Brissot's am „Patriote français“ sogar wegen eines Journalartikels in Anklagestand versetzt und ihren treuen Anhänger Pétion in der Municipalsität ganz beseitigt; mit einem Worte, sie sahen sich von der Gewaltpartei und deren Organe, dem Gemeinderathe, ganz aus ihrer alten herrschenden Stellung in Staat, Nationalversammlung und öffentlicher Meinung herausgebrängt. Da mußte es endlich einmal zu einem Zusammenstoße zwischen ihnen und der Gewaltpartei in der Nationalversammlung kommen. Am 30. Aug. erhoben sich Roland, Larivière und Guadet, um in eindringlichen Worten die Schmach, die am Gemeinderathe hatte, und die Tyrannei, die er ausübe, zu schildern. Ein Antrag Guadet's, den bestehenden ungesetzmäßigen Gemeinderath vom 10. Aug. zu cassiren und die Wahl eines neuen anzuordnen, ward schließlich unter großer Aufregung angenommen. Ebenso ward die gegen den Mitarbeiter Brissot's angeordnete gerichtliche Verfolgung cassirt und ein Tadelvotum gegen die Verhaftung der Priester ausgesprochen. Noch am Abende desselben Tages war der Vertheidigungsausschuß der Nationalversammlung mit den Ministern zu einer Beratung versammelt; Guadet, Vergniaud, Roland, Gensonné ergingen sich im Vorschlagen von gleich überspannten und unpraktischen Maßregeln zur Vertheidigung des Landes; da trat ihnen Danton entgegen, erklärend, daß jeder Rückzug Vernichtung sei, daß alle Gefahr nur in dem Zusammenwirken der inneren und äußern Feinde liege. Zudem er seine Rede mit den Worten schloß: „Der Royalisten sind viele, der Republikaner wenige; man muß jenen Schreden einjagen!“ begleitete er sie mit einer Geste, deren Sinn der Versammlung zwar nicht entging, die sie aber noch nicht in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen vermochte. Noch deutlicher sprach am folgenden Tage Tallien, als er an der Spitze einer Deputation des Gemeinderaths in der Nationalversammlung erschien, um gegen den Beschluß, welcher den Ge-

meinderath cassirte, zu protestiren, und seine Rede mit den Worten schloß: „Wir haben die unruhigstehenden Priester verhaftet, in wenigen Tagen wird der Boden der Freiheit von ihrer Gegenwart befreit sein.“ Vor solchen Drohungen, die durch den Lärm eines nachdrängenden Volksaufs, welcher durch den Saal zu ziehen begehrt, unterstützt wurden, war der Muth, den die Nationalversammlung am Tage vorher gezeigt hatte, schnell wieder von ihr gewichen. Der Deputation ward die Ehre der Sitzung gewährt und der Cassationsbeschluß dem Treßbureauausschuße zu nochmaliger Berichterstattung überwiesen. Damit war dessen Ausführung so gut als widerrufen.

Um die Rückschwanung der Gironde zu ihrer alten Weite vollständig zu machen, traf am nächsten Tage, dem 1. Sept., die Nachricht von der Einnahme Verdun's durch die Preußen ein. Da ließ sich die königseindliche Gesinnung der Partei nicht mehr zurückhalten, sie machte sich Lust in einer Rede Roland's, in der er ein Rundschreiben an alle Gemeinden des Landes vorlas, in welchem dieselben eine hochverräterische Correspondenz des Königs mitgetheilt, Klage über die constitutionelle Unvertheilichkeit des Königs geführt und die Bildung von Clubs dringend empfohlen wurde. Und dies geschah am Tage nach einer Sitzung des Nachausschusses, dieses eigentlichen Ausfühlers des Vorplans, in welcher es nur Danton's Einsprache gelungen war, einen Antrag Robespierre's und Marat's, auch Brissot und Roland zum Zwecke ihrer Erneuerung zu verhaften, abzuwenden und die Häupter der Gironde für diesmal zu erhalten. Genug, während die Gironde zwischen matter Opposition wider die Geschwulstigkeiten der Gewaltpartei und unwillkürlicher Förderung von deren Vorplänen rath- und erfolglos hin- und herschwankte, kamen die letztern in der umfassendsten Weise zur Ausführung.

Die am 2. Sept. und den nächsten Tagen erfolgten den Morbfeiern in den Gefängnissen von Paris, wo die in den vorhergehenden Tagen in Paris Verhafteten massenhaft angeschaut waren, zu schildern ist nicht unsere Aufgabe. Hier möge nur zur Charakteristik der Gironde verzeichnet werden, daß, nachdem in dem Gemeinderathe am 2. Sept. Morgens auf die Mittheilung vom Felle Verdun's beschloffen worden war, die Bürger durch Lärmtonnen und Sturmglocke aufzurufen und sie durch eine Proclamation alle zur Ergreifung der Waffen aufzufordern, ferner alle Feigen und Verdächtigen zu entwaffnen u. s. w., daß in eben dem Augenblicke, wo die zum Morde gebungenen Proletariatsbarbaren ausgoßen, um in den Gefängnissen an ihr blutiges Werk zu gehen, der Girondist Lescaure auf die Nachricht von jenem Beschlusse des Gemeinderaths in der Nationalversammlung austrat, um mit begeistelter Empfange vom Auszuge der Bürger zu sprechen; daß dann, als die Nachricht einlief, die Lärmtonnen wurden gelöst und die Bürger versammelten sich auf dem Marsfelde, der patriotische Eifer sich zur flammenden Begeisterung steigerte, Vergniaud in einer pathetischen Rede den Beisatz der Versammlung

zum Beschlusse des Gemeinderaths aussprach und den Vorschlag machte, Langwy die Stadt der Feigen zu nennen und zwölf Deputirte täglich abzuordnen, um an der Erbauung der Schanzen vor Paris theilzunehmen. Als nun mitten unter einer Verschönerung des muthigen und patriotischen Nebensarten — und nachdem auch die Anhänger Danton's in der Versammlung die Gelegenheit klüglich wahrgenommen hatten, um in aller Schnelligkeit die Rücknahme des Beschlusses durchzusetzen, welcher die Cassation des insurrectionellen Gemeinderaths vom 10. Aug. aussprach — die Minister eingetreten waren, um die Versammlung, nach Danton's Ausbruch, zu electrificiren, als dann der Minister der auswärtigen Angelegenheiten diese mit der falschen Nachricht, daß Rußland ein Heer und eine Flotte gegen Frankreich entsende, aufzuregen versucht hatte, als ferner der Kriegsminister Servan mit der Forderung weiterer großer Geldmittel aufzutreten war, erhob sich Danton, um in donnernder Rede zur Rettung des Vaterlandes und zur Unterstützung der erhobenen Bewegung des Volks den Antrag zu stellen, daß Jeder von den nicht selbstdienenden Bürgern, der nicht seine Waffen absetzte, daß Jeder, der es verweigerte, gegen die Feinde des Vaterlandes auszuweichen, daß Jeder, der mittelbar oder unmittelbar die Maßregeln der ausübenden Macht hinderte, insam sein und den Tod als Verräther erliden sollte, sowie, daß zwölf Commisariate ausgesendet werden sollten, um ganz Frankreich zu veranlassen, dem Beispiele von Paris zu folgen. „Die Kanone — schloß Danton — die Sie folgen hören werden, ist nicht die Alarmkanone; Sie ist der Angriffsmarsch wider die Feinde des Vaterlandes. Um diese zu besiegen, um sie niederzuschmettern, was bedarf es? Kühnheit, nochmals Kühnheit und immer Kühnheit!“ Alle Anträge Danton's wurden von der begeisterten Versammlung ohne Widerspruch gutgeheißen und die geforderten Commisariate ernannt. Dies that die Nationalversammlung gerade in dem Augenblicke, als das grauenvollste Verbrechen begann.

Während das Verbrechen am 2. Sept. in Zug kam, ließ sich die Nationalversammlung, als erstere sich Paris der tiefsten Ruhe, nicht im geringsten in ihrer Tagesordnung hören und beschäftigte sich nebenbei aus geröthlicher patriotischer Liebesbereitschaft mit der lärmenden Annahme einer Penge und bedeutender patriotischer Geschenke. Als Berichte über das Blutbad eingingen, wurde nach gewohnter Weise eine Deputation abgesendet, die aber, sühnde in der Abtheilung, sich unverrichteter Dinge zurückbegab. Nach Anhören ihres Berichts nahm die Nationalversammlung ruhig ihre Tagesordnung wieder auf und verordnete u. a. in Ausführung früherer Beschlüsse den Verkauf der mit Beschlag belegten Güter der Emigranten. Furcht schloß dem Einen unmittelbar den Mund, Andere legten sich dem Vorpreschlagen von Verrath am Vaterlande in die Wuth gegen die angeblichen Verräther hinein. Dies waren die Leute des Centrums. Von der Linken waren ein großer Theil von der äußersten Seite directe Förderer des Aufstandes, und die Uebrigen, die Giron-

disten, der ausschlaggebende Theil der Versammlung, vermieden es zwar, selbst an der Blutarbeit Theil zu nehmen, hatten jedoch noch nicht viel gegen dieselbe einzumenden, da sie nach ihrer Ansicht so nur selbste traf, welche seit lange der Gegenstand ihres politischen Hasses waren, und dazu Allem, was man unter dem Namen der Royalisten umfachte, einen heillosamen Schatten einstufte. Ja selbst Motive persönlichen Hasses und der Rache wütheten bei der Gironde nicht ganz außer Spiel bei ihrer noch an diesem Tage sich zeigenden Gleichgültigkeit gegen die Unthaten gewesen sein. Christ es doch, Brissot sei zu Danton gegangen, um sein Bedauern auszusprechen, daß nicht auch sein Feind Morande mit unter den Getödteten sei, und gegen Gorsas, den girondistischen Journalisten, findet sich die ganz directe Beschuldigung, am Nordplane und dessen Ausführung sich betheilig zu haben. Gewiß ist, daß sämtliche Journalisten der Partei am 2. Sept. noch von der Nothwendigkeit und Heilsamkeit der Reichthümer des Volks — denn so hießten die Jacobiner die Septembermorde euphemistisch zu benennen — überzeugt waren; erst später kam ihnen die entgegengesetzte Beleuchtung, und Couvert, der Journalist Roland's, mußte auf des letztern Veranlassung eine neue Auflage einer Nummer seines Blattes liefern, in der der frühere lobende Artikel über die Schlächtereien in den Gesangsweisen in einen tadelnden verwandelt worden war.

Während die Girondisten so in ihrer Verblendung theils schweigen, theils Brissot riefen, wurde auf dem Stadthause bereits über ihre Häupter verhandelt. Noch in der Abendstunde des Gemeinderaths vom 2. Sept. trat Robespierre nach einer Rede Villoud Varennes', in welcher die innern Feinde und Verräther als Ursache der gefährlichen Lage des Landes geschildert wurden, mit der Erklärung auf, daß er, da Niemand die wahren Leiter der Verschwörung gegen das Vaterland zu nennen wage, es thun und sie offen anklagen wolle, es seien Roland und die Mehrzahl der Minister, Brissot und die ganze Rote der Gironde; er werde Beweise vorlegen, daß sie alle an den Herzog von Braunschwitz verkauft seien. Auf diese Anklage erklärte der Gemeinderath ohne Weiteres, daß die Minister das Vertrauen des Volks vermisst hätten. Einige Sectionen stimmten dieser Erklärung bei, der Wachausschuß erließ ohne Weiteres einen Haftbefehl gegen Roland, Brissot und acht andere Girondisten, und einige hundert Bewaffnete machten den Versuch, in Roland's Wohnung einzudringen. Nur dem Einschreiten Danton's, der persönlich auf gutem Fuße mit Brissot stand und diese Beschlüsse für übereilt und darum nachtheilig hielt, verdankte es die Gironde, daß der Haftbefehl nicht zur Ausführung kam und jene Erklärungen zu Nichts führten. Man begnügte sich, am Robespierre doch in etwas zu befriedigen, mit einer Hausdurchsuchung bei Brissot, die jedoch Nichts ergab, was insuliren Robespierre nicht hinderte, seine Stereotypen Anklagen gegen Brissot, Roland und die ganze Girondistenpartei unermüdlich zu wiederholen.

Erst diese Vorgänge vermochten der Gironde über das die Augen zu öffnen, was sie von der Gewaltpartei, insbesondere Robespierre und seinem Anhang zu erwarten habe. Daher am 3. Sept. der Antrag Genonville's, der von der Nationalversammlung auch angenommen wurde, der Gemeinderath solle Alles anwenden, um Eigenthum und Personen sicher zu stellen; daher ein Schreiben Roland's an die Nationalversammlung, welches die Angriffe auf die Minister enthielt und sich rühmend über die Morde in den Gefängnissen aussprach. Die Versammlung erließ in Folge dessen eine Proclamation an das Volk, die zur Gerechtigkeit ermahnte, und forderte den Gemeinderath auf, über den Zustand der Stadt zu berichten, worauf sie von letzterem die lägherische Antwort erhielt, Paris sei ganz ruhig. Zugleich beschloß auch die Versammlung auf Antrag Vergniaud's, der jetzt ahnen mochte, was den beim Staatsgerichtshof in Orleans in Haft befindlichen Staatsgefangenen, Royalisten und Feuillants, auf ihrem durch die Nationalversammlung beschlossenen Transporte nach Paris bevorstehe, daß denselben Commissäre zu ihrem Schutze entgegengeordnet werden sollten; eine Maßregel, die gut gemeint war, aber gar keinen Erfolg hatte, weil im Rathe Danton's der Mord der Gefangenen beschlossen war, der denn auch am 9. Sept. von den Vorberanden der Gironde, Journeir's u. in Versailles vollzogen wurde. Alle diese schwächlichen Beschlüsse der Nationalversammlung, sowie die Schritte, welche in einer Beratung der Minister und der Parteihäupter am Abend des 3. Sept. gethan wurden, hatten nicht den geringsten Erfolg, die Schlächterei in den Gefängnissen dauerte bis zum 6. Sept. fort, wo Töten in der Nationalversammlung erschien, um zu erklären, daß die betrübenden Scenen sich nicht mehr erneuern würden, daß es ruhig werde und daß „die Brüderlichkeit die Herrschaft wieder gewinne“; denn er konnte es nun einmal nicht lassen, obwohl er an diesem Mordeplotte keinen Antheil hatte, nach seiner alten Weise jede demokratische Schandthat gleichmäßig zu bemitleiden. In selbst am 6. und noch am 7. fanden in einzelnen Gefängnissen Mordscenen statt. In den Departements aber, wohin der pariser Gemeinderath in einem Rundschreiben an alle Gemeinden des Landes die Aufforderung hatte ergehen lassen, das Beispiel von Paris nachzuahmen und Gerechtigkeit gegen die Verschwörer zu üben, d. h. sie zu ermorden, setzten sich jetzt, nachdem in Paris das Bürgen aufgehört hatte, die Gironde der Dampfkraft fort. Dank den Bestrebungen der anarchoistischen Propaganda. Überall waren die Stimmen der Mißbilligenden wie gelähmt; viele Blätter schwiegen ganz, und die nichtschweigenden wagten nicht offene Mißbilligung auszusprechen. Dies gilt nicht bloß von den feuillantistischen Blättern, sondern auch von denen der Gironde.

Diesen Schrecken benutzte die Gewaltpartei mit dem größten Erfolge in der Nationalversammlung zur Durchbringung von gewaltthätigen Maßregeln. Ungeachtet waren die Confiscationen von Geld und Kostbarkeiten, die bei der Verhaftung der unglücklichen Schlachtopfer

der Septembermorde bewerkstelligt wurden; noch viel bedeutender waren aber die nun in Folge des eben erwähnten Beschlusses der Nationalversammlung vom 2. Sept. beginnenden Confiscationen der Emigranten-güter, deren Ertrag auf drei bis vier tausend Millionen Francs angeschlagen wurde, wozu noch die Güter des Malteserordens im Betrage von etwa 400 Millionen kamen, deren Confiscation am 19. Sept. ebenfalls von der Nationalversammlung ausgesprochen wurde. Zugleich wurde, in einem Augenblicke, wo die anarchoistischen Gräuelt der Auswanderung nur vermehren mußten, auch noch zu andern Gewaltmitteln, nicht bloß gegen die Emigranten, sondern auch gegen deren zurückgebliebenen Verwandten geschritten. Alle den Emigranten zusehenden Renten wurden eingezogen, die Völkern derselben aufgefordert, Rechenschaft über ihre ausgewanderten Kinder zu geben, und verpflichtet, für jeden ausgewanderten Sohn zwei Soldaten auszurufen und zu unterstützen. Allen diesen Maßregeln, sowie den communistischen, welche den Verkehr mit Lebensmitteln der Kontrolle der Anarchisten unterstellten, stimmte die Gironde in der Nationalversammlung bei, sei es aus alter principeller Liebhaberei für derartige Beschlüsse, sei es aus Furcht; denn die Erkenntniß dessen, was Danton eigentlich wollte, und was Robespierre und Marat gegen sie beabsichtigten, mußte ihr gekommen sein. Strömten doch die Blätter der Gewaltpartei und ihre Reden im Jacobinerclub jetzt täglich über von Schwärmungen und Anklagen gegen die Girondisten; wurden diese doch offen des Verraths am Vaterlande bezichtigt, sie, die, wie Robespierre, auf ein altes, ihnen zugesprochenes Project zurückkommend, ihnen vorwarf, beabsichtigt hätten, den Herzog von Braunschweig zum Könige von Frankreich zu machen. Gegen alle diese Verleumdungen wagten die Girondisten noch nicht offen sich zu verteidigen; kaum daß sie ihre Stimme bei Gelegenheit einzelner Gewaltthaten erhoben und eitle Sicherheitsmaßregeln beantragten. Erst die für sie günstigen Nachrichten, die um die Mitte des Septembers in Betreff der Conventswahlen aus den Departementen ausliefen, gaben ihnen wieder Muth, das Haupt zu erheben, während die Gewaltpartei durch eben diese Nachrichten, sowie überhaupt über das mannichfache Zerschlagen ihrer Pläne in den Departements wieder zu neuen Gewaltthatigkeiten gedrängt wurde. Nochmals fingen die willkürlichen Verhaftungen ohne Angabe des Grundes oder der verstoßenden Behörde an; auf offener Straße ward unter der Forderung von Gaben fürs Vaterland von Reuten in der Kleidung städtischer Beamten vollkommener Straßenraub getrieben, dazu am 16. das Gardemurble und der Kronspag geplündert. Dies vermochte die Gironde zu energischen Beschlüssen. So hatte sie schon am 14. es durchgesetzt, daß die von der Regierung auszuführenden Commissäre sich streng an ihrer Instruction zu halten hätten, jeder Commissär aber, der im Namen einer Stadtgemeinde auftreten würde, verhaftet werden sollte. Damit sollte den doppelten Instructionen, die Danton den Commissären mitgegeben, sowie den eigenmächtig vom pariser

Gemeinderathe entsendeten entgegengearbeitet werden. Der Bericht Roland's über die erwähnten Räuberheiden der Anarchisten und ein anderer von denselben, welcher mittheilte, daß das Leben der Deputirten, die für Lafayette gestimmt hätten, bedroht und die Gefangenen in St. Pelagie in Gefahr seien, veranlaßte auf Vergniaud's Antrag die Nationalversammlung zu dem Beschlusse, daß die Gemeindevorstände mit ihren Köpfen für die Sicherheit der Gefangenen einstehen sollten, daß jedes unbesugte Vornehmen von Amtshandlungen mit dem Tode und willkürliche Verhaftungen und Hausdurchsuchungen mit Gefängniß zu bestrafen seien. So am 20. Sept. ward auf Gensonne's Vortreiben ein umfassendes Gesetz zur Herstellung der Ruhe in Paris erlassen, welches das ferme Gendarmen entfernen und die Föderirten und Freiwilligen dem Gemeinderathe entsenden sollte, welches ferner verbot, an dem Sitzungsorte der Nationalversammlung Sturmgelassen zu läuten und Klarmachungen zu lösen, welches weiter die Wohnung eines jeden Bürgers bei Nacht für unverletzlich und dem Gemeinderath für den Schaden, der ungesellig verhaftete Personen trafe, verantwortlich erklärte, welches endlich bestimmte, daß der Wächterschuss aufgehoben sei, und neue Wahlen für den Gemeinderath anordnete. Leider hatten diese conservativen Maßregeln keinen dauerhaften Erfolg, da der innere Widerspruch, der in der Gironde zwischen ihren demokratischen Grundgesetzen und ihren humanen Gesühlen herrschte, es nicht zu einer consequenten Thätigkeit der Partei behufs Ausführung der aus momentanen Regungen hervorgegangenen Beschlüsse kommen ließ.

Die Gefängnissschändung in den ersten Tagen des Septembers in Paris und deren Nachzügler in den Departements hatten im Ganzen nicht den Erfolg gehabt, den die anarchische Partei davon für die Wahlen zum Nationalconvent erwartete. In Paris zwar waren die Wahlen, mit Ausnahme einer einzigen, ganz einmütig im Sinne dieser Partei ausgefallen, indem die entschiedensten Repräsentanten derselben, Robespierre, Danton, Marat, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und Camille Desmoulins an der Spitze, daselbst gewählt wurden, Dank der vollkommensten Einschüchterung, welche die bei weitem größere Mehrzahl der Wahlfähigen von der Ausübung ihres Rechts zurückhielt; in den Departements aber hatte die anarchische Partei, wenn auch keine entschiedene Niederlage erlitten, so doch auch durchaus keinen entscheidenden Sieg davongetragen. Von Konstitutionellen im Sinne der Feuillants, oder gar Royalisten war freilich unter den Gewählten keiner zu finden; dafür aber hatte wirklich die Mehrheit der Departements keine Anhänger der Gewaltpartei, sondern entweder Leute von der Partei oder den Grundgesetzen der Gironde, oder sogenannte Parteilose gewählt, d. h. Leute, die zwar im Allgemeinen entschiedene Anhänger der Revolution waren, aber im Einzelnen kein bestimmtes ausgeprochenes politisches Glaubensbekenntniß hatten. So stellte denn der Nationalconvent bei seiner Eröffnung am 21. Sept. noch durchaus nicht das Bild einer den Jacobinismus repräsentirenden Versammlung dar, da

die Anhänger der Gewaltpartei anfänglich sich in der entschiedenen Minorität befanden. Drei Gruppen waren gleich von Anfang an zu unterscheiden, die des „Verges“, so genannt von den höhern Sitzen im Saale, welche dessen Mitglieder einnahmen, und gebildet von den Anhängern der Gewaltpartei, welche in der gegenwärtigen Versammlung zwar weit stärker repräsentirt war, als in der letzten Nationalversammlung, aber immer noch nicht ein Drittel derselben ausmachte; die der „Ebene“ oder des „Morastes“, welche die niederen Sitze unterhalb des Verges einnahm, und, mehr als das Drittel der Versammlung ausmachend, die zu ihrem Mitgliedschaft zählte, die theils aus Freigebit, theils aus Unentschiedenheit, theils aus Unabhängigkeit es mit keiner bestimmten Partei hielten, und, wie gewöhnlich bei solchen schwankenden Mittelparteien, sich von der die größte Energie entwickelnden hineinziehen ließen; endlich die sogenannte Rechte mit der Gironde, welche jetzt die rechte Seite der Versammlung einnahm. Diese Partei hatte diesen ihren Namen in den Nationalconvent aus der letzten Nationalversammlung mit herübergenommen, weil fast alle ihre Mitglieder wieder erwählt worden waren. Noch immer stand Brissot als Haupt an der Spitze der Partei, die deshalb auch die der Brissotiner genannt wurde; noch immer bildeten die Deputirten des Girondendepartements, Vergniaud, Guadet, Gensonne, Brangeneuve u. ihren Kern, denen sich die aus der gegengedehnten Versammlung bekannten Namen Isnard's, Lafourcade, Condorcet's, Barbaroux, Kersaint's, Garraux, de Coulon's, Faudet's u. anreihen. Aus der constituirenden Versammlung waren die bekannten Persönlichkeiten Petion's und Buzot's, beide zeitlich schon außerparlamentarische Anhänger der Partei, ihr beigetreten, sowie Robaut-St.-Etienne, ein ehrenwerther Charakter, und Lanjuinais, ein Mann, der unter seiner Partei durch den Verein hoher Sittlichkeit mit seltenem Charaktervollem Muth hervorragte. Neu waren hinzugekommen Levet, Gorsas und Carra, zeitlich schon durch ihre journalistische Thätigkeit für die Partei bekannt, ferner Valaz, Salles, Duffaut und viele Andere. Wie in der gegengedehnten Versammlung, so vereinigten auch im Convent, und zwar in noch höherem Grade, da ihnen hier keine feilantischen Notabilitäten zur Seite standen, die Girondisten fast Alles, was sich an Talent, Geist und Bildung in der Versammlung vorfand, und es war daher natürlich, daß sie auch hier, so lange ihre Vorzüge nicht von der ungestümen Energie, der Parteidisciplin, der revolutionären Consequenz, der moralischen Unbedenklichkeit und der überlegenen Intrigenkunst ihrer Gegner überflügelt waren, die Masse der Parteilosen und Unentschiedenen mit sich fortzögen und durch ihren geistigen Einfluß der Mittelpunkt der parlamentarischen Thätigkeit des Convents wurden. Wie in der Versammlung, so war auch in den Departements das Ansehen der Girondisten beim Beginn des Convents noch überwiegend, so hier, wo die Intrigen und der Jacobinismus der Gewaltpartei noch nicht den Einfluß wie in der Hauptstadt zu gewinnen vermocht hatten, in noch höherer

rem Grade, sodaß man behaupten konnte, daß grade sie die Partei des Landes gegen die der Hauptstadt darstellten, und daß sie sich ebenso auf die Departements stützen konnten, wie die Gewaltpartei auf die Hauptstadt, oder auf das, was jetzt allein maßgebend in der Hauptstadt war, auf den Gemeinderath mit den Sectionsausschüssen und auf die Clubs sich stützte. Dazu war das Ministerium nach Danton's Austritte aus demselben, da er den Sitz im Convente dem Ministerposten vorzog, so gut wie ganz in ihren Händen, indem weder Danton's Nachfolger als Justizminister, Garat, noch Pache, der am 3. Dec. Cercoan als Kriegsminister ersetzte, schon von der Bedeutung waren, um dem Einflusse Roland's, dieses entschiedenen Vertreters der Gironde im Ministerium, die Wage zu halten, der jetzt nach Danton's Abgang der herrschende Geist in demselben wurde. Unter diesen Verhältnissen hätte man meinen sollen, daß es der Gironde, die doch Wesen und Töndenz ihrer anarchischen Begier hinlänglich hatte kennen lernen, unter Einschlagung des rechten Weges und mit Anwendung der gehörigen Folgerichtigkeit und Energie hätte möglich sein müssen, diesen Gegnern nicht bloß zu widerstehen, sondern selbst ihrer Herr zu werden. Leider fehlten ihr aber grade die Eigenschaften, die ein Fassen der einzig heilsamen Entschlüsse und die entschlossene und beharrliche Ausführung derselben ihr möglich gemacht hätten: Einsicht in die wahre Lage der Dinge und Einmüthigkeit. Noch immer handelte es sich bei den Girondisten, denen nach wie vor der eigentliche sittliche Kern abging, nicht um romantisch-politische Ideale und um den Genuß und die Genugthuung, welche politische Aufregung und Thätigkeit, besonders wenn diese eine herrschende ist, an sich gewähren, als um bestimmte politische Ziele und feste sittliche Grundzüge. Daher die befremdende Erscheinung, daß, während sie die bittersten persönlichen Feinde der Gewaltmenschen, vor allen Robespierre's, waren, sie doch mit ihnen in daß des Königthums und alles Positiven im Staate, im Prunkten mit revolutionärer Schwärmungsstichtigkeit vertheilten. Der Grund dieses Widerspruches lag hauptsächlich darin, daß jene Feindschaft eine rein persönliche, subjective war, und daß sie nicht einsahen, daß jene ursprüngliche Antipathie, die zwischen ihnen und den Gewaltmenschen herrschte, auf thatsächlichen Voraussetzungen beruhte, deren sie sich nur rechtfertigen werden durften, um zu der Einsicht zu gelangen, daß nicht bloß eine persönliche Gemeinschaft, sondern auch eine christliche Gemeinschaft in Grundtönen und Bestrebungen zwischen ihnen und jenen unmöglich sei. Daß sie zu dieser Erkenntniß nicht kamen, daran war nur die Eitelkeit und Leidenschaftlichkeit ihres Wesens Schuld, die ihnen nicht erlauben wollten, die revolutionnaire Glorie abzulegen, mit der sie sich zeitlich um die Wette mit ihren Gegnern geschmückt hatten. So entzogen sie sich die einzige Möglichkeit, die ihnen zu ihrer eigenen Rettung, sowie zu der des Staates noch offen stand: offene und christliche Verbindung mit allen den Parteien und Parteimännern, denen es um das Wohl des Staates und um etwas Positives in ihm zu

thun war, zum Zwecke energischen Widerstandes gegen die, welche auf den Umsturz alles Bestehenden ausgingen. Aus dem Mangel an Einsicht in diese Nothwendigkeit ging auch ihr zweiter Hauptfehler hervor, der Mangel an Einmüthigkeit und der daran bedingten Parteidisziplin. Nur persönlich ihre Gegner hassend, sonst aber mit ihnen denselben Bestimmungen sich rückwendend, schloß ihnen das erste Bedürfnis einer geordneten Partei, ein eigenthümliches praktisches, positives Ziel, und der Ueberfluß an Geist und Talent unter ihnen vollendet die in ihrer Mitte herrschende Eigensinnigkeit und Zuchtlosigkeit, die schon gewissermaßen principiell durch jene Ziellosigkeit gegeben war. So geschah es, daß es weder zu einer geordneten Parteiorientation unter ihnen kam, wie sie die wie Ein Mann handelnde Gewaltpartei durch den Jacobinerclub und den der Cordeliers besaß, in denen Alles vorbereitend und alle Parteipläne angeknüpft und ausgeführt wurden; noch daß ein Mann solche Geltung unter ihnen erhalten hätte, wie Robespierre unter den Jacobinern und Danton unter den Cordeliers. Zu einem solchen Zusammenwirken fehlte ihnen zwar nicht die Gleichartigkeit der Meinung — obgleich sich in dieser auch eine weite Stufenleiter zwischen den einzelnen Mitgliedern der Partei, von der entschiedensten Umsturzlust bis zur besonnensten Mäßigung geltend machte —, wol aber die Resignation der Selbstunterordnung, zu der sie zu viel individuellen Geist und zu wenig Einsicht in das Wesen und das Vorfällige der Dinge hatten. Daher die Erscheinung, daß die ganze Leitung der Partei gewissermaßen von einem aristokratischen Ausschusse derselben ausging, der sich unter Brissot's Anführerschaft um Roland und dessen Frau sammelte, die fast eine größere Thätigkeit in der Partei entwickelte als ihr Gatte, und deshalb von den Gegnern die Cetera der Girondisten genannt wurde. Zu diesem Ausschusse gehörten hauptsächlich außer den Genannten noch Vergniaud, Guadet, Gensonné, Buzot, Gendronnet und Barbaroux. Während diese Eingereichten Pläne verabredeten, Intriguen ins Werk setzten, auf Thronen dachten, waren die Andern nur mangelhaft davon unterrichtet. Die Folgen dieses Doppelwesens zeigten sich dann in Zusammenhangslosigkeit in den parlamentarischen Kämpfen, wo viele ihrer eigenen Wege gingen, vorzüglich aber in der mangelhaften Verfolgung eines errungenen Vortheils, der gewöhnlich, da nur Wenige darauf vorbereitet waren, unbenutzt vorüberging.

Trotz aller dieser in dem innern Charakter der Girondepartei begründeten Eigenthümlichkeiten war die Stellung, in der sie sich, Dank dem Ausfalle der Wahlen, bei der Eröffnung des Nationalconvents befand, doch noch immer eine verhältnismäßig günstige, sodaß die Gewaltpartei beim Beginne des Nationalconvents, durch die Opposition, die ihre Bluträuel im Lande gefunden, sowie namentlich durch den Ausfall der Wahlen belebt, einsah, daß sie nicht ohne Weiteres auf dem im Anfange des Septembers beschrittenen Wege fortgehen konnte. Sie hielt es daher in den ersten Tagen nach Eröffnung des Convents für gerathen, be-

hutsam und mit Mäßigung zu verfahren, und der Septembervorfall sich nicht mehr zu rühmen, sondern sie eher zu verlegen. Ja Danton, der überhaupt der Gironde nicht persönlich feindselig gegenüberstand, und namentlich mit Brissot immer in einer gewissen Verbindung geblieben war, machte sogar den Versuch zu einer Ausöhnung mit der Gironde, und sprach in einer Zusammenkunft der Häupter beider Parteien aufrichtig den Wunsch für einen Vergleich aus, indem er anzeigte, sich zur Eintracht mahnte. Allein Robespierre's hartnäckiger Widerwille auf der einen Seite, und auf der andern die Weigerung der Girondisten, auf eine Annäherung für die Septembervorfälle einzugehen, indem sie es nicht vergessen konnten, daß es schon damals Robespierre auf ihre Köpfe abgesehen hatte, verstellten den Versuch, so daß seine Bedauern, welcher auch noch später mehrere Male sich der Gironde zu nähern suchte, indessen auch da keinen besseren Erfolg erzielte.

Es war eine Folge der erneuten Ertöschung, welche die Gironde durch die Wahlen und die öffentliche Stimmung in den Departements erfahren hatte, sowie der Mäßigung, welche die Gewaltpartei in Folge ihrer baldigen Niederlage noch zu beobachten für gut fand, daß das Präsidialbureau des Nationalconvents nach dessen Eröffnung ganz im Sinne der Girondisten besetzt wurde, und daß die ersten Sitzungen der Versammlung mit eifriger Annahme einer Anzahl revolutionärrer Maßregeln, im Sinne sowohl des Berges als der Girondisten, ohne eigentlichen Parteikampf vorübergingen. Vor Allem ward das Königthum für abgeschafft erklärt und am 22. Sept. folgte die Erklärung der Republik ausgesprochen. Noch an demselben Tage wurde auch beschlossen, daß alle Verwaltungsbehörden neu gewählt werden sollten; damit arbeitete die Gironde wieder einmal in ihrem revolutionären Eifer für die Gewaltpartei. Indem sie mit dem dadurch bewirkten Sturze der fast sämtlich constitutionell gekannten Departementsbehörden der ganzen constitutionellen Partei einen Streich zu spielen gedachte, lieferte sie die Departementalverwaltung nur in die Hände ihrer bittersten Feinde, des Berges. Den Tag darauf ward auch die Neuwahl aller richterlichen Behörden beschlossen, wobei Danton es durchsetzte, daß dieselbe nicht auf juristische Gebildete beschränkt sein sollte, da letztere bisher gleich den Priestern das Volk betrogen hätten und aristokratischer Natur seien. Indessen die republikanische Gemüthsart, in der beide Parteien vereinigt Hand in Hand gingen, sollte nicht lange dauern. Roland, der seiner strengen, ernsten Natur gemäß seit dem Septembervorfall den entschiedensten Widerwillen gegen die Gewaltpartei empfand und in dem Kampfe gegen diese jetzt fast mehr denn Brissot als Führer der Gironde angesehen werden konnte, entwickelte als Minister eine ungemessene Thätigkeit in Bekämpfung der Anarchisten, die ihn auch deshalb mit Recht als ihren gefährlichsten Gegner ansehen und bald alle ihre Kräfte auf ihn und seine Gattin richteten. Der Bericht, den er jetzt beim Regime der Session des Convents gleich den übrigen Ministern über sein Ministerialdepartement

abstattete, und der sich hauptsächlich über den allgemeinen Zustand des Landes erstreckte, sollte schnell der äußerlichen Eintracht zwischen den beiden Parteien ein Ende machen. Indem er, nachdem Brissot schon im „Patriote français“ von einer „Partei der Ordnung“, und dem Vertrauen auf deren Widerstand gegen die Pläne der Umsturzpartei gesprochen hatte, offen den elenden Zustand des Landes in allen zügigen menschlichen Thätigkeit schilderte, als vornehmlichste Ursache desselben die herrschende revolutionäre Anarchie bezeichnete und Herstellung einer bewaffneten Macht zum Schutze des Convents verlangte, ward er notwithstanding die Veranlassung zum Beginn des Kampfes der Gironde mit dem Berge. Den folgenden Tag, den 21. Sept., eröffnete die Gironde denselben durch zwei ihrer ehrenwertheften Charaktere, Fournier und Puyot, letzterer durch sein intimes Verhältniß zu Madame Roland bekannt, indem dieselben, gemeinschaftlich in praktischer Ausführung des Berichts Roland's, die Einkufung von Commissionen verlangten, die über den Zustand von Frankreich und von Paris insbesondere Bericht erstatten, den Entwurf eines Gesetzes gegen die Anstifter von Mord und Plünderung vorlegen und endlich über die Mittel berichten sollten, mittels deren dem Convente eine bewaffnete Macht, die aus dem Departements genommen wäre, zur Verfügung gestellt werden könnte. Trotz der heftigen Opposition des Berges gegen diese Anträge wurden sie doch, Dank vorzüglich der energischen Vertretung, die sie von Seiten Vergniaud's und Lanjuinais fanden, angenommen. Die Aufgabe, welche dieser Beschluß auf Seiten des Berges hervorbrachte, veranlaßte am folgenden Tage, den 23. Sept., eine der heftigsten Debatten, die bis dahin in den Räumen der Versammlung stattgefunden hatten. Mit befohlenen, spitzen Unzulänglichkeiten und Verwürfen wegen der Tages zuvor angenommenen Beschlüsse beginnend, ging die Debatte bald zu den gegenseitigen heftigen Anschuldigungen der beiden Parteien über. Die Girondisten Accusierten und Barbareus schändeten die förmliche Anklage gegen Robespierre, daß er nach der Diktatur strebe, und der Berg gab diese Anklage durch die von nun an häufig gehörte Beschuldigung des Föderalismus zurück, mit der man die Gironde, die sich vornehmlich auf die Departements stütze, und deren Interessen im Gegensatz zu denen der pariser Commune — d. h. dessen, was damals in derselben herrschte — zu wahren bestricht war, des Planes verdächtigen wollte, als strebe sie nach einer Auslösung Frankreichs in einen republikanischen Bundesstaat nach dem Muster Nordamerica's. Die Debatte darüber, in der Danton mit seiner jowalen Weise eines überlegenen Parteiführers zu begütigen strebte, in der aber Robespierre die ganze Galle seines biffigen Temperaments, sowie seinen ganzen Hochmuth in einer vom breitesten Selbsthobe überfließenden Rede ausschüttete, in der endlich Marat mit einer bis dahin unerreichten cynischen Frechheit, die Alles, selbst seine Parteigenossen, empörte, austrat, endigte damit, daß man zu Nichts kam, indem man beschloß, über die gegenseitigen Anklagen zur Tages-

ordnung überzugehen, sonst aber bei den Beschlüssen des vorigen Tages stehen zu bleiben.

Mit solchen vereinzelten Partiekämpfen verging der ganze Monat October, indem die dahin noch kein großer politischer Gegenstand für die Thätigkeit des Convents reif war. Kurz Erstes nahm die Wirbde, die in ihrem Eifer den Ueberbren und Ausführenden der Septembemorde, welche sie selbst so nahe bedroht hatten, nicht nachließ, den pariser Gemeinderath, dessen noch immer fortwährendes Bestehen nach den letzten Beschlüssen des Convents ein doppelt ungeschicktes war, aufs Korn, indem sie auf dessen Erneuerung drang, namentlich aber Rechenschaft über den enormen Raub, welchen die Plünderungen des 10. Aug. und der Septembertage eingetragen hatten, sowie Unterzückung der Rechnungen des Nachschusses verlangte. Zugleich wurde die Frage, ob die Wahl des neuen Maire — Fillion hatte abgelehnt, weil er seinen Sitz im Convente verzog, im Grunde aber, weil er sah, daß er von der Gewaltpartei seit den Septembemorden im Gemeinderathe so gut wie außer Thätigkeit gesetzt sei — durch geheime Abstimmung stattfinden sollte, wie die Girondisten wollten, oder durch öffentliche, was der Berg verlangte, um desto leichter einschüchtern zu können, zu einem Gegenstande bitteren Streits, in den sich mehr pariser Sectionen auf ungeschickte Weise mischten. Diese Operationen der Girondisten mußten natürlich die Erbitterung ihrer anarchischen Gegner noch steigern. Am thörichtlichsten machte sich dieselbe in dem Jacobinerclub Luft, wo Guadet und Brissot, wann sie in ihm erschienen, bedroht und Brissot sogar von der Liste der Mitglieder gestrichen wurde. In Erwiderung darauf brachten es die Girondisten, denen fortwährende Usurpationen und Geschloßigkeiten des pariser Gemeinderaths die Veranlassung gaben, am 26. Oct. dahin, daß der Minister des Innern beauftragt wurde, innerhalb dreier Tage Bericht über den Zustand der Gemeindeglieder von Paris zu erstatten. Dieser Bericht, den Roland am 29. Oct. vortrug, enthielt aufs Schönungslosste das geschehene, anarchische Treiben des pariser Gemeinderaths, seine Anmaßung von Functionen der Staatsgewalt, seine Verschleuderungen und Raubereien, seine Weigerung Rechenschaft abzugeben, seine Ungeschicklichkeiten aller Art, die sich namentlich in der ungeschicktesten Verhaftung von mehr als 500 Personen und in der Beförderung aller anarchischer Völsereien und Kundgebungen ausdrückte. Hierzu theilte Roland noch einen Brief mit, in dem ihm neuen Ueberlässe und mit der Wegschaffung der „Cabale Roland und Brissot“ gedroht, Robespierre dagegen als der Mächtigste dargestellt wurde. Dieser Bericht gab zu einer weitwührenden Rede des letzten Veranlassung, welche von Louvet mit den heftigsten Beschuldigungen gegen Robespierre und schließlich mit einer förmlichen Anklage gegen ihn und Marat beantwortet wurde.

Der 5. Nov., an welchem Robespierre seine Rechtfertigung gegen die Anklage Louvets vortrug, veranlaßte wieder eine Debatte fast tumultuöser als die am 25.

Sept. Louvet und Barbaroux gingen so leidenschaftlich in Widerlegung Robespierres zu Werke, daß sie in ihrem Feuerifer weit über das Ziel hinausschoßen und dadurch der Gegenpartei gewonnenes Spiel gaben, die durch Barrière, später durch seinen fürchterlichen Terrorismus bekannt, in mildem Tone zur Befänstigung sprechen ließ und mittels dieses Wanders die Unentschiedenheit gegen die Leidenschaftlichkeit der dreien Girondisten einzunehmen wußte. Der Beschluß, über die Anklageforderung Louvets zur Tagesordnung überzugehen, war die Folge davon. Robespierre feierte darob am Abend dieses Tages einen großen Triumph im Jacobinerclub.

Neben diesen Debatten liefen die Verhandlungen wegen der aus den Departementen zu bildenden Conventsgarde und des zu erlassenden Gesetzes gegen Mordplünderung und Plünderung hin. Am 8. Oct. thatete Boyot seinen Bericht über die erstere ab, der durchaus günstig für den Antrag abgefaßt war, und später legte er den beantragten Gesetzentwurf gegen Mordplünderung vor. Am 30. Oct. veranlaßte der letztere eine heftige Verhandlung, indem ihn der Berg auf alle Weise besperrte. Der Erfolg der Debatte war, daß, als Barbaroux daran den Antrag auf Verwendung der Föderierten und der Nationalgarde zum Schutze des Convents, sowie auf Bildung des letzteren zu einem Weichbühse gegen Verschwörer, und auf Cassation des Gemeinderaths und der Sectionen versammelte knüpfte, beide Entwürfe im Senate verfielen und zu keinem Resultate führten, wie gleichermassen auch eine andere entscheidende Forderung Rolands, dahin gehend, die Besetzung der Ministerien zu freigeben und den Stadträthen die Requisition der bemanneten Wacht zu nehmen, aus Mangel an kräftiger Unterstützung von seiner Partei zu Nichts geführt hatte. Die Gironde mußte jenes schon vorausgesehen haben, denn sie hatte, was schon der Antrag Barbaroux' merkt läßt, Gelegenheit genommen, um, gestützt auf die Departemente, auf eigene Faust sich eine Garde von neuen Föderierten aus denselben kommen zu lassen. Barbaroux, der marschallische Deputierte, war dazu der rechte Mittelsmann, und so waren auf seine Veranlassung bereits am 21. Oct. aus Marseille von dortigen Föderierten Zusicherungen ihres Beistandes eingegangen, desgleichen aus andern den Girondisten ergebenen Departements, namentlich dem von Celoado.

Charakteristisch für den unter den Girondisten waltenden Geist ist ihr Verhalten in allen den Fragen, die für sie nur von allgemeiner republikanischer Interesse und nicht von speziellem Parteeinteresse waren. Während sie nur bei den letzteren in Kampf mit der Bergpartei gerathen, denken, fühlen und schwärmen sie grade so wie dieselbe in Betreff der erstern, und noch ist in ihnen nicht im entferntesten der Gedanke aufgetaucht, daß die innersten Gründe ihrer Opposition gegen die Gewaltpartei sie eigentlich auch zur Opposition gegen alle republikanischen und demokratischen Ueberwuchergewaltigkeiten überhaupt veranlassen mußten. Noch beschränkt sich ihre Opposition lediglich auf den persönlichen Antagonismus mit Robespierre, Marat und deren Anhang, und auf

die Verfolgung der unmittelbaren Urheber und Förderer der Septembervorte und der damit in Verbindung stehenden Gewaltthaten, also hauptsächlich der städtischen Behörden, die als die unmittelbaren Vollbringer derselben galten, einzig darum, weil sie sich persönlich selbst davon bedeuht gefehen hatten; noch laufen alle die von ihnen beabsichtigten positiven Maßregeln aus den Versuch einer Schutzwehr für den Gerecht und auf Verhinderung neuer Vorfällen hinaus. Handelte es sich jedoch um die Plünderung der Emigranten, nicht bloß derrer, die das Schwert gegen das Vaterland ergriffen hatten, sondern auch derrer, die nach den Geuein vom 10. Aug. und im Anfange des Septembers dasselbe gemieden, um Kerker und Tod zu entgehen, so waren sie eins mit dem Berge, und decretierten u. a. mit diesem am 19. Oct. gemeinschaftlich, daß alle Bankiers und Notare bei Todesstrafe gehalten sein sollten, die ihnen anvertrauten Gelder und Wertpapiere der Emigranten an die Staatseasse abzuliefern; handelte es sich um Einführung von Unsummen neuer Assignaten, nicht bloß um den Krieg zu unterhalten, sondern auch für die Bedürfnisse der Stadt Paris, also des Herdes der Anarchie, sowie zur Unterstützung des nothleidenden Volkes, d. h. der Aufstände machenden und politischen Noth vollziehenden Proletariat, so bewilligten sie mit derselben Opferfreudigkeit, wie der Berg, und hatten dies erst im Laufe des Octobers mit 400 Millionen France Assignaten gethan; handelte es sich ferner um Beweise edel republikanischer Gesinnung, so decretierten sie, nachdem sie eben erst gerügt hatten, daß Paris die Departemente zu beherrschen trachte wie einst Rom seine Provinzen gleich derauf (am 2. Sept.), um sich ja von dem Föderalismus rein zu waschen, einstimmig mit dem Berge die Einheit und Untheilbarkeit der Republik und die Todesstrafe für Jeden, der diese Einheit zu gefährden trachte; handelte es sich endlich gar um gesinnungstüchtige republikanische Thatigkeiten, wie Einführung der Varen, „Bürger“ und „Bürgerin“ statt „Herr“ und „Frau,“ oder wie das Hinaufnehmen auf der Rednerbühne, so ließ sich die Gironde von den Reuten des Berges nicht überflügeln, ja Guadet gab als Präsident des Convents zuerst das Beispiel von allgemeinen Duzen. Ebenso stimmte sie völlig mit den eraltitelten Gewaltmenschen in der Nothwendigkeit der Republikanisierung der Nachbarländer Frankreichs, ihrer möglichen Einverleibung in das letztere und in der Vernichtung aller „Despoten“ überein.

Unter den Plänkeln, mit denen der Parteikampf zwischen Gironde und Berg während des Monats October hingezogen war, hatte sich der erste große Act in dem Drama, das zwischen den beiden Parteien abspielte werden sollte, der Proceß des Königs, vorbereitet. Wenn revolutionaire Leidenschaften aller Art die Haupttriebsebern waren, die seinen Beginn, seinen Fortgang und sein Ende bedingten, so ist doch nicht zu verkennen, daß neben denselben auch noch andere höchst wichtige Motive ausschlaggebend ins Spiel kamen, die nicht in der Stimmung des Volks — d. h. des Theils

desselben, welcher sich vorzugsweise als solches geltend machte — und in der Handlungsweise des Königs selbst, sowie in der allgemeinen Entwidlung der revolutionären Ideen ihren Grund hatten, sondern aus der eigentümlichen, zum Theil auf persönlichen Verhältnissen ruhenden Stellung der Parteien zu einander und ihren hinterhältigen Absichten, sowie aus andern außerhalb des Gegenstandes der Verhandlung liegenden Verhältnissen entsprangen. Niemand war seit Beginn der gesetzgebenden Versammlung eifriger gereizt, das Ansehen des Königthums mit allen Mitteln der Beredsamkeit und der Schrift durch falsche wie wahre Verschuldigungen, durch scheinbare wie begründete Argumentationen und Behauptungen, durch Schmähungen und Angriffe aller Art herabzusetzen und zu verkleinern, um so dessen endlichen Sturz und die Einführung der Republik herbeizuführen, als die Gironde und ihr gesammter gerber Anhang. Jetzt jedoch, nun die Republik eingeführt war, hauptsächlich auf ihr Betreiben, wenn auch nicht durch sie, flüchte sie, als es galt, nicht bloß dem Königthume, sondern auch dem Könige, wo möglich der ganzen Dynastie ein Ende zu machen, denn sie fühlte wol, daß die Gewaltthaten mit der Vernichtung des Trägers der Dynastie auch sie, die Gironde, selbst zu vernichten trachtete. Hieß sie treulich dem Berge in den blutigen Werken, so mußte sie nothwendig ihre ganze Weise zu fühlen und zu denken, mit einem Worte, ihr Wesen als Partei aufgeben und in dem Berge als untergeordneter Bestandtheil aufgehen; hielt sie mit dem Berge nicht gleichen Schritt in den Geschäften der Vertilgung der Widerstreben, den König an deren Spitze, so wurde sie unrepublikanischer Gesinnung, der heimlichen Begünstigung der innern und äußern Feinde der Republik, des Vaterlandsverraths verdächtig. Was sollte sie in diesem Dilemma thun? Sie schlug den unseligen Weg der Halbheit ein, auf der einen Seite suchte sie in den Kundgebungen reinsten Republikanismus, in Declamationen gegen König und Königthum, in Beschlüssen gegen beide, gegen Emigranten und Priester es dem Berge gleich, wo nicht zuvorigen, ohne doch das letzte Wort, auf das es ankam, Noth des Königs und seiner Anhänger unverzagt auszusprechen; auf der andern Seite fuhr sie fort in heftigen Angriffen auf die Gewaltthaten wegen der Zerrüttung aller Verhältnisse im Staate, die diese herbeizuführt, wegen deren Gewaltthaten an Leben und Eigenthum, wegen deren blutiger Treue. So half sie den König aufs Schaffot bringen, was sie im Grunde ihres Herzens zu vermeiden wünschte, und vermehrte doch nicht sich selbst zu retten; so opferte sie sich auf im Kampfe gegen die blutige Anarchie, und vermehrte doch diese nicht zu verbinden.

Die innern und äußern Ereignisse, die der Verhaftung der königlichen Familie nach dem 10. Aug. gefolgt waren, hatten Anfangs die Aufmerksamkeit von ihr fern gehalten; doch dauerte es nicht lange, daß im Jacobinerclub die Verurteilung des Königs in Anlagenzustand gerordert und es den Girondisten zum Verneue gemacht wurde, daß sie dies durch alterhand Partibündel zu verhindern suchten. Zuerst wurde diese Forderung im Na-

nationaleconvente von Merlin von Thionville, einem Manne des Berges, am 1. O. t., förmlich geltend gemacht und an demselben Tage noch eine Commission von 24 Mitgliedern niedergesetzt, um die in den Zulieferern nach den Augusttagen gefundenen Papiere zu untersuchen. Im Namen derselben erstattete Dufriche-Palais, ein neues Mitglied der Gironde, das sich durch seine exaltirten königsfeindlichen Gesinnungen auszeichnete, am 3. Nov. einen langen Bericht, in dem alle Verbrechen gegen den Staat, die sich der König angeblich zu Schulden kommen lassen, aufs Weitläufigste und in der ausgesprochen bösmüthigsten Absicht aufgezählt wurden, selbst die abgeschmacktesten Beschuldigungen, wie die des Aufkaufs von Getreide, Zucker und Kaffee, um Hungersnoth zu erzeugen, nicht ausgeschloffen. Der Bericht, der in seinem gleich schwülstigen wie rohen Tone selbst Schmähungen gegen den König sich erlaubte, lief auf den Schluß hinaus, daß die Unverletzlichkeit des Königs nicht mehr gelten konnte. Ein anderer Bericht, den Mailhe, ein Mann des Marais, am 7. Nov. abstattete, erörterte die Fragen, ob der König gerichtet werden könne und welcher Gerichtshof dazu competent sei, und kam darin zu dem Ergebnisse, daß, obwohl formell nach den Gesetzen der König vor sein Gericht gestellt werden könne, die Staatsstraßen doch seine Vernehmung in Anklagestand fordere und die Souveränität des Volks demselben das Recht ertheile, ihn vor Gericht zu stellen, das natürlich nur aus den Vertretern des souverainen Volks, also dem Nationalconvente bestehen könne. Die Verhandlungen über diesen Bericht begannen am 13. Nov. und drehten sich fast bis zu Ende des Monats lediglich um die Frage über die Unverletzlichkeit des Königs. Wie sehr die Gemüther dabei befangen waren, und wie wenig man sich mit der Sprache heraustraute, zeigt die Erscheinung, daß Niemand entschied die Rechtfertigung des Königs zu unternehmen wagte, und selbst die, welche zu seinen Gunsten sprachen, nur den gegen ihn ausgeführten Beschuldigungen die Spitze abzubrechen und zu mildernden Verfahren zu rathen versuchten, Alles aus Furcht als schlechter Patriot zu erscheinen. Im Anfange dieser Diskussionen nahm die Gironde nur wenig das Wort, weshalb auch der Berg ihr den Vorwurf machte, sie beschäftige den König zu retten. Und doch war es nur Unachtsamkeit, was sie hinderte, thätig an der Debatte sich zu betheiligen. Denn wenn sie einerseits die Unverletzlichkeit des Königs entschieden verwarf und ihn des Complots mit dem Auslande, also des Patriandsverrats, sich, so wollte sie andererseits doch auch nicht den gewaltthätigen Plänen ihrer Gegner, die durch eine Anklage des Königs nur zu großen Vorsatz erblickten, in die Hände arbeiten. Daher kam es, daß außer einigen Männern des Marais, wie Morisson, dem müthigsten unter den wenigen Vertheidigern der Unverletzlichkeit, und Gregoire und Themas-Payne, die nur unter Bekämpfung der Unverletzlichkeit und unter Schmähungen gegen den „Despoten“ für ein milderes Verfahren sich aussprachen, hauptsächlich Männer des Berges das Wort führten,

unter denen sich St. Just durch eine fanatische Rede auszeichnete, in der er verlangte, man solle den König gar nicht richten, sondern ihn gleich als Feind ermerden.

Unterbrochen wurde diese Debatte durch zwei Zwischenfälle. Am 21. Nov. berichtete nämlich Roland dem Convente von dem Funde geheimer Papiere des Königs, die in einem geheimen eisernen Wandschranke in den Zulieferern entdeckt worden seien. Die Sache machte ungeheures Aufsehen, da man in den gefundenen Documenten die schriftlichen Beweise von des Königs Landesverrath erhalten zu haben meinte, und eine Commission von zwölf Conventenmitgliedern wurde zur Untersuchung der Papiere ernannt, die indessen doch nicht so überführend gewesen sein mußten, da die Commission für gut befand, mehr andere Documente bei der Publication denselben einzuverleiben, andere aber wieder daraus zu entfernen, so daß die Zuverlässigkeit des vom Convente angeordneten Abdrucks jedenfalls nicht über allen Zweifel erhaben ist. Dem sei, wie ihm wolle, die Veröffentlichung leistete den Dienst, die Aufregung zu vermehren und der Gewaltthat ein neues Motivationsmittel in die Hand zu geben, daß sie nach Kräften benutzte, auch gegen Roland selbst, den sie beschuldigte, mehr von den Papieren beseitigt zu haben. — Wichtiger als dieser Vorfall, weil die Ruhe des Landes und insbesondere der Hauptstadt bedroht, war die sogenannte Lebensmittel- und die Geldfrage, d. h. die Schwierigkeiten, die aus dem überall sich fundgebenden Mangel an Lebensmitteln und aus dem Mangel an Geld für den Bedarf des Staats sich ergaben. Von allen Seiten kamen Berichte über Unruhen, welche von der Brodtheuerung hervorgerufen worden waren, und vom Finanzminister wurde der Finanzausschuß des Convents so dringend um Geld angegangen, daß er sich weder zu rathen, noch zu helfen wußte. Die Verhandlungen darüber führten Seiten der Vergparti zu den ausschweifendsten Anträgen rein communisistischer Natur und zu den aufregendsten Anschuldigungen gegen alle Beherrschenden. Diese plöthliche Enthüllung der inneren Pläne der Gewaltparti mußte natürlich die Gironde wie die Gleichgültigen im Marais in Alarm versetzen, da von einem Vorgehen auf solchem Wege nicht blos die Royalisten und Constitutionellen, sondern Alles, was nicht Proletariat war, zu leiden gehabt hätte. Man beschwichtigte daher auf der einen Seite das Begehren nach Geld für den Staatschatz, indem man sich wieder an die beiden Gegenseiten revolutionairen Hoffes hielt, die Priester und die Emigranten, welchen erstern man ihm sämmtlichen Gehalte, im Betrage von jährlich 70 Millionen Fr., einzuziehen beschloß, während man den letztern ihre Güter nicht blos confiscirte, sondern auch verkaufen ließ. Auf der andern Seite bekämpfte dagegen die Gironde, welche in dieser Beziehung die Mehrzahl der Neutralen auf ihrer Seite hatte, die vorgeschlagenen communisistischen Maßregeln mit um so größerer Energie, so daß selbst St. Just und Robespierre nebst ihrem Anhang ihre Klauen einzuziehen für gut befanden.

den, und der setzte sich darauf beschränkte, die Leidenschaft der Winge gegen die Priester und namentlich den König aufzustacheln, da diese ja die eigentliche Ursache der Hungersnoth seien; der König und die Königin müßten daher geköpft werden, wenn man Vred haben wollte; auch sei es das schlechteste Mittel, die scindlichen Könige zu beseigen, wenn man ihnen Hauptmischulbigen schonen wollte. Obgleich Buzot darauf aufmerksam machte, daß die Frage über den König gar nicht in diese Discussion gehöre, so schlugen doch ihre Argumente zum Theil durch, und nach einer neuen höchst galligen Rede Robespierre's, der nichts Geringeres verlangte, als daß der König auf der Stelle hantrechtlich vom Convente abgeurtheilt werde, wurde am 3. Dec. zwar auf Pétion's Dawiscentreten nicht auf den letzten Antrag Robespierre's eingegangen, aber doch formlich der Beschluß gefaßt: „der Nationalconvent erklärt, daß Ludwig XVI. durch ihn gerichtet werden soll.“ Die beiden folgenden Tage ward in höchst stürmischen Sitzungen über das Verfahren berathen, welches bei dem Proceß des Königs beobachtet werden sollte. Als Robespierre immer wieder mit seinem Antrage auf eine formlose hantrechtliche Verurtheilung des Königs durch den Convent drang, suchte die Girente durch Zwischenfragen die Sache in die Länge zu ziehen, um Zeit zu gewinnen. So stellte Buzot den Antrag, die Todesstrafe für Töden auszusprechen, welcher die Wiederherstellung des Königthums verlangte wurde. Mochte er mit diesem Antrage nun in der gewöhnlichen Weise der Gironde nur beistimmen, ihre republikanische Gesinnung in um so größerer Leue und Keinheit erscheinen zu lassen, oder mochte er es auf einen parlamentarischen Fallstrich abgesehen haben, genug, die Ungeschicktheit des Berges, der sich dem Antrage widersetzte, machte denselben zu letztem, indem Guadet nun auf die Absicht hindeutete, daß die Häupter des Berges damit umgingen, einen „neuen Despoten“ (den Herzog von Orleans) zum Könige einzusetzen, unter dessen Schutz sie Straflosigkeit für ihre Verbrechen zu finden hoffen, wenn sie nicht vielmehr auf die Absicht hätten, sich selbst zu Herrschern des Staats zu machen. Eine höchst wilde Discussion war die Folge dieser Anschuldigung, die vom Berge mit einer Fluth von Gegenbeschuldigungen beantwortet ward. Die stürmische Debatte schloß mit der Annahme des Antrags Pajot's und endlich, nach wiederholter Dawiscentkunft Pétion's gegen Robespierre's Antrag auf ständische Verurtheilung, „kraft eines Aufstandes,“ mit dem Beschlusse, daß eine Commission von 21 Mitgliedern mit Befugnis der Anklageacte beauftragt werde, daß der Proceß nicht in permanenter, sondern in täglicher Sitzung zu bestimmen Zeit unter Einwirkung jedes andern Geschöfdes der Versammlung geführt, der König persönlich über den Inhalt der Anklageacte vernommen, gleich darauf aber das Urtheil gesprochen werden solle. Während so die Gironde dem Verlangen des Berges willfahrte, verwarf sie dafür am 8. Dec. die von demselben beantragten communisken Maßregeln zur Hebung der Hungersnoth, hob dagegen die im September erlassenen, tief in

den Güterverkehr eingreifenden Gesetze auf und stellte damit die volle Verkefshretheit wieder her.

Am 10. Dec. stattete Robert Lindet im Namen der Commission der Einundzwanzig im Convente den Bericht über die dem Könige schuldgegebenen Verbrechen ab, am Morgen des nächsten Tages ward die Anklageacte gegen „Louis Capet“ daselbst verlesen und bald darauf fand am nämlichen Tage das erste Verhör des Königs statt. Je mehr sich nun der Proceß seiner Entwicklung näherte, um so mehr fingen die Girondisten das ganze Gewicht der sich daran knüpfenden Fragen zu fühlen an. Von Neuem wurde das Volk der pariser Vorstädte von der Gewaltpartei zu einer Erhebung aufgegragt, und zwar nicht bloß gegen den König, sondern auch gegen die bestehenden Classen. Indem die Anarchisten die communisken Frage voranzuschieben anfügten, trafen sie die Gironde, welche für die Repräsentantin der Mittelclassen und der Provinzen galt, ins Herz. Offen wurden die Girondisten von den Jacobinern, zu denen sie nicht mehr zählten, als die Beschüßer der „Wucherer“ bezeichnet, die man ebenso niederwerfen müßte, wie den König, den Urheber des Korn- und Waarenmachers. Dazu kam ihnen die Erkenntnis, daß der Krieg, zu dem sich England rüstete und der dem Lande das größte Uebel drohte, ohne die ganze Reihe von Gewaltthaten und Exceuten, die mit dem 10. Aug. begannen und sich zu einer Einrichtung des Königs zu entwickeln Aussicht gaben, nicht zu beschränken sein würde. So überzeugten sie sich endlich, leider zu spät, von der Nothwendigkeit eines Bruchs mit ihrer zeitweiligen Politik und einer entscheidenden Bekämpfung des anarchisken communisken Treibens ihrer Gegner. Noch wäre es bei einem entschiedenen einsichtigen und consequenten Vorgehen mit diesem Entschlusse nicht zu spät gewesen; denn noch immer stand die Mehrzahl der Chancen zu ihrem Gunsten. In Paris und noch mehr in den Departements fanden die Jacobiner noch eine starke Opposition; noch waren die Mittelclassen nicht so eingeschüchtert, daß sie sich nicht zu regen gewagt hätten; im Gegentheil hatten sie neuerdings wieder steigenden Muth bekommen, wie sich u. a. bei der Neuwahl des pariser Maire zeigte, wo erst Pétion, und als dieser die Wahl nicht annahm, Chambon, ein gemäßigter Charakter, der zu den Girondisten hinneigte, erwählt werden war. Von allen Seiten kamen Adressen im Sinne des Gesetzes und der Mäßigung an den Convent. Selbst viele Föderalclubs der Jacobiner in den Departements begrieten ihre Unzufriedenheit mit dem ausschweifenden Exceuten des Mutterclubs in Paris, und vorzugsweise Barrat's. Ebenso wenig waren noch bis jetzt die Jacobiner zur Herrschaft im Herre gelangt, das sie überall zurückwies. Nur im Ministerrathe hatten sie eine Eroberung gemacht, indem sie den Kriegsmistral, im Grunde jetzt das die Entscheidung in den Händen haltende Mitglied des Cabinets für sich gewonnen hatten. Dieser, Poche, an sich ein stiller, arbeitsamer Charakter, früher zu den Girondisten gehörend und durch sie ins Ministerium berufen, war ganz zu der Gewaltpartei übergegangen, besetzte in

seiner Verwaltung alle Stellen mit Kreaturen derselben und hing auch bereits an in diesem Sinne auf Gist und Anführerpersonal der Truppen einzurufen. Verräthlich aber war er den Gewaltmenschen in finanzieller Hinsicht gefällig, indem er, dem zu der Kriegsführung die größten Summen ohne strenge Controle zu Gebote standen, mit verrätherischer Schwäche den Leuten des pariser Gemeinderaths die nöthigen Summen zur Befolgung ihrer organisirten Proletariatsverbände, also die Mittel zum systematischen Aufstand zu Gebote stellte. Dagegen entwickelte Roland, der jetzt im Gegensatz zu seinem früheren bürren Freiheits- und Eigentumseccinarismus sich als entschiedenen, charaktervollen Mann der That, leider zu spät, zeigte, die größte Thätigkeit und Consequenz in Bekämpfung des unheilvollen Treibens der Gewaltpartei. Die Ereignisse hatten in ihm den angeborenen strengen Sinn für Gerechtigkeit und Recht über den Freiheits- und Gleichheitsdrang überwiegen lassen. Kein Jacobiner hatte in seinem Ministerium, dem des Innern, eine Stelle erlangt. Mit Eifer überwachte er die Departmental- und Gemeindegörden, führte die, welche ihre Befugnisse überschritten, unnahehaltig in ihre Grenzen zurück, suchte überall die Ordnung aufrecht zu erhalten, die geheimen Gesellschaften zu überwachen, für Lebensmittel zu sorgen, Handel und Eigenthum zu beschützen. Vor Allem aber war er unermüdlich in Verfolgung des pariser Gemeinderaths, dessen Gewaltstreich und Verschleuderungen er rücksichtslos an den Pranger stellte, und dem er selbst dadurch entgegentrat, daß er seine wüthendsten Correspondenzen ausfallen ließ. So ward er der entscheidende Gegensatz zu Pache, um welche beide Minister sich die übrigen Mitglieder des Ministerraths gruppirten. Clavière, der Finanzminister, und Lebrun, der Minister des Auswärtigen, dem Brissot oft in seinen Urtheilen half, hielten sich zu Roland, während der Justizminister Garas, ein abstracter Doctrinair, sich mehr neutral verhielt, der Marineminister Plange dagegen, der berühmte Mathematiker, ein entschiedener feynnarrter Patriot war und es deshalb mit Pache und den Jacobinern hielt, obgleich er ebenfalls den Girondisten seine Verurteilung in den Ministerrath verdankte. Man sieht also, das Ministerium war noch nicht in der Gewalt der Jacobiner, und wenn es den Girondisten gelang, den misslungenen Plan einer Conventsgarde auf eine andere Weise zu realisiren, so waren sie auch nicht ohne einen bewaffneten Schutz gegenüber den organisirten Proletariatsverbänden des Gemeinderaths von Paris. Bekanntlich war die von Servan insgeheim angeordnete Verurteilung der Föderirten von den Girondisten ausgegangen und namentlich von Barboroux befördert worden. Obgleich sie bald in die Hände der Gewaltpartei gefallen waren, so waren sie doch immer in naher Beziehung zu ihrem alten Führer geblieben, und nachdem die Exemptionsverträge auch zwischen diesem excessiven der Girondisten und der Gewaltpartei eine tiefe Kluft gerissen, war das, was von den Föderirten in Paris zurückgeblieben war, wieder zu Barboroux zurückgeführt. Jetzt setzte die Gironde, hauptsächlich wieder mit Hilfe dessel-

ben, den Plan ins Werk, neue Föderirte zu ihrem Schutze nach Paris zu berufen, und nicht lange dauerte es, so strömten sie, besonders aus den Departementen der Rhonemündungen, der Gironde, Finistère und Calvados der Hauptstadt zu, zum Schutze der Unabhängigkeit des Convents, sodas bald die Gironde gegen 5000 Mann zu ihrer Verfügung hatte. Die Girondisten beschloßen daher die Gunst der Lage zu des Königs Rettung zu benutzen, von der, wie sie jetzt wol zu fühlen anfangen, ihre eigene abhing. Statt aber das Beispiel der Gewaltpartei zu benutzen und sich durch Organisation der in ihrem Interesse befindlichen Föderirten und durch ein enges Bündniß des mit der Gewaltpartei jetzt völlig zerfallenen Oberbeschlusses des Convents in Belgien, des Generals Dumouriez, einen wohlbestallten bewaffneten Rückhalt zu verschaffen, vernachlässigten sie die Föderirten und konnten es dem Generale nicht vergessen, daß er den Sturz des ersten Ministeriums Roland herbeigeführt hatte; so eingeengt war ihr Groll gegen ihn, daß Genfonne erst jetzt noch demselben die bisher fortgesetzte frische Verbindung aufschuldig hatte. Sie liebten einmal nicht die entscheidenden Wege der That, sondern pflögten die des Wortes vorzuziehen. So glaubten sie auch jetzt auf parlamentarischen Wege durch Debatten und Decrete erröthen zu können, wo es Concentration aller materiellen Kräfte galt, um mit deren Hilfe der Gewalt des organisirten Proletats Herr zu werden. Der Plan, den sie in ihren engern Parteiversammlungen bei Balzac unter Buzot, Collas und Grangeneuve's Leitung gefaßt hatten, ließ nämlich darauf hinaus, vor Allem Zeit zu gewinnen und zu diesem Zwecke eine Berufung ans Volk für den voraussetzlichen Fall der Verurteilung des Königs durchzusetzen. Dauten hatte diesen Gedanken schon beim Brissot des Precesses geäußert, und viele Mitglieder des Marais und selbst des Berges waren ihm nicht abgeneigt. Die Girondisten zweifelten durchaus nicht, daß, wenn einmal die Sache an die ihnen häufigen Uebersammlungen gebracht wäre, diese in ihrem Sinne entscheiden und damit zugleich den Jacobinern eine starke Lection geben würden. Leider hatten sie sich nicht die Frage ausgemerzt, ob es die Jacobiner würden so weit lenken lassen. Hätten sie das gethan, so würden sie, statt eines wirkungslosen parlamentarischen Wanders, denn weiter war der Plan Nichts, vor allem mit Gewalt die Gewalt des pariser Gemeinderaths zu brechen gesucht haben. Da sie dies zu thun nicht für gut befanden, so halfen ihnen alle ihre schon ausgedachten Pläne und selbst ihre parlamentarischen Siege Nichts, da diese eben zu weiter Nichts führten, als höchstens zu unausgeführten Beschlüssen. Dies zeigte sich recht schlagend gleich bei dem ersten Antrage, der, um dem Plane mit den Uebersammlungen vorzuarbeiten, von Guadet gemacht wurde und dahin ging, daß die Uebersammlungen Frankreichs das Recht haben sollten, ihre jeweiligen Vertreter im Convente, wenn sie das Vaterland verrathen sollten, zurückzurufen. Anfangs gewann der Antrag durch den ihm zu Grunde liegenden, ganz dem Principe der excessiven Volks-

souveraineté entsprechenden Gedanken den Beifall der Mehrheit des Convents, so daß er genehmigt ward. Bald aber merkte der Berg, daß es damit auf Rückrufung des größern Theils seiner Mitglieder, der durchaus nicht im Sinne seiner Umrüstungsverfammlungen künnte, abgesehen war. Daher großer Lärm und Argwohn in der Versammlung, der sich in so starkem Widerspruch ausser, daß Guadet selbst für gut befand seinen Antrag wieder zurückzunehmen. Allein der Argwohn war nun einmal rege geworden und beschränkte sich nicht auf Guadet's Antrag, sondern ging auf die Umrüstungsverfammlungen überhaupt über, die dadurch als letzte Appellationsinstanz im Proceß des Königs gleich von vorn herein unmöglich wurden. Der Parteikampf, der gleich nach dem ersten Verthe des Königs über die Frage, ob dem Könige ein Rechtsbeistand zu seiner Vertheidigung zu gewähren sei, in großer Heftigkeit entbrannt war und nur durch die überwiegende Einwirkung der Gironde auf das Marais zu einer bescheidenen Entscheidung dieser Frage geführt hatte, wurde durch jenen verfehlten Antrag Guadet's nur noch erhiteter. Der Allem wurde Roland der Gegenstand der Angriffe des Berges, der ihn, wegen der Unterdrückung des ungeschlichen Briefwechsels des pariser Gemeinderaths, der Verlesung des Briefgeheimnisses beschuldigte, und Robespierre erklärte den „treulichen“ Roland, den „Antiganten“ Brissot und die „Beweißer“ Leuvert, Guadet und Vergniaud für die Urheber der Unglücksfälle, welche um jene Zeit die französischen Truppen unter Peurnonville und Custine betroffen hatten. Um die Erbitterung voll zu machen, trat Buzot mit dem Antrage auf, alle bourbonischen Prinzen aus Frankreich zu verbannen. Es war offenbar, daß damit nur das Conventsmittel Philipp Egalité, der vormalige Herzog von Orleans, gemeint sein konnte, und daß die Gironde in ihm hauptsächlich seine Goldlinge, Marat und einige Cordeliers, treffen wollte. Der mühsamste Wortkampf, in dem Beschuldigung gegen Beschuldigung, gisgige Redensarten gegen gisgige Redensarten, Robereien gegen Robereien gewechselt wurden, war die Folge dieses Antrags. Auf die Anklage des Federalismus antworteten die Girondisten mit der Gegenanklage, daß die Gewaltpartei nur darum den Tod Ludwig XVI. begehrte, um den Herzog von Orleans auf den Thron zu setzen. Nachdem Leuvert und Buzot den Herzog von Orleans noch aufgerufen, sich selbst aus Paris zu verbannen, und Buzot's auf's Entschiedenste seine Verbannung gefordert, wurde der gestellte Antrag trotz des Widerstandes, den Bazire, St. Just und Chabot demselben noch entgegensetzten, durch Acclamation angenommen, und es blieb nur noch übrig, die Zeit der Verbannung festzusetzen. Da rief Merlin: Da ihr den Dittacismus gegen Egalité anwenden wollt, so wendet ihn doch auch gegen alle gefährliche Menschen an, vor allen gegen die Excentrischen selbst. — Gegen Roland! rief Albuet. — Gegen Roland und Pache zusammen! rief Barthez: sie sind die Ursache der Spaltung unter uns. Endlich führten einige besonnenerer Bemerkungen die Gemüther zur Ruhe zurück, und ohne

grade den Beschluß zurückzunehmen, beschloß man die weitere Debatte darüber erst in drei Tagen wieder aufzunehmen. Viel hatte wol zu dieser halben Wiederaufhebung des gefassten Beschlusses die Furcht vor der besügigen Bewegung beigetragen, die sich in Folge desselben unter den niedern Classen von Paris erhoben hatte. Die Vertagung blieb auch ohne das gewünschte Resultat, denn in den Sectionen, dem Gemeinderathe und bei den Jacobinern wurden die drei Tage nur zu Aufschub der Vollst. demut. Als nun am 25. Dec. die Verhandlungen wieder begannen und der Beschluß, auf eine Petition der Sectionen, welche Widerrufung des Verbannungsdecrets verlangte, zur Tagesordnung überzugehen den größten Tumult erregte, wurde auf Pétion's Antrag beschloffen, die Sache bis nach dem Richterprude über den König zu verschieben.

Am 26. Dec. fand die Vertheidigung des Königs durch Defize statt. Die Sitzung des Convents, die darauf folgte, gab ein Vorbild zu den Stürmen, die später in demselben sich erheben sollten. Ueber die Frage, ob sogleich das Urtheil durch Abstimmung abgegeben, oder erst eine Discussion darüber stattfinden sollte, entstand zwischen den beiden Hauptparteien ein Wortwechsel, der von gisgigen und besügigen Ausdrücken bis zu den Ausbrüchen ungezügelter Leidenschaft führte und nahe daran war, in einen Faustkampf auszuarten. Auszeichnungen aus demselben sind nur die Worte des edlen Lanjuinais, der in seiner sittlichen Entrüstung sich nicht schonte, trotz des Sturmes, der sich gegen ihn erhob, nicht eine Zeile zur Discussion, sondern die Vernichtung der ganzen Proccur zu fordern und der Versammlung muthig ins Angesicht zu sagen, sie würde sich entehren, wenn sie über Ludwig XVI. zu Gericht sitzen wollte. Niemand in ganz Frankreich, und am allerwenigsten die Versammlung habe ein Recht dazu. Wollte sie vom politischen Gesichtspunkte aus handeln, so dürfe sie nur Sicherheitsmaßregeln gegen den König ergründen. Wollte sie aber als Tribunal zu Werke gehen, so wäre dies nichts Anderes, als wenn der Sieger über den Besiegten zu Gericht sitzen wollte. Lieber wolle er tausendmal umkommen, als selbst den abscheulichen Tyrannen mit Hinaussetzung aller Gesetze verurtheilen. Schließlich wurde nach langem Tumulte beschloffen, über das Urtheil eine Discussion stattfinden zu lassen und dieselbe am folgenden Tage eröffnen. Das Verfahren, welches die Gironde in derselben einhielt, war, ohne daß sie es sich von vorn herein gestehen mochte, das einer geschlagenen Partei. Sie hatte die günstige Lage, in der sie sich Anfangs December befand, nicht benützt, und wie gesagt, ihr Heil im parlamentarischen Wege gesucht. Die Gewaltpartei hatte dagegen ihre Zeit zu benützen gemußt und mit erneuertem Aufgebote aller ihrer bekannten Mittel zwar nicht in den Provinzen, aber doch in Paris von Neuem eine Währung zu erzeugen verstanden, die ihrem Anhänger ebensoviele stärksten Selbstvertrauen gab, als sie die sogenannten Unparteiischen einschüchterte und ihre Gegner unsicher in ihrem Verfahren machte. So konnte die Gironde, auch wenn sie es gewollt hätte, jetzt nicht

mehr daran denken, die wieder täglich fürchtbarer sich geltend machende Macht des Gemeinderaths und das Treiben der Sectionsversammlungen mit Gewalt zu brechen, um so weniger, als die bewaffnete Macht der Föderirten, die sie hatte kommen lassen, von den Jacobinern auf alle Weise, mit schönen Worten wie mit von Pache geliefertem Gelde bearbeitet, schwankend zu werden anfangt; eine Erscheinung, die ganz natürlich war, da man unmöglich erwarten konnte, daß eine unterm Ausschussgebäude der unbedingten Volksherrschaft einberufenen und von diesen Gedanken durchdrungenen Truppe ihren Leuten noch in dem Augenblicke treu bleiben sollte, wo diese vor den Consequenzen dieses Gedankens entsetzt zurückweichen zu müssen machten. Daß aber die Girondisten, wenn sie es auch äußerlich nicht bekannten, so doch innerlich zu der Einsicht gekommen waren, daß von der Erhaltung des Lebens des Königs nicht bloß ihre eigene Erhaltung abhängt, sondern auch das Bestehen einer geordneten Staatsgewalt überhaupt, da es eben die Pflicht der Girondistenpartei war, durch die Hinrichtung des Königs unwillkürlich mit dem monarchischen Europa, wie mit der großen Menge der Besessenen, Arbeitenden und Ruhiggestellten im Staate zu brechen; daß daher ihre Speculationen auf den Krieg nach Außen, wie das gefährliche Spiel mit den demokratischen Ideen im Innern aufzugeben seien; daß es jetzt gälte, alle Parteiabschattungen der Mittelclassen unter Aufhebung aller innern Widerstreits zu Einem Bunde, der Bekämpfung der Anarchie, zu vereinigen — dies geht wie aus dem nun mehr von ihnen eingeschlagenen Verfahren, so noch deutlicher aus vielen positiven Aeußerungen Einzelner hervor. Wenn das erstere indessen noch immer den Schein des Cultus der republikanischen Ideen und Gefühlweise trug, so lag die einestheils in der von ihnen eingeschlagenen verfehlten Politik, die ihnen nicht erlaubte, die Unparteilichkeit im Convente vor den Kopf zu stoßen, nachdem sie dieselben durch thätiges Handeln zu beherrschen und mit sich fortzureißen versäumt hatten, andernteils aber an den alten Reminiscenzen, welche ein müßiges Handeln der nicht streng geschlossenen und disciplinirten Partei verhinderten und es bewirkten, daß, während ein geringerer Theil derselben, konjunktions an der Spitze, müthig und ehrlich dem Berge gegenübertrat, die Mehrzahl sich auf ein parlamentarisches Wandern verließ, und noch ein anderer Theil mit den ausschweifenden Ansichten des Berges harmonisirte und selbst mitunter mit demselben stimmte. Ueberhaupt aber war das ganze Vorgehen der Partei schon jetzt durch eine gewisse melancholische Stimmung getrübt, die aus dem unbewußten Gefühl der Vergänglichkeits aller zu machenden Anstrengungen entspringen mochte, und die zwar nicht dem Muth und der Beharrlichkeit, wol aber der Zuversichtlichkeit und dem praktischen Blicke derselben und somit dem Erfolge ihrer Bestrebungen den größten Eintrag that. So ward die Appellation ans Volk der schwächliche Rettungsanker, auf den die Gironde alle ihre Hoffnung setzte, und die Frage, um welche sich fast der ganze Parteistamp

im Convente bis zur Verurtheilung des Königs drehte, da die Partei es nicht wagte, die Schuld des letztern direct zu leugnen und auf ein freisprechendes Urtheil hinzuwirken.

Gleich der erste Redner, der die Verhandlungen begann, St. Just, behandelte diese Frage, gegen die er sich unter fanatischen Schwärmungen des Königtums, mit denselben Sophismen, wie Robespierre, sein Vorbild, erklärte, die darauf hinauszuliegen, daß Appellation ans Volk Rettung des Tyrannen, also Abschaffung der Republik sei, die man dem souverainen Volke nicht erlauben dürfe; eine Doctrin, die später unter der Herrschaft des vollendeten Terrorismus ganz offen bekannt wurde, die die Parteigenossen des Berges jetzt aber noch unter allerhand sophistischen Wendungen zu verdecken für gut befanden. — St. Just entgegnete erob sich von der Gironde vor allen Salles, ein scharfer Charakter, um die Berufung ans Volk zu beantragen und zu verteidigen, die er durchaus für nöthig hielt, wenn die Versammlung nicht Rache üben, sondern einen Act hoher Politik vollziehen wolle. Wollte sie ohne Berufung ans Volk freisprechen oder verurtheilen, so würde sie im erstern Falle zu entloster Anarchie Veranlassung und den Wählern einen Vorwand zu Aufständen geben, über die Versammlung aber den Vorwurf der Schwäche bringen; im letztern Falle würde aus der blutigen Saat dem Lande die unheilvolle Ernte entspringen, theils durch die Ansprüche, die vom Könige auf seine übrige Familie übergeben würden, theils durch die Erbitterung, die ein großer, durch das Schicksal des Königs aufs Tiefst gekränkter Theil des Volkes gegen Convent und Republik überhaupt hegen würde, theils endlich durch die Entrüstung, welche die übrigen Monarchen Europa's gegen Frankreich zu vermehrtem Kriegseifer aufwachen würde. Eine so schwierige Frage durfte nicht der Convent, sondern nur die Nation selbst entscheiden. Barbaroux wagte keine Folgerungen zu machen, da er sich nicht gegen den Wunsch seiner Wähler freizusprechen, und auch nicht gegen den Wunsch seiner Freunde zu verurtheilen getraute. Buzot sprach sich ebenfalls für die Berufung ans Volk aus, jedoch mit einer Verhärzung zu Ungunsten des Königs. Dagegen konnte der protestantische Geistliche Rabaut St. Etienne, ein durch seine Talente, wie durch die sittliche Energie seines Charakters gleich ausgezeichnete Mann, über das gewaltthätige Verfahren gegen den König seinen Born nicht bemerken, der sich in folgenden Worten ironisch, tief-bittersten Humors Luft machte: „Was mich anlangt, so bin ich meines Despotismusanteils müde; ich bin von der Tyrannei, die ich ausüben muß, angegriffen, ausgereiben, gepeinigt, und ich seufe nach dem Augenblicke, wo Sie ein Tribunal eingesetzt haben werden, das mich von den Formen und der Haltung eines Tyrannen befreit. Sie suchen nach politischen Gründen — Sie finden sie in der Geschichte. Das londoner Volk, das die Hinrichtung Karls I. so sehr begehrt hatte, war das erste, das später dessen Richter verurtheilte und sich vor dessen Nachfolger auf die Kniee warf. Es

gab sich der ausgelassenen Freude hin, als Karl II. den Thron bestieg, und ließ zur Hinrichtung derselben Richter, die Karl II. später den Namen seines Vaters opferte. Volk von Paris, Parlament Frankreichs, habt ihr mich verstanden?" — Auf alle diese girondistischen Wertheilungen der Berufung aus Volk antwortete Robespierre in einer Rede voller Haß und Bitterkeit, in der er unter wüthenden Redensarten gegen den Tyrannen und seine Besüger, d. h. die Girondisten, in seiner klagenden Weise die Gefahren schildert, denen er, und mit ihm ganz Frankreich durch die Intriguen der „Schufter, die sich ausschließlich ehrliche Leute nennen“ ausgesetzt sei. „Ist — sagt er — schweigen sie (d. h. die Girondisten) über die wichtigsten Interessen des Vaterlandes und enthalten sich der Berufung ihrer Meinung über den letzten König. Sie verfolgen die warmen Patrioten unter dem Titel einer satirischen Minderheit. Die Tugend war aber immer in der Minderheit auf Erden! Würde sonst — fragt er — die Erde mit Sklaven und Tyrannen bedeckt sein?" und endigt dann mit der Forderung, daß der König ohne alle Diskussion und Appellation an das Volk für schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt werde. Bis zum 31. Dec. folgten sich die Reden ununterbrochen fort, ohne daß einer von denselben einen entscheidenden Eindruck hervorgebracht hätte, bis endlich am letzten Tage der berühmteste Redner der Gironde, Vergniaud, das Wort ergriff, um in einer Rede, die nicht bloß wie seine in der Zeit des Höhenpunktes der Herrschaft seiner Partei gehaltenen, durch rhetorischen Glanz und declamatorisches Gefühl, sondern durch von Erfahrung geleitete Einsicht, tiefe Ueberzeugung und eine das Ganze durchbringende Uhnung der kommenden Ereignisse sich auszeichnete, ein treffendes Bild der Lage zu geben, in welcher die Dinge sich damals in Frankreich befanden. Vergniaud hatte früher schon einmal bei einer Gelegenheit eingeschanden, daß ihn das Schicksal des Königs rühre, und auch in dieser Rede gibt der, sonst bei aller Leidenschaftlichkeit nur zu häufig indolente Mann Beweise tiefen Gefühls und edlerer Gefinnung, die überhaupt bei den Girondisten in dem Maße reiner und offener hervortreten, als sie sich vom Zeitpunkte ihres Glanzes entfernen und aus Verfolgern Verfolgte werden. Von dem Principe der Volkssouverainetät ausgehend, sucht Vergniaud vor Allem die Nothwendigkeit nachzuweisen, daß in allen Fällen von höchster Bedeutung auf das Volk selbst zurückgegangen werde. Der Richterpruch über Ludwig sei aber nach jeder Seite hin von so großer Schwere, daß er unbedingt zu jenen Gegenständen gerechnet werden müsse, über die in letzter Instanz zu entscheiden dem Volke vorzubehalten sei. Nachdem er dann dem Einmurr, als ob Bürgerkrieg aus einer Appellation an Volk entspringen müsse, zu widerlegen versucht hat, widerlegt er auch die Befürchtungen, die man über die wahrhafte Mehrheit des Volks, als ob sie aus Intriganten, Royalisten und Aristokraten bestünde, ausgesprochen hat, und erhebt sich ganz besonders gegen die hochmüthige Behauptung, als

ob die Tugend auf der Erde immer in der Minderheit sei. Vergniaud fragt dabei, ob etwa zur Bildung einer Mehrheit, wie gewisse Leute sie wollen, Verbannung und Tod, Verwandlung Frankreichs in eine Wüste und Ueberlieferung desselben an einige Böfewichte nöthig sei. Dann geht er zur Rechtfertigung seiner Freunde über, die mit denselben Muthes allen Arten des Despotismus, sowohl dem des Hofes wie dem der Septemvbermörder widerstehen würden, wobei er in echt all girondistischer Weise noch von ihnen rühmt, daß sie am 10. Aug. die Thronentsetzung des Königs beschlossen hätten, während die Brutus, die jetzt so besitz sind, die niedergeworfenen Tyrannen zu ermorden, damals sich in Kellern versteckt hätten (Marat und Robespierre). Dann wirft er den Vorwurf, den Bürgerkrieg zu erzeugen, auf seine Gegner zurück, die eben Nichts als den Bürgerkrieg wollten, indem sie den Mord aller Tyrannenfreunde predigten und mit diesem Namen alle die belegten, die sie ihrem Haß zu opfern gedächten, indem sie die Dolche der Mörder auf die Volksrepräsentanten lenkten und Regierung wie Convent auflösen wollten, indem sie endlich die Minderheit zum Schiedsrichter über die Mehrheit machten und deren Richterprüche durch Aufstände legitimierten. Während dann der Redner zu andern Betrachtungen übergeht, kommt er auf das Verhältnis zum Auslande zu sprechen und stellt als eine nothwendige Folge einer Hinrichtung des Königs dar, daß die fremden Mächte mit verdoppelten Kräften ihre Angriffe auf Frankreich erneuern würden. Frankreich werde zwar ohne Zweifel als Sieger aus diesem Kampfe hervorgehen, aber mit welchem Verluste an Menschen- und Nationalwohlstand! „Welche Dankbarkeit wird Ihnen das Vaterland schuldig sein dafür, daß Sie, unter Misachtung seiner Souverainetät, in seinem Namen einen Act der Rache ausübten, der die Ursache so unheilvoller Ereignisse wird?" Nachdem dann der Redner in lebhaften Farben die ansehnlichen Folgen geschildert, welche die durch den Mord des Königs gesteigerte Kriegswuth im Gefolge haben müsse, geht er zu andern Befürchtungen über, zu welchen ihn die Geschichte der englischen Revolution veranlaßt. „Haben Sie nicht?" — sagt er in dieser Beziehung — „das Geschrei gehört: Wenn das Brod theuer ist, so ist die Ursache im Tempel; wenn es an Geld fehlt und die Armeen schlecht versorgt sind, so ist die Ursache im Tempel; wenn und jeden Tag das Schauspiel des Mangels mit Leid erfüllt, so ist die Ursache im Tempel.“ Wer stehe dafür, daß alle diese Leute, die nur den Convent herabzusetzen bestrbt seien, die immer nur von neuen Revolutionen, von einem neuen 10. Aug., von Complotten, Tod, Verhängen und Proscriptionen sprechen, die offen die Erneuerung eines „Vertheiligers“ der Republik (Robespierre) verlangen, da es nur Ein Haupt gebe, welches retten könne — wer stehe dafür, daß diese Leute nicht auch einmal nach dem Tode Ludwigs den Convent als die Ursache aller Leiden darstellen, unter denen das Vaterland leidet, und ihm die Schuld des Kriegs mit dem Auslande aufbürden,

da er ihn durch die überreichte Verurtheilung Ludwig's befördert und hervorgerufen habe? Wer stehe dafür, daß die aus ihren Höhlen wieder hervor kommenden Septembermörder nicht das, wie sie sagen, so nothwendige Haupt, den „Vertheidiger,“ über und über mit Blut besetzt, als einen Befreier dem Lande aufdringen? Nachdem dann der Redner ausgeführt, wie man einst nicht begreifen werde, wie eine Hand voll Bösewichter, der Auswurf des menschlichen Geschlechts, Paris in einer schmachvollen Knechtschaft halten konnte; nachdem er die Folgen der Schreckensherrschaft in allen Beziehungen mit den eindringlichen Bildern geschildert, schließt er mit folgenden Worten: „Und nun ihr, fleißige Bürger, was wird aus euch werden? werdet ihr euch an diese falschen Feinde wenden, an diese treulosen Schmeichler, die euch gern in den Abgrund gestürzt hätten? O, steht sie vielmehr! Fürchtet ihre Antwort! Ich will sie euch sagen. Ihr werdet von ihnen Brod verlangen und sie werden euch sagen: Geht in die unterirdischen Höhlen, um der Erde einige blutige Flecken der Opfer zu entreißen, die ihr ertrüget habt. Wer wolle ihr Blut? Hier sind Blut und Leichname, wir haben euch keine andere Nahrung zu bieten! — Ihr schaudert, Bürger! O mein Vaterland, ich verlange, daß man Vermerks von den Anstrengungen nehme, die ich mache, um mich aus dieser besagungswerthen Krisis zu retten.“

Die Rede Vergniaud's machte in wie außer dem Convente den tiefsten Eindruck auf die Gemüther. Selbst der Berg hatte sie nicht nach seiner gewöhnlichen Art zu unterbrechen gemagt und sie mit gespannter Aufmerksamkeit ruhig bis zu Ende angehört. In den Theatern kamen, was seit längerer Zeit unehört war, wieder republikanische Anspielungen unter dem Beifalle des Publicums vor, und in einigen Sectionen zeigte sich eine Regiertheit, die den anarchoischen Bestrebungen sich entgegensetzte. Allein alles dies waren nur momentane Oscillationen zu Gunsten der Gironde, die keinen Nachhalt hatten, da die Partei es versäumt hatte, sich eine hinlängliche materielle Gewalt zu sichern. Deshalb hatten auch die zahlreich aus den Departements eingehenden Adressen, die sich im Sinne der Gironde aussprachen, keinen andern Erfolg, als daß sie den Muth der Partei und ihrer Anhänger stärkten; dem Laufe der Dinge eine andere Wendung zu geben, vermochten sie nicht mehr. Denn je bemerkbarer sich die wahrhaft öffentliche Meinung, die Meinung des großen Kerns der Bevölkerung für Maßhalten und gegen alle politischen Ausschweifungen aussprach, mit um so größerem Eifer beilegte sich die Gewaltpartei, durch die Mittel, welche sie sich gesichert hatte, die Stimme der wirklichen Mehrzahl des Volks durch Einschüchterung und offenbare Gewalt zu unterdrücken, um im Convente die den Ausschlag gebende Anzahl der Unparteiischen, die ohnehin schon in Folge der verübten Politik der Gironde und deren Mangels an Energie sich immer mehr dieser Partei abgemandt hatte, vollends zu sich herüberzuziehen, außerhalb desselben aber die Mittelklassen wieder in ihre passive resignirte Haltung zurückzuwerfen. Deshalb ver-

stärkte der Gemeinderath mit dem von Pache gelieferten Gelde seine bewaffneten Proletariarbanden mit allem Gefindel, das er nur aufreiben konnte, während andererseits die Besitzenden und Gebildeten durch allerbaldigsten Mandats, vorzüglich indem man ihnen den Dienst verleidete, aus der Nationalgarde verdrängt wurden. Eine der wildesten Sectionen erklärte sich in permanenten Insurrectionszustand und eine andere zeigte dem Convente an, daß, wenn er auch den König freisprechen würde, dieser dennoch sterben müsse. Die Unterzeichner der bekannten beiden großen Adressen gegen die Feinde der öffentlichen Ordnung wurden ferner mit der Veröffentlichung ihrer Namen, gleichsam einer großen Proscriptionsliste, bedroht, um sie einzuschüchtern. Dazu wurden die furchtbarsten Drohungen von Marat und seinen Gefolgsleuten öffentlich ausgestoßen und das Geschick der Verführung der schon wankenden Garde der Gironde, der Föderierten, mit allen Mitteln betrieben. Und um dem Terrorismus eine thatsächliche Grundlage zu geben, schritten die Polizeiaufsätze der Sectionen, wie vor den Septembermorden, wieder zu Verhaftungen in Masse. Diese Gewaltmaßregeln erreichten ihren Zweck so gut, daß in kürzester Zeit der Eindruck, den die Gironde mit ihren Mitteln geistiger Art auf die Gemüther hervorgerufen hatte, gelöscht war. Die Furcht vor neuen Massenmorden und Gewaltthaten benutzte sich der besitzenden und gebildeten Classen wieder in dem Grade, daß in den Tagen kurz vor und nach dem Neujahre gegen 15,000 Personen aus Paris flüchteten. Denselben Zweck, die Aufregung des Volks gegen die Mittelklassen und ihre Vertreter im Convente, die Girondisten, zu vermehren, hatte auch die vom ganz aus Elementen des Berges zusammengesetzten Sicherheitsausschüsse (comité de sûreté générale) gemachte Denunciation Vergniaud's, Guadet's, Goussier's und Brissot's wegen ihrer bekannten Correspondenz mit dem Könige durch Vermittelung des Raters Boye, die jetzt zu einer Verschwörung vergrößert wurde, und dadurch zu einer Debatte Gelegenheit gab, die wieder von Ausdrücken der Leidenschaft überschüttet, jedoch zu keinem Ergebnisse führte, da sie die Sache unerlebigt ließ. Der Berg hatte indessen seine Absicht erreicht, in der Versammlung und noch mehr außerhalb derselben die Gironde in Mitleidenschaft zu bringen und sie in den Augen des Volks immer mehr als Verräther zu brandmarken.

Um ähnlichen verheimlichten Intrigen zu begegnen, wußte es zwar die Gironde am 9. Jan. bei der Neuwahl des Sicherheitsausschusses durchzusetzen, daß derselbe mit Leuten aus ihrer Mitte besetzt werde; wie wenig sie aber dadurch den Zweck, den sie dachten damit beabsichtigte, ein Organ zur politischen Ueberwachung von Paris zu erhalten, erreichte, bewiesen ihr bald mehr Thatsachen, denen offenbar nur die Absicht auf Erregung von Unruhen, ja auf bewaffneten Aufstand zum Grunde lag. Der Gemeinderath von Paris ließ nämlich am 14. Jan., am Abend vor der Sitzung des Convents, in der über die Application des Volk entschieden werden sollte, die Theater sperren, um durch

die daraus entstehenden Aufläufe und Tumulte des müßigen Volkes einen terroristischen Einfluß auf die Versammlung auszuüben. Ferner verlangte der Gemeinderath vom Kriegsminister einen Parl. von 120 Gesetzen für die Sectionen der Stadt, d. h. zur Verstärkung der von den letztern besetzten bewaffneten Pöbelborden; und der ganz der Gewaltpartei ergebene Pache zögerte nicht, dem Verlangen zu entsprechen, und überließerte, allen von der Gironde im Convente durchgesetzten Gegenbeschlüssen zum Trost, dem Gemeinderathe am 14. Jan. bereitwillig die begehrten Kanonen, durch deren Besitz dieser nunmehr gegen jeden Versuch der Gironde, durch Entgegenstellung der bewaffneten Macht der Föderirten seinen Einfluß zu brechen, sich gestellt wurde, wenn auch die Föderirten nicht schon auf sich mit jedem Tage unzuverlässiger geworden wären, wie sich denn schon einzelne Bänder bei den Jacobinern als Ueberläufer anmeldeten und zur Verfügung stellten.

Unter diesen Confectionen mußte natürlich die Debatte des Convents über die Frage der Appellation ans Volk ein Ergebnis liefern, das mit dem in ihr zu Gunsten derselben gemachten Aufwande von geistiger Kraft im auffälligen Widerspruch stand. Zwar wurden im Laufe der Tage vom 2. bis 7. Jan. noch viele Redner gehört, welche die Appellation ans Volk verteidigten, so namentlich Gensonné, Brissot und Pétion, von denen die Rede des erstern, die übrigens nach Vergniaud's Rede nichts Neues vorbrachte, sich durch ihren feindseligen Ton gegen Robespierre und ihre Heftigkeit bemerkbar machte. Allein alle diese Stimmen wurden durch eine einzige Rede Barrère's paralysirt, der sich zum Organ der bereits früher in ihrem Vertrauen zur Gironde schwankend gemachten, nun aber durch das terroristische Vorgehen der Gewaltpartei gänzlich erschütterten Unparteiischen des Parais machte. Dieser Mann war bis jetzt durch seine vermittelnde milde Gesinnung und seine ruhige, begütigende Besonnenheit das tonangebende Vorbild der Mittelpartei gewesen. Er hielt es jetzt an der Zeit, mit seiner immer mehr zum Berge hinneigenden Gesinnung hervorzutreten und ihr einen offenkundigen Ausdruck durch eine Erklärung gegen die Appellation an das Volk zu geben. Er that dies in einer langen, sonst aber ziemlich nichtsagenden Rede, die jedoch in den speciellen Argumenten gegen die in Rede stehende Frage, mit denen sie reichlich versehen war, allen Schwankenden und Schwächlichen willkommenen Gründe lieferte, um ihren Uebertritt zum Berge vor dem eigenen Gewissen zu rechtfertigen. So wurde sie dadurch, daß sie die zahlreichen Meinungsgegnossen Barrère's im Parais dem Einfluß der Gironde jetzt entziehend entzog und dem Berge überließerte, das ausschlaggebende Moment in der ganzen Debatte, die zuletzt durch das ewige Wiederholen der bereits schon so viele Male vorgebrachten Thatsachen und Reflexionen so langwierig geworden war, daß ihr Schluß am 7. Jan. ohne Wiederrede angenommen wurde, nachdem am Tage zuvor bei Gelegenheit des Vorlesens einer Adresse des Departements Ministère, welche Ausstoßung Parat's,

Robespierre's, Danton's und deren Gleichen aus dem Convente begrüßte, ein wahrer Sturm in der Versammlung ausgebrochen war, in welchem sich Parat nebst seinen Genossen im Saale und der Pöbel auf den Gallerien in Schimpfen und rasendem Schreien gegen die Gironde zu überdieten suchten, so daß der Präsident, nachdem ihm die Glocke zerbrochen, nur durch momentanes Aufheben der Sitzung dem Ständale ein Ende machen und selbst nach Wiederaufnahme der Sitzung Roland, der einen Bericht abfassen wollte, vor Schmärgen, die ihm wie der Gironde Seiten Robespierre's wurden, nicht zum Worte kommen konnte; eine Scene, die indessen den letztern nicht einzuschüchtern vermochte, sondern im Gegentheil den unbruggamen Mann zu der Erklärung veranlaßte, er werde Minister bleiben, bis man ihn entlasse oder umbringe. Nach Ausspruch des Schlußes der Debatte wurde dann am 7. Januar noch durch einen Beschluß die Feststellung der für die Urtheilssprechung zu stellenden Fragen und die Abstimmung darüber durch Namensaufruf auf den 14. Januar festgesetzt.

Vor dem Beginne der Abstimmung gab es noch am 14. Januar eine lange Verhandlung über die Art und Weise der Fragestellung, wobei die Gironde die Frage über die Appellation an die erste Stelle zu setzen verlangte, nach, als der Berg sie an die letzte Stelle beehrte, es durchsetzte, daß die Reihenfolge der Fragen so geordnet ward: 1) Ist Ludwig der Verschönerung gegen die Freiheit der Nation und des Angriffs auf die allgemeine Sicherheit des Staats schuldig? 2) Soll das Urtheil dem Volke zur Bestätigung vorgelegt werden? 3) Welche Strafe soll Ludwig treffen? Die Gironde handelte dabei gegen ihr Interesse, weil eine große Anzahl der Unparteiischen, die gegen die Appellation ans Volk war, doch dafür gestimmt haben würde, wenn ein Todesurtheil zuvor ausgesprochen worden wäre. Wie gegen ihr Interesse, so handelte ferner die Gironde auch nicht einmüthig; denn eine ziemlich Anzahl von ihr, die am weitesten vorgeschrittene Fraction, stimmte in Betreff der Fragestellung mit dem Berge.

Um aber die letzte Frage, die über die Art der Strafe, zu ihren Gunsten, d. h. für Todesstrafe ausfallen zu lassen, setzte die Gewaltpartei, welche die Sache der Republik für identisch mit dem Tode des Königs hielt, und dagegen in der Rettung desselben die Wiederherstellung des Königtums sah, alle Hebel in Bewegung, um durch Ausstreuerung von allerhand Gerüchten und Drohungen die Blutiger ihrer Anhänger aufzustacheln und ihre Gegner mit Schreden zu erfüllen, sowie um diesen auch die letzte materielle Stütze zu nehmen. Beides gelang ihr nur mit zu gutem Erfolge; denn bereits waren die Dinge dahin gediehen, daß einerseits die Furcht und andererseits die materielle Gewalt Alles entschied. Das Gerücht, daß neue Verschwörungen in Anzug seien, hatte Alles in Bestürzung versetzt, und die Angehörigen der politischen Verfaßten blagierten völlig die Conventsdeputirten, um ihre Verwandten dem gefürchteten Tode zu entreißen. Nicht allein aber die

Verhafteten, auch die Conventsdeputirten selbst wurden mit dem Tode bedroht, wenn sie nicht für die Hinrichtung des Königs stimmen würden. Damit war der Muth der furchtsamen Unathängigen im Convente gebrochen. Noch schlimmer aber war es für die Sache der Gironde, daß dieser die letzte materielle Stütze durch den völligen Uebertritt der Föderirten zur Gewaltpartei, welcher am 17. Jan. vor sich ging, entzogen wurde. Die Verführungspunkte der Jacobiner hatten zu diesem auf diese angeliehende Garde des Convents eingewirkt, als daß selbst die Versuche Barbarous', ihren zeitherigen Leiters, sie bei seiner Partei zurückzuhalten, von Wirkung gewesen wären. Damit war auch der moralische Halt der Girondisten gebrochen, denn sie selbst sagten sich, daß jetzt auch mit einer Freisprechung des Königs Nichts gewonnen wäre, da sie nur das Signal zum Ausbruch des Bürgerkriegs, vor dem die Gewaltpartei nicht zurückschrecken, werden, andererseits aber nicht einmal das Leben des Königs sicherstellen würde, da gewiß der Mord an die Stelle der Hinrichtung treten werde.

So lieferte denn die Abstimmung über die erste Frage, welche am 15. Jan. stattfand, das Resultat, daß fast einstimmig die Schuldbarkeit des Königs ausgesprochen wurde. Ebenso wurde bei der zweiten Abstimmung die Appellation aus Volk verworfen, und zwar mit 423 Stimmen, gegen 281, die sie pure und 11, die sie unter Bedingungen stattfinden lassen wollten. Damit war die Niederlage der Gironde entschieden. Den folgenden Tag erst, den 16. Jan., konnte die Abstimmung über die Strafe stattfinden. Die Gewaltpartei hatte alle Veranlassungen getroffen, um auch im Conventssaale den Schreden in vollem Maße walten zu lassen. Alle Eingänge des Gebäudes, alle Höfe desselben, die Corridore und Galerien des Sitzungssaales waren mit den organisirten Bänden des Gemeinderaths und den Volltreckern der Septembermorde besetzt, welche alle Ankommennden, je nach ihrer Parteistellung, mit Beifall oder Drohungen empfingen und dieses Spiel während der Abstimmung in verstärktem Maße fortsetzten, wo jedes verurtheilende Votum von Beifallgeschrei, jedes freisprechende von Schmähungen begleitet war. Da der größte Theil der Tageszeit mit Hin- und Herreden über illusorische Waflaggen für die so sehr bedrohte Sicherheit vergangen war, so wurde die Sitzung für permanent erklärt und konnte erst Abends mit der Abstimmung begonnen werden. In demselben Augenblicke, wo dies geschehen sollte, trat der Girondist Lehardy noch mit dem Antrage auf, daß eine Verurtheilung nur mit einer Mehrheit von zwei Dritttheilen, wie vor den Criminalgerichten, stattfinden solle. Der unerschütterliche Verteidiger des Rechts, der unerschrockene Lanjuinais sprach sich tapfer für den Antrag aus. „Sie haben“ — sagte er — „alle Formen verworfen, welche das Recht und gewiß auch die Menschlichkeit verlangen, die Accusation, das geheime Scrutinium, diesen Schutz der Freiheit der Gewissen und der Abstimmung; man scheint hier in einem freien Convente zu berathen,

aber es geschieht unter den Dolchen und Kanonen der aufrührerischen Vottern!“ Ein ungeheures Geschrei erhob sich gegen diese Worte, und ohne auf die Gründe Lanjuinais' einzugehen, ward auf Dantons' Antrag beschlossen, daß die einfache Mehrheit genügen solle.

Erst nach 7 Uhr Abends begann der Namensaufruf, um die ganze Nacht hindurch zu dauern. Innere Spannung, die äußeren Eindrücke der Nacht mit der unheimlichen Beleuchtung des Saals und des noch unheimlicheren Drängens und Treibens in demselben, das Loben und Drohen der Galerien bei jedem Votum auf Verbanung oder Einsperrung, das Freudengeschrei derselben bei jedem Votum auf Tod, die unerböhrten Bedrohungen und Schmähungen, welche die Deputirten des Berges gegen jeden nicht nach ihrem Willen stimmenden ausstießen, das wüste Treiben der Hebelbanden in den Gängen vor dem Saale und fast in demselben, Alles dies mußte selbst die in sich gefestigten Charaktere erschüttern. Darf man sich wundern, daß Rangher in den Saal trat, um für das Leben des Königs zu stimmen, und dann für dessen Tod stimmte. Auch der größte Theil der Gironde that dies, um in diesem entscheidenden Augenblicke, in dem sich die ganze Entwicklung der Revolution zuspitzte, deren inneren Charakter, den geistlicher Haltungsfähigkeit, moralischer Halbbreit, wohlwollenden Missethat, von dem sie nicht lassen konnte, noch einmal in seiner Nacktheit darzulegen, gleichsam um durch die That zu bezugen, daß alle die tief gefühlten und treffend gedachten Aebeln, die sie dem Berge entgegen-geworfen, nur Producte einer Schönernderei seien. Vergniaud, der zuerst unter den Deputirten der Gironde zur Stimmgebung aufgerufen wurde, er, der in vertraulichen Unterredungen so oft sein Votum für das Schicksal des Königs geäußert, dessen größtes Verbrechen eine Schwäche sei, die fast bis zur Unschuld gehe; der zu seinen Freunden und den Verteidigern des Königs noch Tages vorher erklärt hatte, daß er niemals den unglücklichen Monarchen zum Tode verurtheilen könne — Vergniaud, der sonst so kühne und unerschrockene Redner, war im Momente, wo er seine schönen Entschlüsse mit der That besiegeln sollte, unsicher und besangenen, und stimmte für den Tod, gegen aller Erwartung, sodaß Danton in die bitter höhennenden Worte gegen Brissot ausbrach: „Nun rühmt mir noch Euere Redner! Erhabene Worte, seltsame Thaten! Was soll man mit solchen Menschen machen? Sprecht mir nicht mehr davon; mit Euere Partei ist es aus!“ Zwar fügte Vergniaud noch die von Mailhe vorgeschlagene Restriktion hinzu, zu prüfen, ob es nicht passend sei, die Hinrichtung aufzuschieben; aber mit dieser aus dem Marais hervorgegangenen casuistischen Ausflucht für das Gewissen der Charakterlosen hatte er sich selbst mit unter die „crapauds du marais“, wie die sogenannten Unparteiischen genannt wurden, versetzt. Vergniaud's Votum folgte der größte Theil der entschiedenen Girondisten, so Guadet, Genoulon (der den unter den damaligen Umständen lächerlichen Nebenantrag machte, sofort zur Verfolgung der Septembermörder zu schreiten), Chambon, Buzot,

Pétion, Barbaud, Rebecqui, Isnard, Lasource, Salles; Brissot und Louvet stimmten für den Tod mit Aufschub bis zur Proclamation der neu zu gebenden Constitution, und Ducos und Gouffré für den Tod ohne Restriktion. Nur Condorcet, der hier einmal bewies, daß er nicht blos mit leeren Worten ein unpraktischer Philosoph sei, blieb seiner Ansicht gegen die Todesstrafe in sofern treu, als er die strengste Strafe nach dem Tode für den König verlangte; ebenso stimmten die charaktervollern, aber eben darum in der Partei nicht dominirenden unter den Girondisten, Lanjuinais, Rabaut, St. - Etienne, Kersaint, Dufaur und einige Andere, gegen den Tod und meiß für Haft während des Kriegs und Verbannung nach demselben. — Was der Grund gewesen, der die Häupter der Girondisten veranlaßte, im Widerstande mit ihren Reden für den Tod zu votiren, ob Furcht vor den Drohungen der Schreckensmänner, ob das Gespenst des Bürgerkriegs, der unvermeidlich sei im Falle der Erhaltung des Königs, wie Vergniaud später selbst angab, ob der thörichte Gedanke, dadurch ihren Gegnern in republikanischer Gesinnungstreue es gleich zu thun, ob momentane Besangenhcit, oder Alles zusammen — dies zu bestimmen ist unmöglich und es mögen bei den Einzelnen, je nach ihrem individuellen Charakter, diese verschiedenen Motive in verschiedenem Grade wirksam gewesen sein; genug, die Gironde gab, wie sie durch ihr früheres Treiben die Monarchie vor Allem untergraben und zum Sturze vorbereitet hatte, jetzt auch wieder, und zwar gegen ihren wahren Willen, den Aufschlag zum Todesurtheil des Königs, und wie Vergniaud schon in der gesetzgebenden Versammlung als zeitweiliger Präsident berufen gewesen war, die Absetzung des Königs auszusprechen, so fiel ihm auch jetzt wieder, da er eben das Amt eines Präsidenten des Convents bekleidete, der unglückselige Beruf zu, das Todesurtheil des Königs zu verkünden: von 721 Stimmbenden hatten sich 347 für den Tod ohne Bedingung, darunter 26 mit der nichtsagenden Restriktion *Malgré*, ausgesprochen.

Der 18. Jan. ging im Convente mit Streitigkeiten über die Richtigkeit der Abstimmung hin, und erst am 19. wurde die von Malibé beantragte Prüfung der Frage über einen Aufschub der Hinrichtung vorgenommen. Nachdem zwei Tage zuvor die Gironde durch ihre Abstimmung über die Todesfrage einen Beweis ihrer Charakterlosigkeit gegeben, gab sie jetzt durch die siffrige Unterstützung dieses Antrages auch noch einen Beweis von thörichter Grifschwachheit, die in ihrer Dynamacht nicht einfiel, daß es kindisch ist, sich an einen Strohhalm zu hängen, wenn man das Rettungsgewand zu zer schneiden gehoben hat. Nur aus der völligen Verwirrung, in der Gerissen wie Geist dieser Menschen durch das Todesurtheil über den König gekommen sein mußte, läßt sich die inconsequente Thöricht erklären, von einem solchen Antrage irgend einen Erfolg zu hoffen. Auf eine scheidende Erwiderung Barre's wurde er auch mit 380 Stimmen gegen 310 verworfen. Buzot's Wiedereraufwerfen der Frage über die Nothwendigkeit einer Zweidrittelmajorität, seine nachträglichen Mahnun-

gen wegen des Kriegs, seine Beschuldigungen gegen Orleans, Barbaud's Verlangen ferner eines Aufschubs bis nach der Entscheidung über Orleans, vermochten in dieser Verhandlung, nachdem beide Redner zwei Tage zuvor für den Tod gestimmt hatten, auch nicht den geringsten Eindruck mehr zu machen, und Condorcet's Antrag, den er bei dieser Gelegenheit stellte, die Todesstrafe für alle Privatvergehen abzuschaffen, die Wörter Finkelstein und Baskard abzuschaffen, hätte wie Hohn geklungen, wenn er nicht das Zeugniß eines läppischen Doctrinarius gewesen wäre.

Alle diese kleinlichen Mittel, ein furchtbares Ereigniß aufzuhalten, das jetzt fast mit der unvermeidlichen Gewalt der Nothwendigkeit eintrat, halfen Nichts, und die Hinrichtung Ludwigs XVI. am 21. Jan. belehrte die Girondisten thatsächlich gleichermassen über das Verfehlte und Erfolgslose aller ihrer Bestrebungen, wie über die Unvermeidlichkeit ihres fernern Falls, die mit dem tödtlichen Schloge begann, den ihre Partei durch den Sieg des Berges im Proceß des Königs erlitt. Denn wie der Tod Ludwigs für den Berg durch die unausschaltbare Kluft, die mit ihm zwischen Frankreich und dem monarchischen Europa entstand, die unüberwindliche Begründung der Republik bedeutete, der Republik in seinem Sinne, die nur durch die Mittel erhalten werden konnte, durch die sie begründet war, so bedeutete er für die Gironde durch den allgemeinen Krieg, der daraus entstand, und die Nothwendigkeit von Gewaltmitteln im Innern, um demselben zu begegnen, den Untergang ihrer Partei, die diese Gewaltmittel ihrer Natur nach weder selbst ins Werk richten konnte oder wollte, noch ihren vernichtenden Wirkungen sich zu entziehen vermochte. Mit einem Worte, sie waren mit der Hinrichtung des Königs eine vollkommen geschlagene Partei, die ebenso alles Ansehen in der öffentlichen Meinung, wie das eigene Vertrauen zu sich selbst verloren hatte und jetzt Nichts mehr thun konnte, als Schritt vor Schritt ihren Rückzug vertheidigen, um zuletzt mit Ehren unterzugehen.

Bei Niemandem unter der ganzen Partei war dieses Gefühl der Bergablichkeit aller fernern politischen Thätigkeit lebhafter als beim Minister Roland, der deshalb, ganz entgegen der noch jüngst von ihm gethanen Aeußerung, schon zwei Tage nach des Königs Tode seine Entlassung als Minister des Innern nahm. Als eine Remesse ist es anzusehen, daß grade der von den Girondisten, der mit der meisten innern Bitterkeit gegen das Königthum gearbeitet hatte, am ersten zu der Erkenntniß kommen mußte, daß mit dem Könige es auch um ihn geschehen sei. Um durch den Fall ihres Hauptes im Ministerium der Gegenpartei nicht ein zu großes Ubergewicht in denselben zu lassen, arbeiteten nun die Girondisten auf den Sturz der hauptsächlichsten Stütze der Gewaltpartei im Ministerathe, auf den des Kriegsministers hin. Dieser hatte durch seine offenkundige Unfähigkeit, die Armeen mit dem Nothigsten an Mannschaft und Bedarf zu versehen, durch seinen Mangel an strategischem wie organisatorischem Talente, durch die

gewissenhafteste Verschleierung der ihm bewilligten Gelder zu den demagogischen Zwecken des pariser Gemeinderathes, und die daraus entstandenen nicht mehr zu bemäntelnden entsetzlichen Gossendefecte so große Wüthen gegeben, daß ihn selbst seine eigene, jetzt im Aufstiege begriffene Partei nicht mehr halten konnte. So ward es selbst der geschlagenen Gironde nicht schwer, die Entlassung Pache's und die Ernennung Bernonville's, des Freundes Dumouriez's, an dessen Stelle am 4. Febr. durchzusetzen. Außerdem bewirkte die Gironde zu gleicher Zeit den Beschluß, daß in 14 Tagen das mit der Redaction des Entwurfs der neuen Verfassung beauftragte Comité seinen Bericht erstatten sollte; konnte sich doch die in der Partei herrschende doctrinaire Verblendung nicht von dem Gedanken losmachen, daß es sich im Convente noch immer schließlich um nichts Anderes handle, als um den Zweck, zu dem er zusammenberufen war, um die Aufstellung und Verkündung einer neuen Verfassung, mit der sie, wie ein großer Theil des Paroiss, ihre Aufgabe beendigt und die Zukunft der Republik im Wesentlichen gesichert glaubte.

Gegenüber diesen unbedeutenden Vortheilen, welche die Girondisten davontrugen, erlitten sie mehrere empfindliche Niederlagen. Einmal setzte es der Berg durch, daß der Sicherheitsausschuß erneut und ganz mit Mitgliedern aus seiner Mitte besetzt wurde, die dann auch nichts Eiligeres zu thun hatten, als den girondistischen Journalisten Corfas verhaften zu lassen. Ferner wußte der Berg den am 20. Jan. auf Gensonné's früheren Antrag gefaßten Beschluß auf gerichtliche Verfolgung gegen die Urheber der Septemberermorde, jetzt, wo sich gleich beim Beginne der Untersuchung die gravirtesten Anzeichen gegen die Häupter der Gewaltpartei, namentlich gegen Danton ergaben, rückgängig zu machen, indem er dessen Suspension bewirkte — und Suspension war hier so viel als Abolition — unter dem Vorgeben, daß man sich jenes Beschlusses bediene, um die trinkten Anhänger der Revolution aufzuwecken. Weiter verlangte die Gewaltpartei, daß ein Proceß gegen Roland — der 12 Millionen Francs bei Seite geschafft habe, um damit anticorruptoiren Schriftsteller zu besolden, zu Aufständen aufzuregen, Ordeide aufzuspeichern, und was dergleichen sinnloser Beschuldigungen mehr waren — sowie gegen die Minister Claviere, Lebrun und Bernonville, die Mitschuldigen der Girondisten genannt wurden, eröffnet werde. Damit war es vor der Hand nur auf Anrathungmachung der Genannten und damit Aufhebung des Volkes gegen sie abgesehen. Endlich gelang es der Gewaltpartei, die Wahl ihres ergebenen Hilfsheßers und Schützlings Pache, des gewesenen Kriegsministers, zum Vater von Paris durchzusetzen, da der zeitheilige Chambon, seine Stelle, die über seine Kräfte ging, niedergelegt hatte. Damit hatte sie sich für diese so einflußreiche Stelle ein gefügiges Werkzeug gesichert.

Ein neues Element des Parteikampfes entstand aus der um diese Zeit wieder mit neuerer Eindringlichkeit sich geltend machenden Lebensmittelfrage. Die Hindernisse, welche dem Verkehr mit Lebensmitteln und Colo-

nialwaaren aus der allgemeinen Unsicherheit, sowie den thörichten legislativen Eingriffen des Staats erwuchsen, hatten einen allgemeinen Mangel und daraus hervor gehende Theuerung erzeugt, welche letztere außerdem noch durch die unsinnige Vermehrung des Papiergeldes eine weitere künstliche Steigerung erhielt. Unruhen und Verlegenheiten aller Art waren die Folgen davon, und in Paris stieg Anfang Februar die Währung auf einen solchen Grad, daß gewaltsame Ausbrüche vorauszu sehen waren. Convent wie Gemeinderath wurden mit Deputationen und Petitionen der Arbeiterclassen beschützt, die in Aufständen gegen die Reichen, die Kornverwahrer, die Handelsaristokratie überfielen und schon jetzt eine Zwangslage aller notwendigen Lebensbedürfnisse, die Festsetzung eines höchsten Preises, eines Maximums, forderten. Die ganze Bewegung war gegen die Mittelclassen gerichtet und mußte natürlich damit auch gegen deren Repräsentanten im Convente, die Girondisten, ausfallen. Die Gewaltpartei mochte bald ein wirksames Parteinstrument daraus. Im Jacobinerclub und in den Sectionsoberversammlungen erschollen die wüthigsten Declamationen gegen die Gironde und die besitzenden Classen. Zwar wagten die Jacobiner noch nicht, sich mit der Forderung des Maximums einverstanden zu erklären; allein daß der Mangel nur das Erzeugniß einer verruchten Verführung der Girondisten mit den Reichen und Buchreren sei, um das Volk auszuhungern, um es zum Aufstande zu treiben und so eine Veranlassung zum bewaffneten Einschreiten gegen dasselbe zu haben; daß ferner die Girondisten in den von ihnen angeregten Unruhen ein Mittel sähen, um den Feind ins Land zu ziehen — das stand fest und wurde von der großen Masse aufs Vereinstmüthigste geglaubt. Damit war den Girondisten in der öffentlichen Meinung des immer mehr den Ton der Herrschaft angebenden gemeinen Volks der größte Schade zugefügt, und alle Auseinandersetzungen derselben, daß die von den Jacobinern ausgehenden ewigen Wüthereien und Aufstörungen, mit deren Hilfe sie sich nur der Regierungsgewalt zu bemächtigen beabsichtigten, die hauptsächlichste Ursache der Lebensmittelmangel seien, indem erst durch sie die Furcht der Besitzenden und damit eine Steudung des ganzen Verkehrs hervorgerufen werde, vermochten das Volk nicht von seinem Wahne abzubringen. Von Parat mit dünnen Worten zur Plünderung der Magazine und zum Aufhängen der Bucherer aufgefordert, und, ohne es zu wissen, geteilt von geheimen Anführern, den Werkzeugen der Jacobiner, schritt es am 25. zur Gewalt, zur Plünderung der Bäder- und Kaufmannsläden. Die Bewegung ward so heftig, daß selbst die Leiter derselben unter den Jacobinern Aufjag wurden, und ihr, nachdem sie hinlänglich getöbt, durch ein Bataillon breiter Feddricken am Ende machte ließen. Die Entrüstung unter den Mittelclassen über den schandbaren Unfug, bei dem nicht weniger als 1200 Läden beraubt wurden, und den der Gemeinderath mit der sträflischsten Nachsicht hatte geduldet lassen, war so allgemein, daß selbst die Jacobiner für gut befanden, die Verantwortlichkeit dafür von sich

abzulehnen. Am Abende desselben Tages sprachen Robespierre, Collot d'Herbois, Thuriot u. s. w. trotz des lärmenden Widerspruches der Gallerie ihr Bedauern aus, um desto einstimmiger und heftiger die Schuld der Versfälle auf verleihtene Royalisten, Rolandisten, Brissotisten, mit andern Worten auf die Aristokraten und Girondisten — denn bereits wurden beide von den Anführern der Jacobiner mit einander identificirt — zu schieben. Das Volk, meinte Robespierre, konnte niemals Unrecht haben, sei „impeccable“, unsündhaft, begehe niemals einen Fehler — wenn es nicht dazu verleitet werde. Und Marat, der am Morgen desselben Tages zur Plünderung aufgeschwepelt, halte die Redheit, jetzt alle die heftigsten Anschuldigungen zu mißbilligen und sie den Girondisten zuschreiben.

Natürlich mußte es am nächsten Tage im Convente zu den heftigsten Debatten über die Versfälle kommen. Die Girondisten erhoben sich, um ihre Gegner und namentlich Marat wegen des Geschehens verantwortlich zu machen, und Salles stellte den förmlichen Antrag, Marat, als den eigentlichen Urheber der Plünderungen, in Anklagestand zu versetzen. Schmähungen und Tadel des Berges war die Antwort darauf, und Marat überdies sich bei seiner Vertheidigung im Wüthen gegen seine Gegner, in frecher Verhöhnung aller Wahrheit und aller Sitte. Die Discussion endigte mit dem Beschlusse, den Antrag Barrère's, der sich mit großer Energie gegen die geschehenen Anschuldigungen erklärt hatte, zu genehmigen, womit dem Justizminister aufgegeben ward, Marat und die Urheber der Exzesse vor den gewöhnlichen Gerichten zu verfolgen; ein Beschluß, der bei der Gefinnung des ganz in den Händen des Berges befindlichen Gironde's ganz illusorisch und einer der vielen erfolglosen parlamentarischen Erfolge der Girondisten war.

Die Folge aller dieser Vorgänge war, daß die gegenseitige Erbitterung der Parteien nur um so größer wurde. Die offenen Drohungen wurden von den Leuten der Gewaltpartei ausgeföhrt: man mußte wieder zum Auffstand wie im Juli und August des vergangenen Jahres greifen und den „brandigen“ Theil des Convents ausschneiden. Viele Deputirte wagten es nur, bewaffnet auszugehen. Dazu benutzte die Gewaltpartei mit großem Erfolge die schlimmen Nachrichten, welche um diese Zeit aus der Vendée und Belgien einliefen, um die Girondisten als Urheber der Kriegsunfälle anzugreifen und sie so des Verraths zu beschuldigen; ein Verfahren, in dem die Girondisten die Nemesis erkennen mußten, für das ähnliche Verfahren, das sie im vergangenen Jahre bei dem Ausbruche des Krieges gegen den König und Hof sich hatten zu Schulden kommen lassen. Doch nicht bloß gegenüber dem Volke von Paris hatte sich die Stellung der Gironde verschlimmert, auch in den beiden einzigen Stützen ihres Ansehens, auf denen noch ihr Einfluß beruhte, im Convente selbst und in den Departementen war ihr Ansehen bedeutend gesunken. Noch bis vor Kurzem war sie, dem Berge gegenüber, im Convente die tonangebende Partei gewesen, die Abstimmungen pflegten meist nach

ihrem Willen auszufallen, und die Comité's waren in der Regel mit ihren Parteiangehörigen der Mehrzahl nach besetzt. Diese Erfolge verdankte sie nicht ihrer absoluten Mehrzahl, die sie selbst nicht besaß, sondern ihrem Einflusse auf die unentschiedene Mittelpartei, die noch bis vor Kurzem mit ihr zu stimmen pflegte. Dieses Verhältnis hatte sich, seitdem die Hinrichtung des Königs die Gewalt in die Hände der pariser Demagogen im Convente und im Gemeinderathe gegeben hatte, völlig gewendet; theils aus Furcht, theils dem Ueberrumpelung nachgebend, das allemal der entscheidenden Handlende über den Unentschiedenen ausübte, hatte sich die Mittelpartei, das Parais, immer mehr dem rückwärts vorwärtsschreitenden und über die Mittel der Gewalt verfügenden Berge hingegeben, so daß es bereits dahin gekommen war, daß die Gironde, theils um glänzende Niederlagen zu vermeiden, theils um dem Berge nicht unzeitige Vorwände zu Gewaltstößen, die er suchte, zu geben, Alles vermind, was durch eine entschiedene Opposition zu einem Elend hätte führen können. Daher ließ sie Vieles geschehen, was sie nicht hindern konnte, und stimmte Manchem bei, was sie nicht hindern mochte, um den gegen sie herrschenden bösen Willen nicht zum Ausbruche zu bringen. Dabin ist zu rechnen, daß sie schon am 22. Jan. es geschehen ließ, daß der Sicherheitsauschuß des Convents ganz im Sinne des Berges erneuert wurde; daß zu gleicher Zeit die Erklärung im Convente durchging, zufolge der ein Conventsdeputirter auch Staatsämter annehmen dürfe; daß auf Brissot's Bericht am 1. Febr. vom Convente der Krieg gegen England und Holland erklärt wurde; daß der Convent im Laufe des Februar die neue ganz im Sinne der demokratischen Gewalt Herrschaft geordnete Organisation des Heeres, eine Aushebung von 300,000 Mann und die Ausgabe von 800 Millionen Assignaten für die Zwecke des Krieges genehmigte; daß der Convent Anfangs Februar und nochmals gegen Ende desselben Monats dem pariser Gemeinderathe mehr Millionen als Zuschuß für die Bedürfnisse der Stadt, d. h. großentheils zur Bezahlung der militärisch organisirten revolutionären Proletariatgarde und der übrigen Unkosten der Pöbelherrschaft bewilligte; endlich, daß die Gironde durch den mit der Abfassung der neuen Verfassung beauftragten Ausschuss, in dem sie die Mehrheit besaß, am 15. Febr. mittels Condorcet's einen Bericht abschicken ließ, der als ein non plus ultra der abstraktesten und unpraktischsten doctrinären Freiheits- und Gleichheitsconsequenzmacherei das künftige Zeugnis von ihrer Staatsmännischen Fähigkeit, oder von ihrer Connieng gegen die herrschende Partei und deren Ansichten gibt, obgleich er diese nicht im geringsten befriedigte und aufs Eufigste von ihr angegriffen ward, weil sie eben nicht Gleichheit, sondern Herrschaft der Proletariat über die Bestehenden wollte. Wie im Convente, so hatte sich auch in den Departementen die Stellung der Gironde verschlechtert; denn während sie Nichts thaten, um ihren Einfluß in denselben aufrecht zu erhalten, waren die Jacobiner durch ihre Filialclubs, ihre Sendlinge und Helfershelfer überall

im Guten und noch mehr im Bösen befißen, auch hier die Gewalt an sich zu reißen und den Einfluß der Girondisten zu überflügeln oder zu unterbrücken. Wie sehr ihnen dies schon damals gelungen war, zeigte sich in dem Verfahren der Jacobiner von Marat, die die girondistische Gefinntheit mit Stodspiegeln aus ihrem Club vertrieben und einen Preis von 10,000 Francs auf den Kopf jedes der fünf Deputirten ihres Departements, die im Proceß gegen den König für die Appellation ans Volk gestimmt hatten, darunter die sonst so beliebten Volksführer Barbaroux und Rebequi, setzten.

Während der Monate Januar und Februar hatten sich die Angriffe der Jacobiner noch auf die Häupter der Gironde, Roland, Brissot, Guadet und Vergniaud, beschränkt, namentlich auf die beiden letztern, auf die sich vor den Andern die geyßernde Ruth Marat's concentrirte. Jetzt, Anfangs März, fing man bei den Jacobinern schon an die Ausstoßung aller „Appellanten“, d. h. der Girondisten als Vertheidiger der Appellation ans Volk, ja ihre Vernichtung zu fordern. Die Nachrichten von dem Verlaufe Nachens, der Entschung Mastricht, der rückgängigen Bewegung von Duhouriez's Armer, noch mehr aber dessen offenkundige, zur That übergehende Opposition gegen die pariser Gewaltherrschaft (wie er denn, der durch die Hinrichtung des Königs und die Schandwirthschaft der Jacobiner in Belgien aufs Aeußerste empor war, mit nichts Geringerem als einem contrerevolutionären militärischen Gewaltstreich umging) boten eine passende Handhabe, um die Pläne zum Sturze der Gironde mit vermehrter Hoffnung auf Erfolg anzufassen, indem sie in Paris den größten Tumult erregten und dem Schreie gegen die Verräther und die Contrerevolutionaire, das hauptsächlich auf die Girondisten gemünzt war, neue Nahrung gaben.

Danton, der erst vor Kurzem aus Belgien zurückgekehrt war, bemächtigte sich sogleich der Bewegung, einzig in der Absicht, seinen Plan, den die Ereignisse in ihm gereift hatten, zur Ausführung zu bringen. Dieser ging auf nichts Anderes hinaus, als auf eine vom Convente selbst in die Hand zu nehmende dictatorische Regierung, um die gefährlicher als je Frankreich bedrohenden Fremden zurückzuwerfen. Natürlich hatte er, der Mann der wilden Energie, im Hinterhalte dabei den Gedanken, daß er es sein müsse, durch den Convent seine Diktatur übe. Zwei Mächte waren es, die ihm dabei hinderlich entgegenstanden, eine gegenwärtige, die Girondisten, und eine auf seiner eigenen Seite, der pariser Gemeinderath, der sich zu sehr in seiner eigenen anarchoischen Diktatur gefiel, um eine übermächtige Diktatur des Convents unter Danton's Leitung neben sich gern zu sehen. Es galt daher, beider Macht zu brechen, und um den Preis der Vernichtung der erstern ließ sich Robespierre bereit finden, in eine Conventsregierung zu willigen. Ein Revolutionsgericht, um damit der Gironde ein Ende zu machen, war daher die Concession, die der hochfahrende, nicht königlich abwägende Danton dem tückischen Schmeichler Robespierre machen mußte, damit dieser seine Pläne

unterstütze. Mit dieser Hilfe hatte er den ganzen Berg für sich und war des Ausgangs sicher, da dem Berge jezt der größte Theil der Unparteiischen folgte.

Auf Danton's Antrag beschloß noch am 8. März der Convent, 30,000 Mann Verstärkung aus Paris unverzüglich zum Nordheer zu senden, und Conventscommissaire in die Departements und Sectionen zu schicken, um die Recrutirung zu beschleunigen, im Grunde um jeder Opposition der Departements gegen eine dictatorische Conventsregierung zuvorzukommen. Während der darauf folgenden Nacht wurden dann die Sectionen bearbeitet, um die Beschlüsse des Convents in Betreff der Truppenabsendung und Recrutirung zur Ausführung zu bringen. Man war dazu willig unter der Bedingung von Gewaltmaßregeln gegen die Verräther, die Appellanten, die Reichen: Revolutionstribunal gegen die ersten und Bekruekung der letztern zu Gunsten der Armen war das Forderungswort.

In der Sitzung des Convents vom 9. März sollten diese Forderungen durchgesetzt werden. Daß es die Jacobiner dabei auf eine wenn nöthig gewaltsame Durchführung ihrer Pläne abgesehen hatten; bewies der Umstand, daß sie die Subterrangelarien anstülten, zuvor alle Frauen daraus vertrieben hatten unter dem Vorgeben, daß man eine „Expedition“ vorbereite. Berg und Galerien schüchterten so die Mehrheit des Convents ein und ließen keinen entscheidenden Widerstand aufkommen. Eine Menge Vorschläge wurden zur Ausführung der Begehren der Sectionen gemacht. Vor Allem handelte es sich um Einsetzung eines Revolutionstribunals. Lanjuinais widersezte sich mannhaft dem Antrage und wurde darin kräftig von Guadet und Valaz unterstützt, denn die Gironde sah recht wohl, daß das Tribunal vor Allem gegen sie gerichtet sei. Allein vergeblich, der Convent beschloß, ohne auf eine längere Diskussion einzugehen, die Errichtung eines außerordentlichen Criminalgerichtshofs, der ohne Appellation die Verschwörer und Contrerevolutionaire richten solle, und beauftragte sein Gesetzgebungscomité, ihm den nächsten Tag einen Organisationsentwurf vorzulegen. — Unmittelbar nach diesem Beschlusse wurden auf Antrag Danton's, der die Versammlung, die einmal im Zuge war, mit sich fortzureißen wußte, eine außerordentliche Bekruekung der Reichen für die Kriegszwecke beschloß, ferner, in Ausführung des am vorigen Tage gefaßten Beschlusses, daß 41 Commisjonen, jede aus zwei Conventsdeputirten bestehend, sich in die Departements begeben sollten, um die Recrutirung zu beschleunigen, alle Verdächtigen zu verhaften, alle Luuspferde für das Heer wegzunehmen u.; weiter wurde beschloßen, alle Schuldgefangenen frei zu lassen und die Schuldhaft überhaupt aufzuheben, nachdem dies schon mit dem Rechte zu tesiren geschehen war, sowie alle Unverheirathete in den Bureau mit Verheiratheten zu ersetzen und die Freiwillichen in den Collegien nur Söhnen Soldat zu vertheilen, die im Felde stehen. Man sieht, der Berg vermochte bereits die thörichtesten Beschlüsse durchzuführen. Zugleich machten sich auch schon Stimmen geltend, welche Gewaltmaß-

regeln gegen die „aristokratische“ Presse beantragen, und in der darauf folgenden, durch die im Werke befindlichen Anschläge höchst bewegten Nacht antizipirte eine Rette der ausgefuchtesten Unruhstifter Beschließung und Ausführung dieser Anträge durch Zerstörung der Wohnung und Pressen des girondistischen Journalisten Gorsas, der nur durch die eilige Flucht sich vor dem ihm drohenden Tode zu retten wußte.

Die Verathung über die Organisation des beschlossenen Revolutionstribunals wurde am 10. März von Cambacérès mit einem Antrage eröffnet, der, indem er mit dem Tribunale auch noch eine neue Organisation des Ministeriums, d. h. der Regierung, verlangte, auf den Plan Danton's einging. Wujot, der zur Bekämpfung des Antrags mit großer Heftigkeit auftrat, erregte einen allgemeinen Sturm und konnte kaum zum Worte kommen. „Ich will gern sterben“ — sagte er — „wenn ich nur, mich dem Despotismus des Convents widerstehend, mein Andenken vor Entehrung rette. Man will in Ihren Händen alle Staatsgewalten zu einer einzigen vereinigen.“ Nach fast ununterbrochenen Lärmen kam man endlich zum Beschlusse, die Frage über das Ministerium vor der Hand sein zu lassen und sich nur mit dem Revolutionstribunal zu beschäftigen. Nach dem Projecte, welches die Commission durch Robert Lindet vorlegen ließ, sollte dasselbe aus neun vom Convente zu ernennenden Richtern bestehen, die, immer permanent, unabhängig von jeder richterlichen Form nur nach ihrer Ueberzeugung, zu deren Verfassung ihnen alle Mittel freigestellt sind, auf Antrag des Convents oder aus eigenem Gefühle alle diejenigen verfolgen werden, welche durch ihre Thaten oder Meinungen das Volk zu verleiten suchen, oder durch die Stellen, die sie unter der alten Herrschaft einnahmen, die von den Despoten usurpirten Vorrechte im Andenken erhalten; Consecration ihrer Güter sollte die Folge ihrer Verurtheilung sein u. — Stürmischer Beifall des Berges und die lebhafteste Entrüstung der Gironden folgten der Verlesung dieses Entwurfs. „Lieber sterben, als in die Einfesung dieser zweiten venezianischen Inquisition willigen!“ rief Vergniaud. „Dieses Tribunal!“ — sagte dagegen Duhem — „ist noch zu gut für Bösewichter und Contrerévolutionnaire!“ Der wildeste Lärm erhob sich darauf, der bis zu Schmähungen und Drohungen ausartete. Ein Vorschlag folgte dem andern in dem Tumulte, aus denen zuletzt der Beschluß hervorging, daß das Tribunal aus Geschworenen bestehen solle, die in gleicher Anzahl aus den Departementen vom Convente ernannt würden. Nach Annahme dieses Beschlusses wollte der größte Theil der Versammlung, da es schon Abend war, sich für kurze Zeit zurückziehen, als Danton aus einmal auftrat und sie mit seiner Donnerstimme zurückrief, indem er eine seiner schlagenden Anekdoten an sie richtete, in der sich in wenigen Worten sein innerster Gedanke enthielt. „Wir müssen“ — sagte er u. A. — „die Feststellung dieser außerordentlichen Gesetze, welche die innern Feinde mit Schrecken zu erfüllen bestimmt sind, beendigen. Sie müssen willkürlich sein,

weil man sie nicht präcis machen kann, weil sie, wie schrecklich sie auch sein mögen, immer noch jenem vom Volke vollzogenen Hinrichtungen vorzuziehen sind, die jetzt wie im September die Folgen einer langsamen Justiz sein würden. Nach diesem Tribunale muß eine energische Executivgewalt errichtet werden, die in unmittelbarer Berührung mit Euch ist und alle Eurer Mittel an Menschen und Geld in Bewegung setzen kann. Heute also das außerordentliche Tribunal, morgen die Executivgewalt und übermorgen die Abreise der Commissaire in die Departements.“ — Damit war von Danton die Tagesordnung für die nächsten Tage gegeben. Allein es sollte dazuweisen als Intermezzo ein Vordanschlag auf die Girondisten in Masse im Saale des Convents selbst ausgeführt werden, der indessen in Folge des Zusammenstehens mehrer Umstände nicht zur Ausführung kam.

Vor Allem war ein großer Theil der durch die lange Sitzung ermüdeten Deputirten nach Danton's Rede nicht mehr abzuhalten gewesen, zu ihrer Erholung eine längere Pause zu machen, sobald ein Angriff sie nicht alle im Saale des Convents getroffen haben würde. Allein auch in sich selbst mißlang der Anschlag, der, von den Tumultmachern von Handwert wie Journeer, Laquais, Parier u. ausgegangen — ob Danton seine Hand im Spiele hatte, ist noch ungewiß — den Hauptern der Gewaltspartei noch nicht an der Zeit zu sein schien. Zur Ausführung vorbereitet wurde der Plan in den Versammlungen der erstarrtesten Sectionen und in dem Club der Cordeliers. In der Section Bon-Conseil wurden ganz ohne die Köpfe von Pétion, Brissot, Lanjuinais u. gefordert und in der der Quatre-Nations, sowie bei den Cordeliers beschloffen, daß die Commune von Paris die Ausübung der Souveraineté in die Hand nehmen und die verächtlichen Deputirten aus dem Convente ausschneiden sollte. Zu gleicher Zeit war es gelungen, eine Masse müden und trunkenen Gefährds zum Tumulte aufzureizen, welches sich nun in den Jacobinerclub begab, wo Desfieux und Andere weitschickten, die Masse zur Verdrängung der Intriganten, der Appellanten, der Verräther, d. h. der Girondisten, aufzufeuern. Trotz der Einreden Dubois de Crancé's zog die Rette ab mit wüthendem Geschrei, um ihren Plan im Convente auszuführen. Hier war Alles, was noch von den Girondisten und der Mittelpartei anwesend war, in der größten Verfürzung, da die Minister, die ebenfalls bedroht, und wie Buonaparte theilweise in ihren Amtswohnungen abgesperrt waren, kein Mittel in ihren Händen hatten, den Convent und sich selbst zu schützen. Nur 40 Mitglieder waren von der Seite der Gironden noch anwesend, die, da sie jeden Augenblick den Beginn des Angriffs fürchteten, die Waffen, welche sie immer bei sich trugen, in Bereitschaft setzten. Sie hatten sich verabredet, bei der ersten Bewegung gegen sie sich auf die Mitglieder des Berges zu stützen und von diesen so viele niedermachen, als ihnen nur möglich sein würde. Die Galerien und der Berg waren ebenso vorbereitet, und von beiden Seiten erwartete

man einen blutigen Auftritt. Indessen war, das Nord-unternehmen nicht so von Statten gegangen, als befürchtet worden. Theils mochte den Unternehmern noch der rechte Muth fehlen, theils fand die Sache beim Gemeinderathe, der von den Rottirern angegangen wurde, nicht den erwarteten Anklang. Santerre sprach sich sogar entschieden dagegen aus. Endlich war es Burnonville gelungen, aus seiner Unterordnung zu entkommen und sich an die Spitze eines Bataillons Breiter zu stellen, mit dem er sich dem Haufen entgegenwarf; dazu kam ein starker Regenguß; so gelang es, die Meute aufzuhalten und sie nach und nach zu zerstreuen. Nachdem der Maire Pache darauf im Convente die Wiederherstellung der Ordnung angezeigt, wurde noch die Verantheilung über die Organisation des Revolutionstribunals beendigt und beschloffen, daß es außer den Geschworenen aus fünf Richtern und einem öffentlichen Ankläger mit zwei Substituten, welche alle vom Convente ernannt würden, bestehen, und daß die Geschworenen, was die Gironde gern verhindert hätte, ihre Meinung mit lauter Stimme aussprechen sollten. — Noch wurde an den folgenden Tagen unter gegenseitigen Anschuldigungen der Partien viel und unnütz, weil erfolglos, über die Vorgänge am 10. hin- und hergesprochen; Vergniaud hielt sogar am 13. März wieder eine seiner prächtigen Reden, in der er, über die Verschönerung des 10. sprechend, eindringlich die Unglück drohende Lage des Landes schilderte und die schönsten Gedanken über die so vielfach mißverstandenen Worte Freiheit und Gleichheit äußerte. Doch Alles war in den Wind gesprochen, da jetzt die Dinge bereits dahin gediehen waren, daß Worte auch nicht den geringsten Eindruck mehr machten, indem die Partien so einander gegenüberstanden, daß nur noch die materielle Gewalt entscheiden konnte. Auch wurde noch in derselben Sitzung vom 13. März das Personal des Revolutionstribunals vom Convente fast ganz der Partei des Berges entnommen, so sehr hatte die Gironde an Einfluß in der Versammlung verloren.

Der Plan, den Robespierre und Danton mit einander beabsichtigt, hatte indessen nicht ganz nach ihrem Wunsche sich verwirklicht. Das Revolutionstribunal war nicht so ausgefallen, wie Robespierre es gewünscht und sein Organ findet es formulirt hatte; er ließ also Danton mit dessen Plane einer dictatorialen Conventsregierung im Stiche. Dieser wandte sich nun wieder zu den Girondisten, indem er ihnen nochmals die Hand zur Auslösung antrug. Es kam auch wirklich um die Mitte des März auf Danton's Veranlassung zu einer Besprechung der Häupter der beiden entgegenstehenden Partien, um sich gegenseitig über ihre Stellung, die Beweggründe dazu und überhaupt ihre Meinung zu erklären. Die Verhandlungen führten aber zu Nichts, da zwar Danton, dem es in der That um eine Ausgleichung zu thun war, indem ihn die täglichen kleinen Partisanereien anstießen, auf die Einwürfe und Gründe der Girondisten einging, und selbst ohne Groll und Empfindlichkeit die schneidenden Reden Guadet's und das spröde Wesen Roland's hinnahm, nicht aber Robes-

pierre, der in seiner egoistischen kleinlich-jähren Weise keinen Gründen und keiner Auslösung zugänglich war.

Deswegenachtet kam es zwischen den Girondisten und Danton, der sich der rednerischen Talente der ersten im Convente gern verschrieb hätte, um mit ihrer Hilfe auf der einen, und gestützt auf die militärische Macht des mit ihm in Einverständnis stehenden Dumas auf der andern Seite, sich die beabsichtigte dictatorialische Gewalt zu gründen, zu einer Art Compromiß, dessen Ergebnis die Umwandlung des comité de defense générale des Convents in eine commission de salut public war, welche letztere, aus 25 Deputirten bestehend, die Minister zu überwachen bestimmt war. Bei den am 26. März vollzogenen Wahlen für diese Commission wurden 9 Girondisten, Danton mit 4 Parteigenossen und 9 sich ihm juncirenden Männern der Mittelpartei, Robespierre aber, nur mit einem einzigen Genossen in dieselbe ernannt. Das momentane gute Einverständnis zwischen Gironde und Danton sollte jedoch nicht lange dauern. Die Spribigkeit vieler Mitglieder der letztern, die Danton seiner Rolle bei den Septembermorden noch immer nicht vergeben konnten, brachten bald einen Riß in die persönlichen Beziehungen, und die Entwicklung, welche die Kriegereignisse in Belgien nahmen, vollendeten dann das Zerfallen des auf so schwachen Füßen stehenden Compromisses.

Der Vorsprung, den die Girondisten durch diese Combination wieder zu gewinnen schienen, mußte natürlich die ganze Gewaltpartei in Alarm versetzen und zu neuen Anstrengungen antreiben, um jenes Resultat, das aus der momentanen Verbindung Danton's mit der Gironde sich ergab, illusorisch zu machen. Es galt daher auf der einen Seite, die Gironde so zu verdächtigen, und das Volk so gegen sie aufzuheizen, daß ein Zusammengehen Danton's mit ihr bei der allgemeinen Aufregung unmöglich würde; auf der andern Seite aber mit Gewaltmaßregeln und Gewaltstreichen der Art vorzuschieben, daß die Thätigkeit der neuen Commission gleich von vornherein gelähmt, die Girondisten selbst aber, wenn nicht ein Opfer offener Gewaltthat, doch wenigstens als Partei aufgerieben würden. Diesem Plane getreu wußten die Jacobiner, bei welchen die Enttarnung der Girondisten ganz offen ventilt wurde, um diese Zeit, Ende März, eine Reihe von Beschlüssen im Convente durchzusetzen, durch welche das gewaltsamste Vorgehen gegen Alles sanctionirt wurde, was nicht mit ihnen harmonirte; so, außer neuen außerordentlich harten Maßregeln gegen Emigranten und Priester, ein im höchsten Grade gewaltthätiges Polizeigesetz, das angeblich gegen die Fremden gerichtet, in der That aber die Bürger jeder Gemeinde der härtesten Controle zu unterwerfen bestimmt war; so ferner der Beschluß zur Enttarnung aller Verdächtigen vermittelst genauer Hausdurchsuchungen; so der dem christlichen Despotismus entlehnte Beschluß, daß die Namen aller ein Haus bewohnenden Personen an die Thüre desselben angeschrieben werden sollten, um sie so für mögliche Fälle den Wörderlanden im Voraus denuncirt zu haben; so der Beschluß jeden

Schriftsteller, der für Herstellung des Königthums schrieb und zu Gewaltthaten (d. h. gegen die Anarchisten) aufrief, mit dem Tode zu bestrafen. Zu gleicher Zeit wurden die Wandrer, die den Septembermorden vorhergegangen waren, wieder in größerem Maßstabe ins Werk gesetzt: Hausdurchsuchungen und Verhaftungen in Menge; Petitionen an den Convent zur Aufhebung des Volkes gegen die Aeußersten und Verräther, zur Auslösung zuverlässiger Anseculotens; Bildung eines Empörungsausschusses, der sich unter dem Namen eines Centralcomité's der öffentlichen Wohlfahrt im erzbischöflichen Palaste constituirte und bereit ganz offen die Forderung der Gütergleichheit aufstellte; endlich der usurpatorische Uebergriff des Gemeinderaths, indem er sich mit sämmtlichen Orisobrigkeiten Frankreichs in geschäftliche, anordnende Correspondenz setzte.

Wurde durch diese Wandrer die Lage Danton's gegenüber seiner Partei, die ihn schon mit verdächtigem Auge ansah, immer unsicherer, besonders dadurch, daß ihm die Stütze seiner zeitigen Garde, der bemanneten Hölzbanden, entzogen ward, so wurde sie jetzt durch die Werbung, die im Noebherre, der einzigen materiellen Stütze, die ihm bei einem rüthigen Bruche mit seiner Partei geblieben wäre, durch Dumouriez' offenes, mit Contrerevolution drohendes Auftreten gegen die Gewaltpartei eintrat, völlig unhaltbar. Ein zeitweiges zweideutiges Verhältnis zu dem letztern war bekannt, und als er bei den Jacobinern deshalb zu Erklärungen aufgefordert wurde, gerieth er nicht wenig ins Gedränge. Robespierre benutzte die Gelegenheit, um aus den offen von Dumouriez ausgesprochenen Sinnungen und Plänen gegen die Jacobiner das Phantom eines vollkommenen, zwischen Dumouriez, Egalité (dem Herzoge von Orleans) und den Girondisten geschmiedeten Complottes herauszulügen, um mit demselben drei Gegner auf einmal, vor allen die Girondisten, anzufluchen, nebenbei auch einen Schatten auf seinen Rivalen Danton fallen zu lassen. Noch mehr verwirrte sich aber die Lage, als die Nachricht in Paris eintraf, daß Dumouriez die zu ihm gesandten Conventscommissaire habe verhaften lassen. Die ganze Volkspartei gerieth in die wüthendste Aufregung; überall wurden Dumouriez, Egalité und die Girondisten als Mitschuldige einer großen Verschwörung genannt und die gewissamen Maßregeln gegen sie verlangt, und wie die Girondisten noch vor Kurzem in der gelegenden Versammlung so viele monarchisch gesinnte reblische Constitutionelle als Verräther behandelt hatten, so traf sie jetzt die Nothe des Schicksals, von ihren weiter in der Revolution vorwärts geschrittenen Gegnern hinwiderum ebenfalls als die verruchtesten aller Verräther ausgegrüen zu werden. Am bittersten traf die Remeis die Girondisten aber dadurch, daß sie dieselben in ein Complot grade mit solchen treten ließ, die sie immer mit Verachtung von sich gestoßen hatte. Wie es daher Danton vorzüglich daran liegen mußte, sich durch Zurschaufragen seiner republikanischen Erinnungen rein zu waschen, so mußte es die Girondisten empören, sich als die Mitschuldigen

Dumouriez' verleumben zu hören, während Danton, der in Belgien lange mit demselben unter einer Decke gesteckt und unter dessen Regide sich reichert hatte, sich in den überchwenglichen Selbstlobpreisungen trug. Als daher in der Sitzung des Convents am 1. April die Angelegenheit Dumouriez' wieder zur Sprache kam, konnte die Gironde, in der die zweideutige Haltung Danton's in dieser Angelegenheit starken Verdacht hinterhaltiger Absichten erregte und die Erinnerung an seine früheren Unthaten wieder auffrischte, ihren alten Groll nicht mehr zurückhalten, das momentane Bündnis war vergessen, und mit dem alten Partidasse drang sie, um sich vor der Welt von der Anklage des Complottes mit Dumouriez zu rechtfertigen, in den furchtbaren Gegner, um ihn mit seinem Verhältnisse zu Dumouriez in die Enge zu treiben. Als Danton, so von der Gironde gebrängt, darauf in die Worte ausbrach: „Mein Kopf wird das Rebusenhaupt sein, das alle Anseculoten zittern lassen wird. Man ernenne eine Commission zur Untersuchung meines Verfahrens in Belgien!“ erhob sich der Girondist Lafourque, um das ganze Verhältnis auseinanderzusetzen und Danton nebst Lacroix, seinem Genossen als Conventscommissar in Belgien, des völligen Einverständnisses mit dem Verrathe Dumouriez' zu zeihen und ihm vorzuwerfen, daß er es gemein sei, der Dumouriez' Verfahren beschönigt und das Vergehen des Convents gegen ihn gehindert habe. Danton, persönlichem Grolle fremd und der von den Girondisten Nichts als Schweigen verlangt hatte, hielt lange zurück, da er in der That entfernt von der Absicht eines neuen Bruchs mit der Gironde war. Als aber diese in ihren Angriffen fortfuhr, sprang er wüthend auf die Rednerbühne, um in heftiger Apoptrophe der Gironde zu erklären, daß seine Wüstung nun ausdore. „Keinen Waffenstillstand mehr“ — schrie er — „zwischen Euch und uns, zwischen den Patrioten, die den Tod des Tyrannen wollten, und den Feigen, die, um ihn zu retten, uns in ganz Frankreich verleumbet haben!“ Dann sein furchtbares Haupt schüttelnd und mit der Faust der Gironde drohend, schloß er: „Ich habe mich in der Citadelle der Vernunft verschanzi; ich werde mit dem Geschehe der Wahrheit aus derselben einen Ausfall machen und die Verruchten, die mich anklagen wollten, zermalmen!“

Das Resultat dieser durch die heftigsten Unterbrechungen bezirkelten Debatte war formell die Ernennung von Commissaren zu Untersuchung des Verhaltens von Danton und Lacroix als Conventscommissare in Belgien; materiell aber der völlige Bruch Danton's mit der Gironde und sein neues Bündnis mit den Anarchisten, zu dem er durch den ersten gezwungen war. Als nun bald nachher Dumouriez' Uebertritt zu den Destreichern am 3. April bekannt wurde, erhoben sich auch gleich Robespierre und Marat, um der schon erwähnten Complotfiction des ersten getreu, nicht Danton, sondern die Gironde im Convente der Mitschuld an dem Verrathe Dumouriez' zu zeihen. Robespierre verlangte Anklage aller Mitschuldigen Dumouriez', namentlich Brissot's, des vertrauten Freundes desselben.

Am 6. April endlich ward die Verhaftung aller in Frankreich noch anwesenden Mitglieder der Bourbonendynastie beschloffen; dies war gegen Orleans (Egalité) gerichtet, der auch am nächsten Tage verhaftet und nach Marseille ins Exilangeführt wurde. Berg und Gironde hatten sich gegenseitig so oft des Einverständnisses, des Complottes mit Orleans beschuldigt, Danton und Marat waren so oft als Parteigänger und Söhne desselben bezeichnet worden, daß jede Partei, um sich von dem Vorwurfe zu reinigen, es in ihrem Interesse fand, ihr seine Verhaftung zu stimmen. Endlich ward dem Revolutionsgerichte durch das Decret, welches die Gewaltspartei nun im Convente durchsetzte, und dem zufolge alle im Verdachte der Verbindung mit den Feinden des Staats stehenden Deputirten, Minister und Feldherren auf Anklagedecret des Convents, alle anderen Verdächtigen aber ohne Weiteres in Anklagezustand versetzt werden konnten, eine neue Vermehrung seiner Gewalt gewährt, ebenso wie die Conventskommissaire in den Departements durch Ertheilung der Befugniß, jedem dem herrschenden Regierungssysteme Feindseligen ohne Untersuchung verhaften zu lassen, zu wahren Erbenden der Gewalt gemacht wurden.

Das Hauptergebniß der Rückkehr Danton's zu seinen alten Revolutionsgenossen war jedoch die Bildung einer Regierungsgewalt, die später eine so verhängnisvolle Wirksamkeit entfalten sollte. Die aus dem kurzen Compromiß des gemäßigten Demagogen mit den Girondisten hervorgegangene Commission der Fünfundzwanzig war zu gar keiner rechten Wirksamkeit gekommen; jetzt griff der wieder an die Spitze des Berges getretene Danton den ihr zu Grunde liegenden Gedanken von Neuem auf, und auf sein und Marat's Betreiben mußte die Fünfundzwanzigercommission selbst über ihre Umgestaltung berichten. Der Girondist Isnard, der von der Commission damit beauftragt war, mußte selbst am 5. April auf die Bildung eines neuen Ausschusses antragen, der durch seine Einrichtung geeignet wäre, eine größere und promptere Wirksamkeit zu entwickeln. Am folgenden Tage wurde der Antrag vom Convente angenommen und trotz Buzot's Widerstreben die Errichtung eines Wohlfahrtsausschusses, „comité de salut public“, vor der Hand für einen Monat, beschloffen, der, aus neun Personen bestehend und nicht wie die nun aufgelöste Fünfundzwanzigercommission im Oeffentlichen, sondern im Geheimen beratend, die ganze vollziehende Gewalt, von den Ministern an, überwachen, leiten und antreiben sollte, mit der Befugniß, deren Beschlüsse, wo nöthig, zu suspendiren und eigene nach Gutdunken sofort in Ausführung zu bringen, mit allen Behörden sich in Correspondenz zu setzen und Commissaire zum Heere und in die Departements zu senden. Damit war der erste Schritt zu der von Danton begehrten dictatorischen Conventsverthebe gethan. Die Wahl der ersten neun Mitglieder fiel so aus, daß zwar nicht der Berg das Uebergewicht im neuen Ausschusse hatte, wol aber Danton, der mit seinen beiden Freunden Larroix und Guyton Morveau hineingewählt wurde, während ihm fünf

willige Männer des Marais und ein Anhänger Robespierre's zur Seite standen, die Gironde aber unter den wirklichen Mitgliedern des Ausschusses keinen der Ihrigen, und nur in den zugleich gewählten Ersatzmännern einige aus ihrer Mitte zählte.

Noch am selben Tage, an dem der Wohlfahrtsausschuß eingesetzt wurde (6. April), ließ Danton vom Convente die Bildung eines Sanktultotenheers unter dem Namen einer Volksgarde die Herabsetzung des Brodpreises in das Verhältnis zum Lohne und die Belastung der Reichern mit den dazu aufzuwendenden Kosten beschließen. Die Entwicklung der demokratischen Gewalt Herrschaft zum anarchischen Communismus ward täglich augensälliger. Die Ernennung des Obersten Bouchotte, eines Gefinnungsgenossen Pache's, zum Kriegsminister an des durch Dumouriez mit den übrigen Conventskommissaren versehenen Buonaparte Stelle förderte mächtig auch im Heere das anarchisch-communistische Treiben und führte das Verbot herbei, mehr Silbergeld für Assignaten zu fordern, als der Nennwerth der letztern betrage, bei Strafe von sechsjähriger Haft in Eisen.

Mit dem Umfande, daß der Wohlfahrtsausschuß das Ergebnis einer Coalition der Fractionen der Gewaltspartei unter der Oberleitung Danton's war, war auch der Charakter desselben gegeben: auf der einen Seite die großartigen Pläne Danton's zur Durchführung des Kriegs und damit Abschluß der Revolution nach Außen durch Waffensieg und nach Innen durch eine geordnete Regierung; auf der andern der anarchisch-communistische Wahnsinn Marat's und des Gemeinderaths, den die hinterhältige Methodik Robespierre's zu seinen selbstthätigen Zwecken zu verarbeiten wußte. Wollte Danton freies Spiel für seine Pläne nach Außen haben, so bedurfte er die Stütze der Anarchisten im Innern und mußte diese hier gewähren lassen. Das Streben der letztern ging nun vor Allem dahin, alle Elemente, welche sich noch in Frankreich ihnen entgegenstellen konnten, zu beseitigen. Mit den Royalisten und den Feindespartei war dies bereits geschehen; die Girondisten hatten ihnen, ihr eigenes Verderben nicht voraussehend, in ihrer Blindheit treulich dazu mitgeholfen. Jetzt galt es nur noch der Gironde selbst Herr zu werden und die Departements, in denen ihr Rest der verschiedenen antianarchischen Parteien noch bedeutenden Anhang hatten, nach und nach zu unterwerfen. Auf die Gironde war es zunächst abgesehen. Ein Petitionensturm gegen sie ward in den pariser Sectionen organisiert, und die alte Lüge von ihrer Complicität mit Dumouriez' Verrath als Handhabe zur Anklage gegen sie benutzte. So wurde von der Section Bonne-Nouvelle eine Adresse an den Convent gerichtet, in der verlangt ward, daß Vergniaud, Guadet, Genoussé u. als Mitschuldige vom Schwerte der Gerechtigkeit getroffen würden, und obwohl die Versammlung über die Adresse zur Tagesordnung übergang, wurde doch schließlich unter Beistimmung der Girondisten selbst der Beschluß, welcher die Unverletzlichkeit der Deputirten im Falle der Beschuldigung eines Verbrechens gegen die Nation aufhob, bekräftigt. Andere

gegen die Girondisten gerichteten Petitionen folgten dieser Adresse. Eine der heftigsten wurde in der Section der Kornhalle unter Marat's Leitung vorbereitet, in der die Girondisten als bestochenen, als Mißthäufige Dumouriez's, als Theilnehmer am Getreideruchwerk ic. dargestellt wurden, die man aus dem Convente entfernen müsse. Am 16. April machte Pétien, entrüstet über diese bestochenen Umtriebe, mit einer ihm sonst nicht gewöhnlichen Heftigkeit Anzeige von dieser Petition im Convente, indem er Mahregeln zur Unterdrückung dieser Schändlichkeit verlangte. Danton suchte zwar die ganze Sache als einen unbedeutenden Standal zu beseitigen, allein Robespierre ergriff die Gelegenheit, um einmal seinem Herzen Luft gegen die Girondisten zu machen, indem er in einer langgehemmten Rede in seiner heimtückisch-verleumderischen Weise Alles, was die Girondisten gethan und nicht gethan hatten, durch Verdrehung und Lüge zu einem Bilde vereinigte, in welchem die letztern als geheime Partisanen des Hofs, Verderber der öffentlichen Meinung, Begünstiger des Einfalls der Desherreiger, treulose Leiter des Kriegs, Mißthäufige Dumouriez's, Begünstiger der Pläne Egalité's, mit einem Worte als die unpatriotischen Verschleierter und als Verräther am Vaterlande dargestellt wurden. Nachdem er dies künstliche Gemebe von Verleumdungen entrollt, trug er darauf an, die Mißthäufigen Dumouriez's, alle Deléans und deren Freunde vor das Revolutionstribunal zu verweisen. „Was die Deputirten Guadet, Gensonné, Vergniaud ic. betrifft“ — schloß er mit heftiger Stimme — „so wäre es ein Sacrilégium, so ehrsüchtige Reute anzuklagen; indem ich ihnen gegenüber meine Ohnmacht fühle, stelle ich Alles der Weisheit der Versammlung anheim.“ Kaum hatte Robespierre geendet, als sich Vergniaud erhob, um auf der Stelle, mit Aufwand aller seiner Beredsamkeit, ausführlich auf die Anklagen Robespierre's eingehend, diese Stück für Stück in ihrer Richtigkeit zu zeigen und die treue republikanische Gesinnung der Girondisten außer allen Zweifel zu stellen; denn mit dieser zu prangen, sei es aus Ueberzeugung, sei es aus eitlem Rivalität mit ihren Gegnern, oder sei es aus Politik, daß diese Partei bis zu ihrem Untergange nie aufhöret. Trotzdem, daß die oratorische Wärme und Ueberzeugungskraft dieser Rede selbst die Gegner Vergniaud's so ergriff, daß sie dieselbe ohne Unterbrechung bis ans Ende hörten, vermochte sie doch keine Entscheidung in der Sache herbeizuführen. Auch am nächsten Tage geschah dies nicht, vielmehr war die Sitzung so kürzisch, daß die Girondisten sich zum Angriffe des Berge vorbereiteten und der Girondist Duperré den Degen zog. Am 12. ergriff dann Guadet das Wort, um mit aller seiner Leidenschaftlichkeit und Schärfe Robespierre ebenfalls zu antworten, den er feig und schamlos und seine Seele aus Neid, Stolz, Galle, Haß und Blut zusammengeknetet nannte. Den Vorwurf der Verschwörung anlangend, wies er nach, daß, wenn er irgend einer Partei gemacht werden sollte, dies dem Berge und den Jacobinern geschehen müßte, die in vertrauten Verhältnissen zu Dumouriez und Egalité gelebt, während es bekannt

sei, daß die Girondisten mit beiden auf einem schlechten Fuße gestanden. „Wer war an Dumouriez' Seite im Jacobinerclub, im Theater?“ — rief Guadet — „Euer Danton!“ Da schrieb dieser wild auf: „Ach, du flagst mich an! Du kennst nicht meine Kraft.“ Erst am nächsten Tage vermochte Guadet seine Rede zu beenden, in der er alle Schuld der Verschwörung auf die Bergpartei zurückwarf und am Schlusse eine neue, ebenfalls von Marat angefertigte und unterzeichnete Adresse verlas, in der dieser zu den Rassen und zum Angriffe auf die contrerevolutionäre Regierung und den contrerevolutionären Convent aufforderte. Die Frechheit, mit der Marat diesen Aufruf im Convente selbst niederlegte, emporste den größten Theil desselben demassen, daß er sich erhob und ein Anklagebrett gegen Marat verlangte. Trotz der Einwendungen Danton's und der unverschämten Einreden Marat's wurde dasselbe, sowie die Verhaftung des letztern beschlossen, die Anklageacte am nächsten Tage verlesen und genehmigt, und die Sache ernstlich dem Revolutionstribunale anhängig gemacht. Je glänzender, für den Augenblick wenigstens, die Niederlage Marat's war, um so eifriger setzten die Jacobiner ihre Heftigkeiten gegen die Girondisten fort. Eine große von 35 Sectionen genehmigte Gesamtabrede kam zu Stande, die vom Gemeinderathe gebilligt und noch am 13. April von den Commisaires der 35 Sectionen, den Maire Pache an der Spitze, dem Convente überreicht wurde. In derselben wurde das straffällige Benehmen einer gewissen Anzahl von Deputirten geschildert, deren Ausübung aus dem Convente verlangt und im Falle der Weigerung mit Aufstand gedroht. Die Namen derselben, 22 an der Zahl, wurden einzeln aufgeführt, es waren die der Girondisten Brissot, Guadet, Vergniaud, Gensonné, Grangeneuve, Buzot, Barbereau, Salles, Vinetou, Péticoulant, Pétien, Lanjuinais, Balazé, Leherby, Louvet, Gaudy, Gorsas, Fauchet, Lanthénas, Lafource, Balazé, Gandon. Kaum war die Vorlesung beendet, so stand Boyer-Fenfére auf, um zu erklären, daß, wenn die Beschuldigung nicht eine Pflicht wäre, er der ruhmwürdigen Liste der Anzueinzwangnis beifügt zu werden verlangen würde. Da erhob sich, von gleichem Geiste ergriffen, die Mehrheit der Versammlung mit dem Rufe: „Wir unterzeichnen uns alle, alle!“ und Alles fürzte herbei, um den Anzueinzwangnis seine Theilnahme auszubringen. Indessen über die Adresse kam es so wenig zu einem Beschlusse, wie es über die früheren gekommen war. Erst am 18. April sollte dies geschehen, als bei Gelegenheit einer neuen Petition gegen die Girondisten die Rede wieder auf die der 35 Sectionen und die mannichfachen Uebergriffe des Gemeinderathes kam, der immer offener darauf hinarbeitete, aus einer Communalbehörde die herrschende Autorität in ganz Frankreich zu werden. Vergniaud ergriff wieder das Wort, um von Neuem die Petitionen der 35 Sectionen, sowie die übrigen ungeschlichen Handlungen des Gemeinderathes, namentlich die Usurpation einer geschäftsbetreibenden Correspondenz, in die er sich mit allen Gemeln des Landes gefest hatte,

anzugreifen und darauf anzutragen, daß ihre Petition für vertheidigt erklärt und der Gemeinderath gehalten werde, seine Registratur dem Convente mitzutheilen, damit dieser die Beschlüsse kennen lerne, die jener gefaßt habe, und die ungeschicklich cassire. Trotz des Widerstrebens des Berges wurden alle diese Anträge angenommen, wie denn überhaupt in diesem Augenblicke die Gironde, vom Rarais unterstützt, wieder anfang, in allen Beschlüssen des Convents die Oberhand zu gewinnen. Indessen wider dieses augenblickliche Uebergewicht, noch die wieder von den Girondisten in Gang gebrachten Verhandlungen über die Verfassung, von welcher sie in ihrer doctrinären Beschränktheit noch immer die Befestigung aller das Land drückenden Uebel erwarteten, brachten der Partei einen nachhaltigen Nutzen; denn während sie im Convente eine unsichere Mehrheit wieder für kurze Zeit besaß, verbreiteten die Jacobiner in allen Departements Vorredressen gegen sie und häuften in ihren Clubversammlungen, seine Lüge schreud, alle nur mögliche Schmach auf sie. Den empfindlichsten Schlag aber ertilt die Gironde durch die Freisprechung, die das Revolutionstribunal am 24. April Marat zu Theil werden ließ, und den Triumph, den ihm darauf der Pöbel von Paris bereichte. Natürlich, daß Marat, der schon vor seiner Freisprechung den Girondisten Laskour, damaligen Präsidenten des Convents, einen Verruchten, den niederträchtigsten Lartuffe, den die Hölle ausgepresst, genannt hatte, jetzt in seinem Blatte, dem „Publicisten“, in noch mehr schmähendem Tone gegen Petion, Guadet, Brissot und Roland wüthete. Nicht minder als in Paris waren die Jacobiner auch in den Departementen, dem Siege der Stärke aller widerjacobinischen Parteien, beseffen mittels ihrer Kreaturen, der Conventscommissare, und ihrer Freigelübten und aller daran hängenden Mittel gewaltthätiger Demagogie ihre Gegner niederszuwerfen oder wenigstens zu fesseln. Noch ganz vor Kurzem hatten die Girondisten, trotz einzelnen entgegenstehenden anarchistischen Vereinen und deren Unhang, im ganzen Süden Frankreichs, vor allen in den dort herrschenden Städten Lyon, Marseille und besonders in Bordeaux, wo Alles ihnen anhing, den größten und besonders weitaus den besten Theil der Bevölkerung für sich gehabt; der Nordwesten Frankreichs, Bretagne und Niederpoitou, war streng royalistisch, und die Normandie seit der Einrichtung des Königs im dumpfen Schweigen mit ihrer Hauptstadt Rouen monarchistisch, constitutionell gemäht. Jetzt, gegen Ende Aprils, hatte sich die Lage der Dinge in den Departementen schon merkwürdig zum Nachtheile der Gironde verändert. Mit Ausnahme der Vendée und der benachbarten Bretagne, und etwa der Städte Rouen und Bordeaux hatten sich die Jacobiner überall der öffentlichen Autorität zu bemächtigen und im Guten oder Bösen die widerstrebenden Elemente durch Schreden oder Gewalt zu fesseln oder zu unterdrücken gewußt. Ihr nächstes Streben ging nun dahin, die einzige Macht, die ihnen noch entgegenstand, die Gironde, vollkommen zu stürzen und die praktischen Konsequenzen ihrer Politik

zu verwirklichen. Daher die Erscheinung einer fortlaufenden Reihe von Bestrebungen und Handlungen, von denen die eine immer mehr als die andere gewaltsam in das politische wie sociale Leben des Volkes eingriff und Freiheit und Recht gleichmäßig mit Füßen trat: so u. A. die Forderung eines Maximums der Kornpreise nebst Verbot des Zwischenhandels mit Getreide, welche das Departement von Paris am 18. April an den Convent stellte, und die, trotz des lebhaftesten Widerspruches Bergniaud's und Bazot's, in Folge von Fédérationsdeputationen und allerbald anarchistischen Manövern im Convente am 3. Mai zu der Einführung eines Maximums der Kornpreise für eine bestimmte Zeit führte; so ferner der Beschluß des pariser Gemeinderaths, 12,000 Mann gegen die Vendée auszuheben (durch welche Maßregel man sich der widerstrebenden Elemente in der pariser Bevölkerung zu entledigen gedachte) und zu diesem Zwecke eine mit dem Vermögenden steigende Zwangsanleihe von den Reichen zu erheben; so endlich die Einföhrung von Revolutionärausschüssen in den Sectionen, in denen die Jacobiner und der Pöbel dominirten, und welche die Aufgabe hatten, jene Verfügungen des Gemeinderaths in Ausführung zu bringen — alles dies durchgeführt durch Föderationemstrationen, die von den Jacobinern und dem Gemeinderathe vorbereitet waren.

Diese Maßregeln brachten eine Wirkung hervor, ganz un erwartet denen, die sie hervorgeufen. Was die Stimme der wahren Vaterlandsfreunde, was das Bestreben der Führer der gemäßigten Parteien nicht oermocht hatten, das bewirkte die Furcht vor gewaltigem Kriegsdienste und die Sorge um den Geldbeutel: Alle, die davon bedroht waren, die Reichen wie der Mittelstand, die Söhne angesehener Familien wie die niederen Bureaubeamten, die Handlungsbienen, die Schreiber u. dgl., welche zeitlich selb sich von den Sectionensammlungen zurückgezogen hatten, erschienen mit einem Male in denselben, um jenen Maßregeln und dem Treiben der in den Sectionen gebildeten Revolutionärausschüsse entgegenzutreten, sobald sie ursprünglich einen von dem zeitigen ganz verschiednen Charakter erwideten. Die antijacobinische Bewegung verbreitete sich über ganz Paris, in dessen Straßen jetzt auf einmal Aufmäule stattfanden, welche den Ruf: „Nieder mit den Jacobinern! Nieder mit dem Berge!“ hören ließen, und gewannen bald eine solche Intensität, daß die Gewaltpartei besorgt zu werden anfang, denn mit einem Male stellte sich durch den Augenschein heraus, daß nicht bloß der Kern, sondern überhaupt die bei weitem größere Mehrheit der Bevölkerung von Paris durchaus keine Gemeinschaft mit den Jacobinern haben wollte. Dazu kamen auch aus den Departements Nachrichten, welche einen neuen Umkehrung der Dinge zum Nachtheile der letztern meldeten. Der Aufstand in der Vendée griff immer gefährlicher um sich, die Bretagne hatte sich ihm zugesellt und die Normandie hand auf dem Punkte, gemeinschaftliche Sache mit beiden zu machen; Bordeaux war wegen der Behandlung, die seine Deputirten im Convente erfuhren, entrüstet und in drohender Haltung,

Marseille im vollen Aufstande gegen das jacobinische Regiment begriffen, Lyon empört gegen den jacobinischen Stadtrath und nahe am bewaffneten Aufstande. Die antijacobinische Bewegung, die überall an die Girondisten, als die einzige noch übrige gemäßigste Partei mit geselliger Wirkfamkeit, sich anlehnte oder von ihr ausging, verbreitete sich immer mehr aus den gleichen und ähnlichen Ursachen wie in Paris — Zwangsanleihe, gewaltthätige Aushebungen, Entlassung der des „Incivismus“ Verdächtigen, willkürlichen Verhaftungen — über das ganze Land, und konnte, fand sich unter den Girondisten ein praktisches Organisationstalent, das namentlich in Paris die in der letzten Zeit besitzigten conservativen Theile der Nationalgarde zu organisiren vermochte, der Gewaltpartei im höchsten Grade gefährlich werden. Die drohende Gefahr regte die Jacobiner aufs Aeufserste auf, es galt jetzt die um sich greifende antijacobinische Bewegung vor Allem zu lähmen und dann die Gironde, den Mittelpunkt der ganzen Bewegung, unbedingt zu vernichten, oder des eigenen Sturzes gewärtig zu sein. Das nächste Mittel dazu war erneute Aufschüdelung des gemeinen Volkes gegen die Mittelclassen, oder wie Marat sagte, gegen die „Herren Epiciere, Schwelmer und Commis“, die mit den Girondisten und den „Herren Reichern“ gegen die Revolution conspirirten, die man alle als verdächtig verhaften und zu Dschakos machen müsse, „indem man ihnen nicht ließe, womit sie den Hintern bedecken könnten.“ Chaumette aber, der Procurator des Gemeinderaths, trieb die Versammlungen, in denen Vortriffschriften gegen die so verhassten Maßregeln an den Convent entworfen und unterzeichnet werden sollten, mit Gewalt aus einander und ließ innerhalb zweier Tage über 2000 Verhaftungen Verdächtigen vornehmen. Außerdem wurde klugerweise den beiden Maßregeln, welche die Bewegung unter den mittlern Classen vorzugsweise veranlaßt hatten, von den Jacobinern die Spitze abgebrochen, indem der Zwangsanleihe das Dringende und der Zwangserrecrutiung das Gehässige dadurch genommen ward, daß man die Erhebung der ersten Vertheidiger, die Recrutiung aber zu einer freiwilligen machte, wodurch man einerseits die Opposition dagegen brach, andererseits in den Reuangeordneten ein neues Sanktulennterren zum Gebrauche gegen die Aristokraten und die „Staatsmänner“ mit welchem Epitheten Marat die Girondisten zu belegen liebte, sich schuf. So gelang es, die Aufregung unter den Ruhe über Alles liebenden Mittelclassen halb im Guten, halb durch Gewalt zu dämpfen, so daß man nun direct die Spitze der Gewaltthaten gegen die Girondisten selbst richten konnte. Vor Allem war zu diesem Verhufe der Wohlfahrtsausschuß für einen weiten Monat im Convente erneuert; dann verordnete der Gemeinderath eine allgemeine Verhaftung aller Verdächtigen und die Bildung eines aus den Präsidenten der Sectionen und den Mitglidern der einzelnen in den letzten bestehenden Revolutionsausschüsse zusammengesetzten Generalausschusses, der die Listen der Verdächtigen anfertigen und später die Zwangsanleihe repariren sollte.

Während so die Agitation gegen die Mittelclassen ihren Weg ging und eine Verschwörung der Jacobiner des Gemeinderaths zum definitiven Sturze der Gironde vorbereitet wurde, machte Danton, dem vor seinen eigenen Genossen zu grauen anfang und der wohl ein sah, daß alle seine schönen Pläne zur Beendigung des Aufstandes und zur Einsetzung einer festen republikanischen Regierung im Innern scheitern müßten, wenn die Anarchisten die Oberhand behielten, der Gironde gegen Ende Aprils und im Anfange des Mai noch mehrmals geheime Anträge zu einer Verlesung; aber umsonst, der alte tiefinnerliche persönliche Haß, entkanden aus den Blutscenen des Septembers 1792, und seinen Ausdruck findend in den bitteren leidenschaftlichen Vorwürfen des unveröhnlichen Guadet, der von seiner Annerkennung der Septembermörder, die Danton vor Allem verlangte, hören wollte, die Handlung ferner, die in der letzten Zeit in der Oeffnung der Gironde selbst vor sich gegangen war, waren unheilvolle Hindernisse zu einer Ausöhnung zwischen dem großen demokratischen Gewalttätigen und den gemäßigten Verfechtern der Güter des Friedens und der Civilisation, die, während sie früher zuerst zum Kriege angetrieben und die gewaltthätige Agitation, wenn auch nicht hervorgerufen, doch zu ihren Zwecken benutzt hatten, jetzt wol einsehen, daß sie sich selbst damit an den Rand des Abgrundes gebracht, und nun, ebnol zu spät, doch ehrenhaft genug, den Verweigerungskampf für Sicherheit der Person und des Eigenthums, für Herbeiführung der Ordnung und des Friedens kämpfen, sich an die Spitze der Mittelclassen stellend, deren Bestehen mit dem Bestehen jener Burgschaften der Bildung und der öffentlichen Wohlfahrt identisch war. Ehrenvoll war diese Sprödigkeit der Partei, aber nicht klug, was Vergniaud auch ein sah, aber bei seiner Adolenz nicht zu ändern verstand. Danton war außer sich über das Willigen dieser letzten Einigungsversuche. Zwanzigmal, äußerte er einmal später, habe ich den Girondisten Frieden geboten, sie aber ihn abgewiesen, um mich verderben zu können; sie allein haben uns in die Föbelherrschaft geworfen, welche sie verzehret hat und uns alle verzehren wird.

Da also auch dieser letzte Versuch zu einem Compromisse gescheitert war, so trat natürlicherweise in den Vorbereitungen zum Sturze der Gironde seine Pause ein. Die ganze anarchische Partei wurde in der höchsten Aufregung erhalten, und bei den Jacobinern, bei den Cordeliers, in der Generalsammlung der Revolutionausrüstung auf der Mairie, in dem Empörungsausschuß im erzbischöflichen Palaste, in den Zusammenkünften der Häupter der Commune, die Danton, den sein Verhängnis wieder ganz in die Wege der Anarchisten geworfen hatte, zu vertrauten Beratungen veranstaltete, wurden offen Mordpläne gegen die Girondisten beschuden und betrieben. In eine Rottte schandbarer Weiber, bekannt unter dem Namen der „Frauen der Schwereitschaft“, die von den Jacobinern besoldet wurden, um Lumut auf den Galerien des Convents zu erregen, bewaffnete sich mit Dolchen in der offen ausgesprochenen Absicht

über die Girondisten herzufallen, die deshalb auch nie unbefristet ausgingen.

Alle Tage kam es über jene Vorgänge, die den Girondisten natürlich nicht unbekannt blieben, im Convente zu den bewegtesten Debatten, die hinwieder auch durch Petitionen und Adressen von der entgegengesetzten Seite Nahrung erhielten. So kündigte eine Adresse aus Bordeaux an, daß sich die Einwohner dieser Stadt zur Bekämpfung der Vendée, sowie zur Unterstützung ihrer Deputirten erheben und nach Paris marschiren würden, um die Anarchisten zu vertilgen. Ein Brief aus Marseille berichtete von dem furchtbaren Widerstande der dortigen Sectionen gegen die Jacobiner. Eine Petition aus Lyon verlangte Hülfe für 1500 dort widerrechtlich Eingekerkerte. Diese Aufschreie erregten in der Versammlung einen solchen Tumult, daß nicht viel gefehlt hätte, die Parteien wären zum Handgemenge gekommen. Doch mit dem Steigen der Gefahr wuchs auch der Ruhm der Gironde, und von ihrem Eifer hingestrichen, stimmte das Marais noch einmal mit ihr, ihr so eine Majorität verschaffend, welche die bedröckteste Adresse für ein patriotisches Muster erklärte, jedes von einer Localbehörde errichtete Revolutionstribunal cassirte und jedem Bürger, den man vor ein solches Tribunal führen wollte, das Recht gab, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Dies brachte am 18. Mai die Aufregung des Tages, der durch die häufigen Entsendungen seiner Mitglieder als Commissaire in die Departemente und zu den Heeren numerisch sehr geschwächt war, auf den höchsten Punkt; die ganze anarchische Minorität erhob einstimmig ein Wuthgeschrei über Unterdrückung durch die tyrannische Mehrheit. Da erhob sich Guadet, um in einer historischen Parallele folgende prophetischen Worte auszusprechen: „Als in der englischen Revolution eine edelmüthige Mehrheit der Kaseri einer rothirerischen Minderheit Widerstand leisten wollte, schrie diese letztere über Unterdrückung, und brachte es mit diesem Geschrei dahin, die Mehrheit selbst zu unterdrücken. Damit zog sie die vorzugsweise so genannten Patrioten an sich, denen sie Plünderung und Theilung des Landes versprach. Dieses ewige Anrufen der Patrioten gegen den Druck der Mehrheit führte die gewaltsame Reinigung des Parlaments herbei, deren Urheber und Ausführer Pride war, der aus einem Fleischer Oberst wurde. Hundert Mitglieder des Unterhauses wurden vertrieben und die übrigbleibende Minderheit von 50 oder 60 Mitgliedern blieb Herrin des Staats. Was war die Folge davon? Dieselben Patrioten, diese Werkzeuge Cromwells, die er Thorheiten auf Thorheiten begeben ließ, wurden hinwiederum von ihm fortgesetzt; ihre Verbrechen dienten dem Ufurpator zum Vorwande.“ Indem hier der Redner auf den Fleischer Legende, auf Danton, Lacroix und die andern wegen ihrer schlichten Seiten und ihrer Unterschiefs bekannten Conventsmitglieder deutete, fuhr er fort: „Cromwell trat eines Tages in das Parlament, und indem er sich an dieselben Mitglieder, durch die, nach ihrer Ansicht, das Vaterland einzig gerettet werden konnte, wendete, sagte er sie sammt

und sonderes fort, indem er zu dem Einen sagte: Du bist ein Dieb; zu dem Andern: Du bist ein Trunkenbold; zu dem Dritten: Du hast dich mit dem Gelde des Staats angefüllt; zu einem Vierten: Du bist ein Wüthchensjäger. Nicht, daß ihr fortkommt! sagte er zu Allen, räumt den Platz bessern Leuten ein! Und sie räumten ihn und Cromwell nahm ihn ein.“ Kaum war diese Rede, die selbst vom Berge mit einem seltenen Stillschweigen angehört wurde, beendet, als auf der Galerie von den dort anwesenden Weibern der Schwärzerei ein ständischer Tumult ausging, den Marat nur noch mehr anfaschte. Als dann der Präsident Jénaud mittheilte, es sei ihm eine Enthüllung gemacht worden, der zufolge Pitt damit umginge, einen Theil des französischen Volks zum Aufstande gegen den andern zu treiben, dieser Aufstand solle von den Weibern begonnen werden, und vorzüglich gegen einen Theil der Deputirten des Convents sich richten, die man ermorden und dann den Convent auflösen wolle, begann Marat wieder sein unerhörtes tolles Treiben gegen die Girondisten, indem er „die Staatsmänner“ ganz laut der Volksjustiz empfahl. Da trat Guadet nochmals auf, um nach einer treuen Schilderung des allen Gesetzen Hohn sprechenden Treibens in den Volksvereinen und der auf dem Stadthause vom Centralausschusse ausgebreiteten Mordpläne inmitten der Gefahr zu einer muthigen Entscheidung aufzutreten. Zu diesem Zwecke beantragte er die Cassirung der anarchischen Behörden von Paris und den Beschluß, daß, da der Convent nicht mehr frei sei, die Erfahrung der Deputirten sich in Bourges versammeln sollten, um dort auf die erste Nachricht von der Ausführung der angedrohten Auflösung des Convents sich sogleich als neuen Convent zu constituiren. Ein greulicher Lärm entstand, sobald der Redner geendet hatte, und beide Seiten der Versammlung erhoben sich feindlich einander gegenüber. Da trat der Zweischneider Barrère, der bei der augenblicklichen Stimmung des Marais eine Annahme des Guadet'schen Antrags befürchtete, um diesen scheitern zu machen mit einem seiner vermittelnden Anträge auf, der dahin ging, eine Zwölfercommission zu ernennen, die beauftragt sei, die Handlungen des Gemeinderaths zu untersuchen. Die unentschiedene Mitte, die, um den Berg nicht zu beleidigen, von Guadet's Antrag gern loskommen mochte, ergriff die vorgeschlagene, diesen Antrag umgebende halbe Maßregel mit Freuden und bewirkte ihre Annahme; indessen konnte sie nicht vermeiden ein von der Gironde vorgeschlagenes Amendement, demzufolge jene Commission überhaupt allen gegen die öffentliche Ordnung unternommenen Anschlägen nachzuspüren und sich deren Uebertreuer zu bemächtigen habe, ebenfalls anzunehmen, sowie auch zu der bald darauf ernannten Commission fast nur Mitglieder der rechten Seite, namentlich die Girondisten Boyer - Rondelet, Rabaut St.-Etienne, Kerveillac, H. Barrière u. zu erwählen.

Die neuernannte Commission nahm ihre Aufgabe sehr ernst und verfolgte sie mit großem Eifer. Aber gerade dieser Umstand, daß die Jacobiner des Gemeinder-

raths sich in ihrem Innersten von ihr bedroht sahen, beschleunigte die Katastrophe, indem die letzten nun alle Mittel ins Werk setzten, den Sturz der Gironde herbeizuführen. Die neue im Stadtpalais installirte Centralrevolutionscommission der Sectionen, die nun den Namen Centralrevolutionsauschuß erhielt, nahm die Sache in die Hand und ward der Mittelpunkt der gegen die Girondisten gerichteten Verschwörung, wenn anders ein ganz offener und nur mit Vermeidung alles Schriftlichen geführter Besprechung und Anzetteln von Gewalt- und Vordanschlägen eine Verschwörung genannt werden kann. Der Auschuß vereinigte sich vor Allem über drei Punkte: Aufhebung der 22 girondistischen Deputirten, Anfertigung der Liste der Verdächtigen und Reiniigung aller Bureau und Ausschüsse von allen dergleichen. Die Zwölfercommission, genau unterrichtet von den Beschlüssen des Centralrevolutionsauschusses, sowie von den blutdürstigen Verhandlungen, die in ihm, sowie bei den Cordeliers über das Thema der Vertilgung der Girondisten gehalten worden waren, zögerte nicht, mit entscheidenden Gegenmaßregeln hervorzutreten, die sie im Convente durchzusetzen wußte. Nach denselben waren alle gute Bürger, d. h. der Nationalgarde, verpflichtet, sich auf das erste Signal zur Vertilgung des Convents zu versammeln; alle Sectionenversammlungen sollten ferner um Schlag 10 Uhr geschlossen werden und ihre Vorsteher für die Ausführung dieser Anordnung verantwortlich sein. Außerdem ließen die Anführer am 24. Mai Drei, die im Centralrevolutionsauschuße die Aufhebung der 22 Girondisten und aller Verdächtigen, sowie ihre heimliche Niedermetzelung vorgeschlagen hatten, verhaften, desgleichen Parlet, einen der Schreier und Wähler von Profession, und Hebert, den Substituten des Procurators des Gemeinderathes, der mit Chaumette, Dublier re. der Haupttrüdelführer des ganzen Anschlages war, welcher wieder, wie der vom 20. Juni und 10. Aug., vorzugsweise von den Demagogen mittleren Ranges — diesmal hauptsächlich von denen des Gemeinderathes — betrieben und durchgeführt wurde, sodas nicht auszumitteln ist, wie nahe oder fern die Häupter der Gewaltpartei, Danton und Robespierre, daran theilhaft waren, obwohl es unmöglich war, daß sie nicht davon gewußt und also dabei ihre Hand nicht mit im Spiele gehabt hätten. Am 25. wurden zu jenen Verhaftungen noch einige andere von Demagogen desselben Schlags gefügt.

Der Gendrud, den diese energischen Maßregeln auf die ganze anarcho-sichere Partei machten, sprach sich in einer allgemeinen Gährung aus, die sich ihrer bedrückte. Furs Erste wurde ein Petitionssturm auf den Convent organisiert. Die erste dieser Petitionen, vom Gemeinderathe auswendig und Aufhebung und Verhaftung der Zwölfercommission, sowie Freilassung der Gefangenen verlangend, welche am 25. Mai übergeben wurde, veranlaßte den Präsidenten der Versammlung, den durch seine Leidenschaftlichkeit leicht sich hureißten lassenden Isnart, zu einer unbesonnenen Antwort, die in verschiedenem Sinne großes Aufsehen machte und deshalb

von Wichtigkeit ist, weil sie benutzt wurde, um den Girondisten die Unterstützung auch des Bürgerstandes von Paris zu entziehen. Er sagte nämlich: „Gehörden des Volke, es ist dringend, daß Ihr gewichtige Wahrheiten vernehmet. Frankreich hat seine Vertreter der Stadt Paris anvertraut und will, daß sie daselbst in Sicherheit seien. Wenn die Vertretung der Nation durch eine jener Verschwörungen, mit denen wir seit dem 10. März umgeben sind, und von denen die Behörden und erst sehr spät unterrichtet haben, verlegt werden sollte, so erkläre ich im Namen der Republik, daß Paris die Sache von ganz Frankreich erfassen und aus der Reihe der Städte ausgestrichen werden würde.“

— Da die Petition des Gemeinderathes keinen Erfolg gehabt hatte, ging die Agitation in steigendem Maße ihren Weg. Hauptächlich waren die Sectionenversammlungen, wo die Unterzeichnung neuer Petitionen betrieben wurde, ihr Schauplatz. Den ganzen 26. Mai gab es daselbst den furchtbaren Tumult, da beide Parteien einander in denselben gegenüberstanden, denn die der Bürgerclasse hatte sich noch nicht ganz zurückgezogen, sondern versuchte den Jacobinern in der einen Section mit mehr, in der andern mit weniger Glück das Feld streitig zu machen. Fast überall kam es von den Worten zu Thätlichkeiten, und in den tumultuösesten Sectionen hörte den ganzen Tag über Paß und Schlägerei nicht auf. Am 27. Mai stieg der Tumult aufs Höchste und nur nach den offenkundigen Gewaltthaten im Laufe des Tages war es möglich gewesen, die Zustimmung einer Mehrheit der Sectionen zu einer Adresse zu erlangen, in der im Tone des Beschlusses die Freilassung Heberts verlangt wurde. Eine furchtbar aufgeregte Menschenmasse hatte sich um die späte Tageszeit, als die Petition im Convente übergeben werden sollte, um die Zuleitung der Sitzungssaal bedrohend, versammelt, weshalb die Zwölfercommission sich veranlaßt fühlte, die Nationalgarde von drei ihr ergebenden Sectionen zum Schutze der Versammlung um den „Nationalpalast“ aufzustellen. In der letzten herrschte die größte Aufregung, da Alles einen Sturm auf dieselbe, oder wenigstens eine Belagerung im Palaste vorausahnte. Da erschienen Garat (der bald nach Roland's Abgange das Ministerium des Innern übernommen hatte, während an seine Stelle als Justizminister Gohier trat) und der Maire Pache, beide, zwar nicht Partei, aber Charaktergenossen Petien's, die in heuchlerisch beschönigender Weise den furchtbaren Tumult vor den Thoren des Palastes als einen unzulässigen Aufruhr um ihren Magistrat kaserter Bürger, den complicirten Centralrevolutionsauschuß auf dem Stadthause als einen gefährlichen Verein zu bekannten Zwecken, die daselbst gehaltenen Vord- und Brandreden als die Vorschläge einiger verwirrter Gemüther, als wahre Schuldige der ganzen Bewegung aber nicht etwa die Demagogen des Gemeinderathes, sondern — die Zwölfercommission mit ihren Verhaftungen darstellten, und erklärten, daß die Versammlung in der größten Sicherheit sich befände.

Allgemeiner Lärm folgte den Reden der beiden

jacobinischen Scheinheiligen. Da es schon 10 Uhr war, wollte die rechte Seite der Versammlung die Sitzung aufschoben, der Berg aber zur bessern Durchführung seiner Pläne fortgesetzt wissen. Isnard, der dem Tumulte nach der langen Sitzung nicht mehr sich gewachsen fühlte, verließ den Präsidentenstuhl, den Herault-Schelles, der Freund Danton's, einnahm, welcher es zu bewirken wußte, daß die Versammlung mitten im größten Wirrwarr die Sitzung fortzusetzen beschloß. Kaum war dies geschehen, als eine ganze Masse von Deputationen mit Petitionen vorgelassen wurde, die sammtlich die Aufhebung der Zwölfercommission, die Freilassung der Verhafteten und „den Triumph der Tugend“ verlangten. Als Antwort ward ihnen aus Herault-Schelles' Munde die Phrase blühenden Unsinns: „Bürger, die Gewalt der Vernunft und die Gewalt des Volkes sind dasselbe! Ihr verlangt Gerechtigkeit, sie soll Euch werden.“ Vergeblich verlangte Rabaut St. Etienne die Erlaubniß aus den Actenstücken der Zwölfercommission, der er angehört, den Beweis der Gesetzmäßigkeit ihres Verfahrens und des Vorhandenseins eines Complottes zu führen; neue Petitionen, die auf die früheren folgten, und andere Redner ließen ihn nicht aufkommen. Endlich ward von Rancro, ebenfalls einen Anhänger Danton's, der Antrag gestellt, die Verhafteten freizulassen; die Zwölfercommission aufzulösen und ihr Verfahren dem Sicherheitsausschuß zur Prüfung zuzuweisen, und derselbe trotz der vorgedrängten Nacht und dem Umfange, daß die Masse der petitionirenden Deputationen sich in den Saal eingebrängt hatte und, die Plätze der vielen abwesenden Deputirten einnehmend, mit den übrigen vermengt saß, zur Abstimmung gebracht. Ohne daß man recht weiß, wie die letztere unter dem unseligen Lärm und dem grauenhaften Wirrwarr zu Stande gekommen, ward vom Präsidenten verkündigt, daß der Antrag angenommen sei. Obgleich mehrere Deputirten auf der Stelle die Gültigkeit der angeblichen Abstimmung bestritten, ward sie doch vom Präsidenten verkündigt, und von den anwesenden Jacobinern unter Jubel nach allen Ecken hin die Kunde davon verbreitet.

Am folgenden Tage, den 28. Mal, wurde vor Allem die Streitfrage über die Gültigkeit des in der vergangenen Nacht gefaßten Beschlusses wieder aufgenommen. Der mutige und stichtich-charaktervolle Lanjuinais war es vor Allen, der entrüstet über die parlamentarische Schmach der vergangenen Nacht es unternahm, die Nichtigkeit des angeblichen Beschlusses darzutun. „Gewähren Sie mir Stillschweigen!“ sagte er zum Berge, als dieser ihn bei seinem Auftreten auf der Rednerbühne mit Eile empfing — „denn ich bin entschlossen auf dieser Stelle zu bleiben, bis Sie mich gehört haben.“ Die Wichtigkeit der in Discussion stehenden Frage für die allgemeine Sicherheit auseinanderlegend, sagt er dann: „Rehe als 50,000 Bürger sind in ganz Frankreich von Ihren Commissären eingeschert worden; man hat in einem Monate mehr willkürliche Verhaftungen vorgenommen, als unter dem alten Regime in einem ganzen Jahrhundert, und Sie beklagen

sich, daß zwei oder drei Menschen, die Mord und Anarchie ganz offen in ihren Büchern predigten, in Haft genommen worden sind? Ihre Commissäre, die fern von Ihren Augen als wahre Proconsuln zu Werke gehen, lassen Sie nach Willkür schalten, und ihrer Commission, die unter Ihrer unmittelbaren Aufsicht sich befindet, mißtrauen Sie und unterdrücken sie! Am Dienstag hat man bei den Jacobinern eine große Menge in Paris vorgeschlagen; diesen Abend beginnt dieselbe Verhandlung im Revolutionsausschuß; man liefert Ihnen Beweise davon, und Sie weisen sie zurück! Sie beschützen Blatmenschen!“ Ein furchtbarer Sturm brach hier los; doch der Redner fuhr unerschrocken fort: „Man belagerte Ihren Sitzungspalast! Gestern waren Sie nicht frei. Sie wurden von den Predigern des Mordes beherrscht!“ Da schrie Legendre von seinem Platze: „Wenn Lanjuinais zu lägen nicht aufhöre, so werde ich ihn von der Rednerbühne herabwerfen!“ Gegen diese schandbare Drohung erhob sich denn doch die ganze Versammlung und entschied auf Guadet's Antrag, daß die Worte Legendre's zu Protokoll genommen wurden, damit Frankreich erfahren, wie man seine Deputirten behandle. Lanjuinais fuhr dann in seiner Argumentation fort darzutun, daß der Beschluß vom vorigen Abend gar nicht rechtmäßig zu Stande gekommen sei, weil die Mitglieder selbst nicht gestimmt hätten, und daß, wenn die Abstimmung aus Rathgefühlen habe, sie zurückgenommen werden müsse, weil sie nicht frei gewesen sei. Dieser Ansicht wurde von der Versammlung auch entsprochen und mit einer Mehrheit von 51 Stimmen der am vergangenen Abend gefaßte Beschluß für ungültig erklärt. Hebert's und seiner Mitverhafteten bereits geschehene Freilassung ließ man auf sich beruhen; er war unterdessen vom Gemeinderathe wie ein Triumphator empfangen worden.

Weit entfernt durch diese letztere Nachgiebigkeit begünstigt zu werden, traten die Leiter und Ausfühler des Complottes mit um so größerer Erbitterung und verstärkter Thätigkeit auf. Der Centralrevolutionsausschuß, welcher, mit Leuten wie Hebert, Varlet, Mailard, Henriot, Hassenfranz u. an der Spitze, die Führung der ganzen gegen die Gironden gerichteten Unternehmung in seine Hände genommen hatte, oerlezte, verstärkt durch neue anarchistische Elemente, auf Veranlassung des Maire Dache, der hauptsächlich den Schein ein Widergesellschaftlichen vermeiden wollte, seinen Sitz in den republikanischen Palais, wo seine erste Maßregel die Ernennung einer Commission von sechs Mitgliedern war, die mit der Entwurfung eines Insurrectionsplans beauftragt wurden. Zu gleicher Zeit wurde in den Versammlungen der Sectionen nach Kräften gewöhnt, und besonders die unbefonnene Drohung Isnard's, Paris aus der Reihe der Städte zu streichen, als geeignetes Schreckmittel gebraucht, um dem auch jetzt noch den Girondisten ergebenden Theile des Bürgerlandes Angst zu machen und ihn gegen die letztern einzunehmen. Neue Petitionen an den Convent, welche Auflösung der Zwölfercommission verlangten, waren das Ergebnis dieser tumultuösen

Sectionenversammlungen, die sich zur Umgehung des desfallsigen Conventsbeschlusses nach 10 Uhr in „patriotische Gesellschaften“ verwandelten, um unter diesem Namen bis spät in die Nacht hinein ihr Wesen zu treiben.

Die beiden folgenden Tage, der 29. und 30., vergingen mit den Vorbereitungen zu dem im Werke befindlichen Aufstande. Verschieden war die Art, wie dies von den verschiedenen Leitern und in den verschiedenen Herden des Demagogismus geschah. Bei den Jacobinern erschollen zwar die banalen resolutionsmüthigen Phrasen, allein man beschästigte sich, ganz der blos agitatorischen Natur des Clubs gemäß, nicht direct mit thatsächlichen Vorbereitungen, und Robespierre, der sich, wo es persönlichen Wagnis galt, immer selb zeigte, predigte in erbeuchelter Bescheidenheit und mit weinerlicher Klage innigen Anschluß an Volk, d. h. Unterordnung unter die Anordnungen des Revolutionsausausschusses im erzbischöflichen Palaste. Marat seinerseits förderte das Unternehmen nur durch seine aufreizenden Schandschriften und durch die Scenen, die er tagtäglich im Convente aufführte. Danton endlich mochte wol seine Hand bis zu einem gewissen Punkte im Spiele haben: er sah ein, daß es für ihn eine Unmöglichkeit sei, mit den Girondisten, so sehr er es auch gewünscht hätte, Hand in Hand zu gehen, da diesen alles Vertrauen zu ihm fehlte, und äußerte dies auch gegen einen der letztern, Reühan, in einer vertrauten Unterredung mit dem Ausdrucke größten Bedauerns ganz offen, da er gleichwohl täglich mehr fühlte, wie unvereinbar sein auf das Große und Ganze auch im Revolutionieren gerichtete Wesen mit der wüsten Wirtschaft des Gemeinderaths, dem cynischen Wahnsinn Marat's und der kleinlich böshafte Herrschsucht Robespierre's war. So wollte er den drohenden ganzen Aufstand nur als einen Putzsch gebrauchen, um mit demselben die girondistische Opposition im Convente niederzuschlagen und die Zwölfercommission, die neben dem Wohlfahrtsausschusse bereits eine dem letztern gefährliche Thätigkeit zu entwickeln angefangen hatte, aufzulösen. Doch sollte dies Alles, wie er selbst bei den Gerbtriers aussprach, ohne alle Gefährdung von Leib und Leben, mehr durch moralischen Zwang als durch physische Gewalt geschehen. Indessen Danton war, ohne daß er sich dessen bewußt sein mochte, schon von den Demagogen des Stadthauses unter der Obertleitung Robespierre's überflügelt, und es stand nicht mehr in seiner Macht, dem anziehenden Aufstande seine definitive Richtung vorzuschreiben; er acceptierte und förderte ihn, soweit es in seine Pläne paßte, und suchte ihm seinen Stempel aufzudrücken, war aber nicht seine Seele. Der wahre Herd des demagogischen Unternehmens blieb der Centralrevolutionsausschuß im erzbischöflichen Palaste, dessen Plan auf nichts Anderes hinauslief, als sich zur Insurrectionsbehörde zu constituieren, die Verfügung über die bewaffnete Macht an sich zu reißen, damit dem Convent zu umgeben und diesen unter der Form der Petition zur Auflösung und Verhaftung der Verächtlungen, d. h. der Girondisten zu zwingen.

Zu diesem Zwecke sollten die 48 Sectionen der Stadt den Insurrectionszuzug beschließen, die Sturmquadren gezogen und die Barriären geschlossen und dann mit der bewaffneten Macht der Stadt die Vergewaltigung des Convents vollzogen werden u.

Sowol die Minister als der Wohlfahrtsausschuß und die Zwölfercommission waren außer Genaueste von dem ganzen Plane unterrichtet. Der Einfluß der ersten außerhalb ihrer speciellen Administrationsfähiger war jedoch bereits auf Null herabgesunken; dazu waren sie in sich gespalten. Der Wohlfahrtsausschuß dagegen schwankte zwischen dem Widerwillen gegen die Demagogen des Gemeinderaths und der misstrauischen Eifersucht gegen die Girondisten. So kamen beide Behörden zu keiner Entwicklung von selbständiger Thätigkeit bei den Ereignissen dieser Tage, in die zugleich auch die Nachrichten von den Unglücksfällen, welche die französischen Herrn um diese Zeit in der Vendee und an der belgischen Grenze betroffen hatten, fielen, um den größten innern Schrecken im Ministerrathe wie im Wohlfahrtsausschusse zu erwecken und deren Thätigkeit ganz auf diese Angelegenheiten hinsulenken. Dazu war der Wohlfahrtsausschuß von einer erklärlichen Eifersucht gegen die eine unerwartete Thätigkeit entwickelnde Zwölfercommission erfüllt, von der er eine girondistische Regierung beforgte. Um also dieser Tendenz ein Gegengewicht zu geben, stellte er am 29. Mai im Convente den, auch angenommenen, Antrag, daß ihm erlaubt würde, sich mit fünf neuen Mitgliedern zum Behufe der Ausarbeitung der Verfassung zu verstärken. Daß dieser angegebene Zweck nur ein Vorwand war, zeigte die am 30. Mai vorgenommene Wahl der neuen Mitglieder, die auf Robespierre's ergebenster Jünger St. Just und Gouthon, auf den Freund Danton's Herault-Sichelles und auf die eifrigen Jacobiner Mathieu und Kamel fiel. Mit dem Eintritte dieser fünf war das gemäßigte Clement im Wohlfahrtsausschusse, das zeither noch von großem Einflusse in demselben gewesen war, ganz in die Minderzahl gekommen. Somit war von dem Wohlfahrtsausschusse ebenso wenig wie vom Ministerrathe zu erwarten, daß er dem vom Centralrevolutionsausschusse unternehmenen Aufstande entgegengetreten würde. Die Zwölfercommission aber war in ihrer Isolirtheit zu unmächtig, um mit andern als parlamentarischen Waffen der Insurrection entgegenzutreten, die denn auch, wie sie ungehört angezettelt worden war, so auch ohne alles Hinderniß sich zur That entwickeln konnte, um als Seitenstuck zum Aufstande des 10. Aug. auf methodischgeordnetem Wege den Sturz der Gironde durchzuführen, wie damals auf tumultuarisch-gewaltsame Weise der Sturz des Königsbuns bemerktstallt werden war.

Schon früh um 3 Uhr gingen am 31. Mai die Sturmquadren und der Generalmarsch zu erschallen an, bald darauf wurden die Barriären geschlossen und der Postenlauf gekennet. Noch nach 6 Uhr versammelte sich der Gemeinderath, vor dem dann bald eine Deputation des Revolutionsausausschusses, ihren Präsidenten Debest an der Spitze, erschien, um die Auflösung der

städtischen Behörden zu verfügen, worauf der Vicepräsident des Gemeinderaths die durch die Sectionen verfügte Aufhebung der bestehenden Behörden zum Schein aussprach und sich demgemäß mit denselben zurückzog. Dohbert nahm nun mit der mit ihm gekommenen Deputation die Stelle der Bezugsgegangenen ein, um die abgesetzte Municipalität und den abgetretenen Gemeinderath, die niemals ihre Pflichten gegen das Volk versäumt hätten, unverzüglich wieder in ihre Ämter einzusetzen. Die ganze Komödie geschah in seinem anderen Zwecke, als um den Gemeinderath durch eine revolutionäre Fiktion recht augenfällig den Charakter insurrectioneller, mit der unbefränktesten Befugnis versehener Behörden zu geben. Dann wurde sogleich der Befehlshaber des Sansculottenbataillons Henriot, ein ebenso roher und wüster als den Grundrissen der anarchischen Partei ergebener Mensch, zum provisorischen Oberbefehlshaber der Nationalgarde (der zeitiger, Santerre, war als Commandant der von Paris nach der Vendée abgezogenen Truppen mit denselben dahin abgegangen) ernannt, und, um sich des arbeitsscheuen, aber insurrectionell-lustigen Pöbels zu versichern, beschloßen, jeden armen Mann, der sich zum bewaffneten Dienste des Gemeinderaths verpflichtete, mit 40 Sous täglich zu besolden. Während dieser Zeit hatte sich die Nationalgarde auf ihren Sectionssammelplätzen vereinigt und ließ sich, ohne zu wissen, welchen Zweck es eigentlich gelte, von den Leitern der Bewegung zur Unterstützung von deren Plänen brauchen. Nur die Nationalgarde von drei seit lange den Girondisten ergebenden Sectionen zeigte sich zum Widerstande bereit. Um gegen sie eine allgemeine Bewegung zu erregen, ließ Henriot, ganz gegen das Gesetz, die Alarmkanone abfeuern.

Im Convente, dessen Mitglieder schon seit dem frühesten Morgen sich zu versammeln angefangen hatten, waren unterdessen Abgeordnete der neu constituirten städtischen Behörden erschienen, um zu erklären, daß es sich um einen „ganz moralischen“ Aufruhr handle, der nur den Zweck habe, die (von Jénard) der Stadt Paris angethane Schmach wieder abzuwaschen. Kaum war diese Deputation angelangt, als der Convent die Nachricht von der Lösung der Alarmkanone vernahm, und Balazé Unterstutzung dieses Vorgangs und Verstärkung des Commandanten verlangte, der es gegen das Gesetz gemacht habe, ohne die Erlaubnis der Nationalversammlung die Alarmkanone lösen zu lassen. Eine heftige lang dauernde Discussion entspann sich darüber, die nach einem von Vergniaud in seiner rhetorischen Begeisterung herbeigeführten sentimentalen Zwischenstücke von Danton, auf den sich Aller Augen gewendet hatten, mit einer seiner schlagenden Reden benedigt wurde. „Der Allem“ — sagte er — „ist es nöthig, die Zwölferscommission zu unterdrücken, denn sie ist die Ursache aller Unruhen. Ich will gar nicht über ihre Handlungen urtheilen, noch sie wegen der von ihr angerichteten Verbrechen angreifen; nur weil sie unpolitisch ist, verlange ich ihre Unterdrückung; denn sie ist eingelegt, um die Volkskraft zu unterdrücken, und nur aus jenem Geiste des Mode-

rantismus hervorgegangen, der die Revolution und Frankreich verderben wird. Sie selbst haben die Männer, welche die Commission eingespart hatte, wieder freigelassen; was wollen Sie noch mit der Commission machen, nachdem Sie ihre Handlungen annullirt haben? Wenn Sie politisch sind, werden Sie Ihre Commission abschaffen. Ich wende mich mit diesem Verlangen nur an die Männer, die einiges Verständnis unserer Lage haben, nicht an jene stupiden Wesen, die in großen Augenblicken auf Nichts als auf ihre Leidenschaften zu hören vermögen. Laßten Sie also nicht dem Volke zu gehorchen, das die Tyrannei haßt und den feigen Moderantismus, der jene zurückführen soll. Ketten Sie es vor den Aristokraten und vor seinem eigenen Zorn; und wenn, nachdem es beschränkt ist, verkehrte Menschen, zu welcher Partei sie auch gehören mögen, eine unnütz gewordene Bewegung verlängern wollten, so würde Paris sie in ihr Nichts zurückweisen.“ Als hierauf Robaut St.-Etienne die Commission vom politischen Gesichtspunkte aus rechtfertigen wollte, wüthendes Geschrei über aber nicht zum Worte kommen ließ, trat die Deputation des insurrectionellen Gemeinderaths ein, um die Bezahlung der vom Gemeinderathe jedem bewaffneten „Republikaner“ versprochenen täglichen 40 Sous und die Einrichtung einer Correspondenzcommission zwischen dem Gemeinderathe und dem Convente zu fordern. Eine scharfe Entgegnung Quabert's gegen diese Forderung und ein noch schärferer Gegenantrag desselben führten einen Lärm herbei, den weder der Präsident noch Vergniaud zu beschwichtigen vermochten, und der erst dann nach langer Dauer endigte, als die Versammlung, in welcher die eingeschüchterten Mitglieder des Marais immer mehr der Gewalt des Verges anheimfielen, die Forderung des Gemeinderaths bewilligt hatte.

In der Stadt war unterdessen die ganze insurrectionelle Bewegung so in aller Ordnung von hinten gegangen, daß Vergniaud, sei es aus Politik oder aus der ihm inwohnenden Neigung zu declamatorisch-theatralischen Scenen, mit Ausrufung von der Versammlung decretiren ließ: daß Paris sich um das Vaterland verdient gemacht habe. Als zu gleicher Zeit auch die Nachricht eintraf, daß zwischen der bewaffneten Macht der Vorstadt St.-Antoine und der Section Butte-des-Moulines, von der man ausgefragt hatte, daß sie die weiße Garde aufstellt, eine Versöhnungsgeste stattgefunden habe, indem die erkern wahrgenommen, daß jenes Gerücht eine Lüge sei, hielt es Barrère, der ewig bereite schleichende Vermittler, für an der Zeit, im Namen des Wohlfahrtsausschusses mit dem Vorhage hervorzutreten, die Zwölferscommission abzuschaffen, zu gleicher Zeit aber die bewaffnete Macht zur Verfügung des Convents zu stellen. Während er diesen Antrag entwickelte, trat eine neue Deputation der städtischen Behörden und des Centralrevolutionärausschusses ein, in deren Namen dann der Procurator-Syndic des Departements, l'Huilier, nach einem wüthenden Ausfälle auf die Girondisten in schwülstigen Worten Gerechtfertigung für die berüchtigten Worte Jénard's: „Paris wird aus der Reihe der Städte

gestrichen werden," und Rache gegen diesen, gegen die Zwölft und gegen viele andere Schuldige, wie Brissot, Guadet, Bergniaud, Genoulon, Duroi, Barbaroux, Roland, Lebrun, Clavière u. verlangte. Eine Masse Volks war mit der zahlreichen Deputation in den Saal eingebrungen und hatte sich ohne weitere Umstände mitten unter den Mitgliedern des Berges niedergelassen. Unter diesen Verhältnissen ward die Abstimmung über Barrère's Antrag verlangt. Die Girondin, entrückt über diesen neuen Versuch, die Abstimmung mit Gewalt zu verfechten, erhob sich gegen dieses Verfahren, und Bergniaud, Doulet, Pontcoulant u. protestirten auf's Entschärfte gegen diesen Frevel. Lange tumultuöse Verhandlungen entspannen sich daraus. Ein Versuch, welchen die Partei machte, in Masse den Saal zu verlassen, um sich unter den Schutz der bewaffneten Macht zu stellen, mißlang, weil sie vom Marais im Stiche gelassen wurde. Da trat Robespierre auf, um unter Häufung aller nur möglichen Anschuldigungen auf die Girondisten prompte und frächtige Maßregeln zur Befriedigung des Volks, um ferner die Unterdrückung der Zwölfercommission und strenge Maßregeln gegen ihre Mitglieder zu verlangen, dagegen aber sich der von Barrère verlangten Unterdordnung der bewaffneten Macht unter den Convent zu widersetzen. Unter furchtbarem Lärm, der kaum die Abstimmung zu unterscheiden erlaubte, wurde dann, wieder unter Barrère's Vermittelung, folgender Beschluß gefaßt: die Zwölfercommission ist aufgehoben; innerhalb dreier Tage wird über die bei ihr gefundenen Schriftstücke Bericht abgefordert; die bewaffnete Macht bleibt in permanenter Requisition; die constituirten Behörden werden dem Convente Bericht erstatten über die Mittel zur Sicherung der Ruhe; die Untersuchung der angezeigten Complotte durch den Wohlfahrtsausschuß wird fortgesetzt und eine Proclamation an ganz Frankreich erlassen. Es war 10 Uhr, als dieses Decret angenommen wurde, mit dem die Bewegung des Tages schloß, die der Würde des Convents den stärksten Stoß versetzt und die Girondin ihren unversöhnlichen Gegnern preisgegeben hatte, obgleich diese mit den Resultaten des Tages nicht zufrieden waren, da sie auf gewaltsame Beistimmung der Girondisten gerechnet hatten, die nicht eingetreten war. Statt dessen hatte ganz unerwarteter Weise eine Annäherung der Arbeiterclassen der Vorstadt an die Bürgerclassen stattgefunden, die sich noch am späten Abend durch Fraterneliken zwischen beiden Theilen und einen gemeinschaftlichen Zug unter Puust, Fackelschein und Häuserbeleuchtung aufbrach, an dem auch viele Deputirte des Berges theilzunehmen sich gezwungen sahen.

In der Versammlung im reichthümlichen Palaste sprach sich der Widmuth ob des Wählungsgrade des eigentlichen Zwecks des Aufstandes ganz unzweideutig aus; der leitende Ausschuß derselben ward erneuert, da man dem alten Ungescheh in den getroffenen Maßregeln zuschrieb, und beschloß, nimmend auf dem bloßen Wege der Gewalt vorwärtszuschreiten. Fürs Erste suchte man sich in den Sectionen und deren bewaffneter Macht aller

der Stimmen zu entledigen, welche in den Tagen zuvor Opposition gegen das anarchische Treiben zu machen sich erlaubt und, wie erwähnt, mehr der Sectionen zum thatfächlichen Widerstande gegen die Maßregeln des Centralrevolutionsausschusses bestimmt hatten. Verhaftsbefehle gegen dieselben, die man in der Nacht auf den 1. Juni vom Gemeinderathe ernannt hatte und die während des ganzen Laufs des 1. Juni vom frühen Morgen an in reichlicher Anzahl gegen alle „Verdächtige" in Ausführung gebracht wurden, legten allen denen Schwierigkeiten auf, die etwa noch den Muth gehabt hätten, dem Vorgehen des Centralrevolutionsausschusses entgegenzutreten. Unter den Verhafteten befanden sich u. a. auch der den Girondisten anhängende Finanzminister Clavière und Madame Roland.

Minister und Wohlfahrtsausschuß, die ganz offen mit der Versammlung im reichthümlichen Palaste unterhandelten, waren in der prinzipiellen Belegenheit über den ihrerseits einzuschlagenden Weg. Beide erklärten vor dem Attentate, das sich unter ihren Augen nicht bloß gegen die Girondin, sondern gegen die ganze Versammlung des Convents selbst vorbereitete. Leclercq und Danton selbst hatten mit der Auflösung der Zwölfercommission genug und wünschten einen Angriff auf die Autorität des Convents zu umgehen. Da machte der Minister des Innern, Garat, dem Wohlfahrtsausschuß in einer mit classischen Parallelen reichlich aufgepumpten Rede den pathetischen Vorschlag, die Häupter der beiden einander entgegenstehenden Hauptparteien des Convents möchten, in gleicher Anzahl von beiden Seiten, durch ein freiwilliges Eril ein Ende des Parteihaders, der die Versammlung und damit das Vaterland zerrütte, herbeiführen und durch diesen hochherzigen Entschluß dem letztern die ersehnte innere Ruhe verschaffen. Der Vorschlag war zu nobelhaft-idealistisch, als daß er hätte auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse aufwachsen, und wenn auch dies, daß er hätte von Wirkung sein sollen. Zwar soll Danton in seiner enthusiastisch-linguistischen Weise sich für ihn erklärt und sich selbst als Gefährten nach dem girondinistischen Bordaure zu sich erboten haben. Aber gleich an Robespierre's jedes Auffragendes, jeder Aufopferung unfähigem Charakter mußte der Antrag scheitern; der kalte Geist zog sich damit aus der Beredsamkeit, daß er ihn höchstens für einen Fallstrich erklärte, der dem Berge gelehrt würde, um diesen seiner mühseligen Korkämpfer zu berauben.

Während solche unfruchtbare Auskunftsmitel im Schooße der leitenden Behörden des Staats erfunden und erzwungen wurden, ging der Centralrevolutionsausschuß, in dem sich, sowie auch bei den Jacobinern, die Unzufriedenheit mit dem auf der Bahn zum absoluten Pöbelregimente bedenklich werdenden Danton bereits rückfichtslos kundgab, auf thatfächlichem und darum desto erfolgreicherem Wege vorwärts. Auf den Vorschlag Marat's, der ganz offen die Gewalt anzuwenden rief, wurde eine kurze, aber frächtige Petition, welche die Aufhebung und Anklage von 27 Girondisten forderte, abgefaßt und dann der Auffandplan von dem Ausfüh-

rumgelausschiffe der Versammlung, an dessen Spitze Barlet, Doblent, Guzman u. standen, berathen. Nach demselben sollte der Convent von der bewaffneten Macht umgeben und so lange in seiner Sitzungssaal gefangen gehalten werden, bis er den verlangten Beschluß erteilt. Da zu diesem Zwecke die von dem Gemeinderathe besoldeten bewaffneten Proletariatskrieger nicht ausreichten, der übrigen Nationalgarde aber zum Theil nicht zu trauen war, so sollten die nach der Vendée bestimmten, jüngst angeworbenen pariser Freiwilligenbataillone, die man in der Erwartung des nahe bevorstehenden Aufstandes in der Garnison bei Paris zurückhalten in der Vorstadt gehabt hatte, in aller Eile nach Paris citirt werden, um die Hauptrolle bei der beabsichtigten Blodirung des Convents zu spielen, während die minder zuverlässigen Nationalgardiebataillone auf entfernteren Plätzen aufgestellt und so in Unwissenheit von dem gehalten wurden, was um den Nationalpalast (die Tuileries) vorging. Henriot wurde mit der militärischen Ausführung des Beschlusses beauftragt, zu dessen definitiver Ausführung der 2. Juni, ein Sonntag, und darum wegen der Müdigkeit des Volks zu einem Aufstande höchst geeignet, bestimmt wurde. Doch sollte vorher noch in der vom Wohlfahrtsausschusse auf den Abend des 1. Juni anberaumten Abend Sitzung des Convents ein Versuch gemacht werden, ob man nicht mit dem bloßen Hilfsmittel der Einschüchterung den Convent zu der Genehmigung der gestellten Forderungen bringen könne. Zu dem Zwecke ließ der Centralausschuß ganz unerwarteter Weise an diesem Abend Generalmarß schlagen und Sturm läuten. Die Girondisten waren gerade am diese Zeit zu einem Wahle versammelt, um zu berathen, was unter den vorhandenen Umständen zu thun sei. Die Meinungen unter ihnen waren gespalten: die Einen wollten auf ihren Plätzen im Convente aushalten bis zum letzten Augenblicke, die Anderen sich in die Departements begeben, um dort die Fühne des Aufstandes gegen die gewalthätige Partei in Paris zu erheben. Da machte der Schall der Sturmlocke ihren Berathungen ein Ende und zwang sie, ein Versteck zu suchen, wo sie vor den Nachstellungen der Demokraten des pariser Stadthauses sicher wären. Lanjuinais allein begab sich unerschrocken in den Convent, in dem nur wenige Mitglieder anwesend waren und die rechte Seite, außer ihm, ganz füllte, um mitten unter dem Erdröten der Sturmlocke förmliche Anzüge von dem anarchoischen Complotte zu machen. Bald nach seiner Rede wurde die oben erwähnte Petition der südlichen Revolutionsbehörde im erzbischöflichen Palaste überreicht; doch die Versammlung beschloß nach einer stürmischen, aber kurzen Sitzung, daß, da dem Wohlfahrtsausschusse aufgegeben sei, in kürzester Zeit Bericht über die Anwesenheit abzuwarten, man nicht Veranlassung finde, über die Petition einen Beschluß zu fassen. Es blieb also die Ausführung des Planes der Complotte im erzbischöflichen Palaste auf den nächsten Tag verschoben.

Schon in den ersten Stunden des 2. Juni fug das Sturm läuten und der Generalmarß wieder an. Auf

dem Stadthause ward über eine neue Adresse an den Convent berathen, die in folgenden Worten ausging: „Zum letzten Male Gerechtigkeit! Der Donner dröhnt und wird die Schuldigen zermalmen.“ Die Alarmkanone endlich rief die ganze weaffenfähige Bevölkerung von Paris mit Tagesanbruch unter die Waffen. Zu derselben Zeit rückten die nach der Vendée bestimmten Bataillone von Courbevoie nach Paris ein, wo zur Stärkung ihrer demokratischen Gesinnung jeder von der Mannschaft eine Afsignate von 20 Sous erhielt. Sie inbessondere, sowie die vorzüglich demokratisch gesinnte Artillerie der Stadt, die mit 163 Geschützen, Pulverkorren und allem artilleristischem Apparate ausgerückt war, nahmen unter Henriot's unmittelbarem Befehle die Stellungen unmittelbar am die Tuileries herum, in denen der Convent seinen Sitzungssaal hatte, ein; sie waren die eigentlichen Volkstroker der Pläne der Versammlung im erzbischöflichen Palaste. Der übrige Theil der bewaffneten Macht, mehr als 75,000 Mann, spielte lediglich die Rolle von Figuren in dem Auffandebdrama, und sah, ohne thätigen Antheil an demselben zu nehmen, zum Theil ohne recht zu wissen, worum es sich eigentlich handelte, Gewehr in Arm den Ereignissen zu; ja ein Theil von ihr war gerade deshalb unter Waffen gerufen und an indifferente Punkte gestellt, um zu verhindern, daß es ihm in den Sinn komme, zum Schutze des Convents aufzutreten. Denn selbst an diesem Tage zeigte sich in mehreren Sectionen noch so viel widerständlicher Geist gegen die christlichkeitsen Macht, daß mehrere derselben gewaltsam „berubigt“ werden mußten. Dazu wurden die Deckerien der wichtigsten antijacobinischen Blätter beschl, der Postenlauf gehemmt, die Barricaden gesprengt und die Ausgabe von Pässen untersagt.

Unterdessen hatte sich der Convent versammelt. Alle Parteien waren erschienen, mit Ausnahme des größten Theils der Breiundzwanzig, die während der Nacht eine Zuflucht bei Priolan gefunden hatten, und die auf dringendes Zureden von Gorsas (der aus dem Sitzungssaale, während die Truppen angingen ihn zu sperren, noch entkommen und zu ihnen geritt war, um ihnen die drohende Gefahr vorzustellen) es für gerathener fanden, in ihrem Verstecke zu verharren. Nur Barbareux, der sich von ihnen losgerissen hatte, und Lanjuinais, den Nichts einzuschüchtern vermochte, waren von ihnen im Convente anwesend. Lanjuinais war auch der Erste, der nach der Eröffnung der Sitzung das Wort verlangte. „Ich werde“ — begann er unter dem gleich sich erhebenden heftigsten Lärmen — „ihre Thätigkeit in Anspruch nehmen, um die Maßregeln zur Verhinderung der uns bedrohenden Bewegungen zu beschließen.“ — „Nieder mit ihm“ — schrie es von allen Seiten: — „er will den Bürgerkrieg herbeiführen.“ — „So lange“ — fuhr Lanjuinais fort — „es erlaubt sein wird, hier seine Stimme vernahmen zu lassen, werde ich die Würde eines Volkserpäsentanten in meiner Person nicht mit Füßen treten lassen! Bis jetzt haben Sie Nichts gethan, sondern nur Alles erduldet; Sie haben Alles ge-

nehmt, was man von Ihnen gefordert hat. Eine insurrectionelle Versammlung tritt zusammen, ernannt einen Ausschuß zur Vorbereitung des Aufstandes, einen Befehlshaber zum Commando der Aufständischen; und diese Versammlung, diesen Ausschuß, diesen Commandanten, Sie erdulden alles dies!" Furchtbares Geschrei unterbrach alle Augenblicke die Rede Lanjuinais'. Legendre rief: „Komm herunter von der Rednerbühne, oder ich schlage dich nieder!" — „Laß decretiren!" — erwiderte Lanjuinais', auf Legendre's Handwerk als Fleischer anspielend — „laß decretiren, daß ich ein Doh bin, und dann weist du mich niederschlagen." Da stürzen Drouet, Rebespierre der Jüngere, Julien, Legendre auf Lanjuinais; auch Legendre packt ihn, um ihn von der Rednerbühne herunterzureißen; Lanjuinais aber klammert sich fest an dieselbe an; da setzt ihm Legendre ein Pistol auf die Brust, dennoch behauptet Lanjuinais seinen Platz. Durch diesen Aufruhr ward die Unordnung und das Geschrei auf einen solchen Grad gebracht, daß der Präsident nur durch momentane Aufhebung der Sitzung die Ruhe in etwas herstellen konnte. Bei Wiederaufnahme der Debatte fuhr dann Lanjuinais mutig in seiner Rede fort, Cassirung aller revolutionären Behörden in Paris verlangend. Kaum hatte er geredet, so trat eine Deputation des insurrectionellen Gemeinderaths ein, um die alten Forderungen zu erneuern. „Seit vier Tagen" — lautete ihre Sprache — „verlangen die Bürger von Paris von ihren Beauftragten ihre schmählich verletzten Rechte zurück; und seit vier Tagen machen sich ihre Beauftragten über ihre Ruhe und ihre Unthätigkeit lustig. Die Verschwörer müssen in provisorische Haft genommen werden; man muß das Volk auf der Stelle erretten, oder es wird sich selbst erretten." Noch hielt es die Versammlung nicht für angemessen, auf eine Discussion der Adresse sich einzulassen, beschloß vielmehr, da die vom Wohlfahrtsausschusse verlangte Berichterstattung nahe bevorstehe, zur Tagesordnung überzugehen, trotz des drohenden Geschreies, das sich dagegen erhob. Bald darauf, nachdem man noch zur Beweismächtigung der anarchischen Forderung die Errichtung eines Sansculottenkreuzes von 6000 Mann, mit 40 Sous täglichen Soldes für Jedem, für Stadt und Departement von Paris beschloßen hatte, trat Barrère auch wirklich mit dem Berichte ein, zu dessen Erstattung er vom Wohlfahrtsausschusse beauftragt war. Derselbe ging wieder auf das Verlangen der Auflösung der 22 Girondisten und der Mitglieder der Zwölfercommission, noch auf deren Anklage ein, sondern fand, die von Garat am Tage zuvor angeregten Gedanken aufgreifend, als einzigen Ausweg, um aus dem Dilemma der Forderungen des Pöbelregiments und denen des Rechts und der Gerechtigkeit herauszukommen, den Vorschlag, die Girondisten möchten freiwillig, gewissermaßen als ein Opfer auf dem Altare des Vaterlandes ihre Würde als Volksvertreter niederlegen, um die Republik aus einer unglückdrohenden Krise zu erretten.

Vier der wenigen anwesenden Girondisten, der sonst so heftige und vorwilige Isnard, der furchtsame Bischof

Fouché, Lanthénas, der schwache Freund Roland's, und der durch Alter gebeugte Duffaut waren so schwachmuthig auf den trügerischen Vorschlag Barrère's einzugehen, alle vier nicht ohne zuvor noch schöne Worte über ihre Aufopferungsfähigkeit zu machen, wenn es sich darum handle, für das Wohl des Vaterlandes das Leben eines Mannes in die Waagschale zu legen. Der unbedenkliche Lanjuinais dagegen erklärte: „Ich glaube, daß ich die diesen Augenblick hinlänglich Muth bewiesen habe, als daß man von mir Einstellung oder Niederlegung meiner Functionen als Volksvertreter erwarten dürfte." Als darauf Geschrei gegen ihn ausbrach, erwiderte er, die Unterbrecher fest anblickend: „Wenn sonst die Opferpriester bei den Alten ihre Schlachtopfer zum Altare schleppten, so bedeckten sie dieselben mit Blumen und Dpferbinden, aber beschimpften sie nicht!" „Es ist aus!" — fuhr er weiter fort — „Man kann weder den Saal verlassen, noch selbst ans Fenster treten, um Gerechtigkeit vom Volke zu verlangen. Die Canonen sind gegen uns außerkraft. Ich schweige" — und damit vertiefte er die Rednerbühne. Auch Barbaroux vermehrte mit mutigen Worten die verlangte Entniederlegung. Nachdem Marat die Abdankenden noch geschmäht und die Streichung einiger, sowie ihre Ersetzung durch andere verlangt, entstand in der Verhandlung eine Unterbrechung. Nach dem ablehnenden Beschlusse der Versammlung auf die Petition des Gemeinderaths war nämlich von Henriot der Befehl erteilt worden, auch nicht einen Deputirten aus dem Saale zu lassen. Alle, die hinaus wollten, wurden daher mit Gewalt davon gehindert. Dies veranlaßte Ausrufungen des lebhaftesten Unwillens in der ganzen Versammlung und Barrère eiferte heftig gegen die Urheber der Maßregel. Als aber Boissy-d'Anglas (ein Mann des Marais) bei einem Versuche den Saal zu verlassen thätliche Widerhandlungen erlitt, ja als Lacroix, der Freund Danton's, bei einem ähnlichen Versuche ebenfalls Gewalt erfuhr, bemächtigte sich der Versammlung, selbst des Berges, die äußerste Entrüstung. Danton ergoß sich in heftigen Worten, und der Convent beschloß, der bewaffneten Macht den Befehl zum Abmarsch zu senden und ihren Befehlshaber Henriot an die Barre zu laden. Als aber der letztere diese ihm zukommenden Befehle mit höflichst schmeichlichen Worten zurückwies, machte Barrère den Vorschlag, die ganze Versammlung solle, ihren Präsidenten an der Spitze, in geordnetem Zuge sich mitten unter die auf dem Carrouselplatze befindliche bewaffnete Macht begeben, um durch einen solchen imponirenden Act ihrem Ansehen Geltung zu verschaffen. Der zweideutige Antrag ward aufgeschrieben, und rechte Seite und Linke erhoben sich, um unter Anführung Herauldschellen', der an Kallarm's Stelle das Präsidium übernommen hatte, den Saal zu verlassen. Der Berg, von den Galerien zum Zurückbleiben aufgefordert, jagerte Anfangs, schloß sich aber endlich, dem äußern Schreie zu gefallen, dem Zuge an, der doch nichts Anderes war, als eine große Komödie, mit der es weder Barrère und seinen zweideutigen Genossen vom Marais, noch weni-

ger aber Derault-Échelles mit dem Berge rechter Ernst war. So bewogte sich die Versammlung, welche die Baken an den Thüren sich doch nicht zu hindern getrauten, an den Carrouselplatz, wo der Präsident auf Henriot an der Spitze der Kanoniere traf. „Was verlangt das Volk?“ — fragte der Erster; — „der Nationalconvent ist nur mit ihm und seinem Glücke beschäftigt.“ — „Das Volk!“ — erwiderte Henriot — „hat sich nicht erheben, um Pfaffen zu hören, sondern um souveraine Befehle zu geben. Es muß Opfer haben, das Schuldige sind ihm auszuliefern. Ihr dürft nicht hereaus, bevor dies geschehen.“ — „Ergriffen den Rebellen!“ rief der Präsident den Soldaten zu; doch diese blieben unbeweglich. „Kanoniere an Eure Stände! Soldaten zu den Waffen!“ antwortet Henriot; die ganze Truppenlinie gehorchte. Da wendete der Zug der Deputirten, die Vergeltlichkeit seines Schrittes einschend, um, um durch den Palast zurückzukehren auf der andern Seite bei den im Garten aufgestellten Truppen sein Heil zu versuchen; aber auch hier versetzte ein Sanktottenbataillon den Ausweg zu den jenseits aufgestellten treuen Bataillonen, die schon den Kommenden ermutigend zuriefen. Als nun Marat an der Spitze einer Cordellierschar dazu kam und die Deputirten aufsuchte, an ihre Plätze zurückzuführen, ergriff die durch die schmachvolle Behandlung, die sie eben erfahren, wie durch den Verrat, in ihrem Innern lauernde, entwürdigte Versammlung in ihrem Kleinmuth die Veranlassung, in den Saal zurückzukehren. Hier fand die Schmach ihre Fortsetzung in der Verhandlung, die nun vom Berge über die Ausführung der verlangten Proscription eröffnet wurde; Gouthon begann sie mit Worten des frechen, ironischen Hohns. Legendre schlug dann vor, von der Liste der Zwölfzig Beyer-Konföderate und St. Martin zu streichen, weil sie sich den Verhaftungen widersetzt, und sie durch die Minister Lebrun und Claviere zu ersetzen (von denen der letztere schon verhaftet war), von der Liste der Zweihundzwanzig aber diejenigen anzunehmen, die selbst ihr Amt niedergelegt hätten. Da mit letzterem auch Marat übereinstimmte, der nur noch ein Paar andere anstatt der Gefährlichen gesetzt wissen wollte, so wurden diese Vorschläge ohne Weiteres angenommen, da die Rechte in verblümmtem Ingrimme, das Marais aus vollkommener Ruthlosigkeit schweig, und zuletzt das ganze Decret, welches nach der Forderung des revolutionären Gemeinderaths die Verhaftung der proscribirten Deputirten anordnete, ebenfalls genehmigt. Beim Stimmaufzuge, den die rechte Seite verlangte, zog das Marais in seiner Erbärmlichkeit sein Gewissen damit aus der Schlinge, daß es sich, wegen der Unfreiheit, in der sich die Versammlung befand, des Abstimmens überhaupt enthielt. So ging das Decret fast nur mittels der Stimmen des Berges durch, der dann schweigend seine Sitz verließ, nachdem er die Proscription vollendet. Derault, Baniuinis, Vergniaud, Mollevault und Gardien blieben allein auf ihren Bänken, die Verhaftung erwartend, von der sie bedroht waren, und zogen

sich erst dann zurück, als Niemand erschien, um sie festzunehmen.

So war der Gironde ihr „Recht“ geworden. Wie sie vor Allem das Königthum untergraben hielten, dann, als die Gewaltpartei unter Danton's Oberleitung dessen Sturz herbeigeführt, demselben nicht bloß ruhig, sondern freudig zugehauet, wie sie dann eifrig die Republik mit zu begründend thätig gewesen, Alles in der thörichtesten Hoffnung, die Früchte, die sie zwar gesät, aber nicht gemähet und geheimtet hatte, nun doch mit genießen zu können: so geschah ihr dann umgekehrt, daß ihre entscheidenden republikanischen Nebenbuhler ihre Stellung nun ebenso nach und nach untergraben, bis es ihnen möglich war, mit Hilfe einer noch existirenden Rottte, sie zu vernichten. Zwar wurde nicht unmittelbar der Proceß gegen sie anhängig gemacht, aber ihr Schicksal war doch schon so sicher vorausgesetzt, daß nicht bloß der größere Theil von der Liste der Zweihundzwanzig, sowie von den proscribirtten Mitgliedern der Zwölfsercommisssion, sondern auch viele andere nicht zu diesen beiden Kategorien gehörenden Girondisten es gerathen fanden, durch die Flucht sich dem drohenden Todesloose zu entziehen. Nur wenige stellten sich freiwillig als Gefangene, um Zeugniß von ihrem formellen Gehorsame gegen das Geschick zu geben. Die Haft, in der Vergniaud, Gensonné, Dolejs, Gardien, Billaud, Bertrand, Mollevault und Guimaire gehalten wurden, war anfänglich mild und bestand nur in Hausarrest, sobald es ihnen nicht schwer gewesen sein würde, zu entkommen. Andere, denen es unter den gegebenen Umständen weniger darum zu thun war, eine innerlich doch hoch republikanische Gesellschafft dem gefesselten Regimente gegenüber zur Schau zu tragen, benutzten die Gelegenheit, theils in Paris ein Versteck zu suchen, theils in die Departements zu flüchten, wo ein starker Anhang ihrer wartete. Von den nicht proscribirtten Girondisten hatte der größere Theil seine Sige im Convente unter den andern Mitgliedern der rechten Seite bewahrt. In den ersten Tagen nach der Vertreibung ihrer Häupter hielt die letztere sich ganz still, sprach nicht und stimmte nicht. Doch war der Terrorismus noch nicht so tief und so allgemein, als daß sie sich nicht bald wieder hätten regen sollen, und am 6. und 9. Juni unterzeichneten bereits 73 Deputirte der rechten Seite eine Protestation gegen die an den proscribirtten Deputirten am 2. Juni verübte Gewaltthat. Doulet Pontécoulant denunzierte ferner das ganz gesetzwidrige Fortbestehen des Empörungsausschusses im erzbischöflichen Palaste, und Beyer-Konföderate verlangte laut die Ausführung des Beschlusses, welcher verordnete, daß binnen drei Tagen Bericht über die verhafteten Deputirten abgefordert werde. Als hierauf großer Lärm sich erhob, schreute sich Gensonné, nicht, ganz offen mit dem Aufstande zu brechen, der sich in Bordeaux gegen die Tyrannie der pariser Anarchisten erhebe.

In der That hatte auch die Gewalt, die von den pariser Pöbelmagnaten dem durch seine Talente wie durch sein Ansehen in den Departements angesehensten Theil der Conventdeputirten angethan worden war, in den

Provinzen die größte Aufregung gegen das in Paris herrschende Regiment hervorgerufen, und es bedurfte nur einer geringen Anregung, um eine fast allgemeine Bewegung gegen dasselbe in Gang zu bringen. Die Anregung kam aus unverzüglich durch die große Anzahl von Girondisten, verbreitbar und auch noch nicht unmittelbar bedrohten, welche aus Paris zu entkommen wußten und sich in die Departements warfen, wo die Bewegung durch sie zum Ausbruch kam. Bischof entschloß nach Moulins, wurde aber schon am 12. Juni wieder verhaftet und nach Paris gebracht. Dagegen gelang es 27, darunter Buzot, Petion, Gorsas, Barbaroux, Louvet, Salles, Guadet, Kervillan, Cussy, Levasse, Vergorin, nach den Departements Eure und Calvados zu entkommen; Duchatel und Reillon begaben sich nach Rennes, Chassot und Bireteau nach Lyon, Rebrequin nach Marseille, Rabaut St. Etienne nach Nîmes. Es dauerte nicht lange, so war auch schon der Aufstand in der Normandie und einem Theile der Bretagne ausgebrochen, der Caen, wo sich ein Centralweibersbündnis aus Deputirten der normannischen und bretagnischen Departements bildete, zum Mittelpunkt hatte und eine Stütze am Commandanten von Cherbourg, General Wimpffen, erhielt, der mit den Aufständischen gemeinsame Sache machte. Ebenso erhoben sich auf der entgegengelegten Seite des Landes im Süden die Städte Lyon, Grenoble, Toulon, Marseille, Nîmes, Toulouse, Bordeaux u. In letzterer Stadt, der eigentlichen Mutterstadt der Girondistenpartei, bildete sich eine vollständige insurrectionelle Schörbe, Truppen wurden ausgehoben und der Anfang zur Verwirklichung des Föderalismus im Gegensatz zur centralistischen Tyrannie von Paris gemacht; in Marseille und Toulon wurden die Jacobiner gewaltsam unterdrückt und gegen Paris gerüstet. Am energischsten war aber die Erhebung von Lyon, wo es bereits am 29. Mai zwischen den Jacobinern und den Bürgern zu einem heftigen Straßenkampfe gekommen war, der mit der Niederlage der ersten endete, und wo nun nach der Ankunft Bireteaus und Chassots Alles sich zum kräftigsten Widerstande gegen das schloßstrafische Centralregiment in Paris rüstete. Diese ganze Bewegung, die sich im Norden von der Nordwestspitze Frankreichs bis zum Ausflusse der Seine, und im Süden von den Rhodanmündungen bis zur Gironde in zwei breiten Gürteln erstreckte, hätte können gefährlich werden, wenn ihr nicht die äußere Einheit und innerlich ein festliches Princip gefehlt hätte. So aber waren die Machthaber in Paris durch die Mittel, welche der Besitz der Centralgewalt in militärischer wie in administrativer Hinsicht ihnen zur Verfügung stellte, im gewaltigsten Vorsprunge vor den vereinzelt stehenden, die, ohne militärische Mittel und Leiter, ohne gehöriges Zusammenwirken, einer nach dem andern den von der pariser Centralregierung gegen sie entsendeten Truppen und revolutionären Gewaltthätern mit den ihnen folgenden fanatismatischen Selbsterbessern erlagen. Andererseits schloß allen diesen Aufständen durch den Mangel einer Alles beziehbaren Idee, eines positiven

Objectes, eines entschiedenen Gegensatzes gegen den Feind der rechten inneren Nerv ebenso wie der äußeren Schwung. Sei es falsche Politik, sei es Verblendung, die Girondisten, mit Ausnahme Einzelner, hingen noch immer ihren alten republikanischen Idealen an, und all ihr Stolz ging nur dahin, zu beweisen, daß sie bessere Republikaner seien als die Männer des Stadthauses und des Berges, an denen sie nicht die Principien, sondern nur deren Durchführung verdammt. Ihr Gegensatz zu diesen war daher nur ein negativer; sie wollten nicht etwas Anderes als diese, sondern nur Etwas anderes. Für eine graduelle Meinungsdivergenz aber schlägt sich kein Volk. So kam es, daß die Einwohner der bretagnischen Städte und der Normandie, die gut constitutionell gesinnt waren, bald in ihrem Eifer erloschen, da sie nicht viel mehr Interesse daran hatten für die girondistische Republik, als für die Robespierre'sche ihr Blut zu vergießen. Auch in Bordeaux, Toulouse, Marseille u. hatten die Girondisten im Ganzen nur das zwar gutgesinnte, gemäßigte, aber keiner großen Aufopferung fähige Bürgerthum, das mit einer geordneten Republik ganz zufrieden gewesen wäre, für sich, während der Bauernstand in Südranreich wie in Poitou und der Bretagne royalistisch gesinnt war, und daher einzelne Ausnahmen abgerechnet, ihrer Sache fernab blieb. Die erste Aufregung über das Gewaltverfahren in Paris gegen die Gironde hatte zwar das Bürgerthum in dem Departement in mächtige Aufwallung gebracht, aber wie gesagt, meistens fehlte der gehörige sittliche Grund, und so verminderte sich die anfängliche Energie in dem Maße als die pariser Centralregierung deren entwidelte. Auf einen Kampf um Leben und Tod wie in der Vendée war das Bürgerthum mit mildegen Ausnahmen (wie in Lyon und Toulon) gefaßt. In der Normandie, wo die Gefahr anfänglich am größten erschienen, endete der Aufstand am ersten. Nach dem Erlahmen des ersten Aufschwungs war es da selbst zwischen dem innerlich royalistisch gesinnten General Wimpffen und den Girondisten bald zu Mißtrauen und Zwistigkeiten gekommen; dazu hatte das Wertgeschloß so schlechten Fortgang, daß die letztern mit Ausnahme einiger bretagnischer Bataillone fast nur zu eigentlicher Kriegsführung untüchtige Scharen, die sogenannten Carabats, für sich ausreihen konnten, die dann auch beim ersten Zusammenstoß mit der bewaffneten Macht des Convents ausinanderfielen. Ueberredung und Signatenvertheilung durch die zur Beruhigung der Provinz ausgesandten Conventscommissare thaten das Uebrige, und bereit gegen Ende des Juli war die Normandie wieder völlig unterworfen, und die dorthin geschickten Girondisten mußten größtentheils in und um Bordeaux eine Aschene suchen. Damit fielen auch die Küstungen der Bretagne. Auch die meisten Städte des mittlern und südlichen Frankreichs, selbst Bordeaux, wo anfänglich sich so großer Enthusiasmus und so umfangreiche Thätigkeit gezeigt hatte, ergaben sich ohne bemerkenswerthe Kämpfungsleistung, um nun, namentlich das letztere, dem abentheuerlichen Terrorismus der darin gefandten anarchoistischen Machthaber

als Brute zu versallen. Größern Widerstand leistete dagegen Marseille, wo es erst nach nicht unbedeutendem Kampfe der Bergpartei am 23. Aug. gelang, die Oberhand wieder zu gewinnen. Nur in Lyon und Toulouse, wo die gegen das pariser Regiment gerichteten Bewegungen größere Dimensionen angenommen, aber auch den Charakter eines speziellen girondistischen Aufstandes, in Lyon bald verloren, in Toulouse gar nicht eigentlich gehabt hatte, dauerte es längere Zeit und bedurfte es des Aufwandes der furchtbarsten Mittel, um nach härtestem Kampfe den beidenmüthigen Widerstand der beiden Städte (Lyon's am 9. Oct. und Toulouse's, dem die Engländer eine unheilvolle Hilfe geleistet hatten, am 19. Dec.) zu brechen.

Die Entwidlung der also verunglückten girondistischen Bewegung in den Departements hatte während dieser Zeit den pariser anarchoischen Demagogen einen erwünschten Vorwand gegeben, immer dringender die Anklage der proscribirten Girondisten zu begehren, ein Verlangen, das mit dem Zurechnen des Terrorismus, und der von Tage zu Tage wachsenden Minorität der Berges, welche die rechte Seite des Convents theils verschwinden, theils verkümmern, das Marais aber ganz dem Berge sich unterordnen ließ, in gleicher Weise sich steigerte. Schon am 11. Juni forderte Lacroix strenge Maßregeln gegen die gesuchten Girondisten und die von ihnen angeregten Bewegungen; am folgenden Tage verlangte Buzot schon das Schaffot für sie, und am 13. ward auf die Nachricht vom Ausbruche der Insurrection im Departement Galtabois sogleich Buzot, die Seele der ganzen Bewegung in der Normandie, in Anklagezustand gesetzt. Bald darauf wurden auch Anklageverrete gegen Duchastel, Barbareux, Brissot und den General Bimpsien ertlassen, und am 24. Juni, dem Tage der Vollendung der neuen Verfassung, in Folge von Pétion's und Lanjuinais' Flucht aus Paris beschloffen, die in Paris jezt in Hausarrest gehaltenen verhafteten Girondisten in öffentliche Gefängnisse zu versetzen. Am 8. Juli hielt dann Et. Lutz im Convente eine Rede, in der er die angeblichen Verbrechen der Girondisten, alle auf eine Verschwörung zur Wiederherstellung des Königthums hinauslaufend, aufzählte und darauf antrug, die geflohenen sämtlich zu achten und unter den Verhafteten die eigentlich Schuldigen von den Verirrten zu unterscheiden. Durch einen darauf erfolgenden Conventbeschluss wurden Buzot, Barbareux, Gorsas, Lanjuinais, Colles, Louvet, Pétion, Bireteau, Vergoring für Feinde des Vaterlandes erklärt; Genonné, Guadet, Vergniaud, Gordin und Mollevaut aber in Anklagestand versetzt, und am 11. Juli die Verhaftung Condorcet's, der eine Schrift über das Verfahren gegen die Girondisten verfasst, angeordnet. Schäfer wurde das Verfahren gegen die Girondisten nach Robespierre's am 27. Juli stattgefundenem Eintritte in den einigen Wochen vorher mit ganz neuen Mitgliefern, entschiedenen Bewegungsmännern, besetzten Wohlfahrtsausschuß. Schon am 28. Juli wurde die Achtung von 20 geflohenen Girondisten (außer den obengenan-

ten als Vaterlandsverräter erklärten nun noch Chafet, Chamden, Eiden, Balady, Desfermont, Kerollégon, D. Larivière, Rabaut St.-Etienne, Lafage, Cussy und Melan) ausgesprochen. Nachdem dann am 5. Sept. die neue Organisation des Revolutionstribunals, um ihm vermehrte Wirksamkeit zu verliehen, erfolgt war, wurde unverzüglich beschloffen, daß Brissot, Vergniaud, Genonné, Glaviere und Lebrun ihm zu übergeben seien. Als endlich am 1. Oct. die Jacobiner in Masse und Commissäre der Sectionen im Convente erschienen und die Bekrafung der verhafteten Girondisten forberten, wurde die ganze Angelegenheit dem Wohlfahrtsausschuße überwiesen, in dessen Namen Amar am 3. Oct. die Anklageacte vortrug.

Die von Amar verlesene Anklageacte ging noch über die Liste der proscribirten Zweihundzwanzig und der Zwölfercommission hinaus, indem sie sich auch auf eine Menge anderer, meistens schon verhafteter Girondisten, wie Mazuyer und Condorcet u., erstreckte und die Zahl der Angeklagten auf 42 brachte, die dem Revolutionstribunale zugewiesen wurden. Außer diesen beantragte die Acte auch die Verhaftung von 73 andern Conventdeputirten von der rechten Seite, welche den Protest vom 6. Juni gegen die Vergänge des 31. Mai und 2. Juni unterzeichnet hatten. Mehrere der erattirten Mitglieder des Berges verlangten, das letztere ebenfalls ohne Weiteres in Anklagestand versetzt würden; allein Robespierre, der dabei nicht ohne hinterhältige Nebengedanken sein mochte, indem er tiefe Verrücktheit für sich zu gewinnen dachte, um sich auf sie gegen die Ueberbrannten seiner eigenen Partei zu stützen, widersetzte sich dem, und so blieb es bei dem ursprünglichen Antrage Amar's. Die Dreihundertzeng begaben sich ohne Weiteres an die Schranken der Versammlung, um sich verhaften zu lassen.

Am 24. Oct., acht Tage nach der Hinrichtung der Königin, begann der Proceß der angeklagten Girondisten vor dem Revolutionstribunal, nachdem schon zwei der aus ihrer Mitte Geächteten, deren man habhaft geworden, Gorsas und Bireteau guillotiniert worden waren, der erstere am 8., der andere am 20. Oct. Die Anklageacte gegen sie war, ganz ähnlich der gegen den König und die Königin, ein aus wüthigen Tönen und sophistisch und hinterlistig aus dem Thun und Lassen der Partei herausgefolgerten und herausgedichteten: Motiven, Absichten, Tendenzen und Handlungen zusammengefügtes Gewebe von Verschuldigungen, das ohne alle innere Haltbarkeit war und nur den einzigen Zweck hatte, das Scheinbild einer weltläufigen Verschwörung aufzustellen, in der das ganze Thun und Treiben der Girondisten mit der Endabsicht der Erregung des Bürgerkriegs ausgeht. Die Liste der Anschuldigungen begann schon mit ihrem Benehmen in der gesetzgebenden Versammlung, wo ihnen Mäßigkeit und Langsamkeit in der Bekämpfung der königlichen Gewalt, Widerstreben gegen die am 10. Aug. zur Ausführung gelangten revolutionären Entwürfe, ihr darauf folgender Kampf gegen die Bestrebungen des Gemeinderaths, ihre Ver-

dammung des Septembermorde, noch mehr aber ihr Verfahren in Betreff der äußeren Politik, besonders in Betreibung des Kriegs, zum Vorwurfe gemacht wurde, unter dem offenbaren Verbrechen und Eitelungen aller Art, besonders in Betreff ihres Verhältnisses zu La Fayette und ihrer angeblichen Pläne mit dem Herzoge von Braunschwieg. Weiter wurde ihnen die Vertheidigung der Appellation ans Volk im Proceß des Königs, ihre Opposition gegen die vielen vom Berge im Convente in Vorschlag gebrachten revolutionären Maßregeln, das Bemühen sich eine bewaffnete Macht aus den Departements zu bilden, die Beschüßung der Minister Chambonas, Clavière und Lebrun, ihre Politik gegenüber England und dem Herzoge von Coburg in den Niederlanden, ihr Bestreben in der Zwölfercommission eine der revolutionären Entwicklung Widerstand leistende Behörde zu gründen, namentlich aber die von ihren Meinungsgegnern nach dem 2. Juni in den Departements erregten Aufrände als Verbrechen anzurechnen; denn obwohl die vor Gericht stehenden Girondisten nicht an den letztern Theil nehmen können, so wurden sie dennoch der moralischen Mißthat geschieden, weil sie gedacht und gesprochen wie die Aufräufischen und mit ihnen in brieflichen Verkehr gestanden. Abgesehen von den ganz directen Lügen, deren man sich gegen die Angeklagten bediente, wie in Behauptung ihrer Mißthat an dem Verbrechen und dem Verathe Dumouriez', an dem Aufstande in der Vendée und an den Plänen und Intriguen des Herzogs von Orleans, wie ferner in der Behauptung von einer Mißthatschenschaft an der (während ihrer Verhaftung geschehenen) Ermordung Marat's; abgesehen ferner von den Tendenzlügen, durch die sie der Verleumdung des „gesunden“ Theils des Nationalconvents, der Verderbung der öffentlichen Meinung u. dgl. beschuldigt wurden, ging die Lektüre der Anklage besonders dahin, aus ihrem Parteitreiben, aus ihren Zusammenkünften und Berathungen, besonders bei Roland und später bei Valazé, aus der persönlichen Freundschaft, welche die meisten unter einander verknüpfte, aus der Uebereinstimmung ihrer Meinungen u. dgl. tendenziöse Argumente für ihre Strafbarkeit auszusagen.

Gegenüber diesem Gewebe von Lügen und Schreigründen schlugen die angeklagten Girondisten, verführt durch das eitle Vertrauen auf die Wirkksamkeit ihrer Verleumdung, die sie doch schon nur zu oft schmachlich getäuscht hatte, in ihrer Vertheidigung den verstecktesten Weg ein, indem sie sich auf Widerlegung dieser Anschuldigungen und auf den Beweis einließen, daß sie echte, gute, ja bessere Republikaner als die vom Berge seien. War es beschränkter republikanischer Doctrinarismus und Mangel an aller Einsicht in die wahre Lage der Dinge, oder thörichte eigensinnige Herrantheit in den einmal eingeschlagenen Weg, oder die falsche Scham nicht mit ihrer Vergangenheit brechen zu wollen, oder feiges Rückwärtsweichen vor einem entscheidenden Entschlusse oder eine Mißgunst von dem Allen, was sie hinderte, auf eine folgere und würdigere Weise sich zu vertheidigen?

Statt dessen ließen sich die Angeklagten auf advocatistische Deductionen und Argumentationen ein, suchten das Eine zu leugnen, das Andere zu verschweigen, wieder Andere zu verdrängen. Dem wurden von der Anklage die Aussagen der Zeugen, Pache, Chaumette, Hebert, Destrournelles und Gabet entgegengehalten, von denen der Folgende den Vorhergehenden immer an Falschheit, Bosheit und Erfindungskunst zu überbieten suchte. Da indeß allen diesen Aussagen sich ebensoviele wenig ein positiver beschwerendes Factum ergab, als aus den Anschuldigungen der Anklageacte, und man den Angeklagten nur ihre Gesinnungen und Meinungen zum Vorwurfe machen konnte, so glaubten diese durch das unendliche Zugähndnis viel zu gewinnen, daß ihre Meinungen nur Irrthümer, die doch erlaubt wären, seien, was aus daraus hervorgehe, daß sie Nichts weniger als übereinstimmend unter einander gewesen wären. Gleichsam um den Mangel an Uebereinstimmung ihrer Meinungen auch durch den Mangel an übereinstimmender Haltung in ihrer Vertheidigung zu bereifen, fand es der Eine nicht unter seiner Würde zu seiner Vertheidigung anzuführen, daß er nicht für die Verurteilung ans Volk gewesen sei; ein Anderer, daß er nicht für die Departementsgarde gestimmt habe; ein Dritter, daß er nicht der Ansicht der Bröis und nicht für die Verhaftung von Chaumette und Hebert gewesen sei. Ja Boileau ging in seiner Erbärmlichkeit so weit, eine Verschwörung gegen die Einheit und Untheilbarkeit der Republik zu denunciren, ihre Verurteilung zu verlangen und sich als Anhänger des Berges zu erklären, und Garbier war so schwach, die Zwölfercommission völlig zu verleugnen. Wenn nun auch Genfonné, Brissot, Vergniaud und besonders Valazé durch mehr Uebereinstimmung und eine würdigere Haltung sich auszeichneten, und wieder ihre Meinungen noch ihre Gesinnungen verleugneten, so gewannen sie durch die geschickteste Vertheidigung ihrer Handlungsweise doch immer auch nicht das geringste Resultat für ihre Errichtung. Denn als die glänzende Vertheidigung Vergniaud's tiefen Eindruck auf die Zuhörer gemacht hatte, als die Stimmung der Umstehenden weicher und den Angeklagten günstiger zu werden anfing, beiläufig sich die Jacobiner dem Schauspiel schnell ein Ende zu machen, indem sie am 29. Oct. durch eine Deputation vom Convente verlangten, den Proceß als revolutionär ohne ausführliches Zeugenverhör und ohne Vertheidigung behandeln und das Urtheil sprechen zu lassen, sobald die Geschworenen sich für genugsam unterrichtet erklärten. Auf Robespierre's Vertrieh wurde diesem Verlangen vom Convente sogleich durch einen Beschluß entsprochen und außerdem noch entschieden, daß das Tribunal jetzt auch förmlich den Titel als „Revolutionstribunal“ führen solle. Schon am folgenden Tage, den 30. Oct., machten die Geschworenen des Tribunals von ihrer neuen Befugnis Gebrauch und verlangten den Schluß der Gerichtsverhandlungen. Gegen Mitternacht desselben Tages ward von ihnen das Urtheil gesprochen, das für Brissot, Vergniaud, Genfonné, Duperré, Valazé, J. B. Ducos, Boyer-Fonfrede, Lafourer, Duchatel,

Lehardy, Bolcau, Bigle, Garbier, Mainville, Lacaze, Duprat, Antiboal, Garra, Fauchet und Sillery (dem Freunde des Herzogs von Orleans, der sich seit der Hinrichtung des Königs von ihm getrennt und es in der letzten Zeit mit den Girondisten gehalten hatte) auf den Tod lautete. Die Verurtheilten, unter denen zwar nach Anhörung des Urtheils Anfangs eine heftige Bewegung sich bemerklich machte, die sich in den verschiedenartigsten Aeusserungen, partheiischen wie gemüthlichen, profaischen wie entbuschaftlichen ausdrückte, saßen sich doch bald und ergaben sich in ihr Schicksal. Nur Palazé, der heimlich einen Dolch bewahrt hatte, erstach sich mitten im Gerichtssaal. Mit gebäffiger Gemeinheit entschied der Gerichtshof, daß der Leichnam desselben auf einem Karren mit den Verurtheilten zum Schaffote geschleppt werden sollte. In den großen Saal der Conciergerie zurückgeführt, verbrachten die Verurtheilten die Nacht ziemlich geräuschvoll gemeinschaftlich im Gesang und mit Gesprächen, die, je nach dem Charakter der Einzelnen, bald mit erkünstelten frivolen Witten nach echt französischer Art die drückende Schwere des Augenblicks zu überbieten suchten, wie die jüngeren der Verurtheilten, Mainville, Duchatel, Ducoz und Jonfrède — bald in Nachahmung Sokratischer Weise im höchsten desolatorischen Pathos die gemüthlichen Gedanken und Gefühle philosophisch-schönrednerischer Halbbildung über die höchsten Interessen der Menschheit und die letzten Dinge zum Vorschein gaben, wie namentlich Vergniaud — bald in gemeinsamer Weise dem Ernste der Lage Rechnung trugen, wie Brissot, Gensonné und die Aelteren. Erwähnenswerth von allen diesen verschiedenen Aeusserungen ist nur ein Wort Vergniaud's, weil es zeigt, daß der Ernst des Schicksals selbst den rhetorischsten Charakter von seinen Illusionen zurückgebracht und der ungeschminkten Wahrheit zugänglich gemacht hatte. „Meine Freunde“ — sagte er, — „indem wir den Raum verstopfen, haben wir ihn getödtet. Er war zu alt. Nothopiere haut ihn um. Wird er glücklicher sein als wir? Nein. Dieser Boden ist zu leicht, um den Wurzeln bürgerlicher Freiheit Nahrung zu geben; dieses Volk ist zu kindisch, um selbst seine Gesetze zu handhaben, ehe sich zu vermannen. Es wird zu seinen Königen zurückkommen, wie das Kind wieder nach seiner Kinderkammer zurückgreift. Wir haben uns in der Zeit getäuscht, indem wir für die Freiheit lebten und starben; wir glaubten uns in Rom und waren in Paris.“ Vergniaud hatte übrigens Gift bei sich, das er, um mit seinen Freunden gemeinschaftlich den Tod zu erleiden, wegworf. Nur bei Wenigen regte sich das Bedürfnis religiöser Trost, wie bei dem reformirten Geistlichen Lefaurer, dem Bischof Fauchet und Sillery. Am Morgen des 31. Dec. wurden sie auf Karren zum Schaffote gebracht, der Leichnam Palazé's auf demselben. Unter dem Gesänge der Marschälle langten sie daselbst an und bestiegen mutig das Blutgerüst. Sillery war der erste, dessen Kopf unter der Guillotine fiel; mit ruhigem Ernste und männlicher Würde empfing er den Todesstreich. Alle folgten ihm auf gleich würdige Weise, und

den Reihen schloß Vergniaud, der auch in diesem letzten Augenblicke die affectirten classischen Reminiscenzen nicht hatte lassen können, indem er zu einem seiner Todesgenossen, dem Arzte Lehardy, in gemachtem Witz äußerte: „Doctor, opfere dem Aschfuss 20 Hähne; alle deine Kranken sind geheilt,“ und dann dem Hentzer empfahl, „den Rest der Schale dem schönen Kritias zu überbringen.“ In nicht länger als einer halben Stunde war die Hinrichtung von sämmtlichen 31 Verurtheilten vollzogen.

So hatte die Gironde das Schicksal ereilt, von dem man würde sagen können, sie habe es für ihre politischen Sünden verdient, wenn sie es nicht gerade hauptsächlich deshalb erlitten hätte, weil sie nicht zu der politischen Schuld, die sie mit der Gewaltpartei theilte, auch noch die moralische fügen wollte, welche das Andenken dieser für immer brandmarkte.

Daß sie trotz aller politischen Leidenschaft und alles persönlichen Ehrgeizes, die auch sie befehlten und die nebst einer einsichtigen, einsichtlosen, niemals aber erheuchelten Freideutigkeit die Haupttriebfedern ihrer Handlungsgreise waren, immer bei allen ihren sonstigen Verirrungen und sittlichen Mängeln das Gefühl für das Reimnensschliche, den Sinn für das Höhere, Edlere, Reinerer im Menschen bewahrten, und lieber den Tod erlitten, als ihm untreu wurden, daß sich ihnen die persönliche Sühne für die viele politische Schuld, die sie auf sich geladen, und für die mannichfachen Schritte und Schwächen, mit denen sie, namentlich in der Zeit ihres Glanzes, ihren edlern Kern verdunkelt hatten. Potius mori quam foedari hatte Vergniaud auf die Mauern seines Kerkers geschrieben, und damit aufs Prägnanteste und Edelste den specifischen Unterschied bezeichnet, der zwischen ihrem Patriotismus und dem ihrer Gegner bestand.

Mit der Masseneccution der Einundzwanzig war die Reihe der Hinrichtungen der Girondisten und ihrer Anhänger noch nicht beendet. Zunächst erlitt das Schicksal die bereits seit Ende Juli's verhaftete Madame Roland, welche am 10. Nov. hingerichtet wurde und in ihrem Proceß sowohl wie bei ihrem Todesgange ihre Charaktereigenschaften, ihre schwärmerischen Pathos wie ihren Muth, ihre unweibliche Selbstgibt wie ihren weiblichen Sinn für Repräsentation, ihren hohen Geist wie ihr sittliches Gefühl in eminenter Weise documentirte. Als ihr Gemahl, der sich nach Rouen geflüchtet hatte, ihren Tod vernahm, verließ er seinen Zufluchtsort und entkleidete sich auf der Straß nach Paris; man fand ihn am 16. Nov. mit einem Degen in der Brust, in den er sich, ihn gegen einen Baum stemmend, gerannt hatte. Am 21. Nov. wurde der girondistische Journalist Girou-Dupré guillotiniert, und am 5. Dec. Kersaint und Rabaut St.-Etienne, zwei der edelsten und reinsten Charaktere unter den Girondisten, von denen jener gleich nach der Verurtheilung des Königs aus dem Convente getrieben war, nachdem er demselben einen Abschiedsbrief geschrieben hatte, in dem er erklärte, daß er nicht unter Blutmenschen sitzen wolle. Dieser, bekanntlich zu den am 2. Juni Proscribirten gehörig, hatte nach

längerem Umherirren auf seiner Flucht ein Versteck in Paris gefunden, wo ihn sein und seiner Gattin Vertrauen zu einem Conventsmitgliede verrückte; letztere kürzte sich aus Verweisung darüber nach seiner Hingerichtung in einen Brunnen. Am 28. Dec. ward der frühere Minister Lebrun, dessen man habhaft geworden war, hingerichtet, während sein schon früher verhafteter Colleague Clavière sich selbst den Tod im Gefängnisse gab. Ebenso suchte und fand Robespierre den Tod im Meere, als Marfelle sich unterwarf. Condorcet hielt sich bis zum März 1794 in Paris verborgen, das er, um seine Aufenthaltgeberin nicht zu gefährden, dann verließ, jedoch bald verhaftet und ins Gefängniß geworfen wurde, wo er sich am 27. März durch Gift den Tod gab. Guadet, Solles, Barbaroux, Pétion und Bazot blieben lange zu St. Emilion bei Bordeaux versteckt, wo die drei ersten erst spät aufgefunden und am 6. Juli 1794 hingerichtet wurden. Am Tage darauf fand man die Leichen der beiden letztern auf einem benachbarten Feste, wo sie wahrscheinlich selbst ihrem Leben ein Ende gemacht hatten. Die übrigen verurtheilten Girondisten entgingen der Verhaftung in verschiedenen Verstecken und auf mannichfachen Wegen der Flucht. Erst der Umschwerung, welchen der 27. Juli 1794 (9. Thermidor) und seine weiteren Folgen in die Angelegenheiten Frankreichs brachte, führte auch für sie wie für die 73 wegen des Proteßes Verhafteten eine Wendung zum Bessern herbei. Zuerst wurde, am 8. Dec., die Freilassung der letztern und ihre Wiederaufnahme in den Convent von diesem beschloßen; aber erst im März des folgenden Jahres fand die Rückberufung der Proscribirten statt, durch die Leveur, Ténard, Méllan, Lanjuinais, Lefage, Kervillan, H. Variolère u. d. Dessenlichkeit wiederausgerufen wurden. Obgleich durch den Eintritt so vieler Männer der Rechten die Farbe des Convents wesentlich geändert und die begonnene Reaction gegen die anarchische Partei sehr gefördert ward, Einzelne auch, wie namentlich Lanjuinais, nicht ohne Einfluß in den Gang der Ereignisse einzutreffen, so kann doch nicht mehr als ein erneuertes Auftreten der ehemaligen Girondapartei als solcher betrachtet werden; diese hatte mit dem 2. Juni 1793 ihr parlamentarisches Ende gefunden, und was von ihr am Leben blieb und späterhin wieder sich geltend machte, ging in andern Parteiverhältnissen auf.

Die hauptsächlichsten Werke und Quellen zur Geschichte der Girondisten sind folgende: das große Sammelwerk von Buches und Reux „Histoire parlementaire de la révolution française; die Geschichte der französischen Revolution von Bertrand de Molleville, Louisaugon, Thiers, Mignet, Wachsmuth, Sybel; die „Geschichte der Staatsveränderungen in Frankreich“ v. Lamartine's romanhafte „Histoire des Girondins;“ Barant's „Histoire de la convention nationale;“ die „Considérations“ der Frau v. Staël; Anken's des Lafanette's, nebst des letztern Memoiren; die Memoiren der Madame Roland und Schloffer's Aufsatz über dieselbe im „Archiv“ 1. Bd.; ferner die Memoiren der Frau v. Campan, von Weber, Baublane, Ferritès,

Durand de Mailane, Dumouriez, Criffot, Barbaroux, Riouffe, Mailan u. (Dr. F. Abel.)

GIRONI (Abbe Robustiano), Archäolog und Bibliograph, geb. den 24. Oct. 1769 in dem Dorfe Gorgonzola bei Mailand. Seine Studien machte er in dem erzbischöflichen Seminare und zeichnete sich durch Talent und Eifer aus. Nach Empfang der geistlichen Weihen trat er in die Congregation der Oblaten von St. Ambrosius und St. Karl; beide Schritte that er in Gemeinschaft mit dem nachmaligen Cardinale Angelo Mai, der auf die Fortführung seiner Studien großen Einfluß auf ihn gewann. Zunächst ward er von seinen Oberen mit dem Lehrstuhle der Rhetorik am Gymnasium zu Gorka im Mailändischen betraut; als durch den Einfluß der Revolution im J. 1796 das Gymnasium aufgelöst ward, erhielt Gironi eine Anstellung an der Bibliothek der Brera zu Mailand als Unterbibliothekar, wie sie seiner Reizung besonders zusagte. Denn durch die Umstellung dieser reichen Bibliothek und besonders auch durch ihre Manuscriptensammlungen ward er in eine umfassende Bücherkenntniß eingeführt und er hatte seine feste Lebensrichtung gefunden. Später, als sich die österreichische Herrschaft in der Lombardei vom Jahre 1814 an befestigt hatte, ward er zum Oberbibliothekar an der Brera, der er bereits eine so lange Reihe von Jahren gedient hatte, befördert, mit dem Titel eines kaiserlichen Rathes ausgezeichnet und mit dem Orden der eisernen Krone decorirt. Er genoß das volle Vertrauen der österreichischen Regierung und ruhte sich auch unter den damals sehr schwierigen Verhältnissen desselben fleißig werth zu erhalten. Ihm ward die Redaction der Biblioteca italiana, der einzigen Zeitschrift, die damals erlaubt war, übertragen, nachdem der bisherige Herausgeber Acerbi als österreichischer Generalkonsul nach Alexandria versetzt worden war, und Gironi benutzte sie zu wichtigen bibliographischen Erörterungen. Dahin gehörte z. B. in Nr. 76 der gedachten Zeitschrift vom Jahre 1834 seine treffliche Abhandlung über den wahren Verfasser des Buchleins: De imitatione Christi, hauptsächlich auf Grund des de Advocatis'schen Codex aus dem 13. Jahrh., in der Brera vorfindlich. In die de Gregorj'sche Aufgabe der erwähnten altesten Schrift Par. 1835. 18. ist jene Abhandlung wieder aufgenommen worden. Die österreichische Regierung ließ sich von ihrer Organisation an alle Schriften, die in der Lombardie gedruckt werden sollten, nach Wien zur Begutachtung und Censur einsenden und sich lange Zeit, trotz wiederholter Reclamationen, von diesem Verfahren nicht abbringen. Aus eigener Bewegung ernannte sie endlich Gironi in dieser Richtung zu ihrem Stellvertreter und mit seltener Gewandtheit mußte er seine Verantwortlichkeit mit den oft stürmischen Prätenationen der betreffenden Autoren, sowie mit den erforderlichen Interessen des allgemeinen Besten in Einklang zu bringen. Als Mitglied der Akademie der schönen Künste und des lombardischen Instituts pflegte er bei den meisten Sitzungen Vorlesungen zu halten, welche auszugeweiht in die Reichthümerberichte jener Corporationen aufgenommen wurden. Er

starb am 1. April 1838 zu Mailand und hatte den gelehrten Rossi zu seinem Nachfolger. Gironi's antiquarische Abhandlungen: *Saggio intorno all'architettura dei Greci* (Milan 1821. 4.); *S. intorno alle costumanze dei Greci* (ibid. 1823. 4.); — *alle danze d. Gr.* (ibid. 1824. 4.); — *alla musica d. Gr.* (ibid. 1824. 4.); — *sul teatro d. Gr.* (ibid. eod. 4.), sämtlich mit mehreren oder wenigen Kupferstichen geziert, gehören zu den literarischen Seltenheiten, da er sie in der Regel nur in 30 Exemplaren abgeben ließ. Auch für Ferrario's Prachtwerk: *Il costume antico e moderno etc.* (Milan 1815 ss.), lieferte er für die Rubrik der Griechen den Text. In Aufstellung von Inschriften und Votivtafeln war er ein Muster und selbst Gelegenheitsgedichten wußte er bleibenden Werth mitzugeben. In diese Rubrik gehören z. B. seine: *Le Nozze dei Greci descritte e pubblicate in occasione del santissimo matrimonio di Vassalli e Ricci* (Mil. 1818. 4., mit 8 Kupfern). Er bestritt sich wesentlich an der von den mailändischen Buchhändlern Sicca und Zusi veranstalteten Collezione dei classici italiani, die es in jeder ihrer beiden Serien zu einer ansehnlichen Bändzahl brachte, sowie er zu der Pinacoteca del Palazzo reale delle scienze e dell'arti di Milano pubblicata da Michele Bisi incisore (Mil. 1812. 4.) den erläuternden Text lieferte. Seine für Schulzwecke bestimmten *Elementi dei doveri del uomo etc.* (Mil. 1813. 8.) und seine *Scelta di novelle di più eleganti scrittori italiani ad uso della gioventù* (Mil. 1818. 8. 3 Vol.) haben durch wiederholte Auflagen festen Fuß in den italienischen Gymnasien und Schulen gewonnen *). (J. E. Volbeding.)

GIRONNIERA. Mit diesem Namen belegte Gaudichaud eine zu der natürlichen Familie der Ebstiden gehörige, im tropischen Theile Ostindiens einheimische Pflanzengattung, deren Mitglieder wahrscheinlich zweihäufig, jedenfalls distichische Blüten besitzen. Die viertheilige Blütenhülle der männlichen Blüthe hat abgerundete, in der Knospenlage dachziegelförmig übereinanderliegende Zipfel und beherbergt vier Staubgefäße. Die Blütenhülle der weiblichen Blüthe ist jener der männlichen gleich, aber größer. Die Röhre ist trocken, linsenförmig, angedrückt-strigellohaarig und von der stehbleibenden Blütenhülle umgeben. Die beiden Griffel sind am Grunde auf eine kurze Strecke vereinigt, übrigens fadenförmig, lang, ihrer ganzen Länge nach mit warzenähnlichen, haarförmigen Narben bedeckt und bleiben stehen.

Die zu dieser Gattung gehörigen Arten bestehen aus dornenlosen Sträuchern (vielleicht auch Bäumen) mit ganzrandigen oder fein-gezähnelten Blättern, freien, ziemlich großen, das endständige, sehr dicht seidenartig-behaarte Knospenblatt Anfangs einschließenden, später abfallenden Nebenblättern, sehr kleinen, in Ährenreihen stehenden männlichen Blüten und größeren, in einer zusammengezagten, sehr dicht ästigen oder etwas led-

ren sternblüthigen, fast ehensträußigen Traugelbe befindlichen weiblichen Blüten.

Vier Arten sind aus dieser Gattung bekannt, nämlich:

1) *Gironniera parvifolia Planchon.* Die Ästchen, Blattstiele, Nebenblätter und die Nerven auf der Unterseite des Blattes sind dicht angedrückt strigellohaarig; die Blätter lanzettlich, zugespitzt, an beiden Enden spitz, nach der Spitze schwach ausgerundet-gezähnt, übrigens fast ganzrandig, ziemlich zahl, glatt, glänzend; die meisten (3—4) Fruchtknoten stehen in einer lockeren, das Blatt an Länge nicht ganz erreichenden Traube, das unterste Fruchtknoten ist achselständig, das obere lang gestielt; die Narben sind fadenförmig und 5—6 Mal und darüber länger als die linsenförmige, etwas schiefe Röhre. Sie wächst auf der Halbinsel Malacca in Hinterindien.

2) *Gironniera nervosa Planchon.* Die jungen Knospen und Blattstiele sind sehr dicht goldgelb-seidenhaarig; die Blätter sind lanzettlich, zugespitzt, am Grunde ungleichseitig, auf der Unterseite zwischen den vorstehenden, angedrückt-behaarten Nerven weichhaarig; die weiblichen Ähren sind kurz und einfach; die Röhre ist angedrückt-strigellohaarig. — Hierher gehört *Antidesma nervosum Wallich.* Sie wächst auf der Insel Penang und in Malacca.

3) *Gironniera subaequalis Planchon.* Die jungen Knospen, Blattstiele und Nerven auf der Unterseite der Blätter sind angedrückt-behaart; die Blätter sind am Grunde nur sehr wenig oder kaum ungleichseitig, an der Spitze zugespitzt, auf der Unterseite mit Ausnahme der Nerven ziemlich zahl; die wenigblüthigen weiblichen Trauben sind ährenförmig; die linsenförmigen, angedrückt-strigellohaarigen Röhre haben an der Spitze einen kurzen griffelartigen Schnabel; die Narben sind fast dreimal länger als die Röhre. — Von dieser Art unterscheidet Planchon zwei Varietäten:

a) *javanica* mit langen, halbhäbenden, zerstreuten und untermischten, kurzen, angedrückten Haaren an den Ästen und Blattstielen und einem kaum eine Linie langen Fruchtschischgen;

b) *zeylanica* mit nur angedrückten Haaren an den Ästen und Blattstielen und einem äußerst kurzen Fruchtschischgen. Die erste Varietät kommt aus Java, die zweite aus Ceylon vor, wie schon die Namen andeuten.

4) *Gironniera celtidifolia Gaudichaud.* Die Blätter sind groß, länglich, kurz-zugespitzt, am Grunde tief-herzförmig, am Rande zurückgerollt und entfernt gezähnt, auf der Unterseite an den Nerven strigellohaarig; die kleinen Röhre stehen in einer dichten, gedrängten Traugelbe. Sie wächst auf der zu den Philippinen gehörigen Insel Luzon. (Garcke.)

GIRONS (St.) Stadt im Departement der Ardenne, Provinz Loth in Frankreich, am Flusse Salat, Hauptort eines Friedensgerichts, mit 1000 Einwohnern, im Gange schlecht gebaut, Wollen- und Eisenwaarenfabriken. Die Verbindung der Flüsse Salat und Esz und die Durchkreuzung von vier großen Hauptstraßen

*) Bergh. Rosel, *Eligio di Roberto Girani* (Mil. 1838. 4.) *Biogr. univ.* (nouv. édit.) Tom. XVI. p. 591. 592.

ist dem Handel und der Industrie der Stadt günstig, daher auch eine starke Verbindung mit Spanien, namentlich Viehhandel bedeutend. (H. E. Hüssler.)

GIROULT (Etienne), dem Königthume zugehöriger Deputirter der französischen Nationalversammlung von 1792, im J. 1756 zu Châtneuf-le-Château bei Villedieu geboren, angehörig einer alten angesehenen Familie. Er machte seine Universitätsstudien in Caen und war in seinem 22. Jahre bereits Advocat am Parlamente zu Rouen, wo ihn namentlich Thourat zu fesseln suchte. Die Liebe zur Literatur führte Giroult aber nach Paris, wo er sich niederzulassen gedachte. Bei den ersten Stürmen, die den Thron des Königs umbrachten, riefen ihn die Seinigen zu sich zurück; aber er gehörte ihnen nur noch kurze Zeit. Durch das Vertrauen seiner Mitbürger vom Departement de la Manche in die Nationalversammlung gewählt, nahm er sofort eine bedeutende Stellung ein; sein Werk war die standhafte Abweisung der Deputirten seines Departements gegen die Vorschreitungen der Nationalversammlung, und ihr Wunsch, dem Königthume nützlich zu sein. Aber der mehr und mehr vereinsamende Thron wankte schon und stürzte endlich am 10. Aug. 1792 zusammen. Seinen Grundfäden getreu hielt er den Jacobinern tapfer Widerpart; bald blieb ihm Nichts übrig als die Flucht. Er zog sich, gestrichen aus der Liste der Vertretter und geachtet, in das Departement de la Manche zurück; aber auch hier hatte sich die Gestalt der Dinge geändert. Le Garpentier, ein Blutwenschen, hatte durch seine Spürhunde von ihm Bitterung bekommen, und verfolgte ihn von Asyl zu Asyl. Giroult hatte sich in die Klosterkirche von Mesnil-Garnier geflüchtet; auch hier verathen, sah er die Kirche von Gensdarmen umringt und suchte auf dem Thurme ein Versteck. Ein morscher Balken brach unter seinen Füßen; er stürzte aus schwindelnder Höhe herab; zerschmettert ward er in ein benachbartes Haus getragen und starb wenige Stunden später, am 10. Dec. 1793. (J. E. Volbeding.)

GIROULT (François), geb. am 9. April 1738 zu Paris, verlor schon im dritten Jahre seinen Vater. Früh entwickelte sich sein Talent und seine Neigung zur Musik. In dem Schullegium der Kirche Notre-Dame erhielt er in dieser Kunst Unterricht von dem Kapellmeister Homet, später von Goulet. In seinem 19. Jahre (1757) erhielt er die Stelle eines Musikdirectors am Grand Théâtre. Einer von ihm componirten Motette ward unter mehreren, die an d'Auvergne, den Director der Concerts spirituels, eingesandt wurden, der Preis zuerkannt. Giroult empfing eine wertvolle silberne Medaille. Im J. 1769 erhielt er die Stelle eines Musikdirectors bei den Innocens zu Paris, und 1775 ward er königl. Kapellmeister zu Versailles. Der Ausbruch der französischen Revolution gab seinen Lebensverhältnissen eine ungünstige Wendung. Nach der Gesangsnachnahme Ludwigs XVI. ward die Kapelle zu Versailles aufgehoben, und Giroult verlor die bisher von ihm bekleidete Stelle. Das ihm übertragene Amt eines Schlossverwalters zu Versailles entschädigte ihn nur schwach für

seinen Verlust. Der französischen Nation empfahl er sich durch einige für sie componirte Bürgergesänge (Chansons des Citoyens) zu den Decaden und andern Festen. Auch einen Theil der von Thomas gedichteten Ode sur le tems und die schönsten Stellen aus seiner Adresse au peuple setzte er in Musik. Aber weder sein Talent, noch seine Anteilnahme konnten ihn vor dem Loos der Dürftigkeit schützen. Noch das Jahr vor seinem Tode (1799) verkaufte er zu Versailles Milch und Honig. Er starb dort 1800, gekrönt als einer der vorzüglichsten Kirchencomponisten der damaligen Zeit. Den fast ungetheilten Beifall der Kenner erwarben sich seine Motetten. Er soll 40 geschrieben haben*.)

(Heinrich Döring.)

GIROUST (Jacques), Jesuit, geboren im J. 1624 in Neaufort in der Grafschaft Anjou, von seinem 15. Jahre an Jüngling der Jesuiten. Nachdem er die verschiedenen Abfassungen des Unterrichtes durchgemacht hatte, entschied er sich für die Kanzel und ward einer der geachteten Missionsprediger seines Ordens. Seine einfache Manier, die oft bis in Nachlässigkeiten ausartete, zog die Zuhörer unwillkürlich an und hielt sie fest, und seine unübertreffliche äußere Bedachtsamkeit machte ihn stets seiner Erfolge sicher. Er predigte stets ohne Concept, nur nach scharfen Meditationen über die Hauptpunkte und überließ sich dann den Eingebungen des Augenblicks. Als ihn ein Schlaganfall, der seine Füße gänzlich lähmte, am Besorgen der Kanzel hinderte, wußte er sich als Seelsorger ebenso beliebt, fast als gekrönt zu machen, da er eine wunderbare Menschenkenntniß entwickelte und gewissermaßen das Innere der Menschen von ihrem Gesichte ablas. Er starb zu Paris den 29. Juli 1689. Pater Bretonneau gab von ihm Sermons (Par. 1700. 3 vols.) und Sermons de l'aveu (Par. 1704.) heraus. Die letzteren hatten nach der Sitte der Advokaten- und Professorenprediger, welche gern ein allgemeines Thema in dieser geschlossenen Kirchenzeit durchführten, den Pêcheur sans excuse zu ihrem Gegenstande. Sie waren hauptsächlich denen lieb, die ihn noch gehört hatten und sich seiner Lebhaftigkeit auf der Kanzel erinnerten, während sie sonstige Leher weniger anogen und befriedigten und die Nachlässigkeiten ihrer Composition nicht genug zu verdecken wußten. (J. E. Volbeding.)

GIRS (Aegidius), ein schwedischer Geschichtschreiber. Von seinem Leben ist wenig bekannt; wahrscheinlich um 1580 in Södermanland geboren, besuchte er nach damaliger Sitte die Universitäten Rostock und Wittenberg und erwarb sich hier den Grad eines Magisters. Nach seiner Rückkehr im J. 1620 zum Pagenrath am Hofe Gustav Adolfs ernannt, behielt er dies Amt bis 1622; fünf Jahre später ließ ihn der König, welchem Girs' Anlagen und Befähigung einer erfolgs-

*) Vergl. La Borde, Kasai sur la musique. Gerber's biogr.-biograph. Verzeichn. der Tonkünstler. 1. Th. S. 510. Dessen Neues biogr.-biogr. Verzeichn. der Tonkünstler. 2. Th. S. 333. Caspers's Universallexikon der Tonkunst S. 349.

reicheren Thätigkeit werth schienen, in der Reichskanzlei und am unter Karl Eriksson Drenskierna verwalteten Reichsarchiv anstellen, wo es denn Girs' gelang, seine umfangreichen Sammlungen und Arbeiten für die Geschichte der Basaltförmige zu unternehmen. Im J. 1630 wurde er Secretair am schwedischen Hofgericht, 1635 Assessor detselben. Er starb gegen den Schluß des Jahres 1639. — Der Ruf Girs' beruht auf seinen beiden Chroniken, der einen von den Königen Gustav I. und Erik XIV., der andern von König Johan III. Beide Arbeiten erschienen erst nach seinem Tode, die erstere unter dem Titel: Gustaf I:s och Erik XIV:s Chronika oder beskreffne af Aeg. Girs, men nu nylygen med sijt öfversedde (Holmiae 1670. 4.), die andere von dem bekannten And. Ant. Siernman herausgegeben unter dem Titel: Johan III:s Chronika, utgifven af St. med historiska anmärkningar. (Stockholm 1745. 4.) So verdienstlich beide Werke durch die urkundliche Grundlage sind, tragen sie neben der losen, anfassenden Darstellung doch einen zu wenig objectiven Charakter, ja sogar eine hervortretende Parteilichkeit, namentlich in Rücksicht Johan's III., für welchen Girs in hohem Grade eingekommen war. — Außer diesen seinen Hauptwerken schrieb er ein kleines Werk, eine Art Adelspiegel, das seiner Zeit viel Aufsehen machte, und unter dem Titel erschien: De vera nobilitate, libellus pro felici omine et nomine illustri Svecorum collegio noviter apud Holmienses auspiciato consecratus, thiet är om san edelheet een lijten tractat, thiet nyys upprättade Riddarhuset eller Adelige Collegio uti Stockholm, till lyckönskning, föröm och ähre consecreret, och aff Aegidio Girsjo skrifven år 1627. (Holmiae 8.)

(Dr. Möbius.)

GIRSITER, nach der Textlesart (Ktib) I Sam. 27, 8 der Name eines canaanitischen Volkstammes in Südpalästina, welcher zusammen mit den Amalektern und Gethurtern von David und seinen Leuten besiegt wurde, während die Randlesart (Keri) dafür die Gesariter nennt. Die meisten Erklärer ziehen diese vor und bringen den Namen in Verbindung mit der Stadt Geser (vergl. d. Art.). Enowd hält, gestützt auf die LXX, welche nur das wahrscheinlich dem hebräischen Geschuri (vergl. den Art.) entsprechende Gasp haben, die Randlesart für eine alte Erklärung zu Geschuri. Die Textlesart bedeutet nach der Etymologie aus dem Arabischen — abgeleitet oder in einer öden Gegend wohnend. Vielleicht hängt, wie Gesenius will, der auch denselben Stamm führende Name des Berges Garizim damit aufammen. (Haarbrücker.)

GIRTANNER (Christoph), Arzt, Chemiker und politischer Schriftsteller, war am 7. Nov. 1760 in St. Gallen geboren, der Sohn eines Kaufmanns und Bankiers. Mit 20 Jahren bezog er die Universität Göttingen und schon 1783 vertheidigte er seine Doctor Dissertation: De terra calcareis, eruda et calcinata. Er ließ sich zunächst in seiner Vaterstadt als Arzt nieder, und

hier will er die Materialien zu seiner spätern Schrift über Kinderkrankheiten gesammelt haben, obwohl er nur kurze Zeit in St. Gallen blieb. Er bereiste nämlich alsbald verschiedene Theile der Schweiz, wobei er naturhistorische Beobachtungen, namentlich über den Steinbock und das Murmeltier, sammelte und in Weig's Magazin veröffentlichte, besuchte weiterhin das südliche Frankreich und Paris, was zu den Medicinischen Bemerkungen in Blumenbach's Bibliothek Veranlassung wurde, und begab sich endlich nach Greshbrunn, wo er namentlich in Edinburgh das Studium der Chemie wieder aufnahm. So kam er denn 1787 wiederum nach Göttingen zurück und begann hier die Ausarbeitung seines Werkes über die venereischen Krankheiten. Aber schon 1788 ging er von Neuem nach England und von da nach Holland und nach Paris, wo er bis zum wirklichen Ausbruch der französischen Revolution verweilte, deren Darstellung er sich fortan zur eigentlichen Aufgabe machte. Er war nämlich jetzt dafür entschieden, mit der Feder, die er so gewohnt zu führen mußte, seine künftige Stellung zu begründen, und 1790 ließ er sich bleibend in Göttingen nieder. Er erlangte bald einen Ruf als angesehenen politischer Schriftsteller, und schon 1793 wurde ihm die Ernennung zum herzoglich meiningenschen geheimen Hofrath zu Theil. Von einem Besuche seiner Verwandten und Freunde, wo er auch wieder die Folgen der französischen Revolution kennen lernte, kehrte er im November 1794 nach Göttingen zurück. Den ganzen Winter hindurch hatte er mit akademischen Anlässen zu kämpfen und am 10. Mai 1804 endete ein Streik sein Leben.

Nicht ohne Grund wird Girtanner von manchen Biographen eine Festigkeit des Charakters und eine große Halskarrigkeit zum Vorwurfe gemacht, die ihn selbst gegen deutsche Wahrheiten blind sein ließ, wie er denn z. B. beim Streite mit Hensler über den Ursprung der Syphilis trotz aller überzeugenden Gegenstände von seiner einmal gefaßten Ansicht nicht abbringen war. Als Darsteller der französischen Revolution verdient er gewiß auch Tadel, in sofern er nicht bloß die Handlungen und die Personen, sondern auch alle Folgen des weiterschütternden Ereignisses einer verwerfenden Kritik unterzog. Und wenn sich Girtanner in der Vorrede zu seinem sonst recht guten Buche über Kinderkrankheiten auf seine zahlreichen Beobachtungen auf diesem Gebiete beruft, so darf man bei unbefangener Betrachtung seines Lebenslaufes wol die Frage aufwerfen, wo ihm die vielfache Gelegenheit zu solchen Beobachtungen zu Theil geworden ist? Eine nicht immer unerwünschte Verlegung der Wahrheit soll aber nicht bloß hier, sondern auch in seinen historisch-politischen Darstellungen unterlaufen. In den Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutschen des 18. Jahrh. (Schneppenhol 1802.) S. 532 heißt es gradezu von Girtanner: „Schade, daß man ihm den Vorwurf machen kann, nicht ganz wahr gewesen zu sein, von eigenen

Erfahrungen oft gesprochen zu haben, die er nicht gemacht hatte, sich auf selbst angestellte Versuche oft berufen zu haben, die er erdichtet hatte.“

Girtanner's zahlreiche Schriften sind: Abhandlung über die venerische Krankheit. 1. Ab. (Göttingen 1788. 2. u. 3. Ab. Göttingen 1789.) Eine zweite Auflage des ganzen Werkes erschien 1793. Der erste Theil erschien auch noch besonders in dritter Auflage, mit Anmerkungen von L. G. G. Cappel. (Göttingen 1802.) Neue chemische Nomenclatur für die deutsche Sprache. (Gött. 1791.) Historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution. (Berlin 1791 bis 1795.) 13 Bände. Mit dieser Arbeit stehen dann in innigem Zusammenhange: Schilderung des häuslichen Lebens, des Charakters und der Regierung Ludwig's des Schützten. (Gött. 1793.) Denkwürdigkeiten des Generals Dumouriez, von ihm selbst geschrieben, mit Anmerkungen. (Gött. 1794.) 2 Bände. *Lettre au général Dumouriez.* (Gött. 1795.) Almanach der Revolutionscharaktere für das Jahr 1796. (Ghemnig.) — Physikalischer Almanach für das Jahr 1792. (Göttingen.) Anfangsgründe der antiplogistischen Chemie. (Gött. 1792. Zweite Aufl. Gött. 1795.) Politische Annalen. (Gött. 1793.) (Es erschienen von diesem politischen Journale monatlich 2 Hefte; dasselbe erhielt sich aber nur zwei Jahre lang, 1793 u. 1794.) Abhandlung über die Krankheiten der Kinder und über die vöthliche Erziehung derselben. (Gött. 1794.) Ueber das Kantische Princip für die Naturgeschichte. (Gött. 1796.) Ausführliche Darstellung des Brown'schen Systems der praktischen Heilkunde, nebst einer vollständigen Literatur und Kritik desselben. 2 Bde. (Gött. 1797 u. 1798.) Ausführliche Darstellung des Darwin'schen Systems der praktischen Heilkunde. 2 Bde. (Gött. 1799.) Vormaliger Zustand der Schweiz zum Aufschluß über die neuesten Vorfälle in der Schweiz. Erster Theil. (Gött. 1800.) Dazu kommen noch geistreich geschriebene Fragmente über J. J. Rousseau im Göttingischen Magazin, sowie einige chemische Abhandlungen in Crel's Journalen und eine Abhandlung über Reichthum im Journ. de Physique vom Jahre 1790. In der letzten Abhandlung sucht Girtanner die Brown'schen Ideen, nur etwas modificirt, als seine Entdeckung hinzustellen.

(Fr. Will. Theile.)

GIRY (François), gelehrter Franziskaner, des Nachfolgenden Sohn, geb. zu Paris den 15. Sept. 1653. Seine treffliche wissenschaftliche Vorbildung erhielt er vorwiegend im Collège d'Harcourt. Seines Vaters Ruf und Verdienst sicherte ihm eine glänzende Laufbahn in der großen Welt; aber das Vorbild einer Schwefter, welche Nonne geworden war, zog auch ihn nach dem Kloster hin. Da er den Widerspruch seiner Familie fürchtete, ging er heimlich in das Kloster von Chaillot und erklärte sich in einem zurückgelassenen Briefe über die Beweggründe seines Schrittes. Mit einem Parlamentsbescheide versehen führte sein Vater seine Befreiung aus Chaillot durch. Der junge Giry lebte auf längere Zeit in das väterliche Haus zurück, konnte aber in dem

einmal gefaßten Vorsetze nicht wankend gemacht werden. Nicht langer widerstrebt der Vater und ließ ihn nach Chaillot zurückkehren, wo er am 30. Nov. 1653 sein Glücke ablegte. Sofort legte er sich mit solchem Eifer und Erfolge auf das Studium der Theologie, daß er schon 1657, nachdem er sich in Amiens und Marseille bei öffentlichen Disputationen hervorgethan hatte, zum Professor der Theologie ernannt ward. In dem von ihm erwählten Franziskanerorden gelangte er zu den wichtigsten Dienstleistungen. Als Novizenmeister erwarb er sich die größten Verdienste und als Prediger bei den Nonnen der heil. Heimsuchung in der Rue St. Antoine, und als ihr Instruktor für ihren Dienst in Landtschulen erwarb er sich Verdienste, die mit seinem am 20. Nov. 1688 erfolgten Tode nicht erlöschten. Auch als Schriftsteller war er sehr fleißig. Außer vielen Erbauungsschriften, welche jetzt verschollen sind, erhielt er sein Andenken in der *Dissertatio chronologica de anno natali et aetate S. Francisci de Paula* (Par. 1680. 8.), in der *Vie du P. Pierre Moreau, avocat en parlement, puis fondateur et religieux du couvent des minimes de Soissons* (Par. 1687. 12.) und in der *Vie de M. Olier, curé de St. Sulpice.* (Ibid. 1687. 12.) *Les Vies des Saints, composées par le P. Simon Martin, corrigées et augmentées par le P. Giry* erschienen zuerst Par. 1683. 2 vols. fol.; in neuer Ausgabe ebenda. (1715 *).

(J. E. Volbeding.)

GIRY (Louis), Jurist, geb. zu Paris im J. 1595. Auch als Sachwalter, sowie später als Generaladvocat bei der Amerikationskammer gewann und bezieht er Zeit, sich mit den alten Classikern zu beschäftigen, und er veröffentlichte als Früchte dieser Mühe eine lange Reihe von längeren und kürzeren Aufsätzen griechischer und römischer Classiker und Kirchenväter, die wegen ihrer eleganten Uebersetzung in das Französische das Verdienst ansprechen durften, Kenntniß von und Liebe zur alten Literatur in den Kreisen der gebildeten Welt seiner Zeit zu verbreiten und anzuregen †. Seine feinen Manieren und seine seltene Unterhaltungsgabe hatten ihn in die engste Verbindung mit den schönen Geistes herabgebracht, die sich wesentlich bei Conrart zusammenfanden, und aus der bekanntlich am meisten durch seine Mitwirkung die französische Akademie zu Paris hervorging. Als sie sich organisirte that, zog sich Giry aus Bescheidenheit zurück, und nur auf Cardinal Richelieu's Aufforderung schloß er sich ihren Sitzungen wieder an, gewissermaßen ihr erster Präsident. Auch der Gunst des Cardinals Mazarin hatte er sich zu erfreuen; dieser betraute ihn mit den wichtigsten Geschäften in seiner unmittelbaren Nähe. Giry starb zu Paris im J. 1663.

(J. E. Volbeding.)

GIRY (Odet Joseph de Vaux de), Abt von Saint-Eyr, Erzbischof des Dauphin's und Sohnes Lud.

*) Ausführlichere Nachrichten über ihn in: *Claude Raffen, Vie du Père Fr. Giry.* (Par. 1691. 12.)

†) Die vorzüglichsten werden in der *Biogr. univ. (nouv. éd.)* Tom. XVI. p. 595 nach ihrem Erscheinungsjahre aufgeführt.

wig's XV., geb. zu Bognol um den Anfang des 18. Jahrh. Er galt für einen genauen Kenner der alten classischen Literatur, konnte sich aber für seinen Antheil an der Erziehung des Dauphins, der bekanntlich längere Jahre vor seinem Vater am 20. Dec. 1765 starb, keine rechte Anerkennung verschaffen, da man ihm nur geringes Ehrtalent zutraute. Er fand nichtsdestoweniger mit dem Dauphin bis an seinen Tod am 14. Jan. 1781 im besten Vernehmen. Es war ein Vorrecht der Erzieher des Dauphins, als solche sofort in die jährmalige erste Kazing bei der Academie einzurücken. Der Abt Giry trat im J. 1742 als Nemploant des Cardinals Polignac ein. In der Lebensbeschreibung desselben heißt es bei Erwähnung dieser Aecademie etwas sarkastisch: „L'Academie ne doit pas se montrer plus difficile que son protecteur.“ (J. E. Volbeding.)

GISBERGE (auch Ernisdine geheißen), Königin von Aragonien. Tochter des Grafen Renaud von Bigorre, ward sie, berührt durch ihre Schönheit, im J. 1036 Gemahlin Ramir's, der zwei Jahre vorher den Titel als König von Aragonien angenommen hatte. Nachdem Ramir im J. 1063 in einer Schlacht getöbten war, führte sie in Gemeinschaft mit ihrem Sohne Sancho noch eine Reihe von Jahren ruhmvoll die Herrschaft über Aragonien. (J. E. Volbeding.)

GISBERT (Blaise), als Kancidener ausgeschiedener Theolog, geb. zu Gohers den 21. Febr. 1657, gest. zu Montpeller den 27. Febr. 1731. Schon im J. 1671 trat er bei den Jesuiten ein, in deren Collegien zu Toulouse und Montpeller er seine Studien machte, in ihnen auch sofort nach Vollendung seines Cursus als Lehrer der Beredsamkeit wieder selbst unterrichtete. Ausschließlich widmete er sich später dem Predigtamt und ward ein gesuchter Redner. Seine Schrift: *Le bon gout de l'Eloquence chretienne* (Lyon 1702. 12.) ließ er in 2. Aufl. unter dem Titel: *Eloquence chretienne dans l'idée et dans la pratique* (Lyon 1714. 4.) sehr erweitert erscheinen. Die 3. Aufl., mit Anmerkungen versehen, besorgte Jacques Lenfant. (Amst. 1728. 12.) Sie ward auch ins Teutsche (Leipz. 1740. 8., vermehrt Dordb. 1769. 8.) und Italienische übersetzt. Für eine Geschichte der französischen Kanzelberedsamkeit von Franz I. an bis auf Ludwig XIV. hatte er eifrigst gesammelt; sie ist aber nicht im Druck erschienen. Nach einer andern Seite hin machte er sich durch die Schrift: *L'art d'élever un prince* (Par. 1682. 4.) bekannt. Er erweiterte sie später in zwei andern Schriften: *L'art de former l'esprit et le coeur d'un prince* (Par. 1688. 12. 2 vols.) und: *La philosophie du prince* (Par. 1688. 8.), dem Herzoge von Bourgogne gewidmet. Der Jesuit Gaimart besorgte nur den Druck dieser Schriften; die Verfasserschaft ist ihm fälschlich beigelegt worden. (J. E. Volbeding.)

GISBERT (Jean), Theolog, geb. den 2. Jan. 1639 zu Gohers, gest. zu Toulouse den 5. Aug. 1711. Auch er war bereits 1654 in den Jesuitenorden eingetreten und verdankte ihren Erziehungsanstalten eine glänzende Entfaltung seiner geistigen Gaben. Bald nach

Beendigung seines Studiencursums ward er als Professor der Theologie an der Universität zu Toulouse angestellt; von 1703 an stand er als Rector an der Spitze des Jesuitencolleges in Toulouse, welches er durch seine ausgezeichnete Gabe, die jungen Leute an sich zu fesseln und ihnen Lust zu den Studien beizubringen und zu erhalten, weit und breit in Aufnahme brachte. Seine Schriften (*Vera idea theologiae cum hist. eccl. soc. soc. soc.* [Tolos. 1676.; ed. II. Par. 1689. 8.]; *Dissertationes academicae selectae* [Par. 1688. 8.]; *Scientia religionis universa* etc. [Par. 1689. 8. 2 Voll.]; und *Antiprobabilismus s. tractatus theologicus fidelem totius probabilismi stateram continens* [Par. 1703. 4.]) galten als Fundgruben von Gelehrsamkeit und Besetzung allgemeinen Scharfsinnes und haben ihren Werth auch noch jetzt nicht verloren*). (J. E. Volbeding.)

GISHICE oder **GISBICK** (Paul von), lat. Gishiculus, aus Prag gebürtig, ein zu seiner Zeit gerühmter und vom Kaiser Rudolph II. gekrönter lateinischer Dichter in der letzten Hälfte des 16. Jahrh., dessen Lebensumstände aber so wenig als sein Geburts- und Todesjahr bekannt sind. Das ihm angehörige Dichtertalent trieb ihn schon in seinem 19. Jahre an, einen ansehnlichen Band Gedichte unter dem bescheidenen Titel: *Poeticae pericula* zu schreiben, womit er sich die Vorberren am kaiserlichen Hofe (angeblich 1600) erworb. Außerdem schrieb er auf seiner Reise nach Belgien eine *Schediasmatum sarrago*, die er seinen gelehrten Zeitgenossen Joseph Escalier und Janus van der Dorc (Douza) widmete und zu Leyden schon 1590 herausgegeben haben soll, die aber später, da dem Werke ein Lobgedicht von Daniel Heinsius auf ihn mit Anspielungen auf den kaiserlichen Vorberertrag vorgesetzt ist, erst ebenfalls 1598, welche Ausgabe auch Jöcher kennt, und 1602 erschienen ist. Es finden sich in dieser Sammlung auch freundschaftliche Briefe an den Verfasser, in welchen ein Empfehlungsbrief des oben genannten Kaisers und die Zeugnisse der Akademien zu Wittenberg, Leipzig und Rostock für Gishice†). Aus dieser Sammlung ging eine kleine Auswahl von Dichtchen und Epigrammen an die vorzüglichsten Gelehrten seiner Zeit, wie Jeseph Escalier, Kaspar Peurer u. A., aber auch an den Prinzen Moriz von Nassau-Dranken in die hier mit benutzten *Delitiae poetarum Germanorum hujus superiorisque saeculi* (Frankfurt 1612. 12.) p. 407—410 über.

(B. Röse.)
GISCALA (Johannes von), Demagoge, durch geistige Fähigkeit und unerschütterlichen Muth in dem jüdischen Kriege, der unter Titus mit der Zerstörung Jerusalems endete, unsterblich der ausgezeichnetste Held. In der Sage der neuen Freiheit, die vor dem Ausbruch des gedachten Krieges, wie einst in dem glorrei-

*) Ausführlicher über einzelne dieser Schriften in Lecuy's *Recueil* in der Biogr. univ. (édit. nouv.) Tom. XVI. p. 356. Vergl. auch *Uebelung*, Fortz. zu Jöcher's *Gelehrten-Lexikon*. 2. Bd. S. 1472 ff.

†) Boh. *Bohemia docta* II, 351 etc. 29*

anderer Mann geworden, als er von Jerusalem gekommen war. Er hatte, deraufst durch das Glück, das die Bemühungen um seine Vaterstadt gekostet hatte, zu viel Geschmack an der Sühnigkeit der Volksgunst gefunden, und das Kriegshandwerk mochte ihm als ein Befriedigungsmittel für seine Ehrgeiz und die in ihm aufsteigende Herrschsucht ausnehmend zusagen. Er ward mehr und mehr der unversöhnliche, beharrliche und durch unerschöpfliche List, wie durch Tapferkeit und Volksgunst furchtbarste Feind der Heiden, wußte sich aus vollster Seele der Volkssache und war mit allen Maßnahmen unerschrocken, ja durchkreuzte sie gern, welche ihm diese nicht genug zu fördern schienen. Er hatte sich eine erlesene Garde von 400 auf bewaffneten und besoldeten Kriegern zugelegt, die er zur Förderung seiner Unternehmungen leicht überall hin entsenden konnte¹⁾. Es ist klar, daß solcher Anfang und Fortgang einem mit seinen Plänen hochfliegenden Manne, wie Johannes es war, für die Dauer nicht nützen konnten, und daß er in den drängenderen und gefahrvolleren Zeitverhältnissen, die er anrücken sah, nach einer höheren Mächteinstufung streben mußte, wie sie ihm die Provinz nicht, nur die Hauptstadt selbst, als die Vertreterin der Volksgangen und seiner Interessen, vermitteln konnte — und diese Zeit blieb nicht aus!

Der römische Feldherr Vespasian, der sich durch Kriegsthaten in Germanien und Britannien einen Namen gemacht hatte, ward von dem Kaiser Nero mit der Führung des Krieges gegen die rebellischen Juden, welche seine syrischen Statthalter nicht bändigen können, betraut; im Spätherbst des Jahres 66 rückte Vespasian mit seinen Scharen von Ptolemais aus gegen Judäa vor; der Entscheidungskrieg begann.

schwächen konnte, von dem bei sonstigen, nicht zu entschuldigenden Eigenwilligkeiten kein Punkt in der Seele des Johannes hinfiel. Keines über den Kampf zwischen diesen beiden Männern bei Gwalda, Geschichte der Akkaditen. 6. B. S. 653 ff.

1) Anderwärts wird Johannes auch genannt als „Mäurer“ bezeichnet, was er in dem nach unten jetzigen Jerusalem zu nehmenden Sinne doch eigentlich nicht war, nur in sofern und in soweit, als der Krieg damals ohne Mäurerien nicht denkbar ist, ja sein selbst alleiniger Grund und Zweck Raub und Beute machen war. Wenn es daher z. B. in der Biographie univers. unter dem Artikel: Jean de Giscala (Tom. XVI. édit. nouv. p. 596) von Johannes heißt: „il se mit à voler sur les grands chemins“, und weiterhin: „il quitta sa vie vagabonde etc.“ so ist das, so glattweg hingeschrieben und abgelesen, eine offenbar falsche Interpretation des wahren Sachverhältnisses, so wenig damit geteilt werden soll, daß es in den Drunter und Drüber jener Zeit auch an dergleichen rüdfälligen Mäurerthum nicht gefehlt haben mag. Als ein solcher war z. B. Simon, Sohn Giora's, versichert, der sich bei dem Siege über Ertisius Galtus hervorgerahen hatte, aber dann ohne Kriegshauptmannschaft gelassen worden war, in Akkadene auf eigene Faust mit Gleichgesinnten herumzog, die Reichen plündernd und verlegend, sodas ein eigenes Heer aus Jerusalem abgezogen werden mußte, ihn aufzufressen zu machen — derselbe Simon, der weiterhin in der Katastrophe, die Jerusalem's Zerstörung herbeiführte, neben Johannes in dem Verbothe der Belagerung eine Hauptrolle spielte, was genugsam das bedenkliche Umfassen jener Zeit als ein charakteristisches Merkmal gelten darf. Siehe Gwald a. a. D. S. 647.

Josephus hatte durch die Befestigung vieler Städte in Galiläa den Römern das Vordringen nach Jerusalem schwer gemacht, und wären diese festen Plätze von der Hauptstadt aus durch Truppen und sonst kräftig unterstützt worden, so würde der Krieg vielleicht viel länger noch unentschieden geblieben sein; denn im Vertheidigen fester Plätze waren die Juden weit glücklicher, als in den Kämpfen auf freiem Felde. Josephus selbst hatte sich in die Stadt und Festung Zetapata, nördlich von der Ebene bei Sypphoris, etwa in der Mitte zwischen Ptolemais und Tiberias gelegen, geworfen, die gewissermaßen den Schlüssel von Galiläa bildete. Nach drei Seiten über freien Klippen hangend, war sie auf der einzigen zugänglicheren Nordseite stark besetzt und ward als uneinnehmbar betrachtet — und doch fiel Zetapata nach einer kurzen Belagerung von 47 Tagen. Ein Schrei des Entsetzens ging durch das ganze jüdische Land und fand seine Echo's in Jerusalem; Aller Gemüther ergriß die Ahnung aus dem so unvermeidlichen Falle der Tempelstadt²⁾. Eine Frist ward ihr nur noch durch die Wirren erwirkt, die nach Nero's Selbstmorde durch die schnell wechselnden Akteure des römischen Kaiserthrones entstanden, nach welchen Vespasian festen Sitz auf demselben nahm. Er war nach Rom geeilt und hatte die Fortführung des Krieges seinem Sohne Titus übertragen.

Johannes hatte Giscala besetzt und vertheidigte es tapfer mit seinen wohlgeübten Scharen. Als aber endlich Titus selbst mit einer großen Reitergarde vor Giscala erschien, begriff Johannes wohl, daß er gegen eine formliche Belagerung nicht werde Stand halten können. Er wirkte sich von dem römischen Oberfeldherrn einen Waffenstillstand aus und nahm den grade eingetretenen Sabbath dabei zum Vorwande; in der Nacht aber verließ er mit seiner Heerschar, mit den meisten nicht Eingeborenen und Anderen, die sich flüchten wollten, Giscala, um sich nach Jerusalem zu begeben. Als er hier mit einem städtischen Heere kampfgelübter Galkäer einzog, ward er frohlockend empfangen und hoch geehrt; die Häupter in Jerusalem rissen sich um seine Gunst, und er ward bald heimisch genug, um den Dingen eine seinem Ehrgeiz zukommende bestimmtere Richtung zu geben. Die stürmische Gluth seines Geistes und die von ihm in Galiläa gemachten Erfolge trieben ihn immer entschiedener den Eiferern zu³⁾; aber auch so konnte er dem

2) Diese Ahnungen und scherzende Weissagungen aller Art durchkreuzten, wie es in solchen Drangsalzeiten zu gehen pflegt, Jerusalem, und schüme Menschen — ein Komet, nächtliches Licht am Himmel und Mitter, ein von selbst aufspringendes Amphetor, Luftreiter, von Fackeln im Tempelgeheißte Himmelsstimmen u. dgl. m. — verwirrten Hebe und Riedere in ganz heidnischer Art, die im Grunde frevel an der von ihnen bekannten Religion war. Vergl. Zofk a. a. D. S. 93; Gwald a. a. D. S. 594. 643. 3) Die in der Geschichte dieses jüdischen Krieges und bei der Belagerung Jerusalem's so druckhaft gewordenen Eiferer (Akteure) waren nicht etwa wie die Beschwörer aus gewesenen Mäurern und sonstigem Volksthum des Volkes hervorgegangen, vielmehr gehörten zu ihnen die gebildeten und angesehensten Juden. Sie wollten nur für das heilige Gesez eifern,

Verdachte nicht entschuldigen, daß er nach dem Königthume strebe, und die Umgebungen, die er sich in seinen Lebzeiten und in einer prächtigen Wohnung¹⁰⁾ zugelegt hatte, mußten ihn nur bekränzen. Außer andern Vortrüblichkeiten und Verdrähten, von denen er sich nicht frei erhielt, konnten denn, bei der Nacht dazu in der Hand, Plünderungen der Reichen und Bebrüdungen des Volkes nicht ausbleiben, und da ihm gegenüber ein anderer Parteiführer, der schon erwähnte Simon, Gioras Sohn, angeblich als Verächter der Rechte des Volkes, auftrat und Anhänger gewann, so konnte es nicht fehlen, daß Jerusalem der Schauplatz des eifersüchtigen Bürgerkrieges ward, und daß der Tempel selbst, um den sich die Parteien stritten, von ihrem Blute bedubelt wurde. Dieses Unwesen dauerte fort, bis endlich die Annäherung des römischen Belagerungsheeres eine scheinbare Einigung der sich bekämpfenden Parteien mit dem offensiblen Zwecke, den Tempel zu beschützen, zur Folge hatte. Einzelne Vortheile, die der Fanatismus im offenen Kampfe mit den Römern errang, konnten und mußten den Muth und die Muth derselben nur steigern und auslachen, durch die völlige Zerstörung der rebellischen und hartnäckigen Hauptstadt dem Vernichtungskriege eine Grenze zu setzen, und da das Hindrängen nach diesem Ziele endlich bei der engeren Einschließung der Stadt in Hungersnoth und Seuchen energische Gefallen fand, so mußte Jerusalem bei der überlegenen Kriegsfertigkeit der Römer fallen, grauam zerstört, wie Karthago einst, und der zum Himmel hoch auflodernde Brand des Tempels ward zur Leichenbede über dem öden Grabe eines ganzen Volkes.

Bis zu den letzten Athemzügen gleichsam des zusammenstürzenden Tempels hatten Johannes und Simon mit einem Muth, den die Römer anzuerkennen mußten, ihre Posten behauptet; der Erstere war es, mit dem, als dem anerkannten Haupt der feindseligen Stadt, der römische Oberfeldherr unterhandelte. Alle nur irgend möglichen günstigen Bedingungen wurde der menschenfreundliche

Titus gestellt haben, wenn er offene Thore für sie gesunden hätte. Johannes und Simon hatten sich, als sie mit ihren Scharen den Tempelberg räumen mußten, nach der Oberstadt durchgeschlagen. Hier hielten sie sich noch so lange, als es ging. Zuletzt stürzten sie sich in unterirdische Gänge und Kloten, wo man unter wenigen noch Lebenden mehr als 2000 theils durch Selbstmord, theils vor Hunger umgekommene zusammengepresst fand. Irbannes ergab sich mit seinen noch übrigen Genossen, um dem Hungertode zu entgehen; auch Simon kam endlich auf dem Tempelberge vertheidigt zum Vorschein und ward gefangen. Beide wurden für den Triumph des Titus in Rom aufgeführt, bei dem sie an der Spitze von 700 jüdischen Jünglingen figuriren mußten. Nur Simon ward nach altrömischer Sitte mit dem Meile hingerichtet, Johannes zu lebenslänglicher Ketterschaft verurtheilt¹¹⁾.

(J. E. Volbeding.)

GISCO oder GISKON (nach manchen Handschriften Geskon), der Name karthagischer Staatsmänner, welche sich in der Geschichte ihres Staates bekannt gemacht haben.

1) Giskon, Sohn des Hamillor, Enkel des Magon, mußte nach der Niederlage seines Vaters bei Himera (480 a. Chr.) als Verbannter Karthago verlassen, und starb zu Selinus auf Sicilien. *Diod. Sic. XIII, 43.* Sein Sohn Samnibal stand, schon als bejahrter Mann, von 410—406 an der Spitze eines karthagischen Heeres. *Diod. XIII, 44. 80. 86.*

2) Giskon, Sohn des Hannon, welcher letztere seine Stellung als höchster Magistrat seiner Vaterstadt (princeps nach *Justin. XXI, 4*) benutzt hatte, um einen Versuch zu machen, sich der Herrschaft völlig zu bemächtigen. Allein dies gelang nicht nur nicht, sondern er ward gefangen genommen und unter Martern getödtet: etwa 343 vor Chr. Wenn aber Justinus dann weiter berichtet, daß seine Kinder und alle seine Blutsverwandten ebenfalls hingerichtet worden seien, damit Niemand aus diesem verbrecherischen Hause übrig sein möge, so irt er offenbar, indem von den Söhnen wenigstens Giskon in sofern verschont blieb, daß er nicht getödtet, sondern nur verbannt ward. *Diod. XVI, 67.*

Schon nach kurzer Zeit ward Giskon zurückgerufen und im J. 340 mit der Führung des Krieges in Sicilien beauftragt. Eben hatten die Karthager durch Timoleon bei Krinessos eine schwere Niederlage erlitten, und es galt nun, den tüchtigen Feldherrn, ohne Rücksicht auf den durch die Parteikämpfe im Innern des Staates hervorgerufenen bitteren Groll, nach Sicilien zu senden, wo das Staatsinteresse so große Gefahr lief. *Diod. XVI, 81.* Er sollte an die Spitze eines Heeres gestellt werden, welches größtentheils aus Soldaten, und zwar vorzugsweise aus griechischen, zusammengefaßt ward. Von den eigenen Kriegsthaten des Giskon wird fast Nichts

was im Grunde jeder Jude mußte. Weil aber die gemeinen Juden ihnen darin zu träge waren, so verbanden sie sich auf Leben und Tod zum Eifer für die Ehre des Gesetzes, und verstanden darunter gleich doch vor Allem auch die Vertreibung der Römer und die Wiederkennung irgend eines heidnischen Herrn. Es waren meist junge Männer, die sich unter einander förmlich verschworen, in dem Eifer bis zum Tode nicht nachzulassen und nie den Römern lebend sich zu ergeben. Aber auch viele der ersten Priester traten zu ihnen und hielten sich schon durch ihren Stand dazu verpflichtet. Wie von ihnen die höchsten Unternehmungen und die wunderlichsten Thaten ausgingen und Tausende von ihnen für das Heilige in jeder Weise fruchtbar in den Tod eilten, so ging auch alle Uebertreibung und Verwirrung, sowie alle Verwüstung und das unsäglichste Elend der letzten Jahre des jüdischen Staatswesens von ihnen aus. *Bergl. Ewald a. a. D. C. 573 fg. 681 fg.*

10) Johannes hatte seinen Wohnsitz in der sogenannten Orapet, einem prächtigen Palaste, den eine Anwerannde des Adiabenerkönigs Apates in Jerusalem hatte erbauen lassen. Hier lagen seine ererbten Schätze und Worrthe und hier war seine Kuchhammer und das Waffendepot der Idoten. *Euseb. Hist. a. a. D. C. 158.*

11) Das Ausführlichere bei Jos., Gesch. der Israeliten II. 2. B. C. 73 fg. Ewald, Gesch. des Volkes Israel. 6. Bd. C. 648 fg. 681 fg.

berichtet. Zuerst scheint Giskon im westlichen Theile Siciliens, welcher im karthagischen Besitze war, sich mit den neuen Kustungen beschäftigt zu haben. Seine active Theilnahme am weiteren Kriege gegen Timoleon beschränkte sich zunächst vollständig darauf, daß er dem Mamercos, dem Tyrannen von Katane, eine phönizische Hülfsschiff zurhand, um durch diesen den Kampf wider den gemeinsamen Gegner mit Aussicht auf Erfolg fortzusetzen. Ungeachtet dieser Verstärkung aber ward Mamercos am Flusse Abolus von Timoleon entscheidend geschlagen, besonders Giskon's Hülfsschiff ward aufgerieben. Dagegen der Giskon, welcher bei Polyæn. Strateg. V, 11 erwähnt wird, mit diesem identificirt wird, so ist doch daran zu zweifeln, wie überhaupt des Polyænus' Erzählung ganz den Charakter des später Erachteten, auf mangelhaften Nachrichten beruhenden trägt. Daß Giskon in mehreren Schlachten gesiegt habe, wird sonst nirgends bestätigt. Wenigstens der Giskon, von dem hier die Rede ist, hatte keine Zeit zu mehreren Siegen.

Durch den ungünstigen Ausgang der Schlacht am Abolus sahen sich die Karthager veranlaßt, mit Timoleon Frieden zu schließen und einer ferneren Theilnehmung am Kriege zu Gunsten der griechischen Tyrannen auf Sicilien zu entsagen. *Plutarch. Timol. 34^{te}*).

3) Fast 100 Jahre später in der Geschichte der letzten Jahre des ersten punischen Krieges erscheint ein Giskon als Befehlshaber von Kitubium auf Sicilien. Nach dem Friedensschlusse im J. 241 übernahm derselbe den Oberbefehl über die karthagischen Heilstruppen mit dem Auftrage, diese in kleinen Abtheilungen nach Afrika hinüberzuführen. Die Staatskassen waren so erschöpft und so bedeutende Geldzahlungen rückständig, daß die Befolgung wol gerechtfertigt war, daß die Soldner in größeren Scharen vereinigt gefährliche Unruhen verursachen könnten; in kleine Abtheilungen getrennt, hoffte man sie leichter zu befriedigen und im Falle der Noth zu bändigen. Von diesem klugen Plane wichen dann aber die karthagischen Behörden ab; sie vermochten es wol auch nicht zu hindern, daß die verzettelten Abtheilungen sich zusammenzogen und zu einem Heere vereinigten. Jetzt fühlten die Soldner ihre Macht um so mehr, je mehr die Staatsbehörden ihre Rath- und Hülflosigkeit durch immer steigende Zugedanknisse kundgaben. Vergeblich suchte Hannen die Soldner einem Verleiche genügt zu machen, und seine Mahnungen, die Forderungen zu ermäßigen, führten nur zum offenen Ausbruche der Unzufriedenheit, zu Zusammenrottungen und Gewaltthatigkeiten, so endlich zu kriegerischer Bedrohung der Hauptstadt. Nach wiederholten vergeblichen Versuchen, eine gütliche Uebereinkunft herbeizuführen, übernahm endlich Giskon denselben Auftrag. Wirklich schien es Anfangs, als ob seine Unterhandlungen mit den ver-

schiedenen Soldnerhaufen von günstigem Erfolge begleitet sein würden, und schon soll er über die zu zahlenden Summen Verträge abgeschlossen gehabt haben. Da wurde durch den Einfluß zweier Männer, des Libyens Mathos und des den Römern entflohenen Campaners Spendias, Alles wieder rückgängig. Die entsetzten feindselige Stellung, welche seitdem die Soldner gegen Karthago einnahmen, bekundete sich gleich Anfangs durch die Gefangennehmung des Giskon und durch die Steigerung aller derjenigen, welche der Abbrechung der Unterhandlungen sich abgeneigt zeigten. Bald darauf wurde der Bruch zwischen den kämpfenden Parteien vollends unheilbar gemacht, indem Giskon nebst 700 andern gefangenen Karthagern unter grausamen Martern getödtet wurde. *Polyb. I, 80*. Wenn aber Polybios an dieser Stelle andeutet, daß die Soldner den Giskon und die Uebrigen mit versammelten und gedrohenen Gliedern in eine Grube geworfen hätten, wo sie dann umkommen sein müßten, so scheint aus *Appian. Bell. Pun. 38* sich zu ergeben, daß die Karthager oder die eigene Familie dem Giskon später ein Grabmal errichtete; denn da wird von Hasdrubal, dem Sohne des Giskon, erzählt, er habe sich ins Grabmal seines Vaters (*εἰς τὸν τοῦ πατρὸς τάφον*) gesüchtet und dort mit Gift getödtet. — Andere Karthager, Namens Giskon, gab es noch mehr, z. B. den, welcher nach *Liv. XXIII, 24* im J. 215 v. Chr. mit Wagon und Bestiarie abgehandelt ward, um wüsten Hannibal und dem Könige Philippos von Makedonien ein Bündniß zu Stande zu bringen. Freilich nennt *Polyb. VII, 9* unter den zu diesem Zwecke Abgesandten keinen Giskon. Bei *Liv. Epit. 48* wird ein Giskon gedacht, der kurz vor Beginn des dritten punischen Krieges (150 v. Chr.) seine Landeleute zum Kriege gegen Rom aufgereizt haben soll. Vielleicht ist das derselbe, welcher nach *Polyb. XXXVII, 1* den Beinamen *Striptanos* führte und im J. 149 als Gesandter in Rom zu unterhandeln hatte. Noch andere Männer dieses Namens sind nur bekannt als Väter berühmter karthagischer Staatsmänner und Feldherren.

(Dr. H. Brundes.)

Giseke, s. Gieseke.

GISELA. Unter den geschichtlich bemerkenswerthen Frauen dieses Namens sind hervorzuheben:

1) Gisela, Tochter des fränkischen Königs Karl des Einfältigen, scheint um 896 n. Chr. geboren zu sein. Sie ward im J. 912 an den Normannenherzog Rollo vermählt, dem sie vertragsmäßig den Besitz der Küstenprovinz zwischen der Bretagne und dem Flusse Epte brachte; vergl. *Wilhelm v. Jumièges*, Hist. Normann. II, 17 und die genauere Uebersetzung bei *Malaterra* ap. *Corsarius* I. Siehe den Artikel Karl der Einfältige.

2) Gisela, Tochter des Königs Konrad des Friesfertigen von Burgund, Gemalin des Herzogs Heinrich des Jänfers von Baiern. Sie hatte vier Kinder: a) Heinrich II., welcher 1002 trufferischer König wurde; b) Bruno, Bischof von Augsburg; c) Arnold, Erz-

1) Vergl. Möttcher, Geschichte der Karthager S. 137 sq. 2) Ueber diesen Giskon und sein Geschlecht vergl. *Becker (Jas.)*, De primariis optimatum Karthaginensium gentibus (Braunsberg 1850.) p. 11 seq.

zurückgerufen und durch dessen Vermittelung auf den Stuhl von Regensburg erhoben. Piligrin mag, wie Grörrer vermutet, befürchtet haben, daß Wolfgang's Mission zu einer selbständigen Magyarenföhrung führen möchte. Aber auch die eigenen Missionserfolge Piligrin's waren sehr zweifelhafter Art. In Piligrin's Auftrag zog ein ganzer Schwarm von Mönchen und Priestern nach Ungarn, und bald darauf schickte er einen überaus glänzenden Bericht an Papst Benedict VII. (974)⁶⁾. Zwar kann er kein Hehl daraus machen, daß die große Mehrzahl der Ungarn noch in den Striden des Heidenthums gefangen liegen, aber sie stöörten doch den Gottesdienst nicht: „Christen und Heiden“ — schreibt er — „wohnen so einträchtig beisammen, daß des Jesaja Weissagung erfüllt scheint, das Lamm und der Wolf wohnen neben einander, der Löwe und der Stier fressen Heu.“⁷⁾ Dies Alles war nur die Einleitung zu der Bitte, der Papst möge ihm die Metropolitangewalt über Ungarn bestatigen, was auch wirklich bald darauf in einer Bulle vom Jahre 975 geschah⁸⁾. Aber Kaiser Otto II. wögerte sich, die Urkunde, welche die kaiserliche Genehmigung ausdresen sollte, zu unterzeichnen, und die ganze Angelegenheit ward rückgängig gemacht⁹⁾. In Wahrheit waren die Erfolge jener Mission auöserst gering¹⁰⁾: und nicht viel mehr richtete der heilige Adelbert aus, der von Böhmen aus zwischen den Jahren 983 und 989 ein, wie es scheint freilich nur sehr kurze, Bekehrungsexpedition nach Ungarn unternahm. Adelbert's Biograph, der doch senst Alles, was zur Verherrlichung seines Heiligen dienen konnte, eifrig hervorhufucht, berichtet ausdrücklich, er habe bei den Ungarn mit geringer Veränderung ihrer heidnischen Sitte nur einen Schatten von Christenthum zurückgelassen¹¹⁾. Herzog Geisa, dem Namen nach Christ, brachte doch zugleich auch noch den alten Göttern seines Volkes Geschenke dar, „weil er sich reich und mächtig genug fühlte, beides zu thun“¹²⁾. Seine Gemahlin Carolita trank über die Maßen, ritt wie ein Soldat und schlug einmal im Zorne einen Mann todt. Aber sie regierte mit fröhlicher Hand Reich und Gemahl, und unter ihrem Schutze breitete sich das Christenthum im Lande aus¹³⁾, wenn auch noch dergestalt mit heidnischem Wesen untermischt, daß eifrigen Mönchen dieses halbe Christenthum ärgerlicher dünkte, als ganzes Heidenthum¹⁴⁾. Vermuthlich war sie es auch — sie führte ja „das Steuerruder“ in ihrer Hand — welche die näheren Beziehungen anknüpfte, in welche Ungarn damals zu den teufchen Königen trat¹⁵⁾. Bei der Taufe Stephan's soll Kaiser Otto selbst Patenstelle übernommen haben; und wenn dies wirklich Otto III. war, so wurde wahrscheinlich schon damals die Verlobung des jugendlichen Thronerben mit der bairischen Gisela, der nahen Ver-

wandten des Kaisers, verabredet¹⁶⁾. Die Bedingung der Verlobung war, wie berichtet wird¹⁷⁾, das Versprechen, ein selbstgeordnetes christliches Kirchenthum mit teufchen Bischöfen aufzurichten, und wie es scheint auch die Staatsverfassung nach teufchem Muster zu ordnen. Jedenfalls ist seit dem ein Jahr nach Stephan's Vermählung erfolgten Tode des Herzogs Geise (997) der teufche und der kirchliche Einfluß in Ungarn überwiegend. Wie es scheint kam die Königin selbst mit einem zahlreichen teufchen Gefolge ins Land, einen Baiern Petelin von Wasserburg finden wir bald nachher als obersten Feldhauptmann des ungarischen Heeres, ebenso waren die Mönche und Priester Teufche, mit deren Hilfe das Land christianisirt werden sollte. Wir haben keine ausreichenden Nachrichten über den persönlichen Antheil, welchen Gisela an der politischen Umgestaltung Ungarns gehabt hat. Jedenfalls bezeichnet ihre Verbindung mit Stephan den Eintritt Ungarns in die abendländische Staatenfamilie. Ungarn ward Lehnsmonarchie: die zahlreichen neuen Gesetze, wodurch Stephan das Verfassungsgewesen seines Landes seestellte, trugen das teufche Heubalwesen zu einem noch halb barbarischen Volke hinüber. Den Gisela wird uns noch ausdrücklich berichtet, daß sie teufche Colonisten ins Reich zog¹⁸⁾, offenbar nicht bios zur Beförderung der Landeskultur, sondern zugleich, um die teufche Partei, die auf beständigen Widerstand bei den ungarischen Großen stieß, zu verstärken. Die Krönung Stephan's zum Könige von Ungarn hat Grörrer sehr richtig der Weise als einen von Sülzer II. an dem Kaiser geübten schlaun Ver-rath darzustellen versucht. Aber abgesehen davon, daß in jener Zeit die Interessen des Kaiserthums und des Papstthums noch gar nicht aus einander gingen, so erfolgte die Krönung ja ausdrücklich auf den Rath Otto's III. und wie es scheint auch des Herzogs Heinrich von Baiern, des Bruders von Gisela¹⁹⁾: offenbar war die Errichtung eines Königthums nach christlich-germanischen Grundsätzen nur der notwendige Schlussstein des unter teufchen Einflüsse in Ungarn neu aufgeführten Gebäudes. Daß aber bei den Anschauungen der Zeit hierzu die feierliche Beize durch das geistliche Oberhaupt der Christenheit nicht fehlen durfte, braucht kaum erst bemerkt zu werden. Die Ueberfendung von Kreuz und Krone²⁰⁾ durch den Papst begründete ja noch lange nicht oberherrliche Rechte über das neudeutsche Reich, welche erst von einem weit späteren Standpunkte beansprucht und wie genöthig auch durch gefällige Urkunden²¹⁾ begründet worden sind.

Das Christenthum, welches unter Geise und Carolita nur sehr schwache Wurzeln in Ungarn gefaßt hatte, wurde durch Stephan, seinem Gelübnisse bei der Ver-

6) Bei Mansi XIX, 49 sq. 7) Grörrer, S. 52 sq.
8) Grörrer, Kirchengeschichte 3, 3. S. 1381. Doch muß das hier Gesagte mit großer Vorsicht aufgenommen werden.
9) Regl. Regler I, 304. 10) Vita Adelberti bei Perls VI, 807. 11) Thietmar VIII, 3 bei Perls V, 862. 12) Vita Adelberti a. a. O. 13) Vita Adelberti a. a. O. 14) Engel, Geschichte des Ung. Königs I, 98. Regler I, 302 sq.

15) Ademar, Fragm. ex chron. bei Cuvsius T. III, p. 67.
16) Sighebertus Gemblac. ad ann. 1010. 17) Bregl. den Brief König Andreas' II. vom Jahre 1230 bei Frey, Hist. Regum Ung. I, 23. Engel I, 126. 18) Thietmar IV, 38 bei Perls V, 784. 19) Bregl. die Erzählung bei Charitra a. a. O. I, 417 seq. 20) Die ansgelst Bulle Sülzer's II. bei Perls a. a. O. I, 274 ist ein Nachwort des Franziskaners Berakovich.

mählung mit Gisela gemäß, zur herrschenden Religion im Reiche erhoben. Der Widerstand der heidnischen Großen, die mit dem Glauben ihrer Väter auch die nationale Unabhängigkeit in Gefahr sahen, ward mit blutiger Gewalt unterdrückt: auf dem Schlachtfelde bei Párlam, wo Stephan nach deutscher Sitte den Ritterschlag empfing, ward das Haupt der heidnischen Partei, der Graf Rupa von Sumegh, ein Sprößling des Arpadenstammes, durch deutsche Kriegskunst überwunden: das Lozungswort war Maria, ein gerechtes Banner, von welchem die kriegerischen Heiligen Martin und Georg herabschauten, wehte den Scharen Stephan's voran in der Schlacht. Rupa fiel, der erste im Kampfe, unter den gewaltigen Streichen des Baiern Veneclin, sein Haupt ward als Siegeszeichen auf eine Lanze gesteckt, der Leichnam zerstückelt und die Stücke als Warnungszeichen über den Thoren von vier Städten des Reiches aufgehängt. Die Güter der Besiegten wurden der Kirche überwiesen, das in Folge eines Gelübdes auf dem Schlachtfelde angelegte St. Martin'skloster erhielt für ewige Zeiten den Zehnten des ganzen sumegher Landes²¹⁾. An alle Magyaren erging ein Befehl, binnen einer bestimmten Frist sich taufen zu lassen: wer sich weigerte, sollte leiblich werden. Die Errichtung von zahlreichen Kirchen und Klöstern und die Eintheilung des ganzen Landes in zehn Bisthümer unter dem Erzbischofe von Gran vollendete und besiegelte das Betschzungswort²²⁾. Zu Weibern und Bischöfen wurden Deutsche, Böhmen und Polen berufen, und die neue Hierarchie diente zur festen Stütze des neugegründeten Königthums²³⁾.

Von der Königin Gisela wird gerühmt, sie habe sich durch außerordentliche Freigebigkeit und Milde gegen Kirchen und Klöster ausgezeichnet: sie sorgte besonders für die Ausschmückung der neuesten Gotteshäuser, für Altarbefleiden, Messgewänder, Kreuze, Bilder, Kelche, Patenen: ihre Hauptstiftung war die durch sie von Grund aus aufgeführte Klosterkirche von Beszprim²⁴⁾. Die Erziehung des Thronerben Emmerich ward im strengsten Geiste mönchischer Frömmigkeit geleitet: der Vater hatte, wie berichtet wird, seine Freude an den glänzenden Tugenden des jungen Prinzen, war aber doch wenig darüber erbaud, daß der, auf welchem die Hoffnung seines Stammes ruhte, das Gelübde ablegte, nie ein Weib zu berühren²⁵⁾.

Man wies nicht schlagreifen, wenn man die Königin als die Seele der priesterlichen Partei betrachtet, der es gelungen war, sich selbst der Erziehung des Prinzen vollständig zu bemächtigen. War ja auch Gisela's Bruder, der heilige Kaiser Heinrich, für das Zeitalter ein

Ideal von kirchlichem Sinne; die Andachtsübungen, denen die Königin sich hingab, die reichen Schenkungen, die sie Kirchen und Klöstern spendete, zeigen, wie eifrig sie in diesem Punkte auf die Traditionen ihres Hauses hielt, und man begreift die überschwenglichen Eudershebungen, mit welchen mönchische Schriftsteller sie dafür überhäufen²⁶⁾.

Aber der enge Anschluß an Priester und Mönche war der Königin schon durch ihre ganze Stellung in Ungarn geboten. Eine Frau von unermeßlicher Thätigkeit und nicht ohne Empfangsamkeit für den Reiz, den die Herrschaft gewährt, konnte sie nur mit Hülfe des Klerus ihren und ihrer Landeskute Einfluß aufrecht erhalten. Die Sache der Deutschen war damals in Ungarn die Sache der Kirche.

Gisela liebte, wie wenig die deutsche Herrschaft und mit ihr der Sieg der christlich-abelnändischen Cultur unter einem noch ziemlich barbarischen und laum- erst den Namen nach besetzten Volke gekehrt war — noch immer zählte die nationalheidnische Partei unter den Großen des Reiches, ja unter den Gliedern des Arpadischen Königsstammes selbst mächtige Anhänger: hatte sich doch bald nach der Krönung Stephan's eigener Oheim von mütterlicher Seite, der siebenbürger Gula, an die Spitze eines Aufstandes gestellt, und die Dörte, womit der König damals den Ueberwundenen strafte, mußte die Gemüther nur noch tiefer gegen die Fremden, als die Urheber alles dieses Unheils, erbittern²⁷⁾.

Nach dem frühen Tode des heiligen Emmerich (gest. 1031) waren die nächsten am Throne die Vettern des Königs, Basilei (Basil), Michael's Sohn, und die Söhne des Ladislaus, Andreas, Bela und Leocenta. Der Anhang, den diese Prinzen im Volke hatten, machte sie notwendig der Königin und dem Klerus verdächtig. Gisela mußte es dahin zu bringen, daß Basilei zu Weitra gefangen gesetzt²⁸⁾ und die Ladislaien, von denen sich wenigstens Leocenta nachmals als fanatischer Heide erwies, vom Hofe ferngehalten wurden. Stephan lag damals am Bodagra darnieder, an seiner Stelle scheinen Gisela und der Bischof Gerhard von Granab, ein Venetianer, die Regierungsgeschäfte geführt zu haben. So gelang es denn, an die Stelle der nächstberechtigten Thronerben einen Schwertersohn Stephan's, Peter, einzuführen, der in Venedig erzogen war²⁹⁾ und der prie-

21) Chartes a. a. D. I, 416. Turcs, Chron. II, 28. Engel I, 105. Reßler I, 338 ff. 22) Chartes a. a. D. I, 417 ff. 419 ff. Turcs, Chron. II, 31. Engel I, 106 ff. Reßler I, 364 ff. 23) Bekannt ist die Erzählung bei Chartes, Kloster habe bei Uebereidung der Krone geküßert: ego sum Apostolicus; at ille meritis Christi Apostolus dici potest, ejus opera tantum populum sibi Christus acquiritur a. a. D. I, 418. 24) Chartes a. a. D. I, 418. Turcs, Chron. II, 31. Bergl. Katona, Hist. Reg. Hung. stirp. Arpad. I, 124 seq. 25) Bergl. besonders Vita Kmerici bei Schwandiner I, 429 seq.

26) Bergl. z. B. Chartes in der Vita S. Stephan a. a. D. I, 418. 27) Reßler I, 387 ff. Engel I, 124 ff. Von den erbetensten Schäden ward die prachtvolle Krönungskirche zu Erbstümmung erbaut. 28) Turcs, Chron. II, 32, wo inoffen nur erzählt wird, Stephan habe ihn propter juvenilem lasciviam et stultitiam ins Gefängnis werfen lassen. 29) Die Nachrichten über die Herkunft dieses Peter sind widersprechend. Nach Turcs, Chron. II, 34, wäre er der Stiefbruder der Königin Gisela, ein Sohn Wilhelm's von Burgund aus dessen zweiter Ehe mit einer Schwester des heiligen Stephan gewesen; nach Andern war sein Vater der Herzog Otto Driscoll von Venedig. Die erste Angabe ist völlig verwerren, für die zweite scheint Peter's auch von Lurzig bezugte venetianische Abkunft zu sprechen. Bergl. die doch ziemlich resultatlos vertheilungen bei Katona a. a. D. I, 471 ff. Daß Peter ein Schwertersohn Stephan's

kerlichen Partei mehr Bürgschaften als Basklej und die Labislaiden zu gewähren schien. Peter ward zum Obersten der königlichen Leibwache ernannt, aber ein Mordversuch, der bald nachher von einigen Leibwächtern gegen das Leben des Königs gerichtet wurde³¹⁾, scheint den König mit Verdacht gegen Peter erfüllt zu haben. Ein angesehener Hofbeamter, Buda, empfang den Befehl, den gefangenen Basklej aus seiner Haft zu befreien und nach Stuhlweissenburg zu bringen, wo ihn Stephan zum Nachfolger erklären wollte. Buda, ein Vertrauter der Königin, verrieth dieser den Auftrag des Königs, und Gisela erlitt der Absicht ihres Gemahls zuvorzukommen. Basklej ward im Gefängnisse geblendet: in die Ohren goß man ihm geschmolzenes Blei. Der Thäter, ein Sohn jenes Buda, entfiel nach vollständigem Auftrage nach Böhmen. Der kranke König hatte für seinen gemishandelten Vetter nur ohnmächtige Thränen: er war so völlig in der Hand Gisela's und der Bischöfe, daß er auch für die Labislaiden keinen andern Rath wußte, als die Flucht³²⁾. Bald nachher ward Peter feierlich zum Thronfolger erklärt³³⁾.

Nach Stephan's Tode (15. Aug. 1038) trat Peter wirklich die Regierung an und empfing von den Leuthen und dem Klerus bereitwillige Huldigung. Alle höheren Staatsämter wurden mit Ausländern besetzt; der König selbst erklärte haben, er wolle Ungarn zu einem deutschen Lande machen, zum Meer, zum Grundbesitz, zum Dienste in Kirche und Staat nur Leuthen oder Italiener zulassen, die Magyaren selbst wie Sklaven halten und sie zu Steuern und Frohnden zwingen³⁴⁾. Die Folge war ein Aufstand der nationalen Partei, der nach dreijähriger Regierung dem Könige Peter den Thron kostete (1041). An seiner Statt ward Ala, ein anderer Schwertsohn Stephan's, ein Gumaner von Geburt, zum Könige erhoben, der alle Maßregeln seines Vorgängers vernichtete und an den deutschen Hofleuten und Priestern grausame Rache nahm. Die Wiedereinsetzung Peter's durch Kaiser Heinrich III. (1044) war nur von vorübergehendem Erfolge: bald nachher ward er in einem neuen Aufstande, an dessen Epighe die zu-

rückgerufenen Labislaiden standen, des Thrones und des Augenlichtes beraubt, und Leutent, des neuerborenen Königs Andreas Bruder, welche die Herstellung der nationalen Regierung durch eine blutige Gräuelfestsetzung ein³⁵⁾.

Wie weit das Schicksal der Königin Gisela in diese Ereignisse mit verflochten worden ist, bleibt ungewiß. Nach einigen, freilich ziemlich unzuverlässigen, Nachrichten hätte König Peter selbst, wahrscheinlich um sich der lästigen Abhängigkeit von ihr zu entledigen, die Witwe seines Vorgängers ins Gefängniß werfen lassen³⁶⁾; ein deutscher Chronist berichtet nur im Allgemeinen, daß sie nach Stephan's Tode viele Schandthaten bezangen und schließlich dafür mit dem Tode bestraft habe³⁷⁾. Vielleicht geschah dies, wie Engel vermuthet, nach der ersten Entthronung Peter's durch Ala. Damit ist freilich die Angabe des Mönchs von Reichnau schwer zu vereinigen, der sie in frommen Werken alt werden läßt³⁸⁾. Wieder anders berichtet der bairische Geschichtschreiber Aventin, der zum Jahre 1045 erzählt, Heinrich III. habe Gisela bei der Rückkehr von seinem Zuge nach Ungarn mit nach Passau genommen, wo noch jetzt ihr Grabmal gezeigt werde³⁹⁾. Die Rückkehr Gisela's nach Deutschland mußte bei einem der Söhne Heinrich's III. gegen Ala erfolgt sein, steht aber freilich mit Albericus in unauflöslichem Widerspruche. Auch ist die Geschichte, daß sie nach ihrer Rückkehr aus Ungarn Achtsim im Kloster Nidernburg geworden und dort am 7. Mai 1095 verstorben sei, sicher eine schon durch die Chronologie widerlegte Fabel, die, wie es scheint, nur einem falsch gelese- nen und später wirklich erneuerten Grabinschrift zu Nidernburg ihre Entstehung verdankt⁴⁰⁾. Ähnlich verhält sich mit der entgegengesetzten Nachricht, welche sie in Weßprim begraben liegen läßt: wenigstens beruht diese an sich nicht unwahrscheinliche Angabe nur auf einer Conjectur des Bonfinius, durch welche er eine mangelfhafte Inschrift in der Kirche zu Weßprim zu ergänzen versucht hat⁴¹⁾. — Das Wahrscheinlichste bleibt immer, daß sie in den nach Stephan's Tode ausgebrochenen Unruhen ihren Tod fand, und sei es in Weßprim, sei es in irgend einem andern ungarischen Orte begraben liegt.

Unter die Heiligen der katholischen Kirche ist Gisela

und aus Benedixt, was bezogen auf Wippo, Vita Chuonr. und Hermannus Contract. ad ann. 1038. Aber der Name von Peter's Mutter ist nicht überliefert. Daß sie ebenfalls Gisela geheißen haben soll, wie noch Fessler annimmt, ist erst zu dem Zwecke erlassen, um die Königin Gisela von der Thronnahme an den Schandthaten, durch welche Peter's die Nachfolge gesichert ward, freisprechen zu können. Noch abweichender ist die andere Annahme, Stephan habe zwei Frauen, eine bairische und eine burgundische Gisela gehabt, und nicht jene, sondern diese treffe die Beschuldigung an jenen Ereignissen. Bekanntlich war, die burgundische Gisela⁴²⁾ die Mutter von Stephan's Gemahlin.

30) *Charleis* a. a. D. I, 424. Die Geschichte ist etwas dunkel, da die Urheber des Mordanschlags nicht genannt werden. Fessler I, 407 bringt die Flucht der Labislaiden und die Entfesselung des Basklej damit in Verbindung, womit eben die Erzählung bei Aventin nicht zu vereinigen ist. 31) *Turces*, Chron. II, 35.

32) *Turces*, Chron. II, 34 berichtet ausdrücklich, die Königin habe Peter's Wahl darum durchzuweisen gesucht, ut regnum Hungariae amissa libertate, Theutonici subderetulo sine impedimento. 33) *Turces*, Chron. II, 35.

34) *Turces*, Chron. II, 35—41. 35) *Chron. rhythm. Monum.* ungar. I, p. 35. *Brunner*, *Annales Boici* ad ann. 1042 (nach einem Chron. Altabanensis). *Joh. Archid.* de *Guercie* (um 1340). Die Stellen bei *Katona* a. a. D. I, 492 seq. *Engel* I, 138. 36) *Albericus* (um 1211) ad ann. 1010: *Ala regina Geila multas malitias fecit et extremum post mortem regis meritis ita exigentibus intersecta fuit.* 37) *Hermann*, *Contract.* ad ann. 995. *Hermann* setzt seine Chronik bei 1053 fort. 38) *Caesar* (d. h. *Heinrich III.*) *ex Hungaria reverens acium Gislam reginam uxorem divi Stephani abduxit, Bathavie ubi in templo sacrarum fontiumque aedium musulorum ostenditur ab Ungaris venerandis aditit, collocavit.* Danach auch *Marlin Hoffmann* in den *Annales Bambergensium episcoporum*, worüber vergl. *Katona* a. a. D. I, 494 seq. 39) Beilgl. die ausführliche Erzählung bei *Katona* I, 497 seq. 40) *Berol. Katona* I, 551 seq. Über eine dritte Angabe, die sich bei *Philipp Bergmann* (gest. 1500) findet, vergl. ebend. 370 fg. 30 •

niemals wirklich aufgenommen worden, obwohl ihr gelehrig die Beinamen der heiligen gegeben ist. In der Lebensbeschreibung, welche Mabillon von ihr gegeben hat, wird sie daher nur als venerabilis, nicht als sancta bezeichnet⁴¹⁾. Als ihr Todestag gilt ihm wie auch den Holländisten⁴²⁾ der 7. Mai, eine Angabe, die auf der unhaltbaren passauer Tradition beruht. (Lipsius.)

GISELIN (Victor), mitunter auch Giselin, Ghiselin und Giselzin, lateinisch durchweg richtiger *Giselzin*, aber von den Teutschen jenseits, doch durchaus falsch, *Geselinus* genannt, ein gelehrter flandrischer Arzt, Dichter und Philosoph des 16. Jahrh., der aus einer angesehenen und achtbaren Familie stammte und den Cornelius Giselzin zum nahen Geschlechtsverwandten hatte. Geboren zu Santfort, einem Dorfe bei Brügge, am 23. März 1543 (? 1549), wurde er von seinen Vätern frühzeitig zu allem Guten angehalten und in die Schule zu Brügge geschickt, wo er unter Johann von Gebern (Geldrius, Geldrius) den Grund zu seiner gelehrten Bildung legte und mit dem jungen Dichter Arnold Laurentius aus Bergheim (Berchemium) bei Alois Bekannthschaft machte, welche zwischen ihnen auf die Dauer bald vertraulich wurde und in Giselzin eine starke Neigung zu frommen Dichtungen und zum Sammeln von Sprüchwörtern und moralischen Sinnsprüchen erweckte, wem er sich in der Folge, wie Erasmus von Rotterdam, Hadrian Junius und Anton Wuerer, einen Ruf verschaffte. Von nicht geringem Einflusse auf die Richtung seiner Studien war auch die vertraute Bekannthschaft mit den beiden talentvollen jungen Gelehrten Justus Lipsius und Jan Kermutius aus Brügge auf der Universität zu Löwen, die er nach seinem Abgange von der Schule zuerst besuchte. Mit beiden wanderte er hernach nach Paris, wo er ein ganzes Jahr Medicin studierte, und nur durch den Ausbruch der Unruhen daselbst genöthigt war, nach Löwen zurückzukehren. In dessen ging er nach kurzem Verweilen daselbst mit Lipsius nach Dole in Hochburgund, wo er seine medicinischen Studien fortsetzte und sich die Doctorwürde in diesem Fache erwarb. Bei dieser Gelegenheit feierte ihn sein Freund Lipsius in einer öffentlich gehaltenen Rede.

Die Arztekunde, die seine künftige Lebensbahn bezeichnete und von ihm nur aus Noth gewählt worden war, war indeß nicht die einzige Wissenschaft, die ihn fesselte, sondern die früh erwachte und stets genährte Neigung zu den humanistischen Wissenschaften und zur Patriastik riß auch Giselzin zu eifrigen Studien dieser Fächer hin, und er würde sich denselben vorzugsweise ganz gewidmet, auch die gelehrten Reisen seiner Freunde Lipsius und Kermutius nach Italien und Teuschland mitgemacht haben, wenn ihn nicht die äußern Umstände gezwungen hätten, nach Hause zurückzukehren, hier die ärztliche Praxis zu ergreifen und nur, so viel Zeit und

Umstände gestatteten, seiner Vorliebe für die alte Literatur und die christlichen Kirchenväter Raum zu geben. Jedoch wirkten seine patriastischen Studien auf die Richtung seiner religiös-moralischen Gesinnung so entschieden patriastisch ein, daß er nochmals jeder Verlockung zum Uebertritte in die protestantische Kirche widerstand und ein eifriger Bekenner des römisch-katholischen Glaubens blieb, ja sogar einen vortheilhaften Antrag zur medicinischen Professur auf der Universität zu Leyden deshalb ausschlug, und vorzog, in seinem beschiedenen Wirkungskreise als Arzt in der kleinen Stadt Verques (S. Winer (Bergis S. Winoci, Gronenberg) bei Dunkirchen, wohin er sich während der Unruhen und Religionsverfolgungen in seinem Vaterlande zurückgezogen hatte, auszuweichen; außerdem und zuvor lebte er zu Brügge, wo er sich glücklich verheiratet hatte, und zu Antwerpen. In Verques-Saint-Winer pflegte er mit dem gelehrten Abte Johann Meussin, der ihm ein ansehnliches Jahrgeld anwies, häufigen Umgang, und unterhielt zugleich mit Lipsius, Arn. Laurentius, Janus Deusa, Janus Kermutius und anderen ausgezeichneten Gelehrten seines Vaterlandes einen freundschaftlichen und literarischen Briefwechsel.

Während er aber zu Antwerpen und zu Brügge, wo sein Durst nach wissenschaftlicher Betheuerung natürlich größter Befriedigung fand, sich aufhielt und glückliche Curen verrichtete, bot ihm an ersterem Orte die berühmte Druckeri Christoph Plantin's, damals eins der großartigsten literarischen Institute Europa's, welches sich bis auf die Gegenwart in seltener Unversehrtheit erhalten hat, durch Uebernahme von Correcturen und Besichtigung der unter der Presse befindlichen Werke nicht nur besondere außerordentliche Mittel zu seinem Unterhalte, sondern brachte ihn auch in einen Kreis von anderen ausgezeichneten Gelehrten, die Plantin gegen ein gewisses Honorar zu denselben Geschäften herbeigezogen hatte, als z. B. Theodor Pulmann, Johann Ghesdadel (s. d. Art.), Franz Harbain, Cornelius von Kiel (Kilianus) und Franz Karbelenge, Plantin's Schwiegersohn, unter welchen durch das aufrichtige gegenseitige Entgegenkommen die in ihrer Art seltene Uebereinkunft mit dem Druckerherren getroffen worden war, daß von diesem ein Preis auf die vor dem Abzuge der Exemplare gemachte Entdeckung etwa noch in den corrigirten Druckwerken seiner Presse verbergen Fehler gesucht und gezahlt werden sollte: eine wirklich beobachtete Maßregel, die den Werken dieser Officin den Ruf von seltener Correctheit verschaffte⁴³⁾. Giselzin tauschte mit seinem reichen Vorrathe von Kenntnissen, mit seinen Talenten und seiner gewissenhaften Gewandtheit auch in dieser Hinsicht Plantin's Erwartungen nicht, und genoß dafür nicht nur ein festes Vertrauen, sondern auch reichliche Belohnung. Auch sind bei demselben seine Werke gedruckt worden. Er starb übrigens schon in der Blüthe

41) Acta SS. Ord. S. Bened. Saec. VI. P. II. p. 863 seq. Diese Biographie enthält übrigens ebenfalls die unverbürgte Angabe, daß Giselza nach Stephan's Tode Kennt zu Rikernburg bei Passau geworden sei. 42) Acta Sanctorum Tom. II. Mai. p. 133. Eine eigene Vita geben auch die Holländisten nicht.

1) Bergl. Bernh. v. Mallinart, De ortu et progressu artis typographicae p. 96 und Würth. Gotth. Struder's Introductio ad notitiam rei literariae p. 239 u. 247 seq., mit A. d. d. Hall. let's Jugement des Savans etc. I. 37.

seiner Jahre 1591 an dem Tage und in der Stunde, wie er es vorhergesehen hatte, aus zu großer Anstrengung seiner Kräfte, und hinterließ eine trauernde Witwe ohne Kinder. Sein gelehrter Freund, der Eberhart Lorenz Beyerlingk zu Antwerpen, setzte ihm eine schöne, die Bitterkeit seiner erlittenen Schicksale scharf bezeichnende Grabchrift.

Giselin hatte neben seinen doppelten Berufsarbeiten folgende Schriften zum Drucke ausgearbeitet, als einen gelehrten Commentar in Aurelium Prudentium ad mss. codices restitutum (Antwerpen 1564 in 8.), wozu er auch seines früh verstorbenen Jugendfreundes Arn. Laurentius aus Bergheim hinterlassene Papiere benutzte hat. Es ist diese Ausgabe des christlichen Dichters die erste vollständige, da Erasmus von Rotterdam nur zwei Hymnen, die 11. und 12., zuvor bearbeitet hatte, und sie blieb auch in jenen Zeiten die beste. Poffevin gibt ihm Schuld, er habe nur aus dem Grunde, weil er ein guter Katholik gewesen wäre, so vielen Fleiß auf dieses Werk verwendet²⁾. Eine zweite Ausgabe davon erschien zu Danau 1603 in 8. Ferner: B. Sulpicii Severi, archiepiscopi quondam Bituri cens., quae extant, opera ex editionum et vetustorum exemplarium collatione emendata notisque illustrata. (Antwerpen 1574 in 8.) Dem Werke hat Giselin eine umständliche Lebensbeschreibung dieses Erzbischofs zu Bourges vorgelegt und hinterzogen seine ausführlichen gelehrten und kritischen Anmerkungen folgen lassen, wobei er auch des Mailänders Peter Galchini³⁾ Scholien zur Kirchengeschichte benützt hat; daran reißen sich seine chronologischen Unterforschungen über die von Sulp. Severus gebrauchte Zeitrechnung, und den Schluß bildet seine große Belesenheit in den Schriften des Alterthums und des Mittelalters offenbarende Zeugnisschrift an Franz Raphelengz. Das Werk wurde der studirenden Jugend empfohlen. Falsch und völlig unbegründet ist indessen, wenn man seine Notae et chronologia in Sulp. Severi opera als ein besonderes Werk anführen will, wie es wirklich geschehen ist.

Seine Adagiorum epitome, e Junio, Gentio aliusque post Erasmus (Antwerpen in 8.) wurde auch in die von anderen Gelehrten herausgegebene Spracherörterungssammlung (Frankf. 1670. fol.) wieder aufgenommen⁴⁾. Seine von Martin selbst besorgte Ausgabe von P. Ovidii Nasonis metamorphoseon libri XV, ab Andr. Naugerio castigati et Vict. Gisellini scholiis illustrati erschien ebenfalls. 1595 in 12. Das Piorum Carminum libellus von Arn. Laurentius gab er nach dessen Tode 1560 ebenfalls in 16. heraus⁵⁾. Seine Epistola de Hydragryi usu ad Martin. Everartum (Everaert⁶⁾, eines Arztes zu Brügge) erschien gleichzeitig mit des gelehrten französischen Arztes Jean Fernel Buche: De morbo gallico (i. e. venereo) esseque curatione, wozu er eine Vorrede schrieb, ebenfalls. 1579 in 8., und

widmete dieses Buch dem Janus Doufa. Ueberdies hinterließ er in Handschrift noch: Carmina varia, Orationes, preces liturgicae, sententiae veterum poetarum, a Georgio Majore collectae, von Giselin bloß durchgesehen und verbessert, und Emendationes et notae in Ausonium et Apulejum. Diese Schriften vermachte er Sterbend seinem Freunde Jan Lertnarius, es wurden aber von dessen Sohne Jacob L. nur die geistlichen Gesänge Giselin's, nachdem sie jener durchgesehen und vermehrt, auch schon dem Drucke bestimmt hatte, erst auf Verlangen des Bischofs zu Brügge, dem sie gewidmet wurden, 1620 unter dem Titel: Victoris Gisellini Hymnorum liturgicorum, sive precationum audiendo sacro accommodatorum, ex piis veterum et recensiorum poetarum scriptis liber zu Antwerpen in 12. herausgegeben. Doch finden sich in dieser Sammlung auch geistliche Lieder von Jus. Casar Scalliger, Jan. Lertnarius, Jac. Aug. de Thou, Saint-Marthe und Joachim du Bellay. Seine Epistola endlich ad Fraticiscum Nansium, einen eleganten Juristen zu Antwerpen, im März 1579 über den Leich im Homer erstreckt sich zugleich über die bis dahin geleugnete Behauptung, daß diese Pflanze wirklich auch in Belgien wachse⁷⁾. Ueber seine Ausgabe des Prudentius, die geschätzteste aller seiner gelehrten Arbeiten, urtheilt Kaspar Barth schlecht, und tadelt besonders, daß Giselin seine Anmerkungen zu diesem Schriftsteller großsprecherisch einen Commentar genannt habe, da sie doch nur einige wenige Seiten ausfüllten, worin er nicht einmal die christlichen Alterschümer des genannten Werkes erklärt hätte. Den seinen oben genannten, in Handschrift verbliebenen Werken soll der berühmte Philologe Hubert von Giffen, wie Janus Doufa in seinen Satiren resonniren und auch anderwärts behauptet hat, mehrere sich angeeignet und von denselben, wie von seinen eigenen Arbeiten, öffentlichen Gebrauch gemacht haben. Indessen beschuldigt dieser Humanist seinen Gegner ebenfalls ähnlicher gelehrter Diebstähle⁸⁾. (B. Nöze.)

GISENIUS (Johann), geb. 1577¹⁾ zu Diefen²⁾ im Stifte Dönnabrad, ward von seinen unbemittelten Eltern in dem Gymnasium zu Remgo, wo er den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung legte, so dürftig unterstügt, daß er als Currentschüler durch Zingen sich seine

5) Dieser Brief steht in Thom. Crenii Animadversionum philologicae, et historicae. pars VII, 234 seq. 6) Ueberdies wurden noch benützt Sweertii Athenae belg. p. 700 seq.; Poppens, Biblioth. belg. II, 1151 seq. u. 929; Aubert. Musaei Biblioth. coedes. II, 177 und dessen Klogia belg. p. 204 mit Ant. Teuliers, Elogia des hommes savans (1715) IV, 150 seq., dem Dictionnaire universel etc. VII, 457 und Seb. Kent. Zitzner's Centuria correctorum in typographia eruditior. p. 327 seq., wo unter dem Namen V. Geseinius von Giselin umständlich gehandelt und diese Namensform aus von Gumbeling gebraucht worden ist. Frecher und Adam dagegen haben sich in ihren beiden biographischen Werken der richtigen Wortform bedient.

1) Nach einer andern, minder begünstigten Nachricht war Gisenius 1576 geboren. 2) Er nannte sich bisweilen nach dem Hauptorte Onabrugus = Westphalen. Freich aber wird er in einem zu Straßburg 1641 erschienenen Verzeichnisse der dortigen Professoren Suastensis = Westphalen genannt.

2) Beryl. Adr. Baillet, Jugemens des Savans etc. II, 346.
3) Beryl. B. G. Struve's Bibliotheca philosoph. p. 118.
4) Siehe Poppens, Biblioth. belg. I, 98.

Subsistenz sichern mußte. Unter so drückenden Verhältnissen erlag nicht sein jugendlicher Fleiß. Mit gründlichen Elementarkenntnissen ausgerüstet, bezog er die Universität Wittenberg. Dort erlangte er die Magisterwürde. Seit dem Jahre 1605 hielt er öffentliche Vorlesungen. Er disputirte auch mehrmals. Unter vortheilhaften Bedingungen folgte er 1610 einem Rufe nach Lemberg. Er ward Rector an der dortigen Schule. Fünf Jahre verwaltete er mit unermüdeter Berufstreue dies Amt. Der Landgraf von Hessen, Ludwig V., rief ihn 1615 nach Gießen. Auf der genannten Hochschule, wo er schon früher einen theologischen Doctorgrad erhalten hatte, ward er zum vierten ordentlichen Professor der Theologie ernannt. Ihm ward zugleich das Lehramt der hebräischen Sprache übertragen. In den gelehrten Streit, der sich damals (1616) in Gießen zwischen den Professoren Riemer und Windelmann entsponnen hatte³⁾, ward auch Gisenius verwickelt. Er schlug sich zu Windelmann's Partei. Trotz war er jedoch, als ihn 1618 ein Ruf nach Straßburg jenen literarischen Kampflose entführte. Im J. 1619 verließ er Gießen und begab sich nach Straßburg. Unterhalb Jahre bekleidete er dort die Stelle eines Professors der Theologie. Er lebte in Straßburg, allgemein gerachtet, bei reichlichen Einkünften, in sehr angenehmen Verhältnissen⁴⁾. Der Wunsch seiner Gattin, in der Nähe ihres Verwandten zu leben, bestimmte ihn jedoch, 1621 einem Rufe nach Rinteln zu folgen, wo man ihm die erste theologische Professur auf der nicht lange zuvor gestifteten Universität angetragen hatte. Er hatte jedoch Ursache, seinen Schritt zu bereuen. Allgemeine Unruhe und Bewegung herrschte unter den Bewohnern von Rinteln. Der König Christian IV. von Dänemark war mit einem Heere in das Gebiet des Grafen Ernst von Schaumburg eingedrungen, um ihn durch Waffengewalt zu zwingen, dem usurpirten Titel eines Fürsten von Ostfriesland zu entsagen.

Mit der Hoffnung besserer Zeiten mußte sich Gisenius trösten. Am 17. Juli 1621, dem Einweihungstage der Universität, ward er als Primarius der theologischen Facultät in Rinteln förmlich eingeführt. Seine Gelehrsamkeit, der rastlose Eifer und Fleiß als akademischer Dozent verschafften ihm ein immer größeres Ansehen. Durch seinen Rath war er bei vielen Einrichtungen der Akademie ununterbrochen thätig. Auch sein liebenswürdiger Charakter als Mensch erwarb ihm allgemeine Achtung. Sein Auditorium war immer zahlreich besucht, und viele Ausländer, die nach Rinteln kamen, vermehrten den Ruf der neuen Hochschule. Sie ward jedoch durch neue Unruhen, die mit dem Jahre 1622 ausbrachen, zu einem Kriegsschauplatz.

Kaum war ein Jahr vergangen, als dem am 17. Jan. 1622 erfolgten Tode des Fürsten Ernst, der sich durch die Stiftung der Universität ein bleibendes Denkmal gestiftet hatte, als der Herzog Christian von Braun-

schweig-Lüneburg die Stadt Rinteln durch Waffengewalt in Besitz nahm. Durch die Verheerungen der braunschweigischen Truppen fanden sich mehre Professoren und Studenten veranlaßt, sich von Rinteln wegzuwenden. Gisenius, damals Prorector, wollte sein Amt nicht niederlegen. Hart erkrankte er die Kriegsdrangsale. Von dem Herzoge Christian hatte er zwar das Versprechen erhalten, daß sowohl seine Wohnung, als die Häuser anderer Professoren von Einquartierung befreit bleiben sollten. Der Graf Wolfsgau Heinrich von Jernburg sandte ihm jedoch einige seiner Reiter in sein Haus, die er sammt ihren Pferden unterhalten mußte. Vergebens beschwerte er sich darüber und berief sich auf das ihm gegebene Versprechen des Herzogs Christian. Während der Abwesenheit dieses Fürsten ward er sogar am 24. Febr. Abends in seinem Hause von drei Soldaten drückt, und zwar „causa nulla indicata“, wie er selbst sich darüber ausdrückte. Ohne Grund hatte man ihn beschuldigt, daß auf sein Anstiften einige Soldaten bei der Einnahme der Stadt Rinteln erschossen worden wären. Dem Herzoge Christian verbandte er, nach eingeleiteter Untersuchung, seine Freiheit.

Noch größere Drangsale, als bisher, mußte Gisenius bei einem Einfälle des kaiserlichen Heeres unter dem Oberbefehle des Generals Tilly erdulden. Der Tod entriß ihm um diese Zeit, am 9. Nov. 1625, seine innig geliebte Gattin Katharina, eine Tochter des Stadtkammerers Heider in Lrmgo. Zu der Trauer über ihren Verlust gesellten sich für ihn mannichfache pöbische Leiden⁵⁾. Seine Standhaftigkeit sollte jedoch weiter erprobt werden. In Folge des kaiserlichen Restitutionsedicts, das 1629 publicirt worden war, sollten die Erbpächter, Bischöfer, Äbte, Klöster und andere geistliche Güter, die nach dem Verträge zu Pöffen den Protestanten eingeräumt worden waren, ihren früheren Besitzern mit allen Rechten wieder zurückgegeben werden. Der Fürst Ernst hatte zum Besten der von ihm gestifteten Universität die Güter des ehemaligen Nonnenklosters in Rinteln den Professoren für beständig angewiesen. In Folge des erwähnten Edicts kam nun ein Schwarm von Benedictinermönchen nach Rinteln, welche von den sie begleitenden kaiserlichen Commissarien in ihre alten Rechte wieder eingesetzt wurden. Der Universität wurden am 22. März 1630 die vorher erwähnten geistlichen Güter entziffen und die Professoren aus ihren Wohnungen im Collegium vertrieben, und diese Wohnungen den Benedictinern eingeräumt. Damit noch nicht zufrieden, trachteten diese, selbst die Universitätsprivilegien an sich zu bringen. Auf dem Convente zu Regensburg trugen sie bei dem Kaiser darauf an, daß man den Lutheranern zu Rinteln die Privilegien entziehen und sie ihnen verleihe, oder ihnen neue Privilegien ertheilen, oder wenigstens Stellen in der theologischen Facultät anweisen möchte. Mit diesem Glücke gelangte sie zwar vom

3) De praesentia Dei et Christi! Arnold's Rindgen und Keperle'sche. 2. Ab. XVII. Cap. VI. S. 465 ff. 4) Nach einem Briefe des Professors J. Pfeiffer's in Straßburg in G. R. Fischer's Vita Jo. Gerhardt p. 229.

5) Nach seiner eigenen Erziehung in der von ihm herausgegebenen Vita academica, ex Scriptura polissimum nec aliis probatis auctoribus descripta. (Rintel. 1626.) P. II. Disp. I. p. 2 seq.

Kaiser Nichts weiter, als die Erlaubniß, in ihrem Collegium zur Bildung junger Mönche eine Privatschule zu errichten. In ihrer Annahme gingen sie jedoch 1632 so weit, daß sie in den bisherigen akademischen Hörsälen theologische und philosophische Disputationen hielten und auf dem gedruckten Titel derselben sich *Saenctae Theologiae Doctores et Professores in Universitate Rintelensi* nannten. Wo sie durch List und Ränke Nichts auszurichten vermochten, nahmen sie zur Gewalt ihre Zuflucht.

Die bittersten Erfahrungen machte in dieser Hinsicht Gisenius. Durch Soldaten ließen ihn jene Mönche aus dem Hause versagen, das sie ihm als Hypothek für vorgeschossene Gelder zur Wohnung angewiesen hatten. Sie entrißten ihm seine Bücher und andere werthvolle Dinge, und ließen ihn sogar verhaften, weil sie ihm schuld gaben, er habe sich darüber gefreut, daß die kaiserlichen Commissarien, denen sie ihre Wiedereröffnung verbanden, auf ihrer Heimkehr bei Remgo am 22. Aug. 1630 von den holländischen Soldaten gefangen nach Wesel gebracht worden waren. Gisenius scheint zwar seine Freiheit bald wieder erlangt zu haben. Bereits im nächsten Jahre (1631) drangen jedoch, auf Anstiften der Benedictiner, in seine Wohnung und in der übrigen Professoren Häuser Soldaten, von denen sie zur Wiederherausgabe der Gelder gezwungen wurden, die sie hatt ihres Salariums im vorigen Jahre empfangen hatten, noch ehe die Benedictiner nach Rinteln gekommen. Der allen vor ihnen Gisenius ein Dorn im Auge. Ihn suchten sie auf alle Weise sich aus dem Wege zu schaffen. Sie besoldigten ihn, er habe, bei Anwesenheit der kaiserlichen Soldaten, schwedische Officiere beherbergt und habe verdächtige Briefe an sie, ja an den König Gustav Adolf geschrieben. In Folge dieser grundlosen Beschuldigungen ward Gisenius am 22. März 1632 abermals verhaftet und am Sonntage Palmamum nach Winden abgeführt. Wenigstens drei Vierteljahre dauerte seine dortige Gefangenschaft, und täglich mußte er hören, man werde ihn nach Rom schassen und dem Papste ausliefern!). Während seiner Anwesenheit untersuchte der Spitalmeister Bauer, von einigen Secretairen und Notaren begleitet, die Bibliothek und die Briefschaften des Gefangenen, ohne jedoch etwas zu finden, was zu einem gegründeten Verdachte Anlaß geben konnte. Häufig verwandten sich für ihn seine Freunde, unter ihnen besonders der Professor der Medicin Johann Peter Lotichius. Durch den kaiserlichen General, den Grafen von Pappenheim, erlangte er endlich seine Freiheit. Im November 1632 befand er sich wieder in Rinteln.

Zwei Jahre später ward Gisenius nach Dönaabrück gerufen, um das dortige Kirchen- und Schulwesen zu reformiren. Gustav, ein natürlicher Sohn des Königs

Gustav Adolf von Schweden, war zum Bischofe von Dönaabrück ernannt worden. Von seinem Eifer für die Reinheit der evangelisch-lutherischen Lehre hatte Gisenius schon bei anderer Gelegenheit die unabweisbarsten Beweise gegeben. Seine Bemühungen in Dönaabrück hatten daher den günstigsten Erfolg. In seinem akademischen Lehramte, wie in seinen Kirchämtern, die er bisher bekleidet, ward er 1641 aufs Neue bekräftigt bei der Restauration der Universität Rinteln durch die verwitwete Gräfin Elisabeth von Schaumburg, des 1640 verstorbenen Grafen Otto Mutter. Bis zum Jahre 1646 lehrte Gisenius in seiner Facultät allein. Um diese Zeit erhielt er seiner zunehmenden Altersschwäche wegen an dem Dr. Baltheasar Kemper einen Amtsgeschiffen.

Werkwürdig war das Schicksal, das ihm, so vielfache Verdienste er sich auch um die Universität Rinteln erworben, in der letzten Zeit seines Lebens traf. Sein bisher behauptetes Ansehen sank durch seine Streitigkeiten mit den heilmäädter Theologen, die er in seinen Vorlesungen und Disputationen aufs Heftigste bekämpfte. Er scheint deshalb bei seinem Hofe verfallen worden zu sein, auch wegen der Strenge, mit der er sein Gensoramt gegen einen reformirten Prediger in Detmold, Johann Nagel mit Namen, ausgeübt hatte!). Nach einem Briefe, den Gisenius an seinen bereits früher erwähnten Freund, den Professor Lotichius, schrieb, war ihm 1646 bei 1000 Gulden Strafe verboten worden, etwas drucken zu lassen. Auch den Buchdruckern in Rinteln war es untersagt worden, für ihn ihre Presse zu beschäftigen. An den Professoren Johann Henrichus und Peter Kusäus, die beide Schüler des Calixtus waren, erhielt Gisenius später zwei Collegen, was ihm bei seinem noch immer fortdauernden Streite mit den heilmäädter Theologen nicht angenehm sein konnte. Er sank so tief in seinem bisher behaupteten Ansehen, daß er sein theologisches Lehramt niederlegen mußte, sei es nun, daß man ihm einen Wink gab, sich zu entfernen, oder daß er sich selbst freiwillig dazu entschloß.

Von Rinteln begab sich Gisenius in das benachbarte Kloster Lodem, wo er sich drei Jahre aufhielt. In dieser Zeit betrieb er bei dem Grafen von Schaumburg die Rückzahlung der Gelder, die er theils noch von seinem rückständigen Gehalte zu fordern hatte, theils in der Kriegszeit zwangsweise zur Erhaltung der Universität von Juden gegen Zinsen hatte aufnehmen müssen. Zu seiner völligen Befriedigung mußte er jedoch zur kaiserlichen Hilfe seine Zuflucht nehmen.

Manches Licht verbreitet über diese Angelegenheit, wie über seine oft sehr drückende Lage überhaupt ein Brief, den Gisenius schon in früherer Zeit, den 24. März 1639, an den schaumburgischen Hofkanzler geschrieben hatte. „Wie es mir,“ heißt es in diesem Briefe, „hier an diesem Ort (in Rinteln) ergangen, nachdem ich mich von meiner Eva (seiner Gattin) aus dem Paradies zu Straßburg anders habe vertheilen lassen, und vermeynet, meinem Vaterlande in dieser neuen Uni-

*) Nicht bloß über die Ursache, sondern auch über das Jahr seiner Verhaftung sind durch die Historie der Gelehrten in Hessen, durch die unschuldigen Nachrichten und andere Schriften manche irrige Angaben verbreitet worden. Zur Beichtigung dieser Nachrichten dient, was Gisenius selbst in seiner *Repurgatio Collegii Rintelensis a Monachis* (Rintel. 1634. p. 38 seq.) erzählt.

7) Beagl. Rinteler Zeiggen. 1708. Bd. 22.

verfißt nützlich zu seyn — kann ich mit Thränen nicht genugsam beweinend und beklagen. Ich habe ansehnliche Summen Geldes mit andern gebracht, aber weil die vielen Jahre fast keine Besoldungen konnten gefolgt werden, auch mit meine annuae pensiones bestehen blieben, als bin ich demselben entböhret, daß ich fast nicht mehr habe, Schube an die Füße zu beziehen. Mein Privignus wird annehm ob contractum debitum zu Wörningen aufgehalten; ich kann ihn nicht losmachen, denn ich habe selber keine Mittel mehr zu leben. Scripsi lacrymis profusus“⁹⁾). In einem spätern Briefe vom 7. Sept. 1641 an den Dr. Johann Streuber in Marburg heist es unter andern: „Mir restiren am verdiensten Salario alhier über 6000 Rthlr. Von wem ich die erwarten soll, kann ich nicht wissen, weil sich dieser Graffschaften und Herrschaften fast Unzählige unternehmen“¹⁰⁾).

Seiner wechselvollen und oft sehr trüben Schicksale ungeachtet, erreichte Gisenius ein hohes Alter. Auf seinem zu Lime bei Lemgo gelegenen Landgute, der Steinbohl genannt, brachte er die letzte Zeit seines Lebens zu. Dort starb er am 6. Mai 1658 im 81. Jahre. In der neußbüder Kirche zu Lemgo, die er in seinem Testamente mit einem Legate bedacht hatte, ward ihm ein Epitaphium gesetzt mit der Inschrift: Vir plur. Reverend. Eac. Clar. Du. Joannes Gisenius S. S. Theol. D. et IV. Academiarius per XLIV annos Professor celeberr. Natus in Diessen prope Osnaubr. A. C. 1577. Denatus Lemgoriae 1658. 6 May, aet. 81. Diese Inschrift berichtigt zugleich sein oft irrig angegebenes Geburts- und Todesjahr¹¹⁾). Nach dem 1625 erfolgten Tode seiner Gattin hatte Gisenius sich zum zweiten Male verheirathet mit Elisabeth Margaretha, einer Tochter des Kancellaraths und nachherigen Kancellers Fuhrlöbn in Künden. Außer einer Tochter aus seiner ersten Ehe hinterließ Gisenius keine Kinder.

Unter den gelehrten Theologen seiner Zeit behauptete Gisenius einen ausgezeichneten Platz. Weder seine gründlichen Kenntnisse, noch seinen Scharfsinn konnten ihm selbst seine entschiedensten Gegner nicht streitig machen. An dem Lutherischen Lehrbegriffe hielt er mit Strenge, und vertheidigte denselben mit einer Fleißigkeit, in der sich seine Toleranz gegen andere Confessionen beinahe verlor. Nicht bloß als akademischer Decent, auch als Autor erwach er sich schon frühzeitig einen Ruf. Seine ersten Schriften fallen in die Zeit seiner akademischen Laufbahn in Wittenberg. Aus der Metaphysik, später aus der Dogmatik wählte er die Materien zu den Dissertationen, die er in Wittenberg öffentlich vertheidigte. Die Reihe dieser Abhandlungen eröffnete er mit einer Disp. de natura Philosophiae. (Vited. 1605. 4.) Er stand damals in seinem 28. Jahre. In Wittenberg erschienen außerdem noch die Dissertationen: De syllo-

gismo sophistico (1605), De virtute morali in genere, und zwei Jahre nachher die Dissertationen: De substantia incorporea creata; Exercitatio politica de societate domestica s. conjugal; De optemperantibus u. a. m. Aus der Dogmatik wählte er den Stoff zu einigen Dissertationen, die er als Rector der Schule zu Lemgo öffentlich vertheidigte. Dabin gehören seine Disput. theol. de primo et secundo communicationis idiomatum genere (Lemgov. 1611. 4.) und die Disput. theol. de quibusdam attributis divini carni Christi realiter communicatis. (Ibid. 1612. 4.) Als Vertheidiger Luther's trat Gisenius auf in drei zu Lemgo 1613 erschienenen Abhandlungen: 1) De Catechismo b. Lutheri minori; 2) De symbolo apostolico, precatione et baptismo; 3) De sacramento altaris. Der zuletztgenannten Dissertation hatte er einen Beleg beigefügt unter dem Titel: Pia et placida defensio Catechismi b. Lutheri defensio contra nonnullos Doctores, cum vel ex bene constitutis scholis et templis deturbantes et depravantes. (Lemgo 1613. 8.) Eine ausführliche Erklärung des Lutherischen Catechismus, den er für eine kleine Bibel (Parva Biblia) betrachtet wissen wollte, gab Gisenius in seiner zu Lemgo 1613 erschienenen Schrift: Hierogomologia, h. e. praecipua Scripturae Sacrae dicta, doctrinae christianae capitulum sedem et fundamenta continentia, quibus evincitur, esse Catechismum b. Lutheri parva Biblia. Dies Buch, in welchem er die Sprüche der heiligen Schrift treulich und lateinisch hatte drucken lassen, erschien später unter dem Titel: Catechismus Lutheri est parva Biblia, idque ostenditur praecipuis S. S. dictis, doctrinae christianae sedem et fundamentum continentibus (Strasburg 1620. 8.) und zu Rinteln 1642 in Duedes als: Parva Biblia oder richtige Erklärung des Catechismi Lutheri. Die angeführten Lehren der reformirten Kirche bedrte er schonungslos auf in mehreren einzelnen Dissertationen, am ausführlichsten in seiner unter dem Titel: Calvinismus zu Gießen 1617 gedruckten Schrift. Sie bestand aus 21 Dissertationen, welche Gisenius von 1615 an öffentlich vertheidigt hatte. Wiederaufgelegt ward diese Schrift 1620 unter dem Titel: Errorum Zwinglio-Calvinianorum enumeratio, et brevis, pia atque modesta refutatio. Dierher auch die Schrift: De Zwinglio-Calvinismo fugiendo. (Argentor. 1621. 4.) Zu den zwei Theilen, aus denen sie bestand, fügte Gisenius später noch einen dritten (Rinteln 1625. 4.). Eine polemische Tendenz hatte auch eine beträchtliche Zahl von Abhandlungen, die er vereinigt unter dem Titel herausgab: Papismus, h. e. errorum Pontificiorum methodica enumeratio, et brevis, pia et modesta refutatio. (Gissae 1618. 8. Ibid. 1619. 4.)¹²⁾). In ähnlicher Weise, wie Gisenius den Calvinismus und das Papstthum bekämpft hatte, entbrannte auch in mehreren einzelnen Abhandlungen sein Glaubenseifer gegen die Umtriebe der Jesuiten. Gegen

8) Siehe Daubert's Primit. Schaumb. p. 118. 9) Siehe Historie der Gelehrsamkeit des Hefen. 1736. Trim. III. S. 298. 10) So wieh mitunter der Ort, wo Gisenius gestorben, Fischebald genannt; s. Fistorius in Propyl. Athen. Haas. p. 6.

11) Der erste Theil dieser Schrift ward zu Gießen 1623, der zweite 1624 und der dritte 1625 neu aufgelegt.

ihre Angriffe nahm er auch in 23 Dissertationen, die er 1620 zu Strassburg vereint herausgab, den *Catechismus Lutheri* in Schutz. Aus einer Reihe einzelner Abhandlungen, bei denen ihm die Bibel zur Grundlage diente, entstand auch das von Gisenius herausgegebene Werk: *Vita academica, ex Scriptura potissimum sacra aliisque probatis autoribus descripta* ¹²⁾. Eine besondere Veranlassung, die seinen Charakter von einer achtungswürdigen Seite zeigt, hatten die von Gisenius 1633 im Druck erschienenen *Aphorismi theologici de aeternae beatitudinis vero, solido et adaequato fundamento*. Bereits früher ist erzählt worden, wie die Benedictiner sich angegriffen, 1632 in den ihnen eingeräumten akademischen Hörsälen theologische Vorlesungen zu halten. Während Gisenius sich zu Minden in Haft befand, liess der Benedictiner Clemens Kneper unter dem Titel: *De vocatione ministrorum ecclesiae*, eine Disputation drucken, zu welcher er unter anderen Universitätslehrern auch den Professor Joseph Stegmann zum Opponenten aufforderte. Wider dieser, noch irgend einer seiner Kollegen hielt es für rathsam, zu erscheinen. In den Willen der Mönche fügte er sich erst durch ihre Drohung, ihn durch Selbsttöden in das Auditorium führen zu lassen. Ohne seine auf diese Weise erzwungenen Argumente zu beantworten, suchten die Benedictiner ihn lächerlich zu machen und zu prostituiren. Stegmann war bereits gekorben, als Gisenius aus seiner Haft wieder nach Kinteln kam. Empört über die unwürdige Behandlung seines Kollegen, den man sogar noch nach seinem Tode verhöhnte, schrieb Gisenius die früher erwähnten theologischen Aphorismen, bei deren öffentlicher Vertheidigung er die Benedictiner zu Opponenten aufforderte. Sie erschienen mit einer beträchtlichen Zahl anderer Ordensbrüder, und Gisenius benutzte diese Gelegenheit, um die hart angefochtene Ehre seines gekorbenen Kollegen in jeder Weise zu retten ¹³⁾. Unter manchen bitteren Erfahrungen, die Gisenius während seines wechselvollen Lebens gemacht hatte, berührte ihn, seinem Charakter und seiner Denkwiese nach, Nichts schmerzlicher, als der Uebertritt vieler wackeren Männer vom Lutherischen Glauben zur römisch-katholischen Kirche. Als ihn mehrere Prediger im Tödenbrüchigen um einen Rath ersuchten, wie diesem Unheile zu steuern sei, schrieb Gisenius ein Consilium de apostasi hujus temporis corrigendis et puniendis d. J. Osnabr. 6. Nov. 1635 ¹⁴⁾. Mit mehrern auswärtigen Gelehrten unterhielt

Gisenius eine fortgesetzte Correspondenz ¹⁵⁾. Handschriftlich hinterliess er ein Werk: *De calamitatibus Schaumburgensibus*, in welchem er die Trübsale seines vielfach bewegten und wechselvollen Lebens geschildert hatte ¹⁶⁾.
(Heinrich Döring.)

GISILBERT, Erzbischof von Bremen von 1273 bis 1306. Er war der Sohn eines Herrn von Brunkhorst und einer Tochter des Grafen Florig von Brunsburg, Namens Kunigunde. Als der ihm nahe verwandte Erzbischof Hildebold am 11. Oct. 1273 gestorben war, ward er von den Kanonikern des Erzbisthums einstimmig zu dessen Nachfolger erwählt. Gisilbert nahm die Wahl an und begab sich bald darauf nach Lyon zu einer Kirchenversammlung, um die Bestätigung des Papstes Gregor X. zu erhalten. Sein dortiger Aufenthalt fällt in den Juni 1274: vergl. *Perts*, Monum. IV. p. 396 seq. Er soll sich besonders an den Verhandlungen über die kaiserliche Bestätigung der Rechte der römischen Kirche zu Lyon und jedenfalls auch an denen, welche dem Beschlusse, von der gesammten Kirche auf sechs Jahre einen Scynten als Beihilfe für einen neuen Kreuzzug zu erheben, vorausgingen. Seine Hauptthätigkeit scheint er dann aber weniger auf die geistlichen Angelegenheiten seiner Zeit, als vielmehr auf die weltlichen Händel seiner Kirchenprovinz gerichtet zu haben, und daß er in dieser Hinsicht sich geltend zu machen verstand, zeigt ziemlich deutlich der Umstand, daß Kaiser Rudolf I. ihn ausdrieckte und ihm auch die weltliche Gerichtsbarkeit in seinem Sprengel verlieh. Bald nach dem Antritte seiner Regierung (1280) bereitete er einen Kriegszug gegen die Kedingen, eine noch völlig unabhängige Gemeinde an der Unterelbe, vor. Im J. 1275 war allen Stendensfriesen bei 100 Mark Strafe die Verpflichtung auferlegt worden, auf der Elbe keinen Raub zuzulassen (vergl. *Cassell's* Samml. 41), und doch hatten nach einer hamburgischen Geschichtsquelle diese Kedingen dem hamburgischen Handelsvertriebe auf der Elbe durch Räuberische Schaden zugefügt, und Gisilbert verband sich nun mit dieser Stadt, um die Räuber unschädlich zu machen. Dem Rathe zu Hamburg mit Geld unterstützt, lud er die Ritter und Vasallen seines Erzbisthums zu einem Turniere nach Stade ein, und bestimmte dann die zahlreich eintreffenden Kriegskute, an einem Ueberralle gegen die Kedingen Theil zu nehmen. Plötzlich angegriffen, erlitten diese auch bedeutenden Verlust, indem Viele gefangen oder getödtet wurden: dennoch konnte nur eine vorübergehende Unterwerfung erzwungen werden. Wie Gisilbert hier räuberische Schanden unschädlich machte, so zeigte er sich vielfach thätig, wo es galt, den Handelsverkehr und Wohlstand seiner Städte, besonders Bremens, sicher zu stellen und fester

12) Pars I. Rintel. 1626. 4. Pars II. Ibid. 1628. 4. Vergl. Unvollständige Nachrichten. 1730. S. 393 fg. A. J. Reimanns's Bibl. hist. lit. p. 211. Ad erwähnte Werk erschien zu Rintel 1627 in Quart unter dem veränderten Titel: *Tract. de jure et regulis Academicarum statusque ecclesiastici*, in quo de necessitate, praesentia, origine et antiquitate Academicarum, eorum appellationibus variis, erectione, fundatione, subjecto loci, privilegiorum acad. concessione etc. disseritur. 13) Siehe die von Gisenius herausgegebene *Reputatio Collegii Rintelensis a Monacho turpiter communi et deformati* (Rintel. 1634 — 1635. 4) p. 11 seq. 14) Schradt nach dieser Auffassung zu seinen letzten Schriften gehört, als Anfang zu seiner *Europae in Delle's* kaiserlichen Lebensbeschreibung. 1. Th. S. 65 fg.

H. Gessell d. W. u. A. Gese Gisenius LXVIII.

15) Briefe von ihm befinden sich bei Dölle a. a. D. I. Th. S. 79 fg. und in der Historie der Gelehrsamkeit der Dessen S. 297 fg. 16) Vergl. Dölle a. a. D. I. Th. S. 15 fg. Daraus in den *Primit. Schaumburg. Pflanzens. in Propyl. Athen. Haas* p. 6 seq. Hartmann in der *Historia Haas* p. 111. p. 80 seq. *Erzieher's* *Drifische Geschichtsschichte*. 4. Th. S. 388 fg. *Söcher's* *Geschichtswissenschaften*. 2. Th. S. 1008 f.

zu begründen. Selbst mit eigener Aufopferung wirkte er auf Beilegung ihrer inneren Streitigkeiten und somit auf die Hebung ihrer Macht hin, und Nichts ist im Stande, für die Gunst, welche er dem dritten Stande zu Theil werden ließ, ein unumwundenes Zeugniß abzugeben, als die ihm beilegte Bezeichnung als „Bauernbischof“, durch welche die Wäldigen ihn herabzusetzen meinten. Im J. 1288 erließ Giselbert den dreifachen Kaufleuten die Abgabe, welche an den Jahrmärkten alle Verkäufer für die Verkaufssteuern zu entrichten hatten, und 1289 kam er (nach Renner's Chron. fol. 186 b) mit dem Rath überein, daß der Rath in den weltlichen Verwaltungssachen Vollmacht haben sollte: seitdem erhielten die Bänke ihre Privilegien, der Rath übte die Marktpolizei, der Boigt trat aus den Rathversammlungen zurück u. s. w. Aber trotz dieser mannichfachen Begünstigungen, die er der Stadt Bremen durch Vertrag zusicherte (vergl. Rodde, Gesch. von Bremen und Verden I, 223), gab es eine Partei in der Stadt, die eine gänzliche Unabhängigkeit von der erzbischöflichen Oberhoheit erzielte. Um 1290 kam dieser drohende Zwiespalt zum Ausbruch, indem die Unabhängigkeitspartei unter dem Rathsherrn Reinke Bruchhaver zu den Waffen griff, als ein bei einer kirchlichen Feier ein Dienermann des Erzbischofs einen bremischen Bürger, einen Goldschmied, verwundet hatte. Der Erstere suchte im Palaste des Erzbischofs Zuflucht. Als darauf die Bürger sich bewaffnet versammelten und seine Auslieferung verlangten, verließ Giselbert die Stadt, da er nicht nachgeben wollte. Die kleine Besatzung, welche er zurückließ, konnte das Eindringen der Bürger nicht lange hindern, und der völlige Bruch zwischen den streitenden Parteien erfolgte, indem die Aufständischen den erzbischöflichen Palast durch Feuer zerstörten und nur mit Mühe durch die Bürgermeister bewogen wurden, der Besatzung freien Abzug zu gewähren. Bald aber erzwang der Erzbischof mit Hilfe seiner Vasallen und Dienstmänner die Wiederunterwerfung der Stadt: Frauen und Männer mußten ihm mit bloßen Füßen entgegenziehen und ihn mit Kreuzen und wehenden Fahnen aus das Ehrenvolle in die Stadt zurückführen. Die Ausöhnung des Erzbischofs mit der Bürgerschaft war eine eifrige, und es muß als Ircum zurückgewiesen werden, wenn die Historia archiepiscoporum Bremensis und nächstdem auch Rodde in seiner Gesch. von Bremen und Verden (II, 185) angeden, das Bruchhaver als Hauptführer der Aufständischen damals durch das Rad hingerichtet worden sei: denn Bruchhaver's Name findet sich noch im J. 1307 in dem Verzeichnisse der damals verbannten Rathsherren). Vielleicht also verhängte Giselbert über ihn diese Strafe; möglich aber ist es auch, daß er erst 1307 wegen seiner unter besonders frevelhaften Umständen geübten Uebere verbannt wurde. Den Parteistreitigkeiten konnte aber Giselbert nicht so schnell ein Ende machen, indem viel-

mehr diese mit großer Erbitterung fortbauerten. Diese reiche und mächtige Bürger waren aus der Stadt vertrieben worden, und diese, verbunden mit einigen Dienstmannen des Erzbischofs, fügten der siegreichen Partei der Bürger durch Raub und Brand vielfachen Schaden zu. Ihre Gegner rächten sich dann dadurch, daß sie mit bewaffneter Hand die Angreifer zurücktrieben, sie nun zu ewiger Verbannung verurtheilten und ihre Güter einjagen und veräußerten. Durch diese Parteikämpfe wurden die Bremer doch nur in geringem Grade geschwächt. Schon im J. 1291 konnten sie es unter Mitwirkung Giselbert's unternehmen, Nachzüge gegen die Bursfriesen und Kustrieger auszuführen, welche mehrere Schiffe von Bremer Bürgern angegriffen und besetzt hatten. Der Kampf, welcher Anfangs günstig für die Bremer begann, scheint nach Angabe einer Chronik) aber über zwölf Jahre fortgedauert und eine denselben ungünstige Wendung genommen zu haben: hiernach scheint die Stadt in Folge großer Verluste und Geldausgaben endlich im J. 1304 einen Frieden abgeschlossen zu haben. Vergl. besonders Lappenberg's Urkundliche Geschichte der deutschen Hanse, 2. Bd. S. 733 und Cassel's ungedruckte Urkunden S. 216 u. 218. Lange nach dem ersten Vertrage mit den Bursfriesen, wodurch diese zur Aufhebung des Strandrechtes genöthigt werden sollten, kam 1304 wirklich ein modificirter Vertrag über Strandrecht und Kaudereien zu Stande: vergl. Cassel's Samml. S. 216 u. 219. Ein ähnlicher Vertrag wurde unter Giselbert's kräftiger Mitwirkung den Bewohnern von Wertwarden (1291) aufgelegt: vergl. Pratic, Alter und Neus V, 303. Ferner wissen wir, daß damals zum Theil unter Mitwirkung Giselbert's Bremen viele Handelsverträge abschloß, durch die seine Kaufleute bestimmte Privilegien erhielten, besonders Aufhebung des Strandrechtes, Herabsetzung der Eingangsabgabe, Freistellung von manchen bürgerlichen Lasten. Von neuen Verträgen dieser Art sind unter seiner Regierung die mit Horworen in den Jahren 1279, 1292 (1294) und 1299 hervorzubeden. So hob sich Bremen in commercieller Beziehung zu großer Bedeutung und zu wachsendem Wohlstande. In dieselbe Zeit nun fällt sicher (wenn auch das Jahr nicht nachweisbar ist) sein Anschluß an den norddeutschen Hansebund. Hält man die Angaben zusammen, daß es im J. 1284 an den Kämpfen der Hanse im Norden noch nicht Theil nahm, dagegen nachweislich 1308 Beiträge der Bremer zu Kriegen der Hanseabsicht erwähnt werden, so wird man wol kaum irren, wenn man annimmt, daß Giselbert's Regierungszeit für Bremen auch durch seinen Eintritt in den Hansebund wichtig erscheint. Das Nähere darüber vergl. bei Sartorius, Geschichte der Hanse I, 65 fg. Wie die Macht der Bürgerschaft auch dem Erzbischofe gegenüber gewachsen war, wie sie es damals dahin brachte, als thatsächliche selbständige Macht neben demselben zu stehen, das zeigen auch die Verträge Brider zu gegenseitiger Unterstützung in den Jahren 1295, 1301 u. s. w., deren in der Assertio etc. p. 480 Erwähnung geschieht. In dem Verlaufe seiner Regierung gingen noch die letzten

1) Vergl. Delricus, Brem. Geschbücher. I. Bd. Donandt, Gesch. des Brem. Stadtrechts. I. Bd. C. 140 fg.

Rechte der politischen Rechte der Erzbischöfe über die Stadt verloren, und seit seinem Tode kann von solchen kaum noch die Rede sein¹⁾. Ganz charakteristisch ist es in dieser Hinsicht, daß das erste eigentliche Stadtrecht Bremens²⁾ in das J. 1303, also in die letzte Regierungszeit Giselbert's gehört. Die Bremer süßten sich in kräftiger Selbstständigkeit, und nahmen die Selbsteigenschaft wahr, derselben einen urkundlich feststehenden Ausdruck zu geben. Manche Rücksichten wirkten zusammen, um die Niederschreibung der städtischen Rechte zu empfehlen. Der Saachsenpiegel hatte seit fast 100 Jahren eine weitreichende Geltung erhalten, und die Bremer konnten leicht darin eine Gefährdung ihrer Selbstständigkeit erblicken, wenn ihr Particularrecht von diesem mächtigen Landrechte absorbirt würde: wie andere Städte, so begünstigte auch Bremen dieser Gefahr durch Niederschreibung seiner besonderen Rechtsgewohnheiten. Diese Maßregel erschien um so nöthiger, da die innern Zwistigkeiten auf das gesammte Rechtsleben zerstörend einzuwirken drohten und durch geschriebene Gesetze der Willkür der oben siegenden Partei ein Riegel vorgeschoben werden konnte. Endlich war es für alle Zukunft von Bedeutung, wenn man von dem Rechte, sich selbst Gesetze zu geben, welches Giselbert zugesandt hatte, in recht offenkundiger Weise Besitz nahm, und es dadurch für die Folgezeit sich sicherte. Vergl. über dieses Stadtrecht besonders Donandt, Versuch einer Geschichte des Bremischen Stadtrechts (2 Bde. Bremen 1830.) 2. Bd. S. 38 fg. Während aber Giselbert auf der einen Seite dem Sinken der erzbischöflichen Gewalt ruhig zusah, scheint er andererseits doch Manches gethan zu haben, was zu einer Kräftigung in politischer Hinsicht dienlich sein konnte. Nicht nur gegen offenbare Unbilden und Angriffe vertheidigte er die Angehörigen seines Erzstiftes, sondern auch durch die Erbauung von Schlössern und Gründung neuer Gebäude suchte er seine Macht zu befestigen: so legte er die Schloßer Thedinghausen, Ottenberg, Kemppe und Langemmedel an, gründete die beständige Burchhude (vor 1286), legte einen festen Thurm im Schlosse Verden an und baute Häuser von Stein in Bremen und Stade. Die eigentlichen geistlichen Verwaltungsgeschäfte nahmen ihm wenig in Anspruch: hier ist noch hervorzuheben, daß er 1282 das Kloster von Midlum in Bursten nach Altenwalde in Hadeln verlegte, und daß er zur Verdicderung der geistlichen Einkünften und Kirchen theils aus eigenen Mitteln viel that, theils durch seine Vererbung zu diesem Zwecke wirkte.

Wie aber die Regierungsthätigkeit Giselbert's vorwiegend den weltlichen Händeln seiner Zeit zugewendet gewesen war, so war das noch in seinem letzten Lebensjahre (1306) der Fall. Die Bedinger und die Bewohner der sieben Kirchspiele Hastedorf, Seester, Langendroß u. a., mit denen auch die Dithmarscher in Verbindung

traten, machten einen neuen Versuch, ihre alte Unabhängigkeit widerzuerkämpfen. Giselbert erließ einen Warnungsbrief an die Aufräuberischen (vergl. in Lappenberg's Urkundl. Gesch. der Hanse II. S. 234); da sie aber auf gültigem Wege nicht zur Wiederrückführung gebracht werden konnten, veranlaßte Giselbert mit Hülfe der Herzoge von Sachsen und Lüneburg, des Grafen von Holstein und seiner eignen Dienstmannen ein beträchtliches Heer und ersocht am 8. Sept. 1306 einen blutigen Sieg. Als er diesen Kriegszug unternahm, war er schon schwer krank, und lange überlebte er den Sieg nicht. Er mußte zurückkehren, begab sich nach Verden und starb daselbst am 17. Nov. 1306. Regal. Necrolog. Hamburg. in *Langebeck, Script. rer. Dan. t. V.* Begraben wurde er in Bremen. — Wenn man heute auch über Giselbert ein ungünstiges Urtheil fällen und zugestehen muß, daß bei aller Thätigkeit Giselbert, indem er stets mehr individuellen Neigungen als festen Regierungsgrundsätzen folgte und selten strenge Consequenz und kluge politische Berechnung obwalten ließ, wenig durchsetzte, so soll doch nicht verschwiegen werden, daß seine Zeitgenossen ihn günstiger bewurtheten: ein sprechender Beweis dafür ist das Lobgedicht, durch welches Heinrich Frauenlob ihn ehrt (vergl. in Lappenberg's Geschichtsquellen des Erzstiftes und der Stadt Bremen S. 178 fg.).

(Dr. H. Brandes.)

GISELBERT von Burgund. *Er war ein Sohn Konastes des Alten von Vergi, welcher die Grafschaften Dijon, Beaune und Chalons inne hatte. Er heirathete Irmengarde, die Tochter des Herzogs Richard (mit dem Beinamen le Justicier) von Burgund, dessen ältestem Sohne Raoul er in der Regierung dieses Herzogthums folgte im J. 923, nachdem dieser zum Könige von Frankreich gewählt worden war. Uebrigens der Gnade, welche sein Schwager ihm durch Abtretung des Herzogthums erwiesen hatte, schloß sich bald Giselbert an die Gegner derselben an, welche ihn wieder entthronen wollten. Raoul aber kämpfte siegreich, drang in Burgund mit Heeresmacht ein, eroberte Dijon und mehrere andre feste Plätze, und zwang endlich Giselbert, sich zu unterwerfen. Die Ausöhnung zwischen Beiden war eine aufrichtige, denn Giselbert blieb seitdem ein treuer Vasall Raouls, und Letzterer nahm ihn dagegen in Schutz gegen die Umtriebe und Angriffe seiner jüngeren Brüder. Als aber 936 Raoul starb, traten sogleich gegen Giselbert sein jüngerer Schwager, Hugo der Schwarze, und der Sohn des Königs Robert, Hugo der Große, als Rivalen auf, indem sie beiderseits auf Burgund Ansprüche erhoben. Durchdringt vermaßt wurde 937 das Land, indem sich nicht nur die drei Heere der genannten Thronbewerber dasselbe streitig machten, sondern indem auch ungarische Räuberschaaren es plündern durchzogen. Sei es nun, daß die drei streitenden einheimischen Parteien von zu gleicher Macht waren, so daß keine den Sieg mit Sicherheit erwarten konnte, sei es, daß sie durch den Angriff der auswärtigen Feinde zu gemeinsamer Uebergriff gedrängt wurden, im Interesse des Landes war es jedenfalls, daß im J. 938 eine Verein-

1) So erscheint der Bogt zum letzten Male in einer von den hamburgischen Urkunden vom Jahre 1297, später ist er verschwunden. 2) Bei Delitzsch, Sammlung der Geschbücher Bremens S. 1 fg.

barung zwischen Gisilbert und den beiden Hugo's zu Stande kam. Durch einen Vertrag zu Langres kamen sie überein, das Herzogthum unter sich in drei gleiche Theile zu theilen, und jeder von ihnen sollte einen Antheil mit dem herzoglichen Titel erhalten. Diese Verbindung wurde noch dadurch befestigt, daß Gisilbert seine Tochter Leutgarde einem Sohne Hugo's des Großen zur Gemahlin gab. Bis zum Jahre 943 war er nun in ruhigem Besitze seines Antheils, und scheint vorzugsweise mit seinem Schwager Hugo in freundslichem Verkehr gelebt zu haben. Zu ihm mag er sich wohl auch begeben haben, als König Ludwig (D'Outremer) 943 das gesammte Herzogthum Burgund — also auch Gisilbert's Antheil — auf Hugo den Großen allein übertrug. Im J. 952 wurde er der Nachfolger seines Schwagers in der Grafschaft Burgund. Die Osterfeste des Jahres 956 brachte er am Hofe Hugo's des Großen zu, und hier war es, wo er von einem plötzlichen Tode ereilt ward, nach einigen Duellen am 8. April, nach einer alten handschriftlichen Chronik von St. Colomb zu Sens (welche im Vatican unter den Codd. der Königin Christine von Schweden no. 381 aufbewahrt wird) am 16. April 956. Er hinterließ drei Söhne, von denen die älteste, Leutgarde, an Otto, den Sohn Hugo's des Großen; ferner Lierra an Robert von Vermandois; endlich Adelaide an den Grafen Lambert von Chalon vermaählt waren. (Dr. H. Brandes.)

GISELBERT von Lothringen, der ältere Sohn desjenigen Reginar, welchen König Karl der Einfältige zum Herzoge von Lothringen erhoben hatte, und welcher im J. 916 oder 920¹⁾ starb. Mit Bewilligung des Königs succedirte ihm Gisilbert in demselben Herzogthume, ohne aber in ihm einen treuen Vasallen zu gewinnen. Angeblich weil der König ihm das Recht verweigert hatte, den Bischofssitz von Lüttich nach seinem Ermessen zu besetzen, schloß sich Gisilbert an den Gegner Karl's an. Als nun nach dem Ausbruche des Kampfes Karl ihn in seinem Lande angriff, verließen ihn die Lothringer, so daß er in dem festen Harburg an der Waas vor dem königlichen Heere Sicherheit suchen mußte. Karl belagerte die Stadt von der Land- und Flussseite mit solchem Erfolge, daß Gisilbert, um nicht in seine Gewalt zu kommen, bald sich genöthigt sah, im Flusse fortzuschwimmend zu entfliehen. Er fand Schutz beim Herzoge Heinrich von Sachsen, welcher ihn auch mit Karl ansöhnte (921). Sein Streben mag es gewesen sein, zwischen den fast gleich mächtigen Königen Karl und Heinrich eine ganz selbständige Stellung zu erringen. Daher erneuerte er den Angriff gegen den erstern sehr bald, und soll angeblich den König Heinrich zur Besetzung von Lothringen aufgefordert haben: vergl. Ekkehard. Urang. p. 153. Karl, von den meisten Fürsten verlassen, gerieth in die Gefangenschaft seiner Gegner, welche den Herzog Rudolf von Burgund statt seiner auf den Thron erhoben (923). Ueber das damalige

zweifelhafte Verhältniß Lothringens zu Teutshland und Frankreich, über die Nachricht der Ann. Lobliensis u. a., daß damals König Karl Lothringen an Teutshland abgetreten habe, während sich doch in dem damals geschlossenen Vertrage Nichts davon erwähnt findet, vergl. Waig a. a. D. S. 50 ff. Aus den mangelfaften, sich vielfach widersprechenden Nachrichten ergibt sich sicher nur, daß Gisilbert Unabhängigkeit nicht zu erkämpfen vermochte, und seine Herrschaft in Lothringen vorzugsweise im Anschlusse an den König Heinrich gesichert erachtete, und daß er mit französischen Großen in Fehde lebte. Angeblich weil Boso, der Bruder des Königs Rudolf, seinen Oheim Nicuin hatte ermorden lassen, ergriff Gisilbert die Waffen. Auf Seiten Boso's standen Graf Reginar von Hainaut, Graf Brenegar von Ramur u. A., und die Fehde nahm für Gisilbert den unglücklichen Ausgang, daß er in die Gefangenschaft Brenegar's gerieth. Umsonst versuchte er, die beiden genannten, ihm verwandten Grafen gleichfalls zum Entsätze zu vermögen. Kaum befreit, erneuerte Gisilbert seinen Angriff auf Boso's Anhänger, ward nun aber von dem vereinigten Heere Boso's und des Königs Rudolf so in die Enge getrieben, daß er in der Unterverwerfung unter den französischen Scepter seine Rettung suchen mußte (925). Schon war aber die Zahl der Anhänger des teutshen Königs in Lothringen eine so mächtige geworden, daß Gisilbert bald nachher von einem seiner Vasallen, Christian, gefangen genommen und dem Könige Heinrich zugesandt wurde. Heinrich, durch die Kriege gegen die Slaven und Ungarn beschäftigt, suchte in Lothringen mehr durch Unterhandlungen, als durch bewaffnetes Eingreifen zu wirken, und vorzugsweise den Gisilbert suchte er nun zuverlässig in sein Interesse zu ziehen, indem er seine Wiedereinfegung im Herzogthume veranlaßte, und ihn durch Gewährung der Hand seiner Tochter Gerberga an sich zu fesseln suchte. Zum Zwecke der Wiedereinfegung unternahm er im J. 928 einen Heerzug nach Lothringen, und wang Boso zum Frieden: vergl. Waig a. a. D. S. 59 ff. In den folgenden Jahren mißfiel sich Gisilbert wieder mit wechselndem Erfolge in die Fehden der französischen Großen (931 und 932), doch scheint er sich dabei immer auf König Heinrich gestützt zu haben, dessen bloße Annäherung zweimal hinreichte, seine wehrlose Anhänger aus bedenklichen Lagen zu befreien. Als aber Heinrich starb, scheinen wieder ehrgeizige Gelüste in Gisilbert's Gemüthe belebt worden zu sein. Die Thronfolge wurde Otto I. obnehin bestritten; darum mochte Gisilbert sich kein Gewissen daraus machen, auch seinerseits gegen ihn aufzutreten. Nach Liutprand (IV, 10) hatte Herzog Eberhard ihn für die Empörung durch die Vorspiegelung gewonnen, daß er ihn zum Könige machen wolle. Lange begünstigte Gisilbert Otto's Gegner insgeheim, vermochte aber, auch seinerseits schon offen aufzutreten. Dem aufmerksamen Blicke des Königs entging aber keine doppelte Politik nicht, und er beschloß, ungeachtet seiner eben sehr bedrohten Lage, Gisilbert zu einer Erklärung zu drängen. Im J. 938 schickte er den Kämmerer

1) Vergl. Waig, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich I. S. 200 u. 22.

Hobald an ihn, und da dieser — durch Ausflüchte immer hingehalten — keine bestimmte Erklärung erhielt, sandte er den Bischof Bernhart von Halberstadt. Diesem ertheilte Giselbert eine immer noch ausweichende, aber unehrerbietige Antwort, und nun trat Hobald mit der Ladung hervor, der Herzog solle sich in bestimmter Frist am Hofe des Königs stellen, sonst werde er als Feind desselben angesehen werden. Um so entschiedener kannte Otto gegen Giselbert aufzutreten, da der Letztere eben in den Krieg des westfränkischen Königs Ludwig gegen den Herzog Hugo und den Grafen Heribert von Vermandois verwickelt war. Erst 939 aber schloß sich Giselbert offen an Otto's Rivalen Heinrich an; mit ihm vereinigt suchte er den Uebergang des königlichen Heeres über den Rhein zu hindern; aber obgleich ihr Angriff im günstigen Augenblicke, wo erst ein kleiner Theil von Otto's Heer bei Bietzen das jenseitige Ufer erreicht hatte, erfolgte, erlitten sie doch durch diese kleine Schaar eine gänzliche und schimpfliche Niederlage (im Frühlinge 939). Während nun Otto durch den zweiten Krieg gegen Heinrich und durch Angriffe der Slaven in Anspruch genommen war, suchte Giselbert Sicherheit, indem er sich mit dem westfränkischen Könige verbündete, entschloß sich, den Krieg gegen Otto fortzusetzen. Dieser Letztere eilte daher im Juni 940 wieder nach Lothringen, schlug Giselbert aus dem Felde und delagerte ihn längere Zeit in seiner festen Stadt Theuremont; doch gab er endlich die Belagerung auf, weil Giselbert von da heimlich entkommen war, und seine Macht durch den Uebertritt des Grafen Immo und vieler andern zur teutschen Partei wesentlich geteufelt erschien. Noch immer aber hielt sich Giselbert im Anschlusse an Heinrich, für dessen Ansprüche gegen Ende des Jahres 939 besonders mehr geistliche Fürsten auftraten. Um diese zum offenen Abfalle vom Könige zu bestimmen, unternahmen die Herzöge Eberhard und Giselbert einen Streifzug in den Rheingau, und zogen plündernd in den Gebieten der dem Könige treu gebliebenen Fürsten umher. Eben waren sie auf der Rückkehr über den Rhein begriffen, und hatten den größten Theil des Heeres mit der Beute bereits bei Birsich übergehen lassen, als sie selbst noch am rechten Ufer verweilend (indem sie nach einem Berichte mit einigen Vasallen eine Nacht einnahmen, nach andern auch dem Birkfeld spielten) vom Grafen Kurpelo überfallen wurden. Eberhard fiel im Kampfe; Giselbert suchte über den Rhein zu entkommen: aber sein Boot sank, er selbst konnte in seiner schweren Rüstung nicht schwimmen, und fand im Strome seinen Tod. Fiskher sollen den Leichnam aufgefunden und an unbekannter Stelle beerdigt haben (im Spätherbste 940). — Giselbert hinterließ einen Sohn, Heinrich, welchem Otto 941 das Herzogthum Lothringen übertrug, und eine Tochter, Willtrude, welche den Herzog Berthold von Baiern heirathete, und später in das von ihr gegründete Kloster zu Berg eintrat.

(Dr. H. Brandes.)

GISELER, soll nach Thietmar's Angabe aus edlem Geschlechte gewesen sein: aus welcher Adelsfamilie er aber entsprossen ist, läßt sich nicht nachweisen. Denn in Bro tuss's Chronik von Merseburg S. LVII ist zwar das angebliche Wappen Gisle's abgebildet, und da dieses auf einem Felde das merseburger Stiftswappen, auf dem andern das bairische Wappen zeigt, so könnte man versucht sein anzunehmen, Gisle sei ein Glied des bairischen Fürstenstammes gewesen. Aber einerseits sind diese Wappen durchaus nicht zuverlässig, andererseits ist es wahrscheinlich, daß die nähere Bezeichnung einer fürstlichen Herkunft schwerlich mit Stillschweigen übergangen worden wäre. Analoge Beispiele in Bro tuss's Werte deuten aber darauf hin, daß das bairische Wappen nur auf Abstammung aus einem bairischen Adelsgeschlechte zu beziehen sein mag. Ebenso wenig, wie seine Herkunft, läßt sich sein Geburtsjahr bestimmen. Schon früh aber muß er sich durch geistliche Fähigkeiten ausgezeichnet haben, da er am Hofe des teutschen Kaisers Otto I. eine amtliche Stellung erhielt. Zeugniß dafür liegt aus der Umstand ob, daß der Bischof Anno zu Worms ihn im J. 971 dem Kaiser als besonders befähigt empfahl, Nachfolger des Biso auf dem bischöflichen Stuhle zu Merseburg zu werden. Auf diese Fürsprache hin erhielt Gisle das genannte Bisthum, und ward vom Erzbischofe Adalbert von Magdeburg stierlich ordiniert (Juni 971). Gisle verstand es, vorzugewisse den Kaiser Otto II. für sein noch armes Bisthum zu interessieren, und ihn zu wiederholten Schenkungen an dasselbe zu veranlassen. Durch kaiserliche Urkunde vom 30. Aug. 974 wurde Zrenkau mit dem benachbarten Walde und sonstigen Zubehör dem Bisthume verlichen¹⁾, ferner durch Urkunde vom 30. Juli 977 die Orte Madenrode und Ahrensfeld im Helmgau, und durch Urkunde vom 17. Febr. 980 der Hof Lengfeld (bei Sangerhausen) mit allem Zubehör²⁾. Außerdem war es eine nicht unbedeutende Bereicherung, daß der Kaiser dem Bischofe das Reichsgebiet innerhalb der merseburger Stadtmauern, das Schulerst über die Juden und Kaufleute und das Münzrecht daselbst, und die Wäldungen überließ, welche von der Saale und Mulde und den Gauen Suissel und Plessen begrenzt wurden. Durch Schenkung desselben Kaisers kam das Bisthum damals auch in Besitz der Drikschaften Tausa, Gundorf u. a.

Als Gisle im J. 980 sich an einem Feldzuge des Kaisers Otto II. nach Italien betheiligte, erhielt er die Nachricht vom Tode des Erzbischofs Adalbert, welcher auf einer Inspektionsreise die Fiskher im merseburger Sprengel am 20. Juni unerwartet starb. Die Geistlichkeit und das Volk des magdeburger Erzbistums schritten dem ihnen verlienen Rechte gemäß zu einer Wiederbesetzung des erzbischoflichen Stuhles, und wählten den gekrönten Schulvorsteher des Moritzklosters Dithrieus zum Erzbischof. Da dieser sich in Italien aufhielt, so wurden Bevollmächtigte (Gecardus u. A.)

¹⁾ Vergl. Köpke, Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Otto I. (936 — 961) S. 90 fg.

¹⁾ Vergl. J. B. Höfer's Beischrift für Archiologie. I. Bd. S. 153 fg. ²⁾ Vergl. ebendaf. I. Bd. S. 518 fg.

dahin gesandt mit dem doppelten Auftrage, einerseits den Othricus mit seiner Ermählung bekannt zu machen, und andererseits die kaiserliche und päpstliche Bestätigung nachzusuchen. Den letztern Zweck glaubten die Beauftragten sicher zu erreichen, wenn sie sich der Hofsprache des Bischofs Gisiler verschafften. Auf ihre Bitten versprach Gisiler auch, sich für sie verwenden zu wollen: aber von Gehörgelieb erbat er vielmehr für sich selbst das erledigte Erzbisthum, und erhielt vom Kaiser günstige Zusagen, unter der Bedingung, daß auch der Papst seiner Wahl zustimme. Die magdeburgischen Abgeordneten kehrten also mit dieser Nachricht vom Ausgange der Wahlangelegenheit in die Heimath zurück, und es hat fast den Anschein, als ob es Gisiler gelungen sei (vielleicht durch Bestechung), sie und andere wichtige Persönlichkeiten des Erzkaisers für sich zu gewinnen. Aus dem Lager des Kaisers eilte nun Gisiler nach Rom, und setzte auch da durch Bestechung durch, daß seine Sache in einem ihm günstigen Sinne zum Abschlusse gefördert wurde. Am 9. und 10. Sept. 981 hielt Papst Benedict VII. in der Constantinischen Basilica eine Synode: vergl. die päpstlichen Bullen in Bopsen, Hist. Magaz. I, 194—201. Den Hauptanstoß fand diese Versammlung darin, daß Gisiler vom merseburger Bischofsstige aus das Erzbisthum Magdeburg erwerben sollte: sie nahm daher nicht nur an, Gisiler's Beschneidung sei angefochten gewesen, sondern beschloß auch, um jenen Uebelstand ganz zu beseitigen, die Aufhebung des Bisthums Merseburg. Vor Motivirung wurde angegeben, der Bischof von Hildesheim habe Klage geführt, daß sein Bisthum durch die Errichtung jenes Bisthums geschwächt worden sei. Ohne Rücksicht auf die tatsächlichen Kirchenverbältnisse, wie sie berechtigter Weise bestanden, wurde der verfassungsmäßig gewählte Othricus bei Seite gedrängt, und die Wahl Gisiler's zum Erzbischofe von Magdeburg ausgesprochen. Giesebrecht (in den Jahrbüchern des deutschen Reiches unter der Regierung des Kaisers Otto II. S. 93) erinnert mit Recht daran, daß diese günstige Entscheidung des Papstes und des geistlichen Concils, wenn man von Bestechung absehen wolle, genügend erklärt werde durch die Schutzbedürftigkeit Benedict's VII. und seine daraus entspringende Gefügigkeit gegen den kaiserlichen Willen: bei den etwa Abgeneigten mag aber Bedenken, wie Thietmar meldet, den Ausschlag gegeben haben. Die Bestätigungsbulle des Papstes: vergl. Drehschütz, Der Magdeburgische Saalkreis. I. Bd. S. 21 fg.

Diese Urkunde ist vom 10. Sept. 981 datirt. Sobald Gisiler in Rom seinen Zweck erreicht hatte, eilte er zum Kaiser zurück, und erbat sich von demselben für sein Erzkaisertum eine Bestätigung aller früheren Ehrentitel und verliehenen Vorrechte. Der Kaiser bekräftigte durch Urkunde vom 21. Sept. 981 (vergl. bei Lünig, Spicileg. eccles., Contin. I. Abthg. S. 25) die geschriebenen Ehrentitel und die Befreiung von der Gerichtbarkeit der kaiserlichen Grafen, und verlieh dem Erzkaisere noch ferner die Grundbesitzungen in und bei Magdeburg, welche sich sein Vater noch vorbehalten hatte, schenkte

die Abtei Pöde mit Gerichtsbarkeit, und bekräftigte endlich den Besitz eines Landgutes in Friesland mit den Einkünften davon. *Sagittar. Hist. Magdeburg. p. 188 seq.* Nur kurze Zeit hielt sich Gisiler noch beim Kaiser auf, und eilte noch vor Beginn des Winters nach Teutland, um vom Erzbischofthume Besitz zu nehmen. Am 30. Nov. 981 traf er, begleitet vom Bischofe Dietrich von Meißen, in Magdeburg ein, und wurde im Namen des Kaisers und Papstes feierlich empfangen. Eine der ersten Maßnahmen Gisiler's war es nun, den Theil der päpstlichen Bulle, welcher die Aufhebung des Bisthums Merseburg betraf, in Ausführung zu bringen. Diese Aufhebung war angeordnet worden, weil nach kanonischem Rechte ein Bischof nicht auf einen andern Bischofsstuhl übergehen durfte (indem die Verbindung eines Bischofs mit seinem Bisthume für ewig unauf löslich galt, wie die Ehe), und wenn der Papst die Uebertragung des Erzbisthums auf Gisiler gestatten wollte, so mußte er seine frühere Bischofswürde beseitigen, indem er das betreffende Bisthum für unrechtmäßig gegründet und damit für aufgehoben erklärte. Gisiler seinerseits eilte mit der Ausführung dieser Maßregel, weil er erst dadurch einer etwaigen Anfechtung seiner neuen Würde vorbeugen zu können meinte. Anschließend an die Vorschriften der päpstlichen Bulle wurde die Zertheilung des Bisthums Merseburg in folgender Weise vorgenommen: a) das Bisthum Halberstadt erhielt den Theil, welcher westlich von der Saale lag; b) der Bischof Friedrich von Zeitz bekam das Gebiet zwischen der Saale, Elbe und Mulde, also etwa die Gauen Plisni, Bedu und Zachurini mit den Gütern Pessenhain und Pisciuni; c) an das Bisthum Meißen fiel der District zwischen der Elbe, Chemnitz und Mulde mit den Gütern Wiesa und Lössau; d) mit dem Erzbisthume Magdeburg endlich wurden vereinigt die neun Städte: Scheuditz, Taucha, Burgen, Püchau, Eilenburg, Düben, Pouch, Lössnig und Gerichsbain. Die Juden und Kaufleute, über welche ihm der Kaiser das Schutzrecht verliehen hatte, mußten nach Magdeburg übersiedeln. Um fernor einer spätern etwa in versühenden Wiederherstellung des getheilten Bisthums die rechtlichen Unterlagen zu entziehen, und überhaupt ein solches Unternehmen möglichst zu erschweren, zerstreute er nicht nur die Lehnleute des Bisthums, sondern verbrannte auch die desselbe betreffenden Urkunden, oder ersetzte in Schenkungen den Namen Merseburg durch Magdeburg. Endlich um den kirchlichen Interessen der Stadt Merseburg und ihrer Umgebung zu genügen, und so jeder Veranlassung zu einer Wiederherstellung vorbeugen, errichtete er desselbst eine Abtei des heiligen Laurentius, welche der päpstlichen Bulle gemäß dem Bischofe von Halberstadt hätte untergeben sein müssen; aber Gisiler selbst setzte — auf Grund einer andern Bulle Papst Benedict's VII. vom 26. April 982 — einen magdeburger Mönch Thadä als Abt ein, und nach dessen Tode einen andern, Namens Primo. Vergl. Thietmar. p. 344 seq. Dieser und andere Erzkaisere bezogen übrigens, welche (wie es scheint) allgemeine und entscheidende Wils-

billigung die vom Kaiser zugelassene Zertrümmerung des Bisthums in einem großen Theile des mittlern Teuschlands erregte: vergl. noch Chronograph. Sax. ad ann. 982 u. Vit. Adalberti in den Acta Sancti. d. d. 23. Apr. p. 190. Mag aber ein solches Urtheil noch so wohl berechtigt gewesen sein, so läßt sich doch nicht in Worte stellen, daß ein so kriegstüchtiger Mann, wie Gissler, gerade damals in den teuschischen Grenzlanden gegen die benachbarten Slaven sehr an seinem Platze war. Kaum hatte Gissler nämlich in Magdeburg festen Fuß gefaßt, als ein großer Aufstand slavischer Stämme zum Ausbruch gedieh. Die Haupteranlassung lag jedenfalls in dem harten Drucke, welchen Markgraf Dietrich von Nordachsen gegen die Unterworfenen sich zu Schulden kommen ließ. Der Ausbruch aber wurde herbeigeführt durch eine übermüthige Beleidigung gegen den Wendensfürsten Mstivoi, welcher sich als Freund der Teutschen bemerkt hatte, und nun, indem er um eine sächsische Fürstentochter sich bewarb, mit dem Besuche abgewiesen worden war, einen wendischen Hundes könne eine Wendin des Sachsenherzogs nicht zur Frau gegeben werden. Auf Mstivoi's Veranlassung rüfteten nun die Wendes auf das Gissler, und griffen am 29. Juni 983 Havelberg an. Sie eroberten die Stadt, machten die Besatzung nieder, und übten Plünderung und Zerstörung. Wenige Tage später erschienen sie schon so unerwartet vor Brandenburg, daß außer dem Bischofe und dem Markgrafen Dietrich nur Wenige im Stande waren, sich durch die Flucht zu retten. So waren die Hauptstüdpunkte der Teutschen in den Gegenden östlich von der Elbe in ihrer Gewalt, und alles Land bis zur Elbe lag offen vor ihnen, und der Kaiser war durch die blutige Schlacht bei Barentello außer Stand gesetzt, etwas Wirksames zum Schutze dieser Gegenden zu thun. Die meisten Slavenstämme zwischen Elbe und Oder, bei denen das Christenthum durch Wassergevalt eingeführt und ausbreitet erhalten worden war, kehrten zum Heidenthume zurück, und schlossen sich dem Aufstande an. Die Burgen und Ansiedelungen der Teutschen mit den Kirchen wurden erobert und zerstört, alles Land bis an die Elbe ward verwüßt. Als aber selbst die Elbe von diesen Forden überschritten wurde, und das Herzogthum Sachsen ihren Anführer bloßgestellt war, beizien die teuschischen Fürsten jener Gegend die Kolonisation ihrer Gegenrüttungen. Gissler, welcher seine kriegerische Tüchtigkeit schon mehrfach erprobt hatte, nahm einen hervorragenden Antheil an dem beginnenden Kampfe. Mit seiner Schar vereinigen sich der Bischof Hilward von Halberstadt, die Markgrafen Dietrich, Alsbach, Hodo und andere sächsische und mittelteutsche Fürsten und Grafen. Diese Streitmacht rückte dem slavischen Heere entgegen, und erfocht über dasselbe einen blutigen Sieg. Däglich aber angeblich 30,000 Slaven in der Schlacht gefallen waren, und nur Wenige entkommen sein sollen, kann dieser Sieg nicht ein entscheidender genannt werden, denn noch viele Jahre dauerte der Krieg erbittert fort. Nur das mag damals erreicht worden

sein, daß die Slaven die Niederelbe nicht mehr überschritten. Vergl. Spangenberg, Sächs. Chron. S. 220.

Gissler scheint nach dem Siege über die Wendes nach Italien zum Kaiser gegangen zu sein, denn Otto erwähnt in einer von Verona datirten Schenkungsurkunde für das Kloster Corvey, daß dieselbe auf Fürbitte Gissler's erfolgt. Vergl. Falk, Tradit. Corbey. p. 719. Vielleicht ist auf eine Unvollständigkeit des kaiserlichen Heere in Italien auch zu beziehen, daß eben damals Otto II. dem Erzstifte die Stadt Eporin in Weichen (s. Lünig, Reichsarchiv. P. spec. cont. 2. S. 3.1.) und das früher dem Stifte Werzburg gehörige Dorf Priesnig verließ; und ferner, daß er dem Erzbischofe Pechau, Gommern und Lössau auf dem rechten Elbufer aufs Neue übertrug — befestigte Orte, welche zur Sicherung des erzbischoflichen Gebietes östlich von der Elbe dienen sollten; endlich, daß er die Einnahmen des Erzstiftes durch Verleihung des Honigzehnten in mehreren benachbarten Orten vergrößerte. Sagittar. Hist. Magdeburg. p. 205 seq. Wenn nun Thietmar (p. 341 u. 347) und der Chronographus Saxo (lügen, daß sich die westlichen Großen nicht selten die Abwesenheit des Kaisers zu Ruhe machten, um die Gistlichkeit und die Mindermächtigen zu bedrücken, so läßt sich aus der Thätigkeit und Energie, mit der Gissler die Interessen seines Erzbisthums vertrat und forderde, schließen, daß er schwerlich unter jenen Unbilden zu leiden gehabt habe. Alle Umstände zeigen, daß Gissler eine selbständige und kräftige Politik in den Zerwürfissen und Wirren jener bewegten Zeit verfolgte. Als Kaiser Otto II. am 7. Dec. 983 in Italien gestorben war, und es die Frage galt, ob sein dreijähriger Sohn der geschehenen Wahl gemäß als Kaiser anerkannt werden werde, nahmen die innern Parteikämpfe in Teuschland drohende Verhältnisse an. Nicht zu verwundern ist es, daß die Teutschen in den Grenzprovinzen, welche gegen die slavischen Nachbarn lange und blutige Kämpfe zu führen hatten, die Königsleone ungern auf dem Haupte eines Königs sahen. Als daher gegen die Ansprüche Otto's III. ein Risse Otto's I., Heinrich, austrat, und eine Partei für sich gewann, schloß sich auch Gissler diesem Lager an (984). Der Sieg schien sich demselben zuzeigen, als der Erzbischof Werner von Köln den Knaben Otto ihm als Vormund übergab. Bald trat Heinrich offen mit seinen Wbfinden hervor, lud die teuschischen Fürsten am Osnern nach Magdeburg ein, und stellte an sie das Ansehen, die teutsche Krone ihm zu übertragen. Die Entscheidung der Mehrzahl fiel ungünstig aus, und nur eine kleine Zahl ließ sich bewegen, auf einer Versammlung zu Duedlinburg die Königswahl Heinrich's vorzunehmen. Als Vermittler zu Gunsten Heinrich's leitete Gissler die Unterhandlungen mit den Fürsten der Gegenpartei. Vergl. Wilmans, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Otto III. S. 6 u. 26. Diejenige Partei aber, welche die Königswahl Otto's III. als verfassungsmäßig und rechtsverbindlich aufrecht erhielt, und welche im westlichen Teuschland ihre Hauptvertreter hatte, gewann um so entscheidender das Uebergewicht, daß das unrechtliche Verfahren Hein-

rich's und der Drang der auswärtigen Verhältnisse immer mehr dahin wirkten, die Einigung unter dem rechtmäßigen Erben des anerkannten Kaiserhauses als bestes Ausfuhrsmittel erscheinen zu lassen. Gisleir schied sich rechtzeitig der steigenden Partei zugewandt zu haben, indem auch er Otto III. als Kaiser anerkannte. Jedemfalls wirkte auf seinen Entschluß der fortwährende Wendenkrieg ein, welchen er ohne Hilfe eines allseitig anerkannten Kaisers nicht glaubte einem glücklichen Ende entgegenzuführen zu sehen. Herzog Misko von Polen war auf die Seite der Teutonen getreten, und mit seiner Hilfe wurden nun 985 von einem sächsischen Heere, 986 von einem kaiserlichen Heere, 987 nochmals von einem sächsischen tief in das Wendenland Kriegs- und Plünderungszüge unternommen, zuletzt mit dem Erfolge, daß eine Wiederunterwerfung der abgefallenen Landstriche erreicht ward, und daß die Grenzburgen wiederhergestellt werden konnten. Chronogr. Sax. p. 197 seq. Analist. Sax. p. 344 seq. Chron. Quellinburg. bei Leibniz. 2. Bd. S. 280 ff. In dieser Zeit, wo Gisleir mit dem jungen Kaiser Otto III. völlig ausgeglichen war, ließ sich derselbe alle Schenkungen und Privilegien seines Erzbistums freiwillig bestätigen: die darüber ausgefertigte kaiserliche Urkunde vom 14. Febr. 985 findet sich z. B. bei Lünig, Spicileg. eccles., contin. 1. Anhang S. 25. Wie sehr der Kaiser einen so bewährten und energischen Mann sich zu verpflichten bemüht war, sieht man deutlich aus den vielfachen Gunstbezeugungen, mit denen er ihn in den folgenden Jahren überhäufte. Denn noch 985 ward bestimmt, daß neben dem erzbischöflichen Vogte kein kaiserlicher Richter und Fiscal über die Besigungen des Erzbistums irgendwelche Gewalt haben, und daß erhöhte Anforderungen an dasselbe in keiner Weise zur Geltung gebracht werden sollten; ferner verließ durch Urkunde vom 20. Mai 987 der Kaiser dem Erzbischofe die Gerichtsbarekeit, das Münzrecht und den Zoll zu Giebichenstein (vergl. Böhmer's Kaiserurkunden Nr. 649); ferner übermachte er (991) dem Erzbischofe ein Drittel von allen Abgaben an Bistum u. a., welche aus Böhmen an den kaiserlichen Schatz entrichtet wurden; endlich übertrug er 993 noch die andere Hälfte von Wenden und Böhmen auf das Erzbistum. S. Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises. 1. Bd. S. 23. Aber nicht nur durch kaiserliche Freigebigkeit suchte Gisleir sein Erzbistum zu bereichern und zu vergrößern, sondern auch durch Privatunterhandlungen wirkte er ständig auf diese Ziel hin. So verglich er sich mit den Stiftern des Klosters Burgdorf wegen der Oberhoheit über dasselbe, und veranlaßte sie zu einem Vertrage darüber, welcher von Lünig (in seinem Spicileg. eccles., contin. 1. Anhang S. 26) veröffentlicht worden ist. Eine Abrundung seines Gebietes bezweckte er, indem er im J. 991 die zwei Dörfer Rercha und Pausig an der Wulde gegen andere Güter an den Großen Puelin veräußerte, was Kaiser Otto III. freiwillig bestätigte: vergl. Schöttgen, Burzener Chron. S. 215 ff. Als einen Beweis freundlichen Vernehmens zwischen dem Kaiser und Gisleir kann man es auch

betrachten, daß Otto mit seiner Großmutter und Lent und einigen Häuptern der ihm treu ergebenen Parte der Reichsfürsten in Halberstadt zur Einweihung des dortigen Domes erschien, und Gisleir einlud, in seiner Gesellschaft dieser Feiertäglichkeit beizuwohnen. Wol war es aber damals auch erforderlich, Männer, wie Gisleir — kriegerisch und kriegerbereit — zur Wahrung und Vertbeidigung der teutschen Grenzmarken zu berufen. Die Wenden waren nun mit Gewalt in Abhängigkeit und Ruhe zu erhalten; jede Gelegenheit, wo die Kraft und der augenblickliche Druck von Seiten der Teutonen nachzulassen schien, benutzte sie, um das ausgewogene Joch abzuwerfen, und mit Verheerung der teutschen Ansiedlungen den erlittenen Druck zu rächen. So war auch die Unterwerfung im J. 987 nur eine scheinbare und vorübergehende gewesen, und bald nach dem Abzuge des sächsischen Heeres stellte ein neuer Aufstand der Wenden den Bestand des Teutenthums östlich von der Elbe von Neuem in Frage. Schon im J. 990 ward der Kampf gegen die slavischen Erbfeinde erneuert, indem Misko von Polen um Unterstützung gegen den Herzog Boleslaw von Böhmen bat. Die Kaiserin Theophania, welche kräftig und verständig die Vermittlung über den jungen Kaiser führte, kam selbst nach Magdeburg, und ordnete zu jenem Zwecke Rüstungen an. An der Spitze eines kleinen, aber wohlgerüsteten Heeres zogen Gisleir und andere Reichsfürsten über die Elbe ostwärts: ohne aufzuhalten zu werden, drangen sie bis in die sumppigen Niederungen des Gauses Selpiti (in der Niederlausitz) vor, wo Boleslaw beabsichtigte, sie durch einen Ueberfall zu vernichten. Zeitig genug aber erfuhren sie die Annäherung des weit zahlreicheren böhmischen Heeres, und rühten sich muthig zur Schlacht (13. Juli 990). Einen offenen Angriff wünschte aber Boleslaw zu vermeiden, und begann Unterhandlungen. Gisleir und die übrigen Anführer kamen seinen friedlichen Zusicherungen mit solchem Vertrauen entgegen, daß sie einwilligten, das Heer zurückzulassen, und selbst ihn zu begleiten, um seine Ausföhrung mit Misko zu Stande zu bringen. So bekam Boleslaw verätherrischer Weise die Verbündeten seines Gegners in seine Gewalt, und glaubte, diesen günstigen Bedingungen abtreten zu können, wenn derselbe das Leben Gisleir's und der Uebrigen in Gefahr fähe. Da er aber trotz aller Drohungen von Misko keine Zugeständnisse erhielt, und auf der andern Seite wol die Folgen der Ermordung so mächtiger teutscher Fürsten scheute, so entließ er seine Gefangenen, ohne die Zustimmung seiner Kampfgenossen eingeholt zu haben. Die Letztern waren mit der Handlungsweise ihres Führers in dem Maße unzufrieden, daß sie den Fliehenden in größter Eile Verfolger nachstanden: aber glücklich erreichten Gisleir und seine Begleiter die Elbe, und fanden in Magdeburgs Mauern Sicherheit (Analist. Saxo p. 348—350; Thietmar. p. 349 seq.). In dieser Zeit scheint auch die Reaction gegen die Polisir, welche das Bisthum Merseburg hatte zertrümmern lassen, am kaiserlichen Hofe mächtige Vertreter gefunden zu haben. Wenn erzählt wird, der heilige Laurentius sei

der Kaiserin Theophania im Traume mit verstümmelten rechten Arme erschienen, und habe sie gemahnt, die Verstümmelung wieder gut zu machen, welche ihr verstorbener Gemahl ihm durch Aushebung seines Bisthums zugefügt habe, so darf man darin ein Zeugnis erblicken für die nicht ruhende Opposition, welche durch jene Maßregel hervorgerufen worden war. Die Kaiserin mochte bei ihrer Anwesenheit in den Gegenden der Mittelsee wohl erkannt haben, wie weit eingedrungen diese Verstümmelung daselbst sei, und daß das Interesse des Kaiserhauses eine Berücksichtigung derselben verlange. Sie machte daher ihren Sohn darauf aufmerksam, und rief ihm, die Frage über eine mögliche Herstellung des Bisthums Merseburg nicht außer Acht zu lassen, da er dadurch die Gemüther vieler für sich gewinnen werde. Auch nachdem sie am 15. Juli 991 gestorben war, scheint eine allmählig an Einfluß gewinnende Partei in der Umgebung des Kaisers in gleichem Sinne thätig geblieben zu sein.

Der Krieg gegen die Wendens dauerte mit geringen Unterbrechungen fort. Nachdem Kaiser Otto III. selbst mit einem Heere in den Jahren 991 und 992 weit in die slavischen Länder vorgedrungen war und das Versprechen der Unterwerfung erzwungen hatte, mußte dennoch der Krieg gegen die Slaven wieder aufgenommen werden. Mehrere Kämpfe, in denen die Leuthen meist in den offenen Gefechten den Sieg davon trugen, ohne aber dadurch dauernde Erfolge zu erzielen, erneuerten sich von Jahr zu Jahr; doch läßt sich die Beteiligung Gisiler's an diesen Kämpfen zwar sicher voraussetzen, aber nicht historisch verfolgen. Wie auch damals noch Gisiler persönlich, aber nicht gerade mit Gluck an dem wechselvollen Kriege Antheil nahm, das ersehen wir aus dem Berichte von seinen Kämpfen bei Arneburg in der Altmark. Für einige Wochen scheint der dortige Markgraf Pothor im Sommer 998 im Auftrage des Kaisers abwesend gewesen zu sein, und der Kaiser hatte für diese Zeit dem Erzbischofe Gisiler die Vertreibung jener Stadt übertragen. Diese Umstände benutzten die benachbarten Wendens zu dem doppelten Versuche, Gisiler's sowohl, als auch der ihm anvertrauten Stadt sich zu bemächtigen. Sie luden ihn in dieser Absicht ein, auf ihrem Gebiete eine Gerichtsversammlung zu halten. Gisiler ging darauf ein, und begab sich mit geringer Begleitung an den bestimmten Ort, wo die Wendens eine bewaffnete Schar in Hinterhalt gelegt hatten. Gisiler rettete sich durch schnelle Flucht, indem seine Begleiter den verfolgenden Feinden sich entgegenstellten, und tapfer kämpfend größtentheils fielen. Kummer (Regesta p. 70) setzt diesen Ueberfall auf den 4. Juli 998. Diesem verfehlten Versuche folgten von Seiten der Wendens ein Angriff auf die Stadt, dem Gisiler zwar Widerstand entgegensetzte, ohne doch die endliche Verstärkung der Stadt zu hindern. Ob aber Gisiler sich bei der Vertreibung Nachlässigkeit habe zu Schulden kommen lassen, wie das der Annalist Sax. p. 367 ziemlich deutlich sagt, oder ob er der Uebermacht unterlegen sei, ist nicht zu ent-

scheiden. Vergl. Lenz, Diplom. Stiffts- und Landesgeschichte von Magdeburg S. 26.

Immer größern Einfluß gewann unterdessen die Partei, welche die Wiederherstellung des Bisthums Merseburg und die Entsetzung Gisiler's forderte: selbst beim Papste Gregor V. gewann dieselbe Gehör; und es kann auch nicht der persönlichen Günst, in welcher Gisiler beim Kaiser gestanden hätte, zugeschrieben werden, daß dieser noch jetzt dem Erzbisthume Magdeburg mehrmals Gesandten und Botschaften übertrug. So verließ er 997 dem Erzbischofe die Burgvegei in Bely (vergl. Lünig's Reichsarchiv, P. spec.; cont. 2. p. 332), schenkte ihm ferner die Stadt Tschirich (vergl. Walthers, Singularia Magdeb. pt. II. p. 35), und übertrug ihm endlich noch im J. 1000 Riebo und Drubur in Thüringen (vergl. Sagittar. Hist. Magdeburg. p. 230 seq.). Während so die kaiserliche Günst gegen das Erzstift in mannichfacher Weise sich thätig erwieß, setzten es die Gegner Gisiler's endlich durch, daß offene Maßregeln zum Erzstift ernommen wurden. Nachdem schon im J. 997 Papst Gregor V. den Kaiser zur Wiederherstellung des Bisthums Merseburg aufgefordert hatte, ließ der Legate im J. 1000 in Rom eine Synode zusammentreten, und legte derselben Gisiler's Ungezogenheit zur Verathung vor. Abgesehen von der Mahnung Gregor's V. mochten ihn noch zweierlei Gründe zu diesem Schritte bestimmen: 1) daß Gisiler in der ersten Zeit seiner Regierung sich seinem Gegner Heinrich angeschlossen hatte, und 2) daß es ihm wünschenswerth geworden sein mochte, die öffentliche Meinung im mittleren Deutschland durch die Wiederherstellung der widerrechtlich veränderten Rechts- und Kirchenverhältnisse für sich zu gewinnen. Das Urtheil dieser Versammlung lautete dahin, daß Gisiler's Amtsführung im Erzbisthume bis auf Weiteres suspendirt sein und er vor dem Papste erscheinen solle, um sich gegen die vorliegenden Anklagen zu rechtfertigen, und nachzuweisen, daß seine Wahl zum Erzbischofe von Magdeburg in ganz gesetzmäßiger Art stattgefunden habe. So waren entscheidende Maßregeln gegen Gisiler im Werke, als der Kaiser, auf die Nachricht, daß die mit der Reichseigenschaft betraute gewesene Adelsfamilie Rathilde von Luedlitz gestorben sei, nach Deutschland zurückkehrte. Gisiler eilte ihm entgegen, und suchte die kaiserliche Gnade sich von Neuem zu sichern: er blieb im Gefolge des Kaisers und begleitete ihn auf einem Zuge nach Polen. Vergl. Spangenberg's Sächs. Chron. S. 156. Der ersten Verladung nach Rom war Gisiler entgangen, indem er den ihm treu ergebenen Priester Notmann dahin sandte, und sich mit schwerer Krankheit, die ihn am Reisen hinderte, entschuldigte. Dadurch erhielt er wenigstens Aufschub, bis der Kaiser in Deutschland eine Untersuchung dieser Angelegenheit anordnet haben würde. Trotz der Bemühungen Gisiler's erfolgten nun bald neue, ihm ungünstige Entscheidungen. Im März 1001 hielt sich der Kaiser einige Tage in Magdeburg auf, und richtete da an ihn den ausdrücklichen Befehl, dem Erzbisthume

zu entsagen und den wiederherzustellenden Bischofsstift zu Merseburg wieder einzunehmen. Durch bedeutende Geldspenden an einflußreiche Männer in der nächsten Umgebung des Kaisers wußte ober Gislir neuen Aufschub und das Zugeständniß zu gewinnen, daß eine in Luedlinsburg demnächst zu veranstaltende Synode in der Sache Beschluß fassen sollte. Auch da aber erschien Gislir nicht selbst, sondern sandte den Probst Walther und den Priester Rothmann ab, die als seine Vertretbiger auftreten sollten. Wirklich gelang es diesen, noch einen kurzen Aufschub zu erwirken, sobald eine letzte Ladung an Gislir erging, der zufolge er sich zu Pfingsten in Aachen auf der Versammlung geistlicher und weltlicher Fürsten einfinden und der Entscheidung gewärtig sein sollte. In Aachen endlich fand sich Gislir zur festgesetzten Zeit persönlich ein, ward vom päpstlichen Archidiaconus nochmals in Anklagezustand versetzt, und zum Verluste der erzbischöflichen Würde verurtheilt. Doch auch jetzt noch gab Gislir seine Sache nicht verloren, sondern appellirte an eine allgemeine Kirchensynode. Auch diese Forderung ward ihm zugestanden, und eine neue Botsagung zu seinen Gunsten ergab sich, als Kaiser Otto III. am 24. Jan. 1004 in Italien starb. Da er keinen Sohn hinterließ, und über die Thronfolge nicht früher verfügt worden war, so bemühten sich mehrere teutsche Fürsten um die erledigte Königskrone; daneben dem Herzoge Heinrich von Baiern, welcher ein Seitenverwandter des sächsischen Kaiserhauses war, traten Markgraf Eckard von Meissen und Herzog Hermann von Schwaben als Thronbewerber auf. Die meissen Stimmen erklärten sich für den Erstgenannten, und auch Gislir war thätig für dessen Ernählung. Des einen Gegners wurde Heinrich bald entledigt, indem Markgraf Eckard am 30. April 1002 durch die Söhne des Grafen Friedrich von Nordheim seinen Tod fand. Dem andern mächtigen Rivalen gegenüber suchte und fand Heinrich in Mittel- und Norddeutschland seine Stütze: schon am 24. Juni desselben Jahres traf er in Merseburg ein, wo ihm neben vielen andern Reichsfürsten auch der Erzbischof Gislir begrüßte. Auch bei der nachfolgenden Königswahl Heinrich's erklärte sich Gislir entschieden für ihn. Sobald aber dieser Throntritt entschieden war, und die kriegerischen Verhältnisse deshalb beseitigt waren, drang der Papst auf Erfüllung des Beschlusses wegen Wiederherstellung des Bisthums Merseburg. Heinrich glaubte sich diesen nicht weigern zu dürfen, und sandte, als er im Januar 1004 die kaiserliche Pfalz Dornburg an der Elbe besuchte, dem Erzbischof Willigis von Mainz an Gislir als Bevollmächtigten. Willigis fand denselben schwer krank, und drang in ihn, das durch die Zertrümmerung des Bisthums Merseburg begangene Unrecht wieder gut zu machen, indem er in die Wiederherstellung dieses Bisthums willigte, auf Magdeburg resignirte und seinen früheren Bischofsstift wieder einnahm. Gislir bat aber, man möge ihm nur noch wenige Tage Aufschub gewähren, und begab sich nach Dreßden. Ehe nun diese letzte ihm bewilligte Frist verstrichen war, starb Gislir daselbst

am 25. Jan. 1004. Er ward im Dome zu Magdeburg vor dem Altare begraben. Von seinen eigenen Besitztungen schenkte er an das Erzbist in Gießen eine Mühle und 2½ Hufen Land und zu Neumborf einen Zehnten. Vergl. über ihn Schmettel (Afr.), Histor. topograph. Beschreibung des Hochstiftes Merseburg S. 43 — 53; Rathmann, Gesch. der Stadt Magdeburg. I. Bd. S. 89 — 119 u. f. w. (Dr. H. Brandes.)

GISKRA, die Brüder Johann und Georg, wurden zu Anfang des 15. Jahrh. zu Brandeis am Aderflusse in Behoten von sehr geringen Eltern erzeugt. In ihren Neigungen und Gaben gleich, ergaben sich beide dem Waffenwerke, und beide wurden durch tüchtne Thaten Liebliche des böhmischen Volkes, dessen streitbarste Söhne, vorzugsweise Husiten, am liebsten unter ihrem Parir diente. Johann Giskra übernahm es, für die bedrängte Königin-Mutter Elisabeth ein Heer böhmischer und teutscher Söldner zu werben. Zum Generalcaptain des Königs Ladislaus ernannt, begleitete er die Königin in der Fahrt von der Krönungshof Stuhlweisburg nach Persburg, dann begann er seine Operationen mit der Demüthigung der Böhmißche und des ganzen Uderungarns. Durch den fernern Anzug von böhmischen Söldnern verstärkt, nahm er Leutschau, Bartfeld, Sperles, Zaros, so daß dem Thronprätendenten, dem polnischen Feinden Wladislaus, alle Verbindung mit Polen abgeschnitten, blos in Kásmark und Publzin noch die Anhänger Wladislaus's walteten. In den Berge städten ließ Giskra Münzen auf des K. Wladislaus' Namen prägen. Seine Unterfischlehaber Armitz in Biesen und Telefus in Káskau gaben den Anhängern Wladislaus' keinen Augenblick Ruhe, worüber endlich die zister Landschaft arge Bedrängniß erlitt. Giskra selbst behauptete eine entschiedene Ueberlegenheit gegen das von Stephan von Neigon, dem presburger Udergespan, beschickte feindliche Heer. Indessen ging das sudliche Ungarn mehrtheils in Folge des von Hunyad bei Bataszit erfochtenen Sieges und des von Wladislaus mit dem Grafen von Gilly abgeschlossenen Vertrages, 1441, verloren, und seine hiermit disponibel gewordene Hauptmacht waltete der Ulfurster gegen Giskra hüben. Seinen Absichten waren jedoch Prälaten und Magnaten entgegen; denn theils scheuten sie die Wüsthätigkeiten und Gefahren eines mit dem tapfern Giskra zu stellenden Kampfes, theils auch waltete unter ihnen die Besorgniß, Wladislaus, einmal zur Grenze gelangt, möge die Wünsche seiner polnischen Großen erfüllen und aus dem Reiche entweichen. Wladislaus' Anhänger brachten Vergleichunterhandlungen auf die Bahn, die jedoch zu keinem Resultate führten. Giskra, nachdem er den Entschluß von Káskau bewerkstelligt, nahm Kásmark nach längerer Belagerung, im October 1441, und drang in das gömörer Comitatz ein, wo ihn indessen Hofenan wieder entriß wurde. Er rüchte sich in arger Verberkung der Güter der ihm feindlichen Barone, wozu er in Panfraz von Pipatz einen treuen Helfer fand. Amoroski und Gaisa von Zawer, die polnischen Commandanten zu Publzin und Berzeuße, überfielen die Stadt

Eperies und ersättigten sich in Raub und Mord, indessen die böhmische Besatzung sich in den Thürmen behauptete und zuletzt die Polen zum Abzuge nöthigte. Sie waren noch nicht weit gekommen, da traf auf sie Giskra selbst, dessen Gefangene die beiden polnischen Hauptleute geworden sind. Hierauf belagerte er und eroberte er das dem Nicolaus von Preßburg zuständige Schloß Rihno, dem Simon von Rozggen, der Bischof von Erlau, hatte sich mit dem Entsatze versagt. Indessen befand dieser sich an der Spitze eines stattlichen Heeres, und Waffen-Mißthand mit ihm einzugehen, schien Giskra rüchlich, Juni 1442. Alle Gefangene wurden von beiden Seiten freigegeben, und der Bischof gab seines Bruders, des Georg von Brenner Tochter, dem Giskra zur Frau, in der Meinung, ihn hierdurch auf Blabislau's Seite zu bringen und Obergarn zu beruhigen. Die Königin Elisabeth starb den 19. Dec. 1442. Sogleich erneuerte Giskra die Feindseligkeiten, im Namen des Königs Ladislaus und des Kaisers austretend. Das zither Schloß, welches sein Schwiegervater inne hatte, brachte er neu 1442 durch List, „per incautum custodiam Petri de Bask“, in seine Gewalt, und er vertraute dessen Gut dem verführten Kriemhild. Auf seinen Betreiben traten auch der Erzbischof Dienst von Gran und Ladislaus von Gara, die einzigen nicht zu Blabislau's Partei übergegangenen Magnaten, mit seinem Brechtmächtigen Philipp, dem Hauptmanne zu Kaschau, in Gran zusammen, um den Schutz des Kaisers anzurufen. Zuversichtlich, um auf gerathewohl in das weitausschende Unternehmen sich einzulassen, beschied Friedrich die Valeranten nach Preßburg, während er selbst nach Haimburg sich verfügte. Giskra ließ dem Kaiser melden, er werde stantboth bei Ladislaus verharren, trotz der Frau, die er geheirathet; er sei Mannes genug, sich nicht durch ein Weib und dessen Anhang regieren zu lassen, und werde vielmehr, wie er schon mit dem zither Schlosse bewiesen, die Verwandschaft benutzen, um für Ladislaus immer mehr Anhänger zu werben. Gleichwohl ließ der Kaiser sich bewegen, unter Vermittelung des Cardinals Julian auf zwei Jahre Waffenstillstand einzugehen, dem zwar Giskra nicht beirrat, eigentlich darum, weil für ihn seine Theilnahme nicht, angeblich aber, weil des Ladislaus Erbrecht nicht anerkannt worden war. Simon von Rozggen übernahm es, den Widerspenstigen zu beschwichtigen, es waren aber in Zilau langwierige Unterhandlungen zu pflegen, ehe man am 1. Sept. 1443 um einen Stillstand der Waffen sich einigte. Dann wurde auch derselbe auf den Fuß des Status quo bis Michaelis 1444 verlängert. Binnen der Zeit sollte endlich an einem definitiven Frieden gearbeitet werden, zu welchem Ende Blabislau Commissarien zu ernennen versprach, die am 2. Febr. 1444 mit des Ladislaus Anhängern in Gran zusammentreten würden. Kein Theil sollte indessen den andern beschiden, oder auch in das andere Gebiet Beschickungen anlegen; die confiscirten Güter sollten den Eigenthümern ohne Rücksicht auf die von ihnen ergriffene Partei zurückgegeben werden, ebenso die Zehnten den zu ihrem Empfange berechtigten Prälaten. Die königlichen Gefolge sollte

Giskra in dem ganzen durch sein Volk besetzten Theile von Obergarn in des Ladislaus Namen beziehen. Zu dem Reichstage in Ofen, Anfangs April 1444, wurden Giskra und Deputirte aus allen, ihm und dem R. Ladislaus anhängenden königlichen Städten, unter der Zusage sichern Gelrits, eingeladen, wenn auch der Cardinal Julian entschiedenen Protest gegen die Gemeinschaft mit dem Keger Giskra eingelegt hatte. Noch ernstlichere Vorgrünfte erreichte die Einladung dem Kaiser. Er befürchtete des Giskra vollständige Auslösung mit Blabislau. Um ihn davon abzuhalten, mußte Andreas Sptois in den gewaltigsten Ausdrücken dem Verfechter der Legitimität die Schenheit und Unterleil des königlichen Knaben beschreiben, ihm mittheilen, es sei Ladislaus von Gran nach Neustadt an der ungarischen Grenze gebracht worden, und könne ihn dorthin nach Wunsch sehen und sprechen. Der Einladung Folge gehend, zog Georg Giskra in Gesellschaft mehrerer Edlen nach der Neustadt, wo er seinen König unter den Händen des Hofmeisters, Grafen Kaspar Schill und des Präceptors Andreas Sptois Piccolomini fand. Er umhalsete, küßte den vierjährigen Knaben und sprach: „Endlich doch sehe ich dich, o mein König! darf dich umarmen. Wenn du wüßtest, was ich gelitten, wie viele Wunden ich empfangen, um dein gutes Recht zu verfechten. Das bezugen mir diese Kaden. Dir und deinem Vater habe ich mein Leben gewidmet. Nicht Reichthum, nicht Gewalt vermögen es, mich deinem Dienste zu entfemen. Der Tod allein fñh mich abzurufen aus diesem Dienste. Solches Alles einzusehen, bist du noch zu jung; Gott lasse mich lange genug leben, daß du vermögend bist, deinen wahren Diener zu würdigen.“ Grundlich lächelnd starrte der Knabe den Sprecher an. Dieser fuhr fort: „Welchen Lohn wirst du für die vielen Dienste deinem Kämpen reichen?“ Einer der Umstehenden flüsterte dem Könige zu: „Das ist der Mann, welcher so lange für Euch in Ungarn Krietz, euer Feldherr, euer Vertheidiger.“ und Ladislaus fuhr in die Zafse, welche von des königlichen Preuaraters Arme herabbing, erfaßte den ganzen Inhalt, 6 Silberpfennige, und reichte sie dem hin, der so oft für ihn getödtet. Giskra ließ die Pfennige in Gold lassen, und trug sie, an eine goldene Schnur geheftet, Zeitlebens am Halse. Alles vorbereitet, besuchte er den Reichstag. Dort zu erscheinen war auch Pantraz von St. Nicolaus in der Lipsau, Herr von Salitz, verwegen genug gewesen. Die Unruhen in Obergarn benutzend, hatte er bald für Ladislaus, bald für Blabislau Treue geäußert, im Grunde aber nur Raub und Beute gesucht, und durch Gewalt und List ein ansehnliches Gebiet die Waag entlang sich unterworfen. Namentlich Wuth ergriff bei seinem Anblicke die ganze Versammlung, er wurde in Bande geworfen und zu ewigem Gefangnisse verurtheilt, indessen das Volk seine Begleiter und Spießgesellen zum Galgen zerrte. Durch dergleichen summarische Justiz sollte nebenbei Giskra geschreckt werden, und es verlangte mit Ansehen die durch den leichten Sieg beraubte Partei, daß er ohne Weiteres dem R.

Wladislaw sich unterwerfe. Da antwortete der treue Ritter, nie werde er das dem Erbkonige gebene Wort brechen, nie zu dessen Nachtheil einem andern Herrscher huldigen. Schon hatte die bis dahin muthsam verhaltene Wuth der Feinde ihn zu ihrem Opfer aussersehen, als Wladislaw, des gegebenen Weils eingedenk, ihm das Versprechen, bis zum Ausgange des Briefes mit Ladislaus keine Feindseligkeiten weiter auszuüben, abnahm, dann in der Nacht durch polnische Reiterei ihn von Ofen nach Raab escortiren und also in Sicherheit bringen ließ. Niemals hat seitdem Giskra den Namen Wladislaw's ausgesprochen, ohne mit dankbarer Ehrfurcht der Treue für das einem Feinde versandene Wort zu erwähnen. Aber die Hoffnung auf ein gütliches Abkommen blieb unerfüllt, und selbst in dem Schrecken um die verlorene Schlacht bei Warna fand die dem Könige ihrer Wahl überlebende Partei sich veranlaßt, dem zum Hauptmann der sammtlichen Comitats von Dörungarn ernannten Ladislaus von Palocz die sorgfältigste Beobachtung aller Schritte Giskra's aufzutragen. Die Zerkenneth erzwang indessen die auf andere Weise unerreichte Verhandigung. Am 7. Mai 1445 kam ein Compromiß zu Stande, laut dessen, sobald man bis zur Detaxe vom Dreißigstagesfeste keine Gewissheit um R. Wladislaw's Sein oder Nichtsein haben würde, Ladislaus als König anzuerkennen wäre. Zugleich wurde das Reich in Districte eingetheilt, jedem derselben ein Capitaneus vorgelegt. Für den District von Kaschau wurden Georg von Rozgen, Johann Giskra, des sároser Comitats Dörgegraf, und Emmerich von Pelsch bestellt. Bereits am Donnerstage vor Lätare 1445 hatte Johannes Giskra de Brandis, Excellentissimi Principis ac Domini D. Regis Ladislai Capitaneus Generalis, comes de Sáros der Stadt Eger's eine Verlangung der Freiheit von Errichtung der Triesima bewilligt. In Folge des Compromisses ging eine prächtige Deputation nach Wien, um die Auslieferung des R. Ladislaus zu begehren. Auch Giskra eilte dahin, aber die ungarischen Commissarien lieten nicht, daß er zu den Conferenzen mit den kaiserlichen Räten gezogen werde. Szegh ergab sich zwischen ihm und Nicolaus von Ulfst Anfangs ein heftiger Wortwechsel um die von den ungarischen Deputirten aufgestellte, durch ihre Instruction begründete Forderung, daß Ladislaus nochmals geföhrt werde, wodurch, äußerte Giskra, nichts Anderes bewirkt werde, als rein zu waschen diejenigen, welche gleich Nicolaus von Ulfst die dem Thronerben schuldige Treue gebrochen hätten, die andern aber, welche wie Giskra unerschütterlich in der Treue gewesen, zu bestechen. Schik wußte die Bänder zu befechtigen, aber die Conferenzen brachten kein Resultat. Unerschütterlich bestand der Kaiser auf den in seinem Ultimatum aufgestellten Forderungen, und dazu bestimmten ihn vornehmlich Graf Ulrich von Gily, der die Verwirrung in Ungarn auszubekenen gedachte, der kriegerische Giskra, endlich unter der Hand, der Judex Curiae, Georg von Rozgen. In der Verwirrung, aller Orten auf die Waffen oder den Einfluß Giskra's zu setzen, ließen seine Gegner den vier Prä-

liminarartikeln des Reichstags von 1446 noch den fünften hinzufügen. Laut desselben sollten alle Städte von den Besatzungen geräumt und der Hut ihrer eigenen Bürger überlassen, alle, seit Februar 1445 gewaltthätig eingenommenen Güter der Geistlichkeit oder sonstiger Besitzer zurückgegeben, alle während des Bürgerkriegs erbaute Festen, bis auf wenige Ausnahmen, niedergegrissen werden. Die Hauptleute der Besatzungen freier Städte, die Castellane der zum Abbruche bestimmten Schloßer, in sofern sie auf dem Reichstage anwesend, sollten nicht nach Hause gelassen werden, bis dieser Artikel, mittelst dessen man den Giskra und seine böhmischen Stellvertreter zu entwaschen gedachte, in Erfüllung gegangen sein würde. Das Kunststück versuchte seinen Zweck, und man fand sich veranlaßt, dem Reichsabschiede vom 22. März 1447 mehr Bestimmungen einzuschalten, durch welche Giskra's Befehlhum in Ungarn gefährdet, das fernere Heranziehen böhmischer Soldner ihm untersagt werden sollte. Um ihm allen Einfluß auf den zweiten Reichstag von 1447 zu benehmen, wurden die Deputirten des durch ihn beherrschten zeler Comitats nicht zugelassen, er aber fuhr fort, der ebenfalls ungeschickten Laßtik den Säbel entgegenzusetzen, wie er denn im Frühjahr 1448 dem Magister Tavernicorum Johann de Perény das Schloß Ujvár entriß. Noch wie vor nannte er sich im Widerspruche zu den Beschlüssen des Reichstags Capitaneus des Königs Ladislaus, er machte sich allen Widerstachern und Nachbarn immer fürchterlicher, wennzgleich er nicht immer seine Böhmen in Ordnung zu halten wußte, wie denn insensberheit die Galistiner oder Brüder (Bratři, böhmische Brüder), wie sie sich nannten, durch wiederholte Meutereien ihm viel zu schaffen machten. Um von solchen Verlegenheiten Bertheil zu ziehen, beschloß Hunyad, der Gubernator, seine ganze Macht gegen den Unbuhgsamen zu wenden, zumal dieser zur Abschretung des Gubernators, Anerkennung des Reichsrathes und der letzten Reichstagsbeschlüsse in keinerlei Weise zu bewegen, obgleich man, um auf ihn zu wirken, die Deputirten von Kaschau, Leutshaw, Egeries und Partschl zum Reichsrathe herangezogen hatte. Hunyad's Schwesterfohn, Thomas Szikely, gegen Giskra ausgesendet, erlitt bei Kaschau eine Niederlage, welche durch die Erstürmung seines Lagers beseigt wurde. Diesen Sieg benutzte Giskra, um im abaujbarer Comitats die Feste Moldava oder Sepsi anzulegen. Darüber überzog ihn Hunyad selbst mit frischen Streitkräften. Die im Widerspruche mit den jüngsten Reichsbeschlüssen errichtete Feste wurde erklimmt und geschloßt; allen Gefangenen, Böhmen und Polen, ließ Hunyad beide Hände und die Nasenspitze abhauen, um sie als Räuber und Rebellen zu zeichnen. Giskra zog sich gegen seine Festungen zurück. Hunyad hingegen drang über Ujvár vor, in der Gegend, die Krennith und die Bergfläde einzunehmen. Um dieses ihm zu verwehren, eilte jener mit Blüheschnelle herbei, dem aber der Gueger, nachdem er die Dorfer und Gräuben bei Schenith verpulvert, auswich, um sich gegen die Hauptpfste von Giskra's Macht, gegen Zipfen und Sáros zu wenden. Während er auf dem Marsche sich

befand, trafen polnische Abgeordnete, der Hofmarschall der Königin, Jägermeßel und der Geschichtsschreiber Dlugosz bei ihm ein, mit dem Auftrage, einen Waffenstillstand zu vermitteln, der dann auch am 30. Nov. 1449 zu Stande kam; dem Papste ward überlassen, die völlige Ausgieichung des Zwistes zu bewirken. Dies versuchte, im Auftrage des Papstes Nicolaus V. sein Legat, Sigisneus, der Cardinalbischof von Keosau, auf dem Congresse zu Rima Gombath (März 1450), er mußte sich aber mit der Verlängerung des Waffenstillstandes begnügen. Giskra behielt die Städte Kaschau, Leutschau, Käsmark, Serries, Barsfeld, Kremniz, Schmelnitz und Neusohl, also das Mark von Obergarn, gab aber seine fernern Eroberungen gegen Verheißung von 10,600 Dukaten zurück, und verheiratete sich nebenbei, Hunyad's Schwester, die jetzt Witwe war, zu heirathen. Um auch von der andern Seite Ruhe zu gewinnen, unterhandelte Hunyad mit dem Kaiser, der ihn in der Eigenschaft eines Gubernators von Ungarn anerkannte, dagegen stipulirte, daß König Ladislaus die heilige Krone und die Pfandbesitzungen in seiner Hand behalten sollte, bis Ladislaus das 18. Jahr erreicht haben würde. Endlich seine Rache an dem Grafen von Gilly und dem ihm nicht minder verhassten Giskra üben zu dürfen, mochte wol Hunyad sich verheißigen. Mehrere Magnaten waren indessen mit jenem Vergleiche höchst unzufrieden, es schien ihnen, als lasse Hunyad abichtlich den König noch länger in Friedrich's Gewalt, um, ein anderer Podiebrad, desto länger in seiner hohen Stellung sich zu behaupten, ja seiner Familie den Weg zum Throne Ungarns zu bahnen. Ladislaus von Gara und Nicolaus von Ujlak, mit denen Hunyad vor Kurzem eine Art Confoederation eingegangen war, setzten sich insgeheim mit Giskra, mit Ulrich von Gilly, mit dem Fürsten Georg von Servien in Verbindung, denn es war darauf abgesehen, den König Ladislaus den Händen seines Verwundens zu entführen und den Gubernator seines Amtes zu entsetzen, womit denn alle Gewalt auf die zu seinem Sturze verbündeten Heere übergehen würde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Hunyad von diesen Umtrieben in Kenntniß gesetzt worden, er nöthigte daher den Fürsten von Servien, den Vergleich vom August 1451 einzuziehen und schickte sich an, seinen Umtrieben an Giskra auszuweichen. Dieser zögerte, des Gubernators Schwester zu ehelichen, indem er in dieser Verbindung einen politischen Selbstmord zu begreifen glaubte, während die ihm verheißenen 10,600 Goldgulden zu entrichten Hunyad zögerte. Deshalb griff Giskra immer weiter um sich: er besetzte, besetzte ein Kloster: umweit Lessing und beging auch offene Feindseligkeiten. Kaum mit Servien ausgeöhnt, entbot Hunyad die Städte von Obergarn zu einem Convente, den sie jedoch nicht besuchten. Es gelang ihm daher, ein stattliches Heer, theilweise fremde Soldner, aufzubringen, womit er Anfang September 1451 auszog und jenes Kloster belagerte. Die Besagung ward so weit gebracht, daß sie, gegen Befestigung freien Abzugs, zu capituliren willig war. Hunyad hingegen, als

eine Räuberbande sie betrachtend, verlangte, daß sie auf Gnade und Ungnade sich ergebe. Am 7. Sept. ließ der Entsch. von Giskra beschließt, sich bilden. Diesem führte Hunyad seine Hauptmacht entgegen, während ein Beobachtungsheer vor der Feste zurückblieb. Da warf sich Alles in die Flucht, wie eben die beiden Heere auf einandertrafen, und dies benutzte die Besagung zu einem Ausfalle, der Hunyad's Armer im Rücken faßend, sie, die bereits wankend geworden, vollends von der Wankstatt vertrieb. Ihr Lager fiel: den Siegern zur Beute. Johann Kompost von Kina blieb im Treffen, Ladislaus von Hedervára, der latine Bischof von Erlau, ward gefangen. Daß hierbei Verrath gewaltet habe, vernahm Hunyad aus dem Munde des tödtlich verwundeten Stephan von Pesthof. Um so eifriger zeigte Hunyad sich beschissen, durch Heranziehen von Verstärkungen den erlittenen Schaden auszugleichen, wozu Giskra, mit unbedeutenden Unternehmungen gegen einzelne Schlösser sich beschäftigend, die Zeit ihm vergrünzte. Das Schloß zu Erlau hatte Giskra im Namen des gefangenen Bischofs zur Uebergabe auffordern lassen, der Castellan entgegnete, er sei nicht lediglich des Bischofs Diener, sondern zugleich der Hüter einer Reichseinkunft, und das Interesse des Reichs dürfe er nicht der Befreiung eines einzelnen Menschen hintansetzen. Die Böhmen wichen auf die Kunde von Hunyad's abermaligem Anzuge; er übermüthigte ihre Schanzen am Kloster Saag und an der Eipel, dann jene auf dem Berge Galsfur, bezwang Rosenau und Sepfi, verbrannte das Thal bei Derenceny, so daß der böhmische Commandant Walgatha durch die Ueberfluthung genöthigt war, die Feste zu übergeben, verbrannte Altsohl, für Giskra ein Posten von der höchsten Wichtigkeit, und setzte dem joler Schlosse eine Bastille entgegen. Bei alle dem war er am Ende froh, daß Giskra zu einem Vergleiche sich hergab, dessen wichtigste Stipulation die Auszahlung der 10,600 Dukaten; 2000 sollte Giskra sogleich, andere 2000 zu Weihnachten und den Rest am 1. Febr. 1452 empfangen. Dagegen versprach er, unter Bürgschaft der Städte Barsfeld, Kaschau und Leutschau, fortan sich ruhig zu verhalten, von allen weitem Eingriffen abzustehen, künftige Irrungen nicht durch Waffengewalt, sondern durch Schiedsrichter abthun zu lassen, endlich für seine ganze Stellung sich dem Ausseruche des Königs, sobald dieser in Freiheit, und des Reichsraths zu unterwerfen. In Folge dessen wurde Johann Giskra eingeladen, den Reichstag zu Presburg, Februar 1452, zu besuchen. Er blieb jedoch weislich aus, schickte nur seine Abgeordneten, und gegen diese hatte Hunyad leichtes Spiel. Durch Beschluß der gesammten Stände wurde Johann Giskra, „rite et potenter convictus, quod limites et inscriptiones certarum literarum regno Hungariae datarum transgressus sit,“ als Friedensstörer verdammt und geächtet. Dem Geächteten ferner nicht zu gehorchen wurden die anwesenden Deputirten der Städte Kaschau, Leutschau und Barsfeld beauftragt, zu welchem Ende Ulrich von Gilly es übernahm, wie er einst in der Königin Elisabeth's Auftrag, den Giskra als ihren Statthalter den

Städten von Dberungarn vergestellt hatte, jetzt denselben Städten die über Giskra verhängte Reichsacht zu publiciren, und sie, unbekümmert ihrer Freizeiten, zum Gehorsam gegen den Gubernator des Reichs anzuweisen. Aber Giskra, längst wieder und vollkommen seiner böhmischen Waffenbrüder Meister geworden, laßt sich einer Axt, die Niemand wagen durfte zu vollstrecken, und schon im folgenden Jahre sah Hunyad sich da'hin gebracht, seine Freundschaft suchen zu müssen, dann aber, indem doch immer etwas Bedenkliches in solcher Freundschaft lag, setzte er es bei König Ladislaus durch, daß eine Unterhandlung mit Giskra eingeleitet werde, um ihn durch bedeutende Geldbewilligungen zu bestimmen, die von ihm besetzten Bezirke von Dberungarn freiwillig zu räumen. Der Vertrag wurde geschlossen, Giskra zog mit seinem Heile ab, nur daß einer seiner Hauptleute, Peter Krimitz, sich weigerte, Obzogen, denen er so lange ein Schrecken gewesen, zu verlassen, und in Plawnika sich behauptete, wie geschäftig auch der gegen ihn ausgesandte Ladislaus von Hunyad im September 1453 die noch im Lande zerstreuten Räuber und Uebelthäter aufsuchte. Gegen Krimitz zu setzen, wurde sogar Giskra, welchen der Graf von Gilly 1455 aus Böhmen nach Dberungarn zurückgerufen hatte, ausgesendet. Nicht minder war es Johann, welcher, von Paul Bonifaz, Benedict von Turrog und dem von Ramberg begleitet, in Ofen am 14. März 1455 die Brüder Matthis und Ladislaus von Hunyad, da sie eben in das Schloß ritten, verhaften mußte. Gleich nach Okeru n. J. wurde er abermals als Capitaneus generalis nach Dberungarn gesendet, mit dem Auftrage, dort die Ruhe zu erhalten, eine Stellung, die ihn sehr bald zu offener Opposition gegen den neuen König, Matthis von Hunyad, führte. Mit dem fürchterlichen Gegner sich zu messen, trug doch Matthis Bedenken. Er suchte ihn durch Unterhandlungen zu entwaffnen, um so mehr, da Giskra ein geheimes Verständniß mit König Kasimir von Polen unterhielt, auch am 1. Mai 1458 zu Petrikau dem Könige aufwartete, ihn ermunterte, sein Recht zu der Krone des heiligen Stephanus zu vertheidigen. Wohl erklärte hier Kasimir, er sei mit seinem Rüdke zufrieden, finde der Beschäftigung genug in dem Kriege mit den deutschen Heeren, heimlich aber versprach er Giskra's Unternehmungen in jeglicher thönnischen Weise zu unterstützen. Diese wurden insofern keineswegs durch das Glück begünstigt. Eskalion von Rozgova, in Verbindung mit dem Bisköpe Hedervára von Erlau, nahm die Burg Golagok mit Sturm; von ihren Vertheidigern, 700 Böhmen, entkam einzig der Hauptmann Komeconski. Walgarba mit seinen 200 Mann wurde in den Wäldern aufgefunden, und Krimitz, der mit 2000 böhmischen Knechten und 500 polnischen Reikissen über den Dobrog hin-ausstreifte, wurde bei Sáros Patak erlegt und blieb auf dem Plage, was fesselt den Fall von Jasso nach sich zog. Unergründ räumte Bergwerke gegen Empfang von 400 Dukaten. Giskra, der sich noch in Rikno hielt, ging einen Waffenstillstand bis Michaelis ein, und bot die Hände zu einem unter Podiebrad's Vermittelung abzu-

schließenden Vergleich (1458), wurde aber bald andern Sinnes, und behauptete sich das ganze Jahr 1459 hindurch gegen Eskalion's von Rozgova überlegene Streikräfte. Um im nächsten Jahre ihm den Garauß zu machen, traf König Matthis die Anstalten; die Schloßer Rikno und Sáros wurden belagert, und der Cardinal:zaar Johann de S. Angelo schrieb an Podiebrad, er möge den Giskra bestimmen, daß er gegen eine namhafte Geldsumme Dberungarn räume und künftig die Türken bestreite. Ein böhmischer Gesandter, Zdenko Restka von Pestupiez, traf in Dberungarn ein, und brachte es dahin, daß am 29. Nov. 1460 Rikno und Sáros in seine Verwahrung gegeben wurden, während König Georg eine vollständige Veröhnung vermitteln würde. Diese vermochte aber Georg, trotz seiner Gewandtheit, nicht herbeizuführen, und die Unterhandlungen wurden über Giskra's Weisheit nach dem kaiserlichen Postlager zu Graz abgebrochen. Friedrich IV. hatte ihn zu seinem Feldhauptmann bestellt für seinen Krieg mit Herzog Albrecht, und nie überlegen als Albrecht's Streikräfte waren, er mußte dem überlegenen Feldherren:talente des Gegners, in dem Gesichte vor Wien am Stubenthor gesiegt, weichen, und seinem kaiserlichen Bruder Waffenstillstand vom 6. Sept. 1461 bis 24. Juni 1462 bewilligen. Aus des Kaisers Dienst entlassen, ging Giskra nach Dberungarn zurück, wo bis in den Sommer hinin Etierban von Zeprepa, jetzter Szabantenhauptmann zu Gran, die Schloßer Ujvar und Sáros belagert hatte, ohne ihrer mächtig werden zu können, denn König Kasimir ließ fortwährend den Belagerten Verstärkung zukommen. Um endlich einmal des Handels Ende zu sehen, entschlöß sich König Matthis in Person den Krieg zu subren. Am 14. Oct. 1461 lag er vor Lietowa, nachdem schon vorher Sáros durch Hunger zur Uebergabe genöthigt worden war, wegen Giskra am 10. Oct. Káskmarkt einnahm. Mehrmals mußte mit ihm, der nie zu bändigen war, unterhandelt werden, und Giskra selbst erklärte dem zu Ausgang Aprils 1462 in Ofen versammelten Reichstage, er sehe nun, seit des Königs Ladislaus Tod, und nachdem der Kaiser sich verglichen, seinen Grund mehr, in den Eingereiden des Reichs zu wühlen, biete vielmehr dem Könige und den Ständen seine Dienste wider die Türken an. Einstimmig wurden ihm 25,000 Dukaten zugesagt; außerdem erhielt er, um ihn aus den obern Gegenden in das Unterland zu versetzen, die Herrschaften Lipva und Sölvom; der König lud ihn ein, bei dem bevorstehenden Türkenzuge seine Böhmen zu den königlichen Fahnen stoßen zu lassen. Auch seine Hauptleute ließen sich der Reide nach mit Geld abfinden, und Johann Giskra und sein Name sogar verschwinden aus der Geschichte, wiewol noch im J. 1635 zu Brandeis der Müller Johann Giskra lebte.

(v. Stramberg.)

GISLEBERT, auch mitunter Gislebert geschrieben, ein Bencelirnermönch in den Niederlanden, war Decant an der St. Andreaskirche zu St. Amand in Flandern. Den Brand, der einen großen Theil seines Klosters zerstörte, schilderte er in der Schrift: De incendio

monasterii S. Amandi, gedruckt in *Dolandi Actis Sanctorum*. Ebendasselbe steht die von ihm verfaßte Abhandlung: *Deportatio S. Amandi per Franciam et miracula quae fecit in via*. Gislebert starb 1095. Handschriftlich hinterließ er eine Expositio in omnes Epistolas Pauli. In lateinischen Meistwerken war die Grabschrift abgefaßt¹⁾, durch die man sein Andenken ehret.

(Heinrich Düring.)

GISMA (Γίσημα) ist von Ptolemäos (V, 13, 11) als Stadt in Armenia (Armenia major) zwischen den Flüssen Euphrat, Araxes und Araxes aufgeführt worden. In der Ausgabe von Nobbe Tom. II. p. 52 findet sich bei Ptolemäos Γίσημα statt Γίσημα. Der Index hat jedoch richtig Γίσημα.

(Krause.)

GISMONDI (Carlo Giuseppe), Mineralog, geb. zu Mentone bei Nizza den 4. Nov. 1762, gest. zu Rom den 22. Nov. 1824. Gut vorbereitet, trat er bereits im 16. Jahre in den Orden der Piaristen, die in seinem Vaterlande vorzugsweise mit der Unterweisung und Erziehung der studirenden Jugend betrauet sind, und ward nach der Bezeichnung seines Novizats in das Collegium Nazarenum in Rom entsendet, wo er unter Gaudiosi seine mathematischen und physikalischen Studien so erfolgreich trieb, daß er schon 1786 einem Rufe als Professor der Physik an das Gymnasium zu Palermo folgte, wo er durch den näheren Umgang mit Dolomieu, Gioweni, Darnilton u. A. in seinen Studienfache ungemein gewann. Später ward er nach Rom zurückberufen, um am Collegium Nazarenum neben seinem Lehrer Gaudiosi als Professor der Physik einzutreten und er erwarb sich um die Schar der jungen Leute, welche fast aus allen europäischen Ländern hier zusammenströmten, namhafte Verdienste. Gleichzeitig ward er mit der Aufstellung und Vervollständigung des der Anstalt gehörigen Mineralienkabinetts betrauet, zu welchem Kaiser Joseph II. durch eine reiche Schenkung den Grund gelegt hatte. Gismondi erhob diese Sammlung durch seine wissenschaftlichen Verbindungen zu einer Musteranstalt für Italien. Außer seinen amtlichen Vorlesungen übernahm er auch die am Collegio Clementino und machte sich durch sie um einen auserlesenen Kreis von Zuhörern verdient. Im J. 1803 wendete er seine wissenschaftlichen Forschungen der Hügelliste längs der Eiber zu, und berichtete über die Ergebnisse derselben in den amtlichen Schriften der Accademia de' Lincei, deren Mitglied er war. Im J. 1805 ward ihm der neubegründete Lehrstuhl der Physik an der Universität zu Rom — la Sapienza — überwiesen; aus seiner damaligen lebhaften und umfangreichen Correspondenz mit Haüy, Leonhard, Bechler, Zepher u. A. werden die Autographen in den Archiven der Universität aufbewahrt.

In derselben Periode bereicherte er das mineralogische Cabinet durch eine treffliche Suite fossiler Conchylien, deren Lager auf dem Monte Mario zwar früher schon von Ferber aufgeführt, aber noch nicht ausgebeutet worden war. Dies gab ihm zugleich Gelegenheit, sich mit paläontologischen Forschungen zu beschäftigen, und er war in einem Werke darüber schon beträchtlich vorgeschritten, als eine langwierige und schmerzhafteste Krankheit ihn befiel, und da die Ärzte ihm Genesung von dem milderen Klima Neapels versprochen, so nahm er daselbst seinen Wohnsitz, zugleich als Professor der Physik an der Universität zu Neapel; sein Lehrstuhl an der zu Rom ging interimistisch auf den Doctor Carpi über. Nach einigen Jahren lebte er ohne wesentliche Besserung seines Gesundheitszustandes nach Rom zurück, wo er an dem schon bezeichneten Tage starb. Seine fast ununterbrochenen jährlichen Vorlesungen hielten ihn von der Schriftstellerei ab; man hat von ihm nur die „Osservazioni sopra alcuni minerali dei contorni di Roma“²⁾, eine in der Accademia de' Lincei gehaltenen Vorlesung, oben schon erwähnt. Das Manuscript seiner paläontologischen Forschungen ist noch vorhanden.

(J. E. Volbeding.)

GISMONDIN nennt Marignac ein am Vesuv vorkommendes Mineral, in welchem er bei der chemischen Analyse 20,3 Wasser, 35,0 Kieselerde, 29,0 Thonerde und 15,7 Kalkerde fand. Es findet sich in halbkugelförmig und knospenförmig gruppierten Pyramiden, die 5—6 Härte, 2,265 spec. Gewicht, ist graulichweiß bis licht röthlichgrau, glänzend, halbdurchsichtig bis durchscheinend, klüft sich vor dem Löthrobre auf, wird undurchsichtig und schmilzt dann unter Leuchten zu weißem Email; in Salzsäure löst es sich leicht unter Hinterlassung von Kieselgallerte. Gleditsch will es dem Harmotom unterordnen.

(Giebel.)

GISORS (Anselm Marie de), Kriegemann und Schriftsteller. Geboren zu Paris im J. 1767, machte ihn die militärische Laufbahn, in die er sehr jung eintrat, seinen literarischen Beschäftigungen nicht untreu. Begabt mit einer lebhaften Phantasie und unterstützt von ausgebreiteter Belesenheit wurde er als Dichter sich auszeichnet haben, wenn es ihm seine Lebhaftigkeit gestattet hätte, auf den Ausdruck in ihnen mehr Fleiß zu verwenden und die Zeile fleißig zu gebrauchen. Im J. 1792 wanderte er nach Spanien aus und nahm in einem rationellen Garderegimente als Quartiermeister Dienste. Nach dem 18. Brumaire lebte er nach Frankreich zurück. Ohne in Staatsdienste zu treten, beschäftigte er sich viel mit literarischen Arbeiten. So gab er eine neue Bearbeitung von Olivier de Serres *Théâtre d'agriculture et ménagerie de champs* (Par. 1802. 8. 4 Vols.) heraus, machte aber mit ihr und mit einigen anderen Schriften, die er aus dem veralteten französischen Idiom der modernen Fremdwelt wieder zugänglicher machen wollte, nur wenig Glück, weil er mit seinen Zeiten zu

1) Hoc Gislebertus sub marmore posuit opertus,
Dogmata diva ferens, et Christo totus inhaerens.
Formam pastoris nostris qui gessit in oris,
Tanquam sublatu teris, petiti astra vocatus.

2) Siehe *Sweritii Athenae Belgicae*; *Andreae Bibliotheca Belgica*; *Söchters Catalogen*. 2. Th. S. 991 fg.

²⁾ Specielle Angabe ihres Inhaltes in der Biogr. univers. (nouv. édit.) Tom. XVI. p. 595 seq.

willkürlich umging. Nach der Restauration ging er als Genieofficier nach Guadeloupe und nach dem Senegal, um angeordnete Vermessungen zu überreichen. Zur Herstellung seiner Gesundheit, welche unter der heißen Zone empfindlich gelitten hatte, kehrte er auf kurze Zeit nach Frankreich zurück; auf seinem Posten wieder angelangt, starb er auf der Insel Gorée im J. 1827 am gelben Fieber.

(J. E. Volbeding.)

GISORS (Louis Marie Fouquet, Graf von), ein ausgezeichneter Kriegsmann. Ein Sohn des berühmten Marschalls von Belle-Isle ward er im J. 1732 geboren und trat sehr jung in den activen Dienst ein. Als Oberst im Regimente Champagne war er ein Muster im Regimentsdienste. Schon 1753 zum Gouverneur von Mayen ernannt, bald darauf zum Commandeur eines Karabinierregiments, machte er mit den dem Grafen Clermont anvertrauten Truppen den Feldzug am Rheine mit, der den Franzosen so nachtheilig war. Hätte sich Clermont von ihm leiten lassen, statt Einklinkerungen von andern Seiten Gehör zu geben, so würde die Schlacht bei Creutet am 13. Juni 1758 gegen Prinz Ferdinand von Braunschwieg für die Franzosen nicht verloren gegangen sein. Gisors ward an der Spitze seines Regiments in ihr gefährlich verwundet und nach Ruß gebracht, wo er den 16. Juni starb. In ihm erlebte die von dem Marschalle Belle-Isle neubegründete Linie, seines Geschlechts überragend schnell.

(J. E. Volbeding.)

GISRA (*Gingra*) ist von Ptolemäos (IV, 3, 37) als eine afrikanische Stadt in der regio Zeugitana, im Gebiete von Karthago, gegen Adrumetum (oder Hadrumetum) hin aufgeführt worden. Dieselbe mochte von Solinus (Jug. c. 19) unter seinen aliae Punicae urbes mit unbekannter werden, und stand unter der Herrschaft Karthago's, wenn sie anders zur Zeit der Blüthe der letzteren bereits existirte.

(Krause.)

GISSA wird von Plinius (H. N. III, 25) als eine der iberischen Inseln, welche Städte hatten, neben Gerza und Fortunata aufgeführt. Sider (I, 470) hat vermuthet, daß dieselbe zu den Gelabussä (die rauschenden, von *rahus*) gehört habe. Gegenwärtig soll dieselbe Gissa heißen.

(Krause.)

GISSING. Unter Gissing versteht man die auf Schätzung beruhende Bestimmung des Weges, welchen ein Schiff zurückgelegt hat, und die hiernach mathematisch anzunehmende Stelle, wo dasselbe sich befindet. Zur Ermittlung des gemachten Weges bedient man sich allgemein des Logg; denn so viel Erfahrung auch ein Seemann haben mag, so ist die Schätzung des zurückgelegten Weges nach dem Augenmaße zu trügerlich. Aus der ermittelten Breite des zurückgelegten Weges und der Kenntniß des Courses wird dann der erreichte Punkt, wo sich das Schiff befindet, nach Länge und Breite festgestellt, wobei die Uebirrt des Schiffes, Strömungen und andere Umstände, welche auf den Weg des Schiffes einen Einfluß ausüben können, in Betracht gezogen werden müssen. Daß diese Gissing niemals genau zutrifft, und daß man den wahren Punkt, wo ein Schiff auf seiner Fahrt sich befindet, nicht anders als durch Beob-

achtung der Himmelskörper und durch eine darnach angestellte Berechnung bestimmen kann, lehrt die Seemannskunst.

Den Unterschied zwischen dem gegißten und dem wirklichen Orte, auf welchem sich ein Schiff befindet, wird die Miezissing genannt. Es ist jederzeit gut, daß ein Schiffer seine Schätzung etwas weiter setzt, als er gegißt hat, besonders wenn er in der Nähe des Landes zu sein voransicheln kann.

(G. Bär.)

GISSONIA. Mit diesem Namen belegte Salisburi eine der natürlichen Familie der Proteaceen gehörige Pflanzengattung, welche vor ihm bereits Hermann Leucadeudron genannt hatte, weshalb nach den Regeln der Nomenclatur der letzte Name den Vorzug verdient. — Die zu dieser Gattung gehörigen Arten haben durch Fehlschlagen zweifelhafte, kopfförmige Blüten mit breiten Deckblättern, eine regelmäßige, vierblättrige Blütenhülle, vier den vertieften Spigen der Blütenhüllspindel eingesetzte Staubgefäße, vier unterständige, bisweilen unbeultliche Schuppen, einen einsäuerigen, mit nur einem Eichen versehenen Fruchtknoten, einen fadenförmigen Griffel, eine schiefe, feulenförmige, ausgerandete, etwas behaarte Narbe und eine einsamige, von den Schuppen des Zapfens eingeschlossene Ruß oder Flügelfrucht.

Die zu dieser Gattung gehörigen Sträucher und Bäume wachsen am Cap der guten Hoffnung und haben wechselständige, ganzrandige Blätter und eichen, endständige, meist von dachziegelförmigen Schuppen oder quirlständigen, schwach gefärbten Blättern umgebene Köpfschen.

(Grecke.)

GISSÜBEL, ein Ausdruck der teutschen Rechtsalterthümkunde, dessen Ableitung ebenso ungewiß ist, als seine Bedeutung feststeht. Bei dem Stillischweigen dieses Wortes beobachtet, sei den Vermuthungen über seinen Ursprung das Wichtigste vorangestellt, um darnach mit größerer Eldeinheit aus dem Gegebenen auf das zu Findende Schlüsse ziehen zu können. Gissübel heißt die an einigen Orten Aufschlags, weniger dem geschriebenen Rechte als dem Herkommen gemäß üblich gewesene Strafe des Fehls- und Gartenbiefstahls, nach welcher der Verbrecher in eine um einen Leich oder Fluß gemachte Einsriedigung geführt, daselbst in ein schweres des Bekämms gebracht, und dann durch das Hinwegziehen des Bodens unter ihm in das Wasser getaucht wurde. Christlosigkeit war in der Regel nicht die Folge dieser Prozedur, ausgenommen wenn sie durch den Schlichter vollzogen wurde. Sonst, wenn nur die Stadtsnechte oder wol gar das Volk mit einem Orte eigenmächtige Gerichtsgewalt (Lynchjustiz) eintrifften, gehörte sie in die Reihe der vielen Strafen, bei denen sich der Geist des teutschen Mittelalters, namentlich was die Städte anbelangt, mit einem gewissen Humaner äußerte. Neben den andern Gessensammlungen kennt auch die Lex Salica für obgenannte Vergehen nur Geldstrafen. Nach Strottmann und Richter wurden Gändelbische in einer Wippe ins Wasser gelassen und

wieder in die Höhe gezogen. I. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer S. 631 und 728 führt einiges Erläuternde an, ohne sonst Beispiele zu bringen. Dren finden sich in Chroniken hauptsächlich folgende: In Mühlhausen wurden Getreidiebstahl in einem Badertorbe gestraft, der so eingerichtet war. Auf einer am Ufer des Burgteiches stehenden Säule befand sich ein Schwengel, an dessen einem Ende ein 8 Fuß langer und 4 Fuß breiter Kasten hing, der oben verschlossen war, unten am Boden aber eine Falthür hatte. In diesen Kasten wurden die Getreidiebstahl oder die Weindrossel gesperrt; die Stadtknechte drehten dann den Schwengel, nachdem sie den Kasten wieder verschlossen hatten, brachten ihn über die Wasseroberfläche zu hängen, zogen den Kiesel und ließen den Inhabern in das Wasser stürzen. Eine am Ufer aufgestellte Leiter gemahnte ihm die Missethat, aus dem Zwangsbad wieder herauszukommen, nicht ohne daß je nach Maßgabe des Gefährlichen die Ceremonie mehrmals wiederholt wurde. Dieser Badertor, wie er dort hieß, sonst auch Wippe oder Pötte genannt, war 1568 errichtet und bestand bis 1752. Vergl. Dr. Altenburg, Beschreibung der Stadt Mühlhausen in Thüringen. (Mühlhausen 1824. 8.) S. 264. Dasselbst ist das Instrument auch abgebildet. Diese Strafe beschränkte sich indessen nicht bloß auf die genannte Gattung von leichteren Diebstählen, sondern wurde auch auf andere Vergehen ausgedehnt. So setzte man in Wien die Bäder, welche der Föhrung falschen Gewichtes oder sonstigen Betrugs überwiesen waren, in einen geschlossenen Korb, der am Ende eines in Form einer Schaufel angebrachten langen Balkens hing, und tauchte sie in die Donau; f. Schläger, Stützen aus dem Mittelalter. I. Bd. S. 259. Aus Tschudi's Schweizerchronik, die Saltaus, Glossar. II, 1116, mit folgenden Worten anführt, geht hervor, daß diese Bestrafung der Bäder auch in andern Ländern bestand: „1282 der Zeit was ein Pfister (pistor) zu Zürich, der betrog die Lüt, das man in lüng und nach der Statt Brauch in die Schnelle nächst ob den Ruden inlegt. Diese Schnelle was ein Korb, der stund hoch empor und was eine wüste Wasserpfütze darunter, in selben Korb setzt man die Lüt, so etwas verschuldt hatten und gan man ihnen darin weder Essen noch Trinken, und wenn er usz dem Korb wolt, must er in die Pfützen fallen und sich verwüsten zu einem Zeichen, dasz er mit Beschüz umgegangen u. s. w.“ Nach Dorneyer, Distor. Taschenbuch 1834. S. 233, kam auch in Regensburg der Fall vor, daß ein Bäder auf eine Pötte gesetzt und in einen Pfuhl geschleudert wurde. Dabei ereignete sich noch, daß, als er beschämt heraustraten wollte, er von einem vorübergehenden Bürger wieder hineingestoßen wurde. Dieser ermordete jenen hinterücks, als er mit dem andern Volke vor einem Priester, der das heilige Sacrament trug, niederkniete, durch einen Dolchstoß. Der Verbrecher suchte vergeblich in der Föhrung des Bischofshofs eine Zuflucht vor der empörten Menge, die ihn ohne Rücksicht auf die Heiligkeit des Apslrechts verfolgte und niedermachte.

H. Gneissl, d. M. u. R. Größ. Gerich. LXVIII.

Duange VI, 1337 s. v. tumbrellum (tombereau) nennt es „instrumentum ad castigandas mulieres rixosas, quo in aquam deiciuntur, summumque et inde madidae et potae extrahuntur.“ Auch den des Gebrauchs Verdächtigen drohte z. B. in Frankreich dieselbe Strafe, wie aus *Capenlier* s. v. adulterium erhellt: „les compaignons de la bachelerie de la Leu près de la Rochelle ont accoustumé de le dimanche de la trinité chaquen an à baignier en an fossé plain d'eau, appellé Lorteuquet; hommes et femmes demourant au dit lieu de la Leu, qui ont en compaignie charnelle contre leur mariage avec autres;“ f. Grimm a. a. D. Ueber den Ursprung dieser Strafe findet sich schon bei Tertullian, daß gewisse Verbrecher unter den alten Germanen in einen Sumpf getreten und so erstickt wurden. Im J. 1480 wurde zu Bern verordnet: „dass fürsohin sollte abgestellt sein das werfen der junckfräuen in die bächi;“ f. Anselm I, 227, und ein Vater läßt seinen Sohn zur Drohung mit angebundenem Seile in den Bach, zieht ihn aber nachher wieder heraus, f. Bodm. S. 703, bei Grimm a. a. D. Für das Verbrechen der Wassertauche, d. h. des Hinterlistigkeitsstiefens in einen Fluß oder Teich, genannt Duabel- oder Wapeldranf, wapel desne, ein in Friesland sehr gewöhnlicher Fall, bestand nicht diese nach dem jus talionis so natürliche, sondern eine andere Strafe, das Auflegen der rothen Mütze mit Ausschreitung an dem Schandpfahle.

Ueber diese Wassertauche vergl. Joh. Adph. Reinboth, Erklärung des im Nordstrand. Land-Recht p. II. art. 35 vorkommenden Wortes Duabel-Stranf und Matth. von Wicht, Anmerk. v. d. Duabel-Stranf in Joh. Carl Heint. Dreper, Samml. verm. Abhandl. (Kost. u. Wisn. 1754. 8.) I. Th. S. 205 fg. Anlangend nun die Etymologie des Wortes Gissübel, so weist uns die Rechtschreibung desselben auf die Ableitung von dem alten untergegangenen Stammworte gissen = merken, gedenken (noch erhalten in dem Zeitworte vergessen) und auf uebel hin. Andere sind nicht abgeneigt, es auf giesen und hübel (provinzial für hügel und hübel) zurückzuführen. Endlich denken Manche zwar auch an giesen, weil es sich dabei um einen Quß handelt, nehmen aber das zweite Wort als Nebenform von über. Die erste Hypothese hat die unveränderliche Schreibung und den wahrscheinlichen Sinn für sich, daß diese Strafe gleichsam nur ein correctionspolizeilicher Denkmittel war, der Föhl- und Gärteniebstahl, hässliche oder bußliche Weiber und Männer, sowie leichtere Betrüger traf.

(F. L. Hüsik.)

GISULPH I., Herzog von Benevent, Enkel des gleichnamigen Herzogs von Friaul, Grimoald's Sohn. Er folgte seinem Vater um das Jahr 630; doch ist diese Partie der mittelalterlichen Geschichte Italiens zu dunkel, als daß bestimmte Anhaltspunkte abgegebene Jahre angesetzt werden könnten. Er ist geschichtlich durch einen Einfall im J. 702 in das Gebiet von Rom bekannt, welches damals noch unter griechischem Scepter stand. Papst Johann VI. sandte ihm eine Gesandtschaft von

Priestern entgegen, welche ihn zum Rückzuge bestimmte. Gisulph starb nach einer Regierung von 17 Jahren und hatte seinen Sohn Konwald II. zum Nachfolger. — Gisulph II., Herzog von Benevent, Anfangs eigent- lich nur dem Namen nach, da seine Familie aus dem Herzogthum vertrieben worden war; erst im J. 742 trat er, unterstützt dabei von dem Könige Liutprand, in sein erbliches Eigenthum wieder ein, starb aber bereits im J. 750. (J. E. Volbeding.)

GISULPH, erster Herzog von Friaul. Im Ge- folge des Königs der Longobarden Alboin auf dem Er- oberungszuge, den dieser von Pannonien aus nach Ober- italien machte und daselbst Begründer des Lombarden- reiches wurde, Rasse desselben und sein Stammesher- ren, gehörte er zu den Verozugen, welche von dem neuen Könige Oberitaliens mit reichem Grundbesitz belehnt wurden. Zu diesem gehörte auch das ansehnliche Gebiet der Stadt Forum Julii (später Friaul, jetzt Udine, Hauptstadt der Provinz gleiches Namens, welche jetzt zur österreichischen Lombardie gehört), die Alboin im J. 568 erobert hatte. Mit ihr und ihrem Gebiete belehnte Alboin seinen tapfern Knecht, dem er den Titel eines Herzogs für sein Besitztum verlieh. Gleichzeitig ver- traute er ihm, mit den nöthigen Streitkräften versehen, die Grenzbewachung seines neuen Reiches an und er- nannte ihn zu seinem Statthalter, als er selbst seinen Erberkennungszug in das Herz von Italien forsetzte. Gisulph verwaltete sein Herzogthum eine lange Reihe von Jahren, und er ist besonders dadurch geschichtlich merkwürdig geworden, daß er die bisherige Juris- diction des Patriarchen von Aquileia auch über Venedig und dessen Gebiet aufhob, eine Trennung, deren Noth- wendigkeit anerkannt ward. Von jener Zeit ab (im J. 611) hatte Venedig seinen eigenen Bischof mit dem Sitz in Grado, während der zu Aquileia ausschließlich das Kirchenwesen der Longobarden zu beaufsichtigen hatte. Gisulph blieb im J. 611, hoch bejahrt, in einer Schlacht gegen die Avaren, deren König (Baghan) mit großer Heerermacht in das venetianische Gebiet eingedrungen war. Sein Sohn Grimoald, zunächst sein Nachfolger im Her- zogthume Friaul, ward später Herzog von Benevent und König der Longobarden. (J. E. Volbeding.)

GISULPH I. Fürst von Salerno, Guaimar's II. Sohn, dem er im J. 933 in der Regierung folgte, da- mals erst vier Jahre alt. Ueber die ihn vertretende Regentschaft ist Nichts bekannt. Handtad tritt er zuerst im J. 939 auf, wo er sich der Fürsten von Benevent und Capua gegen die Uebergriffe Papst Johannis XII. annahm; er konnte seiner Vermittelung durch ein statti- sches Kriegsheer den gehörigen Nachdruck geben und hielt einen glänzenden Hofstaat. Die unteritalischen Fürstenthümer und sonstigen Herrschaften spielten damals eine bedeutende Rolle, und die häufigen Verdrüssungen mit den Griechen und Sarazenen und der Reichthum des Bodens führte zu einer Abgeschlossenheit des Lebens, die mitten in der Nothzeit der damaligen Zeit einzig da- stand. Während der Kriegszüge Otto's des Großen in Italien hielt es Gisulph mit den Griechen und wußte

sein Land von Feinden frei zu halten. Er hatte seinem Verwandten Landolf, der von seinem Fürstenthum zu Benevent verjagt worden war, ein Asyl an seinem Hofe gewährt, ward aber von ihm undankbar behandelt, in- dem Landolf eine Verschwörung gegen ihn anzettelte, ihn im J. 973 überfiel und gefangen setzte, sich selbst aber zum Fürsten von Salerno ausheulen ließ. Aber der Fürst Pandolfo von Benevent nahm sich seiner an, be- freiete ihn 974 aus dem Kerker und gab ihm die Regie- rung zurück. Gisulph ward fündiglos und adoptirte Pan- dolfo's Sohn, der ihm 978 auf seinem Throne folgte.

— **Gisulph II.** Fürst von Salerno, Nachfolger seines Vaters Guaimar IV., der im J. 1032 durch Mord- tödter gefallen war. Er ahndete den Tod seines Vaters durch ein strenges Strafgericht, welches er über mehr seiner Verwandten und über mehr als 30 Große von Salerno ergaben ließ. Er vermählte seine Schwester Sigelgeita an den furchtbaren Eroberer Robert Guis- card, in der Hoffnung, dadurch seine Christenümer sich zu sichern; auch gelang es ihm, die Gunst Papst Gre- gor's VII. zu gewinnen, der ihn wiederholt in sein Vertrauen zog. Aber sein stolzes Wesen hatte ihn mit Vielen seiner Unterthanen, namentlich mit den Bewoh- nern von Amalfi in Zerwürfisse gebracht, da er sich an ihren Privilegien vergreifen hatte. Diese nahmen ihre Zuflucht zu Robert Guiscard, dem es ganz willkommen war, seine Vermittelung anzusprechen zu sehen und sich in die Unangenehmkeiten seines Schwagers mischen zu kön- nen. Da Gisulph diese Vermittelung zurückwies, belagerte Robert Guiscard Salerno im J. 1077, eroberte es nach acht Monaten und verjagte Gisulph, der sich zu Gregor VII. flüchtete. Aus Mitleid ernannte ihn der Papst zum Gouverneur der römischen Campagna. (J. E. Volbeding.)

GITANAE, eine Stadt der Epiroten in Epe- rotia, wo einst die Römer Marcus und Atilius ein concilium Epirotarum verammelt hatten. Dieselbe hatte eine hohe Lage (ad Gitanas quam ascenderent) und zwar zehn Milia vom Meere entfernt. *Linus* XLII. c. 38. (*Krause*.)

GITHAGO ist der Name einer von Desfontaines aufgestellten Gattung aus der natürlichen Familie der Silenen oder im weiteren Sinne der Caryophyllen. Von Linné wurde die hierher gehörige Art (*Githago segetum* Desf.) zur Gattung *Agrostemma* gestellt, welcher Ansicht in neuerer Zeit sich Alexander Braun gleichfalls angeschlossen hat, während er früher die Gat- tung *Githago* annahm. Von letzterem gab er früher als Gattungseigenschaft an, daß die hierher gehörigen Arten fünfzählige, die Blumenblätter ungetheilt, ohne Bänglein, aber mit flügelartigen am Rande versehen seien und die Fruchtblätter vor den Blumenblättern stän- den. Der Kelch sei mit zehn vorspringenden Rippen und langen laubartigen Zähnen versehen. Die Narben seien papillös auf der Innenseite und außerdem ringum behaart, nicht gekehrt. Die Kapself sei durch Kand- theilung fünfklappig, der Fruchtsitz kurz. Dagegen ist der Charakter der verwandten Gattung *Lychnis* fol- gendermaßen angegeben: Fünfzählig; Fruchtblätter vor

den Kelchblättern; Blumenblätter vor der Entfaltung gebreht, mit Jünglein am Saume, ohne Flügelleisten am Nagel; Kelchzähne kurz, nicht laubartig; Narben auf der Innenseite papulös, sonst kahl, stets links ge-
dreht. In dieser Auffassung ist dann auch *Agrostemma* als Unterartung von *Lychnis* mit der einzigen Art *Lychnis Coronaria* *Linne* mit begriffen. Schon vor *Alexander Braun* hat namentlich *Gries* die Gattung *Agrostemma* auf die in Rede stehende Art (*Githago segetum Desfontaines*) beschränkt, dem sich ganz kürzlich auch *Gödden* und *Griener* in der *Flora de France* anschlossen, während in dem zweiten Supplementhefte zu *Endlicher's Genera plantarum* für diese Gattung der Name *Githago* wieder angenommen ist. Berücksichtigt man jedoch, daß schon Linné den Namen *Agrostemma* ursprünglich nur auf diese eine Art, welche er *Agrostemma Githago* nannte, ausdehnte, so muß man der Ansicht von *Gries* und der späteren von *Braun* beipflichten, wenn beide die ältere Benennung *Agrostemma* der jüngeren *Githago* vorziehen. Linné verringerte erst später seine im *Hortus upsaliensis* aufgestellte Gattung *Coronaria* mit *Agrostemma* und gab dadurch zu der Verwirrung in der Anwendung des Namens *Agrostemma* Veranlassung. Die bloße Anwesenheit des Krönchens ist freilich nicht hinreichend, *Coronaria* wieder von *Agrostemma* zu trennen; es gibt aber noch andere Merkmale, welche *Alexander Braun* zur Unterscheidung der Gattungen *Agrostemma*, *Coronaria* und *Lychnis* vortrefflich hervorgehoben hat. *Agrostemma* hat nämlich einen oben verengerten Kelch mit verlängerten, laubartigen Zähnen und zehn vorspringenden Rippen. Blumenblätter mit ungetheilter Platte, ohne Krönchen, aber am unteren Theile des Nagels mit Flügelleisten (die wechselwendige Drehung vor der Entfaltung sehr schön zeigend). Alle zehn Staubgäste ausgebildet. Fünf mit den Kelchblättern abwechselnde Fruchtblätter. Narben ringsum behaart. Kapsel hart, ohne Scheidewände, durch Randtheilung im oberen Drittheile in Klappen aufspringend. Samen zahlreich, in fünf Doppelreihen, an dem verlängerten Samenhäutchen, nierenförmig, sehr schwach zusammengedrückt, mit breitem höckerförmigem Rücken. Nabel dem unteren Ende nahe. Samenschale schwarz, hart, mit gereihten Höckerchen. Keimling sehr freisformig.

Zur Gattung *Coronaria* stellt Linné *Lychnis Coronaria*, *Flos Jovis* und *Coeli rosa*, während *Gries* die letztgenannte als Typus seiner veränderten Gattung *Coronaria* ansieht, obwohl auch *Al. Braun* grade diese letztgenannte Art von der Gattung ausgeschlossen, dagegen aber *Lychnis Flos cuculi* hinzugezogen werden muß. Der Gattungscharakter von *Coronaria* wird daher in folgender Weise festgesetzt: Kelch zehnrappig, mit mehr oder weniger vorspringenden Rippen; Blumenblätter mit flachen Jünglein (ohne Deckflappen); keine Flügelleisten am Nagel (die auch bei *Lychnis* und den übrigen Gattungen der *Scaberrima* fehlen); Frucht aus fünf Fruchtblättern gebildet, die ursprünglich den Kelchblättern opponirt sind, aber durch eine schwache Drehung des Grundes des Fruchtknotens und zwar in der Rich-

tung des kurzen Weges der Blattstellung der betreffenden Blätter) um $\frac{1}{2}$ von der Richtung der Kelchblätter abweichend. Die Narben auf der Innenseite papulös, sonst unbehaart (wie bei allen andern *Scaberrima*, mit Ausnahme von *Agrostemma*). Kapsel ohne Fächer, durch Randtheilung in Zähne aufspringend, wie bei *Lychnis*; auch die Samen wie bei *Lychnis*.

Diese Gattung bringt *Braun* wieder in zwei Unterabtheilungen:

- 1) *Pseudagrostemma Al. Braun* (*Lychnis* *Sertio*: *Agrostemma* *Fenzl*). Kelch mit ungleichstarken Rippen und gedrehten Zähnen; Blumenblätter mit ungetheilter Platte und harten, stehenden Jünglein.
- 1) *Coronaria tomentosa Linné* (später von Linné *Agrostemma Coronaria* genannt).
- b) *Coccyganthe Reichenbach*. Kelch mit gleichstarken Rippen und ungedrehten Zähnen; Blumenblätter mit getheilter Platte und dünnhäutigen, weichen Jünglein.
- 2) *Coronaria Flos Jovis Linné*.
- 3) *Coronaria Flos cuculi Al. Braun*.

Die Gattung *Coronaria* unterscheidet sich von *Lychnis*, welcher sie am nächsten steht, namentlich durch die flach aufstehenden Jünglein des Krönchens und durch die allen drei Arten zukommende und bei aller Verschiedenheit in der Frucht eine tiefer Verwandtschaft verrathende eigenthümliche und merkwürdige Verdrehung der Frucht.

Der Gattungscharakter von *Lychnis* ist dagegen folgender:

Kelch zehnrappig, mit vorragenden Rippen, Blumenblätter mit hohlen Wölbungen am Ursprunge der meist kurzen und stumpfen, der Platte angedrückten Jünglein; Frucht aus fünf den Kelchblättern opponirten Fruchtblättern, im reifen Zustande ohne Scheidewände und durch Randtheilung in Zähne aufspringend, wie bei *Coronaria*, aber unverdreht; Samen nierenförmig, von der Seite mäßig zusammengedrückt, mit geröthetem oder fast flachem Rücken. Nabel in der Mitte. Samenschale hart, mit geriebtten Höckerchen. Keimling unvollständig keisförmig. In dieser Beschränkung halt *Al. Braun* diese durch hochprohr, anschauliche Blumen ausgezeichnete, dem Osten der alten Welt angehörige Gattung für höchst natürlich. Folgende Arten rechnet er hierher:

- a) Blumenblätter ungetheilt mit schlißzahnigem Stimmrunde:
- 1) *Lychnis grandiflora Jacquin*.
- b) Blumenblätter viertheilig, oft noch mit einem weiteren Zahne auf jeder Seite:
- 2) *Lychn. caledonica Linné*.
- c) Blumenblätter entschieden viertheilig:
- 3) *Lychn. fulgens Fischer*.
- 4) *Lychn. Bungeana Fischer und Meyer*.
- d) Blumenblätter viertheilig:
- 5) *Lychn. Seimo Steud* und *Zuccarini*.

(*Gurcke*.)

GITHITH (richtiger **Githich**). Dieses Wort findet sich in der Ueberschrift von Psalm 8, 81 u. St. Man

verstand darunter früher allgemein, und eine Anzahl Gelehrte halten diese Meinung noch jetzt fest, ebenso wie unter den anderen in gleicher Construction in den Psalmüberschriften vorkommenden Ausdrücken ein Begleitungsinstrument, über dessen Form und Beschaffenheit aber nicht das Geringste in der jüdischen Uebersetzung erhalten sei. Man erklärte es dann gewöhnlich durch „von Saß herkommend“ oder „die Gestalt einer Kelter habend“, also ein gewölbtes, mit Saiten bespanntes Instrument. Seitdem man aber die Ueberschriften vnd Beischriften der Psalmen im Zusammenhange zu beurtheilen angefangen und erkannt hatte, daß dieselben nicht von den Verfassern der Lieder selbst herrühren, sondern eine spätere Zuthat sind für den rituellen Gebrauch dieses Liederbuches beim Gottesdienste, kam man auch zu der Ansicht, daß in den Ueberschriften gar kein Instrument genannt sei, daß vielmehr die hierher gehörigen verschiedenen Ausdrücke entweder eine bestimmte, damals allgemein bekannte Melodie angeben oder eine bestimmte Art und Weise bezeichnen, wie die im Uebrigen sehr einfachen musikalischen Instrumente der Juden zu den einzelnen Gesängen entweder besonders konstruirt oder bestimmt werden sollten, die drei Psalmen 8, 81 u. 84 sollten also nach der githapsith (d. h. von der Stadt Gath herrührenden, wenigstens von ihr den Namen führenden) Weise gesungen werden. Der Einwurf, daß es merkwürdig wäre, daß sich gar keine Nachricht über diese Melodien erhalten hätte, trifft die Ansicht, daß Instrumente darunter zu verstehen seien, in viel höherem Grade, denn Sängeweisen können doch wol im Laufe der Zeit eher vergessen werden, als daß eine Anzahl im Gebrauche befindlicher Instrumente nicht nur ganz verschwinden, sondern auch jede Erinnerung an ihre Form verloren geht. Schon die alten griechischen Uebersetzer der LXX und darnach die Vulgata verstanden kein Instrument unter Githith, sondern ihr *ἵνα τὸν λαλῶν*, *pro torcularibus* kann wol kaum einen andern Sinn haben, als daß diese Lieder beim Kellern gesungen werden sollten. (Haarbrücker.)

GITHOPSIS ist der Name einer von Nuttall gegründeten Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Campanulaceen mit folgendem Charakter: der fünfspaltige Kelch hat sehr lange, linealische Zipfel und eine angewachsene, verkehrt-fegelförmig-cylindrische Röhre. Die Blumenkrone ist cylindrisch-glockenförmig, tief-fünfspaltig. Die fünf freien Staubgefäße besitzen kahle, sehr kurze, nicht verdickte Fäden. Die drei Narben sind zurückerollt. Die dreifachrige, verkehrt-fegelförmige, cylindrische, gestreifte, im Kelche befindliche Kapselfrucht springt mittels endständiger Böcher auf. Die Samen sind eiförmig, fast dreikantig, spitz.

Aus dieser Gattung sind bis jetzt nur zwei, in Nordamerika einheimische, einjährige Arten mit vom Grunde an ästigen, wiederholt gegabelten Stengeln, abwechselnden, stehenden, gesägten Blättern und einzelnen end- und seitenständigen, den Blättern gegenüberstehenden, kleinen, himmelblauen, die langen blattartigen Kelchzipfel kaum oder nicht überragenden Blättern bekannt.

Die beiden Arten unterscheiden sich hauptsächlich durch das Längenverhältniß der Kelchzipfel zur Kelchröhre und zwar hat

1) *Githopsis specularioides* Nuttall Kelchzipfel, welche mit der Kelchröhre von gleicher Länge sind. Diese Art wächst im Oregongebiete und ist durch eine Varietät ausgezeichnet, welche mit Ausnahme der Blumenkrone in allen Theilen mehr oder weniger behaart ist und deren Kapself zurückgekrümmte Haare trägt.

2) *Githopsis calycina* Benthom hat Kelchzipfel, die fast um das Doppelte länger als die Kelchröhre und auch als die Blumenkrone sind. Diese in Californien einheimische Art hat stumpf gesägte Blätter, eine während der Blüthezeit verkehrt-fegelförmige, 4 Linien lange, nach der Blüthezeit verlängerte, tief zahnstreichige Kelchröhre und 8—9 Linien lange Kelchzipfel. (Goreck.)

GITIADAS, ein Kaledämonier, Erzbildner und Dichter dorischer Lieder (darunter eines Hymnos auf Athene: *Paus.* III, 17, 2), dessen Zeitbestimmung zu den schwierigsten Problemen der griechischen Kunstgeschichte gehört. Das einzige Zeugnis des Alterthums, von welchem wir dabei ausgehen müssen, haben wir in zwei Stellen des Pausanias, des einzigen Schriftstellers, der überhaupt des Gitiadas Erwähnung thut. Zunächst nämlich gedenkt derselbe bei der Schilderung der Ehrenwürdigkeiten von Amphiä (III, 18, 7 seq.) einer Anzahl eherner Dreifüße, welche er in folgenden Worten beschreibt: „Die älteren sollen von der Beute des Krieges gegen die Messenier gegossen sein. Unter dem ersten Dreifuße steht ein Bild der Aphrodite, Artemis unter dem zweiten: des Gitiadas Werk sind sie selbst und die daran angebrachten Figuren; der dritte aber ist von Kallon aus Megina; unter diesem steht das Bild der Kora, der Tochter der Demeter. Aristandros von Paros alter und Polykleitos aus Argos haben der eine eine Frau geküßelt, welche eine Leier trägt, die Sparta nämlich, Polykleitos aber die sogenannte Aphrodite beim Amphiäos. Diese Dreifüße sind größer als die andern und in Folge des Sieges bei Megalopolis geweiht worden.“ Es ist klar, daß hier Pausanias zwei Gruppen von Dreifüßen unterscheidet: die jüngeren des Aristandros und Polykleitos, und die älteren des Gitiadas und Kallon, die er alle drei als Beuten von der Beute „des Krieges gegen die Messenier“ bezeichnet. Welcher messenische Krieg nun damit gemeint sei, darüber gibt uns Pausanias selbst an einer andern Stelle (III, 14, 2) Auskunft, wo er, nachdem er den Fall und die Zerstörung von Athene am Ende des ersten messenischen Krieges berichtet hat, fortfährt: „von der Beute weihen sie (die Kaledämonier) dem Amphiäos eherner Dreifüße: ein Bild der Aphrodite steht unter dem ersten Dreifuße, ein der Artemis unter dem zweiten, ein der Kora, der Tochter der Demeter, unter dem dritten.“ Offenbar sind hier dieselben Dreifüße gemeint, welche Pausanias an der vorher mitgetheilten Stelle als Werke des Gitiadas und des Kallon bezeichnet hatte, und wir müßten also, wollten wir die Worte des Schriftstellers im strengsten Sinne nehmen, den Gitiadas sowohl als den Kallon an das

Ende des ersten messenischen Krieges (Ol. 14, 2 nach der von Pausanias angenommenen Zeitrechnung) sehen. Da es nun aber durch unumverrückte Zeugnisse feststeht, daß Kallon einer weit späteren Periode (wahrscheinlich der Zeit um Ol. 70) angehört, so haben neuerer Forscher, indem sie zugleich geltend machen, daß am Ende des ersten messenischen Krieges so kunstreiche Arbeiten, wie sie dem Gitiadas beizulegen werden, nicht zu erwarten seien, entweder die zuletzt angeführte Stelle des Pausanias für interpoliert erklärt, oder auch den Schriftsteller eines groben historischen Irrthums geziehen, wie denn namentlich H. Brunn (Geschichte der griechischen Künstler I. S. 81 fg.) annimmt, Pausanias habe das Ende des ersten und das dritte messenische Krieges mit einander verwechselt, jedoch Kallon sowohl als Gitiadas noch nach der Uebergabe von Ithome Ol. 81, 2 thätig gewesen seien. Allein abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit einer solchen Verwechslung, spricht gegen die Vermuthung Brunn's auch die Geschichte des sogenannten dritten messenischen Krieges. Derselbe war ein Kampf gegen aufständische Heloten, unternommen in einer Zeit des schwersten Unglücks für Sparta, und endete damit, daß die belagerten Heloten nach langer Belagerung unter der Bedingung freien Abzuges für sich und die Ihrigen den Pfloß den Spartanern übergeben: wie unwahrscheinlich also ist es, daß diese damals aus der Brute Weisgerichte von bedeutenden Künstlern fertigen lassen! Dazu kommt, daß ein anderes Werk des Gitiadas, von welchem foglich weiter die Rede sein wird, die Aufschwümmung des Tempels der Athene Polichos auf der Akropolis von Sparta mit Erz, wovon die Göttin selbst den Beinamen Chalkiochos erhielt, seiner ganzen Technik nach auf eine sehr alte Zeit hinweist, indem es der Bekleidung der Wände mit Erzplatten, wie sie für den sogenannten Lefsauros des Akreus in Mykenä durch sichere Spuren feststeht, vollkommen analog ist, während man sich vergeblich nach einem derartigen Werke, das erst um Ol. 80 entstanden wäre, umsehen wird. Wir müssen also, wie auch Welker in seinem Aufsatze: „Ueber das Zeitalter des Gitiadas“ (Kleine Schriften III. S. 533—549) gethan hat, für diesen Künstler an der von Pausanias gegebenen Zeitbestimmung festhalten, soweit überhaupt in so alten Zeiten eine chronologische Datirung vornehmbar oder auch nur möglich ist, d. h. wir werden die Zeit des Künstlers nicht in einen bestimmten Raum von Jahren oder Olympiaden einschließen, sondern sagen: Gitiadas gehört zu den ältesten peloponnesischen Künstlern und war um den Beginn der zwanzigsten Olympiaden in seiner Vaterstadt Sparta und dem nahegelegenen Amyklä thätig. Damit läßt sich auch seine Thätigkeit als Dichter dorischer Gesänge wohl vereinigen, denn er wird dadurch zu einem Zeitgenossen des Terpandor. Bei Pausanias aber brauchen wir weder eine Verdrängung des Textes, noch einen groben historischen Irrthum des Schriftstellers anzunehmen, sondern nur eine Ungenauigkeit des Ausdrucks, indem an beiden Stellen der weit spätere Dreißigste des Kallos als mit zum Tenthn der Brute des ersten messenischen Krieges gehörig genannt wird.

Bedeutendere Werke unseres Künstlers als zu Amyklä befanden sich auf der Akropolis zu Sparta im Tempel der stadtschützenden (πολιεύχας) Athene, welche auch den Beinamen der „Göttin im ehernen Hause“ (χαλκίονος) führte. Der Bau dieses Tempels war nach der einheimischen Tradition, die uns Pausanias (III, 17, 2) mittheilt, von Lykanderos begonnen, nach seinem Tode von seinen Söhnen fertiggeführt, aber unvollendet gelassen worden: viele Jahre später ließen die Lakadämonier den Tempel sowohl als auch das Bild der Göttin durch Gitiadas aus Erz fertigen. Natürlich ist dabei nicht an ein ganz aus Erz gefertigtes Gebäude, sondern, nach der Analogie der ältesten Denkmäler griechischer Architektur, wie der Schilderungen in den Homerischen Gesängen, an eine Bekleidung der innern Wände des Tempels mit Erzplatten zu denken. Diese Erzplatten waren nicht glatt, sondern mit einer großen Anzahl mehr oder weniger figurirender Reliefs verziert, welche sich wahrscheinlich in Streifen über einander rings um die Wände der Cella herumzogen *). Die in diesen Reliefs dargestellten Gegenstände waren nach der Angabe des Pausanias (a. a. O.) folgende: 1) eine große Anzahl von den Thaten des Herakles; 2) Thaten der Dioskuren, darunter insbesondere der Raub der Töchter des Leukippos; 3) die Befreiung der Hera durch Hypophlos aus den Fesseln des goldenen Thronos, welchen derselbe hinterlistig ihr geschenkt hatte; 4) die Nymphen, welche den Perseus, als er gegen die Medusa zieht, mit Hut und Flügelstüben beschenken; 5) die Geburt der Athene; 6) Amphitrite und Poseidon. Was endlich die Technik betrifft, deren sich Gitiadas bei der Fertigung seiner Werke bediente, so war dieselbe nicht der Erzguß, dessen Erfindung durch Rhoikos und Theodoros in eine etwas spätere Zeit fällt als die, welcher wir unsern Künstler zuweisen mußten, sondern die ältere Weise der Verarbeitung des Erzes, das Schlagen und Treiben desselben durch den Hammer; seine Werke waren also nach griechischem Ausdrucke αργυρέματα.

(Dr. Burmann.)

GITTAIM (Doppelteiler), ist der Name einer Stadt, welche Nehemia 11, 33 als dem Stamme Benjamin zugehörig bezeichnet wird. Derselbe Stadt scheint 2 Sam. 4, 3 vorkommen werden zu müssen, da die hier erwähnte in der Nähe von Berroth, das gleichfalls den Benjaminiten zugehörte, gelegen zu haben scheint.

(Harrbrücker.)

GITTELDE. Unter den letzten nordwestlichen Vorbergen des Harzes, an der Straße von Osterode nach Eschen, liegt der hüexogl. drauschnweizigke Fleden Gittelde von 150 Häusern mit 1600 Einwohnern. Die

*) Die Ansicht Koner's, welcher (in Böhm's Römisch-athischer Zeitschrift. 1845. S. 2—3) wegen eines auf ionischen Münzen dargestellten hermeähnlichen Ethenbildes, auf dessen unterem Theile sich mehrere horizontale Streifen finden, annimmt, daß diese Reliefs an der Statue der Göttin selbst angebracht gewesen seien, ist sehr unwahrscheinlich, sowohl wegen der Ausdehnung der Reliefs selbst, als auch wegen des Ausdrucks des Pausanias: *επιγυρνάται δὲ τῷ χαλκῷ*, wofür man, wenn Koner's Ansicht richtig wäre, vielmehr *τῷ ἀγάλματι* erwarten müßte.

Niederlage der Eisenwaaren der Leich- und der neuen Hütte, welche in der Nähe von Gittelde liegen, die gitteldeſche Hütten genannt werden und Braunschweig und Hannover gemeinſchaftlich gehören, beſuchte ſich hier. Die Leichhütte beſteht nur aus einem Hofſtehen. Bei ihr liegen zwei überaus große, über hundert Centner ſchwere, geſchmiedete alte Kanonen. Weher ſie ſtammen, wie lange ſie ſchon hier liegen, weiß man nicht. — Auf einem Berge, $\frac{1}{4}$ Stunde von Gittelde verwittern die Ruinen der Staufenburg, die K. Heinrich I. erbaut und ſich wenigſtens der Jagd und des Vogelſangs wegen oft hier aufgehalten haben ſoll. Die Namen: Heinrichshöhe und Heinrichswinkel, welche zwei Stellen in der Nähe der Burg noch jetzt führen, ſcheinen wenigſtens darauf zu deuten. Später beſaßen die Grafen von Kattenburg die Staufenburg; 1112 kam ſie an Heinrich den Löwen und dadurch an Braunschweig. Der Witwe Herzog Wilhelm's II. war ſie 1495 Sig. In der Mitte des 16. Jahrh. war ſie heimlicher Liebe Sig. Eva von Trott, Hoſdame der Gemahlin Heinrich's I. von Braunschweig, ward von dieſem geliebt. Um dieſe ungebundene zu können, veranlaßte er ſie, ihren Abſchied zu nehmen. Auf der Reiſe nach ihrer Heimath mußte ſie erkrankt und ſterben. Eine Puppe wurde feierlich beerdigt, und am Hofe beſetzte man ihren Tod, während ſie auf der Staufenburg unbemerkt lebte und Heinrich mit fünf Kindern beſenkte, welche den Namen von Kirchberg erhielten. Im J. 1541 ſtarb ſie. — Vierzig Jahre ſpäter war Staufenburg Kelter einer Abteiſſin von Sandersheim, Margarethe von Warberg. In einer ſchwachen Stunde des hohen Schwures vergehend ward ſie verurtheilt, lebendig eingemauert zu werden. Auf der Staufenburg geſchah dieſe, und hier endete ſie auf klägliche Weiſe ihr Leben. Nach dem Verfall der Burg ſoll man das Gerippe dieſes Opfers einer ſchauderhaften Gerichtſſage aufgefunden haben. Im J. 1737 ſtand vor der Staufenburg noch ein Thurm mit vier Spitzgen. — Die Ritterburgen und Bergſchlöſſer Zeuſſlands von G. Gottſchalck. 4. Bd. 2. Ausg. 1826. S. 1—21 theilt Nachrichten über Staufenburg mit; und Eva von Trott gab Stoff zu einer romantiſchen Bearbeitung, welche 1783 in 2 Bänden unter dem Titel erſchien: Eva Keottin, Nebenliebe Heinrich's des Jüngern von Braunschweig, ſowie zu einem Trauerspiele: Eva von Trotta. (Eunburg 1801. 8.)

(F. Gottſchalck.)

GITTER. Eine Schranke aus ſichtem Stabwerke von Holz oder Metall, in willkürlichen, oft ſehr reichen und zierlichen Zuſammenſetzungen, meiſt aber ſo, daß gerade Stäbe entweder ſenkrecht, oder einfach ſchräg ſtehen, oder ſich überkreuzen und von wagerechten Gurten zuſammengehalten werden. (Napel.)

GITTERMANN (Johann Chriſtian Hermann), geb. am 27. Juli 1768 zu Dunum, einem Dorfe in dem Amte Eſens in Oſtriesland, wo ſein Vater Johann Wilhelm Gittermann Prediger war, zeigte ſchon als Knabe vielverſprechende Geiſtesanlagen. Im ältlichen Hauſe genoß er durch Privatunterricht eine ſorgfältige

Erziehung. Mit den Elementen der lateiniſchen und griechiſchen Sprache war er völlig bekannt, als ſein Vater ihn in ſeinem 14. Jahre (1782) nach der oſtfräſiſchen Stadt Norden ſchickte. Schnelle Fortſchritte machte er in der dortigen Schule durch raſtloſen Fleiß und durch die Liebe zu den Wiſſenſchaften. Auch durch ſein geſtütetes Betragen empfahl er ſich ſeinen Lehrern. Dankbar erinnerte er ſich noch in ſpäteren Jahren des bedeutenden Einfluſſes, den die Rectoren Wiebeking und Meyer auf ſeine Bildung gehabt hatten. Er hatte einen Kreis von Miſchülern um ſich gebildet, die ſich an beſtimmten Tagen zum Leſen deutſcher Claſſiker und zu wiſſenſchaftlichen Geſprächen verſammelten. Sie nahmen als Mitarbeiter Theil an einem von Gittermann redigirten Wochenblatt, das in einigen geſchriebenen Exemplaren circulierte. In ſeinen erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuchen zeigte ſich ſchon, was Gittermann einſt als Autor für einen größeren Kreiſe zu werden verſprach.

Mit gründlichen Vorkenntniſſen bezog er 1786 die Univerſität Halle. Zwei Jahre ſtudirte er dort Philoſophie und Theologie. Semler, Knapp, Köſſel, Riemeyer, Eberhard und Raab waren die Profeſſoren, deren Hörfäle er beſonders fleißig beſuchte. Im J. 1788 lehrte er in ſeine Heimath zurück. Neben den Kenntniſſen, die er ſich erworben, diente ihm auch ſein Rednertalent zur Empfehlung. Im J. 1790 ward er Lehrer in dem Baiſenhanſe zu Eſens. Neben dem Elementarunterrichte in der Schule hielt er in dem großen Saale jener Erziehungsanſtalt auch die ſonntäglichen Abendkatecheſen. Sein Aufenthalt in Eſens war jedoch nur kurz. Bereits im Herbſte 1790 eröfnete ſich ihm ein Wirkungskreis, der ſeinen Fähigkeiten und Neigungen noch mehr entſprach. Die Kaiſergräfin von Urfull-Gyllenband wählte ihn zum Prediger in Reſterbaſe, einem in ihrer oſtfräſiſchen Herrſchaft Dornum gelegenen Dorfe. Seine Gemeinde war klein, und ſeine wenigen Amtsgeſchäfte gönnten ihm hinreichende Ruhe, den Wiſſenſchaften und der Pſeſie, die er von Jugend an geliebt, ſich ungeſtört zu widmen.

An Meta Helene Gordes, der Tochter eines benachbarten Predigers, fand er 1792 eine treue Lebensgeſährtin. Im J. 1794 erhielt er durch den Grafen von Wedel, dem Kirchenpatrone der oſtfräſiſchen Herrſchaft Göttingen dort eine Pfarreiſtelle. In der größten und geſtärkerten Gemeinde, die ihn dort umgab, fand ſein reger Geiſt ein weites Feld zu amlicher Thätigkeit. Dem durch ganz Oſtriesland verbreiteten Ruſe ſeiner Kaiſerberechtlamkeit hatte er es zu verdanken, daß die Lutheriſche Gemeinde in Emben ihn 1807 zu einer dort erſtehenden Predigerſtelle wählte. Wenn auch Klima und Lebensweiſe, ſowie manche Eigenſchaften ſeiner Geſtadt ihm Anfangs nicht zusagten, ſo hatte ſein ſtrebender Geiſt doch einen vielſeitigen Wirkungskreis gefunden, der ſich noch erweiterte, als Gittermann 1809 zum Mitgliede einer Commiſſion ernannt ward, die das evangeliſch-lutheriſche Kirchenweſen in dem ganzen Königreiche Holland, zu welchem Oſtriesland damals gehörte, neu organiſiren ſollte. Gittermann reiſte nach Amſter-

dam. Drei Monate lang nahm er an den Verhandlungen jener Commission thätigen Antheil. Mit allgemeinem Beifalle predigte er einige Male in der lutherischen Kirche zu Amsterrdam. Aus Liebe zu seiner Gemeinde in Embden, wohin er wieder zurückgekehrt war, lehnte Gittermann im J. 1812 einen Ruf nach Aarich ab. Ihm war dort die zweite Predigerstelle angetragen worden.

Dem gelehrten Publicum war Gittermann schon seit längerer Zeit als Schriftsteller vortheilhaft bekannt. Die philosophische Facultät in Halle fand sich dadurch veranlaßt, ihm 1818 die Doctorwürde zu ertheilen. Bei dieser Gelegenheit schrieb er eine Monographie: *De antiquissima Francoeur historia*. In seiner Stellung als lutherischer Prediger mußte er, den Katholiken und Reformirten gegenüber, welche in früherer Zeit die Anhänger des Lutherthums kaum gebildet hatten, so glänzend zu behaupten, daß mehrere Mitglieder der reformirten Gemeinde seinen Predigten beiwohnten und ihm ihren unwürdevollen Beifall zu erkennen gaben. Als Mitglied des Scholarchats der Stadt Embden wirkte er wohlthätig für die Verbesserung der dortigen Unterrichtsanstalten, vorzüglich der Elementarschulen. In seinem Verhältnisse zu dem Armencollegium machte es ihm immer große Freude, wenn er der Noth und dem Mangel abhelfen konnte. Neben seinen gewöhnlichen Pfarrgeschäften betrat er, abwechselnd mit seinen Kollegen, in dem Buchthause die Kanzel. Bisweilen predigte er auch vor der königl. Garnison, die in Embden cantonirte.

Seit 1826 besiedelte Gittermann in der genannten Stadt die erste Predigerstelle an der Stadtkirche. Getrübt wurden die letzten Jahre seines Lebens durch manichfache harte Schicksale, besonders durch den Verlust mehrerer Kinder. Der frühzeitige Tod seines ältesten Sohnes Johann Wilhelm (s. d. Art.), der 1831 als königl. Hofmedicus und praktischer Arzt in Embden starb, schlug seinem Vaterherzen eine tiefe Wunde, die, wenn auch durch den Trost der Religion und durch die Zeit allmählig vernarbt, doch nie wieder ganz heilte. Seine Gesundheit fing an zu wanken, und immer spürbarer ward ihm die Abnahme seiner physischen Kräfte. Immer versah er gleichwohl noch seine vielfachen Amtsgeschäfte. Die krankhaften Gefühle, die ihn dazu unfähig zu machen schienen, unterdrückte er mit großer Selbstbeherrschung. Im Herbst 1833 warf ihn ein Blutsturz auf das Krankenlager. Noch immer hofften sein Arzt und seine Freunde auf völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit. Sein Zustand verschlimmerte sich jedoch, und erregte die lebhaftesten Besorgnisse. Fortwährend an sein Krankenlager gefesselt, ertrug er mit Geduld und Resignation die schwersten physischen Leiden. Manichfache Pläne für die Zukunft beschäftigten seinen rastlos strebenden Geist, der noch immer frisch und jugendlich geblieben war. Während seiner langen Krankheit trübten oft dunkle, schwermüthige Bilder die Heiterkeit seiner Seele. Er starb am 21. Jan. 1834, innig betrauert von Allen, die ihn näher gekannt hatten.

Als ein Mann von ziemlicher Größe und starkem Körperbaue imponirte Gittermann schon durch seine Persönlichkeit. Seine regelmäßigen Gesichtszüge, abgesehen in den Jahren der Kindheit durch die Blattern entstellt, zeigten noch immer Spuren männlicher Schönheit. Fortwährendes Nachdenken und philosophischer Ernst ruhten auf seiner hohen Stirn. In seinem blauen Auge spiegelte sich sein heiterer Sinn, sein Wohlwollen und die rege Theilnahme an dem Schicksale seiner Mitmenschen. Wer ihn nur einmal gesehen, fühlte sich für immer zu ihm hingezogen. Seine Stimme war schön, klar, sehr articulirt und harmonisch; seine Gesticulation, im Privatgespräche, wie auf der Kanzel, war lebhaft, doch nicht theatralisch, wie er denn überhaupt Nichts mehr haßte, als alles Gezierte und Erkunstete.

Humanität im schönsten Sinne des Wortes war, wie bereits früher erwähnt, der Grundzug seines Charakters. Niemand zeigte sich bereitwilliger als er, wo es galt, gemeinnützige Zwecke zu fördern, dem Drude der Armuth zu feuern, aufsteigende Talente zu unterstützen, und das unbeschäftete oder verkannte Verdienst zu belohnen. Einfach und anspruchslos lebte er gefellige Gesellschaft, die er sehr liebte, durch den von ihm angeregten Umlauf von Ideen, patriotischen Wünschen und wissenschaftlichen Ansichten. Er sprach gern, und man hörte ihn gern sprechen, weil er jedem Gegenstande der Unterhaltung eine neue und interessante Seite abzugewinnen mußte. Auch in minder gebildeten Kreisen gewann er Aller Herzen durch die Popularität, mit der er sich den Begriffen und Ansichten seiner Umgebungen accommodirte. Nicht minder liebenswürdig zeigte er sich als Gatte und Vater in seinem Familienkreise durch die unermüdete Sorge für das Wohl der Seinen, die er oft durch seinen sich immer gleichbleibenden Humor erheiterte. Er war seiner Familie ein lebendiges Vorbild jeder christlichen und häuslichen Tugend, der Ordnungsliebe, der Thätigkeit und nützlichen Anwendung der Zeit.

Durch Talent und Fleiß hatte sich Gittermann eine Masse von gründlichen Kenntnissen erworben, nicht bloß in seinem Berufsfache, der Theologie, sondern auch in vielen andern wissenschaftlichen Zweigen. Außer einigen Predigten, die er dem Drude übergab¹⁾, und einigen Jugendschriften²⁾ zeigte sich Gittermann vorzugswelie als Dichter und Velletrist von einer beachtenswerthen Seite. Unter dem Titel: „Die beste Welt“ erschien von ihm 1799 ein Gedicht in vier Gesängen, bei welchem Gittermann ein philosophisches Thema, den Optimismus, zum Grunde gelegt hatte. Anonym schrieb er gleichzeitig „Verse auf die Sonn- und Festtage des ganzen Jahres.“ (Norden 1799. 8.) Mit Seume

1) Predigt zur Feier des hiesigen Friedens. (Aarich 1799. 8.) Die Hauptmann aller christlichen Krieger. Eine Predigt. (Norden 1801. 8.) Predigt über das Wiedersehen der Ungläubigen in einer bessern Welt. (Danzig 1814. 8.) Predigten zur Feier des Reformationsfestes (Staden 1817. 8.) u. a. m. 2) Religionsbuch für Kinder von 5–6 Jahren. (Braun 1804. 8.) Vernehm- und Beichtbuch. Ein Lebe- und Leichbuch für Kinder (ebenfalls 1805. 8.) u. a. m.

gab Gittermann „Romantische Erzählungen“ heraus (Frankfurt a. M. 1802. 8.) und eine spätere Sammlung unter gleichem Titel zu Berlin 1803. Außer einer Sammlung vermischter Gedichte (Künster 1812. 8.) veröffentlichte er „Religiöse Gedichte“ (Leipzig 1819. 8.) und „Christliche Lieder.“ (Bremen 1833. 8.) Unter dem Titel: „Joshana“ hatte er in Göttingen teuffcher Dichter das Leben Jesu geschildert. (Hannover 1821. 8.) Zahlreiche Beiträge, die meistens in Berlin, lieferte Gittermann zu mehreren Journalen: zu der Christlichen Zeitschrift für junge Leser (März 1792); zur Pallas (1799—1802); zu Asenbergs's Niederrheinischen Blättern (1803); zu der Zeitschrift Brennus (1803); zu Salem's Irene (1803—1806); zum Freimüthigen (1804—1805); zur Oldenburger Zeitschrift (1804—1805); zur Philaletha (1804) u. a. Journalen. Gewaltvolle Abhandlungen und Aufsätze empfangen von ihm Sträublin's und Tschirnner's Archiv für die Kirchengeschichte (1814), Ammon's Magazin für christliche Prediger (1816); das Hannoversche Magazin (1816—1821); das Neue Vaterländische Archiv (1822); Vater's Jahrbuch der häuslichen Erbauung (1829—1833) u. a. Zeitschriften. Auch die vorstehende Allgemeine Enzyklopädie verbandt ihm mehrere wertvolle Beiträge. Zu seinen bereits erwähnten Schriften gehören auch noch einige, die ein bloßes Localinteresse hatten, so unter andern sein Christliches Taschenbuch zur Belehrung und Unterhaltung, von welchem zu Emden 1813—1833 20 Jahrgänge erschienen; seine Grundzüge der Geographie von Ostfriesland (Emden 1822. 8.) und das kurz vor seinem Tode (ebenda. 1834.) erschienene Jahrbüchlein zur Unterhaltung und zum Nutzen, zunächst für Ostfriesland und Harlingerland“).

(Heinrich Döring.)

GITTERMANN (Johann Wilhelm), geb. am 3. Dec. 1792 zu Resterhase, einem Dorfe in der ostfriesischen Herrschaft Dornum, war ein Sohn des dortigen Pfarrers und nachherigen Predigers zu Emden Johann Christian Hermann Gittermann (f. d. vor. Art). Frühzeitig entwickelten sich die Fähigkeiten und Geistesanlagen des Knaben. Den ersten Unterricht in den Sprachen und sonstigen Elementarwissenschaften verdankte Gittermann seinem Vater, der auch noch später die Studien seines Sohnes leitete, als derselbe bereits Zögling der lateinischen Schule in Emden geworden war. Durch Talent und Fleiß hatte sich Gittermann in den ältern und neuern Sprachen gründliche Kenntnisse erworben, und die zur Universität erforderliche Reife erlangt. Mehr Neigung, als zur Theologie, die ihm sein Vater empfahl, verpflanzte Gittermann in sich zu dem Studium der Rechte. Für einen Juristen zeigten sich jedoch, bei der damaligen Verfassung Ostfrieslands, das dem französischen Kaiserreiche einverleibt war, keine sonderlichen Aussichten, rasch befördert zu werden. Mit Zustimmung

seiner Aeltern entschloß sich Gittermann daher zum Studium der Arzneikunde. Er bezog 1811 die Universität Göttingen. Die Professoren Driessen, Pader, van Swinteren u. A. waren seine Hauptführer im Gebiete der Medicin. Er machte rasche Fortschritte auf der von ihm gewählten Laufbahn. Durch die erlangten Kenntnisse erwarb er sich seiner Lehrer Achtung und Liebe. Die physikalisch-chemische Gesellschaft in Göttingen ernannte ihn 1812 zu ihrem Ehrenmitgliede. Als in Folge der politischen Ereignisse Ostfrieslands, von französischer Botmäßigkeit befreit, wieder unter den preussischen Scepter zurückkehrte, ging Gittermann 1814 nach Berlin, wo er seine Studien fortsetzte, und unter Leitung der Professoren Hufeland und Horn sich auch in der ärztlichen Praxis übte. Am 10. Juni 1815 vertheilte Gittermann seine Diss. inaug. medica de Rheumatismo calido. Der Dean der medicinischen Facultät, Professor Rudolphi, theilte ihm den Grad eines Doctors der Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe. Auch den anatomischen und klinischen Cursus machte er hierauf durch. Von dem Ministerium des Innern ward ihm am 25. Juli 1815 die Approbation als ausübender Arzt in den preussischen Staaten ertheilt. Vorthellhaft für seine weitere Ausbildung wäre es gewesen, wenn er sich in Berlin als Privatdocent habilitirt hätte. Günstige Ausichten zeigten sich ihm zu einer Anstellung in Ausland. Entschieden lehnte er jedoch alle Anträge zu Veränderungen von sich ab. Die Liebe zu seinen Aeltern bewog ihn, in seine Heimath zurückzukehren. Im J. 1815 langte er in Emden an. Mit günstigem Erfolge betrieb er dort seine ärztliche Praxis. Durch mehrere glückliche Curen gewann er das Vertrauen des Publicums. Fünf Jahre, bis zu seiner Verheirathung (1820), lebte Gittermann in seiner Aeltern's Hause, mit ihnen und seinen Geschwistern in ungetrübter Eintracht. Seine Zeit und Kräfte ausschließend der medicinischen Praxis zu widmen, genügte nicht seinem rastlos weiterstrebenden Geiste. Auch in der wissenschaftlichen Arzneikunde wollte er seine Kenntnisse erweitern. Dazu benutzte er redlich die ihm sehr geräumte Ruhe. Unterstützt durch eine ausserordentliche Bibliothek, die er sich nach und nach angeschafft hatte, nahm er mitunter selbst einen Theil der Nacht für seine Studien in Anspruch.

Schon früh war die Neigung zu schriftstellerischen Arbeiten in ihm rege geworden. Er war noch Student in Göttingen, als er zu Hermann's's Neum Magazins der Erfindungen und zu dessen Magazin des Neuesten aus den Naturwissenschaften mehr Beiträge lieferte. Im J. 1820 hatte die holländische Gesellschaft der Wissenschaften eine Preisaufgabe bekannt gemacht. Sie betraf die modificirten Kinderblattern. Gittermann fand sich dadurch veranlaßt, eine Beantwortung der aufgestellten Frage in teuffcher Sprache an die erwähnte Societät einzusenden¹⁾. Freubig überrascht ward Gitter-

1) Siehe Notermund's's Gelehrtes Hannover. 2. Bd. Meusel's's Gelehrtes Deutschland. 9. Bd. S. 428. 11. Bd. S. 271. 13. Bd. S. 470. 17. Bd. S. 718. 22. Bd. Abth. 2. S. 364 f. 1. den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XII. 1. Th. S. 86 fg.

1) Sie erschien später, in holländischer Uebersetzung, unter dem Titel: Verhandeling over de gevirzigde Kinderpokken. Uitgegeven door de Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen.

termann durch den ihm zuerkannten Preis. Einer Medaille, 30 Dukaten an Werth, war eine Gratifikation von 150 holländischen Gulden und ein sehr schmeichelhaftes Schreiben beigesügt. Nicht unbemerkt ließ Gittermann die sich ihm darbietende Gelegenheit, seine gekrönte Abhandlung dem Kaiser von Rußland zu senden. Sie fand eine baldige Aufnahme, und Gittermann empfing nach Alexander's Tode einen ihm bestimmten Brillantenring, 50 Dukaten an Werth. Dies werthvolle Geschenk kam am 21. März 1824 durch das händverliche Ministerium in seine Hände. Auch dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm III., wagte Gittermann seine Preischrift zu überreichen. Ein Cabinets-Schreiben, das er bald nachher empfing, rühmte in den schmeichelhaftesten Ausdrücken die Gründlichkeit seiner Abhandlung.

Die literarische Thätigkeit war ihm so lieb geworden, daß er sie auch da nicht aufgab, als seine Berufsgeschäfte sich bedeutend vermehrt hatten. Noch immer leistete er von Zeit zu Zeit in verschiedenen medicinischen Journalen schätzbare Abhandlungen. Auch als Recensent betheiligte er sich bei mehreren Zeitschriften. Oft beklagte er sich, daß ihm zur Ausarbeitung größ'erer wissenschaftlicher Werke die erforderliche Zeit fehle. Ein ziemlich umfangreiches Werk hatte er schon öffentlich angekündigt. Jene zunehmende Kränklichkeit unterbrach seine Arbeit, und völlig verhindert ward sie durch seinen Tod. In fortwährendem Briefwechsel stand Gittermann mit mehreren Gelehrten und mit den berühmtesten Ärzten in und außerhalb Teutschland. Seine gründlichen Kenntnisse, sein reger Forschungsged und unermüdetes Fleiß blieben nicht ohne verdiente Anerkennung. Im J. 1821 ernannte ihn die medicinische Gesellschaft zu Götten in den Niederlanden zu ihrem Mitgliede. Zu ihrem Motto hatte sich die genannte Societät die charakteristischen Worte gewählt: Vis unita fortior. Eine gleiche Auszeichnung hatte Gittermann 1824 der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Bonn zu danken. Der König von England, Georg IV., ernannte ihn zu seinem Leibarzte durch ein aus Carlton-House vom 28. März 1825 datirtes Patent.

Gittermann's ärztliche Thätigkeit hatte um diese Zeit ihren höchsten Gipfel erreicht. Durch ein epidemisches Gallenfieber, das in Emden und an der ganzen Nordküste große Verheerungen anrichtete, wurden seine Zeit und Kräfte bis zum Uebermaße in Anspruch genommen. Täglich von 5 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends dauerten seine Krankenbesuche. An manchem Tage hatte er über hundert Patienten zu behandeln. Ein ungemeines Uebel begünstigte seine Curen. Sehr betrüblich war die Zahl der Kranken, die seiner ärztlichen Hülfe ohne völlige Genesung verstarben. Bei seiner von Natur kräftigen Constitution erhielt er sich selbst fast ununterbrochen gesund. Von der Gefahr, mit der ihn 1825 ein Scharlachfieber bedrohte, retteten ihn selbstverordnete Mittel. Er schien völlig wiederhergestellt, als im Sommer 1828 seine Gesundheit zu wanken anfing. Durch eine Erkältung im December des genannten Jahres hatte er sich ein Brustübel zugeogen. Wie immer,

war er auch jetzt sein eigener Arzt. Im Sommer 1829 schien seine Krankheit eine etwas günstigere Wendung nehmen zu wollen. Er selbst zweifelte Anfangs an seiner völligen Genesung. Von dem Landeoben versprochen er sich einen günstigen Einfluß auf seine Gesundheit. In Grothusen, einem anmuthig gelegenen Dorfe unweit Emden, brachte er einige Monate zu. Bei einem seiner Freunde, dem dortigen Gutsbesitzer v. Winger, fand er eine heilsame Aufnahme. Seine physischen Leiden erneuerten sich jedoch bei seiner Rückkehr nach Emden. Ein wiederholter Blutauswurf erregte die lebhaftesten Besorgnisse. Kaum zwei Jahre fristete er noch sein Leben. Am 12. März 1831 erlag er der zerstörenden Kraft seiner Krankheit. Umgeben von den Seinigen, von denen er mit seltener Fassung Abschied nahm, schloß er seine Augen für immer unter dem tröstenden Gespräche seines tiefgebeugten Vaters. Außer seiner Witwe überlebten ihn vier Kinder.

Gittermann war von mittler Größe, von kräftigem und regelmäßigem Körperbau. Sein schön geformtes Gesicht belebte ein geistvolles klares Auge. Kraft und Freundlichkeit wechselte in seiner Physiognomie. Seine Sprache war sanft und ruhig. Er besaß einen scharfen Verstand und einen ebenso scharfen, tief eindringenden Blick bei allem, was ihm in seinem Fache oder auch sonst zu Gesicht kam. Schon während seiner Studierzeit in Göttingen behauptete einer seiner dortigen Lehrer, der Professor Dieffen, von ihm: er könne Alles lernen und Alles werden, was er nur wolle. Mit seinen großen Verstandesanlagen vereinigte er ein warmes, liebevolles Herz, und ein hartes, religiös gestimmtes Gefühl. Ein liebenswürdiger Zug seines Charakters war seine anspruchulose Bescheidenheit. Innig liebte er seine Familie, deren Loos ihm um so mehr bekümmerte, da ihm seine Ueberzeugung sagte, daß für ihn kein langes Leben zu hoffen sei.

Wie gewissenhaft er in seinem ärztlichen Berufe war, ist bereits angedeutet worden. Mit einer unermüdeten Thätigkeit, die keine Grenzen kannte, verband er die ungenüßigste Aufopferung. An Lohn für seine Bemühungen dachte er nie. Dem Armen half er unentgeltlich und mit eben der Vereinnunglichkeit, wie dem Angehabenen und Reichen. Er war ein sehr theilnehmender Arzt, und daher auch von den Kranken, denen er nicht helfen konnte, ebenso geschätzt, als von andern, deren Retter er geworden. In seinem Nachlasse fanden sich mehr Briefe, in denen mehr achtungswerthe Personen aus den verschiedensten Ständen in rührenden Ausdrücken ihren Dank für seine ärztlichen Bemühungen zu erkennen gaben. Auf seinem Krankenlager gestand er einst seinem Vater, daß er während seiner 13jährigen Praxis zu Emden über 8000 Patienten behandelt habe. Die physischen Leiden seiner letzten Lebensjahre, die sich mitunter bis zu einem fast unleidlichen Grade steigerten, ertrug er mit einer seltenen Standhaftigkeit und Geduld. Seine zunehmende Schwäche erlaubte ihm nicht, einen Kreis von Freunden und Freundinnen um sich versammelt zu sehen. Doch war ihm ihr Besuch und Trost in leidens-

freien Augenblicken immer sehr erwünscht. Wenige Jahre vor seinem Tode (1830) überfiel ihn auf seinem Krankenlager ein Schreben, in welchem er von dem Bürgermeister Bartels in Hamburg aus der dortigen Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte Theil zu nehmen ersucht wird. Er freute sich innig über diese ehrenvolle Einladung, obgleich ihm sein körperlicher Zustand sagte, daß er ihr nicht folgen könne. Wenige Monate vor seinem Tode meldete ihm ein Brief aus Kopenhagen, daß seine Abhandlung über den Group, die er während seines Aufenthalts in Großhufen geschrieben hatte¹⁾, ins Dänische übersetzt, und auszugewiesen in Dr. Otto's Bibliothek für Ræger mitgetheilt worden. Dem Briefe, der diese Nachricht enthielt, war das Heft der Zeitschrift beigelegt, worin der Auszug abgedruckt war. Innig freute sich der Kranke, seine Wirksamkeit auch bis in den tieferen Norden ausgebreitet zu sehen. Einige Monate vor dieser Ueberraschung hatte er auf seinem Krankenlager eine von dem königl. Cabinetministerium ihm abverlangte Gutachten über die Salubrität der Gøtterne zu Emden einem Freunde in die Feder diktiert. Noch in den letzten Wochen seines Lebens erkrankte er, seiner zunehmenden Schwäche ungeachtet, verschiedenen Personen medicinische Rathschläge.

Aus dem Holländischen übersetzte Gittermann seines ehemaligen Lehrers, des Professors Thomassen à Thuessink, „Untersuchung, ob das gelbe Fieber ansteckend sei, oder nicht.“ Die erste Abtheilung dieses Werks erschien 1823 zu Bremen, die zweite 1825 zu Emden. Mit einer ausführlichen Vorrede und zahlreichen Anmerkungen begleitete er die Uebersetzung einer Schrift, in welcher Thomassen à Thuessink eine Beschreibung der Epidemie in Grönningen im J. 1826 geliefert hatte. Gittermann's Uebersetzung erschien zu Bremen 1827. Zahlreiche Beiträge lieferte er zu Zeitschriften. Im 2. Bde. von Siebold's Zeitschrift für Geburtshilfe u. schrieb er: 1) Ueber das Verhältniß des Lungenmasses der Conjugata der ebenen Apertur zu dem der Diagonalconjugata im weiblichen Becken. 2) Ueber das sogenannte Verschieben des schwangern Weibes. — *Hufeland's Journal der praktischen Heilkunde* empfing von ihm: Beobachtungen einer Plegmatia dolens puerperarum und Heilung derselben u. (Jahrg. 1820). Beobachtungen über die Schutzkraft der Vaccine gegen die Meningitis (Jahrg. 1821). Beobachtungen über die Wirksamkeit der Radix Artemisiae (Jahrg. 1826). Ueber den Group und dessen Heilung (Jahrg. 1829). Für die von Bartels redigirten Rheinischen Jahrbücher lieferte Gittermann: 1) Beobachtung einer durch den Genuß des Cancer Crangon oder der sogenannten See-Gorade entstandenen Cholera (Jahrg. 1821). 2) Geschichte einer epidemischen Dengentzündung im J. 1814, nach Gendriß's²⁾ und Huber's Beschreibung (Jahrg. 1822). 3) Beobachtungen über die Wirksamkeit des schwefelsauren Chinin gegen Wechselstieber (Ebendaf.). 4) Wirksamkeit der Jodine gegen einen

symptomatisch-glandulösen Abdominal-Tumor (Ebendaf.). 5) Beobachtung einer idiopathischen Wassersucht des Herzbeutels u. (Jahrg. 1826). Gründliche Recensionen medicinischer Werke, vorzüglich holländischer Schriften, lieferte Gittermann in der Salzburger medicinischen Zeitung und in Kuß's kritischem Journal, in früheren Jahren auch mehrere Beiträge für das Hannoversche Magazin. — Mit den Worten *Niopsod's*:
 Späte Aevone, die heute noch fließt, jernin' mit den andern
 Laufenden, die ich gewohnt —

schloß Gittermann's Vater, der Prediger Johann Christian Hermann Gittermann in Emden eine biographische Skizze, die er von seinem Sohne einige Jahre nach dessen Tode entworfen hatte³⁾. (Heinrich Döring.)

GITTERMANN (Rodolph Christian), geb. am 29. Febr. 1776 zu Dunum, einem in dem ostfriesischen Amte Esens gelegenen Dorfe, wo sein Vater nach Westeraerum versetzter Vater Johann Wilhelm Gittermann damals Prediger war, erhielt den Elementarunterricht in der Schule zu Westeraerum. In den alten Sprachen unterrichtete ihn Anfangs sein Vater, später sein älterer Bruder Johann Christian Hermann Gittermann, der damals eine Pfarrstelle in Westerbasse bekleidete, und 1834 als erster Lutherischer Stadtprediger in Emden starb. Rasche Fortschritte in seiner wissenschaftlichen Bildung machte Gittermann, von glücklichen Naturanlagen und ausgezeichnetem Fleiße unterstützt, seit Ostern 1792 in der lateinischen Schule zu Norden unter der trefflichen Leitung des Rectors Meyer. Im J. 1795 bezog Gittermann, um Theologie zu studiren, die Universität Halle. Die Professoren Wolf, Waag, Hoffbauer, Knapp, Mösselt, Nimmer u. A. waren während seines dreithalbjährigen Aufenthalts in Halle seine vorzüglichsten Lehrer. Im J. 1797 kehrte Gittermann in seine Heimat zurück. Um seinen Vater in vorgerücktem Alter in seinen Amtsverrichtungen zu unterstützen, hatte er kurz vor seiner Abreise die ihm angetragene Stelle eines Instructors bei den Kindern des Prinzen Albert von Dessau abgelehnt, ungeachtet der glänzenden Bedingungen, unter denen dieser ehrenvolle Ruf an ihn ergangen war. Sein Rationalismus harmonisirte zwar nicht mit der pietistischen Glaubensansicht der Examinationscommission in Würzburg, deren Prüfung er sich unterwerfen mußte. Er ward jedoch mit lobender Anerkennung seiner theologischen und philosophischen Kenntnisse in die Zahl der ostfriesischen Predigamtskandidaten aufgenommen. Im älterlichen Hause fühlte er sich sehr glücklich unter nissenschaftlichen Studien und schriftstellerischen Arbeiten. Zu mehreren Zeitschriften lieferte er seit 1798 Beiträge in Prosa und in Versen, größtentheils außer kritischen Abhandlungen auch mehr populäre und gemeinnützige Aufsätze. Auch mit einigen selbständigen Schriften trat er, obgleich Anfangs anonym, in dieser Zeit hervor. Im J. 1801 erhielt er von der philosophi-

¹⁾ Bereits mehrere Jahre früher hatte Gittermann zu Emden 1819 eine „Anleitung zur Erkenntniß des Group“ herausgegeben.

²⁾ Bergl. den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. IX. 1. Th. S. 226 fg. Reusel's Gei. Deutschl. 22. Bd. Abth. 2. S. 363 fg.

sen Facultät zu Rinteln die Doctorwürde nach einer von ihm eingesandten Inauguraldissertation über den philosophischen Satz: „Der Mensch ist von Natur entweder moralisch gut oder moralisch böse.“ Nach den ausdrücklichen Worten des Doctorbipels erhielt er diese Auszeichnung „ob eruditionem haud vulgarem testimoniis et speciminibus pluribus satis comprobata.“

Nach fünfjähriger Candidatenlehre ward Gittermann von dem geheimen Kriegsrathe Hoffbauer zu Rinteln, dem damaligen Besitzer der ostfriesischen Herrschaft Dornum zum Prediger in Resterhose ernannt. Sein Amt, das er im März 1803 angetreten hatte, gönnte ihm bei mäßigen Berufsbeschäften hinreichende Ruhe, dem Genuße der schönen Natur und zugleich seiner Lieblingsbeschäftigung, den Wissenschaften und schriftstellerischen Arbeiten zu leben. Von dem Professor Hern in Göttingen, der später einem Rufe nach Dorpat folgte, ward Gittermann, in Anerkennung seiner literarischen Verdienste, 1804 zum ordentlichen Mitgliede der geistlichen Societät für die theologische Wissenschaften ernannt. Er war seitdem ein fleißiger Mitarbeiter an dem zu Hannover herausgegebenen Rufum für Theologie und Literatur.

Seine in mehrfacher Hinsicht günstigen Verhältnisse wurden noch erhöht durch sein häusliches Glück. An Eleonore Charlotte Biermann, der Tochter eines Predigers in Lunenburg, hatte er 1807 eine treue Lebensgefährtin gefunden. Kauffes thätig zu sein, war ihm dringendes Bedürfnis. Einen nicht geringen Theil seiner Zeit widmete er einem Privatbildungsinstitute, das er zu Resterhose gestiftet hatte. Knaben und Jünglinge von 10—18 Jahren erhielten in dieser Anstalt neben dem Unterrichte in den alten und neuen Sprachen und einer Vorbereitung zur akademischen Laufbahn auch manche belehrende Blicke für das bürgerliche Leben. Das von ihm gestiftete Institut kam bald in Aufnahme. Aus Ostfriesland, Vermland, Oldenburg, Lüneburg, Holsland, Norwegen u. a. Ländern erhielt Gittermann Begehren, die großentheils durch ihn zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft herangebildet, ihm noch in höherem Alter durch treue Anhänglichkeit ihren Dank zu erkennen gaben.

Im Herbst 1813 ward ihm die zweite Predigerstelle in Dornum übertragen. In wahrhaft amtsüberdrüssigen Verhältnissen lebte er dort mit seinem Collegen, dem ersten Prediger, in dessen Stelle er 1817 einrückte, und lebte Aemter seitdem bis zum Frühjahr 1822 allein verwalte. Der Aufenthalt in dem erträgnissen Marktschen gerann für ihn einen besondern Reiz durch das Wiedersehen seiner dort lebenden Mutter und seines Bruders Anton Eberhard Gerhard Gittermann, der dort als französischer Raire und später als glänzlich münterscher Reutmeister angestellt war. Sein Leben in Dornum hatte aber auch manche Schattenseite. Am meisten besagte er sich darüber, daß seine überhäuften Amtsgeschäfte ihm wenig Zeit zu literarischen Arbeiten gönnten. Nur drei kleine Schriften gab er in den Jahren 1814—1817 heraus. Weniger Antheil, als

bisher, nahm er auch an periodischen Blättern. Erfreulich aber war es ihm, einen Wirkungskreis gefunden zu haben, der in intellectueller Hinsicht mehr mit seinen Fähigkeiten und Neigungen harmonierte. Mit unermüdetem Eifer erfüllte er daher seine Amtspflichten und erwarb sich dadurch die fast ungetheilte Achtung und Liebe seiner Gemeinde. Seine geringen Einkünfte jedoch, die sich auch, seitdem er erster Prediger in Dornum geworden war, nicht sonderlich vermehrt hatten, machten ihm den Wunsch fühlbar, eine einträglichere Stelle zu erhalten, um für die Erziehung seiner Kinder hinlänglich sorgen zu können. Offen äußerte er diesen Wunsch in einem Schreiben an den damaligen Besitzer und Kirchenpatron der Herrschaft Dornum, den händwerischen Staats- und Cabinetsminister, Grafen von Münster, der als Chef der deutschen Kanzlei in London residierte. Ohne sein Wissen hatte ihn jedoch der Graf, mit dem er seit längerer Zeit in Briefwechsel stand, dem königl. Ministerium in Hannover empfohlen, und den Wunsch ausgesprochen, daß bei der ersten Vacanz einer bedeutenden Pfarrstelle in Ostfriesland Gittermann berücksichtigt werden möchte.

Seine Wünsche gingen bald in Erfüllung. Im Herbst 1825 erhielt er die einträgliche Landpfarrstelle zu Eggingen in der ostfriesischen Landschaft Ostingergeland. In stiller ländlicher Abgeschiedenheit konnte Gittermann dort wieder, wie in seinem ersten Wohnorte, seiner Erziehungstätigkeit, den Wissenschaften, leben. Seine kleine Gemeinde, die kaum 500 Seelen zählte, nahm seine Zeit und Thätigkeit nur mäßig in Anspruch. Dessenungeachtet schloß es ihm nicht an Beschäftigung. Im Sommer 1827 war ihm die Leitung des Baues einer neuen Pfarrrechnung übertragen worden. Thätig war er außerdem bei der Erweiterung und Anlage eines großen Pfarrgartens, bei dem Guffe einer neuen Thurnglocke im J. 1830, bei dem Wiederaufbau der durch einen Orkan am 29. Nov. 1836 fast gänzlich eingestürzten Kirche in den Jahren 1837—1838), und bei der Beförderung ähnlicher Angelegenheiten, die seine Zeit und Kräfte vielfach in Anspruch nahmen, seiner Amtstätigkeit, seinem Unterrichte und seiner literarischen Thätigkeit jedoch wenig Eintrag thaten. Ueberall zeigte sich in den genannten Arbeiten Gittermann's architektonischer Geschmack, und seine Gelegenheit ließ er unbenutzt, um in seiner Gemeinde den Sinn für das Schöne zu wecken. Ein dauerndes Denkmal stiftete er sich durch seine rastlosen Bemühungen, die öfen und kahle Markschengend durch Anpflanzung von Bäumen, Gesträuchen und Blumen in eine anmuthige Landschaft zu verandern.

Unter diesen Bemühungen ward er, als das letzte Gemeinderath, eine neue Kirchenorgel, kaum vollendet war, 1846 von einem nervös-gastischen Fieber ergriffen, von welchem er schon 1826 heimgesucht worden war, und soll ein ganzes Jahr lebensgefährlich darnieder ge-

1) Die erste Predigt, die er nach dem Einzuge der Kirche zu Eggingen gehalten, ließ Gittermann 1837 in Göttingen drucken und ebenfalls 1839 seine Einweihungspredigt des wiederhergestellten Gotteshauses.

legen hatte. Nach längern physischen Leiden zeigte sich für ihn im Spätherbst 1847 einige Hoffnung, wieder zu genesen. In Auerich jedoch, wo er einige Tage im Hause seines Schwiegervaters zubrachte, rührte ihn ein Nervenschlag. Durch die hinzutretende Grippe im Winter 1847 ward sein Zustand von Tage zu Tage bedenklicher. Alle ärztliche Hilfe und die sorgsamste Pflege seiner Gattin hatten keinen Erfolg. Er starb am 8. Mai 1848. Von seinen drei Kindern ward der älteste Sohn Prediger zu Herbolshausen im Amte Friedeburg angestellt. Der zweite Sohn, der als Candidat der Theologie seinen Vater in den letzten Jahren bei seinen Amtsgeschäften thätig unterstützt hatte, erhielt das Rectorat an der lateinischen Schule zu Ems. Gittermann's einzige Tochter hatte sich 1834 mit dem Postmeister Caden in Auerich verheiratet.

Seiner äußern Erscheinung nach war Gittermann von ansehnlicher Größe und schlankem Körperbau. Sein männlich schönes Gesicht, aus dessen Zügen Würde und geistige Ueberlegenheit sprach, ward belebt durch ein blaues Auge, das unter blondem Lockenhaar klar und klug hervorstrahlte. Seine Stirn war hoch gewölbt, die Nase sanft gebogen, der Mund klein und geschlossen. Von der Blatternkrankheit, die ihn in seiner Jugend befiel, zeigten sich in seiner Physiognomie noch viele Spuren, die ihn jedoch nicht entstellten. Ernst und Heiterkeit wechselten in seinen Zügen, und die Grundzüge seines Charakters, Biederkeit und Humanität, wie das lebendige Gefühl für alles Wahre, Gute und Schöne sprachen sich aus Unverkennbarkeit in seiner ganzen Persönlichkeit aus. Wer ihn nur einmal gesehen, fühlte sich zu ihm hingezogen, und oft erkundigten sich Fremde nach dem Namen des Mannes, der sie durch die Würde in seinem Aeußern gefesselt hatte. Oft gebugt ward jedoch sein Geist durch seine von Natur schwächliche Körperhülle. Schon in frühern Jahren hatte er oft an Indigestion gelitten, die durch seine fleißige Lebensweise, ungeachtet einer strengen Diät, genächt worden war. Angewandte Palliativmittel hatten dies Uebel zwar beseitigt, doch nie ganz gehoben. Nur der aufopfernden Pflege der Seinigen hatte er es zu danken, daß er dessen ungeachtet sein Leben bis zum 72. Jahre fristete.

Seine oft wiederkehrenden physischen Leiden störten ihn nicht in seiner gewohnten Thätigkeit. Mit der unbefleckten Redlichkeit und ungenüßigsten Menschensliebe, die, wie bereits erwähnt, seinen Charakter auszeichnete, verband er die gewissenhafteste Erfüllung seines Berufs. Sein sehr zartes Organismus konnte Nichts mehr vertragen, als wenn Jemand, der seinen Charakter nicht genau kannte, ein von ihm begangenes Versehen einem Mangel an Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit beimas. Eine solche Kränkung widerfuhr ihm jedoch nur selten, da er ziemlich allgemein in dem Rufe eines durchaus redlichen Biedermannes stand. Von einer ebenso achtenswerthen Seite zeigte er sich aber auch durch seine rastlose Thätigkeit, die oft über seine körperliche Schwäche den Sieg davon trug. Literarische Beschäftigungen hatten für ihn einen ungemeinen Reiz. Noch in den letz-

ten Jahren seines Lebens vergaß er oft am Schreibtische in seinem Studierzimmer seine körperlichen Leiden. In Mußestunden beschäftigte er sich oft in seinen schönen Gartenanlagen mit der Obstbaumzucht und Blumenkultur²⁾. Wie in allen seinen Arbeiten und Anordnungen zeigte er auch hier seinen ästhetischen Geschmack und große mechanische Geschicklichkeit. Zwang ihn sein Krankheitszufall oder sonstige Umstände, seiner gewohnten Thätigkeit zu entsagen, so war dies für ihn, nach seinem eignen Gesandnisse, die höchste Pein, und man konnte die Verstimmung seines Gemüths und seine innere Unzufriedenheit in seinem Gesichte lesen.

Gittermann's rastlose Thätigkeit war aber auch die Haupttriebfeder zu seiner Bereitwilligkeit, gemeinnützige Zwecke zu fördern. Der Nothleidende und Unterdrückte konnte ebenso sicher auf seine Hilfe rechnen, als das schlummernde Talent auf seine Ermunterung und Unterstützung. Das Privatglück eines Einzelnen, das Wohl seiner Pfarodie war es nicht allein, was ihm am Herzen lag. Ihn befeuerte der glühendste Patriotismus für sein Vaterland. Er war, wie einer seiner Freunde sich ausdrückt, „Erste vom Scheitel bis zur Sohle.“ Ergötzt wird, daß er dem Staatsminister Grafen von Münster, der ihm die Aussicht auf eine der einträglichsten Pfarstellen im Königreiche Hannover eröffnet hatte, zur Antwort gegeben habe: er könne sich nicht von Ostfriesland trennen, und wolle sich lieber mit einer geringern Stelle begnügen. Sein Patriotismus war jedoch nicht blos passiv. Das materielle, intellectuelle und moralische Interesse Ostfriesters in jeder Weise zu fördern, machte sich Gittermann zur Hauptaufgabe seines Lebens. Ihm ward dafür die Freude, seine Bemühungen größtentheils mit dem gewünschten Erfolge gekrönt zu sehen.

Was ihn so vielseitig gebildeter Mann, wie Gittermann in seiner Lage, die ihm wenig zu wünschen übrig ließ, schmerzlich vermiste, war der spärliche Umgang mit gebildeten Personen. Oft ergoß er sich in bittere Klagen über die zur Winterzeit in ganz Ostfriesland und namentlich in der Nähe seines Wohnorts Eggenstein äußerst schlimmen Wege, die ihn, wenn nicht etwa Frost eintrat, den Umgang mit seinen Freunden fast unmöglich machten. Vom Anfange des Herbstes bis in die Mitte des Frühlings mußte er in seinem einsamen, nur von Handwerkern und Tagelöhnern bewohnten

2) Auch Gittermann's schriftstellerische Thätigkeit nahm diese Beschäftigungen in Anspruch. Mehrere Beiträge lieferte er zu den Verhandlungen des Gartenbau-Vereins für das Königreich Hannover in den Jahren 1833—1837; zu Bueren's Jahrbüchern zur Unterhaltung und zum Nutzen, zunächst für Ostfriesland und Darlingerland (Emden 1835—1841); zu Schweders's Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung (Emden 1842—1844); u. a. Journalen. Aus dem Hannoverischen Magazin ward von einer im Jahrgange 1835, Nr. 98—103 befindlichen gekürzten Verhandlung Gittermann's durch den Gartenbau-Verein für das Königreich Hannover ein besonderer Abdruck veranstaltet, unter dem Titel: „Kürze Anweisung zur einfachen Obstbaumzucht, sowie zur Anlage wohlgeordneter Obstgärten, für den Pächter und Landmann, mit besonderer Rücksicht auf das Klima und den Boden von Ostfriesland.“

Dorfe auf die Unterhaltung mit gebildeten Leuten fast gänzlich verzichten. Um so mehr freute er sich über die schönen Frühlingstage, die ihn wieder mit intelligenten Personen in Berührung brachten. Da erwachte seine alte Sozialität, und unersprechlich war der Humor, der sein geistreiches Gespräch belebte. Aber auch in gemischten Circeln, bei Zusammenkünften seiner Gemeindeglieder war er eine willkommene Erscheinung. Seine Popularität, seine lebhaften Erzählungen und Rathschläge öffneten ihm das Herz und Gemüth aller Anwesenden. Die Kunde seines Todes verbreitete daher in Ostfriesland unter allen, die den Verlust eines solchen Mannes zu schätzen wußten, die tiefste und aufrichtigste Trauer.

Ganz vorzüglich aber war es die ostfriesische Geistlichkeit, die in ihm, wie sich sein Leichenredner ausdrückte, eine „Bierde ihres Standes“ verlor. Daß er als Theolog dem durch die Kantische Philosophie in Deutschland hervorgerufenen Rationalismus angehörte, ist schon früher flüchtig erwähnt worden. Seine akademischen Studienjahre fielen gerade in die Blüthenzeit jener Philosophie, die er nicht bloß mit Anwendung auf seinen künftigen Beruf fleißig studirte, sondern sich auch mit den Prämissen und Principien des Kantischen Systems genau bekannt gemacht hatte. In einem Aufsatze, der sich unter seinen nachgelassenen Papieren befand, äußerte sich Gittermann selbst über jene merkwürdige Zeitperiode und sein Verhältnis zu ihr mit den Worten: „Auf der Friedrichs-Universität zu Halle herrschte damals, durch die Kantische Philosophie angeregt, in den Gesamtwissenschaften, namentlich in der Theologie, ein Nichts verschönernder Kriticismus, dem insonderheit unter den Theologen Rösselt und Niemeyer huldigten. Dieses System entsprach auch meiner individuellen Glaubensrichtung, indem mir schon in den früheren Jahren meines Lebens hatte bedünken wollen, daß manches christliche Dogma auf eine Interpretation biblischer Stellen sich gründe, die wol eine andere Bedeutung haben könnten, als die von ihrem Systeme voraus eingenommene, mithin besangene sogenannte Orthodoxen in selbige hineinlegten.“ Sonach bildete sich auch bei mir durch eigenes Nachdenken und durch das Studium der Kantischen Philosophie, verbunden mit dem Besuche der Rösselt'schen Vorlesungen über die Dogmatik und Kirchengeschichte, das rationalistische System der Theologie immer mehr aus, wenngleich die naturalistische Glaubensaufsicht ebenso wenig, wie die natürliche Erklärung der Bibel nach den Weissenbüttel'schen Fragmenten und den Schriften des Dr. Wahr dt meinen Beifall gewinnen konnte. Mir schien weder die allegorische, noch die mythische, noch die moralische, sondern die grammatisch-historische Interpretation der Bibel und das darauf sich gründende dogmatische System das richtigste zu sein, von welchem ich mich in meinem späteren praktischen Leben leiten ließ.“

Bei solcher Geistesrichtung konnte Gittermann's heller Kopf und sein scharfer Verstand sich mit dem in mehreren Provinzen Ostfrieslands herrschenden Pietismus

durchaus nicht befrenden. Auf der andern Seite aber bewahrte ihn auch seine Religiosität vor der Indifferenz und Kälte des gemeinen Nationalismus, die in der einseitigen Ausbildung der Verstandeskkräfte auf Kosten des Herzens ihren Grund hat. Die Herrschaft des Verstandes sollte, nach seiner Ansicht, nicht das Gefühl unterdrücken. Daher erlangte er auch als Kanzleirichter, besonders unter dem gebildeten Theile seiner Landesleute, einen ausgezeichneten, weit verbreiteten Ruf. Selbst Fremde, von Theil aus sehr entfernten Gegenden, besuchten seine Kirche. Durch Klarheit, Popularität und Gefühlswärme empfahlen sich seine Predigten. Den Eindruck seiner Worte verstärkte sein ruhiger, würdevoller Anstand. Alles Manierirte und Theatralische war ihm, wie im Leben überhaupt, auch auf der Kanzel verhaßt. In früheren Jahren war seine Diction sehr bilderreich, ohne jedoch mit Figuren und Tropen überladen zu sein. Der sonore Ton seiner Stimme war selbst in den entferntesten Winkeln der Kirche noch deutlich und vernehmbar. Besonders geschätzt war er als Casualpredner. Sein Rath, sein Trost, seine Lehren und Ermunterungen machten stets einen wohlthätigen Eindruck.

Gittermann's Verdienste als Schriftsteller, namentlich auf dem Gebiete der Geschichte Ostfrieslands gründeten sich weniger auf ein gründliches Quellenstudium, als auf das Talent, die aus Chroniken und Annalen gesammelten historischen Notizen zu populären, allgemein verständlichen Darstellungen zu benutzen. Seine schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich, mit Ausnahme einer von ihm herausgegebenen Geographie des französischen Kaiserreichs (Münch 1810. 8.) und einer kurzen Erdbeschreibung von Deutschland (Bremen 1817. 8.) vorzugsweise auf die ostfriesische Geschichte und Geographie. Von seiner kleinen Geschichte von Ostfriesland für die Schule und das Haus (Emden 1823. 8.) erschien 1826 eine zweite Auflage. In den letzten Jahren seines Lebens schrieb er noch eine Geographie von Ostfriesland für die Schule und für Freunde der Vaterlandskunde. (Emden 1842. 8.) Auch lieferte er unter dem Titel: „Der kleine Ostfriesler“, eine mit einem Karte begleitete Karte von Ostfriesland. (Leer und Aurich 1845. 8.) Einen noch größeren Theil seiner Schriften, meist mit Rücksicht auf die Bildung der Jugend widmete er der praktischen Theologie, der Aesthetik und Moral. Dahin gehören seine auch ins Holländische übersetzten Gleichnisse Jesu, oder moralische Erzählungen. (Norden 1803. 8. 2 Bdn.) Die Geschichte Jesu's, ein Lehrbüchlein für Kinder. (Aurich 1805. 8.) Erstes Religionsbüchlein für kleine Kinder. Zum Gebrauche für Schulen und für Ältern, die ihre Kinder selbst unterrichten. (Leer 1816. 8.) Kurzer Inbegriff der Religionslehre in Fragen, Antworten und Bibelsprüchen, zum Auswendiglernen für

3) Einzelne seiner Predigten erschienen auch im Druck: Der glaubensvolle Aufbruch zu Gott in betragenden Zeiten. (Aurich 1807. 8.) Heilige Aeten für Geist und Herz. (Emden 1816. 8.) Drei ewangelische Worte, von Inhalt schwer. Gesprochen in drei Predigten (Emden 1821. 8.) u. a. m.

meine Confirmanden. (Aurich 1818. 8.) Die häusliche Andacht, Gebete, Betrachtungen und Gesänge zur Erhebung des Geistes und Tröstens zu Gott (Zeror 1829. 8.) u. a. m. Von seiner Christlichen Monatschrift für religiöse und kirchliche Interessen, zunächst für die beiden evangelischen Kirchen Ostfrieslands erschienen 1845 drei Hefte. Fortgesetzt ward dies Journal von Gittermann unter dem Titel: Vierteljahrschrift für religiöse u. (Gmünd 1846. 4 Hefte.) Durch lyrischen Schwung, tiefes Gefühl und correcte Schreibart zeichneten sich Gittermann's Gedichte aus¹⁾. In früheren Jahren schrieb er auch einige Romane: Die Pyramide, oder wunderbare Schicksale Venaparte's in den Ruinen von Memphis in Egypten u. (Aurich 1800. 8.) Romantische Darstellungen. (Norden 1802. 8.) Die schöne Blondine und ihre Freier (Leipzig 1803. 8.) u. a. m.²⁾. — Zerstreute theologische, biblische und kirchliche Aufsätze lieferte Gittermann in Wachler's Neuen theologischen Annalen (1800—1803) in dem Museum für Theologie und Literatur, herausgegeben von der Göttinger Societät für theologische Wissenschaften (1804—1805); in Salfeld's Vierteljahrsnachrichten von Kirchen- und Schulsachen; in Ammon's Magazin für christliche Prediger (1820—1821); in Tzschirner's Magazin für christliche Prediger (1823—1827); in Zimmermann's Allgemeiner Kirchenzeitung (1835 u. f. J.) u. a. m. Theilweis religiöse Beiträge lieferte Gittermann zu Vater's Jahrbuch der häuslichen Andacht für die Jahre 1820—1834 und zu Dr. Friedrich's Selbth, einem Jahrbuche christl. Andacht für religiös gebildete Frauen und Töchter. (Frankfurt a. M. 1830 u. 1831.) In pädagogischen Zeitschriften finden sich von Gittermann mehrere Recensionen und Abhandlungen. Ein fleißiger Mitarbeiter war er in den Jahren 1825—1828 an Erebode's kritischer Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen, und an Schläger's Handwörterbuchem Schulfreunde in den Jahren 1828—1831. Auch zu gemeinnützigen und politischen Zeitschriften lieferte er Beiträge, seit 1798 zu den ostfriesischen Wochenblättern, zu dem Preussischen Volkshreunde, 1799 u. folg. J.; zu dem Westphälischen Anzeiger von 1801—1810; zu den Jahrbüchern der preussischen Monarchie (1800 u. folg. J.); zur Pallad, einer ostfriesischen Jahreschrift (1799—1802); zu v. Halem's Irene (1803—1806) u. a. Journalen. Besonders fleißig arbeitete er unter dem pseudonymen Zeichen ph. an den gemeinnützigen Nachrichten für Ostfriesland in den Jahren 1805—1808. Auch die Auricher und Ostfriesische Zeitung von 1818—1847 enthält mehr Beiträge. Gittermann war auch Mitarbeiter an der vorliegenden Enzyklopaedie, für welche er mehrere größere und kleinere Artikel, meistens Ostfriesland betreffend, lieferte³⁾. (Heinrich Döring.)

¹⁾ Gelesen zu werden verdient sein im Walthe's des Westphälischen Anzeigers vom Jahre 1806 gedruckter Aufsatz: „Ueber religiöse Dichtung.“ ²⁾ Daraus geht auch die in Schenck'schen's Niederdeutschen Wärdern (1803. 3 Bde. S. 62 fg.) mitgetheilte romantische Erzählung: „Unglückliche Liebe des Grafen Johann von Ostfriesland.“ ³⁾ Vergl. Hannoverisches Magazin.

GIUDETTE (Giovanni), aus Bologna gebürtig, widmete sich dem geistlichen Stande. Zur Zeit der Wahl Gregor's XII. befand er sich in Rom, und ward von diesem Papste zu einem seiner Kaplanen ernannt. Im J. 1375 erhielt er auch ein Beneficium an der vatikanischen Hauptkirche. Nach Boini's Zeugnisse in seinem Werke über Palästina war er ein Schüler dieses berühmten Kirchencomponisten, mit welchem er sich der Verbesserung des Gregorianischen Gesanges widmete. Er stiftete dadurch seinem Namen ein unvergängliches Denkmal. (Heinrich Döring.)

GIUDICE (Ambrogio del.), von seiner Vaterstadt gewöhnlich Ambrosius de Altamura¹⁾ genannt, am 16. Nov. 1608 geboren, trat nach der Beendigung seiner Studien in den Orden der Dominikaner und zeichnete sich während seines Aufenthaltes in dem Dominikanerkloster zu Altamura nicht nur durch seine Frömmigkeit, sondern auch ganz besonders durch sein wissenschaftliches Streben aus. Er ward deshalb im J. 1647 nach Valencia in Aeragionen berufen, um daselbst die Leitung des Gymnasiums des heiligen Dominicus de Andria zu übernehmen. Er wirkte an dieser Stelle mit unermüdlichem Eifer und großem Erfolge, und starb im J. 1677. Er hatte mit besonderer Vorliebe die Gelehrtengegeschichte seines Ordens zum Gegenstande seiner Studien gemacht und legte die Ergebnisse derselben in seiner Bibliotheca Dominicana usque ad annum 1600 producta (Romae 1677. fol.) nieder; da ihm aber nicht hinreichende Hilfsmittel zu Gebote standen oder er dieselben nicht gehörig zu kennen wußte, so läßt diese von chronologischen und literarischen Fehlern reichende Arbeit Vieles zu wünschen übrig, und da der Verfasser bald nach der Herausgabe des sehr sehr selten gewordenen ersten Bandes starb, so blieb der zweite, welcher das 17. Jahrh. enthalten sollte, ungedruckt²⁾. Von den übrigen Schriften dieses fleißigen Mönchs sind noch zu nennen: Panagion seu SS. Dominicorum, quorum per annum ubique in Ordinis Praedicatorum Ecclesias solemniter celebrantur, Elogia (Neapoli et Barri 1671. 8. 2 Voll.), ein frommes und gut gemeintes, aber geschmackloses Buch, II Melchisedech ovvero Lezioni in Lode del SS. Sacramento dell' Eucaristia, divite in tre ottave (Roma 1653. 8.); Meditazioni supra gli misteri del SS. Rosario (Napoli 1659. 4.) und Commentarius in Aristotelis Topica. (Neapoli 1678. 8.) Eine von ihm verfaßte Chronologie wurde nicht gedruckt³⁾.

(Ph. H. Kalth.)

1649. No. 11. Reusel's Geol. Deutschland. 13. Bd. S. 470. 17. Bd. S. 718 fg. 22. Bd. Abth. 2. S. 366. Dem Reusel Retrospekt der Deutschen. Jahrg. XXVI. I. Th. S. 362 fg.

1) Altamura, eine Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Bari. 2) Vergl. Aug. Haller, Jugens des savans. (Amsterdam 1729. 12.) Tom. II. P. I. p. 113. Bar. Clement, Bibliotheca curiosa. Tom. I. p. 248. Et. Ab. Abt. r. Bibliograph. Zeilen. I. Bd. n. 469. 3) Vergl. J. Quelf und J. Kohnard, Scriptores Ord. Praedicatorum. Tom. II. p. 311. Magna Bibliotheca ecclesiastica. (Coloniae Alsbrog. 1734. fol.) Tom. I. p. 347.

GIUDICE, ein in Italien ebenso häufig vorkommender Name, als seine Uebersetzung in Deutschland, hat deshalb nicht selten zu genealogischen Ansprüchen Gelegenheit gegeben. Von dem Vater des berühmtesten aller Giudice, des Prinzen von Cellamare, erzählt Saint-Simon, sein Großvater hatte als Arzt zu Genua prakticirt, daneben im Handel bedeutenden Reichthum erworben. „Son fils se transplantait à Naples, y fit de grandes acquisitions, continua le commerce, mais faisant l'homme de qualité, et augmenta beaucoup ses richesses. Ses deux fils se trouvaient avoir beaucoup d'esprit, sur tout l'aîné, qui s'intrigua si bien à la cour d'Espagne, qu'il s'y poussa à tous les emplois, et que Charles II. le fit grand de troisième classe, et pour trois races, c'est-à-dire son fils et son petit-fils. Sa capacité très reconnue le fit mettre dans le conseil d'état, qui était lors le dernier comble de fortune. Philippe V. le trouva ainsi revêtu, et eût pour lui beaucoup de considération, et il est vrai qu'il était fort compté à Madrid. Il mourut extrêmement vieux, et s'était toujours très-bien conduit.“ Eine ganz andere Genealogie stellt Hübnar auf. Laut derselben hätte die alte genealogische Familie des Giudice bereits im 16. Jahrh. sich nach Neapel gewendet. Paul's Enkel, Marcus Antonius des Giudice, Marschall von Neapoli und Kommandant, wurde von K. Philipp III. zum Oberpostmeister des Königreichs Neapel, sein Sohn Nicolaus, geb. 1587, zum Fürsten von Cellamare 1631, und 1651 zum Herzog von Giovenazzo ernannt, und starb 1672. Dessen jüngerer Sohn, Franz, geb. 1647, widmete sich der Kirche. Cardinal den 13. Febr. 1690, wurde er 1699 von K. Karl II. zum Staatsrath, von K. Philipp V. 1701 zum interimistischen Bischof von Sicilien und 1704 zum Erzbischof von Monreale ernannt. Im J. 1714 kam er als seines Königs, oder vielmehr als der Prinzessin Desini Gesandter nach Versailles. „Madame des Ursins lit disposer seize relais de mules sur le chemin de Bayonne, et fit tout à coup partir pour la France, le jeudi saint, le cardinal del Giudice, grand inquisiteur et ministre d'état, qui eût pour elle cette basse complaisance. C'était coup double: le cardinal était à ses ordres, mais an cardinal ministre et grand inquisiteur l'embarassait; elle s'en délivrait au moins pour un temps de la sorte, en attendant mieux, et par le poids de sa pourpre et de ses établissements en Espagne elle en donnait à la commission dont elle le chargeait, et prévenait Brancas, ce qui en notre cour n'était pas un point médiocre. Brancas qui en sentait toute l'importance, le suivit dès le vendredi saint, et fit si bien, qu'il l'atteignit à Bayonne la nuit qu'il y était couché. Il chargea, en passant tout droit, le commandant, qui était Dudenourt, d'annoncer et de retarder le cardinal tout le lendemain tant qu'il pourrait, gagna pays et arriva à Bordeaux avec vingt-huit chevaux de poste qu'il emmena de partout avec lui pour les ôter au cardi-

nal. Il arriva de la sorte deux jours plutôt que lui à Paris, d'où il alla aussitôt à Marly, où le roi était, lui rendre compte des affaires qu'il avait amené si roide; il en eût une longue audience avec Torcy en tiers, et an logement pour le reste du voyage. Le cardinal del Giudice se reposa quatre ou cinq jours à Paris, puis vint de Paris chez Torcy à Marly, qui le mena dans le cabinet du roi à l'issue de son lever. Il lui présenta le prince de Cellamare, fils du duc de Giovenazzo, son frère, grand d'Espagne et conseiller d'état assez considéré à Madrid; Cellamare sortit aussitôt du cabinet, et le cardinal y demeura seul avec le roi et Torcy une bonne heure. Torcy leur donna à dîner; au sortir de table, ils retournèrent à Paris. Le cardinal à ce que longtemps depuis Torcy m'a conté, fut un peu embarrassé de sa personne; il n'était chargé d'aucune affaire: toute sa mission n'allait qu'à louer madame des Ursins et se plaindre du marquis de Brancas. Ces louanges de madame des Ursins n'étaient que vagues; elle ne comptait pas assez sur le cardinal pour lui avouer la situation où elle se trouvait en notre cour, et pour le charger de rien à cet égard, de sorte que la matière fut bientôt épuisée. Sur le marquis de Brancas il n'y avait nul fait à alléguer: son crime était de voir trop clair, et de n'être pas dévoué à la princesse.

Le cardinal était un homme d'esprit, de cour, d'affaires et d'intrigue, qui sentait pour un homme de son état et de son poids le vide de sa commission, et qui en était peiné. Il parut d'une conversation aimable, d'une société aisée, écartant les embarras du rang et du personnage, et il fut fort goûté et accueilli par la bonne compagnie. Il se rendit assidu auprès du roi sans l'importuner, d'audiences, qu'il n'avait pas matière à remplir, et à tout son manège il donna lieu de soupçonner, qu'il se doutait de la décadence de la princesse des Ursins dans notre cour, et qu'il cherchait à s'en attirer l'estime et la confiance pour à l'appui du roi, devenir premier ministre en Espagne; mais nous verrons bientôt que la marotte ultramontaine de sa charge, de son chapeau, rompirent toutes ses mesures. Tout le succès de son voyage se borna à empêcher Brancas de retourner en Espagne.“

Der Cardinal befand sich zu Marly, als ihm aus Spanien das gegen des Marquis' Schrift von den Verfassungen des römischen Hofes durch die Inquisition erlassene Decret zugesandt wurde, um solches in seiner Eigenschaft als Großinquisitor zu untersuchen. Diefes that er den 31. Juli 1714. Ludwig XIV. nahm es sehr übel auf, daß der Großinquisitor sich hatte begeben lassen, auf fremdem Gebiete zu fungiren, bestrafte sich jedoch auf einige Recriminationen, der spanische Hof aber, in dessen Interesse Marquis geschrieben hatte, rechnete es dem Cardinal zu einem capitainen Verbrechen

an, daß er in solcher Weise intervenirte, nachdem es ihm so leicht gewesen, in Rom seinen Aufenthalt in fremdem Lande gestirbt zu machen, um seine Neutralität zu entschuldigen. Vornehmlich zeigte die Prinzessin Orsini sich entrüstet wegen eines Verdictes, der ihr doch Gelegenheit gab, den ihr verdächtig Genannten vollends zu bestrafen. Kaum hatte Giudice sich des Auftrags, die bevorstehende Vermählung Philipps V. dem Großvater anzukündigen, entledigt, so empfing er am andern Tage den Befehl, augenblicklich nach Spanien zurückzukehren. Keineswegs seinen Verdruss verbergend, beklagte er die Nothwendigkeit, das irdische Paradies verlassen zu müssen, um in einem Lande zu leben, wo nur Dornen seiner warteten, keine Seele zu finden, der man vertrauen dürfte. Von dem Könige mit einem werthvollen Diamant beschenkt, trat er am 5. März 1715 die Reise an, begleitet von seinem Neffen Cellamare. Zu Bayonne eingetroffen, fand er den Befehl, dort bis auf Weiteres zu verbleiben, ohne die Grenze zu überschreiten. Dies währte bis zum Sturze der Prinzessin Orsini, wo ihm dann nicht nur die Erlaubniß, in seine früheren Verhältnisse wieder einzutreten, sondern auch die Stelle eines Gouverneurs bei dem Prinzen von Asturien, „emploi fort d'honneur pour un prétre“ wurde. Bald aber sollte er dem steigenden Einflusse des Günstlings Alberoni erliegen. Von allen Seiten beschränkt und angefeindet, hatte er nur noch das Wort Abtanking im Munde, als ihm durch Schreiben des Staatssecretairs Grimaldo aufgegeben wurde, sein Amt bei dem Prinzen von Asturien niederzulegen, nachdem die geschäftlichen Geschäfte des Großinquisitionariats ihm nicht erlaubten, seine ganze Zeit dem Prinzen zuzuwenden. Er beantwortete das Schreiben in der demüthigsten Weise, und erbat sich zugleich die Erlaubniß, an den Papst zu berichten, damit er auch das Amt eines Großinquisitionars niederlegen dürfe. Dies wurde bewilligt. Aber den Sitzungen des Concils wegen seines leeren Tisches eines premier ministre beizumischen fuhr er fort, bis ihm dies durch abermaliges Schreiben des Staatssecretairs untersagt wurde. Der Cardinal, in seiner Geduld erschöpft, rächte sich, indem er die gresulichen Dinge über Alberoni, über die Königin, nach Rom berichtete, wurde deshalb mit Spionen umgeben, durch polizeiliche Beschränkungen verfolgt, bis er sich entschloß, am 22. Jan. 1717 Madrid zu verlassen, um auf dem Landwege Marseille zu erreichen, und daselbst sich einzuschiffen. Gleich bei seiner Ankunft in Rom verbreitete sich das Gerücht seines bevorstehenden Abtritts zur der kaiserlichen Partei. Der Hof von Madrid nöthigte ihn, das über dem Thore seiner Wohnung prangende Wappen von Spanien abzulegen, obgleich Papst Clemens XI. nicht ungeneigt schien, des aller Orten von Alberoni's Hof verfolgten Cardinals sich anzunehmen. Acquaviva, in Alberoni's Dienste unermüdet, mußte es dem Repoten Alexander Albani beibringen, daß seine zärtliche Verbindung mit der Connétable Colonna durch Giudice dem Papste verrothen worden sei, und es konnte die Verschuldigung um so leichter Eingang finden, da die Conné-

table, Katharina Zephyrina Salviati, fortwährend in Fehde begriffen mit der Prinzessin von Carignano, Colonna Sciara, ebenfalls geborene Salviati, welcher trotz seiner 70 Jahre der Cardinal der Giudice seine Huldigungen darbrachte. Der Kampf wurde noch längere Zeit unter Aufsichtung alles dessen, so der Geist der Intrigue einem Italiener eingeben kann, fortgesetzt, bis der Cardinal, sogar von dem eigenen Reffen verlassen, das Wappen abnahm, und sofort zur kaiserlichen Partei übertrat, 1718. Es wurden ihm die sequestrirten Besitzungen Giovenazzo und Cellamare zurückgegeben, er übte auch eine Zeit lang das Protectorat der kaiserlichen Staaten. Sein Tod erfolgte zu Neapel den 26. Juni 1725. Des Cardinals älterer Bruder, Dominicus der Giudice, Prinz von Cellamare, Herzog von Giovenazzo, geb. 1637, gest. 1718, wurde in der Ehe mit Constantia Pappacoba ein Vater von neun Kindern, darunter die Söhne Antón und Nicoloaus. Gest. den 16. Juni 1660, vermählte Nicoloaus sich dem geistlichen Stande, für welchen er, um nicht dem Einflusse des Dhrims seine künftige Beförderung verdanken zu müssen, in gründlichen Studien sich vorbereitete. Einer der besten Consistorialadvocaten, und von Clemens XI. zu vielerlei Verrichtungen gebraucht, erhielt er 1712, mit Genehmhaltung seines Dhrims, des Cardinals, eine Pension von 2000 Ducati auf das reiche Erzbisthum Montreale lauten, er wurde auch 1715 zum Maestro di casa di Sua Santità und zum Protonotarius Apostolicus ernannt. Beschäftigt in jenem Amte 1721 und 1724, erhielt er 1722 die Äbtzi St. Angelo in der Provinz Salerno, er ließ auch im Februar 1725 die vier kleinen Weihen sich theilen. „Der Papst Benedictus XIII. hatte ein solches Vergnügen darüber, daß er ihn mit recht väterlicher Liebe umarmte, auch ihm erlaubte, die gewöhnlichen geistlichen Übungen im Quirinal zu verrichten, um sich dadurch zur Annehmung der höhern Weihen geschickt zu machen. Den 11. Juni 1725 zum Cardinalbisthum ernannt, empfing er am folgenden Tage das rechte Bistum, und am 14. den Hut. Mit der Eröffnung des Bundes wurde ihm der Titel Santa Maria in Portico verliehen, zugleich zum Mitgliede der Congregationen de Propaganda Fide, del Concilio de' negotii Consistoriali della Consualia ernannt.“ Er hatte ein so großes Vergnügen über seine Erhebung, daß er sich durch die vielen Geschenke, die er dem Papste und dessen Hause mittheilte, fast ganz erschöpfte. Der Papst bekam unter andern zwei silberne Gefäße von 7000 Scudi, und ein goldenes Kreuz, dessen Crucifix von Achat war. Herr Orsini, des Papstes Repote, bekam ein diamantenes Bischofsstern, und ein silbernes Kälbchen von Jülgrein, in welchem sich verschiedene Korbstärken befanden. Der Schwesster des Papstes, welche zu Neapolis in einem Kloster lebte, verheirathete er zwölf Beihältnisse von Silber, mit kostbaren Reliquien angefüllt, insofern eine Goldwaule mit verschiedenen Korbstärken, die auf 3000 Scudi geschätzt wurde. Den neuen Cardinal Coscia, des Papstes Favoriten, beschenkte er nicht allein mit vier silbernen Kron-

leuchten von 800 Scudi, sondern trat ihm auch die reiche Abtei S. Marco im Königreiche Neapel ab, welche jährlich 4000 Dukaten einträgt. Es gefiel dieses Alles dem Papste so wohl, daß er sich bei einer Audienz folgender Worte bediente: Es wäre ganz was Außerordentliches, daß er ihm immerfort so viel Gelegenheit gäbe, sich gegen ihn zu bedanken, und doch dafür niemals von ihm etwas begehre. Hat er sich aber durch seine vielen Geschenke bei diesem Papste in Gunst und Hochachtung gesetzt, so hat er es nicht weniger auch durch eine gewisse Ehrfurcht gethan, die er zur Zeit des Concilii Lateranensis ins Licht gestellt. Er behauptete in denselben, daß dasjenige Provinzialconcilium, bei welchem der Papst in Person den Besuch habe, die römisch-katholische Kirche verändere, alle Decrete, die auf denselben abgefaßt würden, zu bedachten. Ob nun wel solche Meinung von den meisten Cardinälen verworfen wurde, so hat doch der Papst ein solches Vergnügen über diese Ehrfurcht gehabt, daß er um deswillen nicht länger hat anstehen können, dem Verfasser derselben die ihm zugedachte Cardinalwürde zu ertheilen." Kaum zum Cardinalsstuhle gelangt, beerbte Nicolaus, gemeinschaftlich mit seinem Bruder, dem Prinzen von Cellamare, den sehr reichen Weim, zu dessen Nachfolger in dem Protectorate beider Sicilien zugleich Nicolaus von dem Kaiser ernannt wurde. Im J. 1727 erhielt er an des Cardinals Sacripante Stelle das Protectorat des Karmeliterordens. „Im J. 1730 wohnte er zum ersten Male dem Conclave bei, darin er sich zu der kaiserlichen Partei hielt, selbst aber wenig in Consideration kam. Der neue Papst Clemens XII., der damals erwählt wurde, war ein großer Verfolger aller drey, die unter der vorigen Regierung etwas vor andern gegolten hatten. Da nun dieses sonderlich den Cardinal Coscia betraf, mit dem der Cardinal del Giudice bisher in guter Freundschaft gelebt, so gab er sich große Mühe, ihn bei dem Papste zu vertreten. Er legte deshalb viele Vorbiten bei demselben ein, richtete aber damit niemals etwas aus. Er that selches bisweilen im Namen des Kaisers, mußte sich aber gefallen lassen, daß er einstmals diese derbe Antwort erhielt: Er hielte einen Rumtum zu Wien, und Ihro Kaiserl. Maj. hätten ihre Minister zu Rom, sie würden aber zu ganz andern Verrichtungen gebraucht, als diejenige wäre, welche nur Demestiquen anträte, wobei er sich zugleich mit einer sehr unangenehm Miene von ihm wegwendete. Jedoch der Cardinal del Giudice hat dennoch beständig fortgefahren, des Coscia Partei zu halten. Als sich der Infant Don Carlos im J. 1734 der Königreiche Neapels und Sicilien bemächtigte, verlor er das Protectorat von beiden Reichen, dagegen erhielt er von dem Kaiser im J. 1735 das Genprotectorat von Teufschland und den österreichischen Erbherren und Ländern, in welchem letztern ihn die jetzige Königin in Ungarn an. 1740 bräutigte. Im J. 1740 starb Clemens XII., worauf die Cardinale den 18. Febr. ins Conclave gingen. Der Cardinal del Giudice fand sich allererst den 23. dieses darinnen ein. Das Loos hatte ihm die 57. Zelle zuge-

theilt, die die Cardinale Stampa und Pieri zu Nachbarn hatte. Er war das Haupt der Kaiserlichen oder vielmehr österreichischen Partei, die aber vor jeyo sehr schwach war. Jedoch da dieselbe mit der Benedictinischen Partei in guter Harmonie stand, konnte sie viele Aufschläge der Gegenparteien zu Schanden machen. Endlich vereinigte sie sich zusammen mit dem Cardinal-Fämmertelge Albani, der den Cardinal Lambertini in Vorschlag gebracht hatte, welcher den 17. Aug. unter dem Namen Benedict XIV. den päpstlichen Stuhl bestieg. Im Januar 1743 wurde er von einem starken Schnupfen befallen, zu welchem ein Brustfieber schlug, daran er den 30. dieses sterben mußte, nachdem er sein Alter über 82 Jahre gebracht, die Cardinalwürde aber nur 17 Jahre bekleidet hatte. Er war einer von den reichsten und angesehensten Cardinälen zu Rom, führte einen ziemlichen Staat, und erwies sich bei aller Gelegenheit sehr gütig und großmüthig. Obgleich seines hohen Alters hat er sich doch bis an das Ende seines Lebens bei ziemlichen Lebenskräften befunden, obgleich er in den letzten Jahren sich wenig aus seinem Palaste begeben." Der Wappenstein des Hauses ist mit ihm erloschen. Sein Bruder Anton del Giudice, Prinz von Cellamare, geb. 1657 und an dem Hofe K. Karls II. erzogen, hatte bereits mehre Feldzüge mitgemacht, als K. Philipp V. ihn zu seinem Begleiter für die Reise nach Italien 1702 erwählte. Er secht mit Auszeichnung bei Luzzara, wurde zum Maréchal-de-camp ernannt, unterstützte auch nach Kreften den Kurfürst, Herzog von Escalona, in seinen Anstalten für die Vertreibung des Königreichs Neapel, wie er denn namentlich sein Silbergeschütz in die Münze gab, und nach dem Verluste der Hauptstadt, dem Kurfürsten zur Seite, die Festung Gaeta zu behaupten sich bemühte. Sie wurde den 30. Sept. 1707 mit Sturm genommen, und was von der Befagung der Furch der Sieger entging, nach Neapel gebracht, dem Pöbel zu einer Augenweide. „Der Herzog von Escalona sah neben dem Biscaccia aus einer schlechten unbedeckten Chaise. Beide waren übel gekleidet, wobei sich dann der Herzog von Escalona den Bart sehr lang und durch einander verwirrt hatte wachsen lassen. Cellamare ritt auf einem Lehnstuhle nach der Chaise, ohne Degen und Pistolen, und sie wurden allerseits von den übrigen, welche ebenfalls wehrlos waren, begleitet." Man brachte die vornehmen Gefangenen nach dem Castell S. Elmo, und Cellamare mußte bis zum Jahre 1712 in der Gefangenschaft auf dem Castell zu Mailand aufhalten, wo er dann gegen den General Carpenter ausgewechselt wurde. Zum Oberstallmeister der neuen Königin Elisabeth Farnese ernannt, kam er als Gesandter an den französischen Hof, 1715, in den letzten Zeiten K. Ludwigs XIV. Dieser starb den 1. Sept. 1715, und drei Wochen später, den 20. Sept. zu Rom der Gefandten Gemahlin, Anna Camilla Borghese, vermählt 1694. „Elle avait épousé en premières nocces le duc de la Mirandole, dont elle avait eu le duc de la Mirandole, qui avait pensé épouser la princesse de Parme, depuis reine

d'Espagne et le cardinal Pico.“ In dem Gesandtschaftsposten nach Ableben des Königs bestätigt, hatte Cellamare Interessen zu verfolgen, die einander gradezu feindlich waren: er sollte den Regenten, den Herzog von Orleans für die Absichten Alberoni's, die vor Allem auf die Wiedererhebung Italiens gerichtet, gerinnen, dann Philipp's V. Recht zur Thronfolge in Frankreich für den Fall des frühzeitigen Abganges des minderjährigen Königs zur Geltung bringen; daneben war es ihm seine geringe Aufgabe, sich in seiner Stellung dem eigenen Hofe gegenüber zu behaupten, nachdem so entschiedene Feinde geworden sind sein Oheim, der Cardinal, und Alberoni. Um dieses letztere zu erreichen, häufte er Niederträchtigkeit auf Niederträchtigkeit, ganz und gar von seinem Oheim sich losagend. Seine Bemühungen, den Regenten zu einer Schilderhebung gegen den Kaiser zu bewegen, trafen jedoch auf unüberwindliche Hindernisse; er sah sich dahin gebracht zu bekennen: „qu'il regardait comme absolument inutiles les sollicitations les plus fortes qu'il faisait, parce que le régent était tellement aheurté à mettre l'Espagne en paix, malgré qu'elle en eût, que ni promesses ni menaces de la part du roi d'Espagne ne pouvaient détourner son altesse royale du projet qu'elle avait formé.“ An dem Herzoge von Orleans verzwweifelt, suchte er im Norden Verbindungen anzuknüpfen. Er trat in enge Beziehung zu einem Barone von Schelnig, welcher des Zars Envooyé zu Paris war, er befreundete sich auch mit einigen schwedischen Herren, sodas er hoffen konnte, Rußland und Schweden, trotz ihrer fortgesetzten Feindschaft, zu einem Angriffe auf die österrichischen Erblande zu bewegen, eine Initiative, die für Alberoni nicht verloren war. Auch mit dem Großkultane durch Katoth's Vermittelung sich zu verständigen, hatte Cellamare den Anfang gemacht, ohne zu bedenken, wie sehr er, kaiserlicher Unterthan vermöge der Lage seiner Güter, durch solche Feindschaft das von dem Vater auf ihn vererbte Verhülthum gefährdet. Neben diesen anstrengenden Beschäftigungen beobachtete Cellamare mit Aufmerksamkeit die Stimmung der Provinzen von Frankreich, besonders der Bretagne, und das Getriebe der Parteien am Hofe, und er hielt sich von der Möglichkeit überzeugt, eine das ganze Königreich ergreifende Bewegung hervorzurufen. „Il est ordinaire à ceux qui sont occupés d'une affaire principale de croire qu'elle occupe également tous les esprits. Cellamare était donc persuadé que généralement toute la nation française songeait uniquement à l'alliance que le régent négociait, et que généralement aussi toute la nation désapprouvait cette négociation même au point de prendre des mesures extrêmes pour en prévenir le succès.“ Dergleichen Ansichten, die er seinem Hofe mitzutheilen nicht verachtete, führten ihn nothwendig zu Spannung mit dem Regenten; indessen von Tag zu Tag seine Verbindungen mit der Herzogin von Maine, der höchst eigensinnig die ihrem Gemahle, dem legitimierten Prinzen, angethanen Kränkungen waren, inniger wurden. Es ist nicht zu zweifeln, das seine Berichte wesentlich

die kriegerischen Gelüste des Cabinets von Madrid steigerten. „Il travaillait donc, et connaissant parfaitement la nécessité du secret, il aimait mieux laisser le roi son maître quelque temps dans l'ignorance du progrès de ses manœuvres que de s'en expliquer autrement que par des voies bien sûres. Il se défilait même des courriers, en sorte que lorsqu'il était obligé d'écrire par cette voie, il ne s'expliquait jamais clairement; mais, enveloppant ses relations de voiles, il disait par exemple qu'il préparait les matériaux nécessaires; qu'il s'en servirait en cas de besoin; que les ouvriers contribuèrent cordialement à les lui fournir. Enfin il cachait le mieux qu'il lui était possible sous différentes expressions figurées ce qu'il voulait et ce qu'il n'osait exposer clairement aux yeux de son maître. Deux circonstances flattaient alors l'ambassadeur, et lui faisaient espérer un succès infaillible des intrigues qu'il avait formées. L'une était la division, qui éclatait ouvertement entre le régent et le parlement de Paris. L'autre circonstance, dont l'ambassadeur espérait profiter pour les intérêts du roi son maître était celle de la division que la bulle Unigenitus excitait plus fortement que jamais, non-seulement dans le clergé, mais encore dans tout les états du royaume.“ Alle seine Bemühungen, den Eintritt Frankreichs zu der Quadrupelallianz zu verbinden, scheiterten jedoch an des Regenten Familieninteresse: Cellamare suchte ihr eine förmliche Allianz mit Rußland und Schweden entgegenzustellen. In der Absicht auf den russischen Gesandten zu wirken, „il alla secrètement le trouver à la campagne où il était auprès de Paris, et l'ayant informé des dispositions du roi d'Espagne, il le pressa de dépêcher au plus tôt un courrier à Pétersbourg pour instruire le zar de ces dispositions, et demander des instructions sur une négociation dont il connaissait parfaitement toutes les conséquences. Cellamare informa le roi de Suède par une voie détournée des mêmes avis qu'il donnait au zar, et non content d'exciter les puissances étrangères à traverser les desseins du régent, il cherchait encore à détacher du service du roi des gens, dont le nom, plutôt que le mérite peu connu, pouvait faire plus d'impression dans les pays étrangers qu'ils n'en faisaient en France.“ Auch die Unterhandlungen mit dem Herzoge von Ormon, deren Zweck ein Angriff auf England war, wurden durch Cellamare geführt, wiewol vorzugsweise seine Aufmerksamkeit dem stillen, immer mehr sich verwickelnden Kampfe mit dem Regenten zugewendet. Gegen diesen das ganze Königreich zu erschüttern, machte Cellamare sich zur Aufgabe. Es sollte das Gesagte derseitig, eine Regentschaft eingesetzt werden, für welche der Herzog von Maine des Königs von Spanien Generalleutnant zu sein hätte, indem, wie von selbst sich versteht, Philipp's V. Renunciation auf die Thronfolge in Frankreich zu cassiren sei; es sollten der Adel, die Par-

amente auf constitutionellem Wege gegen die bestehende Ordnung der Dinge bewaffnet werden; man wollte, um das Reich in seiner Gesamtheit fortzuerhalten, spanische Kruppen, zunächst in die Bretagne, einführen. Der Bretagne war man gewiß durch die Aussicht auf die Zusammenberufung der Reichsstände, durch die in der Provinz eingezeichnete Hoffnung auf Wiederherstellung ihrer Privilegien; man zählte auf die Union sämtlicher Parlamente, die nicht fehlen würden, dem von dem obersten Gerichtshof des Reichs gegebenen Beispiele zu folgen, auf den allgemeinen Unwillen, durch die Unordnung in den Finanzen, durch die Sittenlosigkeit des Regenten veranlaßt, auf die Unterstützung vieler Großen, an deren Spitze der alte Marschall von Villeroy, dessen wahre und erbeuchtete Beforgnisse eines an dem jungen Könige zu verübenden Giftmordes gleichsam das Panier werden konnte für alle dem Regenten feindliche Operationen. Cellamare's Atriben war dem Regenten sein Geheimniß geblieben, alle seine Schritte wurden bewacht: schriftliche Beweise lagen indessen nicht vor, als ein Zufall vielleicht sie verschaffte. Die letzte Hand an seinen Entwurf zu legen, sah Cellamare sich genöthigt, ihn nach allen seinen Einzelheiten dem Cardinalen Alberoni vorzutragen. Um dies mit voller Sicherheit zu thun, hatte er sich von Madrid einen zuverlässigen Boten erbeten, und es wurde ihm als solcher der Abbé Puertocarrero zugesandt. Zu Paris abgesetzt, reiste dieser in Gesellschaft des jungen Montelone und eines englischen Banqueroutiers. Durch Stadtbefehle aus der Heimath verfolgt, wurde der Banqueroutier, und mit ihm die übrige Reisegesellschaft zu Poitiers verhaftet (December 1718). Ihre sämtlichen Papiere, namentlich das Paket, welches zu übernehmen Puertocarrero ausgesandt war, wurden nach Paris gebracht und von Dubois untersucht. Vernehmend, was zu Poitiers vorgegangen, empfand Cellamare lebhafteste Verwundung, die er doch zu verhehlen mußte. Er scheint sogar in den ersten Augenblicken der Meinung gewesen zu sein, der Verhaftedebriht habe lediglich dem Banqueroutier zugefallen. Am 9. Dec. um 1 Uhr Nachmittags, wenige Stunden, nachdem der Courier, Ueberbringer der angehaltenen Depeschen, zu Paris eingetroffen war, fuhr er zu Le Blanc, dem Staatssecretair im Kriegsdepartement, um in der vollkommnen Eitelnenbe von ihm die Rückgabe der den beiden jungen Leuten anvertrauten Papiere sich zu erbitten. Le Blanc, gehörig vorbereitet, erwiderte, das Convolut sei untersucht worden, enthalte Dinge von Wichtigkeit, und weit entfernt, dasselbe ausliefern zu können, habe er vielmehr die Wunsch, ihn nach dem Gefandtschaftshötel zurückzuführen. Le Blanc's Equipage fuhr vor, der Gefandte, Dubois und Le Blanc stiegen ein: „Cellamare, qui sentit bien qu'un pareil compliment ne se hasardait pas sans s'être précautionné sur l'exécution, ne fit aucune difficulté et ne perdit pas un moment de sang-froid et d'air de tranquillité.“ Ueber drei Stunden erforderte die Durchsuhung seiner Kasten, seiner Papiere, sie wurden theilweise versiegelt, theilweise in Beschlag genommen. Cellamare, „en homme qui ne craint rien

et qui est assuré dans sa conduite, traita toujours M. le Blancfort civilement; pour l'abbé Dubois, avec qui il sentit bien qu'il n'avait rien à ménager, et que tout son complot était découvert, il affecta de le traiter avec le dernier mépris, jusque-là que le Blanc se mettait après une petite cassette: „M. le Blanc, M. le Blanc, laissez cela, lui dit-il, cela n'est pas pour vous; cela est bon pour l'abbé Dubois (qui était là présent).“ Puis, en le regardant, il ajouta: „Il a été maquerneau toute sa vie, ce ne sont là dedans que lettres de femmes.“ L'abbé Dubois se mit à rire, n'osant pas se fâcher. Ce fut apparemment un bon mot que Cellamare voulut lâcher. Il était vieux déjà, il le paraissait encore plus que son âge. Il avait beaucoup d'esprit, de savoir et de capacité, et tout cela tourné au solide, nulle sorte de débauche, et toute sa galanterie n'était que pour le commerce du grand monde, pénétrer ce qu'il voulait savoir, faire et entretenir des partisans au roi d'Espagne et semer sans imprudence le mécontentement du régent; c'était donc là uniquement ce qui l'engageait à se mêler avec choix dans les meilleures compagnies. Du reste, fort retiré chez lui à lire ou à travailler.“ Er hatte nur eben, sammt seinen beiden Begleitern, das Haus betreten, als ein Detachement von Mousquetaires bemächtigte sich der Thüren und des ganzen Gebäudes. Als die Durchsicht der Papiere beendet, eilten Dubois und Le Blanc dem Regenten Bericht abzufragen, die Mousquetaires blieben aber, um den Gefandten und seine Dienerschaft zu bewachen, unter der Aufsicht von du Ribois, gentilhomme ordinaire du roi, der zum Destern in dergleichen delicaten Angelegenheiten verwendet worden war. Es folgten zahlreiche Verhaftungen, darunter die Hufarenobersten Contrast und Secret. Den 13. Dec. Nachmittags besah Cellamare, begleitet von du Ribois und zwei Gensdarmes, den Wagen, der ihn nach Blois bringen sollte. Dort zu bleiben, bis man Nachricht von des französischen Gefandten, des Herzogs von St. Aignan Eintreffen auf französischen Boden hatte, war er angewiesen. Der seinem Abgange hatte er ein Schreiben an die fremden Gefandten gerichtet, in der Absicht, sie für die Aufrechterhaltung der gefandtschaftlichen Privilegien zu interessieren. Das Schreiben blieb ohne allen Erfolg, hatte er doch selbst als der erste das Volkerecht verlegt. Um dies nachzuweisen, hatte der Regent zwei Briefe des Gefandten an Alberoni abdrucken lassen, mit der folgenden Ueberschrift: „Afin que le public soit instruit sur quels fondemens Sa Majesté a pris la résolution, le 9 du présent mois, de renvoyer le prince Cellamare, ambassadeur du roi d'Espagne, et d'ordonner qu'un gentilhomme ordinaire de sa maison l'accompagne jusqu'à la frontière d'Espagne, on a fait imprimer les copies des deux lettres de cet ambassadeur à M. le cardinal Alberoni, des premier et 2 du présent mois, signées par ledit ambassadeur, et entièrement

écrites de sa main, et sans chiffre.“ Cellamare besand sich seit beinahe drei Wochen zu Blois, als auch der Herzog und die Herzogin von Maine verhaftet wurden. Im Januar 1719 erhielt er endlich die Freiheit, doch immer unter Begleitung von du Riebis, nach Spanien zurückzukehren. Sofort zum Biscöfne von Navarra ernannt, nahm er, weil der Fürstentitel in Spanien nicht gebräuchlich, den Titel eines Herzogs von Giovenazzo an. Scheinbar in Ungnade, durfte er längere Zeit den Hof nicht besuchen, bis im Laufe des Jahres 1720 R. Philipp, „qui, depuis son retour de France, n'avait pas voulu le voir, et l'avait tenu exilé, mais dans son gouvernement,“ erlaubte, daß er nach dem Sécular homme. „Il fut bien reçu, et peu après fit sa couverture comme grand d'Espagne après son père, et demeura en cette cour, faisant les fonctions de sa charge de grand écuyer de la reine.“ Er folgte dem Hofe auf der Reise nach Sevilla, und kam dort mit dem Minister Patiño in Streit über den jammervollen Zustand, in welchen die Equipagen und die Stallbedienten der Königin herabgebracht worden seien. „Le maître du départ Cellamare fut chez Patiño lui représenter l'état de l'écurie de la reine; il en eût peu de satisfaction, il se lâcha, en vint aux grosses paroles, et entra dans une telle colère qu'il eût peine à regagner son logis, où il se trouva si mal qu'il en mourut le jour même,“ zu Sevilla den 16. Mai 1733. Sein Sohn, Angelus Nicolaus del Cubier, geb. 1686, war zu Rom den 8. Oct. 1725 gestorben. Es blieb ihm die Tochter Constantia Eleonora, geb. den 4. April 1697. „Cette fille unique, demeurée à Rome dans un couvent, avait cette troisième race de grandesse et de grands biens à poster au mari qu'il épouserait. On la disait étrangement laide. Je ne sais ce qu'elle est devenue.“ Sie wurde aber im J. 1722 an Don Francisco Garaciotti, dem sein Schwiegervater den Titel eines Prinzen von Cellamare überließ, verheiratet, und dieser neue Prinz von Cellamare ist den 17. Febr. 1737 mit Tode abgegangen. Kinder scheint er nicht hinterlassen zu haben, wie denn bald darauf Cellamare und Giovenazzo, beide in Terra di Bari, als königliche Domänen genannt werden. (v. Stramberg.)

GIUDICE (Gaetano del), schriftlicher Schriftsteller des 18. Jahrh., am 13. Dec. 1735 in einem Dorfe am Fuße des Aetna geboren, trat im Januar 1751 in den Jesuitenorden und lehrte lange Zeit in dem Jesuitencollegium zu Palermo die Rhetorik. Er starb zu Rom im J. 1795. Außer seinem gegen die Neuerungen, welche von dem Biscöfe Scipione Ricci in den Dörfen Bissoja und Prato im Josephinischen Sinne unternommen worden waren, gerichteten für die Kirchengeschichte Italiens nicht unwichtigen polemischen Werke: *Apologia di molte verità spettanti alla dottrina e disciplina della Chiesa esposte in casi morali* (Pentapoli [Roma] 1789. 8. 5 Voll.) find noch zu nennen die der Kaiserin Katharina II. von Rußland gewidmete politisch-religiöse Schrift: *La Scoperta de' veri ne-*

mici della Sovranità sedicenti regalisti, fatta in dodici Congressi (Roma 1794. 4.) und die moralische Abhandlung: *La rinnovazione del tempio di Gerusalemme eseguita da Ginda Maccabeo, modello della rinnovazione dello spirito da farsi da ogni Ecclesiastico* (Roma 1787. 4.), welche die Sebung und Ermunterung des in kirchlich-politischen Dingen gleichgültig gewordenen Klerus bezieht *).

(Ph. H. Kälb.)

GIUDICI (Carlo Maria), ein berühmter Maler, Bildhauer und Baumeister der mailänder Schule, im J. 1723 zu Viggiu im Gebiete von Mailand geboren, begab sich, nachdem er längere Zeit einer verkehrten Richtung gefolgt war, in seinem 30. Jahre nach Rom, um daselbst durch das Studium der Kunstwerke des klassischen Alterthums und der größten Meister der neuern Zeit seinen Styl zu verbessern. Mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, lehrte er nach Mailand zurück und eröffnete daselbst eine Schule, um das Studium und die Nachahmung der schönen Natur zu empfehlen und dem eingeengten schlichten Geschmack entgegenzuwirken. Aus dieser Schule, in welcher er nach guten älteren und neueren Mustern und nach lebenden Modellen zeichnen und malen ließ, gingen die trefflichen Künstler Niccardi, Caletta, Belutti und Andrea Appiani, der berühmteste neuere Maler des nördlichen Italiens herpor. Unter seinen Bildbauerarbeiten werden besonders gerühmt mehrer Basiliken in der Kathedrale zu Mailand (das Dörf. S. Ambrogio, die Verjagung Adam's und Eva's aus dem Paradies, das Opfer und der Tod Abel's), zwei Basiliken an der Fassade des Palastes Belgiojoso, zwei Statuen für die Gartenseite des Palastes Monti und die Bildsäulen des Eröfers und einiger Engel auf dem unter seiner Leitung errichteten schönen Altare in der Pfarrkirche von Pasturo. Weniger gerühmt, aber selten sind Gemälde von seiner Hand, und als die vorzüglichsten derselben dürften die Denkmäler in der Kirche S. Francesco di Paolo zu Mailand zu betrachten sein. Er wirkte auch bei der Errichtung der Akademie der Brera mit und schrieb für sie eine Abhandlung, worin er bewies, daß ein Architekt der Malerei nicht ganz unfähig sein dürfe. Giudici starb zu Mailand im J. 1804 †).

(Ph. H. Kälb.)

GIUDICI (Giovanni Battista de'), nach lateinischer Schreibart Joh. Bapt. de Judicibus, ein gelehrter Dominikaner des 15. Jahrh., im J. 1429 zu Fiviale geboren, stammte aus einem angesehenen genuesischen Geschlechte und trat nach der Verheirathung seiner theologischen Studien in den Dominikanerorden. Gleich ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit wurde er im J. 1469 von Paul II. auf den bischöflichen Stuhl von Vintimiglia erhoben; von Sixtus IV. im J. 1483 als Erzbischof nach Amalfi versetzt und im folgenden Jahre von Innocenz VIII. zum Erzbischofe von Patras

*) Aug. und Al. de Becker, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. (Lütt. 1856. 8.) Tom. III. p. 328.

†) G. R. Nagler, Künstlerleben. 5. Bd. S. 222. Biographie générale. Tom. XX. p. 757.

ernannt. In dieser Eigenschaft starb er noch in demselben Jahre zu Rom. Seine theologischen Schriften (Commentaria super evangelia; Dialogus de discipulis emmanicis; Dialogus de contemptu mundi; Commentarius in IV libros Sententiarum), welche von seinen Zeitgenossen sehr gepriesen wurden, sind jetzt vergessen und nur seine Leichenrede auf den Cardinal Erichoforo della Rovere (In funero clarissimi Christophori Rovere, Cardinalis Tarantasiensis oratio) hat einigen historischen Werth behalten, die einzige Ausgabe derselben (s. L. [Romae] et a. 4.) ist jedoch sehr selten *).

(Ph. H. Kühb.)

GIUGLI (Luigia), die Freundin des berühmten Bildhauers Canova, im J. 1764 zu Ravenna geboren, war von der Natur mit einem seltenen Talente und einem sichern Blicke zur Beurtheilung der Erzeugnisse der schönen Künste begabt. Als sie zu Rom, wohin sie in früher Jugend gekommen war, die Meisterwerke Canova's sah, wurde sie von Bewunderung hingerissen und fühlte ein unbesiegliches Verlangen, den Künstler kennen zu lernen; sie wurde bei ihm eingeführt und hat ihn um die Erlaubniß, ihn öfter in seiner Werkstatt besuchen zu dürfen. Canova, nicht wenig erstaunt über das richtige Urtheil des für ihn und seine Leistungen enthusiastisch eingenommenen Mädchens, machte ihm, da er der unerschämten Betrügereien seiner Dienerschaft längst müde war, den Antrag, seine Haushaltung zu führen; Luigia nahm das Anerbieten bereitwillig an, zeigte aber wenig Vergnügen an den häuslichen Geschäften und benutzte jeden günstigen Augenblick, um die Werkstatt zu besuchen und sich über Gegenstände der Kunst zu unterhalten, wodurch sie allmählig einen solchen Einfluß auf den gutmüthigen Künstler gewann, daß sie eines Tages das Modell eines Kindes, welches ihr nicht gefiel, am Boden zertrümmerte und ihn jernig aufforderte, ein besseres zu machen. Diese von ihrer Begeisterung für die Kunst veranlaßte That machte auf Canova einen so tiefen Eindruck, daß er fortan Luigia nicht mehr als seine Dienerin, sondern als seine Freundin betrachteten wollte und die Versorgung der häuslichen Arbeiten einer andern Wirtschaftlerin übertrug. Sie brachte nun den größten Theil ihrer Zeit in der Werkstatt zu und unterstützte den Künstler mit ihrem Rathe; zugleich spielte sie geschickt die Rolle der Dame des Hauses und empfing mit vieler Würde die Künstler und Gelehrten, welche fortwährend den berühmten Meister besuchten. Canova gelang selbst seinen Freunden, daß er bei seinen vorzüglichsten Werken stets die treffenden Bemerkungen seiner Freundin beachtet und ihrem Rathe Manches zu verdanken habe. Luigia starb vor ihm im J. 1812 zu Rom. Merkwürdig ist besonders, daß sie weder irgend eine Unterweisung in der Bildhauerkunst erhalten hatte, noch je einen Pfeisel in die Hand nahm oder ein Modell zu fertigen verstand †).

(Ph. H. Kühb.)

*) Siegl. Ferd. *Ughelli*. Italia sacra. (Venetii 1719. fol.) Tom. IV. p. 368. Tom. VII. p. 244. *

†) Biographie universelle. Tom. LXV. p. 422.

Giulay, f. Gyulay.

GIULINI (Giorgio, Graf), Historiograph und geheimer Archivar in Mailand, geboren daselbst am 27. Juni 1714, widmete sich vorzugsweise dem Studium der Geschichte und Alterthumskunde. Seine Neigung zog ihn jedoch auch zu andern Beschäftigungen. Ein entschiedenes Interesse hatte für ihn die Poesie und die Musik. Angeborenes Talent machte es ihm möglich, in den genannten Künsten Ausgezeichnetes zu leisten. Seine musikalischen Compositionen, die er mit ungemeiner Leichtigkeit entwarf, vertheilte ihm, ungeachtet sie größtentheils ungedruckt blieben, einen ausgebreiteten Ruf. Mit Glück versuchte er sich auch als dramatischer Dichter. Sein Trauerspiel Alcmaeon erwarb ihm eine Stelle unter den besten italienischen Tragikern. Die Accademia de Trasmorati, die 1764 in Mailand erneuert ward, doch 1768 sich wieder auflöste, hatte ihn zu ihrem Mitgliede. Giulini lebte in sehr günstigen äußern Verhältnissen, die sich noch verbesserten, als er seine Denkwürdigkeiten zur Geschichte von Mailand herausgab. Dies Werk erschien zu Mailand in den Jahren 1760—1766 in 9 Quartbänden, welche die Zeit der Ankunft Karl's des Großen in Italien bis zum Jahre 1311 umfassen. Der Titel des Werkes lautete: *Memorie spettanti alla storia, al governo, ed alla descrizione della Città e della Campagna di Milano ne' secoli bassi*. Giulini hatte in diesem, für die Kenntniß der Geschichte der ganzen Lombardie fast unentbehrlichen Werke gründliche Gelehrsamkeit und ausgezeichneten Scharfsinn entwickelt. Der Kaiserin Maria Theresia verbandet Giulini nach dem Erscheinen seines Werkes einen Jahrgalt. Schmeichelei war es für ihn, als er durch den Fürsten Kaunitz zur Fortsetzung seines Werkes aufgefordert ward. Giulini unterzog sich dieser Arbeit, und lieferte noch drei Quartbände, in denen er seine Memoiren bis zum Jahre 1447 fortführte. Unter der zu großen Anstrengung erlag sein Körper. Schon 1774 war er vom Schlag getroffen worden. Ein zweiter Schlaganfall raubte ihm die Sprache. In seinem leidenden Zustande blieb ihm kein Trost, als die sein noch ungeschwächtes musikalisches Gehör. Am 25. Dec. 1780 legte ein dritter Schlaganfall seinem Leben ein Ziel *).

(Heinrich Döring.)

GIULIO ROMANO, war der geliebteste, berühmteste und geistreichste Schüler und Geheime des Rafael, dessen große Entwürfe er nach dem Tode desselben zu Ende führte, dann aber der Gründer einer eigenen Schule in Vantua, wo er als Maler und Baumeister gleiche Thätigkeit entfaltete †). Er war der Sohn eines

*) Siehe A. Fabronii *Vitae Italorum doctrina excellentium*. Vol. XIII. No. 8. Gerber's *Reus. Hist.* biograph. Lexikon der Künstlerzeit. 2. Bd. S. 337. Bauer's *Reus. Hist.* biograph. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 451 fg.

1) Hauptquelle für seine Lebensgeschichte ist Vasari's Lebensbeschreibung berühmter Baumeister, Bildhauer und Maler, wozu die Notizen der jüngsten Florentiner und der teutschen Ausgabe, sowie die von Gaye im *Correggio inedito* Carliet T. II. (fruchtlos im Kunstblatt von 1838. Nr. 71. 73—75) mitgetheilten Briefe

Petrus Pippi (d. i. Petrus Philipp's Sohn) in Rom und wurde deshalb Giulio di Pippi oder Pippi genannt, während sein Familienname eigentlich Giannuzzi hieß. Demgemäss wird er in Urkunden, wie in seinem Ehecontracte von 1529 und seinem Testamente von 1546 als Julius de Pipsis alias de Januzzis bezeichnet. In Briefen unterschreibt er sich Julio Romano, auch bloss J. Romano. Sein Sohn heisst in dem mantuaner Totenbuche Raffael de Pippi Romano. Sein Geburtsjahr ist ungewiss. Nach der Verzeichnung seines Todesalters (1. oder nach Gage 5. Nov. 1546) im Sanitätsamte zu Mantua war er damals 47 Jahre alt. Wenn man es aber unwahrscheinlich finden muß, daß er schon im Alter von 15 Jahren als Raffael's Gehilfe gearbeitet habe, so darf man hier einen Irrthum vermuten, und vielmehr dem Vasari glauben, der ihn ein Alter von 54 Jahren beilegt.

Raffael wählte ihn in das Studium der Antike ein. Von seinen Zeichnungen nach der Trajanssäule, an welche noch einige seiner mantuaner Werke erinnern, hatte man später schlechte Stiche, die nach Pietro da Cortona studirt²⁾. Als Gehilfe seines Lehrers arbeitete Giulio Romano besonders in den Loggien des Vatican's, verlorer Vasari im Leben Raffael's und Giulio's nicht ganz übereinstimmende Angaben macht, ferner in dem Zimmer mit dem Burgbrande und vorzüglich in der Loggia des Agostino Ghigi, der sogenannten Terzina, an der Geschichte der Psyche. Von den Modellfiguren zu Amor und Psyche in der Darstellung des Göttermahls existirt in zwei Exemplaren ein geschnitten Blatt, das ebenso großes technisches Ungeschick des Stechers, als künstlerische Meisterschaft in der Auffassung des Gegenstandes verrathen soll, und deshalb als ein Versuch des Giulio im Kupferstiche angesehen wird³⁾. Auch Stasiebildner liess Raffael von ihm übermalen oder auch nach seinen Zeichnungen ganz ausführen. Vasari sagt dies ausdrücklich von drei jetzt in Paris befindlichen Bildern, nämlich dem Bilde der Johanna von Aragón, der heiligen Margaretha und der heiligen Elisabeth. An der ersten ist nur der Kopf, an der zweiten fast nur die Zeichnung und an der letzten auch die Untermauerung von Raffael. Auch sonst glaubt man an den meisten spätern Driginalen des Raffael die Hand des Giulio an einem drausinnigen Colorite zu erkennen, welches sich wesentlich von jener zarten und doch lebensvollen Färbung unterscheidet, die Raffael dem Venetianer Sebastian del Piombo abgelaufen zu haben scheint.

Zu gleicher Zeit erlernte Giulio bei Raffael die Baukunst und wurde von diesem zur Ausführung der

Risse nach seinen Entwürfen benutzt. Der Cardinal Giulio de' Medici, der nachmalige Papp Clement VII., beauftragte Giulio noch bei Raffael's Lebzeiten mit dem Baue und der Ausschmückung jener schon gelegenen und reichen Bigna am Monte Mario, welche später der Herzog Ottavio Farnese aus dem eingezogenen medicischen Gutern an sich kaufte, worauf sie in Folge des Gesallens, das dessen Gemahlin Margarethe von Österreich an derselben fand, den Namen der Villa Madama erhalten hat. Vielleicht hatte Raffael selbst an dem architektonischen Entwerfe zu derselben Antheil. Vasari drückt sich darüber widersprechend aus. Im Leben des Raffael sagt er, dieser habe dazu architektonische Entwürfe geliefert. Dagegen im Leben des Giulio heisst es, die Vorderwand sei so schön, daß Viele glaubten, der erste Entwurf dazu sei von Raffael und Giulio habe das Werk nur weiter ausgeführt. Der Plan dieser Bigna wurde allerdings durch den Tod Leo's X., 1. Dec. 1521, der die Rückkehr des Cardinals nach Florenz veranlaßte, unterbrochen und ist nie ganz vollendet worden. Ungeachtet aber die äussere Architektur dem Risse des Giulio nicht mehr entspricht, so ist doch die halbkreisförmige Vorderwand und die Loggia, welche Giulio und Giovanni da Udine, der Meister in sogenannten Grottesken, mit Frescomalereien schmückten, selbst in ihrem heutigen schlechten Zustande immer noch ein schönes Monument jenes Strebens, den Geschmack des Alterthums in einer den modernen Bedürfnissen entsprechenden Weise wiederherzustellen.

Die Eigenthümlichkeit des Giulio konnte sich jedoch erst ganz entwickeln, als er nach Raffael's 1520 eingetretenem Tode selbständig that. Raffael hatte aus der Schule des Perugino jene sentimentale Richtung mitgebracht, welche der neuplatonischen Mystik eines Ficinus und Pico von Mirandola's parallel ging. Aber das republikanische Leben in Florenz trieb zum Handeln, und aus den Bestrebungen der Platonischen Akademie entsprachen die politischen Reden, Schriften und Töten eines Savonarola, eines Machiavelli, eines Ariosto Sylvius. Ebenso wurde Raffael auf die dramatische Richtung hingeworfen, welche sich in Rom an den großen Aufgaben, die ihm Sixtus V. zu lösen gab, und unter dem anregenden Einflusse des Michael Angelo zu einer glänzenden Höhe entfaltete. Raffael stand auf der höchsten Spitze einer Entwicklung des durch das Studium der Griechen erweckten Humanismus, welche die reichste Entfaltung lebendiger Thatkraft mit der innigsten Tiefe des Gemüths und der edelsten, ernstesten Schwärmerei vereinigte.

Aber derselbe Humanismus erzeugte zu derselben Zeit Wirbeln, welche seinen Feinden die Waffen in die Hände lieferten. Der Glanz der neuen Wissenschaft und Kunst reizte nicht nur Eitelkeit und Hochmuth, welche Gelehrte und Künstler verleiteten, zu unwürdigen Mitteln zu greifen, er verschärfte zur Pflege einer ruhigen Genialität, welche mit schimmernden und aufwallenden Geisteskräften überfrachtet, aber nicht mit ruhiger, durchdachter Grösse befriedigen kann, er näherte endlich

zu vergleichen sind. Ueber seine Arbeiten und die nach denselben ausgeführten Stiche besonders Raglieri, *Schülerreisen*. II. Bd. S. 342 fg. *Recherch. Peintre graveur* T. XIV. *Carlo d'Arco*, *Storia della vita e delle opere di G. Pippi Romano* (Mantova 1838. fol., mit 63 Kupferstichen).

2) *Raccolta di lettere sulla pittura, scultura ed architettura*. T. II. p. 419. 3) *Raglieri a. a. O.* S. 359. Außerdem ist nur noch ein geschnittenes Blatt bekannt, das man früher dem Giulio zuschrieb, obwohl wahrscheinlich mit Unrecht. Ebenfalls S. 358.

eine Weltansicht, welche im verfeinerten Sinnengenuße das höchste Gut erkennt. Das war die Richtung, welcher Giulio verfolgte, sobald er selbständig auftrat, und dies zeigte sich schon, als er noch theilweise in Raffael's Fußstapfen ging, indem er dessen begonnene Arbeiten und Entwürfe zu Ende führte⁴⁾. Raffael hatte ihn und den Giovan Francesco Penni, der als sein Haushofmeister den Beinamen des Fattore führte, zu Erben seiner Kunstschatze eingesetzt, und dabei verpflichtet, die von ihm angefangenen Arbeiten auszuführen. Dies betraf hauptsächlich die Ausmalung des Saals im Vatican, welcher die Geschichte Constantin's des Großen enthalten sollte, und dessen Wände schon mit einer Grundirung für Delmalerei überzogen waren. Giulio und Penni zogen insofern die Frescomalerei vor und ließen nur die beiden schon vollendeten Figuren der Gerechtigkeit und Sanftmuth stehen. Das Hauptgemälde dieses Saals war die Constantinsschlacht, an deren Beschreibung Vasari folgende Bemerkung knüpft: „Er wandte dabei viele Mühe auf, wie man an einem Blatte sieht, auf dem er den heiligen Epistevius mit eigener Hand zeichnete, anmuthiger vielleicht, als das ausgeführte Bild. Daher kann man sagen, daß Giulio seine Gedanken in der Zeichnung stets besser ausdrückte, als bei der Ausführung; da jene mehr Leben, Kraft und Empfindung zeigt, was wohl daher kommen mag, daß er den Entwurf, entflammt von seiner Idee, in einer Stunde machte, mit der Malerei aber Monate und Jahre hinbrachte; dadurch wurden sie ihm überdrüssig, er fühlte ihm das Feuer und die frische Liebe, welche man beim Beginne einer Sache empfindet, und ist daher wohl zu begreifen, daß er ihnen nicht ganz die Vollkommenheit seiner Zeichnungen geben konnte.“ Man kann nicht treffender jene himmelstürmende Genialität beschreiben, die stets hinter ihnen weit aussehenden Entwürfen zurückbleibt. Aber auch die Trivialität dieser Richtung gab sich in demselben Saale kund. Auf dem Gemälde, welches Constantin darstellt, indem er nach der Erscheinung des Kreuzes seine Soldaten anspricht, sieht man einen abscheulich häßlichen Zwerg in phantastisch kriegerischer Kleidung, der recht auffallend an einer leeren Stelle zur Seite steht und sich zum Kriege rüftet, indem er den reich geschmückten Helm aufsetzt. Taja vermuthet in demselben das Bildniß des Grobasso Bertolotti aus Norcia, des Zwerges des Cardinals Sippotus von Medici, mit dem Giulio ebenso einer Laune des Cardinals gefröhnt habe, wie Berni, der, um einer Aufforderung des letztern zu genügen, eben diesen Grobasso in burlesken Versen besang⁵⁾. Allerdings erscheint der Zwerg hier im Gebilde ebenso als lächerlich prunkende Garriatur eines Helden, wie im Gemälde des Giulio, und man kann wohl annehmen, daß der Cardinal den-

selben in dieser barocken Weise auszuklaffern pflegte. Vasari rühmt von dieser seltsamen Gestalt, daß sie mit vieler Kunst gemacht sei. Aber was für eine Kunst ist das, welche auf die unpassendste Weise burleske Scherze in die ernsthafteste Sache mischt, welche nicht so viel Dürst hat, um die Idee des Meisters (denn auf Raffael's Entwurf findet sich an der Stelle jenes Zwerges eine Gruppe herbeistrender Soldaten, welche die ganze Composition harmonisch abschließt) von der Entweichung durch einen so auffallenden und widerlichen Zusatz rein zu erhalten. Wie sehr aber damals der Geschmack sich von dem geistigen Gehalte der Kunstwerke abwandte, zeigt endlich die Art, wie Vasari das Altarblatt beschreibt, welches Giulio für Jacob Fugger in Rom malte, und das jetzt auf dem Hauptaltare der Kirche S. Maria dell' Anima zu Rom steht. Von dem Hüften des heiligen Marcus sagt er: des Thieres Haare fallen seiner Lage gemäß, eine schwierige nobiliterste Sache: auch hat es an den Schultern kurze Flügel, deren Federn so weich und wollig sind, daß man kaum begreift, wie ein Künstler die Natur so treu nachzuahmen vermöge. Außerdem machte er dgselbst — fährt Vasari fort — eine Frau, die sitzt und spinnet, und eine Gladienne mit ihren Knieen betrachtet, Alles so natürlich, wie möglich. Man sollte glauben, daß von einem Genrebilde des Gerhard Dow oder Adrian von Ryabe die Rede sei.

Außerdem hat Giulio in dieser Zeit noch manches Andere ausgeführt, wovon hauptsächlich erwähnt zu werden verdient: die Vollendung von Raffael's Transfiguration, die Madonna mit der Kaze, jetzt im bourbonischen Museum zu Neapel, der Fries mit mythologischen Figuren im obern Stockwerke der Farnesina, der zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehört⁶⁾, die Steinigung des Stephanus in der Kirche S. Stefano zu Genua, welche als ein würdiges Seitenstück zu Raffael's Transfiguration bewundern wurde, und von der man den Carton noch in Rom aufbewahrt, die Krönung Mariä, jetzt im Vatican, die Gefesselung Christi in S. Petrus in Rom. Auch führte er einige Bauten aus, zum Theil vielleicht noch nach Raffael'schen Entwürfen. Hervorzuheben ist der Palast des Baldassare Turini am Janiculum, später Villa Lante genannt, und jetzt im Besitze der Familie Borghese, den er auch mit Stuccaturen und Malereien⁷⁾ decorirte. Von den letztern ließ er die Bilder von Venus, Apoll und Phoebus, welche in dem Badezimmer gemalt waren, durch Marcantonio stechen, den er jetzt, nach dem Tode seines Meisters, auch sonst beschäftigte, während er zu Raffael's Zeiten abzüglich vermieden hatte, durch derartige Publicationen gleichsam wetterförmig neben diesem aufzutreten.

Die kaum begonnene Thätigkeit des Giulio erlitt einen harten Stoß durch den Tod des Papstes Julius II. (I. Dec. 1521), da dessen Nachfolger Adrian VI. die

4) Passavant, Raffael I, 331 fg. 5) Voi m'avete, signor, mandato a dire, Che del vostro Grodasso un' spraccia, lo non contento, io ti voglio ubbidire. — Dunque accorri verai lo non potrei. Sento chi este. e chi gli negherà Anche a Grodasso mio, re de' Pignoli? Berni al Card. de' Medici, in lode di Grodasso. Opere burlesche T. I.

6) Geschichte von B. Pinelli: Il fregio di Giulio Romano dipinto nella Farnesina. (Roma 1513). 7) Peintures de la Villa Lante de l'invention de Jules Romain, par les frères Piranesi, dess. par Th. Piroli.

strengste Sparsamkeit für erforderlich hielt, um die Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, die durch die Kriege und die Prachtliche seiner Vorgänger zerrüttet waren. Wie wenig dieser Papst überhaupt die Bestrebungen der Humanisten zu begünstigen gedachte, zeigte er bei seinem ersten Eintritte in den Vatican, da er mit seinem Stabe an die Bildsäulen des Apoll und Merkur schlug und sie Götzenbilder der Heiden nannte. Unter dieser Regierung konnten die Künste nicht gedeihen. Rafael's Schüler geriethen in Vergerung und waren nahe daran, Hungers zu sterben. Damals mag Giulio jenes berühmte Werk gezeichnet haben, das Marc Anton — freilich, wie Dolce im Widerspruche mit Vasari sagt, ohne Vorwissen des Giulio — nach und welches diesem für einige Zeit die Freiheit kostete, jene frivolsten 16 (oder nach Vasari 20) Blätter mit lasciven Gruppen, deren geistreiche und humoristische Behandlung den Petrus Aretinus zu 16 ebenso unzüchtigen Sonetten begeisterte. Die Platten des Marc Anton wurden von Denkershand zertrümmert und die Abdrücke so viel wie möglich zerstört. Die letztern verschwanden in der That so vollständig, daß man später zu zweifeln begann, ob je eine solche Zeichnung des Giulio existirt habe. Indessen kennt man ein vollständiges Exemplar in der Sammlung Corsini zu Rom, neun kleine Fragmente im britischen Museum und ein einzelnes Blatt in Wien. Dagegen sollen die sogenannten Postures, die aus Mariette's Besitz in die Sammlung zu Paris gekommen sind, ein werthloses Nachwerk aus dem vorigen Jahrhundert sein⁸⁾. Vasari schwieg über diese Verirrung in dem Leben des Giulio, während er sie im Leben des Marc Anton gebührend rügt. Aehnliche Lascivitäten begnugten uns nur zu erst bei den Römern und Tüchtigen jener Zeit, und es sind auch von Giulio noch einige Delgemälde bekannt, die unsere Zeit als nicht viel weniger frivol betrachtet⁹⁾. Auf dem Gebiete der humanistischen Literatur waren diese Auswüchse schon sehr früh aufgetreten. Bereits Antonio Panbormia hatte für seinen dem Gesimo de' Medici gewidmeten Hermaphroditus von dem eben nicht allzu strengen Poggio neben dem Lobe der größten Eleganz und Anmuth und des feinsten Scherzes und Witzes die Erinnerung hinrücken müssen, daß uns, die wir Christen sind, nicht daselbe ziemt, wie den alten Dichtern, welche Gott nicht kannten¹⁰⁾. Es ist hier nicht der Ort, solche Erscheinungen mit der Unfluth der Zeit und Umgebung zu rechtfertigen, aber man kann wenigstens nicht an eine eigentliche sittliche Verworfenheit bei einem Manne glauben, dem sein Herr und Freund bei seinem Tode nach-

ruft: Gott gebe ihm Frieden, was ich ganz sicher hoffe, weil ich ihn als einen braven und ganz reinen Menschen in weltlichen Dingen gekannt habe, und so hoffe ich auch im Verhältnisse zu Gott¹¹⁾.

Giulio blieb ungeschickt, entweder weil er wirklich an der Verbreitung unschuldig war, oder nach Vasari, weil er Rom bereits verlassen hatte, als die Blätter herauskamen. Hadrian VI. war schon am 24. Sept. 1523 gestorben, und der Cardinal Giulio de' Medici, der nun als Clemens VII. den päpstlichen Stuhl bestieg, hatte die liegen gelassenen Arbeiten im Vatican wieder aufgenommen. Während aber Giulio noch hirtlich beschäftigt war, wurde in ihm durch den Grafen Baldassare Castiglione in Mantua der Wunsch angeregt, dorthin überzusiedeln. Dieser war, wie früher dem Rafael, so dem Giulio sehr befreundet. Aus seinen Briefen¹²⁾, worin er ihn als Giulio carissimo und mit dem vertraulichsten Du anredet, sieht man, daß Giulio dem Grafen allerlei Anläufe von Kunstfachen besorgte und dieser ihm dazugehörige andere Geselligkeiten erwies. Schon im Mai 1523 äußerte Castiglione den Wunsch, Giulio möge nach Mantua kommen, um ihm einige Zimmer zu decoriren. Am 29. Aug. 1524 schrieb der Marchese von Mantua, Friedrich Gonzaga, dessen Gesandter am päpstlichen Hofe Castiglione damals war, er höre, daß Giulio nach Mantua zu kommen wünsche und er selbst begehre das größte Vergnügen, ihn zu gewinnen, um ein so ausgezeichnetes Genie zu Malereien und Bauten, namentlich zur Ausführung des Schlosses Marziuolo zu benutzen. Schon am 5. Sept. antwortete der Graf, er hoffe, ihn bald nach Mantua zu bringen, da Giulio nur die Vollendung des päpstlichen Saales erwarte, um ihren Wünschen nachzukommen¹³⁾. Noch in demselben Jahre stellte Castiglione seinen Freund persönlich dem Marchese vor. Dem Umstände, daß die Krönung Mariä, welche das Kloster von Monte Lucr bei Rafael bestellt hatte, erst am 21. Juni 1525 dorthin abgeliefert wurde, sollte man zwar schliessen, daß Giulio, der mit Penni das Gemälde ausführte, noch länger in Rom verweilt haben oder dahin zurückgekehrt sein müsse¹⁴⁾. Indessen hatte Giulio die ehere Hälfte des Altarblatts zu malen übernommen, und er mochte damit früher fertig geworden sein, als Penni, dem die untere Hälfte aufiel.

In Mantua wurde Giulio's Loge eine äußerst günstige. Er erhielt 500 Goldstücken Gehalt und freien Tisch für sich, einen Schüler und einen Diener. Zudem schenkte ihm der Marchese Stoffe zu einer Kleidung und eine seiner Lieblingspferde. Das persönliche Verhältniß zwischen Giulio und dem Marchese wurde bald ein sehr freundschaftliches, da Giulio munter, lebenswürdig und von seinen Sitten war, nicht ohne einige Eitelkeit in Kleidung und Anstand zu zeigen,

8) Passavant, Rafael von Urbino. I. Th. S. 390, wo sie als „die Kirchschöten der Wälder“ aufgeführt sind. Bartsch, Peintre graveur. T. XIV. p. 168. n. 231. Vasari, Vita di Mercantonio in der neuesten Ausgabe der Vite Vol. 9. (Firenze 1853.) p. 278. nota *.

9) So das in Berlin befindliche, das Giulio für Herzog Friedrich von Mantua malte, und welches Vasari sehr anmüßig nennt.

10) Fuggiti Opera ed. Basil. p. 349. Roscoe the life of Lorenzo de' Medici called the Magnificent. Vol. I. (Liverpool 1793.) p. 51. 52.

11) Gaye, Carteggio II, 501. Kunstbl. 1838. Nr. 71. 12) Raccolta di lettere alla pittura, scultura ed architettura. T. V. p. 158 — 161. 13) Gaye, Carteggio II, 155. 156. Die Erzählung des Vasari ist danach zu berichtigen. 14) Passavant, Rafael II, 384.

während er im Genuße der Tafelfreuden Maß hielt. Der Marchese gewährte ihm eine Gunst nach der andern. Am 5. Juni 1526 verlieh er ihm und seinem Bruder das Bürgerrecht in Mantua, am 13. Juni schenkte er ihm ein statlich eingerichtetes Haus, am 31. Aug. erbob er ihn in den Adelsstand und ernannte ihn zum Ricario di Corte und zum Oberaufseher aller Bauten im Staate, 1527 überließ er ihm die Einkünfte einer Sägemühle. Außerdem machte er ihm bedeutende Schenkungen an Ländereien und erhöhte seinen Gehalt auf 70 Dukaten monatlich. So konnte sich Giulio im Juni 1529 mit einem adeligen Fräulein, Helena de' Guazzo-Randi, welche ihm 700 Dukaten zur Mitgift brachte, vermählen.

Die bedeutendste Arbeit, welche Giulio in Mantua beschaffte, war die Erbauung und Ausschmückung des Palastes del Te vor der Porta Pusterla¹⁵⁾. Dort besaß der Marchese auf einer Aue, welche — man meint, weil sie ursprünglich der Teietto hieß — schlechweg der Te genannt wurde, ein Gestüt mit Ställen und einem Hause. Letzteres wünschte er mit Benutzung der vorhandenen Mauern zu einem angenehmen Aufenthalt eingerichtet zu sehen, wo er beim Spaziergehen zu weilen Mittags oder Abends ein Mahl einnehmen könne. Giulio führte einen Saal mit einer Reihe von Zimmern aus, welche dem Marchese so gut gefielen, daß derselbe beschloß, das begonnene Gebäude zu einem großen Palaste zu erweitern. So entstand der Palast del Te. Derselbe umschließt im Viereck einen geräumigen Hof¹⁶⁾. Schon das Architektonische, das 1527 fertig wurde, hat einiges Seltsame, das man jedoch nicht als bloße Launenhaftigkeit des Künstlers auffassen darf¹⁷⁾. In der Einfahrt in den Hof haben vier Säulen Schäfte, welche nur grob behauen, gleichsam unvollendet sind, und an der offenen Loggia gegen den Garten sind einige Triglyphen im Fries so gefest, als ob sie gesunken seien und herunterfallen wollten. Beides sollte ohne Zweifel dazu dienen, dem Gebäude den Anschein eines wirklich antiken zu geben. In dem vordern Flügel erinnert die Decoration des ursprünglichen Saales an die frühere Bestimmung des Ortes, denn hier hat Giulio an den Wänden auf hohen Postamenten die Lieblingspferde¹⁸⁾ des Marchese lebensgroß in Fresco gemalt. In den reichen Decorationen der übrigen Zimmer entfaltete er eine Kunst, die in Rom bis dahin nur in sehr beschränktem Maße zur Anwendung gekommen war, zu welcher er

aber in Mantua das Vorbild fand. Denn damals waren noch jene Gemäde wohl erhalten, in denen Mantegna zuerst eine der schwierigsten Aufgaben der Perspective gelöst und die Figuren am Plafond so dargestellt hatte, daß man sie wirklich aufsteig zu sehen glaubte. Dieser Kunst wandte Giulio in den Darstellungen aus den Geschichten der Psyche und des Phaeton (nach Vasari des Ikarus) an. Aber das Originellste führte er 1532 in der Darstellung des Gigantensturzes an. Hier sollte der höchste Grad der Täuschung errichtet werden, so daß sich der Beschauer mitten in die dargestellte Scene versetzt finde, ohne den Bau zu bemerken, an dessen Mauern die Malerei angebracht ist. Zu diesem Zwecke wurden Wände und Decke mit einer zusammenhängenden Darstellung bemalt, während jede architektonische Gliederung fehlte. Um die Täuschung noch vollständiger zu machen, wurden die Ecken zwischen den Wänden, sowie zwischen diesen und der Decke etwas abgerundet, der Boden aber mit kleinen Steinen gepflastert, und wo die Wände beginnen, sind eben solche Steine gemalt, so daß auch hier die Begrenzung des Zimmers verschwindet. Endlich an Fenstern, Türen und Kamin wurden die Steine rustik behauen und schief aufgemauert, so daß sie unmittelbar mit den gemalten stützenden Felsen im Zusammenhange waren. An den Wänden nun sah man die Berge und Felsen über den Giganten aufsummen; jenen von der Decke aber schwebte Jupiter seinen Bliz, umgeben von den erschrockenen Göttern. So entstand ein Werk, das an Kühnheit und Großartigkeit seines Gedankens nicht hatte, aber auch gänzlich den Boden verließ, auf welchem die Kunst als Darstellin höherer Ideen ruht. Es war ein verurtheilswürdiges Schauspiel, eine theatrale Decoration, welche dem Raume, in dem sie angebracht war, den Charakter eines wohnbaren Aufenthaltsortes gänzlich benahm, ein sinnbetäubendes Karmakel, wie der Uebersetzer des Vasari mit Recht sagt, in welches Giulio eine der herrlichsten und erhabensten Dichtungen des Alterthums umgestalt hatte.

Eine ähnliche Idee führte Giulio später 1537 in dem Palaste des Marchese innerhalb der Stadt aus, wo ihm ebenfalls beträchtliche neue Anlagen und Zimmerdecorationen übertragen wurden¹⁹⁾. In dem einen Saale nämlich bedeckte er die Wände sammt der Decke mit einer zusammenhängenden Darstellung aus dem trojanischen Kriege, bei welcher ebenfalls der an der Decke gemalte Olymp mit den an den Wänden agierenden Griechen und Trojanern in Beziehung steht. Früher schon hatte Giulio aus in wirtlichen Decorationen und Anordnungen von Maskraden, Festen, Turnieren u. dergl. seine feine Erfindungs-gabe entfaltet, namentlich bei Gelegenheit des Besuchs, den Kaiser Karl V. 1530 in Mantua machte und in Folge dessen Friedrich Gonzaga zum Herzoge erhoben wurde, sowie ein Jahr später bei der Vermählung des neuen Herzogs

15) Briefe über diesen Bau, zwischen Giulio und dem Marchese gemischt, bei Grue, Carteggio d'artisti inedito II, 234 fg. und im Kunstblatt 1838. Nr. 173 fg.

15) *Catolli, Descrizione delle pitture, sculture ed architettura di Mantova e suoi contorni.* (Mantova 1763.) *Descrizione storica delle pitture del palazzo del Te, da Corio Botani.* (Livid. 1783.) *P. Meyer in Geogr. u. Topogr.* 3. Bd. St. 2. S. 9—41. *Le pitture di Giulio Romano che si osservano eseguite a fresco nel reale palazzo del Te.* (Mantova 1801.) Letzteres Werk, dessen Verfaßer Conerio ist, blieb unvollendet, und ein Theil der Platten ist von C. d'Uero zu der eben angeführten Lebensbeschreibung verwendet. 16) Die Meinung des Namens von der Form der Fußstapen ist also damit unvereinbar. 17) Vergl. Preßmann a. a. O. S. 11. 18) Vasari sagt: auch die Lieblingsbunde, von denen jedoch Nichts zu sehen ist.

L. Geyser, d. W. u. S. G. S. Section. LXVIII.

mit Margherita Paleologa von Monferrato. Dem Glanze jener Empfangsfeierlichkeiten schrieb man ganz besonders die Standeserhöhung zu. Uebrigens soll der Wortschöpfungs der Correggio nach Mantua gebracht haben, der also ebenfalls an den Vorbereitungen zu den Festlichkeiten Theilnahme gehabt zu haben scheint, und es wurde besonders bemerkt, daß Giulio einige Gemälde des Correggio sehr liebte²⁰⁾.

Bei diesen und andern Arbeiten bediente sich Giulio mehrerer Schüler und Gehilfen. Namentlich wurde der Gigantensurz zum großen Theil von Rinaldo von Mantua ausgeführt, und es ist noch die Zahlungsanweisung vom 4. Aug. 1534 vorhanden, nach welcher derselbe vom 1. März 1532 an monatlich 8 Goldstaudi erhielt. Daher erklärt sich denn wohl auch, daß gerade dieses Werk roher ausgeführt worden ist, als man es von Giulio erwarten sollte. Uebrigens ist dasselbe auch schlecht restaurirt, da es in Folge einer früheren Anordnung, nach welcher das Feuer des jetzt vermauerten Kamins in Verbindung mit gemalten Flammenausbrüchen zwischen den Felsen den malterischen Einbruch erhöhen sollte, von Rauch geschwärzt und beschädigt worden war. Die falsche Nationalitätseitelkeit des Francesco Zuccelli hat jene Zahlungsanweisung benützt, um dem Rinaldo Mantuano die ganze künstlerische Arbeit des Gigantensurzes zu vindiciren. Diese Meinung ist jedoch von Sape²¹⁾ hinlänglich widerlegt. Die Urkunde spricht nur von dem, was Rinaldo im Auftrage des Herzogs und des Giulio Romano gemalt habe, und zum Ueberflusse erfahren wir aus einer andern Urkunde, daß Felsen und Landschaft noch von einem andern Gehilfen, dem Ferruccio aus Coravaggio ausgeführt sind. Der Gigantensaal galt stets für eine der vorzüglichsten Arbeiten des Giulio und Vasari, der später vier Tage bei Giulio zubrachte und dem dieser alle seine Arbeiten zeigte, verdient vollen Glauben, wenn er ausdrücklich sagt, daß Rinaldo dieses, wie die andern Zimmer nach den Entwürfen des Giulio vollendet habe. Nur wenige Schüler des Giulio thaten sich überhaupt als selbständige Maler hervor. Der bedeutendste seiner Gehilfen war Francesco Primaticcio aus Bologna, der 1525 zu ihm kam, um sich weiter auszubilden, aber schon 1531 in die Dienste des Königs Franz I. trat. Dieser hat bekanntlich vorzüglich die decorative Benutzung der Malerei zur Ausschmückung der Paläste nach Giulio's Manier in Frankreich eingebürgert. Ein anderer von Giulio's Schülern, der Groat Giulio Giovio, hat sich als Miniaturmaler einen ausgezeichneten Namen erworben.

Die Benutzung solcher Gehilfen war für Giulio Bedürfnis, da er von allen Seiten vielfach in Anspruch genommen wurde. Außer den beiden genannten Palästen beschäftigte ihn der leider nicht mehr existirende Palast Parmigino, zu dessen Vollendung der Wortschöpfungs vorzüglich seine Berufung betrieben hatte; ferner lieferte er Gemälde für S. Andrea in Mantua, Zeichnungen zu

dem Denkmal des Vicedominus Castiglione und seiner Gemahlin, welches 1529 in der Kirche der Madonna della Grazia in Mailand errichtet wurde, zu Gemälden für die Tribune des Doms von Verona, zu Hantelfesttapeten, welche der Herzog von Sanftschismen Meistern in Gold und Seide weben ließ u. dgl. m. Daneben lieferte er mehrere Oelgemälde, wie unter andern das Bildniß des Giovanni de' Medici, das er nach der Todtenmaske für Pietro Vettori ausführte²²⁾. Viele Zeichnungen von ihm, in denen er überaus eine beispiellose Leichtigkeit an den Tag legte, wurden außerdem in Kupfer gestochen, namentlich durch Giovanni Battista von Mantua, der auch jene Tapeten stach.

Eine Zeit lang wurde Giulio's Thätigkeit in Mantua unterbrochen, da Hercules II. von Ferrara ihn 1535 dorthin berief, um das Belvedere zu decoriren und das niedergebrannte Gassell wieder aufzubauen. Indessen kehrte er schon im folgenden Jahre nach Mantua zurück, nachdem er in Ferrara Nichts weiter, als Decorationen in den Hallen des öffentlichen Schlachthaus ausgeführt hatte. Später wurde er besonders durch Bauten in Anspruch genommen, welche eine Ueberschwemmung des Po im J. 1539 veranlaßte. Der Herzog ließ die Straßen, welche gelitten hatten, durch Giulio höher legen, und mit neuen, größeren und schöneren Häusern versehen, und ernannte ihn zum Straßenbaumeister, ohne dessen Anordnung Nichts in Mantua gemauert werden sollte. Namentlich führte Giulio die Kirche von S. Benedetto nahe am Po auf den alten Mauern wieder auf. Zwar veranlaßte diese weite Ausdehnung seiner Vollmacht einigen Widerspruch und Weid, allein die treue Freundschaft und Liebe seines Gebieters war ihm ein sicherer Schutz gegen jede Anfechtung. So befand er sich in den angenehmen Verhältnissen, mit reichlichem Einkommen und wohl eingerichtet in einem eigenen Hause, zwischen reichen Sammlungen von Kunstschätzen, die theils in Rafael's Nachlaß und andern Erwerbungen, theils in seinen eigenen und seiner Schüler Entwürfen bestanden, und zu denen namentlich auch viele römische Alterthümer gehörten, zum Theil Geschenke des Herzogs, dem er seinerseits wieder andere gegeben hatte.

Der Tod Herzog Friedrigh's 1540 mußte Giulio schmerzlich berühren; dessen Bruder jedoch, der Cardinal Ercole Gonzaga, der die Vormundschaft über die minderjährigen Söhne Friedrigh's führte, wußte seine Bedeutung für Mantua ebenfalls zu erkennen. Gegen Vasari, der damals noch Mantua kam, äußerte er, Giulio sei mehr der Herr des Staates, als er. Besonders übertrug er demselben die Erneuerung des Domes, welche später von Giovanni Battista Bertoni nach Giulio's Pläne fortgeführt und vollendet wurde. Auch malte er eine Kapelle im Palaste des Cardinals. Er war gerade damit beschäftigt, als ihm Vasari aus Rom drei Zeichnungen nach dem eben aufgedeckten jüngsten Gerichte des

20) Rascoll di lettere sulla pittura etc. T. III. p. 337.
21) Kunstblatt von 1838. Nr. 71.

22) Ragler hält dasselbe im Künstlerikon II. Bd. 2. 352 mit Unrecht für ein plastisches Werk.

Michelangelo sendete. Durch dieses Vorbild anzuregt, führte er den Garten zu der Berufung des Petrus und Andreas mit besonderer Begeisterung und liebevollem Fleiße aus, jedoch derselbe für sein vollkommenstes Werk galt. Dieses Gemälde wurde von Giulio's Schüler Jeromo Gualoni ausgeführt und befindet sich seit 1797 in Paris, während der Dem nur eine moderne Copie von Felice Gnanpi besitzt. Außerdem besitzt Herr Gaetano Sufani in Mantua eine verkleinerte Copie aus Giulio's Zeit.

Indessen schien Giulio jetzt nach des Herzogs Tode weniger an Mantua gefesselt zu sein, und man hielt es an andern Orten für möglich, ihn für große Unternehmungen zu gewinnen. Schon 1541 erhielt er eine Einladung nach Parma, um in der Kirche der Madonna alla Stercata Fresken auszuführen, die Parmigianino begonnen und dann verbrochen hatte. Doch fand er sich verhindert, selbst dorthin zu gehen und versprach Garzoni zu liefern, die Michelangelo Anselmi ausführen sollte. Indessen eine schwere Krankheit hinderte ihn auch hieran, und er konnte Nichts, als eine Skizze senden, welche Anselmi wirklich benutzt haben soll²³⁾. Drei Jahre später bemüht sich die Vorfleher des Baues von S. Petronio in Bologna um ihn, da sie die Nordwand der Kirche ausbauen wollten. Hier wie anderwärts scheinen die Italiener eine ganz besondere Schwierigkeit darin gefunden zu haben, den gotischen Bau mit einer Fagade abzuschließen, welche mit dem übrigen Gebäude harmonirt und zugleich den Anforderungen des süblichen Himmels mit seiner stetigen ungetrübten Sonnenbeleuchtung entsprach. Frühere Zeichnungen des Baldassare Peruzzi sollten verloren gegangen sein, und man wandte sich an Giulio, der freilich am allerwenigsten im Stande war, einen echt gotischen Bau harmonisch zu ergänzen. Er ging allerdings mit dem mailänder Baumeister Giovanni Cristoforo, oder, wie ihn Vasari nennt, Tosano Lombardino nach Bologna, und sie versetzten mehrer Entwürfe, worunter einer von Giulio besonders geliebt. Die Vorderseite sollte danach eine einzige kolossale Säulentreihe erhalten, in einem Stile, der nicht ganz antik und nicht ganz gotisch war. Die von Giulio und Giovanni Cristoforo ausgeführte Zeichnung wird in der Fabrica von S. Petronio noch aufbewahrt. Sie enthält eine handschriftliche Bemerkung von Giulio's Hand, welche noch eine Correctur anordnet, mit dem Datum: den 23. Jan. 1546. An demselben Tage zahlte man jedem der beiden genannten Baumeister 100 Goldstubi²⁴⁾. Allein es blieb dabei, daß Giulio vieles Lob dafür erhielt und reich beschenkt heimkehrte. Die Fagade von S. Petronio steht noch heute in raubem Steine aufgeführt und erhebt die Belegung, welche ihr erst die architektonische Bedeutung geben sollte.

Um diese Zeit erhielt Giulio den Antrag, da San Gallo in Rom gestorben war, an dessen Statt die Fort-

führung des Baues der Peterskirche zu übernehmen. So ehrenvoll und lochend dieser Ruf für ihn war, so schien er doch um so mehr an Mantua gefesselt zu sein, da er erst kürzlich, 1544, ein eigenes Haus nach eigenem Geschmacke erbaut und reich mit Stuccaturen und Gemälden geschmückt hatte. Er kämpfte noch mit dem Widerstande des Cardinals, sowie seiner Familie und Freunde, als ihn nach kurzer Krankheit der Tod im 54. Jahre seines Alters, am 1. (oder 5.) Nov. 1546 erlitt, nachdem er am 23. Oct. sein Testament gemacht hatte. Er hinterließ einen Sohn, dem er den Namen seines großen Lehrers Raffael gegeben hatte, und zwei Töchter, Griselda oder Grisilde, die in mannbarem Alter starb, und Virginia, die sich an Ercole Palatesta in Mantua verheiratete. Jener soll als Künstler gute Hoffnungen erregt haben, starb aber schon 1562 im 30. Jahre seines Alters. Die Uebst dieses Hinterbliebenen des Giulio, ihm in S. Barnaba, wo er begraben lag, ein ehrendes Denkmal zu setzen, kam nicht zur Ausführung. Man las auf seinem Grabsteine nur die prählende wichtige Inschrift:

Romanus moriens secum tres abstulit artes,
Abstulit hand mirum, quatuor una erat.

Julius starb, der Röm, und mit ihm die Trias der Künste,
Und sein Wunder, die vier waren nur eines in ihm.

Mit dem Neubau der Kirche ist auch diese verschwunden.

Wie tief der Cardinal von Giulio's Tode ergriffen war, bezeugt dessen rührender Brief an seinen Bruder Ferrante. „Wir haben unsern Giulio Romano verloren — schreibt er — zu meinem so großen Leidwesen, daß es mir in Wahrheit scheint, meine rechte Hand sei dahin ... Ich kann mich nicht sättigen, mit Thränen in den Augen von ihm zu reden, und doch muß man enden, da es demjenigen, der Alles regiert, gefallen hat, sein Leben zu endigen.“²⁵⁾ In der That ging mit Giulio der Glanz der Raffael'schen Schule zu Grabe. Keiner seiner Schüler vermochte sich auf der Höhe zu erhalten, welche jener noch behauptete. In Giulio selbst stand bereits tief unter Raffael an Grazie und Sinn für Fernsichtigkeit, während er ihm an dramatischer Darstellungsgabe und Reichthum der Erfindung überlegen war. So lange er in Schülerreise mehr die Formen des Meisters nachahmte, blieb er demselben oft bis zur Täuschung ähnlich, aber als Raffael's Tod die Hugel von ihm genommen, erwachte der eigene ungeheure Drang, sodas ihn selbst der klassische Genius Roms nicht vor der Wildheit, ja Kobtheit bewahrte, welche den Schüler Raffael's nur noch in den allgemeinen Bezügen der äußern Form erkennen ließ²⁶⁾. Denn allerdings fehlte ihm jener tiefere künstlerische Sinn, welcher die höchsten Aufgaben mit eindringendem Ernste ergreift, und mit diesem jene sarte Grazie und Keuschheit, welche Raffael's anziehendste Eigenthümlichkeit ausmacht. Daher ist unter seinen Gemälden der: *Kristliche*

23) Florentiner Ausg. des Vasari X, 120.

24) Gage, Carteggio II, 502.

25) Gage, Carteggio II, 502. Kunstblatt 1838. Nr. 71.
26) Vergl. Kugler, Handbuch der Geschichte der Malerei, Ausgabe 2 von Butschardt I, 641.

oder religiösen im Durchschnitte kein so hoher Werth zugesprochen, als den mythologischen. In diesen letztern dagegen entfaltete sich um so reicher seine üppige Phantasie, sein Sinn für schöne Gruppierung zu einem blühenden sinnlichen Leben. Hier zeigte er sich ganz als der Jüngling derjenigen Richtung des Humanismus, welche sich lediglich an dem heitern Sinnengenuß der antiken Welt ergötzt. In dieser Fassung schien in ihm der antike Geist noch mehr, als im Rafael wiedergeboren zu sein, und er ließ denselben ungezügelter hervorbrechen, sobald er alle Schranken mit ungezügelterm Feuer durchbrach. Mehr und mehr neigte er sich, da er auf seine eigenen Füße gestellt war, der ruhnen, gewaltigen Weise des Michelangelo zu, ohne daß man ihn jedoch unter die Schüler oder auch nur unter die Nachahmer des letztern zählen dürfte. Aber mit ebenso viel Grund, als man es dem Michelangelo zur Last legt, muß man von Giulio sagen, daß er zur Verweltlichung und damit zum Verfall der Kunst den Ton anzugeben hat. Wenn Michelangelo während seines langen Lebens durch Spiel, Lehre und persönlichen Einfluß in diesem Sinne verderblich wirkte, so wurde das Verfalls, welches Giulio darbot, nach seinem Tode verhängnisvoll. Doch war eine Verschiedenheit in dem Folgen, welche die Thätigkeit dieser beiden Männer hervorbrachte. Michelangelo's Nachahmer gingen darauf aus, insofern zu sein, wie ihr Meister, und indem sie die Mittel dazu, welche jener mit einem gewissen Maße und Geschick gebandhabt hatte, übertrieben häuften, wurden sie schwülstig und bared. Die Nachahmer des Giulio dagegen suchten vor Allem ihm in der Leichtigkeit der Behandlung gleich zu kommen, und da ihnen sowohl der Geist, als die Schule ihres Vorbildes fehlte, so suchten sie beides durch rasche Aneignung bequemer Formen zu ersetzen. Sie wurden in der Zeichnung, wie in der Composition manierirt, während man das dem Giulio selbst nicht mit Grund nachsagen kann. So wurde die Decoration der Paläste in Mantua maßgebend für die Arbeiten der Carracci, wie für die des Rubens, ja sie bildet die Einleitung zu einer ganzen Classe von Künstlern, welche man recht eigentlich als die Schule der Decorature bezeichnen kann, und die in dem Luca Giordano, der wegen seiner Schnellmalerei den Beinamen „Fa presto“ erhielt, ihren Gipfelpunkt erreicht.

Giulio war von mittlerer Größe, und schön von Antlitz, schwarz von Augen und Haaren. Man sieht in den Gemälden des Vatican sein Bildniß von Rafael's Hand gemalt unter den vier Trägern Julius' II. im Heliodor, sowie von Giulio's Hand ihn neben Castiglione und andern Gelehrten und Hofleuten in dem Gemälde, welches die Schenkung Konstantin's an Papst Silvester darstellt. Im J. 1552 ließ Cosimo I. in Florenz ein von ihm selbst gemaltes Bildniß des Giulio entdecken haben, dessen Authenticität für unbestreitbar ausgegeben wird¹⁾. (Fr. W. Langer.)

GIUNTA PISANO, ein Maler des 13. Jahrh., der sich noch wenig von der Manier der Byzantiner entfernte. Es sind von ihm zwei einander sehr ähnliche Crucifixe auf mit Gyps grundirter Leinwand, die auf Holz gezogen ist, erhalten, welche die Aufschrift führen: Juncta Pisanus me fecit. Das eine befindet sich in der Kirche desgl. Angeli zu Vissi in der Kapelle der Reliquien²⁾ und das andere ist aus dem St. Annenfloster zu Pisa in die dortige Kirche S. Ranieri gekommen³⁾. Ein drittes im Hospitale der S. Chiara daselbst ist stark retouchirt. Diese Crucifixe erinnern durch die langen, dünnen Körper, die bis zur Mitte der Oberbrust herunterabhängende Bekleidung, die Figuren der beiden Marien und des Johannes in Weiblichen an den Enden des Kreuzes und durch die Form der segnenden Rechten bei der Figur Gottes des Vaters an byzantinische Weise, doch ist ihnen ein gewisses Verdienst, namentlich in Beziehung auf den Ausdruck des Schmerzes, nicht abzuspüren, wodurch sie sich wenigstens vor der handwerkemäßigen Arbeit der Griechen jener Zeit auszeichnen.

Der Name des Giunta ist zwar unbekant, bis Tronci in den Annalen von Pisa mit Berufung auf des Badingo Franziskaner Annalen erzählt, daß in der Kirche S. Francesco zu Vissi ein Crucifix mit dem Bruder Elias auf den Knien befindlich sei, welches die Aufschrift trage: F. Helias fieri fecit ... Giunta Pisanus me fecit anno d. 1236 ind. nona. Dieses Bild befand sich über dem Hauptaltare der Pfarrkirche, wurde aber später über den Haupteingang gekelt und dann seines verderbten Zustandes wegen ganz entfernt⁴⁾. Von dem Bilde des Bruder Elias war um 1600 eine Copie für Cortona, den vermeintlichen Geburtsort desselben, genommen⁵⁾. Man glaubte später, daß dies dasselbe Crucifix gewesen sei, welches an einem Durchballe unter dem Triumphbogen befestigt gewesen und im J. 1624 weggenommen war, und welches Vasari dem Margaritone von Arezzo zuschrieb.

Seit dieser Entdeckung haben die pisanischen Schriftsteller, stolz in ihrem Landsmanne einen Vorläufer des Cimabue zu sehen, dem Leben und den Werken desselben eifrig nachgeforscht. Man findet einen Juncta quondam Guidotti pictor in einer pisaner Urkunde von 1202. Ferner tritt er in einer andern pisaner Urkunde von 1229 auf, beide Male als Käufer von Grundstücken, und 1255 wird er unter denen genannt, die dem Erzbischof Ederigo Visconti den Basiliener leiheten. Auch soll erweislich sein, daß Giunta aus Pistoja gebürtig war und einer edeln Familie der Gelle angehörte⁶⁾. Was aber Angeli über seine im J. 1230 begonnene,

1) Von Spiridione Mariotti beschrieben und auf vier Tafeln abgebildet in *Memorie storiche de' più uomini illustri Pisani*. T. I. p. 262.

2) Abgebildet bei *Morrona Pisa illustrata* T. II. und im Umriss bei Rosini. *Storia della pittura italiana*. Ed. 2. T. I. p. 38.

3) *F. M. Angeli, Colla Paradisi amenitatis*. Lib. I. tit. 24.

4) *Memorie storiche della pittura italiana*. Ed. 2. T. I. p. 75.

5) *Tronci, Storia della pittura italiana*. Ed. 2. T. I. p. 75.

6) *Tronci, Storia della pittura italiana*. Ed. 2. T. I. p. 75.

danu unterbrochen und in Folge einer neuen Berufung durch Bruder Elias (der 1236, oder nach Andern 1232 zum Ordensgeneral ernannt war) wieder aufgenommenen Arbeiten in Vissli sagt, scheint wenig begründet zu sein. Es ist daher ganz willkürlich, wenn man ihm zu Vissli einen Theil der jetzt völlig verdorbenen Malereien in der Oberkirche⁶⁾, die nach Baskari von Cimabue ausgeführt sein sollen, sowie den in der Sacristei der Unterkirche befindlichen S. Francisus⁷⁾, oder zu Pisa eine Tafel aus der Silberstiche, jetzt in der Kapelle des Campo Santo, mit Christus, Maria, Johannes, S. Katharina und S. Silvester auf Goldgrund⁸⁾ zuschreibt, oder wenn vollends Rosini glaubhaft machen will, daß Giunta vor seiner Berufung nach Vissli die verbliebenen Malereien in S. Piero in Grado unweit Pisa ausgeführt habe, welche E. Förster⁹⁾ rohe Arbeiten des 14. Jahrh. nennt. Der Umriss, welchen jener von der Uebertragung der Körper des heiligen Petrus und Paulus nach dem Kirchhofe von S. Sebastiano mittheilt¹⁰⁾, scheint mehr dem letztern das Wort zu reden.

(Fr. W. Unger.)

GIUNTI, Buchdruckerfamilie. Was die Väter für Venedig waren, das war für Florenz die Familie Giunta, auch Junta, Juncia oder Jenta genannt. Eine Reihe von verdienten Buchdruckern war dieser Familie in der Arno-Stadt, dem durch die Liberalität der Medicäer so berühmt gewordenen und gehobenen Aufschwunge, bereits vorangegangen, seit Bernardo Cennini nebst seinen Söhnen Dominico und Pietro hier die erste Buchdruckerpresse aufgestellt hatte, aus welcher als Erstlingswerk die Werke des Virgil hervorgingen. Alle ihre Vorgänger (unter denen Nicolaus Lorenz, ein Zeutscher aus der breslauer Diöcese, Dominico de Pistaja und Pietro de Pisa, Antonio Bartolomeo Miscomini, Francesco de Dino, Francesco Buencorso oder Benacursius, Antonio Franceschi u. a. m. zu nennen sind) übertrug diese Familie bei weitem. Dieselbe gehörte Florenz schon lange an, als sie sich durch die Ausübung der Buchdruckerkunst noch einen europäischen Ruf erwarb, und bereits nennt neben den alten Abgabenregistern das Verzeichniß der künftigen Weber unter dem Jahre 1332, wie auch eine von dem Notar Americo Respucci unter dem 4. Dec. 1350 ausgefertigte Aufzählung der Vorfahren dieser Familie als florentiner Bürger, wodurch sich die von Crevenna (Catalogue raisonné de la collection des livres de M. Pierre Antoine Crevenne, Vol. VI. p. 146) ohne nähere Begründung hingeworfene Notiz bestätigt, daß der Gründer der Giuntifchen Druckerei aus Lyon eingewandert gewesen sei. Späterer Sproßlinge dieser Familie waren Aerzte, Apotheker und Lei-

denhändler, also daß sie bereits 1524 unter den für die höheren öffentlichen Ehren- und Staatsämter wählbaren Bürgern erschienen. Der noch in Florenz blühende Freigedanke wurde durch Decret von 1789 den Patriarchenfamilien beigegeben. — Gegen das Ende des 15. Jahrh. erschienen drei Giunta, welche zuerst dem Buchhandel sich widmeten, dann aber die Buchdruckerkunst ausübten und ein jeder eine berühmte Buchdruckerlei begründeten. (Ueber ihre Geschichte ist als Hauptquelle zu vergleichen: Ang. Mar. Bandini, De Florentinae Juntarum typographia ejusque censoribus, ex qua Graeci, Latini, Tusci scriptores pro codicum manuscriptorum a viris clarissimis pristinae integritati restituti in lucem prodierunt. Accedunt excerpta uberrima praefationum libris singulis praemissarum. [Luciae 1791. S.] 2 Partes. Ergänzungen zu den in diesem Werke befindlichen Nachrichten finden sich in Dibdin's Decam. Tom. II. p. 257—280.)

Der erste unter den als Buchdrucker Genannten aus dieser Familie ist Luc-Antonio Giunta, welcher zuerst in Venedig arbeitete, jener in der Typographie so außerordentlich thätigen Stadt, in welcher bis zum Jahre 1500 bereits gegen 200 Officinen thätig waren, die nahe an 3000 Werke lieferten. Es ist ungewiß, wann er nach Venedig übersiedelte; wahrscheinlich geschah es um das Jahr 1480. Als sein erstes in Venedig verkaufte, oder nicht von ihm gedruckte Werk wird genannt: „Dialogo de la Virgine Sancta Catharina da Siena de la divina Providentia. Impress. in Venetia per Mathi. di Codeca da Parma ad instantia di Maestro Lucantonio Fiorentino MCCCCLXXXII. a die XVII. de Marzo.“ 4. Im Anfange, etwa bis 1495, betrieb er nämlich nur Buchhändlergeschäfte. Dar- auf deutet auch ein Document des florentiner Senates vom 22. Sept. 1514 hin, in welchem ihm das Bürgerrecht von Florenz bestätigt wird. Dort heißt es: — „nostrarum litterarum fide testamur, in civitate nostra fuisse iam pridem, et adhuc esse *Giuntum* librariorum in suo ordine et arte amandos et ope auxiliorum nostro merito iuvandos; et inter eos *Lucam Antonium Giuntum* librarium, et ipsum in civitate hac nostra genitum ex Florentinis parentibus altissime maioriibus suis; nec tantum natalibus et origine civem esse nostrum, sed domicilio etiam mercaturae libreria, quam hic et alibi diu exercuit, nec non solutione vectigalium, tributorumque civitatis nostrae, non aliter quam ceteri Florentini cives. Ducta praeterea uxore ex civibus nostris et, quod ultimum et maximum est, publicis etiam honoribus in suo ordine potius, quod alienis et novis civibus non licet. Ex quibus omnibus facile evictis est intelligere, civem esse nostrum *Lucam Antonium* praedictum, et pro cive nostro eum habere, nosque ei et ceteris aliis civibus nostris bona et commodum omnia desiderantes, iterum qua debeamus et possumus fide supradicta omnia testamur“ u. f. v. (Bandini l. c. p. 12). Luc-Antonio Giunta ist wahrscheinlich 1537 oder 1538 gestorben, denn in den

6) Abbildungen bei Seroux d'Agincourt, Histoire de la sculpture p. 102. Die Abbildung des ihm ebenfalls zugeschriebenen Maxtrium des Petrus in der Kuria pictura ist bei dem ganz verdorbenen Zustande des Originals durchaus ungenüßig und voll von willkürlichen Ergänzungen. Morrona Pisa illustrata. T. II. p. 123. 7) Abbildung bei Rosini I, 87. 8) Morrona a. d. II, 142. Abbildung bei Rosini I, 83. 9) Handbuch für Reisende in Italien. Aufl. d. 2. 301. 10) Rosini I, 82.

von ihm gedruckten Werken Cicero's von 1534—1537 ist er noch als Drucker genannt, während in der 1538 erschienenen „*libria nuovamente tradotta dall' Ebraica Verità in lingua Fiorentina par M. Santi Marmonchino*“ sich die Angabe findet: „*Venetia per li eredi di Luc' Antonio Giunta 1538.*“ Von seinen Söhnen wird, wahrscheinlich, weil er der älteste war, vorzüglich Thomas Giunta in einem Briefe von Conrad Gessner vom Jahre 1548 genannt, der sich bei Waltaire (Ann. typogr. Tom. III. p. 240) und Bandini (a. a. D. I. Th. S. 20) findet. Die Druckerei brannte zwar im J. 1557 ab, indessen brachte dieses Unglück nur auf kurze Zeit Störung in das so eifrig und thätig betriebene Geschäft. Wenigstens trachten die beiden Söhne von Thomas Giunta, Lucetta und Bianca, jede ihrem Vater 100,000 Goldgulden Erbschaftsgut mit. Die Druckerei wurde bis zum Jahre 1542 fortgeführt, wo ihr Rodolfo Giunta, der Sohn von Filippo Giunta dem Jüngern, verstand.

Ungleich bedeutender als die venezianer Druckerei der Familie Giunta ist die in Florenz. Gründer derselben ist Philipp Giunta (geb. 1450), wahrscheinlich ein Bruder des vorerwähnten Luc' Antonio Giunta. Er war jedenfalls ein Schüler des berühmten Christoph Landinus. Mit wie vielen bedeutenden Männern seiner Zeit er im freundschaftlichen und vertrauten Verhältnisse stand, davon geben die Vorreden und Dedicationen Zeugnis, welche sich vor den aus seiner Druckerei hervorgegangenen Werken befinden. In Florenz blühte damals im höchsten Grade das Studium der griechischen Sprache; vielleicht veranlaßte ihn dieser Umstand, zuerst mit einem griechischen Werke aufzutreten, denn sein erstes Werk waren „*Zenobii proverbia*, 1497.“ (66 Blätter, 4.) Die Typen hierzu waren die des florentiner Homer von 1488. Fol. Xc. X. erkannte die ausgezeichneten Leistungen der Presse Philipp Giunta's dadurch an, daß er ihr 1516 ein Privilegium für jedes Werk auf zehn Jahre verlieh und die Strafe des Bannes auf den Nachdruck setzte (f. Bandini a. a. D. I. S. 26 ff.). Philipp starb den 16. Sept. 1517, worauf die in der Druckerei fortgeführten Werke als bei den Juntinischen Erben erschienen bezeichnet werden. Bisweilen nennt sich auch der älteste Sohn Bernardo allein, ein Mann, der mit gleichen ausgezeichneten Gaben wie sein Vater ausgestattet war. Er starb im J. 1550 oder 1551; denn während die 1550 erschienene Komödie „*La Sporta di Giov. Battista Gelli*“ mit seiner Firma bezeichnet ist, erscheint „*La Gelosia Commedia del Lasca*“ mit der Adresse: „*apud heredes Bernardi Juntae.*“ Es trat nun Bernardo's ältester Sohn Philipp an die Spitze des Geschäftes, in welchem zugleich sein Bruder Jacob thätig war. Der letzte der Familie, welcher als Buchdrucker wirkte, ist Cosmus Giunta (Jacob's Sohn, geb. 1579), und der letzte Druck der florentiner Giunti die „*Rime*“ des Michel Angelo Buonarroti, 1623. 4.

Ungewiß ist es, welcher Giunta sich nach Lyon wandte und daselbst eine Druckerei gründete. Indessen erscheint die Firma des Jacob Giunta (Francisco's

Sohn), welcher in Lyon druckte, nicht vor dem Jahre 1520, wo das „*Scriptum Joannis Duns supra quartum sententiarum*“ erschien. Nochmals erschienen unter der Firma „*apud heredes Jacobi Juntae*“ mehrere Schriften bis zum Jahre 1592. Jacob Giunta war Anfangs bloß Verleger, dann aber seit 1527 auch Drucker. — Schwieriger ist das Verhältniß zu bestimmen, in welchem die spanischen Juntinischen Erben zu den italienischen standen. So druckte ein Juan Giunta zu Burgoe von 1526—1551, sowie ein Philipp Giunta ebenfalls von 1582—1593; ein Juan da Giunta von 1534—1552 zu Salamanca; ein Giulio Giunta 1595 zu Madrid (gest. am 27. Jan. 1618), sowie ebenfalls Thomas Giunta 1594—1624. Letzterer erscheint seit 1621 als königlicher Buchdrucker.

Nicht ohne Interesse ist es, die Reihe der bedeutenden Gelehrten zu überschauen, welche von der Familie Giunta in das Interesse ihrer Buchdruckerei gezogen wurden und für dieselbe arbeiteten. Hier sind zu nennen: Marcus Virgilius Adrianus (geb. 1464, gest. 1521, ein Schüler des Christophorus Randinus und Angelus Politianus), von dem unter andern 1518 „*per heredes Philippi Juntae*“ der griechische Diogenes besorgt wurde. Ferner: Carolus Alderbrandus (der Herausgeber des Gellius von 1513), Franciscus Alpherius (der Herausgeber der Gedichte Petrarca's, 1504, 1510 und 1515), Nicolaus Angelus a Buene (der den Plautus von 1514, den Cicero von 1516, die Auctores rei rusticae von 1515, Macrobius interpretatio in somnium Scipionis von demselben Jahre, die Libri duo postremi Prisciani de syntaxi u. s. w. besorgte), Antonius Benidenius (geb. 1443, gest. 1502), Dominicus Benidenius (gest. 1507), Hieronymus Benidenius (geb. um 1453, gest. 1542), Blasius Bonaccursius, Eurphorus Beninus, Petrus Candidus (namentlich um griechische Werke verdient), Joannes Corsius, Nicolaus Crescens, Ludovicus Domenichi, Antonius Francinus, Joannes Gaddius, Nicolaus Marchianellus, Christophorus Marcellus, Ambrosius Rianor, Augustinus Riphus, Philippus Alexander Pandolphinus, Benedictus Ricardinus (Schüler des Angelus Politianus, Herausgeber der Proverbia Zenobii von 1497, des Orpheus von 1503 u. s. w.), Lucas Robbia, Laurentius Romuleus, Laurentius Scala, Marianus Surcius, Petrus Victorius (geb. 1499, gest. 1585, wol am meisten thätig für die Giunta'sche Presse und insbesondere verdient durch den Cicero von 1534), Carolus Vivianus, Franciscus Jussius oder Zephyrus (gest. 1546) u. s. w. Siehe Bandini a. a. D. I. Th. S. 38 ff.

Es ist früher oftmals die Meinung ausgesprochen worden, daß die Familie Giunta weniger höhere wissenschaftliche Zwecke verfolgte, als dem Erwerbe und dem pecuniären Gewinne nachgestrebt habe. Vielleicht gab zu dieser Behauptung unter Anderem eine Vorrede zu dem „*Catalogus librorum, qui in Juntarum Bibliotheca Philippi herodum Florentinae prostant*“ (Florentiae 1604. 532 Seiten 8.) die Veranlassung, wo es

allerdings heißt: „Quam bibliothecam nostram superioribus diebus collustravimus ob censa tot librorum millia rubore plane suffusi sumus, *Philippum* gentiorem nostrum in omni disciplinarum genere libris summa ope, usque prope ad sumptuum deflectionem undique concessisse in monopolio, sed eos magis fovendi gratia, quam, ut par erat, cauponandi; et certe mirum, si adhuc tam referatam bibliothecam habeamus; ut enim Medici stomachis ganea disruptis inedia medentur, ita nos per triennium quotannis, nno, aut certe altero tantum libro ex nuperrimis eam cumulavimus; ceterum tot libros venundimus, totque supersunt, ut profecto in exhausta videatur. Quare quum tantum librorum congeriem concoquere Etruriae orbis non facile possit, per Europam universam eam dirigere decravimus, sperantes hoc nostrum consilium, et saturitati nostrae lenimento, et nostratribus utilitati, et omnibus commodo futurum.“ — Ebenso hat man auch behauptet, daß die Giuntinen wenig mehr böten als die venetianer Albinen. Diese Urtheile sind zu hart und ungerecht; ein persönlicher Blick auf die bei den Recensionen, namentlich der alten Kloster, beigelegten und dazu mit richtigem Blick besonders herbeigezogenen Gelehrten überhaupt, wie eine genauere Vergleichung mit den Albinen insbesondere läßt ein anderes Urtheil gewinnen. — In künstlerischer Hinsicht ist zu bemerken, daß die Typen der Giunti den Vergleich mit den Albinen nicht scheuen dürfen; sind sie auch nicht so mannichfaltig, so verdient doch die Curio den Vorzug, wogegen bei den Albinen Papier und Druckschwärze besser sind. Weniger sind die Leistungen der Ipyoner Dfscin zu loben. Das Zeichen der Giunti ist eine Lilie, doch darf man, wie schon *Gbert* richtig bemerkt, nicht gewisse undatirte Ausgaben classischer Schriftsteller aus dem Anfange des 16. Jahrh., welche mit einer Lilie versehen sind, deshalb gleich für Giuntinen halten. Diefelben sind vielmehr Ipyoner Drucke. — Ein genaues Verzeichniß der Giuntinen hat *Gbert* in *Bibliograph. Scripton* I. S. 1063 — 1175 gegeben. Vergl. auch *Tiraboschi*, *Notizia istoriche sopra la stamperia di Tripoli*, le quali possono servire all' illustrazione della storia tipografica Fiorentina. (Firenze 1781. 4.) (Dr. H. Naumann.)

GIUNTINI (Francesco), ein berühmter Astronom und Astrolog des 16. Jahrh.), am 7. März 1522 zu Florenz geboren*), widmete sich der Theologie und trat sehr jung in den Carmeliterorden. Sein ungewöhnliches Talent und sein Fleiß fanden bei seinen Obern die gebührende Beachtung; er wurde deshalb, nachdem er die Priesterwürde erhalten und am 18. Nov. 1554 die theologische Doctorwürde erlangt hatte, zu mehreren Ehrenstellen befördert und sogar zum Provinzial seines Ordens ernannt. Mancherlei Insignifikanzen mit seinen Ordensgenossen, welchen er durch seine von wenig wahrem

Glauben zeugenden Ansichten großes Vergnügen gab, und ein unbändiger Ehrgeiz machten ihm jedoch seine Stellung alsbald so untraglich, daß er für rathlich hielt, die Flucht zu ergreifen und nach Frankreich zu gehen, wo er zur reformirten Religion übertrat. Von seinen Freunden und einigen frommen Leuten, welche sich des Flüchtlings angenommen hatten, gedrängt, kehrte er jedoch bald darauf öffentlich in der heiligen Kreuzzugsarmee zu Lyon, wo er sich um das Jahr 1565 niedergelassen hatte, diese wieder ab und predigte mehrere Jahre hindurch den in dieser Stadt ansässigen Italienern das Evangelium. Da es ihm aber, wie der berühmte Jesuit Possevin, welcher ihn persönlich kannte, bemerkt, mit seiner Frömmigkeit ebenso wenig, wie früher, Ernst war, so führte er ein ausschweifendes Leben und entsagte alsbald gänzlich der Theologie, für welche er, wie er selbst fühlte, nicht im entferntesten taugte¹⁾. Dessen Possevin, auf dessen Bericht sich alle späteren Biographen stützen, ein sehr hartes und, wie es scheint, nicht ganz unparteiisches Urtheil über Giuntini fällt, so läßt sich doch auch das Benehmen desselben in seiner Weise rechtfertigen. Er blieb übrigens fortan bei der katbolischen Kirche und widerrieth sogar in einem an die Bischöfe und Inquisitoren gerichteten und vor seinem Spiegel der Astrologie abgedruckten Briefe förmlich seine früheren Reden und Schriften gegen die katbolische Lehre²⁾, was Possevin, der grade das Gegentheil behauptet³⁾, entgegen zu sein scheint; auch dürfte diese Entsinnung schon aus dem überaus schlechten, einen Kezer und Gottesläugner verrathenden Hofsopfe, welches er Luther stellte, hervorgehen. Am wenigsten dürfte jedoch mit Possevin die Hinneigung Giuntini's zur Astronomie und Astrologie zu faden sein, da die Wissenschaft ihrer Reihe ausgezeichnetster Werke ordnank, welche zwar jetzt durch weit vorzüglichere Leistungen übertriften sind, aber zu ihrer Zeit großen Beifall fanden und fördernd wirkten. Vor Allem verdient Erwähnung sein *Speculum Astrologiae quod attinet ad iudicarium rationem nativatum atque annuarum revolutionum* (Lugduni 1573. 4. Neue verbesserte und sehr vermehrte Auflage ibid. 1581 und 1583. fol. 2 Voll.), welches noch bis in das 17. Jahrh. als Leitfaden in astrologischen Dingen diente. Die nächste Stelle nach diesem behauptet sein Commentar über die Sphäre John Holwood's (*Commentaria in Sphaeram Joannis de Sacro Bosco accuratissima* [Lugd. 1577 u. 1578. 8.] 2 Voll., auch im 2. Abdr. der neuen Auflage des Speculums abgedruckt), welchem er sogleich eine neue Ausgabe dieser Sphäre (*Sphaera Joannis de Sacro-Bosco emendata a Fr. Innetino* [Lugduni 1578. 8.]) folgen ließ. Auch besorgte er eine Ausgabe der Ephemeriden des gleichzeiti-

3) Vergl. *Ant. Possevin* Bibliotheca selecta, l. XV. c. 15.

4) Ego id revoce et tanquam a me nunquam dictum volo. 5) Sed ut perfidissime esse poterint nam ad aratum et retro respicientem apium esse regno colorum, non vidimus cum libro mos de impietate divinitate retractant, neque consilium sapientum virorum seculum albi reliquique consilii.

1) Nach lateinischer Schreibart Giuntinus; französische Schriftsteller nennen ihn gewöhnlich Junctin. 2) Nach seiner eignen Angabe in dem *Speculum Astrologiae* Tom. II. p. 1184; die andern Angaben (1521 oder 1523) sind also unrichtig.

gen Astrologen Joh. Stadius (Ephemerides Joannis Stadii, quibus schemata et praedicationes annorum mundi et eclipsium lunarium accesserunt [Lugduni 1585. 4.]). Von seinen übrigen Schriften sind noch zu nennen: Tractatus judicandi revolutiones nativitatium (Lugduni 1570. 8.); Discours sur ce que menace devoir advenir la comète apparue le 12 de ce présent mois de novembre 1577, laquelle se voit encore aujourd'hui à Lyon et autres lieux (Paris 1577. 8., Lyon 1578. 8.); Discours sur la reformation de l'an faite par le pape Gregoire XIII., avec les causes pour lesquelles ont été ôtés dix jours et le nombre d'or (Lyon 1582. 8.) und der ebenfalls mit seinen astronomisch-chronologischen Studien zusammenhängende Discorso sopra il tempo dell' innamoramento del Petrarca con la spozione del sonetto: Gia fiammeggiava l'amorosa stella. (Lione 1580. 8.) Giuntini war auch lange Corrector in der berühmten Officin der Giunti zu Florenz und scheint in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in dieser Stadt von dieser Arbeit gelebt und einiges Vermögen erworben zu haben, welches er später durch Wechselgeschäfte und durch Darlehen auf Pfänder an eine unerlaubt wucherische Weise bis auf 60,000 Thaler vermehrt haben soll. Sein Tod war abenteuerlich, wie sein Leben, aber keineswegs so, wie er nach dem von ihm sich selbst gestellten Horoskope erwartete, denn er ward im 68. Jahre seines Alters im J. 1580 unter den Büchern seiner zusammenstürzenden Bibliothek begraben¹⁾. Sein großes Vermögen, von welchem er den Giunti, seinen früheren Wohlthätern, 10000 Goldgulden vermacht hatte, war nach seinem Tode spurlos verschwunden. Daß übriges Giuntini's Verdienste schon während seines Lebens Anerkennung fanden und daß er nicht gänzlich der Verachtung preisgegeben war, wie Vosselin andeutet, geht schon aus der Thatsache hervor, daß ihn der Herzog Franz von Anjou und Alençon, der Bruder des Königs Heinrich III. von Frankreich, zu seinem Almonier ernannte²⁾.

GIURGEWO, an dem linken Ufer der Donau, Rufschiuf gegenüber, mit 15,000 Einwohnern, Hauptstaden der Wallachei an der Donau und der Punkt, wo die für Bukarescht bestimmten Waaren ausgeladen und die von dort kommenden Güter eingeschifft werden. Die Stadt liegt an der Flussseite Reste alter Befestigungswerke, welche 1829 von den Russen zerstört wurden. Senkt ist der Platz unverteidigt und bietet einen sehr anspruchlosen Anblick dar. Die einzige Merkwürdigkeit sind die langgedehnten Schlammhöfe, in die der Ort gleichsam eingebettet ist. Giurgewo treibt beträchtlichen

Handel mit Erzeugnissen des Ackerbaues, namentlich mit Getreide. Aus dem Hafen führt die Handelsstraße nach Constantinopel, die gewöhnliche Route der in Bukarescht wohnenden diplomatischen Agenten für Despeschen nach Constantinopel.

Früher war Giurgewo schwer zu nehmen, wenn man nicht im Besitze des rechten Ufers der Donau war, da die Festung von Rufschiuf aus jede Nacht mit Mannschaff, Munition und Lebensmitteln versorgt werden konnte. Bei Giurgewo wurde am 17. Aug. 1771 der russische General Essen von den Türken geschlagen, er schlug dagegen sie am 30. Oct. bei Bukarescht.

(H. E. Hassler.)

GIUSSANO¹⁾ (Giovanni Pietro), ein italienischer Theologe und kirchlicher Schriftsteller, im J. 15:3 zu Mailand geboren, widmete sich zuerst der Arzneikunde mit bedeutendem Erfolge, bekam jedoch alsbald einen solchen Ekel vor allen weltlichen Dingen, daß er seine bereits sehr vortheilhafte Stellung aufgab und in die Congregation der Aeltern des heiligen Ambrosius trat. Carlo Borromeo, der später unter die Heiligen versetzte Stifter dieser Congregation und Erzbischof von Mailand, welcher ihn zu diesem Schritte ermuntert und zum Priester geweiht hatte, machte ihn später zu seinem Secretair und übertrug ihm die Verwaltung eines Theiles seiner Diöcese. Nach dem Tode Borromeo's zog sich Giussano auf ein Landgut bei Monza zurück, wo er in stiller Zurückgezogenheit lebte und in der Ausübung guter Werke und in der Ausarbeitung frommer Schriften sein Vergnügen fand. Er starb daselbst um das Jahr 1623. Daß vorzüglichste seiner Werke ist unstreitig das Leben des heiligen Borromeo (Vita di san Carlo Borromeo, arcivescovo di Milano. [Roma 1610. 4., Venediz 1613. 4., Brescia 1620. 4., Roma 1679. 4., Milano 1723. 4., Ibid. 1757. 4., mit Anmerkungen von Di-trochi, und ibid. 1821. 8. 2 Voll. Lateinisch von Barth. Rossi bei der Ausgabe der Homilien Borromeo's, Aug. Vind. 1758. fol. Französisch von Nic. de Souffleur, Paris 1615. 4. und 1618. 8. 2 Voll., und Ebme Glespault, Lyon 1685. 8. Arignon 1824. 8. 2 Voll. Spanisch von Rafael de Miraltes, Zaragoza 1618. 8. Deutsch von Theod. Friedr. Klitsch, Augsburg 1836—1837. 8. 3 Bde.). Von seinen übrigen Werken sind noch zu nennen: Panegyrico per San Carlo (Milano 1615. 4.); Delle sette Chiese di Milano (Milano 1593. 12.); Vita e miracoli delle SS. sorelle vergini Liberatae Faustina (Como 1597. 4.); Vita di Filippo Archinto, Arcivescovo di Milano (Como 1611. 4.); Vita del santo Giovanni e del monaco Dositeo (Milano 1626. 8.); Istruzione a padri per saper ben governare la famiglia loro, co ricordi del B. Carlo Borromeo (Milano 1603. 8.); Della Penitenza (Milano 1593. 4.) und Istoria evangelica in cui sono spiegati i quattro evangeli con loro senso literale. (Venezia 1601. 4.) Die auf Carlo

¹⁾ Die Angaben, nach welchen er im J. 1580 oder 1582 gestorben sein soll, sind alle unrichtig. ²⁾ Bezgl. außer dem schon angeführten Ant. Jovian und P. Bayle, Dictionnaire historique et critique, unter dem Art. Junctia; J. P. Nicéron, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres, Tom. XLI. p. 196 sqq.; A. G. d'Artigny, Nouveaux mémoires d'histoire, de critique et de littérature (Paris 1749. 12.) Tom. II. p. 406; Biographie universelle. Tom. LXX. p. 424.

¹⁾ Von lateinisch schreibenden Autoren gewöhnlich Clusianus genannt.

Horomeo und die malländische Kirche bezüglich den Schriften Giustano's haben auch jetzt ihren Werth nicht verloren, da er bei den Ereignissen, von welchen er spricht, entweder selbst mitwirkte, oder den handelnden Personen sehr nahe stand und in seiner Schilderung stets eine gewissenhafte und ruhige Unparteilichkeit bewahrt¹⁾.

(Ph. H. Kühb.)

GIUSTI heißen mehrer Maler der florentinischen Schule; der älteste von ihnen, Antonio Giusti, im J. 1624 geboren und ein Schüler Cesaro Dandini's, versuchte sich Anfangs nicht ohne Glück in geschichtlichen Gegenständen und Portraits, da er aber in seiner Verschidenheit fürchtete, die gleichzeitigen Künstler in diesen Fächern nicht erreichen zu können, malte er fortan hauptsächlich Landschaften und Thiere und erwarb sich durch diese Arbeiten, welche sich besonders durch Kraft und Wahrheit auszeichnen, großen Beifall. Seine Zeitgenossen schildern ihn überhaupt als einen sehr tüchtigen und allseitigen Meister. Er starb im J. 1705 hochbetagt. — Felice Giusti, zu Pistoja geboren, lebte um die Mitte des 18. Jahrh. und starb zu Bologna. Er hatte seine Studien zu Bologna unter Giuseppe Cespi gemacht und malte vorzugsweise Seesüde, Wasserfälle und Landschaften mit sehr mittelmäßigen Figuren. In einem Fenslergemälde des Klosters von San Francesco zu Pistoja befindet sich ein schönes Freskogemälde dieses Meisters. Sein Sohn Giuseppe Giusti vereihrte großes Talent, ergrab sich aber früh dem Spiele und ertrab sich, da er die nöthigen Studien versäumte, nie über die Mittelmäßigkeit. Sein Bruder Jacopo Giusti dagegen, ebenfalls zu Pistoja geboren und ein Schüler Cespi's, versuchte sich nicht ohne Glück in Landschaften und Seesüden. — Gregorio Giusti, im J. 1732 zu Pistoja geboren, ging, nachdem er unter der Leitung Giacinto Giusti's, eines Priesters, welcher viele Jahre hindurch in den öffentlichen Schulen Pistoja's Unterricht im Zeichnen ertheilte, ein vorzüglicher Zeichner geworden war, im J. 1749 nach Rom, um sich unter der Leitung Ceclonora's als Maler auszubilden. Nach dem Tode dieses neapolitanischen Meisters arbeitete er einige Zeit in der Werkstatt Pompeo Vannoni's, wo er im J. 1756 mehrere Gemälde für die Kirche von St. Vitale ausführte. Er zeigte vorzugsweise große Anlage zur Geschichtsmalerei, seine tüftigen Verhältnisse nöthigten ihn aber, sich ganz dem Dienste der Directoren des Kirchenbausems zu widmen, welche ihn dazu verwendeten, die vorzüglichsten Gegenstände dieser berühmten Sammlung zu zeichnen oder in Miniatur zu malen. Er starb gegen das Ende des 18. Jahrhunderts²⁾.

(Ph. H. Kühb.)

GIUSTI (Giuseppe), italienischer Satyriker, am 12. Mai 1809 in Monsummano in Val di Nievole, nicht weit von Præcia, geboren, stammte aus einer an-

gelehrten Familie und widmete sich, nachdem er in den Collegien von Pistoja und Lucca den vorbereitenden Unterricht erhalten hatte, nach dem Wunsch seines Vaters auf der Universität zu Pisa der Jurisprudenz und, da diese seinen lebhaften Geist nicht sehr anspornen konnte, zugleich dem Studium der schönen Wissenschaften. Nach der Beendigung seiner Studien ließ er sich zu Florenz nieder, um sich zum Advocaten auszubilden; die geringe Neigung zu diesem Stande, die politischen Wirren des Jahres 1831 und eine unglückliche Liebe bewogen ihn jedoch, diese Laufbahn zu verlassen. Sein ohnehin melancholischer Sinn verdüsterte sich noch mehr durch die vollständige Zurückgezogenheit, worin er fortan lebte, und fand nur Trost und Befriedigung in der Satyre, womit er die politischen Exorbitanzen seiner Zeitgenossen und besonders seiner Landleute gestellte. Obgleich diese Satyren bei den damals obwaltenden Verhältnissen nur im Geheimen vertheilt werden konnten, so befanden sie sich doch schnell in Aller Händen und wurden allenthalben mit enthusiastischem Beifalle begrüßt. Seine Satyre traf mit rücksichtsloser Schärfe die faulen Zustände aller Classen der Gesellschaft, und da er die zu weit gehenden Bestrebungen aller Parteien haßte und einer gemäßigten liberalen Richtung huldigte, so zählte er bald viele der edelsten Geister Italiens, wie Manzoni, Massimo d'Azeglio und Gino Capponi, zu seinen aufrichtigsten Freunden. Seine Stimmung ward indessen fortwährend trüber und seine Gesundheit immer schwächer, so daß er die Bäder von Lucca gebrauchen mußte; der Aufenthalt an diesem Orte und in der gesunden Luft von Colle di Val d'Elsa wirkte auf ihn sehr wohthunend, und er gab um diese Zeit die erste Sammlung seiner Gedichte (Versi [1845. 8.]) und eine sehr gelungene Abhandlung über den italienischen Satyriker Parini (Discorso su Parini [Firenze 1846. 8.]) heraus. Die Uebertreibungen des Jahres 1848 hat er mit großer Anzucht und die Befürchtungen für die nächste Zukunft, welche er unvortheilhaft aussprach, verwirklichte sich nur zu bald. Borge a Suggiano im Nievolethale wählte ihn dreimal zum Deputirten in das erste und in das zweite Parlament und in die constituirende Versammlung. Er nahm aber nur wenig Theil an dem Kampfe der Parteien und sprach fast nie, weshalb man ihn auch als Reactionair zu verdächtigen suchte und sogar verfolgte. Die Kämpfe Leopold's II. an der Spitze der fremden Truppen erfüllte ihn mit tiefem Kummer; er verließ fast nicht mehr das Haus seines Freundes Gino Capponi, bei welchem er gastliche Aufnahme gefunden hatte, und starb am 31. März 1850 an einem heftigen Bluthuse. Ueber seine Lebensverhältnisse gibt die in neuester Zeit (1855) von Giovanni Frassi veranstaltete Sammlung seiner Briefe die beste Auskunft. Die Gedichte Giusti's (Poesie italiane [Lugano 1850. 18. Firenze 1852. 8. Bastia 1856. 8.]) mit einer Biographie des Dichters von Leopoldo Cempini gehören jedenfalls zu den besseren Erzeugnissen der neuesten italienischen Poesie, obgleich ihnen die eigentlich dichterische Weiße fehlt und viele derselben nur als gut gerimte

¹⁾ Biographie universelle. Tom. XVII. p. 477. Biographie générale. Tom. XX. p. 761.

²⁾ Biographie générale. Tom. XX. p. 762. G. J. Nagler, Künstlerlexicon. 5. Bd. S. 225.

U. Gurlitt. 1. B. u. 2. G. Gurlitt. LXVIII.

Profa gelten können; den ihnen in Italien gemachten großen Beifall verdanken sie hauptsächlich der darin ausgesprochenen politischen Gesinnung, denn das dem Dichter, selbst in Teutschland, im Uebermaße gespendete Lob läßt sich weder durch die Reueit seiner Erfindung, noch durch den Glanz seines Stils, noch durch die Kraft seiner Phantasie rechtfertigen. Der Haß gegen die Teutschen, welchen er in vielen seiner Gedichte fund gibt, grenzt nicht selten an Lächerliche und Gemeine. Man hat Giusti den italienischen Verranger genannt, jedoch mit Unrecht, da er mit diesem in keiner Weise einen Vergleich aushält.

GIUSTINIANI (Familie aus Venedig). Eins der bedeutendsten Patriergeschlechter Venedigs, einst in zahlreichen Linien verzweigt, von denen gegen 40 bis Ausgangs des 17. Jahrh. erloschen sind, jetzt nur noch durch vier in Venedig fortblühende Zweige repräsentirt¹⁾. Die späteren Genealogisten, stets bemüht, den italienischen und namentlich den venetianischen Adelsfamilien möglichst weite ableitbare Abstammung anzudeuten, lassen sie von dem Kaiser Justinian herkommen, der einer der im byzantinischen Reiche so gewöhnlichen Thronrevolutionen nach Äthien überföhrte, wo sie Justinopolis, das spätere Capo d'Äthra erbaut haben sollen, und von dort nach Venedig wandern, wo schon ums Jahr 736 ein Giustiniani, Schwiegervater des spätern Dogen Angelo Dandolo, das Amt eines Tribunen bekleidet habe. Im 12. Jahrh. habe das Geschlecht in ganz besonderer Blüthe gestanden, es habe damals drei Procuratoren von S. Marco hervorgebracht, deren letzter, Marco, im J. 1172 mit allen übrigen männlichen Sprossen des Hauses durch griechischen Verrath auf Chiös gendert habe. Die Sage erzählt, daß alle Giustiniani sich an der Expedition betheilig hätten, welche der Doge Vitale Michieli damals gegen Kaiser Manuel Komnenos unternommen, mit ihm gegen Chiös gezogen wären und dort, da die Griechen auf Manuel's Befehl die Brannen vergiftet hätten, sämmtlich elend umgekommen wären. Sie hätten, sagt eine noch spätere Tradition hinzu, daran gedacht, ihr Anrecht auf den Thron von Constantinopel geltend zu machen und wären deshalb dem Kaiser doppelt furchtbar gewesen. Ein einziger Sproß hätte diesen furchtbaren Schlag überlebt, der an den Fall der Fabier an der Cremera erinnert und wahrscheinlich diesen nachgebildet ist, wie so manches Fabelhafte in der älteren Geschichte Venedigs lediglich auf antike Reminiscenzen basiert: die

Republik, die sich zur Zeit ihres höchsten Glanzes höher und mächtiger dünkte, als die jung verlebene römische, mußte ja auch ihre Fabier haben. Nicold Giustiniani²⁾, der einzig Lebende, mit dem die historische Zeit des Hauses beginnt, findet sich vom 16. Juli 1153 an als Benedictinermönch im Kloster S. Nicolò di Lido erwähnt und ist ohne Zweifel der Stammvater des ganzen Geschlechts. Nach der Katastrophe von 1172 sandte, so meinet von ihm die Sage, die Republik, betrübt, daß ein so herrliches Geschlecht aussterben müsse, den Barbone Dorsosini und Tommaso Falier an Papst Alexander III., damit er dem Nicolò den Rücktritt in den Laienstand verstatte. Mit päpstlichem Dispens hätte er sich dann mit der Tochter des Dogen, Anna Michieli, vermählt, die ihm als Mitgift die drei Centrate von S. Roiss, S. Giovanni in Bragora und S. Pantaleone zugebracht und zu ihrem Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft gemacht hätte. Nicolò, dessen in zuverlässigen Quellen 1172 und 1178 als eins der Mitwähler der Dogen Ziani und Walspiro gedacht wird, soll später in sein Kloster S. Nicolò zurückgekehrt sein und dort als hochbetagter Greis sein Leben beschloffen haben, nachdem er zuvor das Kloster S. Adriano auf der schon längst vom Meere verschlungenen Insel Amiano erbaut, wo dann seine Gattin Anna als Renne ihr Leben, gleich ihm im Gerüche der Heiligkeit, beschloffen hätte. Beide sind später selig gesprochen worden. Bei den Nachrichten, die wir über seine Nachkommenschaft haben, finden wir noch viel Fabelhaftes mit echt historischen Notizen vermischt, wie denn eine seiner Töchter Marta, einen Eke, eine andere, Margherita, einen Sealsiger von Verona geheirathet haben, eine dritte, Verolotta, um 1290 (1) erste Abtissin des Klosters Santa Caterina zu Venedig geworden sein soll. Von Nicolò's Söhnen war Orsato, wohnhaft bei S. Giovanni Grisostomo, im J. 1205 einer der 41 Wähler des Dogen Ziani; am 7. Oct. 1207 zum Procurator von S. Marco ernannt, ist er am 12. Febr. 1212 (more veneto, d. i. 1213) gestorben, ohne das Nachkommen von ihm bekannt wäre. Matteo, 1192 Wähler, begleitete den Dogen Enrico Dandolo auf dem vierten Kreuzzuge und war bei der Erhebung von Constantinopel 1204 zugegen; Francesco lebte 1200 als Benedictiner; Vitale ist lang verstorben. Die andern fünf Söhne wurden Stifter von ebenso vielen Linien.

A. Linie Marco's zu S. Pantaleone.

Marco, wohnhaft zu S. Pantaleone, der Sage nach in der großen Seeschlacht gegen Barbarossa (die bekanntlich erdichtet ist) ausgezeichnet, war einer der Reblis, welche 1211 als Colonisten nach Cambia überföhrten; er stiftete dort eine Linke, die vielleicht noch

1) Von ältern Quellen zur Geschichte des Geschlechts sind zu nennen: *Hector de Jugis*, *Domus Justinianae panegyricus* (Patavi 1594. 4.); *J. M. Bombardenus*, *Brevia narratio Justinianae familiae* (Venetiis 1620. 4.); *P. A. Moiti*, *Gene Justinianae* (Patavi 1697, fol.) und die *Genealogia dell' Aug.^{ma} famiglia Giustiniana in Fr. Tommasini* *Scritti genealogici*. (Vicenza 1897. 4.) Bei diesem Werk ist außer den eigentl. angeführten speziellen Schriften besonders die in der ersten Red. des folgenden Artikels angeführten handschriftlichen und gedruckten Quellen, außerdem die *Discedenze delle famiglie patrie* (Cod. Cicagna N. 570), die venetianischen Chroniken und die *Actes des Archivio generale ai Frari*, sowie des Archivio notarile zu Venedig benutzt worden.

2) (*N. A. Giustiniani*) *Epistola ad Polycarum*, in qua B. Nicolai Justiniani Veneti monachus a fabulis vanisque commentis assertur (Trident 1746. 4.); *Gius. Genaro*, *Notizie apertanti al B. Nicolò Giustiniani monaco di S. Nicolò del Lido*. (Padova 1794. 4.; Venediz 1845. 8.)

in einzelnen, ganz verarmten Zweigen im griechischen Archipel zerflüßt. Derjenige Marco, der 1252 mit Giustiniano Giustiniani (da S. Luca) bei Sendung neuer Colonisten nach Candia genannt wird, war wahrscheinlich ein Nachkomme von ihm; im J. 1347 war diese Linie durch Pietro, Bernarbo's Sohn, repräsentirt. Zu ihr gehörte der gelehrte Giovanni Giustiniani (geb. 1501, gest. um 1556 im Exile).)

B. Linie Giacomo's zu S. Barnaba.

Der Stifter derselben, Giacomo, wohnhaft zu S. Barnaba, half mit seinem Bruder Matteo im J. 1204 Constantinopel erobern und machte 1241 sein Testament; von seinen drei Söhnen war Stefano 1218 Befehlshaber von einigen dem lateinischen Kaiserthume zu Hilfe gesandten Galeeren, Wähler des Dogen 1229, Herzog von Candia 1232, Gesandter in Venedig zum Aufstufte einer Flotte 1238, Gesandter in Ungarn 1240, Statthalter von Zara 1242; noch 1252 wird er als Befehlshaber in dem Meer genannt, welches der sembarbische Hund gegen den scheidlichen Caelino da Romano irrs Feld stellte. Sein Bruder Tommaso, Weist des Kaisers S. Adriano zu Gellamiano, war Befehlshaber einer Galeere im Kriege gegen Friedrich II. im J. 1246; half 1243 bei der Wiedererobrerung von Zara, ward 1249 zum Statthalter in Acre, 1251 zum Führer der Flotte gegen Caelino, 1252 zum Herzoge von Candia ernannt. Drei Jahre später führte er Venedig's Fußvolk gegen Caelino und erwarb sich in dem langen Kriege großen Ruhm. Hernach diente er dem Vaterlande im belagerten Lande gegen die eiferfüchtigen Genuesen, war 1270 Podesta in Padua, 1275 Gesandter an Papst Gregor X., um diesem den Wunsch der Republik zu seiner Heimkehr vom Concile zu Lyon zu bringen, 1276, 1280, 1289 unter den Wählern der Dogen, 1280 Podesta in Chioggia. Am 14. Sept. 1288 zum Procurator von S. Marco erwählt, starb er, fast hundertjährig, am 9. Nov. 1300. Sein Sohn Pietro, seit 1265 Mitglied des Rath's, ist Verfasser einer der ältesten, noch ungedruckten venetianischen Chroniken; mit ihm und seinem 1278 lebenden Bruder Marco Barbesso endete dieser Zweig im Anfange des 14. Jahrh.

C. Linie Marino's zu S. Moise.

Marino, wohnhaft zu S. Moise, in Familiennachrichten irrig als erster venetianischer Bailo auf Regroponte bezeichnet, hinterließ eine zahlreiche, gleichfalls sehr erlesene Nachkommenschaft. Von seinen Söhnen Rosso, der 1230 als Podesta zu Verona in den Kämpfen der dortigen Abtheilungen und Guelfen eine glänzende Rolle spielte, und Pancazio, der wegen seiner Verdienste am 7. Oct. 1270 zum Procurator von S. Marco erwählt wurde und am 21. Sept. 1277 starb, hinterließ letzterer vier Erben, deren einer, Fantino,

früher Gesandter in Ferrmo, um ein Bündniß gegen Aconza zu Stande zu bringen, im J. 1256 Bailo in Constantinopel ward, 1262 den Papst Urban IV. um Hilfe für den entthronten Kaiser Baldwin II. anging und gleich seinem Bruder Paolo unbekert starb, während Marco (I.) und Giustiniano (II.) diese Linie in zwei Zweige theilten.

I. Zweig Marco's.

Marco, von den Guelfen in Florenz 1264 als Podesta berufen, war ein entschiedener Anhänger der guelfischen Partei, weshalb ihn auch Bologna 1274 als Capitano del popolo an seine Spitze stellte. Im J. 1283 Podesta in Parma machte er sich dort der Volkspartei bald verhasst, da er, mit dem chryseigen Bischofe Diogo Sanvitale erbündet, darauf ausging, die Stadt dem Hause Este zu überliefern. Zuletzt mußte er ab danken, noch ehe seine Amtszeit abgelaufen war, und sich durch schleunige Flucht aus der Stadt retten, der seine allzu große Vorliebe für die guelfische Sache doch auf die Dauer nicht behagte. Seine Söhne waren Andreolo (1318), Filippo (1324) und Marco, letzterer durch seinen Sohn Pancazio (der 1301 als Gesandter nach Sicilien ging, um die dort mit Sequester belegten Güter venetianischer Unterthanen zu reklamiren und noch 1324 lebte) Großvater des Weist (gest. 1318); seine Nachkommenschaft erlosch mit seinen Söhnen und des Marco. Letzter, Mitglied des Collegs der Savj 1332, Haupt des Rath's der Vierzig 1333, zum Procurator von S. Marco am 17. Juli 1334 erwählt, war einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit. Im J. 1336 Gesandter in Verona, nahm er 1337 zugleich mit Marco Dorsini und seinem Verwandten Giustiniano Giustiniani im Namen der Republik die Burgen Scerravalle, Vol di Marise, Formenigo, Regnajo, Corbignano, Cavolano, Fragnano, Soligetto und andere in Empfang, welche einst die Herren von Camino inne gehabt, und die damals der Bischof von Ceneda aus Furcht vor dem Scaligeri an Venedig abgetreten hatte. Als drei waren später (am 5. Oct. 1343) Zeugen, als die genannten Burgen, Venedig's kräftigste Erwerbung auf dem italienischen Festlande, den Herren von Camino auf Neue als Fesseln der Republik überlassen wurden. Im J. 1337 war er Feldherr gegen die Scaligeri, 1339 und 1342 unter den Wählern der Dogen, bald darauf unter den Desputirten, welche das sechste Buch der venetianischen Statuten zusammenstellten. Von da an meist mit den Künsten des Friedens beschäftigt, starb er im September 1346. Irzig lassen ihn einige Schriftsteller noch 1343 die große Expedition gegen Zara beschließen, die Stadt im folgenden Jahre einnehmen, dort als ersten venetianischen Grafen residiren und endlich 1355 als Richter über Marino Falier und Desputirten bei der Wahl seines Nachfolgers Giovanni Gradignigo auftreten; diese Thatfachen gehören vielmehr dem Marco Giustiniani, Tommasino's Sohn; von der Linie Stefano's zu S. Polo an. Von Marco's Söhnen hinterließen nur Pietro, der in den Genealogien irrig

3) E. A. Cirogna, Inscrizioni Venetiane, Vol. III. p. 366 — 373. 4) Ceneda Vol. IV. p. 190.

als Herzog von Candia bezeichnet wird, und Pancrazio (Procurator von S. Marco am 4. Jan. 1346, Gesandter am Hofe Ludwig's von Ungarn 1347, berühmt durch seine Siege über die Genuesen und Griechen im Archipel, gest. den 13. Febr. 1352 in einer Seeschlacht am Beporoo's) Nachkommenschaft. Die des ersten erlosch schon 1383 mit seinem Enkel Gioanniz; Pancrazio hinterließ unter andern den Marco, Wähler des Dogen 1361 und Gesandten in Conegliano 1364 zur Beglückwünschung des Königs Peter von Cypern. Sein Sohn Giacomo setzte diese Linie fort. Sie erlosch mit Giovan Antonio, der, von Giacomo im sechsten Gliede abstammend und am 25. Sept. 1559 geboren, am 19. Dec. 1615 kinderlos starb.

II. Zweig Giustiniano's.

Giustiniano, in seiner Jugend unter den 1252 nach Candia gesandten Colonisten, gab seine dortigen Bestellungen bald auf und kehrte nach Venedig heim, wo er, bei S. Luca wohnhaft, noch 1312 gelebt haben soll. Von seinem Sohne Leonardo, der 1288 zum Empfange des neuen Dogen Grabenigo nach Capo d'Alfria gesandt wurde und 1290—1294 Podestà in Chioggia war, stammten die beiden Brüder Giustiniano und Bernardo. Erstere machte sich sowohl durch Kriegsthaten, als auch durch friedliche Handelsunternehmungen einen Namen. Im J. 1312 befehligte er eine Flottille, um die Verührung zwischen Zara und den Genuesen zu hemmen; 1319—1321 Herzog von Candia, ward er am 17. Juli 1325 gleich so manchem seiner Vorfahren und Verwandten zu der hohen Würde eines Procurators (der nächsten nach der des Dogen) erhoben, die er bis an seinen 1340 erfolgten Tod bekleidete. Im genuesischen Kriege des Jahres 1328 schlug er die feindliche Flotte in den griechischen Gewässern und zwang sie zu einem schimpflichen Frieden; dann diente er dem Vaterlande gegen das aufständische Pola, ward Gesandter in Verona, wo er bald darauf auch als Krieger auftreten mußte, und setzte im J. 1337 in Venedig's Auftrage die vertriebenen Carraren wieder in den Besitz von Padua. Sein ältester Sohn Taddeo zeichnete sich gleichfalls bei vielen Gelegenheiten aus. Er war einer der fünf Provveditoren, welche nach Unterdrückung des letzten großen Aufstandes der Colonisten auf Candia die dortigen Geseke reformirten. Dann that er sich 1367 bei Gelegenheit der Erhebung Triests gegen Venedig hervor, wo er als Generalkapitän der Flotte die langwierige Belagerung der Stadt leitete; seiner persönlichen Tapferkeit allein war die endlich erfolgte Einnahme von Triest zu verdanken. Später in den Kämpfen Venedig's gegen die Carraren hervortretend, hatte er das Unglück, in einen Hinterhalt der Ungarn, die letzteren gegen die Republik heilend, zu fallen und als Gefangener 1372 nach Ungarn geführt zu werden, wo ihm König Ludwig in Untertracht seines Heldennuthes die Ritterwürde ertheilt haben soll. Der Friede des Jahres 1373 gab ihn der Heimath wieder, der er auch in dem Kriege von Chioggia mit vielem Ruhme diente. In der Schlacht

bei Manfredonia von den Genuesen gefangen, blieb er ein Jahr lang in feindlicher Haft, bis er 1381 durch eine glückliche Flucht derselben entrannte, grade als sein Vaterland mit den Genuesen den turiner Frieden verhandelte. Er starb 1383, und seine Linie erlosch mit seinem Urenkel Giustiniano. Taddeo's Bruder, Marino, der 1360 bei S. Moissé wohnte, hinterließ den Sohn Bionco, einen der 32 Giustiniani, die zusammen der Staatseasse bei Gelegenheit des Krieges von Chioggia die Summe von 126,000 Lire vorstreckten. Mit dessen Enkel Niccolò erlosch dieser Zweig im 15. Jahrh. Bernardo, der 1344 als Podestà nach Padua ging und 1348 zur Zeit der großen Pest in den gefährlichsten Angelegenheiten sich thätig erwies, ward am 29. Jan. 1353 zum Procurator von S. Marco erwählt. Ein Jahr darauf war er unter den Correctoren der Wahlcapitulation (Promissione ducale) des unglücklichen Marino Falier, über den er 1355 zu Gericht sitzen sollte. Auch in dem genuesischen Kriege that er sich hervor, eroberte Scardona in Dalmatien, ging als Gesandter nach Padua und Verona, war unter den Wählern mehrer Dogen und erwarb sich viele Ehre durch die geschickte Art und Weise, durch die er verschiedene Streitigkeiten zwischen der Republik und dem venezianischen Alerus beilegte. Er starb am 28. Sept. 1361 mit Hinterlassung von sechs Söhnen, von denen aber nur zwei ihren Stamm dauernd fortpflanzten. Von den andern thaten sich namentlich Giustiniano als Gesandter in Candia und Vignen, und Marco gleichfalls als Gesandter an den Papst und an Genus hervor, letzterer war es auch, der 1378 als Führer von zehn reaktionistischen Galeeren die Insel Tenedos besetzte und dadurch den furchtbaren genuesischen Krieg hervorrief. Pietro (I.) und Orsato (II.) wurden Stifter zweier Linien.

I) Zweig Pietro's.

Pietro, in seiner Jugend Consul in Kairo, erwarb sich sowohl durch Gesandtschaften, als auch durch Kriegsthaten großen Ruhm. Er ging 1350 als Gesandter nach Padua, 1353 zum König Ludwig von Sicilien, der ihn zum Ritter schlug, 1364 zum päpstlichen Legaten in der Lombardei, 1367 zum Bruder Urban's V., der als sein Generalvicar nach Italien kam, 1369 nach Triest, um die niedereroberte Stadt besser zu besetzen, 1370 nach Aegypten zu den Mameluken. Die Unterdrückung des Aufstandes in Candia war großentheils sein Werk, und noch in dem Kriege von Chioggia zeichnete sich der Greis rühmlich aus. Am 18. Juli 1373 zum Procurator ernannt, bekleidete er diese Würde neun Jahre lang; er starb bald darauf, nachdem er dieselbe 1382 wegen seines hohen Alters niedergelegt hatte. Von seinen vier Söhnen hinterließ Giustiniano zwar mehrere Kinder, allein sein Zweig verblühte noch vor Ende des 15. Jahrh.; während Bernardo, als Rath und Senator früh verstorben, Vater von drei berühmten Söhnen wurde. Von diesen verwalte Marco verschiedeneämter mit großem Glücke und vieler Umsicht; Herzog Philipp Maria Visconti von Mailand gab ihm

das Zeugniß, er habe mit seinem Kopfe im Kriege mehr ihm mehr ausgedient, als 10,000 Reiter der Republik. Er starb 1440 hinterlos. Sein Bruder, der heilige Lorenzo Giustiniani¹⁾, geboren den 1. Juli 1380, ward am 5. Sept. 1433 zum Bischofe von Castello und am 15. Oct. 1451 zum ersten Patriarchen von Venedig ernannt; er starb am 8. Jan. 1456 und ward am 16. Oct. 1690 vom Papste Alexander VIII. unter die Heiligen versetzt. Der dritte Bruder Leonardo²⁾, einer der bedeutendsten Schüler Guarino³⁾ von Verona, besetzte vom 29. Dec. 1443 an das Amt eines Procurators und starb, hoch berühmt wegen seiner Verdienste um Wiederbelebung der classischen Studien, nach langer Krankheit am 10. Nov. 1446. Nicht minder bedeutend war sein einziger Sohn Bernardo⁴⁾. Am 6. Jan. 1498 geboren, diente er dem Vaterlande 60 Jahre lang in den wichtigsten Aemtern; viele Gesandtschaften richtete er mit Glück aus, namentlich nach Rom, wo ihm nicht minder seine Geschicklichkeit, als sein Reichtum hohes Ansehen erworb. Am 17. Dec. 1474 zum Procurator von S. Marco ernannt, kam er bei Erledigung des Degates im J. 1485 zweimal mit Agostino Barbarigo in die engere Wahl, und nur sein hohes Alter ließ ihn nicht die erste Würde im Staate erreichen. Bei seinem am 11. März 1489 erfolgten Tode hinterließ er sein Geschichtswerk: *De origine urbis Venetiarum* seinen Freunden testamentarisch zur Veröffentlichung. Von seinen Kindern war Eufemia⁵⁾, seit dem 28. Juni 1426 Nonne, seit 1444 Abtissin des Klosters Sta. Croce auf der Giudecca und als solche am 2. Juni 1487 gestorben, wegen ihrer beispiellosen Frömmigkeit und Aufopferung selig gesprochen. Die Nachkommenschaft

des einen Sohnes, Leonardo, erlosch bereits mit dessen Kindern 1574; die Marco's mit dessen Urenkel Luigi, der viele wichtige Staatsämter bekleidete, am 5. Juni 1593 zum Procurator erwählt ward, zwei Jahre später einer der Candidaten zur Dogenwürde war und am 13. Aug. 1691 im Alter von 79 Jahren starb. Länger dauerte die Nachkommenschaft von Lorenzo, Bernardo's Sohn, der gleichfalls viele öffentliche Aemter rühmlich verwaltete, 1507 Generalstatthalter von Cypern ward (wo er seiner Familie den Fleden Lefkoniko⁶⁾ erwarb) und den Palast Giustiniani, hinter der Kirche S. Moiss, im maurischen Style erbauen ließ, welcher, später im Besitze der Morosini, jetzt in ein Hôtel de l'Europe verwandelt ist. Lorenzo starb, 73 Jahre alt, 1514 mit Hinterlassung von acht Söhnen und drei Töchtern. Von erstern zeichnete sich Giovanni (gest. den 22. Aug. 1557) in dem Türkenkriege des Jahres 1538 aus; Giustiniano (gest. den 10. Dec. 1562) war Seemann und wegen seiner Frömmigkeit und Tüchtigkeit so berühmt, daß er 1551 zum Stellvertreter des Großmeisters für das Priorat Venedig ernannt wurde, und der große Rath sein Bild auf einem der Gemälde des Sitzungssaales anbringen ließ. Leonardo (gest. 1533) setzte durch seinen Sohn Lorenzo (gest. 1572) diesen Zweig fort, der sich gewöhnlich nach der Lage seines Palastes Giustiniani di Calle del Ridotto schrieb. Seine Gattin Bernardo (gest. 1571 bei Lepanto) und Giovanni (gest. 1613) waren Johanniter; Leonardo (gest. 1583 als Senator) setzte mit seiner Gattin Elisabetta Gernaro diese Linie weiter fort. Von dessen Söhnen war Lorenzo (gest. den 24. Mai 1619 zu Rom) gleichfalls Johanniter und ein vertrauter Freund des Papstes Paul V.; Giorgio (gest. den 5. Febr. 1628) richtete mit Ruhm verschiedene Gesandtschaften an den Herzog von Savoyen, König Jacob I. von England, der ihm die Ritterwürde verlieh, an Kaiser Matthias und die Osmanen aus. Girolamo (gest. 1626) blieb der Stammhalter des Geschlechtes. Zwar hinterließ dessen ältester Sohn Leonardo bei seinem den 19. März 1656 erfolgten Tode nur drei uneheliche Söhne, von denen Bernardo, Akt zu S. Leonardo auf Malamocco, als Verfasser einer Geschichte sämtlicher Ritterorden bekannt geworden ist; dagegen setzte Lorenzo (gest. den 30. Jan. 1667), ein im Griechischen und Lateinischen wohl bewandeter Mann und Verfasser eines Werkes über den Ursprung Venedigs, mit seiner Gemahlin Giustina Maria Morenigo seinen Zweig einige Generationen hindurch fort. Sein gleichnamiger Urenkel (gest. 1723 den 30. Nov.) ließ die Kapelle des heiligen Lorenzo in der Patriarchatskirche restituiren und ward in seiner Ehe mit Elena da Nola Vater von Girolamo und Antonio. Ersterer, zu wiederholten Malen eins der Häupter des Rathes der Zehn, ward am 8. Mai 1763 zum Senator ernannt und starb am 24. Sept. 1780. Er war reich und verschwenderisch, während sein jüngerer Bruder Antonio (geb. den 9. Dec. 1713) äußerst haushälterisch, fast geizig war. Um kein öffentliches Amt bekleiden zu müssen (was immer höchst kostspielig war, da der Staat seinen Patriziern keinen

5) *Bern. Justiniani Opusculum de vita B. Laurentii Justiniani* (Venetia 1475. 4. 1622. 4.). *Romae* 1690. 4.; *Patauii* 1691. 4. [übersetzt im *Trattato della disciplina e della perfezione del Giustiniani*. Venezie 1569. 4. und von A. B. Venezia 1690. 12.); *Geogr. Flamma*, vom B. Lorenzo G. (Venezia 1606. 4.); *D. Rosa*, *Summarum pontificum, illustrum virorum piurumque patrum de B. Laurentii I. vita, sanctitate ac miraculis testimoniorum centuria* (Venetia 1630. 4.); *F. Malpiero*, *La vita del B. Lorenzo G.* (Venezia 1638. 4.); *S. Petralina*, *Vita del B. Lorenzo G.* (Roma 1647. 8.); *Bus. Zancaro*, *Infulata sodales mystici virgo vire B. Laurentii I. elogium* (Venetia 1655. 4.); *Giul. Scacchietti*, *Il Faro dell' Adria o vite del B. Lorenzo G.* (Venezia 1676. 12.); *(Giamb. Pittori)* *Vita di S. Lorenzo G.* (Venezia 1691. 12.); *G. P. Naffi*, *Vita di S. Lorenzo G.* (Padova 1691. 4.); *Notizie storiche dell' origine, vita, santità e canonizzazione di S. Lorenzo G.* (mit einem ziemlich nachlässig gearbeiteten Stammbaume des Geschlechtes) (Colonia 1695. 8.); *(T. Cattaneo)* *Vite di S. Lorenzo G.* (Venezia 1712. 4.); *D. Nicolai Justiniani Monachi epistola ad amicam*. (Venetia 1744. 12.) Sein Bild von Garparcio, seine in der Kirche S. Pietro di Castello zu Venedig befindliche Statue und eine auf seine Kennzeichnung geprägte Medaille finden sich bei Elita a. a. D. 6) *(Krogus)*, *Inserzioni* Vol. II. p. 71. 7) *Ant. Stella*, *Bernardi Justiniani petrii Veneti, senatorii, procuratoris Ordinis viri amplissimi vita* (Venezia 1553. 8.) und seine Biographie vor der italienischen Uebersetzung seines Werkes, die 1608 zu Venedig (in 8.) erschien. 8) *Memorie della B. Eufemia Giustiniani monaca Benedettina ed obbedessa in Sta. Croce della Giudecca*. (Venezia 1788. 8.)

Gehalt zahlte) trat er in den geistlichen Stand. Als sein Bruder bei seiner Ernennung zum Senator äußerst verschuldet war, berief er ihn zu sich, erklärte ihm, wie schmachvoll es für seine Familie und das Vaterland wäre, wenn er unter solchen Verhältnissen im Senate säße, und übergab ihm die Schlüssel seines Geldschrankes mit der Aufforderung, soweit daraus zu nehmen, als zur Deckung seiner Schulden nöthig wäre. Der ganze Schrank ward geleert, und dennoch hinterließ er bei seinem am 26. März 1792 erfolgten Tode noch über 18,000 Zechinen allein in seinem Gelde. Jener einzige Act brüderlicher Liebe wiegt wol manche Eigenheiten dieses Sonderlings auf; bis zu seiner letzten Stunde weigerte er sich hartnäckig, ein Testament zu machen, um den Adveccaten wenigstens bei seinen Lebzeiten seinen Vererbte zu gönnen. Er war der letzte Mann seines Zweiges.

B) Zweig Dorsato's.

Dorsato Giustiniani, genannt del cane, der zur Zeit Nino Visconti's, vom 21. Dec. 1334 bis zum Mai 1338 als Podesta in Mailand walteite und 1348 als Gesandter zu den Tartaren ging, um das der Republik entrißene Lana zurückzufordern, steuerte bedeutende Summen zum Kriege von Chioggia bei und wird noch 1382 als einer der Wähler des Dogen Mocenigo genannt. Von seinen drei Söhnen ward Marco (gest. den 6. März 1444), der viele wichtige öffentliche Aemter bekleidete und die Kirche S. Elena in seinem Testamente reichlich bedachte, der Stammhalter des Geschlechtes. Der ausgezeichnete seiner Söhne war der älteste Dorsato¹⁾. Im J. 1430 Gesandter in Ferrara, um der Margherita Gonzaga, Verlobten Riccio's von Este, die Gesandte der Republik zu überbringen, diente er ein Jahr später unter Pietro Verbono gegen die Genuesen und war in der entscheidenden Schlacht bei Rapallo der Erste, welcher die feindlichen Galeren nahm. Auf's Neue ging er 1436 als Gesandter nach Ferrara, 1438 an Kaiser Albrecht II. zur Krönungswünsche, von ihm erhielt er die Ritterwürde. Später half er dem Francesco Sforza gegen die päpstlichen und neapolitanischen Truppen, diente dann wider ihn im Auftrage seines Vaterlandes und richtete mit Erfolg weitere Gesandtschaften an Kaiser Friedrich III. und an die Päpste Nicolaus V. und Sixtus III. aus. Er war es, der vergeblich sich bei dem Senate um Gnade für den unglücklichen Jacopo Foscari verwandte. Verschiedene höhere Staatswürden bekleidete er, bis er am 29. März 1459 zum Procurator ernannt wurde. Minder glücklich war er auf dem Geleite zu Mantua, Kränkungen, die er dort von Seiten des Vaterlandes erfuhr, veranlaßten ihn, die friedliche Laufbahn eines Gesandten mit der kriegerischen eines Oberführers zu vertauschen. So ging er denn 1463 mit einem nur geringen Heere als Generallieutenant nach Morea, kämpfte glücklich gegen die Türken, bis die Schlacht bei Laskos zu seinem größten Schmerze sich

gegen ihn entschied, und starb vor Kummer und Alter auf der Rückkehr nach Venedig am 11. Juni 1464. Das Vaterland feierte mit größtem Pompe sein Leiden-begänglich; Doge und Signoria wohnten demselben bei. Man erzählt von ihm viele interessante Charakterzüge. Als er einst als Gesandter nach Neapel ging, berichtet Marco Barbaro, habe ihn der König zur Audienz geladen, ohne ihm einen Stuhl anzubieten, da habe er seinen kostbaren Mantel abgenommen, sich darauf gesetzt und ihn nach beendeter Audienz zurückgelassen. Der König Alfonso habe ihn denselben durch seine Diener nachgeschickt, er aber sich weigert, denselben wiederzunehmen und entgegnet: „Ein venetianischer Gesandter nimmt nie seinen Stuhl mit.“ Er hinterließ keine recht-mäßige Nachkommenschaft, wol aber zwei natürliche Töchter, die er an venetianische Patrizien vermählte. Als er eine derselben verheirathen wollte, lud er den jungen Mann, dem er sie bestimmt hatte, zum Mittag-mahle ein, ohne ihm etwas von seiner Absicht zu sagen. Nach der Mahlzeit zeigte er ihm seine Tochter und er-kläarte, er wolle sie ihm zur Gattin geben; und als jener sich weigerte, da sie nicht legitim wäre, ließ er auf dem Tische seinen Purpurmantel ausbreiten und schüttete eine Flasche mit Del darüber. Als der Jüngling nun sam-merte, daß der Mantel durch diese Fleden verderben, bedachte er sie alle mit Dukaten und fragte dann jenen, ob man sie noch weiter säße? Jener antwortete: „Kein.“ „„Gesehe,““ sagte Dorsato, „„wollen wir es mit dem Wadchen machen,““ und gab ihr so viel Dukaten zur Aussteuer, daß der Folge Jüngling dabei gern den Mantel ihrer Geburt überließ. Wie reich Dorsato war, geht noch aus einer andern Anekdote hervor. Als Gesandter in Neapel lud er einst den König zum Mit-tagsmahle ein. Alfonso, entweder, um der Einladung nicht nachkommen zu müssen, oder um den Venetianer zu verwirren, verbot in der ganzen Stadt, ihm für jene Tage Delh zu liefern. Da kaufte Dorsato alle Mandeln in Neapel auf und ließ auf deren Rinden das Mittags-mahl für den König und sein Gefolge trocknen. In der Kirche S. Andrea del Vido hat er sein Grab.

Marino, Dorsato's jüngster Bruder, stiftete eine un-berühmte Linie, die mit seinem Urenkel Gasparo 1580 erlosch. Sein anderer Bruder Pancrazio, Mitglied der Quarantia criminale, hinterließ von Isabella Cor-naro eine sehr zahlreihe Nachkommenschaft. Den ältes-ten Sohn Dorsedo (gest. 1495) überlebten gleichfalls viele Kinder, von denen Andrea, ausgezeichnet im Kriege gegen die Wirren von Cambray und durch edlen Pa-triotismus hervorragend (wie er denn seinem Vaterlande über 12,000 Dukaten schenkte) am 6. Juli 1522 zum Procurator von S. Marco erwählt wurde und als sol-cher 1543 starb. Sein Bruder Pancrazio (gest. 1519) ist Verfasser einer Schrift über die Großthaten des venetianischen Volks. Girolamo (gest. 1529) war 1524 einer der Candidaten für das erledigte Patriarchat von Venedig; Leonardo (gest. den 18. Oct. 1554) setzte mit Chiara Priuli seine Linie fort. Von seinen Söhnen. war Luise (gest. 1585) von 1574 bis 1581 Coadjutor

¹⁾ Cicogna, Inscrizioni Vol. II. p. 55 seq.; zwei auf ihn geprägte Medaillen bei Litta (Nr. 11. 12).

des alten Patriarchen Grimani von Aquileja; Onofredo (gest. 1592), der sich namentlich bei Lepanto hervorthat, besaß viele wichtige Staatsämter; Andrea (gest. den 11. Mai 1587) hinterließ fünf Söhne, von denen namentlich Lorenzo (gest. 1620) und Aluise (gest. 1628 als der letzte Mann dieser Linie) sich durch Gelehrsamkeit und unbeschränkte Verwaltung vieler öffentlicher Ämter bekannt gemacht haben. Pancrazio's zweiter Sohn Marino (gest. 1511) ward Haupterbe seines Oheims Orlando, dem er ein prächtiges im J. 1810 bis auf eine Statue zerkümmertes Monument errichten ließ; seine Nachkommenschaft, wenig bedeutend, erlosch in der fünften Generation mit Giacomo (geb. 1629, gest. 1675). Marino's Bruder, Benedetto, ging 1498 als Gesandter an Ludwig XII. nach Mailand, er stand wegen seiner Verdienste, seines Reichthums und seiner verwandtschaftlichen Verbindungen in höchstem Ansehen und starb 1505 mit Hinterlassung zahlreicher Nachkommen, die meist bedeutende Staatsämter besaßen, ohne sich besonders hervorzuheben. Die Linie seines Sohnes Girolamo (gest. 1530) erlosch schon in der dritten Generation mit Stefano (geb. 1550, gest. den 28. Juni 1631 an der Pest), der Stamm Gianfrancesco's (gest. 1527) in der sechsten Generation mit Almo's (geb. den 2. Sept. 1667, gest. nach 1715).

D. Linie Stefano's zu S. Polo.

Stefano, von dem wenig bekannt geworden ist, hinterließ fünf Söhne, unter denen Marino Stifter einer nach 1388 erloschenen Zweige geworden ist, Pietro (s. den folgenden Art.) sich eine Herrschaft in Griechenland stiftete, Marco als Bailo von Acre 1256 mit den Genuesen die blutige Fehde wegen der Kirche S. Saba bestand und hoch bejahrt in Venedig starb. Einer seiner Söhne, Ugolino, zeichnete sich bei der Verschwörung Bajamonte Tiepolo's als Possess von Chioggia aus und starb nach 1314; von seinen vier Söhnen wurden Pietro, wohnhaft zu S. Pantaleone, und Tommasino, zu S. Polo, die Stifter zweier Nebenlinien.

1. Zweig Pietro's.

Von Pietro's, des ersten venetianischen Consuls in Alexandria (1346), zwei Söhne stiftete Andrea einen schon 1471 mit seinen gleichnamigen Enkeln erloschenen Seitenzweig, während Francesco, der im Kriege von Chioggia sein Leben heldenmüthig endete, durch seinen Sohn Donato (s. den folgenden Art.), Herrn von Stura aus Ragusa, Großvater von fünf Enkeln ward, die alle ihre Linien fortsetzten. Die Orlando's erlosch indessen schon mit seinen Söhnen, die Michele's mit seinem Enkel Dionigi, die Aluise's mit seinem Enkel Andrea, dem Altershämmer, der 1504 als Graf zu Liefana starb. Dionigi, Donato's zweiter Sohn, ward durch seinen Sohn Pietro (gest. 1499) u. a. Großvater des Paolo, eines kriegerischen Mannes, der seine Laufbahn zur Zeit des Krieges von Cambray eröffnete und 1513 Padua heldenmüthig gegen die Spanier vertheidi-

gte. Nicht minder zeichnete er sich in dem Kriege gegen Karl V. aus, als Venedig auf Seiten Franz's I. in den Genuesen von Genua kämpfte, er selbst erlief 1527 zuerst die Mauern des wichtigen Castellamare, kämpfte dann mit Erfolg gegen die Türken und lösteten und starb ruhmbedeckt am 26. Sept. 1560. Von seinen Kindern ist einzig der Sohn Pietro zu erwähnen, welchen der Großmeister des Johanniterordens aus Dankbarkeit gegen seinen Vater, der dem Orden im Kriege von Rhodes und auch später gegen die Türken so wichtige Dienste geleistet, trotz seiner Jugend in den Orden aufnahm. Zum Großprior von Messina ernannt, that er sich 1565 bei der Vertheidigung von Malta hervor, ging zwei Jahre später als Gesandter zum Papste Pius V., um Unterstützung für seinen Orden zu erlangen, und ward 1569 zum Stellvertreter des Großmeisters und Gouverneur von La Valetta ernannt. Er führte 1570 die Flotte des Ordens zum Entsatze von Cypern an, ward aber in der Nähe von Candia geschlagen und konnte sich nur mit Mühe nach Suda retten, um sich bort den Galeren der Liga anzuschließen. Bei Lepanto erlitt er drei Wunden, kämpfte 1572 wiederum tapfer, aber ohne Erfolg, gegen die Osmanen und starb in dem nämlichen Jahre, 57 Jahre alt, als der letzte Mann seines Zweiges. Donato's Erstgeborener, Antonio, gleich dem Vater Herr von Stura, hinterließ fünf Söhne, von denen Giustimiano, ein arger Verschwenner, 1511 in der Verbannung starb, Francesco den Zweig auf Ragusa fortsetzte, Paolo, als Verbannter in Candia gestorben, außer andern Kindern die Söhne Antonio und Giacomo hinterließ, die Stammhalter zweier noch blühender Linien des Hauses.

1) Zweig Antonio's, genannt Giustiniani de' Vecovi.

Antonio ward von dem Senate 1498 zum Professor der Theologie und Philosophie in der Vaterstadt ernannt und hatte wegen seiner Gelehrsamkeit und Verdienste einen großen Zulauf von Zuhörern. Ernannt seit 1501, verwaltete er bis 1508 unter den schwierigsten Verhältnissen mit größter Geschicklichkeit den wichtigen Posten eines ständigen Gesandten in Rom und zeichnete sich auch während der darauf folgenden Kriegsjahre rühmlichst aus. Bei Brescia fiel er 1512 in die Hände der Franzosen, kaufte sich mit seinen Schätzen los und ging das Jahr darauf wieder nach Frankreich, um im Namen Venedigs mit Ludwig XII. Frieden und Bündnis abzuschließen. Später fern ward ihn in Adrianopel als Gesandten an Selim I., dann als Capitain in Candia, 1517 in Paris bei Franz I., hierauf bei Maximilian I., um mit ihm Botschaftsstand abzuschließen, endlich 1522 bei Adrian VI., um diesen bei seiner Ankunft in Rom zu beglückwünschen. In der Zwischenzeit bekleidete er in der Vaterstadt viele Ehrenämter, trug 1521 den Dogen Antonio Grimano und starb, 65 Jahre alt, in dem für Venedigs Patriot so furchtbaren Jahre 1528, in welchem nicht weniger als 225 Mitglieder des großen Rathes starben. Sein jüngerer Sohn Marco (gest. 1596) bekleidete, seines Vaters

würdig, zahlreiche Stellen. Der ältere, Francesco¹⁰⁾, richtete verschiedene Gesandtschaften in Mantua und in Frankreich aus, wußte sich die Zuneigung Heinrich's II. von Frankreich im höchsten Grade zu gewinnen und starb am 29. April 1554 in seiner Vaterstadt, der er 23 Jahre hindurch treu und eifrig gedient hatte. Als Gursium wird von ihm erwähnt, daß er im J. 1529 in die Gesellschaftergesellschaft trat (Compagnia della Calza), deren Mitglieder das rechte Bein roth, das linke blau und vielfelt mit einer darauf gestrichen Cypresse trugen. Von seinen Söhnen beschloß Antonio (gest. 1584) sein Haus fort. Auf diesem folgen in der geraden Stammlinie Daniele (gest. 1616, Bruder Francesco's, der 1605 zum Bischof von Treviso ernannt seine Würde 1623 aufgab und 1641 auf seiner Villa Salla starb, wo er eine prächtige Kirche geweiht hatte), Pietro (gest. 1668, Bruder von Vincenzo, Bischof von Treviso von 1623 bis 1635 und dann von Prescia (gest. 1645) und von Marco, Bischof von Treviso und dann von Genua, nach sechs Jahren 1625 nach Verona verlegt und dort 1649 gestorben), Francesco (gest. 1691), dessen ältester Sohn Pietro 1688 eine Batterie beim Sturme auf Negroponte besetzte und 1705 in der Kirche S. Pantaleone begraben wurde. Da seine Ehe mit Daniela Moreosini kinderlos war, so setzte sein jüngerer Bruder Ledovico (gest. nach 1707) durch seinen Sohn Pierfrancesco (gest. nach 1750) den Stamm fort. Von seinen drei Söhnen erbte Giambattista (geb. den 2. April 1745) den Post der Republik; er trat in ein dunkles Privatleben zurück und starb den 30. Juli 1815. Drei Jahre später folgte ihm sein jüngerer Sohn Aluise Angelo im Tode nach; während der ältere, Francesco Pierantonio, geb. den 5. Jan. 1791 und von Kaiser Franz I. als Nobile anerkannt, gegenwärtiger Repräsentant dieser Linie ist. Seine Gemahlin Lucrezia Priuli, die ihm nach dreißigjähriger Ehe durch den Tod am 11. März 1818 entziffen wurde, hat ihm am 25. Dec. 1816 den einzigen noch lebenden Sohn Giambattista geboren.

2) Sicig Giacomo's, genannt Giustiniani delle Battorie.

Von Giacomo's, des Stifter's Söhnen, ward Michele (gest. 1540) Vater eines Delfato¹¹⁾, der als Dichter in jenen Zeiten glänzte und 1613 zu Montebello starb. Marcantonio (gest. 1571) ward der Stammhalter seiner Linie. Auf ihn folgen in direkter Reihe Zacaria (gest. 1626), Delfato (gest. nach 1611), Marcantonio (gest. 1701), der sich einen prächtigen Palast auf den Battorie von Longhena erbauen ließ und Vater von fünf Söhnen wurde, von denen einzig Gianfrancesco und Giacomo hier zu erwähnen sind. In einer Zeit, in der der venetianische Adel fast allgemein entartet war, that sich ersterer durch die heldenmüthige Vertheidigung von Spinalonga auf Candia, das er mit geringen Hilfsmitteln zwei Jahre lang (von

1713—1715) gegen die Osmanen schirmte, hervor; während Giacomo (gest. den 1. März 1750), lange ein angesehener Senator seiner Vaterstadt, durch seinen Sohn Angelo Lorenzo (gest. 1799) als Vize von Elisabetta Maria Suarez, Marchesa von Convincento) Großvater des einzigen Enkels Angelo Giacomo¹²⁾ ward. Erboren am 15. Juni 1757 und im Alter von 20 Jahren in den großen Rath aufgenommen, glänzte dieser als Jüngling in der Accademia Giustiniana, in der die jungen Patrioten sich der freien Beredsamkeit widmeten. Mit 25 Jahren begann er öffentliche Reden zu bekleiden und machte sich durch die unnachlässliche Strenge, mit der er die Mißbräuche bekämpfte und abschaffte, bei allen Patrioten beliebt. Als Buonaparte nach den Friedenspreliminarien von Leoben zu Treviso erschien, um die veraltete Republik zu vernichten, trat ihn Giustiniani, damals außerordentlicher Provveditor, mit der Ruhe und Würde eines alten Römers entgegen. Am 2. Mai 1797 hatten beide eine heftige Unterredung; Giustiniani, der als edler Patriot sein Vaterland gegen die Verleumdungen des Feindes vertheidigte, ward von Buonaparte mit dem Tode bedroht, wenn er nicht Treviso sofort verlasse; er entgegnete, seine Beschie empfangen er vom Senate allein, und sein Leben achte er nur in soweit für theuer, als er dasselbe dem Dienste des Vaterlandes widmete. Diefelbe Scene erneuerte sich zu Mailberg einige Tage später; des einen Mannes Heldenthum erwiehr ihm kurzen Aufschub der Todesstunde seines Vaterlandes. Bald zogen die französischen Truppen in Venedig ein, und fürchtbar war die Enttäuschung dreier, die in dem Wahne, eine demokratische Republik würde an die Stelle der alten Aristokratie treten, dem Feinde die Einnahme der Stadt erleichtert hatten, als Venedig und sein Gebiet in österreichische Hand überging. Als später Venedig dem Königreiche Italien einverleibt worden war, lebte Giustiniani ruhig auf seiner Villa bei Treviso, bis er 1808 eine furchtbare Verfolgung von Seiten seiner Feinde zu erfahren hatte. Ein gewisser Giuseppe Pelizzoni, der 1797 im Gebiete von Prescia einen Aufstand zu Gunsten Venedigs organisiert hatte, ging damit um, die alte Verfassung herzustellen, wozu der drohende Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich eine passende Gelegenheit zu bieten schien. Giustiniani, dem er von seiner Anführung her bekannt war, hatte ihn, als er später vorant war, öfters unterstützt; jener schrieb damals an ihn und lud ihn ein, sich nach Venedig zu begeben. Da verrieth ein Graf Perz aus Verona, mit dem Pelizzoni gleichfalls in Correspondenz getreten war, aus Angst die Sache der Regierung; man leitete gegen Alie, die nicht für entscheidende Anhänger der neuen Zustände galten, Untersuchungen ein, und so wurden denn auch am 9. Oct. 1808 Giustiniani's Papiere untersucht, und da

10) Cicogna, Inscrizioni Vol. III. p. 365—366. 11) Ehrenhof, Vol. II. p. 21.

12) (Giamb. Baroni) Ritratto di S. E. N. H. Angelo P. detto Giacomo Giustiniani Recanati patrizio veneto, consigliere di S. M. J. R. A. e vicepresidente all' J. R. Magistrato Comerale, detto protettore della Vicaria di Mirano nei dì 18 giugno 1800. (Vicenza 1800. 4.)

man darunter den Brief Pellizzoni's vorfand, schleppete man ihn in die Kerker am Rialto, hielt ihn hernach 38 Tage im eigenen Hause gefangen und ließ ihn endlich in Anbetracht seiner Unschuld frei. Pellizzoni und ein Mitschuldiger wurden in Venedig enthaupet; dem Giustiniani aber verkürzten die letzten Erbschaften sein Leben, so daß er schon am 21. März 1813 in noch rüstigem Alter starb, ein seltenes Beispiel von hohem Sinne in klavirischer, entwerterter Zeit. Sein Sohn Angelo Lorenzo, den Franz I. 1824 in seinem Adel bestätigte und mit dem Grafenstande ehrte, ist in seiner Ehe mit Elena Tizpolo Vater von 16 Kindern geworden, von denen vier jung gestorben sind. Graf Angelo Giacomo als Erstgeborener ist gegenwärtig Repräsentant seines Zweiges.

II. Zweig Tommasino's.

Tommasino's Sohn war Marco, 1345 Gesandter in Padua, dann Feldherr gegen Zara, wo er am 1. Juli 1346 einen glänzenden Sieg erfocht, der die baldige Uebergabe der Stadt zur Folge hatte. Dort versuchte er äußerst strenge, ließ mehrere der unruhigen Vornehmen hingerichten und machte sich in ganz Dalmatien einen gefürchteten Namen. Später bekleidete er wiederholt das Amt eines Podestà zu Treviso, das eines Grafen zu Sebenico, ward 1359 Consul in Alexandrien, kämpfte mit Erfolg gegen die Ungarn und die Rebellen von Candia und starb 1379. Die Linie seines Sohnes Michele (1400) erlosch schon mit dessen Sohne Francesco, der 1414 als Baiso in Konstantinopel starb. Marco's Erstgeborener, Franceschino, hinterließ den Aluise, genannt dall' Dalgio, der viele Handelsfahrten im Interesse des Vaterlandes unternahm. Viel tummelten sich auch auf dem Meere herum seine Söhne Marco (dessen Stamm schon mit seinen Kindern ausging) und Marino. Letzterer ward am 28. Aug. 1478 von allen Staatsämtern und selbst aus dem großen Rathe auf drei Jahre ausgeschlossen; er hatte dem Bischofe Lorenzo Zane, einem nahen Verwandten seiner Gattin, die Mittel zur Flucht gewährt, als dieser wegen Miththeilung der Staatsgeheimnisse an den römischen Hof verurtheilt war. Von seinen sieben Söhnen hinterließen Giannaluisi, Sebastiano, Nicolo und Giacomo Antonio (gest. 1515) Nachkommen; Girolamo (gest. 1548), dem seine zwei Söhne im Tode vorangegangen waren, vermachte sein ganzes Vermögen der Kirche St. Maria della Vergini, deren Procurator er 22 Jahre gewesen, und in der er auch begraben liegt. Ruhmlos erlarb Giacomo Antonio's Zweig schon 1564 mit seinem Sohne Marco, der Nicolo's (gest. 1513) rühmlicher mit seinem Sohne Vincenzo, der lange dem Vaterlande gegen die Kaiserlichen, die Uskokos und die Türken diente und am 25. Nov. 1570 starb. Sebastiano (gest. den 13. März 1543) zeichnete sich sowohl als Krieger, als auch als Beamter und Redner aus. Er ging 1499 als Gesandter nach Ungarn, um ein Bündniß gegen die Osmanen abzuschießen, 1505 nach Polen, beehrte sich als Podestà

von Brescia in den schlimmsten Tagen der Republik, suchte aber vergeblich Maximilian I. von seinen Mittern zu trennen. Glücklicher war er in Dalmatien, wo er die stolzen Frangipani bezugte, und rühmlich bewährte er sich als Baiso in Konstantinopel. Im J. 1514 ging er mit Pietro Pasqualigo als Gesandter nach Frankreich, um den König zu eiger Intervention in Italien zu veraplassen, und verblieb dann in gleicher Stellung vier Jahre lang am englischen Hofe. Als er 1526 aufs Neue nach Frankreich ging, um Franz I. zu seiner Befreiung zu beglückwünschen, nahmen ihn Schweizer die Schuldforderungen an venetianische Reibit hatten, auf dem Comersee gefangen; und nur durch Verwendung des Papstes erhielt er seine Freiheit wieder und blieb dann bis zum Frieden von Cambray am französischen Hofe. Nach Venedig heimgekehrt, bekleidete er verschiedene höhere Staatsämter und ward noch drei Jahre vor seinem Tode am 30. April 1540 zum Procurator von S. Marco ernählt. Seinen Sohn Marino (gest. 1542) finden wir als Gesandten bei Franz I., dem römischen Könige Ferdinand und Karl V., er nahm an dem verunglückten Zuge gegen Algier Theil und starb heimkehrend auf der spanischen Küste; sein Zweig erlosch 1612 mit seinem Urenkel Giambattista. Giannaluisi (gest. 1521), Sebastiano's Bruder, hinterließ unter andern Söhnen den Marco, genannt den Ketten (gest. den 19. Sept. 1566) und den Bisporiker Pietro. Des ersten Sohn Girolamo¹³⁾ diente dem Vaterlande treu in allen innern Angelegenheiten; am 29. Aug. 1616 zum Procurator von S. Marco ernannt, ging er 1621 als Gesandter nach Rom, erhielt vom Papste Gregor XV. die Ritterwürde und starb am 19. Jan. 1623. Sein Bruder Francesco (gest. 1604) bekleidete gleichfalls viele Staatsämter und machte sich namentlich 1601 um Äffrien verdient, das einzig in Folge seiner Vorseorge von der in Triest herrschenden Seuche verschont blieb. Sein ältester Sohn Marco starb 1667; die Nachkommenschaft des jüngeren Angelo (gest. 1630 in Verona an der Pest) war schon sechs Jahre früher mit dessen Enkel Girolamo erloschen. Pietro Giustiniani¹⁴⁾, Marco's des Ketten Bruder, machte sich früh als Advocat einen Namen und ruhte öfters vor den Staatsämtern, die ihn von allen Seiten her angetragen wurden, aus, um seine Geschäfte Venedig zu verwalten, ein bedeutendes Werk, das aber seinem Vorfasser viele Unannehmlichkeiten ob der Freimüthigkeit bereitete, mit der er darin öffentliche und Privatverhältnisse berührt hatte; er starb 1576, und sein Zweig verblühte 1668 mit seinem Enkel Angelo¹⁵⁾, einem ausgezeichneten Senator.

13) Praeclarissimum virtutum atque eximiarum dotum Hieronymi Justiniani viri ill. senatoria optimi procuratoris octavo S. Marci excellentissimi panegyricus Aug. Trei (Venetia 1617. 4.) Cicogna, Inscrizioni. Vol. III. p. 199. 14) Cicogna, Inscrizioni. Vol. IV. p. 183 seq. 15) Fr. Rossi, La virtù adorata, Panegirico ad Angelo Giustiniani nelle sua partenza dalla prefettura di Padova. (Padova 1657. 4.)

E. Linie Filippo's zu S. Giovanni in Bragora.

Der Stifter der Linie, Filippo, 1211 als Camerlengo in Venedig genannt, war Vater des Patriarchen Pantalone und des Federigo (s. den folg. Art.). Von des letztern sechs Söhnen wurden Nicolò, Pietro und Federigo Stifter dreier Nebenlinien.

I. Zweig Nicolò's.

Nicolò (s. den folg. Art.) ward durch seinen Sohn Pantalone u. a. Großvater eines gleichnamigen Enkels, der in seiner Jugend dem Vaterlande getreulich gegen den Patriarchen von Aquileja, gegen Verona und Ungarn diente. Zur Zeit des genuesischen Krieges 1354 rüstete er auf eigene Kosten eine Galeere aus, ward zum Capitain des Wolfes ernannt, vertheidigte später die Lagunen gegen die Ungarn und ward am 18. Aug. 1357 wegen seiner Verdienste zum Procurator von S. Marco ernannt. Als solcher war er Gesandter in Constantinopel, half mit Strenge den andernischen Aufstand unterdrücken und kämpfte ruhmvoll gegen den Herzog Leopold von Oesterreich, der das ausländische Trüß gegen Venedig unterstüzte. Nachdem er später noch verschiedene Gesandtschaften nach Neaplen und Aegypten ausgerichtet hatte, starb er 1370; mit seinen Söhnen ging seine Linie aus.

II. Zweig Pietro's.

Pietro's Enkel, die Kinder seines Sohnes Marco¹⁴⁾, hinterließ zahlreiche Nachkommenschaft. Am bekanntesten von ihnen ist Pietro durch sein tragisches Ende geworden. Nachdem er früher sich im Felde heroisch betheiligte und zur Zeit des Krieges von Chioggia bedeutende Summen dem Staatsschatze vorgelegt hatte, ward er zum Vorogader ernannt und als solcher von seinem Collegen Dittoro Morosini denunciirt, als habe er den Carrarese von Padua wichtige Staatsgeheimnisse verrathen. Es stellte sich heraus, daß er von denselben ein Korbchen voll Trauben zum Geschenke angenommen hatte, und das genügte. Auf der Folter gestand er den Hochverrath ein und ward am 5. Mai 1385 auf Befehl des Rathes der zehn zwischen den beiden Säulen der Piazzetta enthauptet. Das Geschlecht seines Bruders Andrea, der 1352 als Gesandter nach Aquileja ging und später Emericus als Graf verwaistete, erlosch schon mit dessen Sohne Alfise; das Nicolò's, dessen Söhne sich in Staatsdiensten rühmlichst hervorthaten, mit seinem gleichnamigen Urenkel ums Jahr 1500. Francesco wohnte zu S. Giovanni in Bragora, und ward durch seinen Sohn Federigo Großvater von sechs Enkeln, von denen drei ihren Stamm fortsetzten. Die Linie Francesco's erlosch bereits mit seinem Enkel 1513, die Marco's, ebenso ruhmlos, wie jene, 1606 in der sechsten Generation mit Giannantonio; Nicolò, mit dem Beinamen der Formenti, hinterließ unter andern Söhnen

den Federigo, der seine Jugend unter Studien und Handelsfahrten verlebte. Später diente er dem Vaterlande gegen die Türken, vollbrachte Heldenthaten bei dem unglücklichen Schlage, den Canale gegen Regio ponte ausföhrt, ward Statthalter von Rimini und Moden und starb 1486 auf Cypern, das er schon drei Jahre lang im Namen der Vaterstadt regierte. Von seinen Söhnen ward, der älteste Nicolò (gest. 1515) Stammvater der Grafen von Carpasso auf Cypern (s. den folg. Art.); sein Urenkel Giampietro bestahl als Camerlengo zu Regio die Cassen, ward deshalb für ewige Ketten verbannt und starb 1626 im Exile, als der letzte seines gräflichen Zweiges. Des ersten Grafen Bruder Pietro (gest. 1511) hinterließ einen 1571 kinderlos verstorbenen Sohn Girolamo; der jüngste Sohn des alten Federigo, Girolamo, ging als Gesandter nach Aegypten und starb 1514 auf Cypern, wo er seinen Nachkommen bedeutende Besitzungen erworben hatte. Diese, meist mittelmäßige Leute, vergauden den Reichthum ihres Ahnen und versiehl zuletzt in die größte Dürftigkeit. Der letzte Mann des Zweiges, Daniele, ward wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder verbannt, und starb am 15. Juli 1651. — Der letzte Bruder des enthaupteten Pietro, Giovanni, der sich bei manchen Gelegenheiten hervorthat, setzte durch seinen Sohn Marco (gest. 1458) und seinen Enkel Giovanni¹⁵⁾ seinen Zweig fort. Letzterer war 1433 einer der 21 Nobili, welche die Republik zum baseler Concile deputirte, später Herzog von Candia, dann Gesandter in Ungarn, wo er sich in der unglücklichen Schlacht bei Lina hervorthat, und starb 1456; er hatte im J. 1424 von dem Könige von Dänemark, den er nach Palästina begleiten sollte, die Ritterwürde erhalten. Ihn überlebte ein einziger Sohn Francesco. Mit der Ritterwürde geehrt, ging er 1465 und 1470 als Gesandter nach Mailand, begleitete 1469 den Kaiser Friedrich III. auf seiner Reise durch die Besitzungen der Republik und ward 1474 am Matthias Geroinus nach Ungarn gesandt, um mit ihm ein Bündniß gegen die Türken abzuschließen. Gleich seinem Vater ein großer Wohlthäter der Kirche S. Elena, starb er im J. 1479 und ward in derselben neben seinem Vater beigesetzt. Von seinen Söhnen verdient zunächst Paolo¹⁶⁾, geb. 1476, Erwähnung. Nachdem er seine Studien in Padua beendet, lehrte er 1501 in die Prima philosophia zurück und widmete sich in der Einsamkeit auf Murano einem stillen, beschaulichen Leben. Von einer Wallfahrt nach Jerusalem zurückgekehrt, trat er in den Camaldulenserorden, ohne in denselben dauernde Befriedigung zu finden. Er bat deshalb Leo X. um die Erlaubniß, einen neuen Orden gründen zu dürfen, und so ward er 1520 Stifter der Eremiten von Monte

14) Dieser Marco (gest. 1358) ließ sich 1347 in der Kirche S. Giovanni in Bragora ein prächtiges Erdgrabniß errichten, von dem Litta eine Abbildung liefert.

17) Von dieser gräflichen Linie ruhen Matteo und Giovanni in der Kirche S. Giovanni a Paolo unter einem prächtigen Monumente, von dem sich eine Abbildung bei Litta versteht.
18) Cirogna, Inscrizioni. Vol. III. p. 365. 19) A. R. Fiori, Vita del R. Paolo Giustiniani institutore della congregazione de' Padri Eremiti Camaldulensi di S. Romualdo detta di Sta. Corona. (Roma 1724. 4.; 1739. 4.)

Corona. Bei der Strenge des neuen Ordens hatte er viele Schwierigkeiten zu überwinden, viele Gefahren und Verfolgungen zu erdulden, bis er am 28. Juni 1528 in dem ihm verliehenen Kloster S. Silvestro auf dem Soracte sein Leben beschloß; wegen seines exemplarischen Wandels ist er selig gesprochen worden. Von seinen sechs Brüdern wurden Giovanni und Antonio Stifter zweier Linien, während die Nachkommenschaft Giacomo's (gest. 1607 im kräftigsten Alter) schon mit dessen Sohne ausstarb.

1) Zweig Giovanni's.

Giovanni, nach seiner Lieblingsneigung gewöhnlich der Alchimist geheissen, wohnte bei S. Salvatore in der Calle delle Uque in jenem alterthümlichen Palaste (aus der Zeit des Dogenpalastes), der nach seinen denkwürdigen Besitzern jetzt Palazzo Zucanoni heisst, und starb 1517. Sein ältester Sohn Francesco eiferte seinem Oheim in Frömmigkeit nach, erbaute auf dem Berge Riva im Paduanischen 1535 eine Einsiedelei der Sta. Maria und beschloß dort am 25. April 1564 seine Tage. Sein Bruder Giustiniano that sich sowohl als Rechtsgelehrter, wie auch als Statthalter, nimmer als Heldherr hervor. Ihm verdankt die Universität zu Padua, welche Stadt er 1594 als Podestà verwalte, die Stiftung ihres anatomischen Theaters. Er starb 1595 in dem Rufe eines unermüdeten und unbescholtenen Beamten und eines ausgezeichneten Redners. Sein Sohn Marco, ein wahrer Krieger, ward am 27. Nov. 1634 zum Procurator erwählt und starb als solcher den 9. Nov. 1646. Während dessen ältester Sohn Giustiniano 1657 kinderlos starb, setzte der jüngere Girolamo (gest. den 6. Jan. 1688), Capitain zu Padua 1661, und als solcher so beliebt, daß ihn die Bürger bei Niederlegung seines Amtes durch eine Inschrift ehrten, später 1675 Procurator von S. Marco, mit Bianca Moro sin sein Erbschaft fort. Von seinen Söhnen ward Marcantonio " 1692 zum Bischof von Torcello ernannt und glänzte so sehr durch Frömmigkeit und Milde, daß Papst und Senat ihn zum Bischof von Padua bestimmten; allein er zog es vor, bei seiner kleinen Herde auf dem stillen Murano zu bleiben. Dort ließ er die Kirche S. Donato restauriren, ließ eine prächtigen, dem heiligen Lorenzo Ghiblinian gewidmeten Altar, baute einen neuen bischöflichen Palaß, legte ein ordentliches Archiv an, dem er seine reiche Privatbibliothek schenkte, und gründete und dotirte ein neues Priesterseminar. Auch traf er vortreffliche Anstalten für Arme und Kranke und setzte beträchtliche Summen zur Aussteuer für arme Mädchen aus. Er starb am 3. März 1735 zu Campo di Pietro im Gebiete von Treviso, von allen beweint und von allen gesegnet. Sein Bruder Ascanio, gest. den 14. Febr. 1711 und in der Kirche

S. Salvatore begraben, ward durch seinen Sohn Girolamo " , der am 26. März 1707 das Amt eines Procurators für 25,000 Dukaten erkaufte und nach 1720 starb, Großvater des Girolamo Ascanio " . Geboren den 4. Nov. 1697 und vom Vater mit größter Sorgfalt erzogen, zeigte er sich schon früh als einen edel denkenden Mann und seinen besten Ahnen in jeder Beziehung würdig. Die Stellen eines Capitans zu Verona und Padua verwalte er mit Auszeichnung; Medaillen wurden auf seine Amtsführung geprägt und glänzende Redden ihm bei seiner Heimkehr gehalten. Besonders ausgezeichnet war er als Musiker und Violinspieler, der musikalischen Welt durch seine Uebersetzung der Palmen bekannt, die sein Freund Benedetto Marcello in Rußland setzte. Er starb am 22. Sept. 1749 mit Hinterlassung eines einzigen gleichnamigen und gleichgearteten Sohnes, der fortwährend die wichtigsten Aemter in der Heimat bekleidete und in seiner verderbten Zeit von den ersten und letzten Größen des venetianischen Patriates war. Zuletzt bekleidete er die Stelle eines Riformatore dello studio di Padova und Bibliothekars der Marciano; ihr hinterließ er seine reichhaltige Bibliothek, wegen ihm dort eine ehrende Inschrift gesetzt wurde. Er starb 1790 als der letzte Mann seiner Linie; sein Sohn Girolamo Ascanio war schon 1787 gestorben.

2) Zweig Antonio's.

Antonio, der 1532 als Capitain in Brescia starb, hinterließ unter andern Söhnen den Marco und Francesco, die auch diesen Zweig in zwei Unterlinien theilten.

a) Zweig Marco's.

Marco (geboren 1509) verlebte seine Jugend auf der See, ward hernach in der Heimat ein geachteter Beamter und krönte 1577 als Rath den Dogen Sebastian Venier. Seine Söhne folgten dem väterlichen Beispiele; fühne Seelente, wie er, glänzten Antonio (gest. 1615) und Giacomio (gest. 1602), der nie zu Lande, nur auf seiner Gallerie auf dem harten Boden geschlafen haben soll, auf allen Festen, wosin sie das Vaterland nur stellten. Unbemerkt waren die Nachkommen; Antonio starb unbereit; Nicolò's Stamm ward am 25. Jan. 1706 mit seinem Enkel Antonio zu Grabe getragen.

b) Zweig Francesco's.

Francesco (geb. 1510, gest. 1586) ward durch seinen Sohn Giovanni (gest. 1629) Großvater des einzigen Enkels Francesco, der sich 1601 mit Francesca Pollin vermählte und noch vor dem Vater 1618 starb. Seine

20) Jos. M. a Sancto Joanne Baptista, Oratio in funere Marci Justiniani Turcellani Episcopi (Venedig 1735. 4.); Testamento del q. monsignore ill. et rev. Marco Giustinian vescovo di Torcello. (Venezia 1750. 4.)

21) M. Martini, Componimenti poetici per l'ingresso di Girolamo Giustinian Procurator di S. Marco. (Padova 1707. 4.)
22) A. M. Barone Carmen elegiacum Hieronymo Ascanio Justiniano Veronensi prefectura functo (Verone 1729. 8.); A. Frignietto, Rime e versi di varj nella persona di Girolamo Ascanio Giustinian dal capitano di Verona. (Verona 1829. 4.); E. A. Cyogna, Cenni intorno a Girolamo Ascanio Giustinian patrizio veneto. (Venezia 1835. 8.)

Gemahlin brachte ihm einen schönen Palast bei S. Vidal zu; da sie die Erbin ihres Geschlechtes war, schrieb sich nach ihr dieser Zweig Giustiniani-Rollin. Aus Giovanni folgen in der geraden Stammlinie Paolo (gest. 1695), ein frommer, wohlthätiger und gelehrter Mann, Mitglied der Akademie der Ergeauten, in der er verschiedene geographische Abhandlungen las, Giovanni (gest. 1726), Almerò (gest. nach 1740) und dessen Brüder, alle eifrige Beamte, doch ohne besondere Auszeichnung. Von Almerò's Söhnen hinterließ außer Aluise (mit dem Beinamen Puricicella), dessen Linie mit seinem Sohne ausging, nur Marco (mit dem Beinamen Spannacoscetti) Nachkommenschaft, aus der hier nur seine zwei Söhne Leonardo und Francesco Erwähnung verdienen. Ersterer, geb. den 15. Mai 1759, durchlief von Jugend auf die üblichen Staatsämter; es schloß ihm nicht an Korp, und so galt er in einer an großen Männern armen Zeit bei nur mittelmäßiger Ausbildung leicht für einen großen Redner. Ihm zumest mußten seine Landseute den Untergang des venetianischen Freistaats bei. Von Anfang an für die französische Revolution und demokratische Grundsätze eingenommen, suchte er den Senat über die wahre Lage der Dinge stets im Dunkeln zu erhalten; er verhinderte die Verletzung der Verfassungen, die von den Gesandten und Statthaltern einliefen, er arbeitete, als Vizepräsident 1797 in Italien erschien, in Venedig Provinzialstädten darauf hin, die alte Verfassung mit Hilfe einiger ehrgeiziger Genossen zu verächtlichen und hatte später als Kriegsminister (Savio alla scrittura) mit dem französischen Oberfeldherrn zu Graft eine geheime Unterredung, die ihm zur Schmach, dem Vaterlande zum Verderben gereichte. Seine weiteren Unterhandlungen, die er mit jenem pflog, beschleunigten den Ruin des Vaterlandes; dafür ward er dann Mitglied des demokratischen Municipalraths und brauchte seine Werksamkeit, um von der Tribune herab eine neue Aera venetianischer Geschichte zu preisen und das Frühere zu verdammen. Später ernannte ihn Napoleon am 19. Febr. 1809 zum Senator, doch mochte er ihm wichtigere Stellen niemals anvertrauen; er bezog eine bedeutende Pension als Lehn seines Verrathes und starb am 8. Dec. 1823, ohne von seiner Maitresse, die er 1807 geheiratet, Kinder zu hinterlassen. Sein Bruder Francesco (geb. 1745) ist in seiner Ehe mit Eusebia Vador Vater des noch lebenden Francesco Marco Giustiniani-Rollin geworden, der, am 19. März 1790 geboren, von Kaiser Franz I. 1817 in seinem uraltten Adel beschäftigt worden ist und mit Felicità Trevisan dessen Kinder erzieht hat, von denen Marco Daniele (geb. den 16. Juli 1821) der älteste ist; einige derselben sind bereits gestorben.

III. Zweig Federico's.

Von Federico, gewöhnlich Belletto genannt, stammten die Söhne Giovanni (s. über ihn, seine Nachkommen und seinen Vater den folgenden Art.) und Eufertine, letzterer Vater des Darbi, mit dem Beinamen delle Canove, und durch diesen Großvater des Bernardo, mit dem Beinamen della Seta, der die drei

herrlichen Paläste Giustiniani am großen Kanale besaß, von denen einer, 1429 der Republik für 6500 Dukaten verkauft, heute als Palast Foscari (freilich in traurigem Zustande, da er zur Caserne entweicht ist) jeden Besucher Venedigs schickt. Bernardo war ein Mann von unendlichem Reichtume; sein beträchtliches Vermögen ging inessen bald in mehrer Theile; da zwei seiner Söhne eigene Zweige stifteten.

1) Zweig Giovanni's, genannt Giustiniani de' Fauslino.

Giovanni (gest. 1485) that sich, wie so mancher seines Geschlechtes, schon früh als Seefahrer hervor; er führte 1443 die Galeeren der Republik nach Griechenland und Trapezunt, und ward später in der Primat zu den angesehensten Römern erwähnt. Kinder bedeutend waren seine Nachkommen, sein Sohn Francesco (gest. 1517), sein Enkel Pietro „il Turco“, und sein Urenkel Francesco, auf den in der directen Stammlinie Giacomo (gest. nach 1600), Faustino (gest. 1669) und Francesco Maria (gest. 1710), wegen seiner Gerechtigkeit und Unbescholtenheit „il Giusto“ genannt, folgten. Mit den Kindern seines ältesten Sohnes Faustino, der zahlreiche Ämter bekleidete, ging diese Linie aus; der letzte Mann derselben, Giovanni, war Dominikaner und ist um 1779 gestorben.

2) Zweig Niccolò's.

Niccolò (gest. 1472) hat sich als Foderà von Raenna 1467 durch die schöne Marmorhure bekannt gemacht, die er an der dortigen Kirche S. Sebastiano anbringen ließ. Aus zwei Ehen hatte er drei Söhne, die alle Nachkommenschaft hinterließen, von der jedoch die Pietro's schon 1548 mit dessen einzigem Sohne Francesco erlosch. Der älteste, gleich dem Großvater Bernardo genannt, führte lange auf eigene Kosten drei Galeeren gegen die Türken und fiel 1500 auf Candia. Von seinen beiden Söhnen war Panerazio, der ältere, anfänglich in den Diensten getreten, gab aber später die Laufbahn auf und starb 1537 als ein erroberter Staatsbeamter; ihm wird von Einigen die Schrift: „De praelariis Venetiae aristocratiae gestis“ (Venetiis 1527. fol.) zugeschrieben, die nach Andern den Panerazio, Andreo's Sohn, zum Verfasser haben soll; es heißt, Kaiser Friedrich III. habe ihn 1473 schon zum Grafen und Pfalzgrafen gemacht. Sein jüngerer Bruder Niccolò ging zur Zeit der Liga von Cambray als Gelehrter nach Constantinopel, um mit Sultan Bajazet II. eine Union gegen die Türken zu Stande zu bringen, die aber, wie zu erwarten war, nicht erfolgte. Auf's Neue 1533 in Constantinopel als Botschafter beglaubigt, suchte er zur Zeit des drohenden Krieges von 1537 auf alle Weise den Frieden zwischen der Republik und den Osmanen zu erhalten; da seine Unterhandlungen an der Unverfäglichkeit venetianischer Schiffskapitaine scheiterten, mußte er vier Jahre lang mit dreien seiner Söhne in den Dardanellen schmachten, bis er 1541 nach abgeschlossnem Frieden dem Vaterlande wiedergegeben ward. Er starb 1550, und sein

Stamm ging mit seinem Enkel Girolamo, Sohn des Marcantonio, der als Provveditor von Cesalonja wenige Wochen vor der Schlacht von Lepanto starb, schon 1616 zu Grabe. — Antonio, Bernardo's jüngerer Bruder (gest. 1502), war Vater des Lorenzo, der als Podestà von Ravenna so viel zur Verschönerung der Stadt that, dem Staatskasse 14,000 Dukaten schenkte und, am 1. Juni 1528 zum Procurator erwählt, nach rühmlicher Amtsführung 1553 in der Kirche S. Francesco alla Vigna beigesetzt ward. Seine Brüder Antonio und Girolamo stifteten neue Nebenweige.

a) Zweig Antonio's.

Antonio ist weniger durch die Staatsämter, die er mit Unbescholtenheit verwaltete, als durch den prachtvollen Palast bekannt geworden, den er bei S. Stae am großen Kanale erbauen ließ; er starb am 10. Aug. 1565 und ward neben seinem Bruder Lorenzo begraben. Von seinen Söhnen lebten Leonardo (gest. nach 1585) und Giovanni (gest. 1573) das Geschlecht fort. Leonardo ward durch seinen Sohn Antonio (gest. 1626) Großvater des wackeren Francesco, der sich im Kriege gegen Urban VIII. hervorthat und als Provveditor auf Candia ausgezeichnet, dort 1647 an der Pest starb, und des Sebastiano, Capitain zu Padua 1652 (gest. 1662), mit dessen wahnsinnigem Sohne Girolamo Aescanio dieser Zweig 1673 endete. — Giovanni hinterließ unter andern Söhnen den Antonio (gest. 1602), der als Gescapitain 1597 zu Uskokien kriegte und vom Papste Clemens VIII. 1597 zu Ancona die Ritterwürde erhielt, und den Giulio, von dessen vier Söhnen Girolamo 1643 in der Verbannung starb, Antonio (gest. 1651) und Giovanni²³⁾ ihre Linie noch durch wenige Generationen fortsetzten. Letzterer durchließ die meisten Staatsämter in der Vaterstadt, ward zum Senator ernannt und that sich unter seinen Collegen durch Klugheit und Intelligenz hervor. In schwierigen Zeiten vertrat er als Gesandter 1634 die Republik zu Madrid, dann 1641 zu London, hierauf zu Wien, endlich von 1651 an am römischen Hofe, und starb am 16. Nov. 1652. Sein junger Sohn, Girolamo Aescanio²⁴⁾, kam der erspöcksten Staatskasse mit 25,000 Dukaten zu Hilfe und ward dafür am 9. Aug. 1683 zum Procurator von S. Marco ernannt, als welcher er 1709 starb, der älteste Giulio, früher Bailo in Constantinopel, hatte schon 1656 gegen eine bedeutende Geldsumme dieselbe Würde erhalten. Er war ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, erward sich eine reiche und ausgewählte Bibliothek und stand 1678 mit Giambattista Rani an der Spitze der Commission, welche mit der Sammlung der venetianischen Gesetze beauftragt war. Er starb am 27. Febr. 1699. Sein Sohn Niesio war ihm wenig ähnlich; in

seiner Jugend wegen gewaltsamen Einbruchs in das Nonnenkloster S. Antonio di Zereolo zu dreißigjähriger Verbannung verurtheilt, verlebte er ein unbedeutendes Dasein; sein einziger Sohn Giovanni starb 1710 kinderlos. — Auch des 1651 gestörbenen Antonio's Söhne waren meist Männer ohne besondere Bedeutung; Girolamo II. starb im Kriege von Candia 1667, Aescanio (gest. 1707) kämpfte gleichfalls gegen die Osmanen; Girolamo I. (gest. 1686) hinterließ einen Sohn Antonio²⁵⁾, mit dem die Linie ausging. Erwähnung verdient einzig Aescanio Giulio, der lange Gesandter in Paris, dann in Wien, in London, in Posen, zuletzt Bailo in Constantinopel war und, am 23. April 1710 zum Procurator ernannt, 1715 unvermählt gestorben ist.

b) Zweig Girolamo's.

Girolamo begegnet uns 25 Jahre lang fast in allen öffentlichen städtischen Kämern; in gefährdender Zeit schenkte er dem Staatskassen die Summe von 12,000 Dukaten und ward zum Dante dafür am 3. Juni 1516 zum Procurator ernannt. Als solcher starb er 1532 und hinterließ unter andern Söhnen den Marcantonio, der im Carneval 1579 von einer Waise umweit der Kirche S. Salvatore erschlagen ward, und den Gianfrancesco (gest. 1586), der sich bei S. Barnaba am großen Kanale einen Palast mit fürstlicher Pracht erbaute. Sein Sohn Marcantonio starb 1596; er überlebte seinen Erbgerebenen neun Jahre lang und ward von seinem Enkel Pietro (gest. 1649) beerbt, der von seiner Gemahlin Marina Giustiniani fünf Söhne hinterließ. Von diesen richtete der älteste, Girolamo, verschiedene Gesandtschaften in Holland, Deutschland, Spanien und Frankreich aus und starb in gleicher Stellung in Rom am 15. Aug. 1636. Daniele, der in Padua studirt und längere Zeit hernach im Senate gesessen hatte, entschloß sich nach in seinem 48. Jahre in den geistlichen Stand zu treten. Am 25. Aug. 1663 zum Primicerius der Kirche S. Marco ernannt, erhielt er im folgenden Jahre das Bisthum Bergamo, das er lange mit großer Krönung, Eifer, Gelehrsamkeit und vielem Eifer verwaltete. Er vermehrte das Vermögen des Bisthums, ließ viele bisher brach gelegene Ländereien bebauen, und da er selbst sehr reich war, konnte er viel für das dortige Seminar thun, an welches er zuerst Lehrer für die griechische Sprache berief; daneben vergaß er sein Vaterland nicht, wie er denn zur Zeit des Türkensieges 1684 eine höchst bedeutende Summe dem Vaterlande darbrachte. Er starb allgemein beklagt am 11. Jan. 1697. Minder bedeutend war sein Bruder Giovanni (gest. 1690), der indessen als Podestà von Verona sich durch vortreffliche Amtsführung die Liebe der ganzen Stadt erwarb. Am bekanntesten ist unter seinen Brüdern Marcantonio²⁶⁾, geb. den 2. März 1619.

23) Amb. Sintoio, Applausi funebri dell'Adria nella morte del cav. Giovanni Giustiniani, con una latina orazione di Al. Perlaeca. (Milano [1652] 4.) 24) Rob. Nic. e Gio. Andre. Motti, L'acqua triforme al foro di Padova nella reggenza pretoria di Aescanio Giustiniani (ossia Storia della famiglia Giustiniana). (Padova 1702. fol.)

25) Orazione nell' ingresso alla Procuratia di S. Marco di Giulio Giustiniani, intitolata: L'Eroe, ossia l' Amor della Patria in grado eroico. (Venezia 1710. 12.) • 26) Serenissimo principis Marco Antonio Justiniani non patenti cunctis auffsingis resnatiato panegyricus Jo. Bapt. Murtinelli Bergo-

Wie die meisten jungen Patrizier, studierte er in Padua, durchlief die gewöhnlichen niederen Staatsämter und ging dann 1667 als Gesandter nach Frankreich, um dem Vaterlande fräftige Unterstützung für den Krieg gegen die Osmanen zu erwirken. Nach Venedig mit der Ritterwürde heimgekehrt, trat er in den Rath der Sehn, verwaltete 1671 die Münze und bekleidete von 1672—1676 das Amt eines Inquisitors auf der Terraferma. Am 25. Jan. 1684 endlich wurde er, der erste und letzte aus seiner Familie, nach dem Tode Luigi Contarini's zur Dogenwürde erhoben. Seine kurze Regierung glänzt zumeist durch die Siege des großen Francesco Morosini; so oft bot sich Gelegenheit dar, für die ersehnten Siege durch öffentliche Festlichkeiten Gott zu danken, daß das Volk ihn nur den Dogen des Te Deum nannte. Als Doge bewährte er sich als einen Mann von großer Gelfchsamkeit, Staatsklugheit, Thätigkeit und Festigkeit; dabei war er so religiös, daß er nie eine Messe veräumte; an Sittenreinheit hat ihn Niemand übertroffen. Er starb schon am 23. März 1688, rehginit und furdlos. Diese vier Brüder waren alle unvermählt gestorben; der fünfte, Francesco (gest. 1656), ein treuer Bürger und Beamter, ein ausgezeichnete Rechner und ein Mensch von ungeschämter ehter Frömmigkeit, setzte mit Elena Widielli seine Linie fort. Von seinen Söhnen thaten sich namentlich Antonio (gest. 1734) und Sebastiano (gest. 1718) in vielen Staatsämtern hervor, sowie Girolamo (gest. 1704 als Podestà von Padua), der 1664 mit Lucia Biaro eine Hälfte der kleinen griechischen Insel Gerigotto an sein Haus brachte (s. den folg. Art.). Von seinen Söhnen setzte Marcantonio *) (gest. 1756), seit dem 22. Juli 1717 Procurator von S. Marco, allein seinen Stamm dauerhaft fort. Er hatte sechs Söhne, von denen der eine jung, der andere als Jesuit, ein dritter als Theatinermonch gestorben ist. Nicolò Antonio **) (gest. 1794), gleichfalls geistlichen Standes, 1753 Bischof von Terello, 1759 von Verona und 1772 von Padua, hat sich als theologischer Schriftsteller einen geachteten Namen erworben. Auch Girolamo Uscanio Sebastiano trat 1736 in einen Mönchsorden und nannte

sich als Capueiner Frà Paolo Francesco da Venezia. Ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Gelfchsamkeit, ward er 1744 in dem Alter von 29 Jahren zum Bischofe von Chioggia ernannt, von da 1750 nach Treviso versetzt, und nachdem er wegen Kränklichkeit diese Stelle niedergelegt, von Pius VI. am 10. März 1788 zum Erzbischofe von Gabelden in partibus ernannt. Er starb im Februar des folgenden Jahres, reich an Tugend und Verdien. Von seines Bruders Sebastiano's (gest. 1785) Söhnen ist Marcantonio *) unermählt in Trevi'so gestorben, Giovanni verunglückte 1768 mit seinem Schiffe in den Gewässern von Ragusa; Girolamo Uscanio **), der noch kurz vor dem Untergange der Republik in seinem Palaste eine Akademie der Gelfchsamkeit gestiftet, starb am 15. Febr. 1818 kinderlos in großer Dürftigkeit. Sein ältester Bruder, Sebastiano Giulio, geb. den 16. Aug. 1740, ward 1795 zum Procurator von S. Marco erwählt, der 29. und letzte seines Hauses, der diese Würde bekleidete. Er erlebte den Untergang der Republik, erhielt am 30. Dec. 1817 von Franz I. eine Bestätigung seines Adels und ward am 25. Oct. 1822 in den österreichischen Grafenstand erhoben. Er starb 1827 und hinterließ aus seiner Ehe mit Cecilia Widielli zwei noch lebende Söhne, die Grafen Sebastiano Giulio (geb. den 18. März 1780) und Nicolò Antonio (geb. den 7. Juli 1781), die beide verheirathet sind und Nachkommenschaft haben.

Das gegenwärtige Wappen des Hauses Giustiniani ist der goldene Reichsadler, goldgekrönt, goldbezüngelt und goldbewehrt im rothen Felde, auf der Brust ein ovales blaues Schild mit goldener Binde. Auf der neunperligen Grafenkrone erheben sich drei offene gekrönte Helme mit goldenen, blauen und rothen Dedeln, von denen der mittlere den Reichsadler, der rechte die Dogenmütze, der linke einen Engel trägt, zur Erinnerung an die fabelhafte Uebersetzung der Familie von dem Hause der Angeli Flavii, zu dem auch der Kaiser Justinianus nach den spätern Genealogen gehört haben soll. Die Giustiniani de' Pescevi ließen das Schild auf der Brust des Adlers weg und ersetzten es durch ein griechischen den beiden Köpfen hervorwachsendes goldenes Kreuz und durch eine blaue goldumfoste Weltkugel, die zwischen die Füße des Adlers gestellt ward. Die Giustiniani-Kolliu hatten den Schild quadrit, im ersten und vierten Felde ihr Stammwappen, im zweiten und dritten das Wappen der Kolliu; letzteres ist von Gold

mensis (Patavi 1684. 4.); Orazio ad felicissimum electionem dignissimam Venetiarum principia Marci Anthoni Justiniani n. Marco Nicolao Ludio de Lupis Celsissimo eleuabrata (Vene'tia 1684. 16.); L. ed A. Ottalati, Applausi poetici pel doge Marcantonio Giustiniani (Verona 1684. 4.); Jo. Pallottus, Vita Marci Anthoni Justiniani Venetiarum ducia. (Venetiis 1688. fol.) — Sein Bildniß, im chymischen Saale des großen Rathes befindlich, sowie acht auf seine Regierungzeit geprägte, meist die Eroberungen in der Levante feiernde Medaillen finden sich bei Elitz (letzte unter Kr. 1—5 und 7—9).

27) Orazione in lode di S. E. il Sign. procurator Marcantonio Giustiniani nel giorno del suo solenne ingresso alla Procuratia di S. Marco. (Venezia 1717. 4.) 28) Fr. M. Villi Saliceti Oratione Nicolao Antonio Justiniano episcopo Veronensi, cum primum cathedralem ecclesiam ingrederetur, dicta (Verona 1759. 4.); Laudatio in funere Nicolai Anthoni Justiniani episcopi Patavini habita a Jo. Bapt. Ferrario. (Patavi 1796. 4.) — Conna hat ihm im Hospitale zu Padua ein herrliches Grabmal errichtet, von dem Elitz eine Abbildung gibt.

29) Zwei auf seine Amtsführung in Trient geprägte Medaillen s. bei Elitz Nr. 13 u. 14. 30) G. Matrai da Ponte, Ritratto di Girolamo Giustiniani podestà e fu vice-capitano di Bergamo (Bergamo 1785. 8.); Ornamento detto in nome della città di Padova a Girolamo Giustiniani capitano e vicepodestà nel termine del suo reggimento (Padova 1795. 4.); Niccolò Cesarotti, Telegono, storia mitologica nell'occasione che termina il reggimento di Padova S. R. Girolamo Giustiniano (Padova 1795. 8.); (A. R. de' Bussacchini Gomanz) Hieronymo Justiniano praefecto et propriori optime merito civi ac protectori Patavino acrisimalo Venetiae reverenti grati animi monumentum. (Patavi 1796. 4.)

und Roth geschacht, mit einem goldenen Schildehaupt, das mit einer roten Lilie beladen ist. (Curt Hoff.)

GIUSTINIANI (Venetianer in Griechenland), großes, noch blühendes venetianisches Adelsgeschlecht¹⁾, das seinen Ursprung vom Kaiser Justinianus herleiten will, und aus dem ein Doge und der heilige Patriarch Lorenzo hervorgegangen sind. Stammvater des ganzen Hauses ist Nicolo, gewöhnlich il Frate zubenannt, weil er früher Mönch gewesen und beim Tode aller andern Giustiniani sein Kloster verlassen hatte, um des Geschlechtes Namen zu erhalten. Seine Enkel, und nur von diesen ist hier die Rede, waren im Mittelalter Mitbesitzer von Keos und Scirippos; ein anderer Zweig war auf Negroponte begütert, wo er u. a. die feste Festung Stura besaß. Pietro Giustiniani, durch seinen Vater Stefano ein Enkel des „Bruders“ Nicolo, begleitete den Marco Sanudo auf seinem Siegeszuge durch den Archipel; er eroberte in Gemeinschaft mit den Brüdern Andrea und Geremia Ghisi und mit Domenico Michieli die Inseln Keos²⁾ (Zia) und Scirippos im J. 1207³⁾. Beide Inseln theilten sie in vier Theile, von denen je einer einem der vier Freiheute zuziel; sie huldigten dafür dem Herzoge Marco als Oberherrn und trugen ihr Land zuerst vom Kaiser von Constantinopel, dann vom Fürsten von Achaia zum Ersterben. Pietro ließ sich auf Keos nieder und suchte, soviel er es vermochte, in seinem Theile die neugeschaffenen Ordnungen zu begründen und namentlich dem Piratenwesen zu steuern. Da er kinderlos war, adoptierte er, mit Uebereinkunft seiner Brüder, seine Nichten, Filippo's Söhne und Enkel des Stammvaters Nicolo. Von denselben folgte ihm der ältere, Federico I., nach seinem Wohnsitze in Venedig gewöhnlich Castello genannt, im Besitze seiner Inseln; er verlor seinen Antheil im J. 1239⁴⁾ durch den byzantinischen Großherzog Alexio und zog sich nach Venedig zurück, wo er im J. 1272 noch lebte und später mit Hinterlassung zahlreicher Nachkommenschaft starb. Bekannt, als er, ist sein Bruder Pantaleone. Im J. 1246 Paterherr bei Sta. Maria di Murano, zwei Jahre später bei S. Polo in Venedig, ward er ob seiner Gerechtigkeit vom Dogen Jacopo Zeno bei den Reformen des venetianischen Statuts zu Rath gezogen und auf Empfehlung seiner Vaterstadt nach dem im J. 1251 zu Mailand erfolgten Tode des Nicolo de Castro Arquato zum Patriarchen von Constantinopel⁵⁾ und

apostolischen Legaten in Romania ernannt. In den schwierigsten Zeiten bekleidete er seine Stellung mit Eifer und Frommigkeit, nur daß er öfters als Bittler, denn als Patriarch der orientalischen Christen auftreten mußte. Der Schatz des Patriarchats war völlig erschöpft, so daß man in der ganzen Christenheit Collecten für ihn anstellen, ja dem Pantaleone erlauben mußte, Kirchengüter bis zum Betrage von 1000 Mark zu veräußern. Doch schloß ihm Venedig damals (14. Sept. 1253⁶⁾) diese Summe ver, ohne sie jemals zurückzubehalten. Denn als im J. 1261 Constantinopel in die Hand der Griechen fiel, folgte Pantaleone seinem Kaiser Baldwin II. in die Verbannung; wir finden ihn 1274⁷⁾ auf dem Concile zu Lyon wieder, wo er eifrig die Union mit der griechischen Kirche betrieb; er starb im J. 1286. Von den Söhnen seines Bruders Federico theten sich namentlich Nicolo und Federico II., gewöhnlich Belletto (weil halb Einige wohnen, sein eigentlicher Name sei Gabriele [Gabrieleto] gewesen) genannt, hervor. Ersterer ward am 6. Juli 1291 zu einem der Bewillmächtigten Venedigs ernannt, welche das Schloß la Motta und andere für die Republik von den Grafen Tolbreto und Bianchino da Camino von Ceneda in Empfang nehmen sollten, und bekleidete dann in den Jahren 1291 — 1293⁸⁾ den einflussreichen Posten eines venetianischen Voile⁹⁾ auf Negroponte. In die Verschönerung Bajamonte Trepole's verwickelt, ward er 1310 nach Nola¹⁰⁾ exilirt. Letzterer war mit Bartolommeo Michieli Haupt eines venetianischen Geschwaders, das 1296 gegen die Griechen im Archipel freuzte. Auf Lemnos erbaute er damals zahlreiche Reliquien¹¹⁾; was aber für ihn weit wichtiger war, er eroberte mit Michieli seine Inseln Zia und Scirippos wieder¹²⁾, die nun folglich in die früheren vier Theile unter die zwei Eroberer und die Ghisi vertheilt wurden. Die Griechen, bemüht, das Verlorene wiederzugewinnen, machten im J. 1301 eine großartige Küftung, so daß Belletto und Bartolommeo Michieli sich genöthigt sahen, in Negroponte 1000 Hyperper aufzunehmen, um ein Schiff zum Schutze ihrer Inseln und zum Kreuzen wider die Flotte des Kaisers Andronikos zu unterhalten. Da aber die letztere ihren Weg von den beiden Inseln diesmal ablenkte, unterließen sie die Ausrüstung der Galeere und mußten sich im Januar 1302¹³⁾ bequemen, die vorgeschossene Summe zu ersetzen. Dafür rüstete Belletto nun im Sommer des nämlichen Jahres in Gemeinschaft mit Guidino Morosini vier Galeeren aus und segelte mit denselben direct nach Keos (Rango), das er den Griechen entriß, und nachdem er von da aus dem Herzoge Jacopo Barozzi von Candia einen Besuch abgestattet und dort viele Genossen gewonnen¹⁴⁾, direct in den Meerbusen von Abydos. Unter genuesischer Flagge verperrte er die reiche Hafenstadt Parium, bei der er vier griechische und

1) Genealogien, nur sehr ungenau, bei Barbaro, Genealogie. Tom. II. (Cod. Foscarin. N. 6156) und Cappelletti, Campidoglio. Tom. IV. (Cod. Marcian. Ital. Cl. VII. N. 159); auf letzterem meist gedruckt bei Litta, Famiglia celebri italiane. Disp. XLVIII. 77, der besten den sorgfältigsten Barbaro zu Grunde gelegt hätte.
2) Brändert, De l'ile de Céos (Paris 1828. 4.) bietet für das Mittelalter gar Nichts.
3) Rhandoli. Lib. X. cap. 4. §. 3; Daniele Barbaro, Cronaca. Cod. Foscarin. 6173. fol. 88b; Sanudo bei Muratori XXII. 541.
4) Sanudo, Istoria di Romania. Cod. Marcian. Ital. Cl. VII. N. 712. fol. 96; Stef. Magno Annal. Tom. III. Cod. Foscarin. 6240.
5) Ducange, Histoire de Constantinople (ed. Buchon) Tom. I. p. 310; Le Quien, Oriens Christianus. Tom. III. p. 809—810 und die bei diesen angeführten päpstlichen Briefe.
6) Original-Act in Venedig. Buote Constantinopoli.
7) Labbei Concilia. Tom. XI. p. 956 B.
8) Pliano fol. 398 b; Sanudo, Romania fol. 4 b.
9) Sanudo bei Murat. XXII. 579.
10) Navagero rebata XXIII. 1008.
11) Musi. Tom. II. fol. 4; Indice fol. 47 b; Magnus fol. 66 b; Græze. B. fol. 45 b.
12) Magnus fol. 133 b.

6) Original-Act in Venedig. Buote Constantinopoli.
7) Labbei Concilia. Tom. XI. p. 956 B.
8) Pliano fol. 398 b; Sanudo, Romania fol. 4 b.
9) Sanudo bei Murat. XXII. 579.
10) Navagero rebata XXIII. 1008.
11) Musi. Tom. II. fol. 4; Indice fol. 47 b; Magnus fol. 66 b; Græze. B. fol. 45 b.
12) Magnus fol. 133 b.

ein genuesisches Schiff kaperte"), eroberte die nahegelegenen Prinzeninseln (insulam Principo") und erschien, nachdem er den Paläologen schon für mehr als 15,000 Goldstücke Schaden zugefügt, plötzlich mit seiner Flottille vor den Mauern von Konstantinopel"). Durch diese unerwartete Diversión erzwang Belletto endlich den Frieden; die Griechen, unfähig, der venetianischen Beharrlichkeit und Kühnheit länger Widerstand zu leisten, nur bemüht, die unruhige Hauptstadt zu retten, gingen am 4. Oct. 1302") einen Waffenstillstand ein, der am 7. März des folgenden Jahres") in einen zehnjährigen Frieden verandelt ward. In demselben wurden u. a. die Inseln Scirphos und Zia den Giustiniani und Michieli garantirt; Kos dagegen, das gleich nach Belletto's Abfahrt von Candia durch den dortigen Herzog occupirt worden war"), mußte den Griechen zurückgewiesen werden und blieb unter deren Schutze ein Schlafweinkel der Piraten, bis die Zaccaria von Ghios es im J. 1304 nebst den umliegenden Inseln erwarben. Belletto, der nach Venedig mit reicher Beute zurückkehrte und neben bedeutenden Geldsummen von der Insel Lesbos einen Fuß des heiligen Alexander mitbrachte, den er hernach der dortigen Kirche Sta. Maria de' Sacchi verehrte, hatte indessen durch seinen Zug nach Konstantinopel nicht nur Kos, sondern auch seinen Antheil an Zia und Scirphos eingebüßt; denn kaum war er abgereist, als die Ghisi von Zinos" sich mit Gewalt in den Alleinbesitz beider Inseln setzten. Erst nach langwierigen Unterhandlungen ward durch Venedig's Intervention Belletto im J. 1305") in seinen Antheil wieder eingesetzt, und ihm zugleich für die Kosten, die ihm sein Zug nach Konstantinopel und die fortgesetzten Kämpfe verursacht, von der Republik Ersatz geleistet. Wohl bedurfte er solcher Unterstützung; denn als er zum ersten Male nach Zia zurückkehrte, fand er die Insel vollständig verheert. Roger de Flor hatte am 18. Aug. 1303 dieselbe überfallen"), Männer und Weiber fortgeschleppt, die Häuser und Saat verbrannt und für 2000 Goldhyperpern Schaden angerichtet, der noch vielfacher Reclamationen Seitens Belletto's und seiner Erben") niemals erlöst wurde. Belletto verließ seitdem im Orient, er besaßte von 1306—1308 das Amt eines Herzogs von Candia"), von 1308—1310 das eines Castellans von Rodon und „Koron"). Als nach Nicolo's Verschwörung das ewig unruhige Zara aufs Neue sich gegen das venetianische Joch auflehnt, ward er als erprobter Kriegermann hin-

geschickt, um die Stadt zu unterwerfen. Allein diese Expedition lief für ihn sehr unglücklich ab; er verlor sein Leben im Kampfe mit den Rebellen am 9. Sept. 1311. Belletto hinterließ mehrer Söhne, von denen ihm Giovanni I. im Besitze von Zia und Scirphos folgte. Derselbe lebte meist in Venedig, wo er sich in den Jahren 1312 und 1328 hervorthat, und begab sich von da 1335") nach Regio, um die Angelegenheiten seiner Inseln „Cyte et Serfenarum" zu reguliren. Da er sah, daß seine Entfernung von dem Orient seinen Inseln wenig förderlich sei, so trat er die größter derselben, Zia, seinem in Candia lebenden Bruder Marco ab, der noch im J. 1347") dieselbe besaß und sie auf seinen einzigen Sohn Pietro") vererbte. Dessen Tochter Maria Giustiniani vermählte sich im J. 1366") mit päpstlichem Diacens mit ihrem Verwandten Januati II. de' Sorogno und brachte diesem als Mitgift den väterlichen Antheil an Zia u. Von ihren Nachkommen am Schlusse dieses Artikels, da deren hier unter dem Buchstaben C nicht Erwähnung gethan ist. — So vererbte denn Giovanni I. bei seinem Tode auf seinen Sohn Gibertino einzig seinen Antheil an Scirphos. Zu dessen Zeiten verheirathete die genuesischen Feldherren Filippo Doria und Simone Vignosi im J. 1350") beide Inseln und erneuerten die wilden Zeiten Roger's de' Flor. Gibertino, der noch im J. 1356 lebte, hinterließ sein Viertel von Scirphos seinem Sohne Giovanni II., der 1378") mit den Michieli und Nicolò Adolo zusammen die Insel besaß. In gleicher Eigenschaft erschienen im J. 1393") seine drei Söhne Nicolo, Andrea und Giovanni III. Ihnen überließ Venedig durch Act vom 24. März 1386") die feste Burg Karystos auf Euboea, früher Eigenthum der dale Caracci und einer Nebenlinie der in Afrika herrschenden Aragornier, gegen einen Lehnzins von 50 Lir 12 Soli, der jedoch hernach wegen der zunehmenden Verwahrung und des unvermeidlichen Verschalles der Burg auf 35 Lir ermäßigt ward. Michele, der ältere Bruder, überließ Karystos den beiden jüngeren, die sich damit begnügten, abwechselnd je zwei Jahre lang die Einkünfte daraus zu beziehen, sich aber so wenig um Reparatur der Festungswerke kummerten"), daß diese von Jahr zu Jahr mehr in Ruin sanken. Als endlich im J. 1406 die drei Brüder mit Hinterlassung unmündiger Leibeserben starben, gestattete Venedig denselben, die Burg dem Nicolò Giorgio, Bruder des Markgrafen von Bodoniga, zu übertragen, der dieselbe denn auch gegen jährliche Zahlung von 350 Dukaten von der Republik zu Lehen nahm"). Auch Scirphos ward damals an

13) Commemorialis. Tom. II. fol. 62b. 14) Presbyter fol. 224 b. 15) *Caracoli dei Murat*. XII. 709; Cronaca di Enrico Dandolo. Cod. Foscarin. N. 6580; Sabellius (ed. Basil. 1691. 4.) p. 188. 16) *Noragore* I. p. 1011. 17) *Liber Albus* fol. 139b—142a; *Petit Lib.* IV. fol. 40a—44b. 18) *Registri* XL. et X. Tom. II. fol. 173a. 19) Commemorialis. Tom. I. fol. 92b; *Carte Molin* (Cod. Marcian. Ital. Cl. XIV. N. 37). Tom. I. p. 26; *Magna* fol. 168a. 20) *Misti*. Tom. II. fol. 97; *Judice* fol. 215b. 21) Commemorialis. Tom. I. fol. 168 b. 172a. 22) *Genda* Tom. I. fol. 253 a. 254 a u. f. w. 23) *Capricorno* fol. 360a; *Lettore ducali* fol. 38 a. 59 a; *Presbyter* fol. 40 a; Commemorialis. Tom. II. fol. 110 b; *Carte Molin*. Tom. V. p. 78.

24) *Misti*. Tom. XVI. fol. 210b. 25) *Quandemo di Giovanni Gerardo* 1330—1360 im Archivio notariale von Candia. 26) *Sindicati*. Tom. I. fol. 106 a. 107 a. 27) *Misti*. Tom. XXXIII. fol. 51 a. 28) *Uerto Polita in Granet* Thesaur. I. 448; *Tournesfort*, *Letture* VIII. p. 128. 29) *Raspe* Tom. IX. p. I. fol. 34 b; *Quarantia*. Tom. IV. p. I. fol. 17 a. 30) *Raspe* Tom. V. p. I. fol. 7 a. 31) *Misti*. Tom. XI. fol. 44 b. 50 a. 32) *Genda* Tom. XLVI. fol. 37 b. 33) *Genda* Tom. XLVII. fol. 222 b; *Gracie*. Tom. XVIII. fol. 48 a; Commemorialis. Tom. XI. fol. 47 a.

mit der Hand der jugendlichen Gräfin Zeria die große, reiche Grafschaft Karpasos (Karpasso), die vordem die Montgisart und Fäbrie inne gehabt, erwarb. Diesem ersten Grafen von Karpasos, der 1515 aus einer Reise von Venedig nach Cypren zur See verunglückt, folgten seine Söhne Matteo (bis 1527, begraben zu Venedig in S. Giovanni e Paolo) und Angelo (bis 1545) und dann des letztern Sohn Nicolo II. (gest. 1586). Mit dem Falle von Cypren im J. 1571. ging auch seine Grafschaft an die Türken verloren, und sein Sohn Gianpiero, sechster Titulargraf von Karpasos, starb, wegen Cassendiebstahl aus Venedig verbannt, im J. 1626 erblot. — Hervorzuheben ist hier nur noch ein Zweig der Giustiniani, der in den letzten Jahrhunderten gleichfalls in Griechenland begütert war. Die kleine Insel Cerigozzo, südlich von Cerigo, hatte von 1205—1655 der venetianischen Patriarchenfamilie Riario (s. d. Art.) gehört. Der letzte Sprosse dieses uralten Geschlechtes, Vincenzo, hinterließ zwei Töchter, die sich in seine Insel theilten. Die jüngere, Bianca, heirathete im J. 1609 den Luigi Foscarini (geb. den 24. Sept. 1632, gest. 1714) und brachte ihm eine Hälfte der Insel zu. Von ihren drei Söhnen hinterließ nur der mittlere, Pietro (geb. den 26. Oct. 1674, gest. 1745), Nachkommenschaft, während seine beiden Brüder, der ältere, Giambattista (geb. den 26. Dec. 1672), und der jüngere, Jacopo, unbegrabt starben. Pietro's Sohn, Luigi (geb. den 6. Oct. 1716, gest. um 1758), adoptirte, da er kinderlos war, den Nicolo di Luigi di Francesco Foscarini, einen Eritenverwandten seines Hauses, der 1797 seinen Antheil an Cerigozzo verlor; er selbst starb bald darauf, und seine durch Schönheit und Geist ausgezeichnete Witwe verband sich in zweiter Ehe mit dem berühmten Cicognara, während seine Tochter Elisabetta im J. 1791 sich mit dem Grafen Luigi Maria Widman vermählte und ihm die Ansprüche auf eine Hälfte von Cerigozzo zubrachte. Lucietta, ältere Tochter Riario's, heirathete im Jahre 1664 den Girolamo Giustiniani (geb. den 19. März 1645, gest. als Podestà in Padua den 7. Aug. 1704), der durch diese Ehe Herr einer Hälfte von Cerigozzo ward. Von ihnen stammten vier Söhne, Francesco (geb. den 18. Jan. 1670, gest. kinderlos nach 1707), Vincenzo (geb. den 12. Oct. 1671), dessen Linie mit seinen drei früh verstorbenen Söhnen, Sebastiano (geb. den 18. Dec. 1718), Francesco (geb. den 22. Jan. 1719) und Giulio (geb. den 14. Aug. 1722), zu Grabe getragen ward; ferner Daniele (geb. den 13. Sept. 1675, gest. nach 1743), dessen einziger Sohn Girolamo Lorenzo (geb. den 16. Aug. 1741) als Abate am 11. Mal 1814 kinderlos verstarb, und endlich Marcantonio (geb. den 10. Dec. 1676), der den größten Theil von Cerigozzo erbt und 1756 mit Hinterlassung von fünf Söhnen starb. Von diesen folgte Pietro (geb. den 14. Sept. 1707) bald dem Vater im Grabe nach; Gianfrancesco (geb. den 5. März 1701, gest. den 23. März 1744), Nicolo Antonio (geb. den 21. Juni 1712, gest. 1796) und Giovan Giacomo (geb. den 14. April 1719, gest. den 11. Febr. 1789) wurden Bischöfe, während Sebastiano (geb. den

23. Febr. 1699, Senator seit 1741, gest. 1785) des Vaters Antheil an Cerigozzo erbt und diesen seinem 1827 verstorbenen Sohne Sebastiano Giulio hinterließ. Letzterer war der letzte Giustiniani an Cerigozzo; die Revolution von 1797 brauchte ihn seiner griechischen Insel, gleichwie sie auch die Brüder Nicolo und Luigi Riario aus dem Besitze von Cerigo verdrängte; die letzten Trümmer venetianischer Herrschaft in Griechenlands Wäldern wurden bald darauf zur ionischen Insel-Republik geschlagen, während ihre letzten Besitzer ihr Leben in Venedig oder in Rußland in Dürftigkeit endeten *). — Da wir hier nicht von den andern noch in Venedig blühenden Nebenlinien der Giustiniani, sondern nur von den in Griechenland herrschenden Zweigen zu handeln haben, so verweisen wir wegen jener auf den vorhergehenden genealogischen Artikel und geben zu der Familie de Corogna über, welche die Linie von Zia beerbt.

Das Haus de Corogna besaß, ehe es den Antheil an Zia erwarb, die benachbarte Insel Siphnos (Sifanto). Ursprünglich den Herzogen von Rhodos unterworfen, war dieselbe mit so vielen andern im J. 1269 durch Licio erobert worden und im Besitze der Griechen geblieben. Zwar hatten die Genais sich allmählig noch immer als Herren darüber gerirt und sogar am 20. Juli 1341 **) den Bertuccio Grimaldi damit besetzt, dessen Nachkommen sich bis 1537 domini Siphnani schrieben; allein in der That erlangten sie dieselbe nie wieder. Ein vielbeschäftigter Epl der Korsaren, stand sie später unter Vormundschaft der türkischen Fürsten von Mentische, bis der Johanniterorden, aus Acre verdrängt, sein Augenmerk auf Rhodos zu richten begann. Wie im J. 1207 venetianische Nobils, ebenso zogen 100 Jahre später einzelne Ritter des Ordens mit kleinen Geschwadern, als Vorkboten des Großmeisters Fulco de Villaret, nach den von den Türken besetzten Inseln des ägäischen Meeres und errichteten sich auf denselben kleine, halb-souveraine Herrschaften. So setzte sich J. D. Borello I. Assanti aus Ischia in den Besitz von Nifisros, Karchi und Pissipia, welche Inseln bei seiner Familie bis 1385 verblieben. Auch Zanussi I. de Corogna, angeblich aus der Stadt La Coruña stammend, gehörte dem Orden an; durch einen kühnen Streifzug setzte er sich im J. 1307 *) in den Besitz von Sifanto. Sobald er dort sich einen kleinen Staat gegründet, sagte er sich von dem Orden los, verband sich mit den Venetianern und vermählte sich, wahrscheinlich mit einer Dame aus dem Hause der Giustiniani von Zia. In einer Urte vom 4. März 1322 **), durch die er dem Notar Ugolino

43) Nach Familienpapieren der Giustiniani und Foscarini.

44) Mar. Tom. XII. fol. 90 b; Græce. Tom. VI. fol. 74 b.

45) Handschriftlicher Stammbaum im Besitze der de Corogna auf Santerin, copirt als Kanonate zu dem im Besitze des Baron von Proßels königlichem Exemplare von Tournefort's Voyage du Levant. Tom. I. p. 178. Unrichtlich bezeichnet man irrig die Corogna als Nachfolger der Johanniter der großen catalanischen Compagnie.

46) Quaderno di Stefano Bono 1316—1328 im Archivio notarile von Cambia.

Emiliano drei seiner Zinsbauern, die von Siphnos nach Gambia übergeführt waren, schenkte, und bei deren Abfassung der Richter Donato de Gribis und der Notar Oherardino de Piaenza als Zeugen fungirten, nennt er sich „dominator insule Sifnani.“ In der Herrschaft darüber folgte ihm sein Sohn Etuly (auch wol irrig Luigi genannt). Dieser schenkte am 5. Febr. 1362⁴⁷⁾ der nahe bei seinen Gütern gelegenen Kirche Santa Maria della Annunziata alle Güter, die er in Langbi neben denen des Antonio Venter besaß, sowie die durch Rebellion des Nicolo Baskaro und Gemelli (ob Eigennamen, oder italienisch — die Zwillinge? Vielleicht ist richtiger Giannuli zu lesen) heimgefallenen Territorien und andere Besitzungen; er wies dem Nicolo durch reichlichen Unterhalt an und ließ die Kete durch Taddeo di Ceroni, venetianischen Kanstler aus Negroponte, den er eigens deshalb nach Sifanto beschied, besiegeln. Ihm folgte sein Sohn Januli II., der im J. 1365 das noch heute auf der Insel existirende Schloß aus Quadern im gothischen Style erbaute; zwischen den zwei Bögen, welche den hinteren Theil des Schloßportals bilden, liest man heute noch auf dem achtzehnten, marmornen Strebepfeiler die halbverlosthene Worte: MCCLXXV Miser Sifani Januli de Corona⁴⁸⁾. Derselbe Januli war es, der, wie oben gesagt, 1366 durch seine Vermählung mit Maria Giustiniani ein Mitglied von Sia erwarb; er lebte noch im J. 1385, in dem er am 2. Febr.⁴⁹⁾ als „Januli de Corogna Kavalier et signor de Siphano“ das Privileg mihunterzichnete, durch das Herzog Francesco I. Griffo von Naxos seinen Schwiegersohn Pietro Zeno mit der Insel Andros beschenkte. Sein Sohn und Nachfolger Pietro (Peruli) war am 6. Febr. 1429⁵⁰⁾ Zeuge bei dem Ehecontracte, den Nicolo Sanudo von Suda und Nicolo Goyzadini von Themia für ihre Kinder Caterina und Angeleto abschlossen; er muß aber entweder noch im Laufe desselben oder im Anfange des folgenden Jahres gestorben sein. Denn schon im J. 1430 erscheint sein Sohn Januli III. als Herr von Sifanto. Er hatte verschiedene Steuern, namentlich die Gemoria und das Kapinichi, auf Zinos und Siphnos gepachtet; da jedoch die Einkünfte desselbst in Folge der grassirenden Verheerungen, welche die Osmanen dort angerichtet, nicht im Stande waren, die ziemlich drückenden und hohen Steuern zu erwirgen, so ward auch ihm die Zahlung des Pachtgeldes an Venedig erlassen und diese Gunst durch Decret vom 10. Juni 1432⁵¹⁾ ihm noch auf weitere zwei Jahre ausgedehnt. Später kam Januli jedoch mit Venedig in Streitigkeiten. In Folge eines Erbchaftsprozesses war beschlossen worden, alle Güter des

Herzogs von Naxos und seiner Untergebenen, wo sie nur betroffen würden, mit Sequeller zu belegen, und so hatte denn der Rector von Zinos ein Schiff mit Waaren conscript, das dem Lorenzo Calafato, seinem Unterthan, gehörte. Auf seine deshalb beim Senate geführte Beschwerde und seine Erklärung, daß er durchaus nicht Willig den Herzog Giovanni II. von Naxos, sondern souveräner Herr von Sifanto („esse liberum dominium insule Siphani“) sei, ward beschlossen, die Sache näher zu prüfen⁵²⁾, und da man fand, daß er allerdings für seinen Antheil an Sia dem Herzoge, nicht aber für Sifanto, wohin das fragliche Schiff gehöre, denselben unterthan sei, so ward am 1. Juni 1437⁵³⁾ bestimmt, daß ihm der Schaden zu ersetzen sei, und zwei Jahre später ihm auch vom Herzoge des Archipels dafür Ersatz geleistet⁵⁴⁾. Im J. 1437 finden wir ihn unter den Zeugen, die am 25. Jan.⁵⁵⁾ den Ehecontract zwischen Petronilla Zeno und Jacopo II. Griffo unterzeichneten; zum letzten Male finden wir ihn 1454 genannt. Damals hatten seine Unterthanen, die im Archipel nach Piratenart wider die Türken krazten, ein Schiff aus Salonichi gekapert und auf seiner Insel verfrachtet; er selbst hatte von der Beute, die 1200 Dukaten betrug, seinen Antheil bekommen. Die Türken, die ihn irrig für Venedigs Vasallen hielten, hatten deshalb gegen letzteres Repressalien ergriffen. Man citirte deshalb Januli III. am 16. März⁵⁶⁾ nach Venedig, allein er starb noch in demselben Jahre, ohne diesem Befehle nachgekommen zu sein; da bald darauf der Krieg zwischen Venedig und der Pforte ausbrach, ward die Sache mit Stillschweigen übergangen. Ihn überlebten seine Gattin Berde und drei Kinder. Der Sohn Giulino folgte ihm als Herr von Sifanto und Mitbesitzer von Sia. Von den Töchtern heirathete die jüngere, Chiara, den Nicolo Premarin⁵⁷⁾; die ältere, Marietta⁵⁸⁾, vermählte sich am 20. Sept. 1436⁵⁹⁾ mit Zustimmung ihrer Mutter Berde und ihres Bruders Giulino mit Nicolo di Angelo Goyzadini, Herrn von Themia, der schon früher einen Antheil an Sia aus der Erbschaft der Premarin und Sanudi erworben hatte. Sie brachte ihrem Gemahle 500 Dukaten baar und an Gold, Silber und Edelsteinen 1500 mit; ferner ward festgesetzt, daß von den Einkünften der Insel ihr in den zehn nächsten Jahren je 100 Dukaten ausgezahlt werden sollten. Als aber Giulino im December 1463 kinderlos starb, ward Nicolo Goyzadini sein Universalerbe; er heirathete am 29. Jan. 1464⁶⁰⁾ dem Herzoge von Naxos für Sifanto und Sia und vererbte beide Inseln nebst Themia und reichen Besitzungen auf Santorin an seine Nachkommen, die erst im Anfange des 17. Jahrh. daraus durch die Osmanen

47) Ritschl und Schmeisser, Urkunden zur Geschichte Griechenlands im Mittelalter; in den Abhandl. der hist.-phil. Classe der Bayer. Akad. der Wissensch. (München 1837. 4.) 2. Bd. Abth. I. Nr. 7. S. 163—164; daraus hinter dem Bistl. v. Koovp. p. 474—475. 48) Derselb. ungenau citirt. Hier nach einer von Nicolo Vezzi 1836 angefertigten, in meinem Besitze befindlichen Zeichnung des Portals. 49) Magno, Annali. Tom. IV. (Cod. Cicogna 267) fol. 334 b. 50) Archivio Goyzadini zu Bologna. F. 10. N. 13. 51) Misc. Tom. LVIII. fol. 124 a.

52) Misc. Tom. LIX. fol. 73 a. 53) Ebenda Tom. LX. fol. 16 b. 77 b. 54) Ebenda fol. 161 a. 55) Magno, Annali. Tom. V. (Cod. Foscarini. 6214) fol. 38 a. 56) Misc. Tom. V. fol. 25 b. 57) Barbarola (Museo Correr. D. Sc. 4. n. 14. Ms. 127). Tom. III. fol. 92 b; bei der Provanone ihres Sohnes Antonio am 15. Sept. 1407. 58) Der Stammbaum mocht sie irrig zu Giulino's Tochter. 59) Archivio Goyzadini. F. 14. N. 35. 60) Ebenda F. 18. N. 23.

Rai 1294¹⁾) ausdrücklich als kaiserliches Eigenthum bezeichnet. Aber sie verblieb seit ihrer Eroberung fortwährend beim Reiche Nikäa. Deshalb auch sie öfters von Piraten so leiden hatte²⁾, besand sie sich doch in besserem Zustande, als die meisten andern Äpfeliden und Sporaden; reich an vielgeliebten Producten, an kostbaren Weinen und herrlichem Marmor, lockte sie viele Kaufleute aus der Råde und Ferne zur Niederlassung an. Vor allen aber war der Naßir, jenes kostbare Harz, das nur auf Chios gewonnen ward und im Mittelalter namentlich ein sehr gesuchter Handelsartikel war, geeignet, die Augen der handelnden Staaten Italiens auf diese Insel zu lenken; alle, Venetianer, Genuesen, Pisaner, trachteten darnach, sich das Monopol desselben zu eignen zu machen. Der süßliche Theil der Insel, namentlich die Umgebung des Vorgebirges, das noch heute Capo Naßiro genannt wird, war mit dichten Wäldern von Naßirbäumen (*Pistacia Lentiscus* L.) bedeckt und versprach unendliche Reichthüm. Ihre Ausbeutung hatte man selbst in den traurigsten Zeiten des byzantinischen Reiches nie unterlassen. Als nun die Genuesen am 10. Juli 1261 mit Michael Paläologos, dem „neuen Konstantinos“, den berühmten Vertrag zu Nymphaeum abschlossen, forderten sie vor allen Dingen die Erlaubniß, auf Chios eine Colonie anzulegen zu dürfen; und der Kaiser, der ihnen nur zu viel verdankte, wies ihnen dort einen Palast mit Loggia für ihren Consul, Kirche, Bäder, Markt, Gärten und Wohnungen für ihre Kaufleute an. Ihr Consul erhielt die höchste Gerichtsbarkeit über alle Genuesen in Civil- und Criminalprocessen zugehörend; er sollte die streitigen Fragen entscheiden, ob Jemand als Genuese, oder als Grieche anzusehen wäre. Auch verpflichtete sich Michael dabei ausdrücklich, seinen Genuesen zum Besallen anzunehmen, der nicht fortwährend der Jurisdiction seines Vaterlandes unterthan bliebe. Dies war der Anfang der genuessischen Niederlassung auf Chios. Aus dieser bloßen Handelsfactorie, welche die Republik dort seit 1261 besaß, haben alle Historiker Genua's und noch ihnen alle Neuern eine Landesheftigkeit gemacht; es heißt, Michael habe 1261 die Insel Chios nebst der Stadt Smirna ihnen zum Eigenthum verliehen³⁾; ja man bezeichnet sogar den Befehl der Insel dem kaiserlichen Admiral Ricario, der, angeblich ein Genuese von Geburt und

dem Hause Zaccaria angehörig, die Insel den Franken entziffen habe⁴⁾. Allein ganz abgesehen davon, daß der Eubod Ricario⁵⁾ in durchaus keiner Beziehung zu den genuessischen Zaccaria steht, ist an eine Herrschaft der Genuesen auf Chios vor dem Anfange des 14. Jahrhunderts nicht zu denken. Im J. 1292⁶⁾ stand es unter byzantinischer Herrschaft, als der Sicilier Roger de Floria auf seinem Freireutergezuge dort mit seinen Galeeren landete; sein Fußvolk und seine Reiter aufschiffte und mit Feuer und Schwert hauste. Viele Griechen, Unterthanen des Andronikos Paläologos, wurden gefangen, während der Rest sich in die Berge flüchtete; mit geraubtem Naßir wurden zwei Galeeren besetzt, und reich an Schätzen setzte Roger seine Verberungen im Archipel und an Korea's Ostküste fort, bis er im October wieder im Hafen von Messina einlief. Nicht allspäther hausten dort elf Jahre später (1303)⁷⁾ die Truppen der catalonischen Galsaren Roger de Flor; kaum waren sie abgezogen, als auch schon die Türken Kleinasien mit 30 Fahrzeugen landeten, die Insel ganz verheerten, die Einwohner theils niedermachten, theils als Sklaven veräußerten⁸⁾. Nur wenige hatten sich in die Burg geflüchtet, zu deren Belagerung die Türken nicht allzu viel Lust verspürten; andere, die sich mit Weib und Kind in Barken geworfen und durch Fluth ihr Leben zu retten suchten, kamen elend durch Schiffbruch bei Styrus um. Bei so traurigen Verwüstungen, denen die Insel unaufhörlich ausgesetzt war, hatte man die Ausbrutung der Naßirwälder eine Zeit lang unterlassen; die genuessische Colonie hatte sich zurückgezogen, und Andronikos, der einsah, daß er nicht mehr im Stande, durch seine feigen Statthalter Chios gegen die Türken (die schon damals anfangen, sich als Herren von ganz Kleinasien und den umliegenden Inseln zu geben) zu verteidigen, sah sich im J. 1304 nach einem kräftigen und mächtigen Ausländer um, der die Herrschaft der Insel als sein Vassall übernehme; er verset in den Benedetto Zaccaria, damals Herrn von Rhodos, der im ganzen Orient und Decident durch seine Tapferkeit berühmt war und schon lange Lust bezog hatte, durch bewaffnete Intervention den verwirrten Zuständen der Insel ein Ende zu machen.

Die Zaccaria di Castro gehörten im 13. Jahrh. zu den reichsten und mächtigsten Geschlechtern Genua's. Zur Zeit des Vertrags von Nymphaeum lebte dort Zaccaria dei Zaccaria⁹⁾, der erst im J. 1289¹⁰⁾

5) Paris. *Treasure des chartes*. Layette: Contrats de mariages des grands N. 33; *Ducange* I. L. Tom. II. p. 326—330. n. VII.

6) *Liber Jurium Janue*. A. fol. 280 b seq.; C. fol. 225 b seq.; *Ricotti* (Monumenta historica patrinae. Tom. VII. (Taurini 1854. fol.)), p. 1350 seq. n. 945; *Pugna* I. L. p. 249—258; *Ducange* I. L. Tom. I. p. 438 seq. n. LXIX; *Buchon*, *Reeb*, et al. *Tom. I*. p. 462—472, appendice F. 7) *Giustiniani*, *Castiglioni* annali di Genova. (Genova 1537. fol.) Lib. III. fol. XCVI b; *P. Interiano*, *Ristretto delle historie Genovesi*. (Lucca 1551. 4.) Lib. III. fol. 69 b; *U. Polietice*, *Historia Januensis in Graeculi Testamento* ant. Ital. Tom. I. P. I. Lib. IV. p. 367 („ut aliqui tradiderunt“); *Hieron. de Maritima* De Genuensium dignitate cap. IV. sec. 3; *ebenda* Tom. I. P. II. p. 1436; *Pet. Bisari* *Senatus populi Genuensis restae*. (Antverpia 1578. fol.) Lib. IV. p. 76; derselbe *ebenda* De bello Veneto. Lib. I. p. 320.

8) *Niceph. Greg.* Lib. IV. cap. 5 (Tom. I. p. 85 und Tom. II. p. 1170 not.); *Georg. Pachymus*, *De Michale Palaeo*, Lib. V. cap. 25 (Tom. I. p. 410, 411, 413).

9) *Mar. Sano*, *Istoria di Romania*. Cod. Marcian. Ital. Cl. VII. 712. fol. 7 a.

10) *Barthol. de Neocastro*, *Historia Siciliae* cap. CXXII de *Muratori* XIII, 1185; *Ramon Munster* (*ed. Lave*) cap. 115; *Livro de la Conquista* (*ed. Buchon*) p. 262.

11) *Pachym.* De *Andronico Palaeo*. Lib. V. cap. 26 (Tom. I. p. 436).

12) *ebenda* Lib. VI. cap. 17 (Tom. II. p. 510). 13) *Quaderno di Bartolomeo de' Fornari* (wie die folgenden Quaderni, im Archivio notarile zu Genua); *Pandette Richierme* (im Archivio del regno zu Turin) *Fogl. I.* fasc. 119. c. 3. s. 14) *Quod. di Manuele de Albano*, *Eccl. Tom. 10.* *Febr.* 1290; *Pand. Richer.* *Fogl. II.* fasc. 25. c. 6.

hochbetagt, mit Hinterlassung zahlreicher Nachkommen farb. Von seinen sechs Söhnen sind hier nur Manuele, Benedetto I. und Nicolò zu erwähnen. Manuele verließ frühzeitig Genua und begab sich an den Hof des Kaisers Michael nach Constantinopel. Bald wußte er sich bei diesem durch persönliche Tapferkeit und Verschlagenheit so in Gunst zu setzen, daß er ihm im J. 1275 *) die altherühmte Stadt Phokäa (eigentlich im Mittelalter zwei Städte, Alt- und Neu-Phokäa) mit den umliegenden Bergen verließ, aus deren Klauengruben er bald unermesslichen Gewinn zog. Stolz auf seine Reichthümer **), trogte er Jahre lang dem Reiche der Venetianer, aber auch gegen seine eigenen Landsleute bewies er sich nicht eben als den eifrigsten Patrioten. Indem er eine Sperre des Bosporos selbst für die Genuesen, die aus der Krim Klauen ausführen wollten, vom Kaiser verlangte, rief er eine fruchtlose Expedition der Republik gegen Constantinopel hervor. Er war nebst Giovanni da Procida einer der vorzüglichsten Förderer des heillosen Aufstandes, wie er denn namentlich den Griechen Kaiser für denselben zu gewinnen wußte ***). Noch im J. 1287 *) lebte er in Phokäa, von wo aus er mit dem Haufe Spinola in Compagnie bedeutende Goldspeculationen machte, und farb 1288 *) kurz vor seinem Vater. Seine Gattin Clarissa hatte ihm neun Kinder geboren, die aber bei des Vaters Tode fast alle noch unmäßig waren; hier ist davon nur der Stigeborene Tedisio *) (auch Tedisino und Tedino genannt) zu erwähnen, der später länger Zeit hindurch Statthalter von Phokäa war. Im Besitze dieser Stadt und ihrer reichen Klauengruben folgte ihm sein nicht minder thatkräftiger Bruder Benedetto I. *) nach, der sich im J. 1275, also damals, als Manuele mit Phokäa begabt ward, mit einer Schwester des Kaisers Michael vermaählt hatte. Im J. 1284 *) genossener Seeräubers gegen Pisa, drei Jahre später *) Vertreter seines Bruders in Genua, ward er im J. 1288 zu Genua's Vize- und Syndik auf Cypern ernannt, und beauftragt **), mit einem päpstlichen Geschwader dem Kaiser Andronikos II. seine Verlobte, Solanta von Montserrat, zuzuführen und

demnächst nach Tripolis zu eilen, wo zwischen der Gräfin Lucia und der dortigen genuesischen Compagnie ernstliche Irrungen obwalteten *). In Palästina bewies er sich als einen Mann, dem es mit Vertheidigung des heiligen Landes Ernst war; er schloß sofort mit der Gräfin Lucia einen Vertrag zu Nephyn ab **), durch welchen den bisheriger Zwistigkeiten ein Ziel gesetzt ward, erneuerte Genua's alte Verträge mit den Lutheranen von Cypern *) und vertheidigte tapfer das vom Ramaklen Kalain bedrohte Tripolis. Zwar konnte er den Fall desselben (am 27. April 1289) nicht hindern, weil er gegen die ägyptische Uebermacht zu schwach war; aber es gelang ihm doch wenigstens, die dortige Bevölkerung nach Cypern zu retten. Von da eilte er nach Acre, um dies letzte Bollwerk der Christenheit in Palästina zu sichern; da aber Cypern und selbst Genua nun mit dem Aegyptier Frieden machten, ging er nach Armenien und schloß im Namen seines Vaterlandes mit dem dortigen Könige Hethum II. eine Convention ab, die den Genuesen freien Handel und sichere Waarenlager gewann. Erbitterter Feind der Moslemin, freuzte er dann weiter an der Westküste Kleinasiens und kaperte die Schiffe der Ramaklen, mußte jedoch bald, da der Sultan mit Repressalien gegen genuesische Bürger antwortete, den Raub zurückgeben und sich feierlich verpflichten, von weiteren Gewaltthaten gegen Kalain's Unterthanen abzuhalten *). Er lebte 1290 nach Genua heim und lebte seitdem abwechselnd dort und in Phokäa. Letzteres ward im J. 1296 *) von einer venetianischen Flotte unter Ruggiero Morosini fürchterlich verheert und fast dem Erdboden gleichgemacht, während Benedetto noch am Hofe Philipp's des Schönen verweilte und mit diesem die Wiedererobrung des heiligen Landes betrieb. Mit der hohen Würde eines Admirals von Frankreich geehrt, die er erst 1301 niederlegte **), eilte er nach Phokäa und stellte in Eile die zerstörten Mauern und Festen wieder her. Bald war der Schaden, den Morosini angerichtet hatte, ersetzt; aus ihrer Asche stieg die Stadt neu hervor, und ihre Klauengruben fuhren fort, Mendetto zu bereichern. So konnte er denn schon im J. 1298 *) daher 650 „cantarin“ Klauen verkaufen, welche ihm die enorme Summe von 1,300,000 Lire einbrachten; die Einkünfte der folgenden Jahre standen hinter diesen durchaus nicht zurück, und so mußte sich

15) *Pand. Richer. Fogl. II. fasc. 23. c. 1; Pachym. I. l. Lib. V. cap. 30 (Tom. I. p. 420); Federici, Scrittoria della nobiltà Ligustica (Ms. im Archiv zu Turin); I. Sauli, Della colonia del Genovesi in Galata libri VI. (Torino 1831. 8.)* Lib. II. Tom. I. p. 59. 16) *Quod. di Enrico Rubeo, Act vom 7. Sept. 1285. Quod. di Angelino di Sigestro, Act vom 24. Jan. 1286; Pand. Richer. Fogl. II. fasc. 10. c. 14; Fogl. I. fasc. 178. c. 1. 17) Gironi, Storia dell' antica Liguria. (Torino 1834.) T. II. p. 254. 18) Act vom 17. April. Quod. di Manuele di Albano. Pand. Richer. Fogl. II. fasc. 20. c. 5. 19) *Emenda Fogl. II. fasc. 26. c. 4. 20) Act vom 9. Mai 1296. Emenda Fogl. II. fasc. 27. c. 7. 21) Act vom 22. März 1263. Quod. di Bartol. de Fornari; Pand. Richer. Fogl. I. fasc. 119. c. 3. 22) Act vom 20. Juni. Quod. di Angelino di Sigestro; Pand. Richer. Fogl. I. fasc. 174. c. 3; Continuatore Caffari bei Muratori VI. 566. 23) *Quod. di Guglielmo de S. Giorgio; Pand. Richer. Fogl. I. fasc. 159. c. 3. 24) Jamsa, Hist. génér. des royaumes de Chypre etc. (Leyde 1747. 4.) Liv. XIII. chap. 6. Tom. I. p. 705.***

25) *Syll. de Sacy, Chrestomathie arabe. (Paris 1806. 8.)* Tom. III. p. 521. 26) *Quoderno di N. N. di Portovenere.* 27) *Tedesio* ward am 17. Mai 1292 widerufen; genuesischer Vizekönig auf Cypern war damals Matteo Baracca. *Liber Jurium Janue. C. fol. 233. v.;* ed. Ricotti (Monumenta historica patriae Vol. IX). Tom. II. p. 275—276. c. CXL 28) *Continuatore Caffari I. l. Tom. VI. p. 593—596; Vie du Sultan Kalavun, traduite par S. de Sacy in den Notices et extraits des mss. de la biblioth. du roi. Tom. XI. p. 41 seq. 29) Jac. a Voragine, Hist. Januae bei Muratori IX. p. 561 Chron. Francisci Pipil Bononiensis. Lib. IV. cap. 43; *emenda II. p. 743; Ceresini emenda XII. p. 406; Nucerae XXXII. p. 1008. 30) Morici, Le grand dictionnaire historique. (Bastie 1740. fol.)* Tom. I. p. 1496 nach Wilelm. 31) *Quod. di Adriele de Lanerlia; Pand. Richer. Fogl. II. fasc. 16. c. 3.**

hald sein Vermögen unermesslich mehren. Große Summen verwandte er davon fortwährend zur projectirten Wiedereroberung des heiligen Landes, zu der er noch im J. 1301³²⁾ mit Jacopo Comellini und Andern Schiffe ausrüstete; ihm schrieb damals (im August³³⁾) Papst Bonifaz VIII. und lobte seinen und der geneuesischen Frauen und Kinder Eifer für den Kreuzzug. Doch scheiterte letzterer damals an der Uneinigkeit der italienischen Seemächte. In Phosäa hielt er sich fortwährend; obgleich er nicht stets in Person da weilen konnte, trat sein Brudersohn Zediso, den er dort im J. 1302 zum Statthalter bestellte, ganz in seine Fußstapfen; mochten auch die neuen Mauern an Festigkeit denen mancher byzantinischen Städte nachsehen, so schirmte es doch mehr, als jene, der Ruf der italienischen Tapferkeit vor den Angriffen der brutalen türkischen Nachbarn. Ganz den Gegensatz zu Phosäa bildeten die nahe liegenden Sporaden Chios, Samos und Kos; sie dienten, ganz verdrängt, nur den Piraten zum Asyl. Das ward Benedetto, der im J. 1303 wieder nach der Levante gesegelt war, doch zu arg; er bat daher den Kaiser Andronikos, entweder eine tüchtige Besatzung nach Chios zu schicken oder ihm die Insel zu überlassen, und da der schwache Herrscher mit Antwort zögerte, besetzte er auf eigene Hand dieselbe im J. 1304³⁴⁾. Nun traf auch sofort Antwort von Andronikos ein, ihm ward als kaiserlichem Vasallen die Insel auf zehn Jahre verliehen unter der Bedingung, daß der Kaisers Fahne, wie bisher, auf dem Castelle wehen, er selbst aber, außer einer freiwilligen Reitern zur griechischen Flotte, zu keinem Tribute verpflichtet sein sollte. Benedetto I. nahm dort nun seinen Wohnsitz, stellte die verfallenen Häuser her, besetzte die Hauptstadt³⁵⁾ mit hohen Mauern und Gräben und beutete fleißig die Mastpflanzungen aus. Als er im J. 1307 starb, hinterließ er Chios seinem Sohne Paleologo³⁶⁾, so nach der Familie der Mutter, auch wol von andern nach dem Vater Benedetto II. genannt und deshalb öfters bei Byzantinern mit demselben verwechselt. Er regierte Chios von 1307—1314 und ließ noch kurz vor seinem Tode sich den Besitz der Insel von Kaiser Andronikos auf weitere fünf Jahre bestätigen. Sein Reiter Zediso, der in Phosäa als Statthalter zurückgelassen war, hatte im J. 1306 mit zwei Galeeren eine Expedition nach Thafos³⁷⁾, dem Hauptstapel der griechischen Pira-

ten, unternommen und mit leichter Mühe das dortige Castell erobert, in dem er sofort seine Residenz aufschlug. Es war für ihn um so wichtiger, als in den Angelegenheiten Phosäas durch Benedetto's I. Tod eine für ihn wenig günstige Veränderung eingetreten war. Paleologo hatte sogleich von ihm Rechenschaft über seine fünfjährige Verwaltung gefordert, und da diese nicht zu seiner Zufriedenheit ausfiel, ihn abgesetzt und den Genuesen Andriolo di Andriolo Cattaneo della Volta, der mit seiner Schwester Ciana³⁸⁾ vermählt war, zum Statthalter von Phosäa ernannt, mit der Bestimmung, daß, falls er (Paleologo) kinderlos sterbe, ihm diese Stadt als Eigenthum verbleiben solle³⁹⁾. Während Andriolo selbst in Genua 52 Reiter und 400 Mann zu Fuß rüstete⁴⁰⁾, schickte er seinen Sohn Dominico voraus, um Phosäa vorläufig zu besetzen und den Zediso gefangen zu nehmen. Dominico warnte ihn zuvor, daher begab er sich von Thafos aus zur catalanischen Compagnie nach Gallipoli und schlug dieser eine Expedition nach Phosäa vor, die allgemeinen Beifall fand. Mit fünf Schiffen segelte er um Oftern 1307 dahin und bedrängte mit seinen catalanischen Bundesgenossen die Mauern der Stadt. Obgleich die Einwohner sich wider zur Wehr setzten, konnten sie sich doch nicht lange halten; nachdem 140 derselben gefallen und die übrigen 350 Krieger sich ins Castell geflüchtet, ward die Stadt — in der damals sich 5000 Griechen mit Zubereitung des Akauns beschäftigten — furchtbar verheert; kostbare Reliquien, von denen Mantaren und die wichtigsten aufzählt, darunter das noch heute im Dome S. Lorenzo zu Genua aufbewahrte sogenannte „Kreuz der Zaccaria“ fielen in Zicino's Hand⁴¹⁾. So hatte dieser sich wenigstens an Cattaneo gerächt; allein an eine dauernde Behauptung von Phosäa konnte er um so weniger denken, als grade damals die Nachricht eintraf, daß zehn kaiserliche Galeeren unter dem Admiral Marulos sich zum Angriff auf Thafos rüsteten⁴²⁾. Zediso eilte dahin zurück, behauptete sich dort, unterstützt von seinem Verwandten Dobarbo⁴³⁾, noch einige Zeit lang, mußte aber endlich im J. 1313⁴⁴⁾ die Insel den Griechen räumen. Andrea Cattaneo, der 1314 Eigenthümer von Phosäa geworden war und schon 1308 die zerstörte Stadt hergestellt hatte, starb 1331 in Genua; auf seinem jetzt verschwundenen Grabstein in der Kirche S. Dominico war er als Paleologo bezeichnet, das Wappen der Kaiser von Byzanz trug sein Grab. Sein Sohn Dominico (s. d. Art. Lesbos), bekannt durch seine Expedition nach Lesbos im J. 1333, verlor Phosäa an die Griechen im J. 1336.

32) Waddingus, *Annales minorum*. Tom. III. (Lugdani 1636. fol.) p. 4. um J. 1301. n. 53—54. 33) Aufseht im *Palestia* S. Giorgio zu Genua; *H. de Marinis* cap. IV. sect. 10. p. 1445—1446. 34) *Pachym.* l. I. lib. VI. cap. 34 (Tom. II. p. 558); *Gregor.* Lib. IX. cap. 9 (Tom. I. p. 438); *Cantacuzen.* Lib. II. cap. 2 (Tom. I. p. 370). 35) „*αι ἀρχαία νηὶ καὶ τῆς κατὰ;* in der Uebersetzung „*Ochryum oppidum*“ und darauf bei Buchon (Rech. et mat. I. 459. Append. V. VIII) „*Il restaura Ochryon.*“ So die lateinischen Uebersetzungen der Byzantiner!! 36) Quad. di Enrico Gugl. Rubens; *Pand. Richer.* Fogl. I. fasc. 191. c. 4; Art vom 26. April 1291. 37) Auf Thafos besaß noch im J. 1309 das Bischofsst. Ereopaten verschiedene Güter unter byzantinischer Hoheit. *Ἱστορικὸν τοῦ Παλολογίου*. (*Ex Aegypcio* 1835. 8.) col. 567—570.

38) Quad. di Guidotto de' Brucelli; *Pand. Richer.* Fogl. A. fasc. 67. c. 6. 39) *Federici Scutellano* fol. 70; Quad. di Guglielmo Obergerio; *Pand. Richer.* Fogl. A. fasc. 7. c. 8; Quad. di Damiano de Camuffo; *Pand. Richer.* Fogl. A. fasc. 13. c. 4. 40) *Mirabilia descripta per fratrem Jordanum de Beveraco* in *Recueil de voyages publiés par la société de géographie*. Tom. IV. (Paris 1629. 4.) p. 63. 41) Ramon Mantaner cap. 334. 42) *Pachym.* l. I. lib. VII. cap. 37. (Tom. II. p. 635.) 43) *Lectore ducali* fol. 70 d. 44) *Commemoriali.* Lib. II. fol. 108 b. 172 a.

Valcologo Zaccaria, der 1307⁴⁵⁾ auf seiner Galeere S. Antonio von Pera aus nach Ghios geflohen war, setzte die großartigen Geldspeculationen seines Vaters fort⁴⁶⁾; aus den Waffireisden von Ghios und den Alunhütten zu Phosaa — er verkaufte von da im J. 1311⁴⁷⁾ 1000 Cantaria fertigen Alauns und 1500 Alaunerde für ungeheure Summen an Ciano Salvaigo und Luchetto de Mari — flossen ihm unendliche Reichtümer zu; allein er hinterließ keine Erbschaft und vermachte daher kurz vor seinem 1314 erfolgten Tode Phosaa dem Gattaneo, Ghios seinen Kassen, den Kindern jenes Nicolo Zaccaria, der, ein Sohn des alten Zaccaria von Castro, in den Jahren 1286 und 1287⁴⁸⁾ erwähnt wird und nach einer (freilich schlecht verbürgten) Angabe⁴⁹⁾ mit der Tochter des Metelliers Joannes Kontostephanos, Anna, vermählt war. Er hinterließ zwei Söhne Martino und Benedetto III., die ihrem Vetter 1314 im Bisthe der Basilikausien folgten und im J. 1319 sich von Andronikos auf Neue bezeichnen ließen. Martino, der ältere von ihnen, hatte sich mit Jaquelme de la Roche⁵⁰⁾, Erbin der moecotischen Baronie Veligosti und der Festungen Damala und Kalanuka (nach dem bei Palmyros 1310 erfolgten Tode ihres Bruders Renaud), vermählt und so bedeutende Güter in Achaia erworben. Zopfer und entschlossen, wußte er sich die Gunst des Titularkaisers von Constantinopel und Fürken von Achaia, Philipp's von Tarent, in so hohem Grade zu gewinnen, daß derselbe in Gemeinschaft mit seiner Gattin Katarina von Valois ihn (Martinus Zachariae de Castro Dominus insulae Chii et castrorum Calanuzae et Damalae) durch Diplom vom 26. Mai 1315⁵¹⁾ zum Könige und Despoten von Kleinasien ernannte und ihm die Inseln Denussa, Marmora, Zenedos, Lesbos, Ghios, Samos, Nifaria und Kos verlieh nebst allen königlichen Rechten und Insignien, wozegen Martino sich anerkennend machte, ihm mit 500 Mann zur Wiederoberung von Constantinopel beizustehen. Vermuthet, die Rechte des neuen Herrn überall zu wahren, trat er mit Entschiedenheit den Uebergriffen der großen catalonischen Compagnie, die auch auf Achaia ihre Augen geworfen, entgegen, mußte es jedoch erleben, daß sein Erstgeborener Bartolommeo im J. 1317 durch dieselbe gefangen und nach Sicilien in den Kerker geschleppt ward, aus dem ihn erst ein energisches Schreiben⁵²⁾ des

Papstes Johann XXII. an König Friedrich II. von Sicilien vom 25. Juni 1318 erliefte. Seitdem lebte Bartolommeo meist auf Agrigento, während sein Vater Martino und sein Oheim Benedetto III. vereint Ghios beherrschten und mit Energie sowohl den Türken⁵³⁾, als auch den catalonischen Piraten⁵⁴⁾ Widerstand leisteten. Mit größtem Eifer betrieb namentlich Martino im J. 1326⁵⁵⁾ die damals vom Historiker Marino Sanudo projectirte Union gegen die Türken, und gerieth er auch bald darauf, als sein Sohn, jener Bartolommeo, sich mit Guicelm a Pallavieini, Markgräfin von Bodonico, ohne Consens der Republik Venedig vermählte⁵⁶⁾, in Streitigkeiten mit letzterer, so wurden dieselben doch rasch zur beiderseitigen Zufriedenheit beigelegt⁵⁷⁾. Seine Streifzüge gegen die Türken waren meist mit Erfolg gekrönt; in den 15 Jahren, während deren er Ghios beherrschte, soll er über 10,000 derselben vernichtet haben⁵⁸⁾. Reich an Gab und Gut, übte er auch als König von Kleinasien im Vereine mit seinem Bruder Benedetto das Münzrecht aus; noch existiren Silbermünzen von den beiden Brüdern, die das Bild des Schutzpatrons von Ghios, St. Sidorus, und ihre Namen tragen⁵⁹⁾. Aber das übergegoßene Glück weckte den Neid des neuen Kaisers Andronikos III. und stürzte bald beide ins Verderben. Die Griechen der Insel, unzufrieden mit den drückenden Abgaben, welche ihnen die Zaccaria auferlegte, schickten heimlich den Primaten Leon Kalothetos an den Kaiser, luden diesen durch Schöderung der Reichthümer, indem Ghios jährlich über 120,000 Goldstücke an Steuern auftrugte, gelobten ihm Verstand und Luthen ihn ein, sie vom gnuessichsten Joche zu befreien. Martino, der im J. 1324 wieder auf fünf Jahre damit belohnt worden war, hatte angefangen, dort eine starke Festung zu bauen; dies und der Umstand, daß im J. 1329 der letzte Lehnvertrug ablaufen sollte, gaben den Vorwand zum Kriege her. Um nun noch einen Anschein des Rechts für sich zu haben, benutzte Andronikos die Klagen Benedetto's III., der mit seinem Bruder zerfallen war, weil dieser ihm seit einiger Zeit die 6000 Goldstücke, die ihm aus den Einkünften der Insel als Apogon zugewiesen waren, schuldig blieb. Zunächst richteten die Griechen an Martino die Aufforderung, seine neue Burg zu schleifen und nach Constantinopel

Raynaldi Annales (ed. Luoc.) Tom. III. p. 22—23 zum Jahre 1318. n. 34.

53) Mar. Sanudi Secret. fidel. crucis. Lib. I. p. IV. cap. 7. 54) D'Esse ben Ep. 5 (ed. Bonara). * 55) Misti. Tom. X. fol. 75; Indices fol. 205 a. 56) Misti. Tom. X. fol. 19. 79; Indices fol. 203 b. 205 a. 57) Misti. Tom. XI. fol. 93; Indices fol. 100 b. 58) Jordanus de Saverico l. I. p. 63. 59) Bergl. Illustrazioni d'una moneta argentea di Scio sul disegno del matapan di Venezia del Dr. Corradino Gennaro. (Trieste 1852. 8.) Gewicht 43 grammes, Durchmesser 9,021 millim. A. v. Ein Heiliger mit dem Nimbus, in der Linken ein Buch, überreicht mit der Rechten einen andern, der das Pallium trägt, eine Fahne; Legend: S. Sidorus Syl. M. et B. Z. Ayo (?) Imperii; auf der Fahnenröhre Dux. Rev. Christus auf dem Throne mit der Umschrift IC—XC, unten links das Münzzeichen. Die gleiche ganz dem alten grosso Venetio.

45) Quad. di Damiano do Camulio; Pand. Richer. Fogl. A. fasc. 13. c. 5. 46) Ebenda fasc. 10. c. 2; Acten vom 13. Jan., 9. Febr., 10. Febr. 1311. 47) Act vom 27. Febr.; Pand. Richer. Fogl. III. p. I. fol. 28 (auf der Biblioteca Berio zu Genua). 48) Quad. di Angelino do Sigestro und Quad. di Nicolo de Porta; Pand. Richer. Fogl. I. fasc. 178. c. 1; Fogl. II. fasc. 14. c. 4. 49) Genealogie. Cod. Cicogna N. 1631; d'Uxerrenen. Constantinopolis Belgica (Tornaci 1642. 4.) im Append. de exordio Graecorum cap. 4—5. 50) Act vom 16. Mai 1327. Quad. di Giovanni Galles; Pand. Richer. Fogl. A. fasc. I. c. 1. 51) Real grandessa de la serenissima republika de Genova per D. Luis de Góngora, traduce, por D. Carlos Esperon. (Madrid 1665. Genova 1667. fol.) Tit. VIII. n. 22. p. 200—203. 52) Epist. secreti. Lib. I. ep. 501.

„zur Erneuerung des Vertrags“ zu kommen. Als er nicht folgte und anfang, sich zu bewaffnen, segelte eine mächtige, prachtvoll gerüstete Flotte von 105 Schiffen hin, die durch Verrath bald die meisten Punkte der Insel einnahm und den Martino zwang, nach Venedig seiner drei Galeeren sich in die Citadelle zurückzuziehen. Aber da er nur 800 Reiter um sich versammeln konnte, so bald mit seiner kleinen Schar capitulirte. Seiner Gattin Jacqueline und seinen Söhnen Bartolommeo und Centurione, sowie seinem Erbsolger ward freier Abzug (mit ihren Schätzen) gestattet, auch seinen Kriegern freigestellt, ob sie dort bleiben oder auswandern wollten; er selbst ward dagegen in Ketten nach Constantinopel abgeführt. Kalothetos und die andern griechischen Aristocraten wurden reich belohnt; Benedetto aber, der, alzu stolz, als Lohn seines Verraths die ganze Insel für sich forderte und sich nicht mit dem Ziel eines griechischen Präfecten und der Hälfte aller ihrer Einkünfte begnügen wollte, ward in Ungnade entlassen. Mit drei Galeeren segelte er nach Salata ab, von wo aus er im folgenden Jahre 1330, unterstützt von acht genuesischen Schiffen, eine Expedition nach Ghios unternahm; allein der kaiserliche Statthalter schlug seinen Angriff mit Entschiedenheit zurück. Von seinen Schindern blieben dabei 300; er selbst starb sieben Tage nach erlittener Niederlage an einem Schlaganfall, den der Wismuth über das Misslingen seines Planes hervorgerufen ⁶⁰⁾. Seine Witwe Sinevra, Tochter des Corrado Doria, überlebte ihn noch viele Jahre, sie wird noch 1340 ⁶¹⁾ erwähnt; Kinder hinterließ er nicht. Martino, sein Bruder, fechtete lange in byzantinischer Hoft, er erlangte erst auf päpstliche Veranlassung im J. 1337 ⁶²⁾ seine Freiheit wieder. Ghios verblieb nun seit 1329—1346 unter griechischer Hoheit; es war eine der hauptsächlichsten Stationen der byzantinischen Flotte, die von da aus gegen die türkischen Corsaren kreuzte ⁶³⁾. Bald ward auch Rhodus wiedererobern und einem byzantinischen Megaduch untergeordnet, mit dem Venedig im J. 1345 ⁶⁴⁾ viele ärgerliche Streitigkeiten wegen Erhebung unerlaubter Waarenzölle hatte. Demgegenüber aus der Seefangenschaft, schloß sich Martino im J. 1343 dem Kreuzbunde an, dessen Omar, Fürst von Aden zur Eroberung von Smyrna ausging; er starb in der blutigen Schlacht, am 15. Jan. 1343 ⁶⁵⁾ nebst vielen andern

Braven den Heldentod, ein letzter Nachkomme jener griechisch-fränkischen Ritterschaft, die einst die beste der Welt gewesen, ein genuesischer Nationalheld, wol würdig des Lobes, das ihm Dextro Foglietta in seinen „Elogia clarorum Ligurum“ gesendet ⁶⁶⁾. Er überlebte seinen Erstgeborenen Bartolommeo, der im J. 1334 mit Hinterlassung einer einzigen Tochter Marullia (geb. 1333) aus seiner Ehe mit Guicima von Bodonigha starb ⁶⁷⁾; seine Witwe, die eine neue Ehe mit dem Venetianer Nicolò Giorgio einging, starb erst 1358, seine Tochter nicht lange darauf unvermählt. Unerbte Nachkommen von Bartolommeo lebten noch 1463 ⁶⁸⁾ auf Negropont. Sein Bruder Centurione I., der ebenfalls mit Eifer sich an dem Kreuzzuge gegen Smyrna betheiligte ⁶⁹⁾, erbte Martino's Besigungen auf Dorea; er lebte meist in Pera, wo er noch 1352 ⁷⁰⁾ den mit Kaiser Joannes Kantakuzenos eingegangenen Vertrag als Zeuge, und zwar als erster unter allen Latinnern, unterschrieb, und ward durch seinen Sohn Asano Großvater des Centurione II. Zaccaria, der im J. 1404 den Fürstenthron von Dorea (s. d. Art.) bestieg und als letzter occidentalischer Beherrscher der Halbinsel im J. 1432 starb. So viel vom Hause der Zaccaria, den Herren von Ghios, Fürsten von Rhoda und Königen von Kleinasien.

Unterdessen regierte zuerst Leon Kalothetos als kaiserlicher Statthalter die Insel, die ihm als Lohn seiner Anhänglichkeit überlassen ward (1329); als er aber im J. 1340 bei dem damals allmächtigen Großherzoge Alexios Apoknosos in Ungnade gefallen war, trat an seine Stelle der reiche griechische Primat Joannes Kybos (Kalojanni Gibo) ⁷¹⁾, unter dessen Verwaltung ein neuer Angriff der Genuesen auf Ghios stattfand, der mit der dauernden Unterwerfung unter Genua's Herrschaft endete ⁷²⁾.

papae VI episc. seer. Lib. III, 963. 969; Lib. IV, 132 (Ducange I. l. Tom. II, p. 229); Cantacus. Lib. III, cap. 95 (Tom. II, p. 592); Georg. Stellae Annales bei Muratori XVII, 1080; Guill. et Athrighti Corisusorum historiae lib. XII, 914; Corisusum themata Tom. XII, 417; Xaxagor XXIII, 1031; Matt. Vincent Lib. I, cap. 25; Istorie Ptolesei (Prato 1835, 8) p. 448; Ob. Folletta I. l. p. 441 u. f. w.

60) Graecis Thesaurus. Tom. I. P. II, p. 797; Serra I. l. Tom. I, p. 313. 61) Cod. Trevisanus N. CCXIV, fol. 442a; Exempl. Constantin. Tom. I, fol. 748 a; Carte. Cod. Marcian. Ital. Cl. X, 181, fol. 328 a. 62) M. Barbato Nozze. Cod. Marc. Ital. Cl. VII, 158, fol. 126 a. 63) Histoire du Dauphiné. (Genève 1721, fol. Tom. II, Preuves n. CCXXII, 70) Vertrag vom 6. Mai 1352. Liber Jurium Janus B. fol. 330; ed. Ricotti Tom. II, n. CCIII, p. 806; Saati Colonia di Galata. (Torino 1831, 8) Tom. II, doc. II. 71) Append. ad Ob. Follettae Hist. p. 743. 72) Hauptquelle über die Geschichte von Ghios seit 1346 bilden die: Conventiones insulae Chii inter commune Janus et Justinianus, von denen ich zwei verschiedene Handschriften benutzte, die eine in drei Quartanten zu Genua im Besitze des Marchese Pantaleo Giustiniani (der Künste halber stets hier als Cod. Giust. I—III), die andere in einem Quartanten im Besitze des in der Bibliothek der Fürsten Eugui Barbiano N. Bolognese (Cod. Bologna) befindlichen, früher dem berühmten Gelehrten gehörigen. Ein unvollständiges Exemplar besitzt der Fürst Leonardo Giustiniani in Rom, ein anderes befindet sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts im Besitze eines Identis-

60) Am ausführlichsten bei Cantacus. Lib. II, cap. 10—13 (Tom. I, p. 370—391); Nepos. Greg. Lib. I, cap. 10. (Tom. I, p. 438); Phrantzes Lib. I, cap. 8 (p. 38); Jordanus de Serrano I. l. p. 63; Ludolphi u. Suchen, Libellus de itinere ad terram sanctam, auch deutsch im: Beyßfuß, I. Bd. (Frankf. 1670, fol.) S. 822. Bergl. Savili I. l. Lib. IV, Tom. I, p. 241. 61) Quod. di. Genn. de Camulio; Pand. Richer. Fogl. A. fasc. 73. c. 4; fasc. 74. c. 4; Quod. di. Benvenuto di Braccelli; Pand. Richer. Fogl. A. fasc. 66. c. 5. 62) Raynaldi ju. 6. S. u. 34. 63) Cantacus. Lib. II, cap. 38; Lib. III, cap. 29 (Tom. I, p. 340; Tom. II, p. 184); Gregor. Lib. XIV, cap. 4 (Tom. I, p. 702); Ducas cap. 7 (p. 27); Quod. di. Giovanni Gerardo in Archivio notarum von Genua, Act vom I. Dec. 1341. 64) Misc. Tom. XXII, fol. 134 a; Tom. XXIII, fol. 18 b, 51 a; Carte Molin (Cod. Marc. Ital. Cl. XIV, 40). Tom. IV, p. 70. 65) Raynaldi 1343, u. 9—10; 1344, u. 23; 1345, n. 1; Clementis u. Engelst. v. B. u. S. 5ter Section. LXVIII.

Während der blutigen Kämpfe, die Genua mehrer Jahrhunderte lang zerstückten, hatte eine Partei schon seit 1331 sich in Nocera und Monaco verschanzt, wo sie, unterstützt von dem dort herrschenden Hause der Grimaldi, im J. 1345 ein Heer von 10,000 Mann und 30 Galeeren zu rüsten begann. Der Doge Giovanni da Pigna ernannte sofort vier Officialen Giovanni Tarigo, Dominico Garibaldo, Pasquale de Forneto und Tommaso Morando de Levante, um Mittel zu ihrer Abwehr zu erfinden. Da die Staatskasse, wie gewöhnlich, leer war, so beschloß die Volkversammlung, 25 und mehr Galeeren durch Privateate gegen die Aufständischen rüsten zu lassen. Der Staat sollte den Trieraraden (Armatores) alle Ausgaben und allen Schaden ersetzen, ihnen außerdem die Einkünfte von 20,000 Lire, die Genua aus Verpachtung verschiedener Zölle kührte, sichern und ihnen etwaige Eroberungen bis zur völligen Schadloshaltung belassen. Als nun 44 „probi viri“, 7 Nobilit und 37 Popolani, sich zur Ausrüstung je eines Dreierkubers erboten, forderten die 4 Officialen von jedem eine Caution von 400 Lire, worauf von den 44 lediglich 15 zurücktraten. Die anderen 29⁷³⁾ rüsteten nun ebenso viele Galeeren aus, an deren Spitze einer aus ihrer Mitte, der tapfere Popolano Simone Vignoli⁷⁴⁾, trat. Am 19. Jan. 1346 ward er zum Admiral der genuesischen Flotte ernannt; Sonntags den 22. überreichte ihm der Doge auf dem Plage bei der Kathedrale S. Lorenzo das große Stadtbanner unter vielen Cerimonien; aber erst am 24. April sichtete Simone, begleitet von einem stattlichen Gesolge, mit einem Heere von über 6000 Mann, die Anker. Die Rebellen in Monaco, noch nicht hinlänglich gerüstet, flohen nach Marseille und nahmen später englische Dienste; viele von ihnen sind bei Gênes gefallen. Als nun Vignoli so ohne Schwertstreich jene verschucht hatte, kehrte er nach Genua heim, meldete da die Flucht der Empörer und setzte am 3. Mai wiederum ab, um Genua's Colonien in der Krim gegen die Mongolen zu sichern. Unterwegs verlor er Terracina und Trarctio, wichtige Städte dem Grafen Nicola Octavio von Tondi, einem Feinde der Republik, gehörten und schreckte die Königin von Neapel in ihrer Hauptstadt. Von da begab er sich triumphirend

nach Griechenland und landete am 8. Juni im Hafen von Negroponte, in dem grade damals 26 Galeeren der Venetianer und Rhodier unter Führung des Dauphins Humbert II. lagen, um die Eroberung von Chios zu versuchen. Vignoli erklärte ihnen, diese Insel wäre, wie Phosaa, Eigenthum der Genuesen, denen sie die Griechen jüngst durch treulosen Verrath entziffen; er selbst wäre gekommen, um dafür Rache zu nehmen. Nun bot zwar Humbert dem Admiral ein jährliches Geschenk von 10,000 Goldstücken für sich und 30,000 Goldgulden in Geld und Edelsteinen für die Trieraraden an, wenn sie sich seinen Fahnen anschließen wollten; allein Simone, besorgt, Chios möchte in die Hände der Erbfeinde Genua's, der Venetianer, fallen, ließ jene in ihrem Hafen und segelte selbst direct nach Chios, wo er am 15. Juni ankerte. Wohlweislich hatte er drei Galeeren vorausgeschickt und dem Kybos melden lassen, daß Humbert's Flotte ihn bedrohe; er möge Genua's Banner auf dem Gestelle aufspannen und 12—15 Genuesen als „Clienten“ darin aufnehmen, dann werde er dem Angriff des Dauphins hemmen. Sollte die Kaiserin Anna von Constantinopel damit unzufrieden sein, so würden sie schon leicht die Sache vermitteln können. Auf diese Forderung antworteten Kybos und die christlichen Primaten höflich, sie bräuchten keine Hilfe und würden schon allein selbst mit 100 genuesischen Galeeren fertig. Dieser Antwort entsprach auch Simone's Empfang. Mit dem Rufe: Nieder mit den Genuesen! schleuderten die Griechen ihnen Pfeile, Speere und Steine entgegen, und reisten durch ihren Uebermuth Vignoli's Unbill aufs Höchste, so daß er gelodert, nicht eher zu weichen, als bis er die ganze Insel unterjocht hätte. Freitags den 16. Juni begann er von der Land- und Seeseite die Hauptstadt Chios zu beschleichen, und wurden auch an diesem einen Tage über 500 Genuesen verwundet, so gelang es doch endlich ihrer Beharrlichkeit, die Stadt zu zwingen. Bald fielen das ganze Wallisland (contrata del mastico) und sechs umliegende Gasselle, z. B. Kardamyl, Baliso und Lo Petio, in ihre Hand; sodas Kybos am 21. schon sich auf die feste Akropolis von Chios, in der er sich verschanzt hatte, beschränkt sah. Gegen diese ließ nun Vignoli eine hohe Mauer mit Thürmen und Schürscharten auführen und den Hafenangang bis zur Kirche S. Iffodoro durch eine 1500 Ellen lange Kette sperren, um die Besatzung durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen⁷⁵⁾. Am

73) v. Göttingen. Gedruckt sind daraus nur wenige Urkunden bei Pagnan, in der *Sala sacra* und dem 2. Bande des *Liber jorio* Janus.

74) Es waren die drei Nobilit Cosmo Salsalzo, Philippo Albano und Felippo Benigno, und von Popolani außer Vignoli noch: Francesco Brignone, Guglielmo Traggio und Jacopo Morando aus Sarone, welche drei dem Admiral als Hilfsbrigaden waren, Guglielmo de Solari de Soragine, Nicolo Tarigo, Matteo Dabo aus Savona, Francesco Cornato, Nicolo Agnola, Francesco Cattagario, Pietro Rosasco, Antonio Persorio, Andriolo de Sella, Ansaldo Dilecto, Ampugino Costello, Leonardo de Bernasca, Federico Dilecto, Jacopo de Olina, Antonio de Diviano, Tommaso degli Alioni, Rocco de Piccina, Felippo Perrone, Agostino de Senato, Melchioro Ubrano, Giovanni de Sella und Eugenio da Somo: außerdem begleitete sie als Kämpter der Ritter Pergrino Bazzoli. 75) Sein Gemahl warb einen Epigramme des Battista Guarni auf ihn hat *Julius*, *Regis* etc. l. h. p. 731.

75) Besonders nach der Uebersicht vom 16. Febr. 1347: *Georg. Stella* Lib. II. bei *Muratori* XVII. 1086 — 1090; *Agost. Gualt.* Lib. IV. fol. CXXXIIIb — CXXXIVb; *P. Interino* Lib. IV. fol. 107 h — 109 b; *Oh. Follera* Lib. VII. p. 444 — 447; *P. Blaz* Lib. VI. p. 129 — 131; *Ant. Roccastraglia*, *Storia di Genova* (Ms. im turner Archiv. 4 Voll. fol.) zum 3. 1346; *Istoria Pitagorica* p. 454; *Gloe. Villani* (ed. Dragonetti). Tom. IV. (Florenz 1845. 8.) Lib. XII. cap. 70; *Castanea*. Lib. III. cap. 95. (Tom. II. p. 382 — 384) und Lib. IV. cap. 11 (Tom. III. p. 65); *Meysa. Greg. Lib.* XV. cap. 6 (Tom. II. p. 765 — 767); *Ducas* cap. 2 p. 14; *Epirotica* l. p. 1. (p. 207); *Chalcocondylis* Lib. X. (p. 321); *Serra* Tom. II. p. 321; *Savai* Lib. IV. v. Tom. I. p. 288; Tom. II. p. 28 u. f. w. Auch *Riccardi* (*Coronato*, De-

12. Sept. capitaliste endlich Kybos und schloß durch seinen Procurator Constantius de Chio in der Kirche S. Niccolò mit Bisanos und den andern Tricararchen einen Vertrag⁷⁵⁾ ab, der zunächst ihn und seine nächsten Angehörigen sicher stellte. Er ward unter die geneuesischen Bürger als „Giovanni Cibo“ aufgenommen und im Besitze aller seiner Güter und der ihm vom Kaiser verliehenen Privilegien belassen; ihm ward vollständige Amnestie und nebst seinem Bruder Kossa und seinem Neffen Michael Koresi Befreiung von allen directen Steuern zugesprochen. Das Kloster Sta. Maria, gelegen beim Thurne Sicilia und seinem Patroate unterworfen, behielt seine sämmtlichen Einkünfte, ihm selbst sollten in den nächsten drei Jahren 7000 Hyperperrn in drei Raten ausbezahlt werden, wogegen er den Genuesen unüberbrückliche Treue und Gehorsam gelobte. Das Castell ward sofort dem Simone übergeben, der versprach, die Insel gegen Angriffe des Kaisers zu sichern. Ein geneuesischer Statthalter (Vodestà) sollte sie fortberhin nach geneuesischem Rechte regieren; allgemeine Amnestie und Sicherheit des Eigenthums ward versprochen, den Griechen ward ihre Religion gelassen, den Ueblen beseitigte man ihre Privilegien und Gehorsamkeit. In der Burg mußten jedoch den Genuesen 200 Häuser eingeräumt werden, damit dort eine tüchtige Besatzung verbliebe; wegen der Wohnungen in der Stadt wollte man sich freundlich einigen und dieselben bis zum 1. Mai 1347 käuflich an sich zu bringen suchen oder sie für den Vodesità und dessen Gefolge mieten⁷⁶⁾. Wie strenge Disciplin — das beste Mittel, um die Griechen zu gewinnen — Simone übte, geht aus einer Anecdote hervor, die uns Bischof Agostino Giustiniani aufbewahrt hat. Er hatte befohlen, jeden mit Ruthen zu züchtigen, der die Weinberge oder Gärten der Ghioten beschädigte. Sein eigener junger Sohn Francesco ward ihm als Lieberbetreter des väterlichen Verbotes angeführt. Obischof Genuesen und Griechen ihn wegen der Jugend seines Sohnes um Gnade ansuchen, blieb er unerbittlich. „Er wollte lieber ein gerechter Frevler, als ein mitleidiger Vater sein,“ und ließ den Sohn, dem die geraubten Ruthen um den Hals gehängt wurden, öffentlich aufspießen. Nicht zufrieden mit diesem Beispiele altrömischer Strenge, hinterließ er später in seinem Testament den Ghioten 500 Dukaten zur Ausstattung unbemittelter Jungfrauen, um so, wenn er selbst den Ghioten Schaden zugefügt, diesen einigermaßen zu sühnen. Nachdem Simone eine Besatzung im Castell zurückgelassen, starb er am 16. Sept. nach Alt-Phocäa ab, vor dem er am Abend des folgenden Tages

(Sonntags) landete. Eine Aufforderung zur Capitulation blieb erfolglos, da die Einwohner auf ein türkisches Heer warteten, das zum Entsatze herannahte. Hier mußte also rasch gehandelt werden; Am nächsten Morgen bestürmten die Genuesen die Stadt von der See her, durchbrachen die Mauern und nahmen in vier Stunden das Castell ein. Von da zogen sie direct nach Neus-Phocäa, wo der Statthalter beider Städte, Leon Petronas aus Nymphäum (1336—1346), zwar türkische Soldaten zur Disposition, allein wenig Sympathien unter den Einwohnern hatte. So mußte er denn sofort, am 20. Sept.), capituliren; den Einwohnern wurden gleiche Bedingungen, wie den Ghioten, zu Theil, nur daß die Genuesen in einem besondern Capitul feststimmten, daß Niemand aus den früheren Herrscherfamilien der Cattanei und Zaccaria dort Befestigungen haben oder ein Amt bekleiden sollte. Giovanni Cibo, der frühere Statthalter von Ghios, blieb in Alt-Phocäa als geneuesischer Befehlshaber. Bisanos sann unterdessen darauf, auch Keneos und Lesbos zu erobern, allein seine Kräfte widerlegten sich seinem Plane. Er sah sich genöthigt, nach Ghios zurückzukehren, das ein griechisches Geschwader unter Jacioliati bedrohte, und schlug dasselbe, freilich nicht ohne Verlust, zurück. Nachdem er noch verschiedene Anordnungen zur Sicherung der Eroberungen getroffen, kehrte er am 1. Nov. nach Genua heim, wo ihn das auf dem Holo versammelte Volk mit Jauchzen und fromm Zusehn empfing. Mit der Republik dagegen hatte er einen schwierigeren Stand. Er hatte die Insel für Genua erobert und forschte daher laut den früheren Bedingungen von der Republik in seinem und der andern Tricararchen Namen Erlass für seine Unkosten, die sich auf 263,000 Lira beliefen. Da aber im Staatschatz noch immer kein Geld war, so schlossen beide Theile, der Admiral Simone im Namen seiner Genossen, welche hier zum ersten Male unter dem Titel Praona⁷⁷⁾ auftraten, und die Republik am 24. Febr. 1347⁷⁸⁾ einen Vergleich ab, des Inhalts, daß Genua die höchste Jurisdiction in Civil- und Criminalsachen und das Oberrichterthum (merum et mixtum imperium) über Ghios und Phocäa inne haben und deshalb durch seine Vodesità und Castellane ausüben, das anbare Eigenthum dagegen, namentlich alle directen und indirecten Steuern und der Raßirhandel, den St. Markon (Markonenses) ausüben sollte, auf deren Kosten Genua die neuen Eroberungen gegen Jedermann zu sichern hätte. Die Castelle sollten dagegen in der Hand der Republik verbleiben. Dieser Contract blieb aber nur so lange in Mächtigkeit, als in Genua bewohnhafte

versione di Rodi [Venezia 1697. 12.] p. 359—361) und Genua (Beschreib. Flapilago [Venezia 1658. 4.] p. 72; *L'esperance Naukenige Beschryving der Kildanden in de Archipel* (Amsterdam 1668. fol.] p. 85. 86. 234 seq.) heißtigen alsbald Bisanos.

76) Cod. Giust. Tom. I. fol. 1 a b; Cod. Belg. fol. 216 b — 219 b; *Pugano* I. 1. p. 261 — 262. 77) Cod. Giust. Tom. I. fol. 2 a — 4 b; Tom. II. fol. 150 a — 163 b; Cod. Belg. fol. 205 a — 209 a; *Pugano* p. 262 — 266.

78) Stella hat zwar den 24. allein das richtige Datum findet sich in der Capitulationsacte Cod. Giust. Tom. I. fol. 177 — 179 b; Tom. II. fol. 163 a — 174 b; Cod. Belg. fol. 216 b — 219 b; *Pugano* p. 266 — 270. 79) Unter diesen Namen, den auch geneuesische Reichsgeschichtschreiber auf Cypern und Caffa, *gen* nehmen, s. nachher. 80) Cod. Giust. Tom. I. fol. 3 a — 3 b; Tom. II. fol. 1 a. 11 b; Cod. Belg. fol. 1 a — 17 b; *Liber Juris* Janne B. fol. 337. 368. ed. Ricotti. Tom. II. n. CXCHII. p. 335 — 371 et n. CCCXCXVII. p. 1408 — 1512; *Pugano* p. 271 — 285; *Stella* I. 1; G. F. Follata Lib. X. p. 589.

Verfassung bestehn; sei dieselbe, was Gott verhüten möge, einer andern gewichen, so sei diese Artengesellschaft nicht weiter zum Gelingen verpflichtet. Aber auch so solle dieser Contract nur auf die nächsten 20 Jahre gelten, innerhalb deren Genua den Raonesen die 203,000 Lire abzutragen habe; sobald dies geschehen, solle auch das dominium unter dem Staate aufhören; erfolge aber die Ablösung nicht binnen der festgesetzten Frist, so solle Genua nur die Dörfer behalten. Uebrigens müßten nach wie vor den Raonesen die Einkünfte der verfallenen Gabeln jährlich zu ihrer Entschädigung zugesandt werden.

So blieb denn diese Gesellschaft, die zum Unterschiede von der später neugebildeten die alte Raona von Chios heißt, und die Einkünfte der Insel unter ihrer Theilnahme repartiren ließ, im Besitze von Chios, während von Seiten Genua's nur ein Podestà als höchste richterliche Behörde hinging. Auch Vignosi, als Haupt der Compagnie, schlug dort seinen Wohnsitz auf und veranaltete die Einkünfte der Insel. Aber die Griechen waren nicht gewillt, so leicht auf Chios zu verzichten. Gesandte erschienen in Genua, um es zu reclamiren. Die Republik suchte Ausflüchte, sie gestand zwar zu, daß ihnen die Insel unrechtmäßig entzissen; da aber die Eroberung nicht von ihr, sondern von einer Privatgesellschaft ausgegangen, und sie die Raonesen nicht ohne große Kosten daraus verdrängen könne, so möge der Kaiser einen geeigneten Zeitpunkt abwarten. Als nun derselbe auf Fixirung eines festen Termins drang, kam man dahin überein, daß Chios zehn Jahre gegen jährlichen Tribut von 22,000 Scudi den Raonesen verbleiben, diese aber das kaiserliche Banner aufpflanzen und im Kirchengelände den Kaiser als ihren Oberherrn erwähnen sollten; auch sollte letzterer den dortigen Statthalter ernennen. Damit fertigte man den Kaiser ab, theilte aber auch zugleich dem Vignosi die Sache mit, auf daß er sich vorsetze. Von einer Restitution der griechischen Herrschaft war factisch natürlich keine Rede; daher wandte sich Kaiser Joannes heimlich an Gibo, den Statthalter von Alt-Phokäa, und berebete den Aexulios zur Empörung. Vereint mit dem unzufriedenen Leon Kalothetos, setzte er mit einem Heere nach Chios über und pflanzte dort die Fahne des Aufstandes auf. Vignosi, dem nur wenige Truppen zu Gebote standen, behauptete sich nur mit großer Mühe, bis die Ankunft zweier genuesischer Galeeren ihn rettete. Andrea Petrala, deren Befehlshaber, schlug die Griechen und zwang sie zur Heimkehr nach Phokäa, wo nun an der Stelle Gibo's, der im Gefechte gefallen war, Kalothetos für die Griechen die Statthaltschaft übernahm (1348).⁸¹⁾ und, unterstützt durch türkische Hilfstruppen, sich noch Jahre lang behauptete. Er hatte durch Verrath auch Neu-Phokäa eingenommen, da grade Chios durch den Krieg mit Venedig sich in einer schlimmen Lage befand. Im September 1350 hatten 35 venetianische

Galeeren den Popolanen Nicolo de' Maineri, der 14 genuesische Dreiruderer führte, angegriffen, 10 davon vernichtet und den Rest gezwungen, eine Zuflucht bei Chios zu suchen. Aber Vignosi, nicht entmutigt, rüstete sofort fünf Galeeren aus, die mit den vier entflohenen am 10. Oct. unter Filippo Doria nach Regroponte segelten, auf ihrer Fahrt 23 venetianische Schiffe kaperten, die Burg Karystos einnahmen, die Insel Kos verheerten und mit reicher Beute, sowie mit 23 venetianischen Nobilität als Gefangenen heimkehrten; die Schiffe von Regroponte, das der feige Bailo Tommaso Diaro selbst den Genuesen übergab, wurden als Trophäe über dem Burghore von Chios aufgehängt.⁸²⁾ Nun nahm zwar bald eine neue venetianische Flotte an den Chioten Repressalien und schlepte viele Gefangene von der Insel nach Regroponte fort; allein den Bemühungen der genuesischen Gesandten Dierro Gattiluso und Rasso Erminio gelang es im J. 1351⁸³⁾, den Streit zwischen Vignosi und Venedig beizulegen. In so große Freundschaft trat an die Stelle des früheren Hasses, daß Venedig die Bitte des Kaisers Joannes Kantakuzenos, ihm zur Wiedererlangung von Chios und Neu-Phokäa (das Simone in demselben Jahre dem Kalothetos entriß)⁸⁴⁾ zurückwies⁸⁵⁾ und sogar am 24. Juli 1352⁸⁶⁾ die Raonesen als Verbündete zur Theilnahme an einer neuen Liga wider die Türken einlud. In Alt-Phokäa dagegen behauptete sich Leon Kalothetos als Vasall des griechischen Kaisers noch bis ins Jahr 1355, in welchem er von seinem eignen Sohne Joannes daraus vertrieben ward. Dieser nahm damals den Sohn des Osmanensultans Dethan, Namens Khalil, gefangen und hielt ihn eine Zeit lang in seiner Burg fest, mußte ihn jedoch endlich dem drohenden Vater zurücksenden⁸⁷⁾. Im J. 1357⁸⁸⁾ belehnte ihn Joannes Palaiologos aufs Neue damit, ernannte ihn zum Reichsbaron und machte ihm ein Geschenk von 60,000 Hyperperen; allein eine Expedition, welche die Raona im J. 1358 unter dem tapfern Pietro Recanelli dahin auslieferte, vertrieb die Griechen für immer aus Alt-Phokäa, wo die Kalotheti mehr als Piraten, denn als Schutzherren gebau⁸⁹⁾.

Damals war der Leiter des ganzen Unternehmens, Simone Vignosi, bereits gestorben. Die alte Raona, deren Mitglieder meist in Genua lebten, zogen es nun vor, die Einkünfte der Insel an eine andere Aktien-

81) Cantacuz. Lib. IV. cap. 12 (Tom. III. p. 81—85); Gregor. Lib. XVII. cap. 1; 3 (Tom. II. p. 482. 851).

82) G. Stella I. I. p. 1091; Carosini bei Murat. XII. 420; Sanudo bei Murat. XXII. 620; Matteo Villani Lib. I. cap. 83—84 (ebenda XIV. 118); Ag. Giustin. Lib. IV. fol. CXXXV a; P. Interiano Lib. IV. fol. 109 a; Folletta Lib. VII. p. 448; Bissar I. I. de bello Veneto. Lib. II. p. 745. 83) Kite vom 26. Mai 1351 im Archivio del regno zu Turin (Trattati diversi. Carte sparse di Genova). 84) Quad. di Tommaso Casanova. Pand. Ricerch. Fogl. A. fasc. 44. c. 1, s. 16. 85) Giffelam ging dahin am 16. Febr. 1351 Dominico de Sanbaldo. 86) Comenemoral. Lib. IV. fol. 331 a; Gregor. Lib. XXVI. cap. 12 (Tom. III. p. 79). 87) Masi. Tom. XXVI. fol. 95 b. 88) Cantacuz. Lib. IV. cap. 44 et 48 (Tom. III. p. 320—321. 347); Gregor. Lib. XXXVI. cap. 6—8 (Tom. III. p. 504—505); Matteo Villani Lib. VII. cap. 71 (bei Muratori XIV. 417). 89) Matt. Villani Lib. VII. cap. 78 (ibid. 451). 80) Gregor. Lib. XXXVII. cap. 56—63 (Tom. III. p. 559 seq.).

gesellschaft zu verpachten, die, zunächst mit dem Verkauf des Kastis beschäftigt, schon im J. 1349 unter dem Vorstehe des Pasquale Gorneto und Giovanni Oliverio sich konstituiert hatte und bald darauf den Namen der neuen Maona annahm. Allmählig begannen die Theilnehmer der ersten Gesellschaft, ihre Actienanteile an der Insel zu veräußern, so daß im J. 1358⁹⁰) sich der Besitz der Insel in der Hand von acht Maonesi befand, von denen nur noch Konfranco Drizogorno der Gesellschaft von 1346 angehörte. Wegen Zahlung der Einkünfte lagen sie mit ihren Pächtern, deren damals zwölf die Insel ausbeuteten (Appaltatores⁹¹), in beständigen Zwistigkeiten, so daß ein Einschreiten der Republik nöthig ward. Auf Betreiben des Dogen Simone Bocanegra ward daher endlich am 8. März 1362⁹²) ein Compromiß zwischen der alten und neuen Maona — letztere durch ihre Rämmerer (Massari) Raffello Gorneto und Pietro Oliverio vertreten — abgeschlossen, dem zufolge Ghio von nun an zwölf geneuesischen Popolanen, die dem Dogen und den Protectoren der alten Maona anstünden, auf zwölf Jahre verpachtet werden sollte, von denen jeder ein Zwölftel der Einkünfte von Ghio bezog, während die ganze Gesellschaft sich solidarisch verpflichtete, die alte Maona für ihr Guthaben an Genua zu entschädigen. Der Republik sollte es jedoch überlassen bleiben, durch Auszahlung der früher stipulirten Summe von 203,000 Lire bis zum 26. Febr. 1367 die Insel abzulösen und an sich zu bringen; der neuen Maona sollte die Nutzungszahlung unbedingt bis zum 26. Febr. 1374 verbleiben. Eine Veräußerung des Ganzen oder einzelner Theile ward streng untersagt und die Zahlung aus den an die alte Maona verpfändeten Böden regulirt; im Uebrigen wurden die in der Acte von 1347 ausgesprochenen Bestimmungen wiederholt. An demselben Tage⁹³) wurde auf der Terrasse des Dogenpalastes die Insel Ghio feierlich der neuen Maona übertragen, die nun am 14. Nov.⁹⁴) sich eine Constitution gab und den Namen Giustiniani⁹⁵) annahm,

unter dem schon ihre Vorgänger im J. 1359 aufrufen. Fast alle, die seit Vignesi's Tode sich an der Pacht theilhaft hatten, nahmen jetzt wiederum Theil daran; die Zahl der Theile oder richtiger der Actien war auf 12 (jede Duodenum genannt und dann in je 3 und später wieder in je 8 kleinere Actien zertheilt, so daß es deren späterhin 304 gab) festgesetzt, zu denen hernach noch eine dreizehnte (die aber nur 2 große und 16 kleinere Actien (Karatti) in sich schloß), gehörig dem Pietro de S. Teodoro, kam. Die ursprünglichen 12 Actionaire, die nun in eine „Seche“ zusammentraten und mit Aufgabe ihres Familiennamens sich Giustiniani⁹⁶) nannten — wobei der Name stammt, läßt sich nicht bestimmt nachweisen, er war aber, wie man hier sieht, ursprünglich keineswegs ein Familiennamen in Genua, sondern Titel einer „Actiengesellschaft zur Ausbeutung von Ghio und Phosaa“ — waren: Nicolò de Ganeto⁹⁷), ein reicher Popolane und Verwandter der Fieschi von Lavagna, Giovanni Campi, Francesco Arancio⁹⁸), Nicolò de S. Teodoro, Gabriele Adorno⁹⁹), Paolo Banca, Tommaso Longo¹⁰⁰), Adriano Campi, Raffello da Gorneto, Luciano Negro¹⁰¹), Pietro Oliverio und Francesco Garibaldi. Aber schon im folgenden Jahre traten einzelne derselben zurück und verkauften ihre Theile an Ghio anderen geneuesischen Popolanen, ohne jedoch den neu angenommenen Namen (die Adorni allein nannten sich nie mit demselben) aufzugeben. So kamen denn nun bald 2 ganze Duobena (6 Karatti gross) an den tapfern Pietro Rocanelli, der, seit Vignesi's Tode Statthalter von Ghio, bald die Stelle der ganzen Maona ward; er ist der Ahne der noch heute in Genua blühenden Giustiniani. Im J. 1361¹⁰²) päpstlicher Statthalter von Smerna, ging er mit dem Plane um, die Fiorenza Sanudo, Erbtochter des Herzogs Giovanni I. von Naxos und seit 1359 Witwe des Giovanni dalle

Genua). Tom. II. fol. 1 seq.; Felice da Passano, Liber genealogiarum, Tom. III. (in der Bibliotheca del missionarj urbani cemb); Genealogia della famiglia Giustiniani (im Archivio Giustiniani b. 6565).

90) Ehen Marietta, Tochter des Raffello Campi, gestorben am 28. Juni 1366, heiratete auf ihrem Leichensteine in der Kirche S. Maria di Castello zu Genua die Marietta Giustiniani. 91) Quad. di Teramo di Malolo und Quad. di Oberto Foglietta; Pand. Richer. Fogl. B. fasc. 63. c. 7 und fasc. 52. c. 6; Storia I. l. p. 1095; Ar. Giustin. Lib. IV. fol. 137 a; Interiano Lib. IV. fol. 112 b u. f. u. 98) Genealogie (abschriftl. fol. 262 n. Q. p. c.) in: Gio. Franc. Spinabba, Compendio di gloria et ascendenti della famiglia Giustinia. (Modena 1697. 4.) 99) Abschriftliche Genealogie zu Genua (Bibl. dell' Università), daraus in Fitts's Familie celebri Italiane; Bonar. de Rossi, Istoria genealogica e cronologica delle due nobilissime case Adorna e Botta. (Firenze 1718. fol.)

1) Unvollständige Genealogie im Teatro araldico di Tettosi e Saladini. (Lodi 1844 — 1850. 4.) 2) Genealogie in: Batt. da Dieci, Storia della nobile famiglia Giustiniani. (Roma 1849. 4.) 3) Raynaldi vom Jahr 1363. n. 25. Bosis, Istoria della religione di S. Giov. Gerusalemite. (Roma 1594. fol.) Lib. III. Tom. II.; Baudouin, Histoire des chevaliers de l'ordre de St. Jean de Hierusalem. (Paris 1659. fol.) Liv. II. chap. 6. p. 135 — 137.

90) Cod. Giust. Tom. I. fol. 20 a — 38 b. 91) Cod. Giust. Tom. I. fol. 16 a — 19 b. 92) Cod. Giust. Tom. I. fol. 39 a — 46 b; Tom. II. fol. 15 a — 20 b; Cod. Belgioj. fol. 17 a — 21 b; Fatti storici ove si parla dell' isola di Scio dal 1346 — 1506 (im Archivio Giustiniani zu Genua) docum. 1; Liber Juris Janus. B. fol. 371. ed. Ricotti. Tom. II. p. 714 — 720. n. CCXXXIV; Pagano I. l. p. 285 — 291. Birlg. Istoria della nobile famiglia Giustiniani di Genova (Ms. 490 pagg. 4. im Archivio Giustiniani zu Rom) p. 1 seq.; Istoria della nobile famiglia Giustiniani di Genova. Lib. I. 1362 — 1463 (im Arch. Giustinia zu Genua) fol. 1; Federici Scrucciolo I. l. fol. 154 a — 162 b; Od. Ganducci, Origine delle famiglie nobili di Genova (im turiner Archivio) fol. 80 a. 93) Cod. Giust. Tom. I. fol. 47 b — 57 b; Agost. Giust. Lib. IV. fol. 137 a. 94) Cod. Giust. Tom. I. fol. 58 a — 60 b; Federici Collectanea (im turiner Archivio). Tom. I. fol. 239 b. 95) Örtentliche gedruckte Genealogien der verschiedenen Familien, die sich Giustiniani nannten, existiren nicht. 34 habe dieselben aus geneuesischen Rotariatsacten und folgenden Handschriften zusammengestellt: Genealogie Genovesi (von Richetti) im Archivio di stato zu Genua). Vol. IV. fol. 31 — 50; Vol. V. fol. 37 — 40. 56. 67. 68. 193 — 204. 298 — 303. 313 — 320. 338 — 340. 369. A. M. Buonarrotti Alberi genealogici (in der Biblioteca Berio zu

Garceri, zu heirathen und sich so die Nachfolge im Herzogthume des Archipels zu erwerben. Allein Benedia, eifersüchtig auf seine Rechte, wollte dort keinen Genuelen sitzen Fuß fassen und hintertrieb deshalb auf alle Weise diese Ehe⁴⁾, obgleich es Pietro's Bemühungen für die Sache der Christenheit anerkennen mußte und bei andern Gelegenheiten, namentlich wenn es seiner bedurfte, ihn als intimen Freund behandelte⁵⁾. Noch im J. 1365⁶⁾ vermittelte er Symrna für die Kirche, ging aber vor Ablauf des Jahres, nachdem er dort als seinen Stellvertreter den Titobuono Cattaneo zurückgelassen, nach Genua, wo er sich mit Margarita, Tochter des Dogen Gabriele Adorno vermählte und sich bald darauf als geneuesischer Admiral in den Kämpfen wider die rebellischen Doria (1365—1366)⁷⁾ hervorthat⁸⁾. Im J. 1367 war er wieder in Symrna, 1368⁹⁾ in Cephern, wo er den Frieden mit den Mameluken vermittelte; am 11. Mai 1380 machte er sein Testament und hinterließ bei seinem wenige Tage später erfolgten Tode seinen Kindern ein reiches Erbschaft. Er hatte durch treue Verwaltung der christlichen Colonie und Wiederoberung von Alt-Phosaa nicht minder sich die Dankbarkeit der ganzen Gesellschaft erworben, als durch den Vertrag, den er, gemeinsam mit Giovanni Diverio und Masaccio Forneto am 8. Juni 1363¹⁰⁾ mit Joannes Palaeologos abschloß, um den ewigen Bratränsionen der Griechen auf Chios ein Ziel zu setzen¹¹⁾. Der Kaiser schenkte diesen dreien die Insel Chios durch ein Chrysoboll unter der Bedingung, für diese Art von Belehnung jährlich seiner Schatzkammer in Konstantinopel 500 Goldhypern zu zahlen. Am 18. Juni 1367¹²⁾ wurden dieselben Bedingungen in einer Convention bestätigt, welche Tommaso Giustiniani Longo (gest. 1384) mit den Griechen einging; gegen diesen Tribut, den die Maona noch 1412¹³⁾ an Kaiser Manuel zahlte, blieben die Giustiniani von dieser Seite unbeschränkt im Besitze von Chios, Samos, Mikraia, Denussa, Sta. Panagia und Phosaa. Letzteres ward, wie hernach angegeben werden wird, meist an einzelne Mitglieder der Maona, auch wohl ausnahmsweise an andere geneuesische Bürger verpachtet und blüht unter ihrer Verwaltung nun zu einem der ersten Handelsplätze Kleinasiens auf. Hier soll zunächst die äußere Geschichte von Chios seit 1363 kurz dargelegt und dann näher auf die innern Verhältnisse

unter den Giustiniani eingegangen werden; am Schlusse einige Notizen über die verschiedenen daran beteiligten Geschlechter.

Mit dem 26. Febr. 1374 lief der Termin zur Einlösung der Insel von der Maona ab. Genua hatte seine Verpflichtungen nicht erfüllen können, da der epyrische Krieg seine Cassen ganz erschöpft¹⁴⁾. Es entbiete daher, um die Frist nicht verstreichen zu lassen und sich sein Verkaufrecht zu sichern, von den Häuptern der Maona selbst als Bankiers am 21. Nov. 1373¹⁵⁾ 152,250 Lire (bei dem verfallenden Münzfuße war 1 Luogo, der vorher 100 Lire betrug, auf 75 gesunken, so daß nun die früheren 2030 Luoghi à 100 Lire gleich 152,250 Lire waren) und brachte dann damit durch seine Kämmerer Barolomaeo Bulgaro und Giovanni Imperiale die Gesellschaft aus¹⁶⁾, so daß also auch das Dominion, die Huld über Chios ihm zufiel. Um aber die Maonensin, die den Kaufschilling mit 152,250 Lire vorgestreckt und somit Creditoren des Staates geworden waren, zu sichern, beschloß man, die Insel auf weitere 20 Jahre zu verpachten und die Einkünfte daraus den Gläubigern als Rinsen anzureisen¹⁷⁾. Man ging nun an demselben Tage mit der Maona einen antiderisich Pfandcontract ein, dem zufolge die Creditoren statt des Zinsengenußes als Anpächter die Erneuerung von Chios bis 1394 genießen sollten. Da letztere jedoch die Zinsen der 152,250 Lire bedeutend überliegen, so sollte der Ueberschuß vom Capitale nicht abgerechnet werden, dagegen die Maona sich verpflichten, denselben als jährlichen Zins mit 2000 Goldgulden dem Schuldner auszugeben. Die Rückerkattung des Capitals sollte nach vorüberiger zweijähriger Kündigung im J. 1394 erfolgen; von dem Tribute aber schon die Summe von 14,000 Goldgulden als Zins für die Jahre 1373—1380 durch die Maona, die in ihrer Disposition über Chios sehr beschränkt blieb, haar erlegt werden¹⁸⁾. Im Uebrigen wurden die Bestimmungen vom 26. Febr. 1374 aufrecht erhalten. Da man jedoch mit der Zeit einsah, daß Genua bei der bedrückenden Finanzlage, in der es sich befand — es hatte schon am 16. März 1380¹⁹⁾ den christlichen Tribut nebst andern Renten an die Bank von S. Giorgio für 104,000 Lire verkaufen müssen —, nicht so bald diese Creditoren befriedigen könnte, und die Giustiniani, edlere Patrioten, als die solchen Häuser der Spinola, Grimaldi, Fieschi, Doria, Adorni, Gregori und andere, welche aus des

4) Mith. Tom. XXX. fol. 52 a; Commemoriali. Lib. VI. fol. 415 a. b. 5) Lottere segrete (Cod. Capponi in Florenz N. CXLII) fol. 32 b. 6) Malta. Liber Bullarum 1365—1367. fol. 216 a. 7) Stella I. p. 1096—1098; Ag. Giv. Lib. IV. fol. 137 b—138 a; Folschi Lib. VII. p. 456; Binar Lib. VII. p. 138. 141. 8) Commemoriali. Lib. VII. fol. 390. 9) Ma. graece im Archivio Giustiniani zu Genua, latine in der Isteria della nobile famiglia etc. (Ma. in Rom). Gedruckt bei Mich. Giustiniani, Scio avara im Giongare, bei Gengora, Real granduca etc. p. 216—207; bei Wiesner Tom. II. col. 228—229. 10) In dem mit Kantakuzenos im J. 1352 eingegangenen Vertrage hatte man der Maona anheimgestellt, Griseatis mit Vergleichsverhandlungen an den Kaiser zu schicken; es kam indessen damals zu keinem Resultate. 11) Gengora I. p. 207—208; Pagano p. 128. 12) Wiesner Tom. II. col. 133.

13) Cod. Giust. Tom. I. fol. 74 b; Tom. II. fol. 21 a; Cod. Belg. fol. 21 b—22 b. 14) Cod. Giust. Tom. I. fol. 78 b—87 b; Cod. Belg. fol. 37 b—34 a; Federici Collect. Tom. I. zum Jahr 1373. 15) Cod. Giust. Tom. I. fol. 78 a, 100 a—102 b; Tom. II. fol. 35 b—38 b; Cod. Belg. fol. 25 b—27 b; Liber Jurium Janus. B. fol. 372 v.; ed. Ricotti Tom. II. p. 782—790. n. CCXLVI. 16) Cod. Giust. Tom. I. fol. 75 a—77 b; Tom. II. fol. 21 b—24 b; Cod. Belg. fol. 21 b—23 a; Fasti storici etc. doc. N. 4; Liber Jurium Janus. B. fol. 375; ed. Ricotti Tom. II. p. 790—806. n. CCXLVII. 17) Cod. Giust. Tom. I. fol. 88 a—90 b; Tom. II. fol. 29 a—36 b; Cod. Belg. fol. 34 b—48 b. 18) Archivio di S. Giorgio. Liber Magnus Contractuum fol. 51 a; Fasti storici etc. doc. N. 5.

Vaterlandes Noth nur für sich profitieren wollten, sich erboten, den Tribut auf 2500 Lire zu heigern und außerdem der Republik 25,000 Lire zur Befreiung mannichsamer Kriegsunkosten vorzuschlagen, so ward am 28. Juni 1385³⁰⁾ der im J. 1394 ablaufende Termin bis zum 21. Nov. 1418 ausgedehnt, bis zu welchem Tage es Genua freistehen sollte, die Insel, welche in der Hand der Giustiniani verblieb, auszulösen.

Manche Veränderungen gingen freilich bis dahin in der äußern Lage der Maona vor. Im J. 1379 eroberten die venetianischen Galeeren Alt-Phoëa und verbrannten die Boestädte von Chios³¹⁾, bald darauf hausten dort die Janitscharen Murád's I.³²⁾ und Bajazet's I.³³⁾, die den Raonesen Samos entrißten und dasselbe in eine Piratenhöhle verwandelten³⁴⁾. Dagegen trat schon im J. 1382³⁵⁾ ein freundlicheres Verhältnis zu Venedig ein, da es nöthig schien, mit vereinten Kräften den Domanen Widerstand zu leisten. Die Fürsorge, welche die Ghioten durch ihren Podestà Bartolomeo Pellegrino den bei Nicopolis gefangenen Christen angedeihen ließen³⁶⁾, schien die Erinnerung des früheren Nationalhaßes soweit auszulöschen, daß Venedig in den Jahren 1398³⁷⁾ und 1402³⁸⁾ die Maona einlud, sich mit ihm zur Vernichtung der Türken zu verbinden. Doch war die Freundschaft nur von kurzer Dauer; denn schon 1403³⁹⁾ setzen wie Ghioten und Venetianer wieder in einer Fehde, die aber zum Glück für beide Theile bald beigelegt ward. Unter Bajazid I. hatte sich der Domanensturm unaufhaltsam gegen die Länder der Giustiniani gewälzt. Neu- und Alt-Phoëa, welches letztere Jacopo Castillio von Lesbos von der Maona in Pacht hatte, öffneten ihm die Thore, und obgleich er bald darauf bei Angora den Mongolen erlag, wechselten beide Städte durch Timur's Sieg von ihren Oberherren; sein Enkel Shah Ruch ließ sich im J. 1403⁴⁰⁾ von ihnen huldigen. Glücklichster Weise dauerte die Mongolenherrschaft in Kleinasien nicht lange; aber nach ihrem Abzuge sah sich die Maona so von den umwohnenden türkischen Fürsten bedrängt, daß sie sich zu einem Tribute

an die Domanen für Phoëa und 500 Dukaten Zins an den Herrscher von Scharukhan bequemen mußte. In dem Frieden, den Venedig bald darauf durch Pietro Zeno, Herzog von Andros, mit Sultan Suleiman I. abschloß⁴¹⁾, verwandte sich ersteres auch für die befreundete Maona und bezog den Türken, von dem phoëasische Tribute 500 Dukaten nachzulassen und der Zinszahlung an Scharukhan ein Ende zu setzen. Bald darauf fand auf der Insel selbst die erste und letzte Empörung statt, welche die Maona dort versuchte. Da in Genua das demokratische Regiment gekürzt war, und der Marshall Jean Boucicaud dort für den König von Frankreich schaltete, hielten die Giustiniani die Bedingung, die sie laut den früheren Verträgen allein an Genua stellen sollte, zur Erlösung, erhoben unter dem Rufe: „Gott lebe das Volk und St. Georg!“ die Fahne des Aufstandes, setzten den Podestà und die andern Retoren ab, machten bei den dort wohnenden Kaufleuten zur Befreiung der unvermischten Kriegskosten eine Zwangsanleihe von 15,000 Goldstücken und proclamierten am St. Thomastage (21. Dec.) 1408 ihre Unabhängigkeit. Da sie doch vorzusehen konnten, daß Boucicaud sich zur Wiedereroberung rüsten würde, so schickten sie Gesandte an Venedig um Beistand. Zwar ward dort ihr Gesuch um ein Anleihen von 40,000 Dukaten abgeschlagen, allein man gestattete ihnen wenigstens, aus Candia und Negroponte Naturalien und aus Venedig selbst Waffen zur Wehr zu beziehen⁴²⁾. Ehe jedoch letztere anlangen, war bereits der genuesische Admiral Corrado Doria mit einer trefflichen Flotte, zu deren Ausrüstung man bei der Bank von S. Giorgio am 1. März 1409⁴³⁾ eine Anleihe von 40,000 Goldgülden kontrahirt hatte, am 18. Juni in der Nähe der Nordstadt von Chios gelandet und hatte diese, da sie unbesetzt, Tags darauf genommen. Allein um die feste Burg ward länger gekämpft, Bürger eines Staates und Blutsverwandte bekämpften einander. Nach vielen Blutvergießen wichen die Ghioten endlich der Uebermacht. Am 1. Juli zog Doria als Podestà ins Gastein ein, unterwarf die Einwohner der französischen Herrschaft, und abthete diese — ebenfalls bereitete — Erhebung nur durch Verbannung der griechischen Räuberführer. Im Uebrigen ward in den Verhältnissen der Insel Nichts geändert⁴⁴⁾. Zwar hatte Doria die angesehensten Raonesen, Ottobuono, Bartista, Gabriele und Raffaele, durch die Capitulation vom 30. Juni gewonnen, ihm ihren Antheil an Chios zu verkaufen und Duldung oder Empfang des Kaufschillinges auszusprechen; da sie aber denselben, wie sie hernach bemerken, nie erhalten hatten, so ward der Vertrag später cassirt, und ihnen der unverkürzte Besiz ihrer Duotona zugestanden.

10) Cod. Giust. Tom. I. fol. 123 a — 130 b; Tom. II. fol. 30 a — 43 a; Cod. Belg. fol. 50 b — 58 b; *Federici Collect. Tom. I. zum Jahre 1385; Liber Jurium Janue. B. fol. 379; ed. Ricotti Tom. II. p. 1016 — 1021. n. CCLXXXVII.* 20) *Perugia. Archivio municipale. Balle e Giuste. Sec. XIV. n. 7 (Ducato dom. 4. Jan. 1386).* 21) *Chalcoc. Lib. X. p. 578.* 22) *Mistl. Tom. XLVI. fol. 23 a — 37.* 23) *Christ. Bouchonmonti Liber insularum (ed. Siner) cap. 57.* 24) *Misti. Tom. XXXVII. fol. 210 a.* 25) *Chronique de Froissart (ed. Buchon. Paris 1826. 8.) Tom. V. p. 5; Tom. VI. p. 31. 43. 26) Mistl. Tom. XLIV. fol. 210 b.* 27) *Ibid. Tom. XLV. fol. 443 b.* 28) *Stella p. 1200; Ag. Ghistia. Lib. IV. fol. 198 b; Inter. Lib. IV. fol. 152 a; Foletta Lib. IX. p. 525; Binar Lib. X. p. 202; Livre des salis de messire Jean le Maingre dit Bouciquaud; ed. Buchon. 1836. P. II. ch. 14. p. 624.* 29) *Ducas cap. 17 (p. 75); Stella p. 1198; Ag. Ghistia. Lib. V. fol. 148 a; P. Interiano Lib. IV. fol. 151 b; Binar Lib. IX. fol. 198; D. Garcia de Silva Comenarius, Lib. V. (Noticias del gran Tamaris), nach Xenodotus und Xpafios (Edeles Sinar: Claudio, Historia del gran Tamaris, Madrid 1792. 4.) p. 320.*

30) *Patti Lib. VI. fol. 380 b — 361 a; vergl. Ducas cap. 25 (p. 162) über die Verhältnisse von Phoëa.* 31) *Severici. Tom. IV. fol. 12 a.* 32) *Genova. Archivio di S. Giorgio. Comperso capituli (Vol. VIII.) fol. 350 a — 351 a.* 33) *Stella p. 1217 — 1220; Ag. Ghist. Lib. V. fol. 172 b; Dk. Foletta Lib. IX. p. 551; Binar Lib. X. p. 205 — 208.*

den⁴⁹⁾. Dieselben hatten namentlich im J. 1411⁵⁰⁾ die größte Ausopferung bewiesen, als sieben Schiffe der Catalanen, der Erbfeinde Genua's, auf der Insel gelandet waren und die Hauptstadt bombardirt hatten. Mit fünf Kauffahrern und nur 800 Mann, zu deren Besoldung die Giustiniani sofort bereitwillig 3762 Dufaten hergaben, griffen sie die Catalanen, die nach Verberberung der Insel gen Alexandrien geflohen waren, an, schlugen die Räuber in die Flucht und kehrten triumphirend mit der wiedergewonnenen Beute nach Ghios heim. Auch ein Angriff, den die Osmanen im folgenden Jahre auf die Insel machten⁵¹⁾, ward durch tüchtig in Genua ausgeüßten Eucurs⁵²⁾ und mit Hilfe der Rhodiser, zu denen damals der Raonese Bernardo Paterio als Gesandter ging⁵³⁾, glücklich abgewehrt.

Der Vertrag mit Genua ward am 11. März 1413⁵⁴⁾ in der Art erneuert, daß gegen ein neues Anleihen von 18,000 Lire und den hergebrachten Tribut von 2500 Lire der Zahlungstermin auf 29 Jahre, bis zum 21. Nov. 1447, verlängert ward. Am 17. Dec. 1436⁵⁵⁾ ward er gegen ein Anleihen von 25,000 Lire wieder auf 29 Jahre, bis zum 21. Nov. 1476, am 19. Nov. 1476⁵⁶⁾ nach vorhergegangener Berathung⁵⁷⁾ und mit manden Modificationen in den Statuten von Ghios auf weitere 29 Jahre, bis zum Jahre 1505, resp. 1507; am 16. Nov. 1507⁵⁸⁾ auf zwei Jahre, bis zum 11. Nov. 1509 ausgedehnt. Am 20. April 1509⁵⁹⁾ ward dem Officium Chii in Genua Befehl, auf Mittel zur Befriedigung der Giustiniani und zur Erwerbung von Ghios zu finnen. Zehn genuesische Bankierhäuser schossen am 22. Oct. 1510⁶⁰⁾ der Republik die erforderlichen 152,250 Lire vor; als man aber nun den Vertretern der Raona meldete⁶¹⁾, man wäre zur Zahlung bereit, protestirten sofort die auf Ghios, als die in Genua befindlichen Bevollmächtigten (Gubernatores) der Gesellschaft am 5.⁶²⁾ und 12.⁶³⁾ Nov. gegen ein solches Anfinnen, da die Summe bei dem veränderten Course und bei dem ungetreuen Gelde, das Ghios bis dahin der Raona gekostet, durchaus nicht hinreichte. Man verlängerte provisoirisch die Zahlungsfrist bis zum Jahre 1513 und beschloß zuletzt, der

Gesellschaft die Insel zu lassen, um sich nicht neue Lasten aufzubürden⁶⁴⁾. Man schloß nun am 15. Juni 1513⁶⁵⁾ mit den acht neuen Procuratoren, welche die Giustiniani auf Ghios zur Betreibung dieser Angelegenheit am 24. Sept. 1512⁶⁶⁾ ernannt hatte, einen neuen Vertrag, dem zufolge unter den bisherigen Bestimmungen Ghios bis zum 15. Juni 1542 den Giustiniani bleiben, das Statut der Insel jedoch in manden Punkten wesentlich modificirt werden sollte. Allein bei der Umgestaltung der genuesischen Verfassung, bei der u. a. auch die meisten damals (1528) lebenden Maonsen in das goldne Buch der Republik eingetragen wurden⁶⁷⁾, kam man dahin überein, abgesehen von dem stipulirten Termine die Insel für ewige Zeiten gegen 2500 Lire Lins der Actiengesellschaft zu lassen, die nun so unbehindert bis zur Eroberung durch die Türken in deren Besitze verblieb.

Schon im Anfange des 15. Jahrh. hatten die Osmanen angefangen, sich die Insel, die aus ihrer Verbindung mit den genuesischen Fürsten von Achaia und Lesbos (den Sacraia und Gattilusi) nur geringe Vortheile für ihren Handel, nicht aber für ihre Sicherheit zog⁶⁸⁾, tributair zu machen. Obgleich sich die Gesellschaft auf Veranlassung des Pietro Zeno im J. 1415⁶⁹⁾ mit den Venetianern und Rhodisern zu einer Liga gegen die Osmanen verband und den venetianischen Admiral Pietro Loredano daselbst aufnahm⁷⁰⁾ — der auf dem Cap Messora die gefangenen Türken hängen ließ —, so mußte doch die Raona bald grade diese Abhängigkeit an Venedig's Interessen theuer bezahlen. Sie sah sich genöthigt, zugleich mit den andern Herren Kleinasien, durch Gesandte, unter denen sich auch Giovanni Adorno (Sohn des Dogen Giorgio und damals zum zweiten Male⁷¹⁾ Anapcher von Neu-Phokaia auf zehn Jahre) befand, dem Sultan Mohammed I. zu Smyrna zu huldigen und sich gegen einen jährlichen Tribut von 1000 Goldstücken freien Handel im osmanischen Reiche und Sicherung ihrer Inseln zu erkaufen⁷²⁾. Adorno aber verpflichtete sich dem Sultan zu einem jährlichen Tribute von 20,000 Goldstücken; so hoch ward noch damals der Werth der Klugungen von Phokaia geschätzt! Bedroht von catalanischen Seeräubern⁷³⁾, die damals den ganzen Archipel unsicher machten, mußte er eine Zeit lang den Tribut schuldig bleiben; als aber Murad II. 1421 den Thron seines Vaters erbt, huldigte er diesem sofort, bezahlte den rückständigen Tribut und stand ihm selbst 1422 mit 800 genuesischen Kriegern und sieben Schiffen

34) Cod. Giust. Tom. II. fol. 119 b — 122 b; Cod. Belg. fol. 163 b — 165 b. 35) Joannis Scitiae Annales bei Maratori XVII. 1238; Ag. Schol. Lib. V. fol. 175 b; P. Interiano Lib. V. fol. 158 b; Foletta Lib. IX. p. 536; Bizar Lib. X. p. 213. 36) Malipiero, Annali Veneti (im Archiv. storico italiano. Firenze. Tom. VII. 1843. 8.) p. 11. 37) Diversa plebis Januae. Tom. I. Decret vom 27. Oct. 1412. 38) Bostio I. l. Tom. II. p. 132. 39) C. G. Tom. I. fol. 180 a — 184 a; Tom. II. fol. 123 a — 127 a; C. B. fol. 106 a — 172 b; Federici Collect. Tom. II. zum Jahre 1436. 40) C. G. Tom. I. fol. 194 a — 201 a; Tom. II. fol. 196 a — 202 a; C. B. fol. 240 a — 248 b; Federici I. l. 41) C. G. Tom. I. fol. 210 a — 210 a; Tom. II. fol. 204 a — 215 a; C. B. fol. 256 b — 260 b; Federici I. l. Tom. II. fol. 135 a. 42) C. G. Tom. III. fol. 23 b — 25 a. 43) C. G. Tom. II. fol. 252 a — 259 b; C. B. fol. 291 b — 298 b. 44) C. G. Tom. I. fol. 247 b — 248 a; C. B. fol. 310 b — 311 a. 45) C. G. Tom. II. fol. 260 a — 266 b; C. B. fol. 298 a — 304 b. 46) C. G. Tom. II. fol. 267 a. b; C. B. fol. 305 a — 306 a. 47) C. G. Tom. II. fol. 269 b — 272 a; C. B. fol. 307 a — 309 a. 48) C. G. Tom. II. fol. 273 b — 275 b; C. B. fol. 309 a — 310 b.

49) C. G. Tom. II. fol. 276 a — 277 b. 50) C. G. Tom. I. fol. 248 b seq.; Tom. II. fol. 278 b — 304 b; C. B. fol. 311 b — 333 b. 51) C. G. Tom. II. fol. 305 a — 307 a; C. B. fol. 333 b — 336 a. 52) Im Libro d'Oro der Republik (Original im Staatsarchiv zu Turin) sind von 1528 — 1614 aus dem Albero dei Giustiniani 310 Mitglieder eingetragen; fol. 122 — 125, 137 — 160. 53) Secreti. Tom. V. fol. 147 b. 54) Miat. Tom. LI. fol. 172 a. 55) Guerner. Berni Chronice. Eugubinum bei Maratori XXI, 958. 56) Duca, die italienische Uebersetzung, p. 424. 57) Duca cap. 21 (p. 106 — 108); Foletta Lib. X. p. 582; Casoni Annali di Genova. Lib. VII. zum Jahre 1415. 58) Miat. Tom. LIII. fol. 158 a.

(gegen ein Frachtgeld von 50,000 Dufaten und Erlassung von 27,000 Goldbüchen Leuten) wider den Kronprätendenten Milafa bei, dessen Vernichtung hauptsächlich das Werk Adorno's und seines untödtlichen Feldherrn Barnaba di Gerncia war. Dafür bestiftete ihm der Sultan den Besitz von Neu-Pholaa auf Lebenszeit, beschenkte ihn mit dem festen, für seinen Handel äußerst vorteilhaft an der macedonischen Küste gelegenen Festschloß Peritheorion und begabte ihn Gefolge reichlich mit prächtigen Kleidern und Stoffen⁵⁰⁾. Als Adorno 1424 starb (er hinterließ von seiner Gattin Maria Vecaria keine Erben), folgte ihm als Pächter von Pholaa Perivallo Pallavicini, der gleichfalls mit den Osmanen dauernd Frieden hielt und 1425⁵¹⁾ mit drei christlichen Galeeren dem Sultan zur Bezwingung des unruhigen Herrn von Smyrna und Smyrna, Dschumid, thätigen Beistand leistete. Ueberhaupt fanden die Venedigern zu den Osmanen bis zur Katastrophe des Jahres 1433 in besten Verhältnissen, bis die Beteiligungen eines ihrer Mitglieder, des Helden Giovan Guglielmo Longo, an der Vertheidigung von Constantinopel — (mit dessen Herrscher Johannes nach im J. 1410⁵²⁾) — den alten Vertrag von 1363 erneuert hatte; sein Nachfolger Constantinós hatte Longo hauptsächlich durch Verleihung von Lemnos gewonnen, während die Genuesen in Galata und Pera es mit den Osmanen hielten!) — den Frieden zu hören begann. In die Periode von 1415 — 1433 fällt von äußeren Ereignissen nur der Krieg mit Venedig in den Jahren 1431 — 1432.

Durch eine Invasion nach Ghios wollten die Venedigianer die Republik Genua, mit der schon längere Zeit der Krieg wüthete, in ihrem Hauptnerv angreifen. Schon am 23. Aug.⁵³⁾ ließ man in Modon und Keren zur Expedition rücken; am 1. Oct. (1431⁵⁴⁾) ließ die Flotte unter dem Admiral Andrea Mocenigo und dem Capitano Dolfinio Venier aus, am 11. Nov. anfertete sie, 35 Segel stark, in der Rade der Hauptstadt und begann sofort mit vier großen Mörkern dieselbe Lag und Nacht zu bombardiren⁵⁵⁾. Gegen diese Uebermacht konnte die Moona in aller Eile nur 300 Mann zusammenbringen, die aber an dem Podesta Raffaele di Leonardo Montaldo einen ebenso entschlossenen als tapfern Feldherrn hatten. Obgleich die alten, halbverfallenen Stadtmauern nach dem ersten Bombardement zusammenstürzten, vertheidigten sich die Ghioten hinter den neuen, mit doppeltem Graben umgeben und durch einen dreifachen Wall gesicherten Mauern — der Architekt Leonardo von Ragusa hatte sie im J. 1427 bestiftet⁵⁶⁾ — mit solchem Heldenmuthe, daß der Anführer des venetianischen Fußvolks, der Genodottier Scaramuccia aus Pavia, bald seinem Admirale eingestehen mußte,

man habe gewähnt, ein schwaches, elendes Griechencastell anzugreifen, und dafür eine Festung gefunden, der weder Waffen, noch Männer, weder Muth, noch italienische Kriegskunst gefehle. Er rief Mocenigo, die Stadt nicht lange zu belagern, sondern entweder abzugeben oder sie zu stürmen. In der Absicht, Letzteres zu thun, ließ Mocenigo Nachts einige Galeeren in den Hafen einlaufen, in dem nur zwei genuesische Kaufahrer lagen, und überrompelte zunächst die zwei Thürme, welche den Eingang des Hafens deckten. Dann griffen sie Ghios zu gleicher Zeit von allen Seiten, namentlich vom Hafen aus an, und warfen an einem Tage über 800 Bomben in die Stadt, erlitten aber bei der mangelhaften Ausrüstung ihres in Eile zusammengerafften Fußvolks einen nicht unbedeutenden Verlust. Aber auch die neuen Mauern gingen an, mörch zu werden, auf Leitern stürzten die Venetianer heran, als Montaldo die Thore öffnen ließ, den Seinen voran gegen die Belagerer eilte, die nächsten derselben von den Mauern stürzte und in einem blutigen Gemel eine Menge der Feinde erlegte. Erst die Nacht trennte die Kämpfenden. Nun suchte Scaramuccia durch Winen Ghios zu zwingen, ward aber selbst, als er unterwarf die Anlegung derselben leitete, durch einen Pfeilschuß getödtet. Dies und die Nachricht, daß Succors von Pera nahe, entmuthigte die Venetianer, während es die Ghioten in ihrer tapfern Gegenwehr befestigte. Bald langten auch dort zwei Galeeren unter Damiano Grillo an, die sich mitten durch die feindliche Flotte hindurchschlugen und ihren bebrängten Landheuten tapfer beistanden. Da gedachte Mocenigo des Rathes, den ihm Scaramuccia ertheilt, und hes am 17. Jan. 1432 die Belagerung auf, doch nicht ohne vorher die Gärten, Weinberge und Mastweiden furchbar verheert zu haben⁵⁷⁾. Genua war indeß auch nicht müßig geblieben. Auf die erste Nachricht von der Belagerung ließ es fünf Schiffe unter Tommaso Geba zum Entsaße rücken; diese aber kamen erst im März an, als die Belagerung bereits aufgehoben war⁵⁸⁾. Es hat den Sultan Murad II. brieflich, den bebrängten Mooneff beistehen und die Venetianer an Erbauung einer neuen Festung auf Tenedos zu hindern. Am 7. Dec. 1431 schiedt es den Andrea de' Marini an dem Bruder des Kaisers von Constantinopel, Theodoros von Mora, ab, um ihn zu einem Angriffe auf Candia zu bewegen; am 3. Febr. 1432, noch ehe man Nachricht von der Aufhebung der Belagerung hatte, ging eine Gesandtschaft nach Mailand ab, um Truppen zu werben und Waffen zu kaufen. In Asti und Gera wurden 600 Bogenschaßen gemiethet, man nahm einen Ingenieur und zwei Bombardiere aus der Lombardie in Sold und sandte vorläufig den Pietro Rì nach Ghios, um die

50) *Ducas* cap. 25 und 27 (p. 160 — 166 und 177 — 181).

51) *Spécie* cap. 23 (p. 194 — 195).

52) *Folleta* Lib. X.

53) *Secreti*. Tom. XII. fol. 102.

54) *Nicci*. Tom. LVIII. fol. 101 b.

55) *Diaz Venet.* 1412 — 1442. Cod. Forcarini. Vindob. N. 6205. fol. 73 a.

56) *Inschrift* auf Ghios N. XXX bei *Wtaas* Tom. II. col. 297; *Jérôme Justelin* (Livre XI) setzt irrig die Expedition ins Jahr 1416.

57) *Quelli*. b. B. a. R. *Gesche.* LXXVIII.

58) *Jo. Stella* l. I. p. 1307 — 1308; *Sanudo* l. I. XXII.

1019. 1031; *Navigero* l. I. XXIII. 1096; *Ag. Giustin.* Lib. V.

fol. 190 a — 191 a; *Interim*. Lib. VI. fol. 176 a — 177 a; *Folleta* Lib. X. p. 563 — 566; *Jac. Braccio*, *De bello inter Hispanos*

et Genouenses gesto (bei *Graculus* Tom. I. P. II.) p. 1287

— 1290; *Blar*, *De bello Veneto*. Lib. II. p. 785 — 789. 67)

Folleta l. I. p. 568.

Maonesi zur Ausdauer aufzumuntern und sie auf baldige Ankunft einer größeren genuesischen Flotte zu verlassen. Zum Führer derselben ward Pietro di Cipriano Spinola ernannt mit dem Auftrage, Pera und Cypern zu sichern, Ghios zu entsetzen und die Feinde auf Candia oder Negroponte anzugreifen⁶³). Erst im April 1432, als Morenigo längst abgesegelt war, verließ Spinola seine Vaterstadt und bezog sich nach einem vergeblichen Angriffe auf Korfu nach dem Archipel. Naxos und Andros wurden erobert, die venetianischen Schiffe gekapert, ihre Flotte bisetzt und bis Karpstos verfolgt; die Schlüssel letzterer Stadt, die sich ihnen ergeben mußte, prangten über dem Burghore von Ghios. Nach Vollendung seines Nachzuges blieb Spinola einige Tage im dortigen Hafen, um sich zu verprovisioniren, und kehrte im Herbst triumphirend nach Genua heim, wo ihm hohe Ehre zu Theil ward⁶⁴). Nicht so freundlich empfing Venedigs Senat seinen Admiral Morenigo, er ward vor das Gericht der Quarantia gezogen, weil er bei Eroberung des Hafens von Ghios die erbeuteten Waaren nicht unter die Soldner vertheilt, sie überhaupt nicht durch hinlängliche Belohnungen ermuntert, die Festung zuerst nur von einer Seite angegriffen und nicht gleich erümt, sowie auch nicht genug Truppen zur Belagerung verwendet und vor seinem Abzuge das Kriegsgeschütz verbrannt habe. Der Spruch des Criminalgerichts verurtheilte ihn am 3. Jan. 1433⁶⁵) in eine Geldbuße von 500 Lire und befohl ihm mit einer in den Pojgi abzuübenden Gefängnißstrafe von zehn Monaten; der Capitain Renier ward dagegen als unschuldig nach längerer Untersuchungshaft freigesprochen. Der Geldherr mußte das Unjuck des Staats begahlen. Nicht lange darauf ward zwischen Venedig und Genua, resp. Ghios der Friede abgeschlossen, und fanden auch späterhin wol noch einzelne Reibungen mit der Maona statt, z. B. im J. 1434⁶⁶), 1441⁶⁷), 1444⁶⁸), so nöthigte doch bald die von Seiten der Osmanen drohende Gefahr, alle feindlichen Anterrien einzustellen. Als daher nach dem Falle von Constantinopel (29. Mai 1453) die Einwohner von Thyros theils der Maona, theils Venedig hulbig sein wollten, war es ein Ghiothe, Paolo Corfio⁶⁹), der im Namen der Maona Venedig einlud, Beistand davon zu ergeissen, da Venedig doch besser, als die Giustiniani, es schenken könnte⁷⁰). Sie selbst sahen sich damals von den Osmanen bedroht und wandten sich vergeblich um thätigen Beistand an Papst Pius II., der bei der Kaupheit der ganzen Christenheit sie nur mit leeren Trostsprechen abfertigen konnte⁷¹). Nur dadurch, daß sie den

bisherigen Tribut (Kharadsch) von 4000 Dukaten im J. 1453 auf 6000 steigerten⁷²), konnten sie sich damals vor der Herrschaft des Sultans retten, der nur nach einem Vorraube besaßte, um Ghios seinen andern Eroberungen hinzuzufügen. Ein solcher that sich ihm im J. 1455⁷³) dar. Francesco Drapperio, ein genuesischer reicher Nobil in Pera — einer der Verräther von Constantinopel — früher Pächter von Phosia, hatte angeblich für gelieferten Maun eine Forderung von 40,000 Goldstücken an die Maona, welche das Vorhandensein einer solchen Schuld stonhaft leugnete. Eine türkische Flotte unter Hansabeg sollte ihm Geld verschaffen. Im Frühlinge 1455 landete sie auf Ghios nahe bei der Kirche S. Sidorus; Weinberge und Gärten wurden verheert. Da aber die Hauptstadt (seit 1440) neu befestigt war⁷⁴) und viele tapfere Vertheidiger hatte, auch 20 genuesische Schiffe im Hafen lagen, so versuchte Hansa keine Belagerung, sondern lud die Maona ein, Gesandte an Drapperio, der sich auf der Flotte befand, zu schicken. Zwei Giustiniani, darunter der greise, viel-erfahrene Lucilio Farneto, gingen hin, lehten aber aus Argwohn wieder um. Auf halbem Wege wurden sie von den Osmanen gefangen und mit nach Rhodos fortgeschleppt. Dort ward ein Vergleich verabredet; die Maonesen sollten mit Lucilio noch einige andere Gesandte nach Adrianopel schicken, um Drapperio's Sache zu requiriren. Als jedoch die Osmanen von Rhodos nach Ghios heimkehrten und da einige Tage verweilten, brach ein Gesecht zwischen den Ghiothen und Türken — von welchen einer eine Kirche zu demuliren begonnen hatte und deshalb von einem Genuesen niedergeschossen war — aus, das mit dem Abzuge der Türken und der Vernichtung eines ihrer Schiffe endete. Da die Ghiothen von der Rache des Sultans Alles zu befürchten hatten, so schrieben sie nach Genua um Hülfe; die Republik, damals allzu sehr durch Alfons von Aragonien beschäftigt, schrieb für sie am 26. Aug. 1455⁷⁵) der Curie und am 7. April 1456⁷⁶) ebenso vergeblich an Heinrich VI. von England; sie selbst konnte nur 500 Mann zusammenbringen, die unter Pietro Giustiniani auf zwei Galeeren den Ghiothen zu Hülfe eilten⁷⁷). Unterdessen waren schon im Herbst 1455⁷⁸) 20 türkische Dreimäuler unter Junübeg ausgezogen, um die Ghiothen zu jähigen; allein ein bestiger Sturm zerstörte einen Theil der Flotte, während der Rest nach Kirinalien sich rettete. Dort sahete Junüs den Plan, Neu-Phosia der Maona zu entreißen. Er rückte vor die Stadt, forderte den Pächter Paride Giustiniani und die andern Ersten der Stadt auf, vor ihm zu erscheinen, und nahm, da diese

63) *Roccatagliata* Ms. zum Jahre 1431, der die besten Nachrichten über diese Expedition hat. 64) Derselbe zum Jahre 1432. *Jo. Stella* p. 1368; *As. Giustin.* fol. 191 a; *Interno* fol. 177 b; *Folena* p. 566; *Braccio* p. 1305—1306; *Rivar* p. 780. 65) *Rapae* Tom. VIII. P. I. fol. 73 b. 75 b. 71) *Jo. Stella* p. 1352. 72) *Federici* Collect. Tom. II. zum Jahre 1441. 73) *Mar. Tom.* II. fol. 43; fol. 57 a. 74) Derselbe, *Ges. des Sergio Corfio*, erlangte am 17. Juni 1445 venetianisches Bürgerrecht. *Privilegio* Tom. II. fol. 62 a. 75) *Stef. Magna Annali Veneti.* Tom. VI. (Cod. Foscari. C215) p. S. 1453. 76) *Scio sacra* p. 49—53.

77) C. G. Tom. I. fol. 206 a; Tom. II. fol. 203 b; C. B. fol. 250 a. b. 78) *Duca* cap. 43 (p. 321—328); *Folena* Lib. X. p. 582. 79) Durch Niccolò Giustiniani, der das Gesch. Epitome nach einer nach erhaltenen Abschrift über dem Eingange baute. *Piacenza l'Esce rediviva.* (Modena 1688. 4.) p. 361; *Wlasios* Tom. II. el. 43. 80) *Giur. Bern. Venez.* *Genio Ligure risvegliato.* (Genova 1650. fol.) p. 29. 81) *Genoa* p. 30. 82) *Federici* Collect. Tom. II. p. 1. a. S. 83) *Duca* cap. 44 (p. 331—335); *Histor. polit.* (Pol. p. 26; *Sanudo* I. I. p. 1159.

ihm freiwillig die Schlüssel überreichten, am 31. Oct. ihre Uebergabe an. Die genuesischen Kaufleute wurden geplündert und vertrieben, Knaben und Mädchen fortgeschleppt, viele Einwohner als Sklaven verkauft. Nachdem Junas da einen türkischen Statthalter zurückgelassen, brach er am 15. Nov. von da auf und entzog dann am 24. Dec. auch Nt-Phokaa seinem bisherigen Erbpächter, dem Fürsten von Lesbos. Gegen Ghios aber wandten sich die Räuber der Dämanen erst im folgenden Jahre⁸⁴⁾; nur durch Schadenersatz von 30,000 Goldstücken für die vernichtete Galeere und durch abermalige Erhöhung des Kharadsch auf 10,000 Dukaten ward die furchtbare Vernichtung abgewehrt. Die Raona bezahlte trübselig jedes Jahr diese Summe, obgleich 1457⁸⁵⁾ eine päpstliche Flotte im Archipel erschien und sie aufforderte, diese Verbindlichkeit abzuschütteln. Zwar unterließ sie nicht, sich fortwährend zu rufen⁸⁶⁾, allein sie vermied durch prompte Tributzahlung sorgfältig jeden Anlaß zum Angriff⁸⁷⁾. Daher blieb Ghios auch ungehört, als die genuesischen Herren von Lesbos im J. 1462 von den Dämanen vertrieben wurden; ja die Raona konnte damals sogar mit Geld dem Ludwig von Savoyen, Könige von Cyprien, gegen seinen Nebenbuhler Jacob II. beistehen⁸⁸⁾. Doch war man vorsichtig genug, eine Flotte in Genua im J. 1463 auszurufen zu lassen⁸⁹⁾, damit Ghios nicht das Schicksal von Lesbos theilte. Die Raona selbst schickte eins ihrer Mitglieder, den Giovanni Antonio Longo, nach Constantinopel, der aber dort wol den Türken zu viele Concessionen eingeräumt haben muß⁹⁰⁾. Wenigstens ward im J. 1469 der Proceß gegen ihn in Genua wegen Unterschlagung von Geldern eingeleitet, und, obgleich er nachwies, daß er noch in Brussa von einem türkischen Wucherer Katurnoğlu 2000 Dukaten für die Raona entlehnt, in eine bedrückende Geldbuße, doch nicht, wie Federici⁹¹⁾ meint, zum Tode verurtheilt. Als die Dämanen 1470 Negroponte bedrängten, kaperten die venetianischen Galeeren, die zum Entsatze herbeigerufen waren, das christliche Schiff, das dem Sultan den halbjährigen Tribut von 5000 Dukaten und 100 Ellen Seidewach für seine Weiber überbringen sollten, am 15. Juni⁹²⁾, doch blieb dieser Unfall ohne Folgen für die Raona. Schlimmer war es für sie, daß sie im J. 1472⁹³⁾ den venetianischen Admiral Pietro Mocenigo im Hafen von Ghios landeten

sie; denn auch Rache bedrohte der Sultan 1473 die Insel mit einer Invasiön. Genua ließ damals 20 Schiffe ausrufen⁹⁴⁾; allein Mohammed wollte nur die Giustiniani einschüchtern. Diefelben Drohungen widerholte er im J. 1475⁹⁵⁾, weshalb die Raona sich genöthigt sah, neue Steuern zur Bemannung eines Schiffes mit 250—300 Kriegeren auszuscheiden. Sie gab damals den Befehl von Samos auf, verstärkte die Einwohner nach Ghios und ließ die alte Insel mit ihrem guten Hafen in den Händen der Dämanen. Auch Nisaria überließ sie hernach (im J. 1481) den Johannitern, an die sie schon lange vorher Kos abgetreten hatte; die Häfen beider Inseln waren zu schlecht, sie selbst zu verödet, als daß sie besonders einladend für die türkischen Piraten gewesen wären⁹⁶⁾. Im J. 1477⁹⁷⁾ bedrohten die Dämanen wiederum Ghios mit einer Landung; dieselbe fand, weil die Raona fortwährend den Venetianern Nachricht von den Raufungen der Dämanen gab⁹⁸⁾, im J. 1479⁹⁹⁾ wirklich statt, und eben man noch in Genua etwas Anderes wußte, als daß die Insel bedroht sei¹⁰⁰⁾, kam am 7. Sept. nach Venedig bereits die Nachricht, daß die Dämanen dort furchtbar gehaust und über 1000 Ghioten in die Sklaverei fortgeschleppt hätten. Um nicht dasselbe Schicksal im J. 1480 wieder zu erleiden, als die Dämanen gegen Rhodos auszogen, erkaufte die Giustiniani ihren Abzug mit 10,000 Goldgulden¹⁰¹⁾; an eine Aufhebung des Tributs, die manche bei Mohammed's II. Tode sich träumten, war ebenso wenig zu denken, wie an die Wiedereinnahme von Phokaa und Lesbos, obgleich der Vater Dominico di Benzo damals laut in Genua einen Kreuzzug zu diesem Behufe predigte¹⁰²⁾. Genua begnügte sich damit, von Zeit zu Zeit Truppen zum Securus hinzusenden¹⁰³⁾, die Giustiniani damit, pünktlich den Kharadsch zu entrichten¹⁰⁴⁾. Dennoch machten die Dämanen, die oft wegen Privatpersonen, mochten sie nun angeblich Seider an die Raona zu fordern haben, oder sonst von ihr verletzt sein, die Gerechtigkeit bedrohten, letzterer soviel zu schaffen, daß sie, überdrüssig der fortwährend zu zahlenden Entschädigungen, am 8. Febr. 1488¹⁰⁵⁾ die bestimmte Erklärung abgaben mußte, in Zukunft für keine derartige Forderung an irgend einen Mannen oder Ghioten haften zu wollen, daß vielmehr jeder Einzelne alle Verantwortlichkeit dafür auf sich zu nehmen habe. Dennoch würde schon 1495¹⁰⁶⁾ eine große osmanische Flotte die

84) *Ducas* cap. 45 (p. 335). 85) *Urbano* p. 338. 86) *Cod. Giust. Tom. I. fol. 306 b* — 207 a; *Rosto* Tom. II. p. 203; *Act. Syllab. Opera* (Basilee 1551. fol.), *Libre de mundo universo* cap. 79. p. 362. Vergl. auch: *The Chronicles of Rabbi Joseph ben Joshua ben Meir the Ephraïm, translated from the Hebrew by Bialohotsky*. (Lond. 1835. 8.) Vol. I. §. 351, wo die Raanen als *raona* (Islam-Mannschiff) erscheinen. 87) *Ducas* cap. 45 (p. 341); *Pharantes* Lib. I. cap. 32 (p. 94). 88) *Archivio di S. Giorgio. Registro XXXIV. fol. 76 b*. 81 a. 89) *C. G. Tom. III. fol. 1 a* — 5 b; fol. 7 b — 11 a. 90) *Quaderno di Oberto Foglietta. Pund. Rieher. Libro fasciato di carta fol. 195 a*; *Act rom 4. Jan. 1469*. 91) *Bartol. Pugliese Cronaca del Murat*. v. VIII, 719. 92) *Coriol. Cepio*. De P. Maccenici gratie. (Basilee 1541. 12.) p. 8.

93) *Rhar* Lib. XIV. p. 327. 94) *C. G. Tom. III. fol. 15 a* — 19 a. 95) *Jer. Justinien. Descript. etc.*; *Placoma* I. l. p. 200. 215; *L. Larroix. Iles de la Grèce*. (Paris 1853. 8.) p. 210. 96) *C. G. Tom. III. fol. 25 b* — 27 a. 97) *Maiphiero* p. 183. 98) *Magno Annali Ven. Tom. IX. (Cod. Cicogna N. 266) p. 3*. 99) *C. G. Tom. III. fol. 31 a* — 32 a. 1) *C. G. Tom. III. fol. 36 b* — 39 a. 2) *Ag. Giustin. Lib. V. fol. 241 b*; *Interim. Lib. VIII. fol. 222 a*; *Einar* Lib. XV. p. 355. 3) *C. G. Tom. III. fol. 56 a* — 58 a. 4) *C. G. Tom. II. fol. 249 a*; *b*; *C. B. fol. 289 a* — 290 a. 5) *C. G. Tom. I. fol. 216 b* — 217 a; *Carta della Maona di Scio* (Bibl. dell' università in Genova. Cod. 69) fol. 1 a; *Pagano* I. l. p. 311 — 312. 6) *Sennaroga*, *Lib. Genuens. del Muratori* XXIV, 590; *Ag. Giust. Lib. V. fol. 251 a*.

Insel völlig unterjocht haben, wenn nicht der unerschrockene Tommaso Giustiniani rasch mit 300 ausgerlesenen Streikern zu ihrem Schutze herbeigekümt wäre, und namentlich nicht auch die Venetianer den furchtbaren Feind wenigstens einigermaßen im Schach gehalten hätten. So fristete denn die Maonesen gegen den üblichen Tribut sich ihre Herrschaft bis in die zweite Hälfte des 11. Jahrh. Der Baron St. Blancard, der als Emisair Franz's I. den Archipel im J. 1537 durchkreiste, ward auf Chios am 20. Dec.) von dem Haupte der Maona, Benedetto Giustiniani, freundlich aufgenommen und mit Geld und Lebensmitteln so reichlich unterstützt, daß ihn der Baron dem Sultan höchst angethan empfahl und auch auf seiner Rückreise über drei Wochen auf Chios verlebte⁷⁾. Einer seiner Nachfolger, der bekannte Baron d'Armon, besuchte gleichfalls im September 1550 die Insel und erhielt, wie jener, von der Maona und namentlich von Giuseppe Giustiniani, französischem Consul auf der Insel, viel-sache Geschenke und Ehrenbezeugungen⁸⁾. Nicht minder herrlich war die Aufnahme, die Vincenzo Giustiniani, nach Benedetto's Tode der erste Mann seines Hauses, 24 französischen Galeeren angedeihen ließ, die unter Führung des Prinzen Ludwig von Luxemburg acht Monate lang dort (1552) stationierten, über welche freundliche Behandlung ein Original-Gesicht⁹⁾ von Seiten des Prinzen vorliegt. Allein unaufhaltsam wachte das Verderben. Das Vaterland Genua, uneingedenk der zahllosen Dienste, die ihm die Giustiniani geleistet, und der Verpflegung, sie gegen jeden Herrn zu vertheiligen, opferte sie treuherz auf. Als es im J. 1558 eine Gesandtschaft an den Sultan schickte, besah es am 2. März seinem Bevollmächtigten Francesco de' Grandi Zertorino, „im Falle, daß Gesandte der Maonesen von Chios nach Constantinopel kämen, Genua's Oberhoheit über sie zu desavouiren, um keine Veranlassung „di scandalo ne di emmiratione“ zu geben“¹⁰⁾. Damit war das letzte Hemmnis, das sich den Entwürfen Suleimân's II. entgegensetzte, gefallen; obgleich Genua gelobte, der Maona die 152,250 Lire zu ersetzen, wenn die Insel durch sein Verschulden — force majeure natürlich ausgeschlossen — verloren ginge, — das es weder etwas gethan, den Untergang der genuesischen Herrschaft auf Chios zu hintertreiben, noch die schuldige Summe den Giustiniani gezahlt. Das konnte man doch nicht force majeure nennen, wenn Genua schon im J. 1564 von den Rüstungen Nachricht hatte, die damals gegen Nazos, Chios und Cypern im großartesten Maßstabe betrieben wurden, und die Insel erst 1566 fiel¹¹⁾.

Bedrückt durch allzu große Schuldenlast, hatte die Maona seit 1564 unterlassen, der Pforte den jährlichen Tribut von nummehr 14,000 Goldstücken zu zahlen und den Westren des Großherrn die üblichen Geschenke an Scharlach u. s. w. darzubringen. Dazu kam noch, daß die Christenflaven, die aus Constantinopel entflohen, auf Chios stets freundliche Aufnahme fanden. Als nun dem Großherrn Mohammed Pascha ein Sklave abhanden gekommen, forderte er die Maona, in deren Schutz er sich begab, ihn auszuliefern oder für ihn ein bedeutendes Lösegeld zu senden. Vincenzo Giustiniani, als Haupt der Maona, damals auch Podestà der Insel¹²⁾, wählte das Letztere und erdnete einen Gesandten mit großen Summen an den allmächtigen Westr ab; allein jener unterschlug das Geld und entwich treulos, ohne zu bedenken, daß die Giustiniani seine Nichtwürdigkeit büßen würden. Denn nun trieb der Westr seinen Herrn Suleimân II. an, auf alle Weise schleunigst der Herrschaft der Maona ein Ende zu machen. Mit 50 Galeeren segelte der Kapudanpascha Piali von Constantinopel ab und landete am 14. April 1566 auf Chios an einem Punkte, genannt Passaggio, dort, von wo aus die für Äthen bestimmten Maoren ausgesandt wurden. Er blieb da vorläufig einen Tag. Vincenzo schickte unterdessen sofort zwei Gesandte an Piali und bot ihm an, im christlichen Hafen zu ankern; sie feierten grade das Osterfest, man möchte ihn deshalb entschuldigen. Mit ge-beuchelter Freundlichkeit empfing sie der Turke, er wollte durchaus nicht die Frier hören, sie möchten ihm nur, falls es sie nicht hinderte, gestatten, mit 20 Galeeren im Hafen einzulaufen. Tags darauf theilte sich die osmanische Flotte in drei Geschwader, die von den drei Häfen Besitz nahmen. Durch die nabegeliegenden Gärten wollte er sich nach der Stadt begeben; unterwegs erschienen Griechen und Genuesen und boten ihm ihre Dienste an. Um zu recognosciren, ritt Piali auf eine Anhöhe, von der aus er das Gellie bequem übersehen konnte, kletterte aber bald zur Flotte heim und lud den Vincenzo nebst den zwölf Gubernatoren der Insel zu sich, er habe mit ihnen zu conferiren, dreier er nach Neapel, wohin seine Expedition gerichtet sei, abgedei. Nach langer Berathung, nicht ohne düstere Ahnungen, begaben sie sich endlich aufs Admiralschiff, um nur die Insel vor Plünderung zu schützen. Piali empfing sie zuerst freundlich, ließ sie aber bald darauf in Ketten schlagen. Als bald stürzten die Janitscharen, sich auf die Stadt, nehmen fast ohne Widerstand das Castell ein, reißen die Fahne des blühigen Georg ab und pflanzen überall ihren Halbmond auf. Nichts ward verschont. Eine Flotte plün-

7) E. Charrière, *Négociations de la France dans le Levant*. Tom. I. (Paris 1848. 4.) p. 373. 8) Cenda p. 381. 9) de Nicotay a. a. O. Voyage d'Armon; in den *Pièces fugitives pour servir à l'histoire de France*. Tom. I. part. I. (Paris 1750. 4.) p. 56. 10) Original im Archivio Giustiniani zu Rom; *Scrittura in der historia della nobile famiglia Giustiniani*; *Vincenzo Tom. II. col. 231*. 11) *Descrizione del viaggio dell' ambasciata Genovese fatta a Solimano 1558, scritta per Marcantonio Marinello, im turiner Staatsarchiv*. 12) Der Untergang nach *Recentaglia* und *Casani* zum Jahre 1566;

P. Btari *Bellum Pannonicum* (Basileae 1573. 12.) p. 173—179; *Id. De bello Veneto*. Lib. II. p. 746; *Andr. Maurocenti Historia Veneta* ab a. 1521 ad a. 1615. Lib. VIII. (Venetia 1718. 4.) Tom. II. p. 240; *Archiv des Kaiserlichen Schatzkammer von Ljubljana im Archiv* (Prag 1608. 8.) 2. Bd. S. 96; *T. Puerbecki Tulo più famose del mondo*. (Venezia 1576. fol.) p. 125; *Chronologia di Ha'ji Khalifa*, trad. da Gio. Rin. Carli (Venezia 1697. 4.) zum Jahre 973 p. 149 u. v. a.

13) *Copioso ristretto degli annali di Raua libri IV. di Giac. Luciani*. (Venezia 1605. 4.) p. 147.

derte die Kirche S. Pietro rein aus; so ein Neuegating so weit, daß er die Nonnfranz mit der Hostie ergriff und den frommen Bischof Timoteo Giustiniani (Bischof seit dem 14. April 1564, gest. als Bischof von Strongoli¹⁴⁾) höhnisch fragte, ob das der Christen Gott sei? Als Timoteo antwortete, das seien Wäpferen seines Glaubens, machte jener Miene, die Hostie auf die Erde zu werfen und mit Füßen zu treten. Da fiel der 64-jährige Greis vor dem Kirchenschänder auf die Kniee und bat ihn, lieber ihm das Leben zu nehmen, als Christi Leib so zu verunreinigen; und der Barbar ließ von seinem Frevol ab. Doch ward die Kirche selbst in eine Wöschke verwandelt, andere wurden von Grund aus zerstört. Nun hielt Viali selbst triumphirend seinen Einzug, bei Todesstrafe verbot er den Eingebornen, mit denen er noch vorläufig eine ziemlich glimpfliche Capitulation abschloß¹⁵⁾, die Insel zu verlassen; erst später gestattete diesen ein Befehl des Großherzogs die Auswanderung. Auf fünf Schiffen wurden Völkchen, die zwölf Gouverneurs, die angesehenen Maonesen mit Weib und Kind nach Constantinepel fortgeschleppt. Dort forderte man die Knaben von 12—16 Jahren ab, um sie zur Verzeugung des christlichen Glaubens zu zwingen und sie dann dem Janitscharenkorps zuzuweisen, während die Kinder unter zwölf Jahren in ein dem Täufer Johannes gewidmetes Kloster gesteckt wurden. Es waren 21 Knaben aus dem Hause der Giustiniani, die man so zum Religionswechsel durch Versprechungen und Drohungen zwingen wollte¹⁶⁾. Drei davon waren schwach genug, den Islam anzunehmen; die andern 18¹⁷⁾ aber blieben Standhaft trotz der furchtbaren Warten, die die Osmanen anwendeten, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Ihre Wüthet, welche die Erlaubniß erhalten hatten, sie zu besuchen, befürchtete sie fortwährend in ihrer Festigkeit und dankten Gott, daß er ihren Kindern die Kraft verliehen, der Versuchung zu widerstehen. Unter den schrecklichsten Qualen gaben die 18 jugendlichen Märtyrer am 6. Sept. 1566 den Geist auf. Sie sind wegen ihrer wunderbaren Standhaftigkeit heilig gesprochen worden,

und ein (freilich nicht allzu künstlerisches) Gemälde im Dogenpalaste zu Genua hat ihren Tod verewigt. Die Häupter der Maona und alle Erwachsenen wurden nach der Krim erlirt, nachdem sie in Constantinepel mehre Monate festgehalten waren. Manche starben dort in der Verbannung; die andern erhielten durch Verwendung des französischen Botschafters de Granterie de Grandcamp im November 1567 die Erlaubniß, nach Chios oder Genua heimzukehren. Die meisten Giustiniani wanderten sich von Constantinepel nach Genua, wo sie verglichen von der Republik Erloß für den Verlust der ihnen garantirten Insel forderten; bei der Beschränktheit der Staatsfonds wurden ihre oft wiederholten Petitionen stets ad acta gelegt. Noch im J. 1805 reclamirten die ehemaligen Maonesen, die noch fortzuehen, sich als bestehende Gesellschaft zu betrachten, wie z. B. die Colonne im Archive der Bank S. Giorgio von 1653—1799 nachweisen, die Summe von 600 Luoghi (60,000 Lire), die sie für den jährlichen Zins bei der Bank als Garantie niedergelegt hatten, nebst Zinsen; allein ihre Ansprüche wurden zurückgewiesen, obgleich sie nur allzu sehr begründet waren. Bis heute ist noch keine Zahlung für dies baar verzeigte Geld erfolgt und wird eine solche, da sich die Bank von S. Giorgio 1815 auflöste, schwerlich jemals stattfinden. — Andere Mitglieder der alten Maona kehrten nach Chios zurück, wo die Armeren ihres Hauses gelieben waren¹⁸⁾, und hinterließen dort Nachkommen, deren Stamm heute noch blüht, wie denn z. B. der jetzige Bischof der Insel (seit 1830) ein Zanazio Giustiniani ist. Eine Nebenlinie siedelte sich auf Karos an, wo z. B. 1670¹⁹⁾ Giovanni reiche Güter besaß, sie ist aber im Laufe des vorigen Jahrh. erloschen²⁰⁾. Die zum Theil bekannten, späteren Schicksale der Inseln gehören nicht hierher. Aus der nachfolgenden Zeit bemerke ich nur, daß sämtliche Eseraden verarmten und ganz entvölkert wurden. Samos, das schon in den letzten Jahren jenseitiger Hebräi schlicht bebaut und bei seiner mehr offenen Lage nur zu oft ein Schlafwinkel der Corsaren gewesen, ward von Kildsch Ali, einem türkischen Esirpaz, der sich dort einige Jahre in fast unbeschränkter Herrschaft behauptete, durch Einwehnen von Lebbos neu colonisirt²¹⁾. Von den traurigen Zuständen, die auf Chios damals obwalteten, erzählt uns der Chiote Jacob Palaeologos²²⁾, der acht Jahre nach der schrecklichen Katastrophe von 1566 sein Vaterland und seine gänzlich verarmte, edle Mutter Thomsina de' Ghiavari besuchte, die klaglichsten Details. „Chios sei keine Stadt mehr, sondern ein Schlafwinkel für Diebe, ein

14) Acta consistorialia Pii V. papae et Regest. Cancellar. apostol. bei Fontana, Theatr. Dominican. Tit. 167. p. 168; l'ghelli, Italia sacra bei den Bischöfen von Marzio und Strongoli, Selo sacra p. 114—139; Die Gulen, Oriens Christianus. (Paris 1740. fol.) Tom. III. p. 1063—1064. 15) Wüthet für die Capitulationen von Karos, Ankers, Paros u. f. w. Puges, Histoire du volcan de Santorin. (Paris 1842. 8.) p. 609 seq. 16) Quad. di Giacomo Maria Castelli Erklärung der Leberba Giustiniani vom 9. November 1644; Pugno, Illustraz. XXVIII. p. 214—215; Ag. Calognoho. Le sacre palme Genovesi. (Genova 1655.) p. 105—114; Mich. Giustiniani, La gloriosa morte dei 18 fanciulli Giustiniani. (Avellino 1656. 16.) 17) Zwei Namen sind unbekannt, die andern Wüthet waren: Philippino, Giorgio, Paolo (schlecht aus Giuseppe und Giacomo) Campi, Bartolomeo Giustiniani, Ercilio, Gerardo, Ercole, Appollito Menaglia, Sebastiano Garibaldo, Eulio Diferio, Francesco, Pasquale, Antonio, Giovanni, Pasquale und ein anderer Pasquale Giustiniani. Die Neuegaten waren Giambattista Ferneto, als Weibem Mustafa, Giovanni Banca und Dominico Costro; aus Giovanni Garibaldo nahm damals mit zwei Söhnen den Islam an.

18) Mich. Giustiniani, Lettere memorabili. Tom. II. p. 81; Act vom 2. Juli 1570 im Arch. Giustiniani zu Rom; Wlasos Tom. II. col. 232—234. 19) Selo sacra p. 194. 20) Wüthet des Karos vom 11. Mai (im Freicathol auf Karos). 21) Licht, Chronique de Naxos (im Kloster S. Euphras auf Karos). 22) Josef Georgenre, Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der Insel Samos, Rikara und Paros. (1809. 12.) S. 39. 23) Epistola Jacobi Palaeologi do rebus Constantinoepoli et Chio cum eo acta. Uresl. 1594. 4. (abgedruckt in Reusneri Epistolae Turcicae. Lib. XI. p. 143 seq. Francof. 1599. 4.)

Dorf, das Piali zwei Bauen (d. h. griechischen Villani) und deren Küllur überlassen. Gleich nach der türkischen Occupation hätten sich die Griechen, bei denen der alte Religionshaß gegen die Latiner neu erwacht, gegen ihre früheren Herren erhoben, und die wenigen dort noch Verbliebenen ausgeplündert, mißhandelt und eingekerkert. Die Burg hätten die Türken inne, die sie durch Janitscharen bewachen ließen; die weiten Paläste, einst Wohnsitze der Fürsten und Herren, wären verödet, unbewohnt und abgedeckt. Piali hätte sich selbst 32 Leutthäuser und 12 der schönsten Paläste auslesen; die andern wären die Beute seiner Soldaten geworden. Kein Oidier lebte mehr dort, nur wenige Weiber, die bei der Eroberung entweder zu alt oder zu jung für die Sklaverei gewesen, und dann noch einige Proctheremphäre von Adligen (*monstra nobilitatis*), die vordem „*saex et lutum*“ gewesen. Den fürchtbaren Erpressungen, welche die türkischen Beamten verübten, könnte man nur durch Annahme des Isom entgehen; alle Kirchen auf der Burg wären in Mosken verwandelt; nur die Dominikaner hätten dort noch eine Kapelle und die Franziskaner außerhalb, da, wo die Griechen wohnten, ein Kloster. So sehr wäre Alles entwertet, daß Niemand für einen herrlichen Palaß aus Quabern oder nur 100 Thaler hatte zahlen wollen.“ Das war das einst so blühende Chios schon im J. 1574.

Soviel von der äußern Geschichte der Insel Chios unter den Justiniani. Die Verwaltung war, wie man schon aus den angeführten Verträgen“) ersieht, zwischen Genua und dem Alibergo der Justiniani getheilt. Der Republik kam die Oberhoheit (*merum et mixtum imperium*) und jede Art von Jurisdiction in Civil- und Criminalsachen nebst dem Blutbanne zu, sowie auch das Castell direct unter ihr Stand. Aufolge den ältern Verträgen sollte aber die Insel nur so lange ihr unterthan sein, als dort die demokratische Verfassung bestände; sobald sie gestürzt, sollte dieses Obergeithum wegsallen; doch mit Wiederherstellung der ersten (laut Vertrag vom 21. Nov. 1373) wieder eintreten; nach der Rebellion von 1408 ward diese Bestimmung gelöst. Ihre Rechte übte sie durch einen Podesta aus, der auf folgende eigenthümliche Art gewählt ward. Alljährlich (im Februar) übersandte sie der Maona schriftlich die Namen von 20 geneuesischen Popolanen, aus denen diese vier auswählte und ihr präsentirte, um einen davon zum Podesta zu ernennen; standen der Maona die 20 nicht an, so mußten ihr ebenso viel neue Namen gegeben werden, unter denen sie dann ihre Auswahl traf“). Seine Amtsdauer war ursprünglich nur auf ein Jahr festgesetzt“); allein schon im J. 1452“) versuchte man,

sie zu verdoppeln. Der desfallsige Vorschlag ging indessen nicht durch. Erst späterhin, nachdem man schon durch Decret vom 13. Dec. 1529“) bestimmt hatte, daß derselbe aus den Eblen Genua's, die ein Jahr zuvor in die neugeordneten 28 Alibergi eingeschrieben waren, zu wählen sei, dehnte man seine Wirksamkeit (durch Decret vom 24. Jan. 1558“) auf vier Jahre aus. Als Genua's Vertreter übte er die höchste Civil- und Criminalgerichtsbarkeit aus; er war angehalten, zweimal jährlich die Insel zu bereisen, um etwaige Beschwerden der Einwohner gegen seine Beamte anzuhören; kein Maonese sollte ihn begleiten, damit jene freier sich äußern dürften. Stach ein Podesta im Amte, so wählten die 12 Subernatoren der Insel mit mindestens 7 Stimmen 6 Eble und 6 Popolanen unter den auf Chios befindlichen geneuesischen Kaufleuten aus, mit denen sie (mit wenigstens 18 Stimmen) einen Popolanen Genua's zum Vicepodesta ernannten, der dieselben Rechte, wie ein in Genua erwählter Podesta hatte, aber sofort abhandeln mußte, sobald von dort ein Nachfolger kam“). Bei besonders wichtigen Gelegenheiten, namentlich bei Reformen der Statuten (wie dies z. B. 1488 und 1495 der Fall war) begleiteten ihn zwei Commissäre der Republik“); gewöhnlich bestand jedoch sein Gefolge nur aus einem Vicarius oder Luogotenente, der, ein Rechtsgelehrter, ihn in seiner Eigenschaft als Richter vertrat, einem aus den Notaren Genua's erwählten *Scrivba curiae*, der mit seiner Unterschrift die Urtheile des Podesta zeichnete, einem Dolmetscher, einem Ritter, vier Junkern und drei Schildknappen, zwei Trompetern, einem Herold und einem Koch, wozu später (seit 1513) noch ein eigener Kanzler kam. Er führte ferner sechs Pferde mit sich und wählte aus den Chiosen sich eine Bedienung von 25 Personen. Befand sich in seiner Hand allein die Exeutive, wie er denn nicht gleich andern geneuesischen Statthaltern dem Podesta von Pera untergeordnet war, so war der Castellan der Burg Chios das nur ihm untergeordnete militärische Haupt der Insel; seiner Obhut war vorzüglich das Castell der Hauptstadt anvertraut. Alle Jahre wechselte aus sein Amt; im Februar präsentirte die Maona der Republik 15, auf Verlangen auch noch andere 6 Popolanen, von denen diese einen zum Castellan auswählte. Er hatte 1000 Lire Caution zu stellen und außer einem Koch zwei Junker zu halten. Auf dieselbe Weise wurden ursprünglich auch der Podesta und der Castellan von Neu-Phosäa und der Castellan (mit Rechten eines Podesta) von Ali-Phosäa von Genua erwählt“), nur daß alle drei aus den 6, resp. 12 von der Maona prä-

24) Derselben sind hier durchweg zu Grunde gelegt und nicht besonders citirt. Was zur Zeit der Justiniani über die Verwaltung mittheilt und bisher allein als Quelle galt, ist durchaus ungenau und oft ganz falsch; einige bessere Notizen hat *de Nivinsky* p. 88. Lib. II. cap. 8. „*Governo dell' isola di Chio*.“ 25) *Folletta* Lib. X. p. 582 sehr ungenau. 26) *Not. Pagano* (p. 133) und *Blasius* (Tom. II. sez. 29) auf drei Jahre, aber irrig.

27) *Quod* di Obeerto Fuglietta; *Pand. Richter*. Libro

fasc. di carta fol. 111 a; *Federici* Collect. Tom. II. zum Jahre 1453; *disfesseri* Scerdutino fol. 184 a.

28) *Cod. Belg.* fol. 341 b — 343 a. 29) *Orbenda* fol. 343 a — 344 a. 30) *Cod. Giust.* Tom. I. fol. 235 a — 237 b; *Decret* rom. 14. Rom. 1465. 31) *Orbenda* Tom. I. fol. 721 b; *Tom. II.* fol. 249 a — 251 b. 32) *Tom. III.* fol. 81 a b; *Cod. Belgici.* fol. 250 a — 291 b. 33) *C. G. Tom. I.* fol. 187 a — 189 b; *Tom. II.* fol. 106 a — 108 a; *C. B.* fol. 141 a — 145 a.

sehten Candidaten genommen wurden, seit 1413³³⁾ jedoch wurden sie, anstatt von Genua, vom Podestà der Insel und seinen Råthen ernannt. Wie andern Rettores der Insel, namentlich die Vorfesher der zwölf Departements (Codespotarine), in die sie zerfiel, die Codespotae (auch wol Protagoranten genannt) und Logariastilae (wie sie in den vier Mastheadparcements hießen), wurden vom Podestà ernannt, an den auch von ihren Edicten appellirt ward. Gegen den Podestà selbst hand den Appellanten der Weg der Syndicatsklage offen. Hatte er solche verlegt, die nicht Edicten waren, so mußte dieselbe in Genua angebracht werden; für die Edicten aber galt die Bestimmung, daß der neue Podestà sofort beim Antritte seines Amtes vier boni viri, d. h. zwei Genuesen (aber nicht Maonesen) und zwei Bürger der Stadt, wählte, welche alle derartigen Beschwern und Reclamationen zu richten und hernach ihre Entscheidungen nach Genua einzuschicken hatten³⁴⁾. Die Gehalte der verschiedenen Beamten waren nicht eben bedeutend. Der Podestà bezog bei allem Aufwande, den er zu machen hatte, trotz der nicht unbeträchtlichen Summen, die ihm sein Gefolge (sie sind in den Acten speciell) kostete, nur 1250 Hyperpenn oder 800 Lirer und erst seit 1382³⁵⁾ 1000 Lirer, sein Colloge in Neu-Phelaa 400, die beiden Castellane dort und in Alt-Phelaa 500 und der von Ghios 400 Lirer, welche Gehalte von den eingekommenen Gerichtskosten, Strafgeldern u. s. w. bestritten und ihnen in halbjährlichen Raten von den Kammerern der Raona ausgezahlt wurden.

Die Giustiniani besaßen das nughare Eigenthum (proprietas et utile dominium) der Insel. Sie hatten unter sich eine Gesellschaft gebildet, welche den Namen Raona führt. Einige leiten diesen von dem genuesischen Worte mobba, das eine Union bedeuten soll, andern von dem Namen eines Schiffes ab; am richtigsten möchte aber doch wol die schon von Felletti adoptirte Ansicht, daß er aus dem griechischen *ραωνε* komme, erscheinen. Woher der Name Giustiniani rührt, ist ebenso wenig ausgemacht. Wahrscheinlich brachte die neu constituirte anonyme Actiengesellschaft einen Palast, der früher den auch in Genua viel vorkommenden reichen venetianischen Giustiniani gehörte, denselben, der noch heute in der sogenannten Contrada dei Giustiniani mit dem Wappen des Hauses und mehren Trophäen aus dem Kriege von Chioggia prangt, an sich und nahm davon den Namen an. Die meisten Maonesen, die, wie angegeben, Genua bedeutende Summen zur Erlangung der Insel vorgebracht hatten³⁶⁾, siedelten nach Ghios über; jedem dort weilenden wurden aus der Casse der Gesellschaft 200 Gulden gezahlt und freie Wohnung gegeben, wofür er zwei Soldaten und ein Pferd zu

unterhalten hatte³⁷⁾. Im J. 1362 errichtet, verlängerte sie sich am 21. Dec. 1373³⁸⁾ auf 20 und am 10. Febr. 1391³⁹⁾ auf weitere 25 Jahre (bis zum 21. Sept. 1418) und erklärte sich nach Ablauf dieser Zeit und Abschluß neuer Verträge mit Genua für permanent. Der Actionaire waren ursprünglich 13, und darnach ward die Insel in 13 oder richtiger 12½ Duodena getheilt, von denen je eine eine Stimme gab. Mit 13 Stimmen nur regierten die Maonesen, mochten nun aus den 13 Activen Theilnehmigen auch noch so viele sein, alle Angelegenheiten; die Majorität entschied, doch mußten ihrer wenigstens 9 vertreten sein, um antizip. Beschlüsse über neue Einrichtungen zu erlassen, und 10, um frühere Edicte aufzuheben. Da voraussichtlich durch Vererbung die Duodena bald gesplittert werden mußten, so theilte man gleich ein jedes in 3 große und 24 kleine Actien (Karatti), sedas es also deren 38 grossi und 304 piccoli (griechisch chikia genannt) gab, welche letztere ebenfalls wieder in kleinere Theile gesplittert werden konnten⁴⁰⁾. So waren denn im J. 1566 über 600 Actionaire an der Insel theilhaftig; ihre Gesammtheit machte den großen Rath, ein Auschuß von 40 (Quarantina) den kleinen Rath aus, die je nach der Wichtigkeit der anstehenden Verhandlung ihre Stimmen abgaben, d. h. nach den 13 Duodena zusammentraten und mit 13 Stimmen entschieden. Nach diesen 13 Hauptactien wurden die meisten von den Maonesen bekleideten Aemter vertheilt. Dazu gehörten die der Capitani und Castellani, verschiedene Ranzistellen (Scribanine) und militairische Posten, von denen meist zwei oder auch drei einem Duodenum übertrissen und von drei daran Theilnehmigen abwechselnd bekleidet wurden. Solcher Aemter gab es ursprünglich 23, später 29⁴¹⁾; sie wurden gewöhnlich auf mehrere Jahre durch das Loos unter die Raona vertheilt, meist nach den Stimmen auf 13⁴²⁾, zuweilen auch auf 26 Jahre⁴³⁾. Die wichtigsten derselben durfte kein Maoneser zwei Jahre lang nach einander inne haben⁴⁴⁾; doch rissen gegen Ende des 15. Jahrh., als die Gesellschaft, von Schutten bedrückt, anfang, die Aemter zu verkaufen, auch darin manche Mißbrauche ein, die nur mit Mühe durch ein energisches Edict vom 24. Nov. 1495⁴⁵⁾ befreit werden konnten. Man ging darin auf die älteren Bestimmungen zurück und verlorste auf Neue diese Posten auf 26 Jahre. Einzelne derselben waren indeß schon früher modificirt worden. Waren ursprünglich alle den Maonesen zugetheilt, so bestimmte man später, daß der

37) C. G. Tom. I. fol. 64 a — 73 b. 38) C. G. Tom. I. fol. 103 a — 105 b; Tom. II. fol. 37 a — 38 b; C. B. fol. 49 a — 50 b.

39) C. G. Tom. I. fol. 43 b — 44 b; C. B. fol. 58 b — 60 b. 40) V. c. m. 22. Oct. 1390. Quad. di Antonio de Credentia; Pand. Ricker. A. fasc. 60. c. 4. Es ist irrig, die ungenauen Berichte des Bessar (Tom. II. v. 20) und Ragana (p. 133).

41) Seit 1379. C. G. Tom. II. fol. 47 b — 50 b; C. B. fol. 63 b — 70 b. 42) C. G. Tom. II. fol. 64 a — 65 a. 43) Opuscula Tom. II. fol. 131 b — 135 b.

44) Decretum vom 7. Sept. 1379, 24. Juni 1396 und 24. März 1403. C. G. Tom. II. fol. 68 b — 71 a. 45) C. G. Tom. I. fol. 238 a — 240 a.

33) C. G. Tom. I. fol. 164 a; Tom. II. fol. 127 b — 128 a; C. B. fol. 172 b — 174 a; Decret vom 1. März.

34) C. G. Tom. I. fol. 184 b — 185 b. 35) Decret vom 31. März; C. G. Tom. I. fol. 116 a; Tom. II. fol. 57 b — 58 a; C. B. fol. 90 a b.

36) C. G. Tom. I. fol. 61 a — 62 a; Federici Collect. Tom. I. fol. 239 b; Fatti storici doc. N. 2.

Scriba cancellariae (mit 150 Gulden Gehalt) ein geneuesischer Notar sein sollte (Decret vom 27. Nov. 1402); der Scriba und der Patronus galense wurden seit 1379 (Decret vom 7. Sept.), die zwei Officialis ministrariae seit 1409 (Decret vom 14. Dec.) durch den Podestà und dessen Rath ernannt. Auch der Scriba massiensi, der den eingemalenen Rastri zu vergeichnen und der Gesellschaft zu überliefern hatte⁴⁶⁾, war ursprünglich ein Maonese, der für dies Amt 100 Gulden bezog; seit 1391⁴⁷⁾ aber ward auch dazu ein Notar aus Genua (zuerst Raffaele Specia) erwählt, der 200 Gulden erhielt und drei Jahre lang im Amte verblieb. — Außer den so vertriehen Ämtern besetzte die Gesellschaft noch andere durch freie Wahl. Da ein Theil der Maonesi in Genua, ein anderer auf Ghio wohnte, mußten ursprünglich jene einen Precuratore auf der Insel⁴⁸⁾, diese einen solchen in Genua⁴⁹⁾ halten. An die Stelle des letzteren traten später sechs *Gubernatores*, welche die Maena in Genua vertraten und für sie solidarisch haften. Durch Decret vom 19. Nov. 1476⁵⁰⁾ ward ihre Anzahl auf 9 erweitert; $\frac{1}{2}$ ihrer Stimmen entschied. Sie ernannten zwei Notare auf zwei Jahre⁵¹⁾, wählten aber selbst alljährlich unter der ausdrücklichen Bestimmung, daß keiner von ihnen zwei Jahre nach einander diese Stellung bekleiden dürfte. Ebenso traten auf Ghio bald an die Stelle der Precuratoren ähnliche *Gubernatores Maone*. Aufsehe des Vertrages von 1347 sollten dem Podestà sechs aus den Maonesi gewählte Räte (Consiglieri) zur Seite stehen, welche im Vereine mit ihm alle innern Angelegenheiten der Insel berathen, mit ihm die Finanzen verwalten, Beamte ein- und absetzen und für die Vertheidigung der Insel sorgen, sich in die Jurisdiction aber durchaus nicht einmischen sollten⁵²⁾. (Aehnliche Consiglieri wurden auch dem Podestà von Neu-Phokaa beigegeben.) Sie hatten nach Ablauf ihrer Amtszeit ihren Nachfolgern Rechenschaft über ihre Verwaltung abzulegen; sowie sie das Deficit im Budget aus eigenen Mitteln zu decken hatten, ebenso ward der Ueberschuß daraus ursprünglich zwischen ihnen und der Gesellschaft getheilt. Letzteres ward durch Decret vom 12. Juni 1383⁵³⁾ aufgehoben, und damit der ganze Ueberschuß der Maena zugewiesen. Ursprünglich ernannte sie die Gesellschaft durch Abstimmung auf zwei Jahre; seit 1391⁵⁴⁾ aber wurde auch ihr Amt vererbt, und zwar meist im Voraus auf 12⁵⁵⁾,

zuweilen auch auf 6 Jahre⁵⁶⁾, in der Art, daß stets 2 oder auch (wenn die Reihe das letzte duodecimum traf) 3 derselben dem Podestà 4 Monate lang zur Seite stehen sollten, deßhalb also im ganzen Jahre 6 oder 7 derselben die Reihe traf. Ihr Gehalt, incl. Verwaltungskosten, war auf 4000 Dukaten festgesetzt und wurde aus dem in Spiren und Argenten verkauften Mastix bestritten. Als Marshall Beroucaut das demetrastische Regiment in Genua gestürzt hatte, wollten die Bürger von Ghio auch Antheil an der Verwaltung haben und setzten es durch, daß in Zukunft 2 Maonesi und 4 Bürger der Insel als Consiglieri fungiren sollten⁵⁷⁾; allein mit der Herstellung der Volksherrschaft traten die frühern Bestimmungen mit einigen Modifikationen, Gehaltserhöhungen u. s. w. wieder in Kraft⁵⁸⁾. Später aber ging durch den Vertrag von 1476 ihre Ernennung in die Hand des Dogen über; derselbe ernannte 6 Gubernatori reggenti auf 2 Jahre, von denen aber nur immer einer 4 Monate in Function war, seit 1488 wurden deren 12 auf 3 Jahre mit vierteljährlicher Amtsdauer bestellt⁵⁹⁾. Im J. 1513 ward ihre Wahl wieder der Maena überlassen, die nun durch das Loos 12 oder 13 Gubernatori (nach den Duobena) auf 6 Jahre ernannte, von denen jeder 3 Monate lang functioniren sollte. Doch mußten bei wichtigeren Veranlassungen, z. B. bei Verträgen und Vertheilungsmäßigkeiten alle 12 zur Ratum abgeben. Nicht zu verwechseln sind mit ihnen die *Consiglieri* des Podestà, welche dem Podestà in schwierigen Rechtsfragen beistanden; dieselben, abwechselnd 2, 3 oder 4⁶⁰⁾, wurden von ihm aus dem Collegium der geneuesischen Doctores legum gewählt. Sie revidirten mit ihm die bestehenden Gesetze, während etwaige Aenderungen in der Verwaltung von vier aus den Maonesen und durch dieselben ernannten *Revisores*⁶¹⁾ getroffen wurden. Außer den letztern, die nur zuweilen gewählt wurden, ernannte die Gesellschaft zwei Kämmerer (*Massarii*) auf Ghio und zwei unbesoldete Substituten derselben in Genua⁶²⁾. Sie waren das Finanzministerium der Maena, sie sammelten die Einkünfte, verpachteten die Domainen, bestritten die Ausgaben und sandten jährlich die Bilanz nach Genua ein, wo sie von der dortigen Oberrechnungskammer (*Magistri rationales*) revidirt wurde. Der Podestà war verpflichtet, ihnen beim Einziehen der Steuern alle

G. Tom. II. fol. 45 a. b. 139 a. b.; C. B. fol. 60 b — 61 b; Fatti storici doc. N. 3.

46) Neue Regutirungen vom 23. Aug. 1417 und 10. Dec. 1428. C. G. Tom. II. fol. 178 a — 179 a. 193 b. 47) C. G. Tom. II. fol. 45 a. b.; C. B. fol. 60 a — 61 b; Fatti storici doc. N. 3. 48) C. G. Tom. II. fol. 61 b; Quad. di Oberto Foglietta; Pand. Richer. Libr. fasc. di carta fol. 149 a. 49) Decret vom 16. Sept. 1424 und Act vom 25. Oct. 1410. Quad. di Julianne Canella; Pand. Richer. A. fasc. 62. c. 3. 50) Auch bei Federici citat. Collect. Tom. II. fol. 135 a. 51) Oberto Tom. III. zum Jahre 1479; Quad. di Oberto Foglietta; Pand. Richer. Libr. fasc. di carta fol. 252 a. 52) Decret vom 7. Sept. 1379. C. G. Tom. I. fol. 106 a — 114 a.; C. B. fol. 72 a — 80 a. 53) C. G. Tom. I. fol. 116 b — 117 b; Tom. II. fol. 58 b — 59 a.; C. B. fol. 82 a — 83 a. 54) C. G. Tom. II. fol. 60 b — 61 a.; C. B. fol. 85 a — 86 a. 55) C.

56) C. G. Tom. II. fol. 193 a. 57) Decret vom 14. Dec. 1409. C. G. Tom. II. fol. 112 b — 114 b.; C. B. fol. 153 a — 156 b.

58) Act vom 23. Juni 1417. Cod. G. Tom. II. fol. 175 a — 177 b.; C. B. fol. 222 b — 226 b; Federici Collect.

Tom. II. 3. a. 3. 59) Privileggi (Archivio di S. Giorgio) 1476 — 1490. fol. 160 a — 161 b; censu bei Maestres a. a. C.

60) C. G. Tom. II. fol. 59 b.; C. B. fol. 83 a — 84 a.; zuweilen blichen sie in Genua und gaben nur schriftlich auf Anfragen des Podestà ihr Rechtsgutachten ab. C. G. Tom. II. fol. 183 a.; C. B. fol. 220 a. b.

61) C. G. Tom. II. fol. 183 b. 159 a. — 163 b. 165 a. — 174 b.; C. B. fol. 230 a. b. 205 a. — 212 a. 214 b. — 222 b.

62) Act vom 31. Mai 1364. C. G. Tom. I. fol. 64 a — 70 b.

mögliche Hilfe angedeihen zu lassen; sie verfügten im Nichtabgabefälle Pfändung, Geldbusen, Personalfast u. s. w. Unter der alten Maona von 1346 hatte ein Genuese, Gianotto Campanari, nicht Mitglied der Gesellschaft, diesen Posten inne, unter den Giustiniani wurden durchs Loos aus ihnen 2 Rastri auf ein Jahr gewählt, die je 3 Junker, 1 Knecht, 2 Pferde und zusammen einen Koch hielten; sie wohnten zusammen und bezogen außer kleinen Geschenken (*exenia*), wie sie die griechischen Leibeigenen schon zur byzantinischen Zeit herzubringen pflegten, von der Maona je 500 Gulden. Während so die Verwaltung von Chiös den Giustiniani nicht unbedeutende Summen kostete, brachte ihnen die von Phokäa bedeutende Gelder ein. Von den Beamten, die Genua dort hielt, ist hier schon gesprochen. Das minder wichtige Alt-Phokäa war den Gattilusi von Lesbos in Erbpacht gegeben, seitdem Katholikos 1358 daraus vertrieben war; bei der geringern Bedeutung des Ortes aber konnte die (nirgends specificirte) Pachtsumme nur sehr unbedeutend sein. Neu-Phokäa hatte schon die ältere Maona unter verschiedenen Bedingungen an Pietro Keaneli verpachtet, die neue Gesellschaft bestiegte es ihm im J. 1364 und überließ es nach seines Tode im J. 1381⁶³⁾ auf zehn Jahre dem Burgensis Rafaele Paterio, der dort den Maonesen mancherlei Handelsrechte einräumte und in der Burg 22, in der Stadt 18 Soldaten halten mußte. Nach Ablauf der zehn Jahre ward es 1391⁶⁴⁾ aufs Neue an ihn auf zehn Jahre vergeben, und da er 1395 starb, erhielt sein Sohn Zommofo die Stadt mit ihren reichen Auenruben, aus denen er bedeutende Summen zog, auf zehn Jahre in Pacht⁶⁵⁾. Seine Nachfolger Giovanni Adorno (1405—1424) und Pereivalle Pallavicini (1425—1427) sind schon in der politischen Geschichte der Insel erwähnt worden. Unter der Administration des ersten verpachtete einmal der Marschall Boucaut durch Act vom 7. Juli 1409⁶⁶⁾ die Stadt gegen eine Anleihe von 4000 Goldgulden (oder 5000 Lire), die zum Kriege gegen die ausländischen Chioten verwandt werden sollten, der Bank von S. Giorgio auf 29 Jahre; dieselben aber sollten erst dann beginnen, wenn der Podestà Gianotto Lomellino und der Capitano Pietro Salvo ihr Amt niedergelegt hätten, und der Pachtecontract mit Adorno abgelassen wäre. Da der Aufstand durch Doria aber schon so rasch unterdrückt wurde, ward dieser Act wieder rückgängig, und Neu-Phokäa verfiel dem bisherigen Anpächter. Als Pallavicini 1427 gestorben war, verpachtete die Maona am 20. Sept.⁶⁷⁾ aufs Neue die Stadt auf 8, resp. 10 Jahre an Enrico Giustiniani Lengo, der Geborsam gegen den Podestà gelobte und 13,000 Dufaten

Cautione erlegen mußte. Er hatte Neu-Phokäa auf eigene Kosten zu sichern, die Mauern zu repariren und die Türken abzufinden; er mußte den Maonesi dort manche Handelsvorrechte einräumen und 2760 Gulden jährlichen Pachtzinses zahlen, von denen u. a. auch der Genus an Genua bestritten ward, dafür bezog er aber auch alle Einkünfte aus der Stadt und ihren Auenruben. Freilich waren letztere nicht mehr so reichhaltig, wie in den Tagen der Baccaria. Enrico starb 1437 nach zehnjähriger Verwaltung; der schon früher erwähnte Francesco Drapperto⁶⁸⁾ (1437—1447) und Enrico Longo's Sohn, Paride Giustiniani (1447—1455), der sich 1447 und 1448 als Feldherr Genua's gegen Finale hervorthat⁶⁹⁾, seine (durch ihre wunderbare Liebe zu ihrem Gatten berühmte) Tochter Maria mit dem Fürsten Dominico Gattilusi von Lesbos vermählte⁷⁰⁾ und am 8. Juni 1472⁷¹⁾ sein Testament machte (er starb 1474) waren die letzten Anpächter von Neu-Phokäa. — Die Polizei ward aus Chiös, wie in Phokäa, durch die 52 Soldaten ausgeübt, welche jeder neue Podestà mit sich aus Genua führte. Sie hielten des Tages über die Ordnung aufrecht und patrouillirten auch Nachts fleißig durch die Straßen. In ihrer Epähe stand der Capitän di notte oder Bargello, der seinen Gehalt von den Geldern bezog, welche die Fremdenmädchen — deren es eine ziemliche Anzahl aus Chiös gab — ein für allemal für Ertheilung ihrer Concession zahlen mußten⁷²⁾. Die Stadthore, zu denen der Podestà den einen und der functionirende Gouverneur den andern Schlüssel hatte, wurden in der zweiten Nachtsstunde geschlossen und kurz vor Sonnenaufgang durch einen Thorenächter geöffnet. Selbst der Podestà durfte Nachts nicht die Thore öffnen, außer wenn die dringlichste Sache, etwa eine unvermuthete Landung der Osmanen, seine Gegenwart in der Nachbarschaft erheischte⁷³⁾. Sowie man auf diese Weise für die Sicherheit der Unterthanen zu sorgen bemüht war, so traf man auch durch Anlegung großartiger Getreidemagazine (*rebetae*) im J. 1488⁷⁴⁾ die nöthigen Vorkehrungen gegen eine etwaige Hungersnoth. Drei Maonesen und ein Burgensis mußten dazu Getreide aufkaufen und es in diesen Magazine deponiren, die, sobald Hungersnoth drohte, geöffnet wurden und den Chioten das nöthige Korn zu billigen Preisen lieferten. Die Magazine selbst

63) C. G. Tom. I. fol. 114 b — 115 b; C. B. fol. 80 b — 81 b; Federici L. I. jum 3. 1381; desselben Scrittino fol. 260 a. 64) C. G. Tom. I. fol. 137 a. b; Tom. II. fol. 47 a; C. B. fol. 63 a. b. 65) C. G. Tom. II. fol. 93 a. b; C. B. fol. 124 a — 125 b. 66) Genova, Archivio di S. Giorgio. Comperae capituli fol. 490 b. 67) C. G. Tom. II. fol. 190 a — 192 b; C. B. fol. 235 a — 240 a; Federici L. I. a. 3.

a. Urschl. I. Bd. u. 2. Grße Section. LXVIII.

68) Cyriaci Aconitiani Episcopus laeod. N. 7. 9. 12. 20. 21. 23. 30.

69) Ag. Giust. Lib. V. fol. 204 a; Folletta Lib. X. p. 601. 70) Ag. Giust. Lib. V. fol. 206 a.

71) Quad. di Oliberto Foglietta; Pand. Richter. Libr. fasc. di carta fol. 215 b. 225 a.

72) Se la donna le a sia di conto e dalla Città si lascia overgnare, prima che andara a marito, e ch' ella voglia continuare il mestiero, è obligata di daro per una volta un decato al Capitano della notte, per poterlo poi essercitare a suo piacere, senza paura di pericolo veruno. E in questo consiste il maggior e più sicuro guadagno che habbia questo gentili capitano dell' officio nce. Nicotay a. d. p. 88. Demnach muß die Zahl derselben doch sehr bedeutend gewesen sein. 73) Derri vom 14. Nov. 1495. 74) C. G. Tom. I. fol. 223 a — 226 b. 227 b. 233 a. b; Carte della Maona di Sele (Bibliot. dell' università in Genua. Ma. 69) fol. 1 b — 2 b; Pagnon p. 315 — 318. 322 — 323.

wurden gewöhnlich an einen Maonesen auf vier Jahre verpachtet und brachten der Gesellschaft jährlich 300⁷³⁾ — 560⁷⁴⁾, in den letzten Jahren ihres Bestehens indessen nur 200 Dukaten ein. Auch für die Gesundheit der Infanten ward fleißig Sorge getragen; zwei Giudici di sanità hatten deshalb alle einkaufenden Schiffe zu visitiren; am Hafen wurde ein großes Quarantainehaus, in der Stadt bei der Kirche St. Sordano⁷⁵⁾ ein großartiges Hospital für Auszügliche errichtet, und ein tüchtiger Arzt mit 200 Dukaten Besoldung⁷⁶⁾ unterhalten. Dazu kam noch die Privatnützlichkeit, an der es die Giustiniani nie fehlen ließen, mit ihren Kranken- und Armenhäusern, so daß von dieser Seite her auf jede Art für das materielle Wohl der Ghieten gesorgt war.

Die Finanzen der Insel befanden sich bis zum Jahre 1444 in trefflichem Zustande. Schon dadurch, daß jeder Maonesse 1364⁷⁷⁾ zur Organisirung der Verwaltung 100 Luoghi (4 100 Lire) eingeschossen hatte, war ein für die damaligen Zeiten nicht unbedeutendes Anlagecapital gebildet, das bei guter Administration reiche Einnahmen trug. So war denn die Maona auch im Stande gewesen, von 1385 — 1436 der Republik Genua außer dem jährlichen Zins (88,000 Lire) vorzustrecken. Aber noch in den letzten Jahren gemessener Herrschaft auf Ghio pflegten die Einnahmen die Passiva um ein Bedeutendes zu übersteigen; der Ueberschuß ward zu gleichen Theilen unter die 13 Duodena vertheilt und dann unter die einzelnen Maonesen nach ihrer kleinen Koratti repartirt. Wenn Pagano⁷⁸⁾ die Einnahmen auf 100,000 Dukaten (Gold-Scudi) anschlägt, so ist diese Summe durchaus nicht übertrieben. Es liegen uns über die Finanzen, sowohl über Activa, als auch über Passiva, die genauesten Nachrichten vor; im J. 1498⁷⁹⁾ noch betrug der unter die Maonesen zu vertheilende Ueberschuß 14,972 Dukaten, ja er steigerte sich trotz der unruhigen Zeiten im 16. Jahrh. aus directen und indirecten Steuern und dem Markterkauf auf 26,000 Dukaten, obgleich von den 26,000 Dukaten Einnahme die Verwaltungskosten 26,000, der Abschluß 14,000 und Verzinsung der Anleihen 20,000 verschlangen. So kamen denn auf jedes Duodenum noch 1666⁸⁰⁾ reine 2000 Dukaten Ueberschuß, während früher bei dem erhöhten Verkehre und den Zöllen, die man von den Schiffen und Maonesen erhob, fast das Befehnde auf jedes gefallen sein mag. Die Einnahmen stammten her:

1) Aus directen Steuern. Der Podeskā konnte solche, sowie auch die indirecten Gabeln, nur mit Zustimmung der Giustiniani aufsetzen; eigenmächtig durfte Genua sie nicht schaffen⁸¹⁾. Waren neue Steuern ein-

zufühnen, oder Aenderungen in den bisherigen zu treffen, so pflegte der Podeskā⁸²⁾ zuerst die Maona, dann 60 griechische Aebte, hierauf die lateinischen Burghensses, dann die Codespotiae und Abgeordneten der Departements und endlich das Volk von Ghio zu befragen; hatten alle ihre Einwilligung gegeben, so ließ er alle Griechen, Jung und Alt, sich in der Kirche S. Michele zu einer Volkssammlung (Arengo) vereinigen. Mit gebeugtem Haupte, die Hände am Himmel erheben, baten sie zum letzten Male seinen Vorschlag an; dann mußten sie sich niederlegen, und auf die Frage, ob sie mit der Steuer zusähen, falls sie aufstimmten, sich erheben. War die Majorität dafür, so ward die neue Steuer vorläufig eingeführt und hernach dem gemessenen Senate zur Bestätigung vorgelegt. Von directen Steuern finden wir auf Ghio das Kapinisch und Afrosichon vor. Ersteres war eine Art Kopfsteuer in der Art, daß jeder Familienvater für sein Haus der Regierung jährlich 6 Hyperpern zahlte, wodurch eine jährliche Einnahme von 4500 — 5000 Hyperpern erzielt ward. In ärmeren Departements war die Steuer geringer; so betrug sie in Lekoeer, Kalamoti und Pigri nur 4, in Lamika 3 Hyperpern⁸³⁾; ermittelte waren indessen alle Marktbauern, Matrosen und Schiffsbauer, welche einen gar großen Theil der Bevölkerung ausmachten. Da sie oft so drückte, daß viele Ghieten auswanderten, ward sie im J. 1396⁸⁴⁾ auf 2 Hyperpern herabgesetzt, und der Ausfall theilweise durch indirecte Auflagen gedeckt, theilweise von der Maona um ihrer Unterthanen willen getragen. Von dem Afrosichon der Grundsteuer, die sich natürlich nach dem Besitze richtete, war dagegen Niemand befreit⁸⁵⁾; selbst die lateinischen Burghensses, auf die sich die Kopfsteuer nicht erstreckte, mußten sie laut Decret vom 17. Dec. 1454 zahlen. Sie war so bedeutend, daß sie im 15. Jahrh. jedem Koratti 50 Gulden einbrachte⁸⁶⁾, und ward gewöhnlich nach den zwölf Codespotariae der Insel an die Duodena vertheilt⁸⁷⁾.

2) Aus indirecten Steuern. Dazu gehörten die Schlachtsteuern und die Viehsteuer (1 Denar für jedes Stuck Kleinvieh⁸⁸⁾), die Auflagen auf einheimische⁸⁹⁾ und fremde⁹⁰⁾ Weine, auf Oelf, Del, Salz⁹¹⁾, Zehr und Schiffbaupolz⁹²⁾; die Wägebäder⁹³⁾ und die Mäherzölle⁹⁴⁾, die meist für sehr bedeutende Summen

84) So im November 1305 durch den Podeskā Niccolò Ratinotti, caudat von Genua am 4. März 1306. C. G. Tom. I. fol. 156a — 163b; Tom. II. fol. 149a — 156a; C. B. fol. 187b — 202a. 85) C. G. Tom. II. fol. 181a — 182b; C. B. fol. 226b — 229a. 86) Decret vom 4. März, erneut am 10. Nov. 1404. C. G. Tom. II. fol. 136b — 137a; C. B. fol. 202a — 203b. 87) C. G. Tom. II. fol. 180a — 188b; C. B. fol. 232a.b. 88) C. G. Tom. II. fol. 194a — 195b. 89) C. G. Tom. I. fol. 234a.b. 90) Aufgesetzt 1396. 91) C. G. Tom. I. fol. 150b — 152a; Tom. II. fol. 215b — 217a; C. B. fol. 261a — 262b. 92) C. G. Tom. I. fol. 167a — 169a; Tom. II. fol. 106a — 108a; C. B. fol. 141a — 150a. 93) C. G. Tom. I. fol. 186a.b. 94) C. G. Tom. I. fol. 201b — 204b; im J. 1513 brachten sie allein 600 Dukaten ein; aufgesetzt 1397. 95) C. G. Tom. I. fol. 143b — 150a. 96) Ghenna. Andere auch in Podeskā geltende Gabeln werden specificirt im

73) Cod. Giust. Tom. I. fol. 229b; Carto etc. fol. 1a; Pagano p. 318. 74) C. G. Tom. I. fol. 227b — 229a; Pagano p. 323 — 325. 75) Winatoe, Tom. II. col. 42. 76) Im Budget vom 24. Aug. 1498. C. G. Tom. I. fol. 242b — 247a. 77) C. G. Tom. I. fol. 61a — 63b; Federici I. I. Tom. II. fol. 239b; Fatti storici doc. N. 2. 80) I. I. p. 133. 81) C. G. Tom. I. fol. 242b — 247a. 82) Winatoe Tom. II. col. 43 — 44. Bcrgl. Foletta Lib. X. p. 692. 83) Privileggi dal 1476 — 1499. fol. 155a.b.

(1. B. letztere allein für 3505 Dukaten) auf mehrer Jahre an Raanen und andere Genuesen verpachtet wurden und zur Bereicherung der Gesellschaft nicht wenig beitrugen. Nicht minder wichtig waren die Waarengasse, die Comercia forensium, die für jeden Genner eingeführte Waaren 5 Hyperpern ursprünglich betrugen, aber mit der Zeit ganz enorm gesteigert wurden. Nur genuesische und [seit 1484¹⁾] türkische Schiffe waren davon befreit, sowie auch die Schiffe der Giustiniani in Genua Zollfreiheit genossen. Ueber sie liegen die zahlreichsten Actenstücke seit 1347 und vor²⁾, so daß man eine eigene Geschichte derselben schreiben könnte. Die jährliche Einnahme aus ihnen wuchs natürlich nach den Verhältnissen, nach Erhöhung der Steuer und Frequenz der christlichen Häfen ab. Uebrigens mußten alle nach der Levante segelnden genuesischen Schiffe im Hafen von Chios einen Tag liegen bleiben, ohne indessen Zöllen zu unterliegen; die Transitzölle wurden 1386 aufgehoben, 1463³⁾ wieder eingeführt, durch Decret vom 15. Juni 1513⁴⁾ aber für immer abgeschafft.

3) Aus verschiedenen Gefällen und Pächten. Dazu gehörten die Zehnten von verschiedenen Gattungen von Vieh, von Mühlen und Gärten⁵⁾; die Pachtzins für die Magazine, die Domänen, von denen Häuser und Gartenland auf fünf Jahre, Wälder nach Hunderten des Pedesla verpachtet wurden⁶⁾; und endlich das Pachtgeld für Neu- und Alt-Phokäa.

4) Aus dem Verkauf des Mastix, wovon hernach.
5) Aus den nicht unbedeutenden Erbschafts-Aem-peln und Geldstrafen⁷⁾.

Die Ausgaben bestanden:

1) In Tribut- und Zinszahlungen. Dahin gehören der von 1363 bis 1451 dem Kaiser von Constantinopel für Befestigung des Chrysobullus vom 8. Juni 1363 gezahlte Zins von 500 Hyperpern, der früher an den Fürsten von Scharukhan gezahlte Tribut von 500 Dukaten und der seit 1415 der Pforte dargebrachte Akarabisch von 4000 Dukaten, der, im J. 1453 schon auf 6000, im J. 1456 auf 10,000 gesteigert ward und 1566 sogar 14,000 betrug⁸⁾, die Geschenke, die man den

Besten des Großherrn (im J. 1482⁹⁾) für 430 Dukaten machte, und die Kosten zur Bekräftigung der jährlichen Gefandtschaft nach Constantinopel nicht eingerechnet. Endlich kommt unter diese Rubrik der jährliche Zins von 2000 und seit 1385 von 2-300 Lire, welcher laut der Convention vom 21. Nov. 1373 der Republik Genua zu zahlen war und, wie schon oben bemerkt, am 16. März 1380 mit andern Einnahmen um 100,000 Lire der Bank von S. Giorgio¹⁰⁾ verkauft worden war. Ein im J. 1424 gemachter Versuch, ihn zu steigern, ward von der Maena mit Entschiedenheit zurückgewiesen¹¹⁾. Sie befreit ihn bis 1455 aus dem Pachtgelde von Neu-Phokäa, mußte aber, da er während Drapperio's Verwaltung nicht allzu regelmäßig eingezahlt worden war, im J. 1444 der Bank 600 Lirogi als Hypothek für regelmäßige Zahlung stellen, die zu Gunsten der Maenen von den eigens dafür ernannten Protectori dello compere del 1444 (auch Officium Chii) veranlaßt wurden¹²⁾. Da seit 1444 die Verhältnisse der Maena sich ganz anders gestalteten, ward ein Vorschlag¹³⁾, den Zins von 2500 Lire (oder 2000 Gulden) zu steigern, wie er im J. 1476 aufstand, wegen des Bruchs von Phokäa und der drohenden Nähe der Türken natürlich ebenso gut verworfen, wie der im J. 1424 in besserer Weise gestellte desfallsige Antrag. Doch zahlten sie dem 21. Oct. 1427¹⁴⁾ die am höchsten besetzten Behörden der Insel eine nicht unbedeutende Abgabe an Genua, die an einen Aemterverkauf erinnert; der Pedesla war dabei mit 100, der Kanzler mit 75, der Gesellen mit 50 Lire notirt.

2) In Verwaltungskosten. Hierher gehören zunächst die Gehalte des Pedesla, der Subnatori und der andern Beamten, dann die jährlichen Ausgaben für das Militär und die Galeere der Insel (letztere zu 1319 Lire veranschlagt), für Reparaturen und Schutz des Hafens u. s. w. Sie sind in dem Budget von 1379 mit 28,120 Gulden 5 Soldi veranschlagt, steigerten sich aber, obgleich man immer demüth war, sie herabzusetzen, und

die Bedingung geknüpft, daß die Stadt nicht weiter befristet werden sollte. Erreichte ward damals zum Theil in Naturalien, d. h. etwa 4-5000 Dukaten in Mastix gezahlt. 8¹⁾ Tramen, oder richtiger sein Secretair Jean Cheveau, gibt ihn im J. 1530 wenig auf 9000 Dukaten an. Er war schon 1508 nach Maxim v. Pöschgarten (Peregrinae in Aegyptum. [Norinbergae 1504. 4.] Lib. III. c. 15. p. 135) auf 12,000 gesteigert, und noch wahrscheinlicher in Folge der letzten Verhandlungen von 1558 noch um 2000 erhöht. *Smadye Voyagien* (Amsterdam 1605. 4.) p. 15.

6) C. G. Tom. II. fol. 217 b-229 b; C. B. fol. 202 b-273 b; Budget vom 20. Mai. 7) Ueber diese vergl. *Memorie storiche della banca di S. Giorgio*, compilate da Aut. Liberti (Genova 1832. 8.) und Cuneo, Del debito pubblico di Genova a di S. Giorgio. (Genova 1842. 4.) 8) C. G. Tom. I. fol. 175 a-176 b; Tom. II. fol. 189 a b; C. B. fol. 235 b-236 b. 9) *Epitome storico de' diritti appartenenti a' la famiglia Giustiniani sopra luoghi 600 di S. Giorgio etc.* (Genova 1505. fol.) fol. 1 a-7 b. 10) C. G. Tom. II. fol. 247 a-248 b; C. B. fol. 257 a-269 a. 11) *Liber Magnae Constructum* fol. 101 b; *Trattati varj* (Genova. Biblioth. dell' università. Ms. 119.) fol. 91 a; C. G. Tom. II. fol. 230 a-231 a; C. B. fol. 273 b-275 b.

Cod. Giust. Tom. I. fol. 170 a. 172 a-174 b; Tom. II. fol. 108 b-109 b; C. B. fol. 145 a-148 a.

97) C. G. Tom. II. fol. 211 b-232 b; C. B. fol. 275 a. b. 98) Das Material dazu findet sich im C. G. Tom. I. fol. 138 b-143 a. 205 a-206 a. 222 b-234 a; Tom. II. fol. 202 b-203 b. 231 b-232 b; Tom. III. fol. 15 a-19 b. 25 b-27 b. 31 b-33 b. 43 b-45 b. 58 b-61 a. 68 b-69 b. 98 b-99 b. 110 a-112 b. 116 b-118 b. 121 b-122 b. 136 b-140 b; C. B. fol. 248 b-256 b. 275 a b; *Fatti storici* der. N. 6; *Carte della Maena* fol. 2 b; *Liber Magnae Constructum* (im Archivio di S. Giorgio) fol. 244 a. 350 a. 470 a. 549 a; *Liber Parvus Regularum* 1407-1428 (rebus) fol. 20 a. 24 a. 186 a und in verschiedener Colonne desfalls. 99) C. G. Tom. III. fol. 1 a-7 a.

1) C. G. Tom. II. fol. 310 a-313 a. 2) C. G. Tom. I. fol. 190 b-193 a. 3) Decret vom 31. Mai 1364 und 10. Febr. 1388. Letzteres befreit den Schulden der Maena, die künftigen Pächte schuldig zu entrichten. C. G. Tom. I. fol. 222 a. 4) *Epitome* Tom. I. fol. 242 a. 5) Im J. 1555 betrug der selbe nach Belen 12,000 Dukaten, und war an denselben noch

namentlich bei dem Militair alle möglichen Ersparnisse anzuwenden¹³⁾, von Jahr zu Jahr; in den letzten Zeiten genueßlicher Herrschaft wurden sie, während sie in den ältern Budgets bis ins Einzelne detaillirt sind, in Pausch und Bogen auf 26,000 Dukatens veranschlagt.

3) In außerordentlichen Ausgaben. Dieselben sollten nach ausdrücklichem Befehle Genua's möglich beschränkt werden und nur wegen drohender Luthensgefahr stattfinden. Allein sie stiegen bald ins Unerblich in Folge der großen Summen, mit denen die Paanen die bald nach dem Jahre 1444 notwendig, ja durch den Fall von Constantinopel und den Verlust von Phosäa unerlässlich gewordenen Anleihen zu verzinsen hatten, welche sie bei der Bank von S. Giorgio machten. Zur Herstellung der Mauern, zur Reinigung der Häfen nach dem venetianischen Kriege und zur Ausrüstung wider die Osmanen bedurften die Giustiniani beträchtlicher Geldmittel, die sie nicht durch Auslegung neuer Lizenzen auf ihre schon ohnehin stark genug besetzten Unterthanen schaffen wollten. So machten sie im J. 1463¹⁴⁾ bei der Bank eine Anleihe von 415 Luoghi, die sie mit je 4 Lire verzinsten; im J. 1468¹⁵⁾ wurden dazu 106 neue Luoghi erriet. Im J. 1475 machten sie bei der Bank eine neue Anleihe von 300 Luoghi, die zwar im folgenden Jahre auf die Hälfte reducirt wurden; allein da auch die übrigen 300 im J. 1478 zu tilgen waren, mußte die Maona kein anderes Mittel¹⁶⁾, als eine neue Anleihe von 25,000 Dukatens (350 Luoghi) am 16. Febr. 1478 bei der Bank zu contrahiren, die durch jährliche Ueberzahlung von 1000 Dukatens amortisirt werden sollte. Als Hypothek wurden ihr Einkünfte aus dem Waßirverkauf und ebenso im J. 1483¹⁷⁾ für den seit 1479 rückständigen jährlichen Zins verschiedene Gabeln der Insel verschrieben. Die meisten indirecten Steuern bezog seitdem die Bank von S. Giorgio, indem die Maona das Anleihen von 1478 im J. 1493 noch um 80—90, im J. 1494 um 25—30 neue Luoghi vermehren mußte. Nachdem man aber vier Jahre später zu einer neuen bedeutenden Anleihe von 600 Luoghi hatte schreiten müssen, und weil diese sich nur langsam amortisiren ließ, brach im J. 1513 der lang vorhergesehene Bankrott der Maona aus. Sie erdte gegen die Summe von 250,000 Lire (2500 Luoghi, worin ein Tilgungsfond inbegriffen) alle Einkünfte der Insel, ausschließlich der vom Waßir bezogenen, der Bank von S. Giorgio oder vielmehr einer dabei beteiligten Actiengesellschaft (Comperula), die dafür sich anerkennig machte, alle bestehenden Schulden der Giustiniani Maona zu tilgen und die Administrationskosten sämmtlich zu be-

streiten. Zwei Procuratoren derselben begaben sich nun nach Ghios und verwalteten anstatt der frühern Massarii die Einkünfte der Insel, welche die Bank bis zur türkischen Eroberung zu erheben fortfuhr; doch erst 23 Jahre später (am 15. Mai 1589) löste sich diese „Comperula vetus Chii“ auf. Soviel von den Finanzen. Zu bemerken ist hier nur noch, daß schon seit 1347 der Podesta im Namen der Maona das Münzregal durch einen aus Genua hingschickten Münzmeister ausübte. Die Silbermünzen, die man prägte, trugen auf der einen Seite das Bild des Dogen von Genua, zuweilen auch statt dessen ein Kreuz mit der Genua's Männen eigenen Legende: Couradus Rex Romanorum¹⁸⁾, auf der andern das Wappen der Giustiniani mit der Umschrift: Civitas Chii, in spätern Zeiten auch wol mit der Jahreszahl und den Anfangsbuchstaben des Maones des Podesta, z. B. V(incentius) J(ustinianus) 1552¹⁹⁾. Dauben prägte sie auch Goldballen²⁰⁾, auf denen sie den Stempel der venetianischen nachahmten; 100 derselben galten im J. 1454²¹⁾ gleich 141 $\frac{1}{2}$ genueßlichen Gulden. Ein solcher, mit der abweichenden Legende: S. Laurentius (Name des Schutzpatrons Genua's), und dem Namen des Podesta Petrus De Ferrariis ist jüngst (1854) vom Museo Correr in Venedig erworben worden. Uebrigens verursachte diese Nachprägung venetianischer Zeichen, die auch von den Gattiluzzi von Lesbos ausgeübt ward, da der Zeichen die gangbarsten Münze im levantischen Handel war, nicht selten ernstliche Differenzen zwischen Venedig und der Maona.

Eine der wichtigsten Finanzquellen, deren Ertrag lediglich der letztern zu Gute kam, war natürlich der Handel. Für die italienischen Großhändler galt Ghios als eins der wichtigsten Emporien²²⁾; nach dem Verluste von Kassa und dem Sinken des genueßischen Einflusses auf Cypern war es die einzige und wichtigste Handelskolonie Genua's in der Levante. Franzosen, Engländer, Italiener, Spanier (namentlich Catalonier)²³⁾, Aegyptier, Syrer und Araber verkochten viel auf Ghios und in Phosäa²⁴⁾, brachten dort fehlende Waaren hin und führten die reichen Erzeugnisse des Landes aus. Zwar ward der Ackerbau nur wenig, Viehzucht mehr betrie-

13) C. G. Tom. II. fol. 118b—119a; C. B. fol. 161b—162b; Decret vom 26. Mai 1410. 13) Campanas veteres Chii (Genova. Archivio di S. Giorgio. Stanza Sta. Maria) 1584—1597; Epitome storica fol. 8a—18b. 14) C. G. Tom. III. fol. 116. 15) C. G. Tom. II. fol. 233a—239b; C. B. fol. 276b—281a und die Ratification durch Genua vom 6. Aug. C. G. Tom. II. fol. 245a—246a; C. B. fol. 285b—286b. 16) C. G. Tom. II. fol. 229b—244b. 250a—251b; C. B. fol. 281a—285b. 290a—291b.

17) Riccio II. verließ den Genuesen im J. 1447 Münzrecht unter der Bedingung, auf ihren Münzen stets seinen Namen zu führen. Serris I. I. Tom. I. p. 331. Berol. damit die irrige Ansicht Muratori's bei Phil. Argelatus, de moneta italica. (Mediolani 1750. 4.) Tom. I. p. 92. tav. LXXX, adoptirt von Münter (Om Frankernes Mynter i Orienten [Kjöbenhavn 1806. 4.] p. 23—24; pl. I. a. 10) und Buchen (Rech. et mater. Tom. I. p. 459; pl. VI. n. 4). 18) Wastos Tom. II. col. 44—45 mit einer Abbildung und Notizen über ältere ghiosische Münzen. 19) Ricciardi p. 46 nach Follies Lib. X. p. 581. 20) Quad. di Oberto Vaghiati; Fend. Richter. Libro fasciato di carta fol. 118a. 21) Sabbate. Decad. III. Lib. IX. p. 561 (Basilene 1681. 4.); Buchsini l'Arcipelago (Venezia 1858. 4.) p. 78 und Decret vom 22. Dec. 1486. 22) Rodi am 23. Nov. 1549 ward Calcaran Albani zum catalonischen Consul auf Ghios ernannt. Campanas. Memorias sobre la marina de Barcelona. (Madrid 1770—1792. 4.) Tom. II. apend. p. 65. Sub Ferrarmon's Zeiträume fungirte dort als französischer Consul der Maonesse Giuseppe Giustiniani.

23) Ducas cap. 25 (p. 161).

ben; allein dafür wurden edle Weine, Del, Feigen und andere Früchte in Menge producirt und ausgeführt. Rosenhaine und Citronenwälder, jetzt von der Art der Moslein gefallen, bedeckten damals die ganze Insel und erfüllten die Luft weithin mit Wohlgerüchen. Auf dem nördlichen Theile waren große Anpflanzungen von Maulbeerbäumen, zwischen denen sich die Reben in mauerischen Bindungen schlangen; sie zeigten dem Fremden, daß die Pflege der Seidenraupe auch dort zu Hause sei. Und in der That gehörte damals die Seide von Chios zu den gefuchtesten Artikeln. Die reichhaltigen Marmorbrüche des Pelinaon wurden ausgebeutet, eine Löffelerde, die der von Lemnos nicht nachstand, wurde weithin verkauft. Zwei Producte aber waren es namentlich, welche, als Monopole, die Giustiniani unendlich bereicherten, der Auaun von Phokäa und der Mastix von Chios. Die Alaungruben, die zur Zeit der Zaccaria so unendliche Summen einzutragen, wurden dem Anpächter von Phokäa überlassen, der große Magazine anlegen und prächtige Fabrikgebäude unterhalten mußte. In Neu-Phokäa befand sich der Bazar, in dem alle Waaren (mit Ausschluß aller dem Pächter reservirter Wochentage) frei kaufen und verkaufen durften; der Alaun war natürlich dort der wichtigste Verkaufsfartikel. Aber noch bedeutender für die Waona war der Handel mit dem kostbaren Mastixharze, das aus Chios allein in den vier südlichen Departements durch eigene Beamte der Waonens (Officialis super recolectis masticis) eingesammelt ward, und dessen Reinertrag unter die Duodenarii gleichmäßig vertheilt ward. Von diesem Harze, in dem der Hauptreichtum der Insel bestand²⁴), durfte alljährlich nur eine bestimmte Quantität eingesammelt werden, um die Pflanzern nicht zu erschöpfen und nicht durch Verkauf zu großen Wassen davon den enormen Preis zu drücken²⁵); eigene Persequutores durchsuchten die sem-

den Schiffe, welche die Insel verließen, ob sie nicht etwa heimlich von den Griechen sich Mastix eingehandelt hätten; war in einem Jahre mehr gesammelt, als bestimmt war, so wurde der Ueberschuß entweder in Magazine für das folgende Jahr aufbewahrt oder auch gar verbrannt. Im Durchschnitte verkaufte die Waona jährlich 120 Centner davon nach dem Occident hin, 114 nach Armenien, Cypern, Rhodos, Syrien und Aegypten (wo sie in Alexandria und Damascus große Factoren besaß) und 200 nach Romania (d. h. Griechenland, Constantinopel, Krim) und Kleinasien²⁶). Gewöhnlich wurden die angegebenen Quantitäten auf mehr, 3, 6, 8, auch 10 Jahre an Einzeln oder ganze Gesellschaften verkauft, die den Giustiniani dafür halbjährlich (mittels Wechsel auf Cypern oder Genua) Zahlung leisteten. Der Preis für einen Centner betrug im J. 1364 (laut Act vom 31. Mai) 40 Lire, stiegerte sich dann im J. 1391²⁷) auf 41 Lire 10 Soli und ward am 19. April 1417²⁸) auf 45 Lire für immer festgesetzt. Seitdem brachte der Mastixhandel den Waonens durchschnittlich im J. 19,530 Lire ein, sodaß auf jedes Duodenum etwa 1500 Lire kamen. Im 16. Jahrh. wurden davon jährlich 300 Lasten (castrato) à 320 Litres oder 3840 Unzen) verkauft, welche, die Last zu 100 Dufaten verkauft²⁹), der Waona 30,000 Dufaten, jedem Duodenum also über 2300, einbrachten. Daß es bei einem so ausgedehnten Handel nicht an Precessen fehlte, ist leicht denkbar, sie wurden von einem eigenen Handelsgericht geschlichtet, das an bestimmten Wochentagen sich auf der Gerichtsstätte (Dikastaton) versammelte und aus zwei Waonens, einem lateinischen Burgensis und einem griechischen Archonten zusammengesetzt war.

Das Dikastaton befand sich vor der Burg nahe am Hafen; es war ein geräumiger Palast mit einem prächtigen von Marmorsäulen gestützten Porticus, unter welchem letztern die Ecclie des Podestà abgehalten wurden, bevor sie der Herold laut in griechischer und lateinischer Sprache in der Stadt und den Vorstädten ver-

24) Cyrill. Anconit. Epist. ined. n. 3; vergl. auch Guilielmi de Boldenaci, Hodoeporicon, neue (3.) Ausgabe in: Greteferend, Die Gelehrten von Boldenaci oder Boldenien (Hanover 1855. 8.) S. 32 (aus den Jahren 1332—1336) und den Geschichtsfestsbericht des Hup Gonzales de Castelo (aus den Jahren 1404—1405) in der Historia del gran Tavorlan (Madrid 1752. 4.) p. 42—43.

25) Brief über den Mastix an Voyserebeneil vom Patrioten Giustiniani (Lettere memorabili. Roma 1847. 4.) Tom. I. p. 15). Nicotay gibt über die Mastixproduction folgende Details: In den südlichen Niederungen der Insel, wo das Berggebirge Phonia (jetzt Capa Mastix) sich erhebt, wachsen die Mastixbäume (bestimmt Pistacia Lentiscus L.), die sonst nirgendwo vorkommen, vielleicht nur, wie spanische Berichte melden, sich in einzelnen Theilen Indiens wiederfinden mögen. Die Regierung gibt nun jedem einzelnen Einwohner jedes umliegenden Dorfes so viele Stämme, als ihr gut dünkt, die dann jeder pflanzen und ernten muß. Kommt die Zeit der Ernte, so gibt jeder nach Ansehn der ihm überlassenen Bäume das Harz ab. Besseren sei besonders viel, d. h. mehr, als tarirt ist, ab, so bezahlt es ihnen die Regierung pfundweise! Ist es ein Weibchen, so daß sie ihre Laxe nicht erreichen, so müssen sie für den Verlust das Doppelte bezahlen; und das geschieht nur, um sie fleißiger und sorgfamer zu machen. Man gewinnt ihn, indem die Bauern im Juli und August mit spitzen Stimmerzeugen die Rinde an vielen Stellen abschneiden; das Harz tropfelt heraus, verkrustet und wird so im September gesammelt. Dann erntet die Regierung aus ihrer Mitte einen Ausschuss von vier Personen, die durch ihre

Untergebenen den Mastix für die vier Regimen, wozin er ausgetheilt wird, theilen lassen, d. h. eine für Griechenland, eine für den Occident (Italien, Frankreich, Spanien, Deutschland), eine für Kleinasien (vera Turchia) und eine für Syrien, Aegypten und die Berberel. Im Ganzen sind es etwa 150 caase, die man sammelt, und jede 2 Lasten schwer und 100 Seubt (was weil zu niedrig gerednet ist) im Werthe. Le navigazioni e viaggi nella Turchia di Niccolò de Nicolai, trad. da Francesco Flori (Anversa 1576. 8.) p. 78 (französisch: Les navigations, pérégrinations et voyages faits en Turquie par Nicolas de Nicolay (Anversa 1577. 4.) p. 112 seq.). Nicotay begreift d'Armen in S. 1350.

26) C. G. Tom. II. fol. 79a—87a. 89a—92a. 94a. 96a. 97b—101b. 110a—112a. 115a—118a; C. B. fol. 101a. 115b. 117b—123b. 125b—126a. 129a—138a. 145b—153a. 156a—161a; Federici Collect. Tom. I. zum Jahre 1298—127) C. G. Tom. II. fol. 75a—78b; C. B. fol. 94b—101a. 28) C. G. Tom. II. fol. 140a—143b; C. B. fol. 177b—187a. 29) Belen tarirt sie durchschnittlich auf 105 Dufaten; nach ihm ward der überflüssige Mastix nur deshalb demüthigt, weil ein Theil des Tributs an den Großherren in Mastix gezahlt wurde, und man deshalb den Preis nicht herabsetzen durfte.

kündigte³⁰⁾. Nahe dabei war die sogenannte *ἡ δίκη διανομῆς*, bei der die Urtheile vom Podestà gesprochen wurden, nicht weit davon die Untersuchungsgefängnisse oder *Scelavia*, nach denen noch heute die ganze benachbarte Gegend *Scalavia* heißt³¹⁾. Nur an zwei Tagen sprach im Distrikt das Handelsgericht, an den übrigen war es zur Ausübung der Rechtspflege durch den Podestà bestimmt. Rechtsquelle war das Statut von Genua; das römische Recht aber hatte subsidiäre Geltung. Nun sollte zwar vor dem Gefeße kein Unterschied zwischen den verschiedenen Classen der Bevölkerung sein; allein manche aus den byzantinischen Zeiten herührende Gewohnheitsrechte wurden bei der Capitulation im J. 1346 beibehalten und auch hernach vom Dogen Francesco Garibaldi durch Decret vom 18. Aug. 1393 aufs Neue sanctionirt. Dahin gehörten z. B. eigenthümliche Bestimmungen über das Erbrecht der Griechen³²⁾. Starb Jemand mit Hinterlassung von Defcendenten, so erbten diese den Nachlaß; starb Jemand kinderlos, so erbten Ascendenten, Geschwister und Geschwisterkinder nach der Nähe des Grades der Verwandtschaft, mußten jedoch ein Drittel der Erbschaft den Waenelen herausgeben. Beim Mangel dieser Classe von Verwandten succedirte der überlebende Ehegatte in den Nachlaß, von welchem der dritte Theil an die Giustiniani fiel; dasselbe war der Fall, wenn ein Verstorbenen von Testamentserben beerbt wurde. Waren weder solche, noch Verwandte, noch ein Ehegatte vorhanden, so erbte die *Maona*, welche nach dem Herkommen ein Drittel des Nachlasses zum Leben von Seelenmessen für den Erblasser zu verwenden pflegte. — Das Criminalrecht der Insel basirte im Wesentlichen auf den Bestimmungen des römischen Rechts. Bemerkenswerth ist, daß ungewöhnlich harte Strafen auf die Entwendung von Rastir gesetzt waren³³⁾. Entwendung bis zu 10 Pfund ward mit 1—6 Hyperpern für jede Unze, im Nichtzahlungsfalle mit Peitschenhieben und Abhauen eines Ohres geahndet. Wer 10—25 Pfund stahl, hatte Brandmarlung, wer 25—40 Pfund, Abschneiden der Nase, wer 40—50, Abschneiden der Nase und eines Ohrs, wer 50—80, noch außerdem Brandmarlung, wer 80—100 entwendete, Abschneiden beider Ohren, der Nase und Brandmarlung, wer 100—200, Abschneiden der Nase und Verlust eines Auges oder eines Fußes oder einer Hand nach Gurdinken des Podestà verurtheilt, wer sich aber eines Diebstahls von 200 Pfund und mehr schuldig machte, ward gehängt. Gleiche Todesstrafe traf den, der im ersten Rückfalle 100 und im zweiten 50 Pfund stahl; der Ankünder ward nach Maßgabe der Erbschließlichkeit des Diebstahls belohnt; den Fehler traf dagegen die Strafe

des Diebes, zuweilen noch eine härtere. — In Genua's Interesse war der, welcher Pläne zur Eroberung der Insel machte, mochte er nun Waenese, Bürger oder Grieche sein, mit Vermögensconfiscation, ja selbst mit dem Tode als Hochverräter bestraft; der Denunciant erhielt in diesem Falle eine jährliche, auf seine nachkommen fortzubehaltende Remuneration von 500 Hyperpern³⁴⁾. Flüchtige und verbannte Genuesen sollten auf Ghios nicht gebudelt werden³⁵⁾; das Apsrecht war äußerst beschränkt; selbst der Vater mußte den von Genua's Behörden verfolgten Sohn dem Podestà ausliefern. Die Civilgerichtsbarkeit ward in erster Instanz theils durch die Logariasilae, theils durch den Podestà ausgeübt, die Criminaljustiz durch letztern (der ja auch das Jus gladii hatte) ausschließlich. Von den Urtheilen der Ersten ward an den Podestà appellirt, von den Urtheilen des Podestà an den Vessiger des Dogen von Genua. Seit 1396³⁶⁾ wurde, da diese Art Appellation großen Kostenaufwand verursachte, an den Amtesnachfolger des Podestà appellirt, falls das Strittobject 100 Hyperpern nicht überstieg. Schiedsrichter schlichteten die Streitigkeiten der Griechen. Für die Vollstreckung der Urtheile sorgte der Podestà; die Strafgefangenen wurden in einem besondern Thurm der Burg untergebracht³⁷⁾ und mußten bestimmte Güterbühren erlegen³⁸⁾. Oft ergienete es sich, daß verurtheilte Griechen nicht zur Haft gebracht werden konnten, indem ihre Handelsleute sie der Flucht entzogen, in welchem Falle seit 1402³⁹⁾ die harte Maßregel eintrat, daß die Einwohner des Aufenthaltsortes und der nächsten umliegenden Dörfer mit Geldstrafen, die Fehler aber mit dem Tode bedroht wurden. Von den Geldbussen, aus denen allein die Kosten der Rechtspflege bestritten wurden, mußte vierteljährlich ein Verzeichniß durch den Kanzler nach Genua eingereicht werden; sie fielen, gleich den Kamleisoren, in Urkunden aus den Jahren 1487⁴⁰⁾ und 1488⁴¹⁾ bis ins Einzelne detaillirt.

Die Militärverfassung der Insel war der Genua's entsprechend. Die Waenese selbst, die dort wohnten, hielten sich im Gefolge von bewaffneten Soldaten, die immer dem Podestà zur Disposition standen. Außerdem besoldete man eine Anzahl lateinischer Bogenschützen, die mit den übrigen, aus den Ghieten genommenen, in ein Corps verschmolzen wurden, und ein Paar Fähnlein lateinischer Reiter, geführt von einem Capitain, der, meist ein italienischer Condottiere, oft auf sechs Jahre lang in Sold genommen wurde⁴²⁾; seit 1418⁴³⁾ mußte er jedoch ein Waenese sein. Kein Soldat durfte außerhalb des Castells wohnen oder da schlafen, selbst der Capitain mußte sich dieser Verbindung fügen.

30) C. G. Tom. I. fol. 180a; Tom. II. fol. 73b—74b; C. B. fol. 94a.b. 31) *Wiaenes* Tom. II. ar. 30—31. 32) C. G. Tom. I. fol. 131b—132b; Tom. II. fol. 158a.b. 207b—209b; C. B. fol. 204a—206a; Brief in gruenischem Dialecte vom Jahre 1461, nicht 1373, neuau gedruckt bei *Pezano* I. I. p. 510. 33) C. G. Tom. I. fol. 187a—188a; Tom. II. fol. 71b—72a; C. B. fol. 90a—94a; *Cyprie. Antic. ep. ined.* 2.

34) C. G. Tom. II. fol. 94a—95b; C. B. fol. 126a—129a. 35) Ein Beispiel bei *Agost. Giustin.* Lib. V. fol. 205a. 36) C. G. Tom. I. fol. 131a. 37) C. G. Tom. I. fol. 190a. 38) C. G. Tom. I. fol. 190a. 39) Decret vom 27. Nov. 40) C. G. Tom. I. fol. 245a. 41) C. G. Tom. I. fol. 217b—221a. 42) C. G. Tom. II. fol. 45a.b; C. B. fol. 60b—61b; *Pat. storici doc.* N. 3. 43) C. G. Tom. II. fol. 179b—189b.

Die Anzahl der Soldaten wechselte, natürlich nach den Verhältnissen, von 300 bis zu 800 Mann; Genua war möglichst darauf bedacht, sie zu reduciren und so manche Ausgaben zu ersparen⁴⁴⁾, was auch wol möglich war, da jeder Ghioie auf Befehl des Podestà zum Schwerte greifen mußte. Die Mehrzahl der Truppen, über die der Castellan der Insel den Oberbefehl hatte, lag in der Burg der Hauptstadt; kleinere Abtheilungen, geführt von einem Capitain, lagen in den Vorstädten; später (1410) kam noch ein Vicecastellan in der Stadt hinzu. Ferner lagen zum Theil bedeutende Besatzungen in den übrigen 15 Castellen der Insel, befehligt meist von Maonesen, die die Titel Capitaine oder Castellane von Golla, Kalamotti, Kardampole, Kamissa, Late, Lefevre, Melanetos, Pennuccelli, Perparea, Pigri, Vitio, St. Elena, St. Julian, Balisso (wozu auch die nahegelegene Klippe Piana gehörte) und Bicho führten und ihre Burgen wohl mit Munition, besonders mit grobem Geschütze, versahen. Balisso ward mit neuen Mauern versehen; nahe bei Harmolia baute Niccolò Giustiniani im J. 1440 eine mit doppelter Mauer umzogene Festung, die 62 Häuser und 2 Thürme in sich faßte⁴⁵⁾; bei Sidarus, Pigri und Rennes wurden Warttürme gegen die Piraten, längs dem Meere aus steilen Felsen Leuchttürme angelegt, deren Ruinen zum Theil noch existiren. Im Ganzen zahlte man 36 befestigte Plätze auf Ghio⁴⁶⁾. Die Hauptstadt selbst war durch feste Bollwerke, Mauern und Gräben gedeckt, die Citadelle wurde im J. 1402⁴⁷⁾ mit einem neuen Graben umzogen, weil der alte durch hineingeworfenen Unrath fast ganz ausgefüllt war. Nach Abwehr der venetianischen Invasion wurden unendliche Summen, über 200,000 Lire, zur Herstellung der zerstörten Mauern verwandt; neue Gräben umschlossen die Stadt, feste mit Kanonen bewehrte Ringmauern mit dicken Thürmen sicherten sie; überall aber prangte das Wappen der Giustiniani, das Castell mit dem Reichsadler. Auch der wichtige Haupthafen der Stadt, an dem sich eine neue Schiffwerft erhob, ward im J. 1440 durch neue Mauern gedeckt, und die derselbe in Folge der Unreinlichkeiten, welche der Kaloplyros und die andern Bäche der Insel in ihn ergossen, allmählig zu versanden anfang, und die fremden Schiffe es vorzogen, im Hafen Desfio zu landen (wo „ein neues Ghio“ zu entstehen drohte), begnügte man sich nicht damit, die Einfahrt in letztern durch Weir von 20. März 1488⁴⁸⁾ zu verbieten, sondern baute aus alldem einen großen Kanal, der die Wasser jener Bäche in sich aufnahm und ins Meer führte. Außer der lediglich für den Dienst der Maona, aber nicht zum Gebrauche einzelner Maonesen bestimmten, mit 78 Rudernern bemannten Staatsgaleere⁴⁹⁾ lag im Hafen eine Flottille von

30 Schiffen, von einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft unterhalten. Ein aus vier Maonesen zusammengesetztes *Officium maris* führte über sie und den Hafen die Aufsicht und hatte zugleich im Falle eines feindlichen Angriffes die Vertheidigung der Insel zur See zu leiten⁵⁰⁾.

Die herrschende Religion auf Ghio war die römisch-katholische. Als erster und bekannter lateinischer Bischof erscheint seit 1363 Manfred de Coronato⁵¹⁾; seine 13 Nachfolger gehörten meistens dem genuesischen Geschlechte der Palladini oder den Giustiniani selbst an⁵²⁾. Der Bischof unterhielt einen Vicar, der ihn bei häufigen Reisen in den Decident zu vertreten pflegte, einen Capellan und zwei bis drei Sodales, gewöhnlich dem Franziskaner- oder Augustinerorden⁵³⁾ angehörig. Sein Unterhalt ward anfänglich theils aus Zehnten der griechischen und lateinischen Bevölkerung, theils durch einen bedeutenden Zuschuß der Maona bestritten. Letztere pflegte auch während der öfters ziemlich langen Sedesvacanzen die Einkünfte des Bisthums zu beziehn, restituirte dieselben aber später (seit 1420)⁵⁴⁾ dem neu-gewählten Nachfolger. Im J. 1391 betrug das Gehalt des Bischofs 300 Dukaten; man schloß damals am 24. Mai⁵⁵⁾ mit dem Bischofe Joannes Bapianus (gest. 1394) einen Vertrag ab, demzufolge, falls er im Decident wüthte, ihm nur 200 davon direct ausbezahlt, der Rest zu gleichen Theilen unter den Vicar und Capellan und zur Reparatur der Kathedrale vertheilt werden sollte. Später ward seine Besoldung auf 373 Dukaten 3/4; Biliati gekkelt, da die griechischen Priester und Laien nur lässig im Zahlen der Zehnten waren, und Bischof Leonardo Palladini (1408—1421) sich an die Maona um Abhilfe wandte. Allein von Jahr zu Jahr nahmen diese Einnahmen ab; manche Güter von Griechen waren wegen Rebellion von der Maona eingezogen worden und brachten so dem Bisthume gar Nichts mehr ein. Mit Zustimmung des päpstlichen Legaten Julian von Sabina⁵⁶⁾ trat daher Bischof Girolamo de Camulio (1469—1499) am 4. Juli 1480⁵⁷⁾ den Giustiniani sämtliche Renten, die sein Bisthum bisher aus Häusern, Ländereien u. s. w. zog, gegen 26 Dukaten 6/4 Zinsen und das Versprechen, innerhalb der nächsten drei Jahre 100 Dukaten zur Reparatur der Hauptkirche zu zahlen, ab; seitdem bezog er aus den Gütern der Maona 400 Dukaten im Jahre, dagegen an Zehnten und andern

Tom. II. fol. 57 b—58 a. 184 a—185 a; Tom. III. fol. 90 b—92 a; C. B. fol. 80 a. b. 230 b—232 a.

50) *Foletta* Lib. X. p. 582; *Wastoe* Tom. II. col. 41—42; *Pagano* p. 134—135; und viele Aeltere seit von 1418, 1454, 1483, 1512, 1558 u. s. w. 51) *Pagano* p. 294, nach *Liber Jurium*. Tom. II. 52) Hauptquartell ist Scio sacra, daraus die Liste der Bischöfe bei *Le Quien* (Orleans Christianus). Tom. III. p. 1061—1065 und *Pagano* p. 294—298. 53) *Waddingus*, *Annales minor.* Tom. IV. p. 83 zum Jahre 1364. a. 18; *Reg. pontif.* p. 80; *Herrera*, Alphabet. Augustin. Tom. II. p. 13—14. 54) C. G. Tom. II. fol. 164 a. b; C. B. fol. 212 b—214 b. 55) C. G. Tom. I. fol. 138 a; C. B. fol. 84 a. b; Scio sacra p. 133—134. 56) C. G. Tom. II. fol. 217 b—229 b; C. B. fol. 262 b—273 b. 57) Originalsurkunde im Archiv Grimaldi zu Genua; Scio sacra p. 78—88.

44) *Decrete* vom 26. Mai 1416 und 23. Juli 1417. 45) *Thacnot*, *Voyage du Levant*. p. 182. 46) *Gloss. Roscio*, *Viaggio da Venetia a Costantinopoli*, (Venetia 1508. 8.) fol. 93 v.; der auch eine recht brauchbare Karte der Insel liefert. 47) C. G. Tom. II. fol. 62 a—63 b; C. B. fol. 87 a—90 a. 48) C. G. Tom. I. fol. 223 b—224 a; *Carte della Maona* fol. 2 a; *Pago* o p. 312—314. 49) C. G. Tom. I. fol. 116 a;

Renten Nichts mehr; die Kirche ward also hierin vollständig dem Staate untergeordnet und aus Staatsmitteln unterhalten. Die Annaten, im Betrage von 200 Dukaten, wurden in Anbetracht des geringen Einkommens gewöhnlich dem neuen Bischofe erlassen⁶¹); doch gestaltete sich seine Lage besser, als ihm im J. 1509⁶²) die fünf Meilen von Chios gelegene Marienkirche zugewiesen wurde, die nicht unbedeutende Besigungen hatte. Die Moonesen hatten übrigens zu den vorhandenen Kirchen noch mehr neue gebaut, auch eine Anzahl Klöster gestiftet, in denen Dominikaner, Franziskaner und Augustiner (für vom Bischofe Leonardo Pallavicini eingeweihtes Kloster lag in der Vorstadt Apotaria) lebten. Sie erhielten oft von den Moonesen, z. B. von Benedetto Giustiniani (er starb am 20. Juni 1538⁶³)) reiche Legate; Andriolo Banca verschönerte das Kloster S. Francesco mit einer prächtigen Kapelle. Durch herrlichen Bau und Reichthum an Gemälden zeichneten sich namentlich die Kirchen S. Dominico, S. Francesco, S. Antonio, über deren Portale Christi Einzug in Jerusalem als fresco gemalt war⁶⁴), und die der Madonna di nostra Donna aus; nicht minder schön waren die den Schutzheiligen der Insel und Genua's geweihten Kirchen S. Lorenzo, S. Iddoro, S. Giorgio, S. Pietro, S. Nicolo, S. Maria della grazia und die Abtei S. Riechele, in der die Volksersammlungen gehalten wurden. Im Ganzen waren dort 4 Pfarrkirchen und 8 Klöster. Mit manchen der letztern waren Hospitäler verbunden, ein ähnliches errichtete Bischof Benedetto Giustiniani (1502—1533), der auch bedeutende Summen zur Ausstattung armer christlicher Mädchen aussetzte, im J. 1530⁶⁵) in Rom für unermittelte und kranke Ritzieliker der Moana. — Auch in Phosia bestand ein lateinisches Bisthum, das schon vor der Eroberung am 14. Mai 1346⁶⁶) mit dem genuesischen Minoriten Bartolommeo de Cassino besetzt war; sein letzter Vorsteher war Roberto de Foro, gestorben 1457. — Daneben hatten auch die Griechen, denen in der Capitulation von 1346 ihre eigenen Kirchen und Klöster mit ihren bisherigen Einnahmen — es waren darunter auch Patronatskirchen, z. B. das dem Aboles gehörige Kloster Sta. Maria bei der Torre di Sicilia — gelassen waren, ihre Bischöfe in Phosia und auf Chios, die, von ihnen erwählt, der Moana huldigten und dann vom griechischen Patriarchen in Constantinopel bestätigt wurden. Allein der Bischof von Chios ward bald aus der Insel vertrieben. Er hatte, eifersüchtig auf die besten Einkünfte des lateinischen Bischofs, eine Verschwörung unter den Griechen angestiftet, die sich heimlich in der Kirche des S. Georgios Kataraktos (seitdem Katakotos genannt) versammelt und beschloßen hatten, am Osterfest, wenn die Moonesen in der Kathedrale versammelt waren, sie

zu überfallen und niederzuknien. Allein ein Mädchen, das darum wußte und einen Giustiniani liebte, entdeckte diesem, den sie retten wollte, die ganze Sache; im Klostersgarten wurden die Verschwörer überfallen und gefangen. Sie selbst büßten ihren Frevel am Galgen; ihre Güter wurden confiscirt; den schuldigen Metropolitani aber straf ewige Verbannung. Seitdem stand den Griechen nur ein Diöces in geistlichen Dingen vor, den die Moana, ohne vorher die Griechen zu befragen, ernannte und vom griechischen Patriarchen bestätigen ließ⁶⁷). Ihre Hauptkirche war die 5 Miglien von Chios westwärts gelegene Marienkirche, die von Kaiser Constantinos Monomachos gestiftet, und ganz mit Mosaiken verglitz, für die schönste aller Kirchen im Archipel gehalten wurde⁶⁸).

Ueber das Schulwesen und die geistige Cultur sind wir leider am schlechtesten unterrichtet. Zwar werden auf Chios damals Schulen und selbst Akademien erwähnt, die unter der Aufsicht des lateinischen Bischofs standen; allein die Giustiniani selbst zogen es vor, ihre Kinder in Genua erziehen zu lassen oder auch wol hernach auf die Universitäten nach Padua, Pavia, Bologna zu schicken. Nicht wenig bedeutende Männer gingen aus ihnen hervor⁶⁹). So jener Andriolo Banca (1385—1456), wegen seiner Gelehrsamkeit Freund des Papstes Eugen IV., der in italienischen Versen den Krieg mit Venedig im J. 1431 beschrieb, und an den eine große Anzahl ungedruckter Briefe des Epiricus von Ancona⁷⁰) gerichtet sind, die u. a. die interessantesten Nachrichten über die Reste des Apollotempels in Cardamyle und das Grabmonument (die Schule) Homer's enthalten, in dessen Nähe Andriolo in einem dichten Nistenhaine, unweit einer floren Quelle, eine eigene, von Feigenbäumen eingeschlossene Villa Hemeria erbaut hatte. Dann sein Sohn Angelo, dem Vater an Kunstsinne und Gelehrsamkeit ähnlich, der im J. 1474 Columbus auf Chios beherbergte; Leonardo Garibaldi, der berühmte Bischof von Rebbo (gest. 1482), bekannt durch seine Bemühungen um die Union der griechischen Kirche, durch seine Relationen über den Fall von Constantinopel und Rebbo und sein Buch: De vera nobilitate, Bischof Paolo von Riola auf Corsica⁷¹), Bischof Agostino Banca von Rebbo, der in seinen genuesischen Annalen uns auch eine höchst interessante Autobiographie⁷²) geliefert hat; die christlichen Oberbir-

58) Scio sacra p. 90. 59) Ebenda p. 104; Act vom 20. April. 60) Scio sacra p. 109. 61) Theoresi I. L. 176. 62) Ma. della bibl. dell' università (Genova) N. 240. fol. 16. — Scio sacra p. 105—108. 63) Waddingus I. L. Tom. III. Reg. pontif. p. 343; Oriens Christianus. om. III. p. 1079 seq.

64) Storia di Scio (Ma. in der Biblot. Berio zu Genua); Jer. Justinien, Description p. 35; Wianoto Tom. II. col. 31—32; Pagnano p. 130. 65) Nicolay a. a. O. p. 81 nennt sie Nostra donna di Niamovi (Nia nov). 66) Vergl. M. Giustiniani Scrittori Liguri. Tom. I. p. 63 seq.; Wianoto Tom. II. col. 66—80. 85—96. 67) Auszüge in Toscanetti Relazione di alcuni viaggi fatti in diverse parti della Toscana. Tom. V. (Firenze 1773. 8.); desentert auf Eplatt. 2 und 8 (p. 410. 456 seq.). Coriaces wollte in den Jahren 1435 und 1444—1447 viel auf Chios und in Phosia; bis heute find diese Auszüge noch fast gar nicht benutzt. 68) Act vom 22. Dec. 1461. Quod di Oberle Pagnano; Rand. Richer. Libro fasciato di carta fol. 148b. 69) Ag. Giustiniani Annali di Genova. Lib. V. fol. 223 a—225 a.

Zahlreiche Festlichkeiten dienten dem Vergnügen der Maonesen und ihrer Unterthanen. Von den Carnevalsbeisetzungen, die im J. 1445 im Hause des Markese Gregorio Adorno stattfanden, und zu denen auch der gemessene Podestà von Pera, Baldassarre Maruffo, eingeladen war, gibt uns Gregorius von Aeneas⁷⁷⁾ eine ansehnliche Schilderung. Noch interessanter ist die Beschreibung der Feste, welche die Maona an den hohen Feiertagen, Neujahr, Ostern, Weihnachten, Epiphania veranstaltete, wie wir sie aus Jerome Justinius bei Biallos⁷⁸⁾ finden. Auch der 1. Mai und der Tag Johannis des Täufers wurden mit großem Pompe gefeiert. Nur daß die Griechen und Juden an solchen Tagen nicht wol dieselbe Freude und Lust verspürten, welche die Latiner da genossen; beide Classen, namentlich aber die letztere und der griechische Klerus mußten sich dabei mancherlei Demüthigungen gefallen lassen.

Uebrigens fanden in den socialen Verhältnissen gar manche Veränderungen statt. Man unterschied auf Chios neben dem Klerus sechs Classen von Einwohnern. In die erste gehörte das herrschende Geschlecht der Giustiniani, die Maonesen mit ihren Blutsverwandten. Die zweite bildeten die sogenannten Burgenes, Latiner und griechenstämmige Genuesen, von denen einige noch von den Genossen und Kriegern der Jaccaria herkommen, andere erst nach Vignos's Eroberung eingewandert waren. Sie trieben meist Handel; den Griechen gegenüber traten sie oft so stolz auf, daß die Maona zu Gunsten der letztern zu weilen einschreiten mußte⁷⁹⁾; der Maona gegenüber waren sie dagegen in manchen Dingen sehr beschränkt — sie durften z. B. nicht ohne deren Zustimmung auf Chios Häuser bauen⁸⁰⁾ — konnten aber doch durch Verschönerung mit einzelnen Giustiniani zuweilen selbst Antheil an der Regierung erhalten und so in die Maona aufgenommen werden, wie es z. B. mit den Familien Paterio, Ravone, Saginbene (letztere später Adorno genannt), Camponaro (Adorno), Cipriotti (Giustiniani-Campi) der Fall war. Einzelne dieser Familien, z. B. die Giacani⁸¹⁾ und Correlli⁸²⁾ wurden selbst von dem

König von Venedig mit Bürgerrecht beschenkt. In die dritte Classe gehörten die griechischen Archonten, die von den Byzantinern Goldbullen und Adelsprivilegien besaßen und auch unter den Genuesen sich mancher Vorrechte zu erfreuen hatten. Doch wohnten sie, streng von diesen abge sondert, auch schon durch Sprache und Kleidung⁸³⁾ von jenen verschieden, in der Altstadt (Burgus Gracorum) von Chios, während die Burgenes die Neustadt für sich in Anspruch genommen und Burgus Latinorum genannt hatten. Kein Grieche durfte Wohnungen im Castell oder in der Neustadt haben; besaß er solche von früheren Zeiten her, so mußte er sie der Maona verkaufen. Zwei Schiedsrichter, ein Latiner und ein Grieche, zu denen, falls sie uneins, der Podestà noch einen dritten ernannte, tarirten den Werth derselben. Wollten die Griechen, nach Verkauf ihrer Besitzungen, an dem sie durchaus nicht gehindert werden durften, die Insel verlassen, so stand ihnen auch dies frei; jedoch mußten sie in diesem Falle den vierten Theil des Kaufschillinges an die Maona zahlen. Im Uebrigen erhielt man die Primaten bei ihren alten Gewohnheiten und stärkte noch im J. 1402 dem Podestà ganz besonders ein, die Conventtionen von 1346 und die Chyprius-Verträge, die eigenthümliche Wirtenschaft (Argomantifon)⁸⁴⁾ und andere aus den byzantinischen Zeiten stammenden Sitten, selbst kleine Ehrenkränze, blieben bestehen, ebenso auch, wie die Anzettelungen der edlen Griechen im alten Schlosse (Palastfeste) am Bache Staramanos⁸⁵⁾. Weit schlimmer stand sich die vierte Classe der griechischen Paroiti (latiniſch Villani). Sie waren Leibeigene der Maona oder einzelner Maonesen und oft von den Officialen sehr bedrückt, ja selbst in manchen Punkten in ihrer Dispositionsfähigkeit höchst beschränkt. Sie mußten nicht bloß der Gesellschaft, sondern auch ihrem Godspotes frohben, letzterem zu Weihnachten, in den Fasten und den Ostertagen, und außerdem noch einmal, wenn er zur Jagd auf Rebhühner ausbricht, dienen. Auf Befehl des Podestà mußten sie allzeit bereit sein, ihn auf Expeditionen in der Levante mit ihren Waffen zu begleiten und für Genua, dem sie ja gehörten, ihr Leben einzusetzen. Würde ihnen wegen dieses Druckes heimlich von der Insel fort; um die wieder eingefangenen Leibeigenen, die meist die Ausrede, sie wären nicht Chioten, gebrauchten, zu überführen, ward ihnen das Wort Irngela (eine Art Frob) zum Aussprechen gegeben, das ein Chiot nur frangela zu sprechen pflegte⁸⁶⁾. An der unrichtigen Aussprache erkannte man sie ebenso gut, wie die Franzosen auf Sicilien an

che serrano ed annadano dietro alla scuffia (lasciando le donzelle pendere gli estremi per lo stomaco infino alla cintola), sopra al quale applicano un ricco velo arato d'oro o di perle. Ma le donne maritate alla differenza delle donzelle, in vece di crespo portano su lo spalla un bel velo d' tela candidissima, e generalmente sono in loro alacete a pannelle bianche. In somma nullo se può vedere addosso, che non sia e piacevole a leggiadria: salvo che hanno lo poppe assai fiasche per la continua frequentazione de' bagni. Ma intorno al collo e su lo stomaco portano forza di cinture ed altre gioie d'oro e di perle, ad altre gemme di gran pregio, ciascuna secondo la qualità o grado suo (Nicolaus liest und p. 53—54 zwei Abbildungen von Chiotinnen in dieser Tracht). Di maniera ch'ogni loro piacere e cura ad altro non tendo ch'a farsi belle e lodarsi per aggirarsi davanti agli huomini si privati, come forestieri.⁸⁷⁾

76) Ep. ined. n. 9 (Tossetti) v. c. 435 — 436). 77) Tom. II. ed. 46 — 50. 78) G. G. Tom. I. fol. 248b — 241 b.

79) Federici Collect. Tom. III. fol. 54 b zum Jahre 1515. 80) Min. Tom. XLVII. fol. 26. 81) Privilegi (Venezia. Archivio generale). Tom. II. fol. 62 a.

82) Vorherrschende Tracht war die frühliche; die Sprache der Beherrscher der genuesischen Dialect, aus dem indessen nicht wenige Ausdrücke in das sehr vererbte Neugriechisch der Insel übergingen. 83) So una donna doppo la morte del marito vuol rimanere vedova con proposito di non si rimaritari, la Signoria la costringe a pagare una certa somma di denari, che chiamano Argomantio, che vuol dire (con riverenza del lettore) Conno accoppiato e inutile. Nicod. a. a. c. p. 88. 84) Wiazon Tom. II. ed. 50 — 51. 85) Embra ed. 30 — 31 und viele Aehnliche.

dem bekannten eicari. Besser, als diese das Land bebauenden Leibeigenen, flonken sich die, welche als Mastizbauern (massicari), Matrosen und Schiffsbauer direct der Maona, nicht zunächst einem Codexposos untergeordnet waren; sie wurden namentlich von manchen lästigen Steuern erimirt. Die fünfte Classe bildete die Juden, die wegen ihres Geldwunders⁹³⁾ auch auf Chios ebenso verächtlich behandelt wurden, wie sonst überall im ganzen Mittelalter. Zwar hatte sich ihre Lage, verglichen mit ihren Zuständen unter den Byzantinern, bedeutend verbessert; allein schon die Bestimmungen, daß die Judenstadt jährlich dem Popskta eine weiße Fahne mit dem rothen Kreuze St. Georg's zu überreichen und sich mit gebeugtem Kaden von ihm Duldung zu ersuchen hatte, daß kein Jude vom Gründenerstage bis zum zweiten Ostertage das Ghetto, in dem sie abgeschert waren, verlassen durfte, und jeder durch Tragen eines gelben Hutcs sich kennzeichnen mußte, charakterisiren ihre Verhältnisse hinlänglich. Die sechste Classe endlich umfaßte die auf der Insel lebenden Fremden, die natürlich nach ihren Nationalitäten verschieden behandelt wurden; bemerkenswerth ist dabei nur, daß die Moslemin dort ihren eigenen Kadi (Cadillus) hatten, dessen Befestigung seit 1498⁹⁴⁾ die Maona übernahm.

Schließlich noch eine Notiz über die Familien, welche zur Maona gehörten und fast alle den Namen Giustiniani im J. 1362 adoptirten. Es waren dies zunächst die Häuser: Ganeto von Lavagna, S. Teodoro, Panca, Campi, Arangio, Regno, Oliverio, Forneto und Longo, sämmtlich Giustiniani genannt, obgleich nur durch fortwährende Eheverbindungen mit einander verschwägert, die de Adorno, seit der Bildung der 28 Adelsgeuden im J. 1528 Pinelli genannt. Die Ganeto⁹⁵⁾ und S. Teodoro schieden schon 1369 aus der Maona aus, indem erstere ihren Antheil an die Rocca und Fregosi, letztere an die Rocanelli und Forneto veräußerten, wodurch zwei neue Geschlechter, die Rocca und Rocanelli, in die Reihe der Giustiniani eintraten, während die Fregosi ihren Namen beibehielten. Fast alle diese Familien waren bis 1506 mehr oder minder bei der Maona theilhaftig; sie vererben entweder ihre Kastrati, oder verkaufen sie, wie Actien, bald ganz, bald theilweise. Aus dem Hause Panca ist außer den früher erwähnten namentlich Nicolo bekannt, der 1393⁹⁶⁾ Consul in Constantinopel war; von den Campi außer Ottobuono, der 1410⁹⁷⁾ genuesischer Feldherr gegen Bentimiglia war, und dessen halbverwischte Grabchrift⁹⁸⁾ noch heute im Gasse von Chios gezeigt wird, und Nicolo, der 1448⁹⁹⁾ in Genua unglücklicher Weise in

einen Hochverrathsproceß verwickelt war, der Cavaliere Francesco, der als Gefandter am Kaiser Siegmund, am 17. Mai 1413¹⁰⁰⁾ von diesem zum Palzgrafen ernannt wurde und eine Erweiterung seines Bannens — für das ganze Haus Giustiniani — erhielt. Von den palgrafischen Rechten machte sowohl er, als sein Sohn Nicolo¹⁰¹⁾ und sein Enkel Lucchesio¹⁰²⁾ Gebrauch. Die Arangio, welche von der Maona die Insel Rikaria, früher (1297—1333) Bisthum der Reagiani, in Erbpacht hatten, erlangten dafür 1413 gleichfalls den Grafentitel¹⁰³⁾; sie beherrschten sie bis 1481, hatten aber schon früh ihre Antheile an Chios den Rocanelli verkauft. Ebenso schieden die Regri und Oliverio früh aus, traten aber später in Folge von Eheverbindungen wieder in die Gesellschaft ein. Aus dem Hause Longo gingen unter andern Antonio (gest. 1412), der 1390¹⁰⁴⁾ nach dem Dogat in Genua trachtete und später¹⁰⁵⁾ dort den Frieden zwischen Gussen und Ghibellinen vermittelte, Giorgio, dessen Nachkommen sich durch bedeutenden Grundbesitz auf Chios (er stiftete da am 4. Nov. 1410¹⁰⁶⁾) auszeichneten, der schon oft genannte Paride und Giovanni Suggielimo, der heldenmuthige Vertheidiger von Constantinopel, hervor, den „sein Feind Mohammed II. höher anseh, als die ganze griechische Flotte;“ seine Grabchrift¹⁰⁷⁾ in der nun geleisten Kirche S. Dominico zu Genua verkündete der Rachwelt seinen Ruhm. Dem Hause Forneto entstammten jener Ritter Jacopo, dem, als „Souverain von Chios,“ sich König Alfons von Aragonien im J. 1435¹⁰⁸⁾ ergab, und Brije, der 1491¹⁰⁹⁾ als genuesischer Admiral gegen die Piraten bei Dneglia kampfte. Ein Garibaldo — denn diese traten bald darauf in die Maona ein — war jener Francesco, der, im J. 1387¹¹⁰⁾ als Hochverräter mit seinen Brüdern Leonardo und Raffaele aus Genua verbannt, 1393¹¹¹⁾ Doge der Republik ward; ein Rocanelli, und

93) Originalausdruck im Archiv Giustiniani zu Genua; Ag. Giust. Lib. V. fol. 177 a. 94) Vieri von 9. April 1400 und 8. Juni 1405; Ernennung eines Rotals. Quad. di Oberto Foglietta. Pand. Richer. Libro fasciato di carta fol. 140 a. 165 a. 95) Vieri vom 30. Juni 1406; legitimirter jener Eöhne des Brijo Giustiniani. Quad. di Francesco Camillo. Pand. Richer. Libro fasc. di carta fol. 62 a. 96) Spinola, Compendio etc. p. 11—12. 97) Stella l. I. XVII, 1130; Ag. Giust. Lib. IV. fol. 154 a; Folietta Lib. IX. p. 495. 98) Stella l. I. p. 1104; Ag. Giust. Lib. IV. fol. 162 b; Folietta Lib. IX. p. 515. 99) Quad. di Giuliano Canella. Pand. Richer. A. fasc. 64. c. 1.

1) Bergr. die Byzantiner Phocastri, Ducas, Chalcabondos; die Genuesen Ag. Giustiniani (Lib. V. fol. 305 b), P. Interiano (Lib. VII. fol. 292 a), Folietta (Lib. X. p. 802 und derselben Rhodia p. 811—812), der Marinis (Cod. IV. sec. 9. p. 1441—1442) und Bizio (Lib. XII. p. 214); der Beniamini (Lib. Baccaro Giornale dell' asedio di Constantinopoli (ed. Cornet. (Vienna 1856. 8. p. 26) u. f. w. 2) Stella nera p. 49. 3) Ag. Giust. Lib. V. fol. 195 a; Interiano. Lib. VI. fol. 181 b; Folietta Lib. X. p. 381; Broccoli Lib. III. p. 1302; Bizio Lib. XI. p. 248. 4) Senarage l. I. XXIV, 530; Ag. Giust. Lib. V. fol. 247 b—248 a. 5) Stella l. I. p. 1128; Ag. Giust. Lib. IV. fol. 152 a b; Interiano. Lib. I. fol. 132 a; Folietta Lib. IX. p. 491; Bizio Lib. VII. p. 153. 6) Stella p. 1126—1128; Ag. Giust. Lib. IV. fol. 156 a b; Interiano. Lib. IV.

86) Nicotry a. a. D. p. 81. 87) Decret vom 24. Aug. C. G. Tom. I. fol. 246 b. 88) Quad. di Giuliano Canella. Pand. Richer. B. fasc. I. c. 8. 89) Federici Collect. Tom. I. t. a. 3. vergl. Quad. di Oberto Foglietta. Pand. Richer. B. fasc. I. c. 4; fasc. 56. c. 4. 90) Ag. Giust. Lib. V. fol. 174 b; Interiano. Lib. V. fol. 157 a; Folietta Lib. IX. p. 535; derselben Rhod. p. 798; Bizio Lib. X. p. 209. 91) Umschrift Nm. XXXI. bei Wiesner Tom. II. ar. 227. 92) Agost. Giust. Lib. V. fol. 204 b.

war ein Sohn des alten Pietro aus seiner Ehe mit Margareta Adorno, jener Gabrielle Giustiniani, den Kaiser Siegmund am 8. Dec. 1417⁷⁾ zum Pfalzgrafen ernannte. Wie sehr übrigens der Besitz der Duodeni und Karatti wechselte, erkennt man am besten aus einem Verzeichnisse der verschiedenen hauptstädtlichen Familien, welche sie im J. 1497⁸⁾ inne hatten. Danach besaßen die Rocca, Garibaldi, Banca, Recanelli, Lengo je ein, die Campi zwei Duodena, an einem waren die Adorno mit 16, die Giustiniani und Sauli mit 8, am neunten Duodenum die Lengo mit 21, die Adorno mit 1, die Campi mit 2, am sechsten die Pateri mit 23, die Giustiniani mit 1, am elften die Forneto mit 18, die Adorno mit 1, die Cicci mit 1, die Sauli mit 4, am zwölften die Forneto mit 22, die Pateri mit 2 Karatti piccoli theilhaft; das 13. unvollständige Duodenum war zwischen den Pateri, den der Franchi de Paolo und Giustiniani vertheilt. In den Albergo dei Giustiniani traten überhaupt mit der Zeit noch verschiedene Familien ein, von denen die Castro⁹⁾, Pagana¹⁰⁾, Rengia¹¹⁾, Ciprocchi und Mari Moniglia Antheil an Ghibis, die Maruffo¹²⁾ und Ligetto aber nur Antheil am Namen hatten. Dagegen schlossen sich, ohne ihren Namen zu ändern, zunächst die Pateri¹³⁾, ursprünglich ein Ghibisches, auch in Gambia, namentlich in der Stadt Spaffia reich begütertes Bürgergeschlecht — ihr Erbegräbnis war dort in der Kathedrale in der dem Käufer Johannes geweihten Kapelle —, der Maona an; ihre Ähren waren Anpächter von Phokäa. Mit der Zeit erlangten sie eine der hervorragendsten Stellungen in der Gesellschaft; sie richteten die meisten Gesandtschaften für dieselbe aus; Girolamo Paterio vermählte sogar seine Schwester an Antonio Grippo, Prinzen von Naxos und Herrn von Sopra¹⁴⁾. Außer ihnen waren Maonensen zeitweilig die Guano (1382¹⁵⁾, die Persio¹⁶⁾, die Scarampi aus Ufi¹⁷⁾, die Gregoso (1373—1412); sie verkauften ihre Karatti an das Haus Campi (bei welcher Gelegenheit wir erfahren, daß der Werth eines Karatto piccolo im 14. Jahrh. durchschnittlich auf 4930 Lire¹⁸⁾ taxirt ward) die Grillo (ihr Antheil ward am 10. Juni 1467¹⁹⁾ an die Lengo verkauft),

die Franchi de Paolo²⁰⁾ und Franchi Luxardo²¹⁾, die Federici²²⁾ (seit 1476 durch Kauf von den Longo, die Sauli²³⁾, die Cicci²⁴⁾ und deren Erben die de Ferrari, und endlich seit dem Anfange des 16. Jahrh. die Alvaro, Domescolta, Merano, de Levanto, Ravone, Fornari, de Biffignana, Cattaneo und Ramuca delle Torre²⁵⁾, die größtentheils bis zur Erwerbung durch Piali im Mitbesitze von Ghibis blieben. Die meisten dieser Familien sind im Laufe der Jahrhunderte erloschen; verarmte Nachkommen der stolzen Maonensen verkümmern heute noch im Archipel. Von den Longhi und Campi blühen noch einzelne Linien in Genua, Ancona und Foggina; die Recanelli, aus denen noch jüngst der Cardinal Alessandro, geb. den 3. Febr. 1778, Cardinal den 30. Sept. 1831, gest. den 11. Oct. 1843, hervorziog, sind heute in Genua die einzigen Repräsentanten dieses großen Albergos²⁶⁾, aus dem u. a. auch sechs Dogen der Republik hervorgegangen sind. Ihre Haupt ist der Marchese Pantaleo Giustiniani, ein direkter Nachkomme des großen Pietro (gest. 1380) im größten Grade; er hat einen einzigen Sohn Alessandro. Aus dem Hause Negro siedelte der oben erwähnte Giuseppe nach Rom über, wo er sich mit bedeutenden Gütern ankaufte und namentlich Baseiano (oder Bassano) erwarb, von welchem Orte sein Sohn Vincenzo l. (1603—1638) den Markgrafenstitel erhielt. Da derselbe kinderlos war, so stiftete er in seinem Todesjahre 1638 ein Fideicommiss, zunächst für seinen Adoptivsohn Andrea di Gossana Giustiniani Banca und dessen männliche Nachkommen; ihnen substituirt er seine eigenen Geschwister, die Söhne Giuseppe²⁷⁾ und deren Erben und nächst diesen die Agnaten seiner Mutter Girolama Recanelli. Kraft dieses Testaments folgte Andrea Banca im J. 1638 als zweiter Markgraf von Bassano; ihn herrschte sein Sohn Carlo Benedetto I., der um das Jahr 1673 in den römischen Fürstenstand erhoben ward. Von dessen fünf Söhnen Vincenzo, Giambattista (geb. 1675, gest. 1751), Alessandro (geb. 1677, gest. 1756), Carlo (geb. 1679) und Andrea (geb. 1680, gest. 1733) war Carlo Wolffreier und starb 1758, während der Erstgeborene als Vincenzo II. in den väterlichen Fürstenthümern Bassano und Corbara succedirt und, 81 Jahr alt, 1754 starb. Seine Witwe Maria Costanza Buoncampagni, mit der er sich 1703 vermählt hatte, überlebte ihn noch 14 Jahre. Ihm folgten in direkter Linie Girolamo (geb. 1714, gest. 1757), vermählt 1734 mit Anna Maria Angelica Ruspoli (gest. 1796), und Benedetto II., von

fol. 136 a; *Folietta Lib. IX.* p. 500; *Bisar Lib. VII.* p. 166; *Quad. di Giuliano Canella. Pand. Ricer.* A. fasc. 80. c. 6. *Act* vom 5. Juni 1416.

7) Originalaufunde im Archiv Giustiniani zu Genua. *Bergl. Quad. di Oberto Foglietta. Pand. Ricer.* B. fasc. 49. c. 3. 8) *Federici Collect. Tom. II.* zum Jahre 1497. 9) *Quad. di Teramo de Mojolo. Pand. Ricer.* B. fasc. 65. c. 3. 10) *Quad. di Oberto Foglietta. Pand. Ricer.* Libro fasc. di carta fol. 270 b. 11) *Gamba fol. 140 a.* 12) *Quad. di Giuliano Canella. Pand. Ricer.* A. fasc. 63. c. 4. 13) *Quadd. di Giuliano Canella, Francesco Camulio et Oberto Foglietta. Pand. Ricer.* A. fasc. 61. c. 6; fasc. 70. c. 5; fasc. 83. c. 3; B. fasc. 1. c. 2; Libro fasciato di carta fol. 84 b. 163 a; *Federici Serutinio fol. 260 a.* 14) *Mar. Tom. X.* fol. 158 a. 15) *Quad. di Antonio da Credentia. Pand. Ricer.* A. fasc. 60. c. 6. 16) *Liber Magnus Contractuum fol. 67 b.* 17) *Pand. Ricer.* B. fasc. 51. c. 4; fasc. 52. c. 1. 18) *Quad. di Antonin da Credentia. Pand. Ricer.* A. fasc. 80. c. 4; C. G. Tom. II. fol. 128 b—129 a; C. B. fol. 174 b. 19) *Quad. di*

Oberto Foglietta. *Pand. Ricer.* Libro fasc. di carta fol. 211 b; *Act* vom 5. März 1472.

20) *Quadd. di Giuliano Canella e Francesco Camulio. Pand. Ricer.* A. fasc. 64. c. 2; Libro fasciato di carta fol. 10 a. 21) *Quad. di Oberto Foglietta. Pand. Ricer.* Libro fasc. di carta fol. 183 a. 22) *Federici Serutinio fol. 160 a.* 23) *Act* vom 19. Jan. 1490. 24) *Privilegi di S. Giorgio.* 1476—1499. fol. 160 a. 25) Die Mehrzahl dieser Namen erscheint zuerst in den Conventualen mit Genua und den dazu ertheilten Vollmachten vom 17. April 1506, 2. Aug. 1510 und 24. Sept. 1513.

dessen drei Söhnen zuerst Lorenzo (geb. 1759), dann Vincenzo III. Fürsten von Bassano waren. Nach des Letztern unerbörten Tode im J. 1826 erhob sich ein Streit zwischen seinem Bruder Giacomo Tommaso (geb. den 29. Dec. 1769) und dem Hause Negro, das damals durch Nicolò und dessen Söhne repräsentirt war. Da nämlich Giacomo den geistlichen Stand gewählt hatte und am 2. Oct. 1826 mit dem Cardinalspurpur als Bischof von Albano beiseite war, so hielten die Negro das Haus Banca für erloschen und wollten, trotz Vincenzo's Familienpact, succediren. Der Erbfolgestreit zog sich in die Länge, bis Giacomo, der den Fürstentitel angenommen, am 24. Febr. 1843 starb. Dann erst traten die Negro in den Vollgenuß ihrer Rechte wieder ein, und Leonardo, Nicolò's Sohn, folgte als achter Fürst von Bassano. Da er kinderlos ist, so wird mit seinem Tode auch das Haus Negro erloschen und der Fürstentitel mit dem römischen Fideicommiss auf die Aeonelli von Genua übergehen²¹⁾. — Ein berühmtester Schwindler, der sich unter dem Namen Francesco Giustiniani, Prinz von Ghios, im vorigen Jahrhundert in Paris und Lüthich herumtrieb und 1788 zu Göttingen starb, ward endlich als Sohn eines Pastetenbäckers Doureur entlarvt²²⁾. Uebrigens besaß sich derselbe im Besitze echter christlicher Münzen und Documente; ob dieselben noch in den Händen seiner Nachkommen existiren, wissen wir nicht.

Das ursprüngliche Wappen der Giustiniani von Ghios war ein silbernes, mit drei Thürmen versehenes Castell im rothen Felde; Kaiser Siegmund fügte 1413 einen schwarzen, rechtsgewandten, goldgekrönten, einpfählgen Reichsadler hinzu. So prangt das Wappen noch heute in Marmor an den verfallenden Palästen und Thürmen auf Ghios und dem einstigen Residenzpalaste der Maena zu Genua in der Contrada dei Giustiniani.

(II. Genealogie, s. die Nachträge zu G.)

(Carl Hoff.)

GIUSTINIANI (Agostino), Bischof von Nebbio und einer der ausgezeichnetsten Orientalisten des 16. Jahrh., im J. 1470 zu Genua geboren, war der letzte Sprößling eines Zweiges des berühmten Geschlechtes der Giustiniani und erhielt eine seinem Stande entsprechende vorzügliche Erziehung. Seiner Reizung zu einem beschaulichen Leben folgend, ging er schon in seinem 14. Jahre in das Dominikanerkloster Santa Maria del Castello zu Genua, seine Väter an, welche nicht ihre Erlaubniß dazu gegeben hatten und ihren Namen nicht

wollten erlösen sehen, ließen sich von dem Dogen und dem Erzbischofe von Genua ermächtigen, ihn wieder herauszunehmen, und schickten ihn nach Valencia in Argonien, wo er sich mit solchem Ungestüm den Bergnügungen der Jugend hingab, daß er sich eine schwere Krankheit zuzog. Während derselben sagte er von Neuem den Entschluß, der Welt zu entsagen, kehrte jedoch nach seiner Genesung in seine Heimath zurück und legte am 25. April 1488 zu Paola sein Gelübde als Dominikanermonch ab, bei welcher Gelegenheit er seinen Taufnamen Pantaleone (oder Pietro) mit dem Klosternamen Agostino vertauschte. Frömmkeit war übrigens nicht der einzige oder auch nur der hauptsächlichste Beweggrund, welcher Giustiniani bestimmte, das Klosterleben zu wählen, er glaubte dadurch am besten die nöthige Ruhe zu dem unter den damaligen Verhältnissen noch sehr schwierigen Studiren der orientalischen Sprachen gewinnen zu können; auch gab er sich denselben mit ganzer Seele und mit solchem Eifer hin, daß er nicht nur der Ethologie und Philosophie, worin er in mehreren von Mitglieðern seines Ordens geleiteten Anstalten Unterricht ertheilte, wenig Zeit widmen konnte, sondern auch seine Pflichten als Prediger und Beichtvater nur nachlässig erfüllte. Von der Unmöglichkeit, mit gleichem Eifer nach so verschiedenen Seiten hin zu wirken, überzeugt, ließ er sich im J. 1514 von seinen Obliegenheiten als Lehrer entbinden, um sich ausschließlich mit der Veredlung und Herausgabe seiner mühevollen Arbeiten im Fache der orientalischen Literatur zu befassen, da der Bischof, welcher seinem ersten Versuche (*Procatatio pietatis plena ad Deum omnipotentem composita ex duobus et septuaginta nominibus divinis ebraicis et latinis cum interprete commentariolo* [Venetis 1513. 8.]) zu Theil geworden war²³⁾, ihn zu größeren Unternehmungen ermuntert hatte. Der Ausgabe des Jöb (*Liber lob nuper ebraicea veritati restitutus cum duplici versione latina* [Paris. 1516. 4. Ibid. 1520. 4.]) folgte sogleich als Probe einer vollständigen Polyglotte das Psalter in fünf Sprachen (*Psalterium hebraeum, graecum, arabicum, chaldaicum, cum tribus latinis interpretationibus et Glossis* [Genuae 1516. fol.]), der erste Versuch dieser Art, dem das Psalter, welches einen Theil der im J. 1514 auf Kosten des Cardinals Fimenes begrenzten Polyglotte bildet, erschien erst im J. 1517 und enthält wider die arabische Uebersetzung, noch die chaldäische Paraphrase, während das Psalter Giustiniani's in acht Spalten den hebräischen Text, die wörtliche lateinische Uebersetzung, die Vulgata, die griechische Uebersetzung der Siebmaj und die arabische Uebersetzung (in freilich sehr

21) Nach gestrichenen Familienpapieren der Giustiniani in Genua und in Rom.

22) *Extrait g'n'ral de la vie et de la tr'v'illustre famille des Justiniens* (Paris [1776] 4.); *Précis historique des faits qui sont prouvés et circonscrits dans le mémoire etc.* (Göttingue 1787. 8.); *Mémoires historiques et authentiques de la Bastille*, (Paris 1789. 8.) Tom. III. p. 60 — 65; Schöcker, *Staats-Anzeiger*. (Göttingen 1790. 8.) 14. Stb. Heft 34. S. 155 — 170.

23) Bei dem lateinisch schreibenden Autoren heißt dieser Name gewöhnlich Justinius und Justiniano und noch weniger richtig Justinianus.

2) Eine lateinische Uebersetzung der Abhandlung des Anaxar von Chios über die Unsterblichkeit der Seele (*Aeneas Platonici graeci christiani da immortalitate animae deque corporum resurrectione libellus, cum titulus est Theophrastus Latine*. [Vat. 1513. 8.]), welcher Giustiniani zugesprochen wird, gehört dem Samalburner Ambrosius aus dem 13. Jahrh. an; vielleicht besorgte Giustiniani die Ausgabe, noch wahrscheinlicher aber findet eine Verwechslung statt mit Giovanni Giorgio Giustiniani, welcher die Uebersetzung des Ambrosius im J. 1645 in Genua herausgab.

unförmlichen maurischen Lettern), die chaldäische Paraphrase (Zargum) mit hebräischen Buchstaben, die lateinische Uebersetzung dieser Paraphrase und die Scholien umfaßt. In der Widmung an den Papst Leo X. ist klar die Absicht ausgesprochen, die ganze heilige Schrift auf dieselbe Weise herauszugeben, und das neue Testament nur sogar schon völlig druckfertig, der Erfolg des als Probe vorausgeschickten Plasters entsprach jedoch in keiner Weise den Erwartungen Giustiniani's, welcher mit großen Kosten 2000 Exemplare auf Papier und 50 auf Pergament hatte drucken und davon allen christlichen und heidnischen Königen, sowie auch den ersten Prälaten Exemplare überreichen lassen. Er erhielt von allen Seiten Lob in Fülle, aber von keinem eine entsprechende Belohnung, sodaß kaum der vierte Theil der Auflage gegen Bezahlung abgesetzt werden konnte und die Herausgabe der übrigen Theile der heiligen Schrift unterbleiben mußte³⁾. Das Plaster hat übrigens noch jetzt nicht allen Werth verloren und in den Scholien gibt Giustiniani sogar Manches, was man hier nicht erwarten sollte, unter andern auch in einer Anmerkung zum 19. Psalm eine Biographie des Cristoforo Colombo, welche vielfach mit den gewöhnlichen Annahmen im Widerspruch steht⁴⁾. Einigen Trost bei dem verunglückten Unternehmen gewahrte Giustiniani die durch den Cardinal Bandinelli Saoli, einen seiner Anverwandten, bei dem Papste Leo X. schon im J. 1514 bewirkte Ernennung zum Bischofe von Rebbio auf Corsica; als solcher wohnte er auch in den Jahren 1516 und 1517 dem Concilium im Lateran bei und befaßte einige Artikel des Concordats zwischen dem päpstlichen Stuhle und Frankreich. Nachdem sein Gönner Bandinelli in Ungnade gefallen war, fand er, da die Einkünfte seines Bisthums kaum zur Fristung seines Lebens hinreichten, vorerst eine Stütze an dem Bischofe Benifazio Ferreri zu Areza und folgte dann im J. 1518 einem ehrenvollen Rufe des Königs Franz I. nach Paris, wo er mit einem Gehalte von 300 Talern zum Professor der hebräischen Sprache an der Universität und zum Hofkaplan ernannt wurde. Er bekleidete diese Stellen fünf Jahre hindurch mit großem Beifalle und machte während dieser Zeit eine Reise nach den Niederlanden und nach England, wo er mit Erasmus von Rotterdam und Thomas Morus Verbindungen

anknüpfte und besonders von Heinrich VIII. sehr ehrenvoll aufgenommen wurde. Während seines Aufenthaltes zu Paris entwickelte Giustiniani eine unermüdlige Thätigkeit, wie die von ihm besorgten Ausgaben der lateinischen Uebersetzung und Erläuterung des Platonischen Timaeus von Chalabius, einem Neuplatoniker des 4. Jahrh. (Chalcidii Iulientis Timaei Platonis tractatio et ejusdem argutissima explanatio [Parisii 1520. fol.]), einer alten lateinischen Uebersetzung der Untersuchungen Philo's über das erste Buch Moses (Philonis Judaei quaestiones centum et duae et totidem responsiones morales super Genesim, latine [Parisii 1520. fol.]), einer lateinischen Bearbeitung⁵⁾ des Buches der Zurechtweisung der Verirrten des Rabbi Moses Maimuni (Rabi Mossei Aegyptii Dux seu Director Dubitantium aut perplexorum in tres libros divisus et summa accuratioe recognitus [Parisii 1520. fol.]) und der von dem Karthäusermönche Percheri Solvaggio im 13. Jahrh. verfaßten Rechtfertigung des Christenthums gegen die Juden (Victoria Porchei adversus impios Hebrneos, in qua tum ex sacris litteris, tum ex dictis Talmud ac cabalistarum et aliorum omnium autorum quae Hebraei recipiunt, monstratur veritas catholicae fidei [Parisii 1520. fol.]) zu Grunde bewiesen. Im J. 1522 besuchte er auf einer Reise nach seinem Bisthume seine Vaterstadt, aber gerade zu einer unglücklichen Zeit, denn die Zeuthen waren in demselben Jahre dort eingezogen und hatten nach einer schonungslosen Plünderung Antoniotto Averno als Degen unter kaiserlicher Drobpolitik eingesetzt, wodurch eine große Reibung zwischen den Parteien und ein Aufruhr entstand, wobei der französische gesinnte Prälat am Arme verwundet wurde. Als er wieder nach Rebbio kam und bemerkte, daß seine lange Abwesenheit mancherlei Mißbräuche veranlaßt und manche schlimme Folge gehabt hatte, beschloß er, nicht mehr nach Frankreich zurückzukehren und sich ganz der Erfüllung seiner bischöflichen Pflichten zu widmen. Er übernahm nun selbst die Verwaltung seiner Diöcese, führte viele Verbesserungen ein, sorgte durch Uebersetzung guter Lehrbücher in das Italienische für den Unterricht und die wissenschaftliche Ausbildung seines fast nur der Landessprache kundigen Clerus und verschönerte auf seine eigenen Kosten die Kathedrale zu Rebbio. Er besuchte indessen noch einige Male seine Vaterstadt, ging im J. 1531 nach Rom und soll bei der Rückkehr von einer Reise im J. 1536 auf der Uebersahrt von Genua nach Rebbio in einem Sturme umgekommen oder in die Hände afrikanischer Piraten gefallen sein; nach Andern aber starb er in seinem Bisthume. In der letzten Zeit seines Lebens arbeitete er an einer Geschichte der Republik Genua, der Tod verhinderte ihn jedoch, die letzte Hand an sie zu legen, und es ist sehr zu bedauern, daß sie in diesem unvollkommenen Zustande überdies von einem sehr unwillkürlichen Herausgeber ver-

3) Giustiniani berichtet dies selbst (in seinen *Annali della repubblica di Genova* p. 224) mit den tröstlichen Worten: „Feci stampare in Genova alle mie apse con quel travaglio e con quella aprea, ch'ogni letterato puo giudicare, duo mila volumi del Davidico Psalterio . . . parendomi di quest' opera dover' acquistare gran laude e con mediocre guadagno, . . . ma la credulità mia restò ingannata, perchè l'opera fu da ciaschedun laudata, ma lassata riposare e dormire, perchè a pena si sono venduti in quarta parte de i libri, . . . perchè oltre i duo mila volumi stampati in papero, ne feci imprimere cinquanta in carta vitellina, e mandai sessa libri a tutti i re del mondo, così christianissimi, come pagani.“ Vergl. R. W. Ebert's *Bibliographisches Lexikon*. 2. Bd. S. 530, wo die jetzt noch bekannten Exemplare auf Pergament nachgewiesen sind. 4) Vergl. Hier. v. Humboldt, *Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse vor der neuen Welt*, übersetzt von S. F. Seiler. (Berlin 1836. 8.) 1. Bd. S. 88 fg.

5) Die von Giustiniani durchgezeichnete Uebersetzung soll von Zac. Antonius herrühren; vergl. *Jul. Fürst, Bibliotheca hebraica* III. 307.

stümmelt und verfälscht wurde. Obgleich aber diese *Annalen* (*Castigatissimi annali con la loro copiosa tavola della vecellsa ed illustrissima republica di Genova, da fideli ed approvati scrittori* [Genoa 1537. fol., neu edirt von *Casale*]), welche von der Gründung der Stadt bis zum Jahre 1528 reichen, auch in Bezug auf die Sprache andern historischen Werken jener Zeit weit nachstehen und in der Darstellung der älteren Geschichte mit Fabeln durchsetzt sind, so verdienen sie doch wegen der genauen und unparteiischen Mittheilung neuerer und gleichzeitiger Ereignisse größere Beachtung, als ihnen gewöhnlich zu Theil wird¹⁾. Noch mehr ist zu bedauern, daß seine genaue Beschreibung der Insel *Corsica*), welche sich handschriftlich in der vatikanischen Bibliothek befindet, nicht veröffentlicht wurde, da bekanntlich die Quellen über die Geographie und Topographie dieser Insel nicht sehr reichlich fließen. Giustiniani vermachte seine sehr schöne, besonders an alten Handschriften reiche Bibliothek seiner Vaterstadt, da diese aber die Erbschaft nicht antrat, oder irgend ein Betrug oder Diebstahl stattfand, so kamen die Bücher nicht an den Ort ihrer Bestimmung, sondern in die Hände von Privatleuten²⁾. — Ein späterer, dem Jesuitenorden angehöriger Agostino Giustiniani, im J. 1551 zu Genua geboren, war der Sohn Paolo Giustiniani's, des Dogen dieser Republik, widmete sich, nachdem er in dem Jesuitenkollegium zu Rom, in welches er im J. 1568 getreten war, seine Studien benützt hatte, dem Unterricht, in welchem er sich als Lehrer der Theologie und Philosophie zu Mailand, Padua und Rom große Verdienste und einen weit verbreiteten Ruhm erwarb. Er starb zu Neapel am 2. März 1590. Seine theologischen Schriften (*Doctrina theologica ordine questionum et articulorum D. Thomae digesta und De artibus humanis*) blieben ungedruckt³⁾. (Ph. II. Kält.)

GIUSTINIANI (Andrea), italienischer Prälat und theologischer Schriftsteller, am 22. Dec. 1570 zu *Ujaicio* auf der Insel *Corsica* geboren, trat, nachdem er seine humanistischen Studien zu *Ujaicio*, zu Genua und

zu Rom beendet hatte, in der letzteren Stadt im J. 1591 in den Dominikanerorden, in welchem schon viele Ritzglieder seiner Familie sich ausgezeichnet hatten. Er warf sich sogleich mit unermüdlischem Eifer auf das Studium der Theologie und insbesondere der heiligen Schrift und der Kirchenväter, so daß er im J. 1600 zum Studienmeister und, da er der griechischen Sprache völlig mächtig war, im J. 1607 zum Superior des von dem Papste Gregorius XIII. zu Rom gestifteten Collegiums der Griechen ernannt wurde. Er erzog hier viele, durch ihre Gelehrsamkeit ausgezeichnete Schüler, von welchen nur der berühmte Leo Allatius genannt werden soll. Solche Verdienste konnten nicht ohne Anerkennung bleiben, weshalb ihn Paul V. zum Generalcommissar bei den Inquisitionsgeschiede und zum Mitgliede der Congregation zur Prüfung der Bischöfe ernannte und ihm die kritische Untersuchung der vielbesprochenen Schrift des französischen Theologen Andr. Duval über die Ubergewalt des Papstes in kirchlichen Dingen (*De suprema Romani Pontificis in ecclesiam potestate* [Paris 1614. 4.]) übertrug. Giustiniani's Bemerkungen darüber (*Censurae et correctiones*) blieben ebenso, wie seine theologischen Antecedenzen (*De divina gratia und De sacramentis*) ungedruckt. Nachdem er längere Zeit diese mit beschwerlichen Arbeiten verbundenen Stellen höchst gewissenhaft bekleidet hatte, wurde er im J. 1614 auf den bischöflichen Sitz von *Jola* in Galabrien erhoben, und wäre sicher noch zu höhern Ehrenstellen gelangt, wenn ihm nicht ein frühzeitiger Tod am 27. Nov. 1617 hinweggerafft hätte⁴⁾. (Ph. II. Kält.)

GIUSTINIANI (Angelo), italienischer Prälat und theologischer Schriftsteller, im J. 1520 zu *Chiav* geboren, widmete sich der Theologie und trat nach der Beendigung seiner Studien in den Franziskanerorden. Da sich ihm in seinem Vaterlande keine Gelegenheit bot, seine Kenntnisse geltend zu machen, begab er sich mit einem reichen Vorrathe kostbarer Handschriften, welche er mit großer Umsicht allmählig zusammengedruckt hatte, nach Italien, wo er zu Padua, zu Genua und in andern Städten die Theologie lehrte, bis ihm der Cardinal von Ferrara zu seinem Begleiter nach Frankreich wählte, um mit ihm an dem Colloquium zu Poissy (1561) Theil zu nehmen. Später wurde er zum Hofprediger und Almosnier des Herzogs Emmanuel Philibert von Savoyen und sodann zum Bischof von Genf ernannt, in welcher Eigenschaft er dem Concilium zu Trient bewohnte und eine wichtige Verbindung zwischen dem päpstlichen Stuhle und dem Könige von Frankreich über die Immunität der Kirche zur großen Zufriedenheit des Papstes Pius IV. führte. Durch Unwohlsein und oft widerstehende heftige Gichtschmerzen verhindert, die Pflichten seines Amtes zu erfüllen, entsagte er im J. 1578 seinem Bisthume und zog sich nach Genua zurück, wo er am 20. Febr. 1586 starb. Seine lateinischen Ge-

6) *Venezia siano scritti assai rozamente in lingua italiana e non mancano di favole. ora trattati de' tempi antichi, ora preglatissimi nondimeno per le copiose notizie, che ci danno de' tempi meno lontani. e per la sincerità, che in essi al scorre.* 2) *ti. Tirabochi, Storia della letteratura italiana. Tom. VII. P. II. p. 445.* 7) *Ho descritto molto minutamente l'isola di Corsica per utilità della patria.* 8) sagt Giustiniani selbst an der bereits angeführten Stelle seiner Geschichte von Genua. 9) *Regl. A. Touron, Histoire des hommes illustres de l'ordre de Saint Dominique. (Paris 1747. 4.) Tom. IV. p. 26—38.* P. Bayle, *Dictionnaire historique et critique*, unter dem Art. Justiniani. *Girolamo Tirabochi, Storia della letteratura italiana. Tom. VII. P. II. p. 344 seq. 403 seq. Biographia universelle. Tom. XVII. p. 480 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 765 seq.* 9) Aug. und Al. de Bacher, *Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. (Lange 1836. 8.) Tom. III. p. 329.* G. Weill. *Schöer, Schichten-lexicon. 2. Bd. S. 2032.*

1) So sein Bruder, Fabiano Giustiniani, Bischof war; ein anderer Bruder, Benedetto Giustiniani, trat ebenfalls in den Dominikanerorden; vergl. die betreffenden Artikel.

2) *Ferd. Ughelli, Italia sacra. Tom. IX. p. 514.* A. Touron, *Histoire des hommes illustres de l'ordre de St. Dominique. Tom. V. p. 11—13.*

dichte, wie seine theologischen Schriften (Commentarii in quaedam capita S. Joannis, Sermones), sind jetzt der Vergessenheit anheimgefallen *).

GIUSTINIANI (Antonio), italienischer Prälat, im J. 1505 auf der Insel Cbio geboren, trat, nachdem er zu Genua seine Studien beendet hatte, im J. 1524 daselbst in den Dominikanerorden und erwarb sich alsbald den Ruhm eines ebenso ausgezeichneten Predigers als kenntnißreichen Theologen, weshalb er von dem Papste Paul III. im J. 1549 zum Inquisitor auf der Insel Cbio, wo durch das Gemisch von Lateinern, Griechen und Türken fortwährend viele Unordnungen in Glaubenssachen vorkamen, ernannt wurde. Nachdem er dieses mühselige und nicht selten mit Gefahr verbundene Amt eine Reihe von Jahren mit großer Umsicht und Geschäftigkeit verwaltet hatte, erhob ihn Pius IV. im J. 1562 zur Belohnung seiner Verdienste auf den erzbischöflichen Stuhl von Naxos im ägäischen Meere. Da aber Giovanni Grispi, der Erbschaftsbesitzer dieser der venetianischen Familie Zanuti angehörenden Insel, mit dieser Wahl nicht zufrieden war und bereits seinen Schilling Francesco Pisani zu dieser Stelle bestimmt hatte, so rief der Papst, welcher mancherlei Rücksichten gegen die christlichen Beherrscher der griechischen Inseln zu beobachten hatte, Giustiniani zurück, schickte ihn im J. 1563 auf das Concilium zu Trident und verlieh ihm im J. 1564 das Bisthum Sipari, welches er bis zu seinem Tode mit großer Gewissenhaftigkeit verwaltete. Er starb im J. 1571. Giustiniani versuchte sich auch als Schriftsteller, seine Schriften, unter denen sich seine Predigten und besonders seine Fastenpredigten (Prediche quaresimali fatte in Scio nel 1551) auszeichnen sollten, blieben aber ungedruckt †).

GIUSTINIANI (Benedetto), italienischer Jesuit und theologischer Schriftsteller, im J. 1550 zu Genua geboren, trat nach der Beendigung seiner Studien im J. 1579 zu Rom in den Jesuitenorden, lehrte hier in dem Collegium der Verbsamkeit und später die Theologie in den Collegien zu Zoulouse, zu Messina und zu Rom, von wo aus er auf Befehl des Papstes Clemens VIII. im J. 1596 den Cardinal Thomas de Vio Cajetan auf seiner Gesandtschaft nach Polen als Theolog begleitete. Nach seiner Zurückkunft zum Penitentiarius und Beichtvater am päpstlichen Hofe ernannt, benutzte er diese ruhige Stellung, um seine früher begonnenen literarischen Arbeiten zu beenden. Er starb zu Rom am 19. Dec. 1622. Als Schriftsteller erwarb sich Giustiniani durch seine gebrügten Commentare über die Briefe des Apostels Paulus (In omnes B. Pauli Apostoli explanationes, accedunt Prolegomena, hoc est Disputationes de Apostolatu, de Epistolis apostolicis et de Paulo Apostolo [Lugduni 1612, fol.]

2 Voll.) und über die katholischen Briefe (In omnes Catholicae Epistolae Explanationes indicibus illustratae [Lugduni 1621. fol.]) großen Beifall. Unter seinen übrigen Schriften, von welchen viele ungedruckt geblieben sind, ist noch zu nennen die Leichenrede auf Innocentius IX. (Oratio habita ad Collegium Cardinalium ipsorum rogatu in funere Innocentii IX. Pont. Max. 9 Idus Januarii 1592. [Romae 1592. 4.]), die übrigen haben jetzt ihren früheren Werth verloren. — Ein anderer, derselben berühmten Familie angehörender Benedetto Giustiniani, im J. 1590 zu Genua geboren †), widmete sich der Theologie und trat nach der Beendigung seiner Studien in den Dominikanerorden. Er zeichnete sich besonders als Prediger aus und soll im J. 1626 zu Gremona durch die Kraft seiner Rede viele Protestanten bekehrt und sich dadurch großen Ruhm erworben haben. Er starb im J. 1631. Seine ascetischen Schriften (Trattato per facilmente cognoscer i difetti nostri di ciascun giorno con orazioni devotissime da resitarsi avanti e dopo la sacra communione und Modo di ben viver e di servir a Dio), welche von seinen Zeitgenossen sehr geschätzt wurden, sind jetzt vergessen; sein Commentar zu dem ersten Theile der Summa des heiligen Thomas von Aquin blieb ungedruckt. — Ein dritter Benedetto Giustiniani, im J. 1554 auf Cbio geboren, gehörte einem über diese Insel herrschenden Zweige desselben geneuesischen Geschlechtes an, flüchtete aber nach der Eroberung seines Vaterlandes durch die Türken nach Italien, wo er sich der Theologie widmete. Nachdem er zu Perugia und Pavia seine Studien beendet hatte, begab er sich nach Rom, wo er von Sixtus V. zuerst zum Schatzmeister der apostolischen Kammer und im J. 1585 zum Cardinale ernannt wurde. Seine Gewandtheit und Schnelligkeit in der Beforgung aller Angelegenheiten verschafften ihm bald einen sehr großen Einfluß und veranlaßten seine Verwendung zu den wichtigsten Geschäften. Die schwierigste Aufgabe ward ihm als Legat in der unruhigen Stadt Bologna, er löste sie aber zur Zufriedenheit sowohl der Bewohner, als auch des Papstes Paul V. welcher ihn zur Belohnung seiner Verdienste im J. 1615 zum Bischof von Sabina ernannte und sich fortwährend seines guten Rathes bediente. Giustiniani starb am 27. März 1621 zu Porto, nach welchem Bisthume er im vorhergehenden Jahre versetzt worden war †).

GIUSTINIANI (Bernardo), ein Sohn des Humanisten Leonardo Giustiniani (s. d. Art.) und einer der ersten beachtungswürdigen Bearbeiter der venetianischen Geschichte, am 6. Jan. 1408 zu Venedig geboren †),

*) Ebr. Gottfr. Zöcher, Gelehrtenkron. 2. Bd. S. 2031. Biographie générale. Tom. XX. p. 768.

†) Regal. Ferd. Ughelli, Italia sacra. Tom. I. p. 753. Mich. Le Quien, Oriens Christianus, Tom. III. p. 1006. A. Truvet, Histoire des hommes illustres de l'ordre de St. Dominique. Tom. IV. p. 302—304.

1) Regal. Aug. und Al. de Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. III. (Liege 1856. 8.) p. 329. Biographie générale. Tom. XX. p. 768. 2) Ein Bruder Fabiano Giustiniani's, Bischof von Vercelli, und Andrea Giustiniani's, Bischof von Cies (s. d. Art.). 3) Ebr. Gottfr. Zöcher, Gelehrtenkron. 2. Bd. S. 2032. 4) Ferd. Ughelli, Italia sacra. Tom. I. p. 150.

1) Die Angabe, daß Giustiniani im J. 1407 geboren sei,

genieß eine der Stellung seiner Familie entsprechende sehr vorzügliche Erziehung und von den berühmten Humanisten Guarino von Verona, Francesco Filelfo und Georg von Trapani einen gründlichen Unterricht in den schönen Wissenschaften und in den alten Sprachen. Nach der Beendigung seiner Studien zu Padua und der Erlangung der Doctorwürde trat er in seinem 19. Jahre in den Staatsdienst und fand durch den umsichtigen Eifer, welchen er bei allen Geschäften bewies, die schnellste Beförderung von einer Ehrenstelle zur andern. Im J. 1451 ward er seiner glänzenden Rednergabe wegen ausersehen, den Kaiser Friedrich V., als dieser auf seinem Zuge zur Krönung nach Rom durch das Gebiet der Republik kam, zu bewillkommen, und seine Rede fand ungeheuren Beifall. Von nun an wurde er bei den meisten Vorfällen, welche einen tüchtigen Redner verlangten, stets seinen Auftritten vorgezogen. Im J. 1457 hielt er die Leichenrede auf den Dogen Francesco Foscari, zwei Jahre später ging er als Gesandter der Republik mit Ferdinand, König von Neapel, nach Rom und bald darauf (1460) nach Frankreich zu dem Könige Ludwig XI., dessen Gunst er sich in so hohem Grade erworben, daß er von ihm in den Ritterstand erhoben wurde. Während seines Aufenthaltes zu Paris stattete ihm die Universität, ihren Recter an der Spitze, einen feierlichen Besuch ab, wofür er sich durch eine noch vorhandene Rede bedankte. Kaum nach Venedig zurückgekehrt, wurde er in wichtigen Geschäften nach Rom zum Papste Pius II. gesandt und nach dem Tode desselben (1464) beauftragt, seinem Nachfolger Paul II. zur Bestätigung des päpstlichen Stuhles Glück zu wünschen. Einige Jahre später (1467) wurde er zum Viceschloßhaber von Padua ernannt und bald darauf in den Rath der Rehn aufgenommen. Im J. 1471 ging er zum dritten Male nach Rom, um Sixtus IV. die Glückwünsche der Republik bei seinem Regierungsantritte vorzubringen, und drei Jahre nach dieser Gesandtschaft (1474) erhielt er die Stelle eines Procurators von St. Marcus, welches die nächste nach der des Dogen ist. Er starb am 10. März 1489 in einem Alter von 81 Jahren und wurde in der Patriarchalkirche zu Venedig begraben. Giustiniani ließ sich durch seine vielfachen Berufsarbeiten nie ganz von den Wissenschaften abziehen und beschäftigte sich vorzugsweise mit der vaterländischen Geschichte; vor Allem aber war er darauf bedacht, das Andenken seines frommen Oheims, des Patriarchen Lorenzo Giustiniani (s. d. Art.), zu verewigen, was ihm auch durch die nach dem ihm zu Gebote stehenden besten Quellen gearbeitete Lebensbeschreibung desselben (*Vita beati Laurentii Patriarchae Venetiarum* [Venetis 1475. 4. Romae 1690. 4.]) vollständig gelang. Man findet diese Biographie, deren erste Ausgabe sehr selten geworden ist, auch in allen Ausgaben der sämmtlichen Werke des Patriarchen, in

Dan. Rosa's Handschrift auf: denselben (*Summorum sanctissimorumque pontificum, illustrium virorum piorumque Patrum de B. Laurentii Justiniani Venetiarum Patriarchae vita, sanctitate et miraculis testimoniorum centuria* [Venet. 1614. 4.], bei Abr. Brevius [Annal. eccles. Tom. XVII. ad ann. 1453. n. 44 seq.] und in den Legendenammlungen (bei L. Surius unter dem 8. Jan., in den Act. SS. Antverp. Januarii. Tom. I. p. 549 seq.); auch wurde sie von Nicolo Manerbi ins Italienische übersetzt. (Venezia 1576. 4.) Als das bedeutendste historische Werk Giustiniani's muß jedoch unstreitig seine Geschichte Venedigs (*De origine urbis Venetiarum rebusque ab ipsa gestis historia*) betrachtet werden; sie wurde aber erst nach seinem Tode von Benedetto Brognolo herausgegeben (Venetis 1492 und 1534 fol. Auch in P. Burmann's *Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae*. Vol. V. P. I. p. 1 seq.) und von Roberto Domenichi ins Italienische übersetzt (*Historia dell' origine di Vinegia e delle cose fatte da Vinitiani*. [Venezia 1545 und 1608. 8.]). Sie ist leider nicht vollendet und die vorhandenen 15 Bücher reichen nur bis zum Jahre 809. Bei der Darstellung der Begebenheiten der ältesten Zeiten, wo sie meist dem früheren Geschichtsschreiber Andrea Dandolo folgt, nimmt sie freilich mancherlei unbegründete Sagen auf, je weiter sie aber voranschreitet, desto zuverlässiger wird die auf die besten Quellen gestützte Erzählung; auch übertrifft der Verfasser in Bezug auf Stil und Sprache weit seine Vorgänger. Zu seinen historischen Schriften gehört auch das Leben des Evangelisten Marcus (*Vita S. Marci Evangelistae et de corpore ejus Venetis translato*) in zwei Büchern, welche den Ausgäben seiner venetianischen Geschichte angehängt sind. Seine Reden und Briefe (*Orationes et epistolae*) sind ebenfalls gesammelt (Venetis s. a. [1492] fol. Ibid. 1493 fol. Florentiae 1496 fol.); der hier angeführte erste Abdruck, welcher sich nur allein bei der ersten Ausgabe der venetianischen Geschichte befindet, ist sehr selten, weil er aus politischen Gründen unterdrückt wurde; die Rede, welche er vor Sixtus IV. hielt (*Oratio apud Sixtum IV. Pontificem habita*), ist auch einzeln gedruckt (Romae s. a. [1471] 4. in drei verschiedenen Ausgaben und Venetis s. a. [1471] 4.). Die Sammlung dieser Reden enthält ferner die lateinische Uebersetzung der Rede des Isokrates für Nikotes, welche Giustiniani in seinem 18. Jahre fertigstellte. Die von mehreren Literarhistorikern mitgetheilte Bemerkung, daß Giustiniani auch eine Geschichte der Gothen geschrieben habe, beruht auf einem Irrthume, welcher dem ersten Buche der venetianischen Geschichte, worin von den Gothen und andern in Italien eingedrungenen fremden Völkern die Rede ist, seinen Ursprung verdankt. Ebenso unbegründet ist die Sage, daß er unter den Handschriften seiner Bibliothek das jetzt verlorene Buch Cicero's *De Gloria* besessen habe; ein Mann von seiner Bildung und seinem Geschmade hätte sich gewiß beist, diesen Schatz durch die

folgt der alten venetianischen Zeitrechnung, nach welcher das Jahr erst mit dem 1. März beginnt.

u. Gnechll. d. W. u. R. Erste Section. LXVIII.

schon zu seiner Zeit in Italien eingeführte Buchdrucker-
kunst zu vervielfältigen“). — Man hat ihn zuweilen auch
mit einem jüngern Bernardo Giustiniani verwechselt,
welcher in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. lebte
und eine Geschichte der militärischen Orden (*Historie
cronologiche dell' origine degli ordini militari e di
tutte le religioni cavalleresche* [Venezia 1672. 4.
Ibid. 1692 2 Voll. fol. Amsterd. 1721. 8. 4 Voll.])
schrieb, welche besonders wegen der genauen Schilderung
und Abbildung der Costüme und Ceremonien nicht ohne
Werth ist und immer noch gesucht wird. Von dem
Verfasser weiß man übrigens Nichts weiter, als daß er
dem Rönischstande angehört; und Ritter des kaiserlichen
Ordens vom heiligen Georg war. (Ph. H. Kälb.)

GIUSTINIANI (Decio), italienischer Prälat und
Schriftsteller, im J. 1580 zu Messina auf der Insel
Sicilien geboren, stammte aus der berühmten geneuesischen
Familie der Giustiniani, welche über die Insel Chios,
die diese in die Hände der Türken fiel, geherrscht hatte,
und traf in seinem 15. Jahre in den Dominikanerorden,
bei welcher Gelegenheit er seinen Taufnamen Giovanni
Battista mit dem Klosternamen Decio vertauschte. Er
widmete sich mit unermüdlichem Fleiße dem Studium
der Theologie, sodas er alsbald selbst ein Lehramt in
derselben übernehmen konnte. Die glänzenden Erfolge,
welche er in dieser Stellung durch die Bildung ausge-
zeichnete Schüler errang, sowie sein Ruf als einer der
vorzüglichsten Prediger bezogen den Papst Paul V.,
ihn im J. 1612 zum Bischofe von Ugento auf Corfica
zu ernennen. Nachdem er nur mit großem Widerstreben
diese Würde, welche aus dieser durch Zwickracht, Kasten,
Armuth und Aberglauben sehr herabgekommenen Insel
mit sehr vielen Beschwerden und Unannehmlichkeiten
verbunden war, angenommen hatte, bemühte er sich
während der 34jährigen Verwaltung seines Amtes sowohl
durch sein eigenes Beispiel, als durch heilsame Verord-
nungen eingewurzelte Uebel auszurotten und die stets
zum Ausbruch geneigte verkommenen Bevölkerung an eine
thätige und ruhige Lebensweise zu gewöhnen, was auch
ihn und seinem Neffen Michele Giustiniani (s. d. Art.),
welchen er sich zum Generalsekretär ersehen hatte, über
alle Erwartung und zur großen Befriedigung der Re-
publik Genua, welche Corfica seither stets mit Gewalt
hatte niederhalten müssen, vortreflich gelang. Er ver-
wendete einen großen Theil seines Einkommens zur
Unterstützung der sehr dürftigen Verwohner seiner Diocese,
zur Bedienung öffentlicher Anstalten und zur Förderung
der Gewerthätigkeit. Er starb am 21. Nov. 1642 von
der Bevölkerung allgemein und aufrichtig betrauert.
Da er als einer der ausgezeichneten Prediger seiner Zeit

galt, so ist zu bedauern, daß seine Predigten (Prediche
diverse) nicht gedruckt wurden; auch die Biographie
eines seiner Vorgänger im Amte, des später selig ge-
sprochenen Alessandro Sauli (*Compendium seu relatio
vitae Alexandri Sauli*) und seine auf den Synoden seiner
Diocese erlassenen Verordnungen (*Constitutiones
synodales*) haben für die Kirchengeschichte noch einigen
Werth *). (Ph. H. Kälb.)

GIUSTINIANI (Fabio oder Fabiano), italieni-
scher Prälat und Schriftsteller *), am 20. Sept. 1578
zu Termi in der Diocese von Genua geboren, war der
Sohn Leonardo Saracchetti's, eines genueser Plebejers,
den die Familie der Giustiniani wegen seiner entschiedenen
Weigerung, an der Verschwörung Luigi Fieschi's
Theil zu nehmen, adoptirt hatte. Fabio widmete sich
der Theologie und trat im J. 1597 zu Rom in die
von dem heiligen Philipp von Neri gestiftete Priester-
congregation. Seine Vorliebe für literarische Studien
bewog die Gesellschaft, ihn zum Bibliothekar in ihrem
Ordenshause Santa Maria von Vallinella zu ernennen,
und hauptsächlich in dieser Stellung erwarb er sich die
ausgebreiteten Kenntnisse, welche seinen Ruf begründeten.
Der Papst Paul V., welcher von dem Cardinale
Giustiniani auf den gelehrten Mann aufmerksam ge-
macht wurde und bald seinen Werth erkannte, erhob ihn
im J. 1616 auf den bischöflichen Stuhl von Ugento
auf der Insel Corfica, und stellte ihm die Aufgabe, die
Verbesserungen, welche sein Vorgänger Giulio Giustiniani
mit großem Eifer in dieser Diocese begonnen
hatte *), durchzuführen. Fabio betrieb, um den Unter-
richt zu heben, die Jesuiten nach Ugento, erbaute auf
seine Kosten einen bischöflichen Palaß und einige neue
Kirchen, restaurirte die alten, bereite unabhängig seinen
Sprengel, um sich selbst von der Wirkung seiner neuen
Einrichtungen zu überzeugen, und wurde unstreitig noch
weit mehr Gutes gestiftet haben, wenn ihn nicht ein
frühzeitiger Tod am 3. Jan. 1627 hinweggerafft hätte.
Als Schriftsteller erwarb er sich den meisten Beifall
durch seinen Realkatalog über die biblische Literatur
(*Index universalis alphabeticus materias Biblicas
in omni facultate pertractatus earumque scriptores*

*) Ferd. Ughelli, Italia sacra. Tom. III. p. 511 seq. A.
Toussou. Histoire des hommes illustres de l'ordre de St. Do-
minique. Tom. V. p. 241—247.

1) Ein Bruder des Dominikaners Benedetto Giustiniani's und
Andrea Giustiniano's, Bischofs von Seo (s. d. Art.). 2) Giulio
Giustiniano, im J. 1543 auf der Insel Chios geboren, kam nach
der Eroberung dieser Insel durch die Türken (1566) nach Italien,
wo er sich zu Pisa und Perugia der Theologie widmete. Nach der
Beendigung seiner Studien lebte er als Religiosus zu Rom,
bis er durch den Einfluß seiner Familie im J. 1587 zum Bischofe
von Ugento ernannt wurde. Er verwendete die ihm anvertraute
Diocese mit unermüdlichem Eifer und erwarb sich durch seine
pfeimigliche und Thätigkeit die Liebe seiner Untergebenen in
behrm Grade. Sein Tod, welcher am 28. April 1616 erfolgte,
erregte allgemeine Trauer. Er verfaßte sich auch als Schrift-
steller, seine Werke (*Constitutiones synodales* und *Discursus
pastorales*) blieben jedoch ungedruckt. Ferd. Ughelli, Ita-
lia sacra. Tom. III. p. 497. Ghr. Gottl. Zöcher, Gelehrten-
lexikon. 2. Bd. S. 203.

2) Bergl. A. Stella. Vita Bernardi Justiniani. (Venezia
1552. 8.) G. Tiraboschi. Storia della letteratura Italiana.
Tom. I. p. 258. Tom. VI. p. II. p. 58. J. P. Nicéron, Mé-
moires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la
république des lettres. Tom. VII. p. I seq. (teutsche Uebersetzung
7. Bd. S. 93 f.). Biographie universelle. Tom. XVII. p. 477.
3) Bergl. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 478. Bio-
graphie générale. Tom. XX. p. 771.

et locos designans [Romae 1612. fol.], welcher zwar den jetzigen Anforderungen an eine solche Arbeit nicht mehr entspricht, aber doch immer noch mit Nutzen gebraucht werden kann. Außer diesem sehr selten gewordenen Werke mögen von seinen übrigen Schriften noch genannt werden sein Commentar über den Tobias (Tobias explanationibus historicis et documentis moralibus illustratus; accesserunt ejusdem tractatus de hostili saevitia peccati, et de superbia; ejus gradibus et remediis [Romae 1621 fol. Antwerp. 1629 fol. Coloniae 1629 fol.], seine Einleitung in die heilige Schrift (Commentarius de sacra Scriptura ejusque usu ac interpretibus [Romae 1614. 8. Parisiis 1618. 8.]) und die Verhandlungen der von ihm abgehaltenen Diöcesensynoden (Constitutioni ecclesiasticae publicatae nella sua prima et secunda Synodo diocesana l'anno MDCXVII et MDCXVIII. [Viterbo 1620. 8.]). (Ph. H. K. u. b.)

GIUSTINIANI (Giorgio), italienischer Jesuit und theologischer Schriftsteller, im J. 1569 auf Gries geboren, stammte aus dem berühmten genevesischen Geschlecht, welches über diese Insel bis zur Eroberung derselben durch die Türken (1566) geherrscht hatte, und trat im J. 1587 zu Rom in den Jesuitenorden. Er ging nach der Vervollendung seiner theologischen Studien als Missionar nach Indien, predigte nach seiner Zurückkunft zu Constantinopel, Venedig und Bologna mit großem Erfolge und starb in der letzten Stadt, nachdem er daselbst 40 Jahre lang segensreich gewirkt hatte, am 3. Dec. 1644. Man setzte ihm in der Jesuitenkirche ein schönes Monument. Seine ausgezeichneten Erbauungsschriften, nämlich *La Giornata spirituale* (Bologna 1652. 12.); auch unter dem Titel: *Regola di vivere e di morire christianamente. Aggiunte le precii della divotione della buona morte* (Roma 1652. 4. Ibid. 1659. 12.), *Ricordi spirituali* (Bologna 1652. 12.) und *Passatempo spirituale* (Bologna 1654. 12.), welche erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden, gehören zu ihrer Zeit zu den beliebtesten christlichen Schriften. Einer seiner Anverwandten, Michele Giustiniani (f. d. Art.), vereinigte sie deshalb in einer Sammlung unter dem Titel: *Operette spirituali, cioè Giornate, Passatempo e Ricordi spirituali* (Avellino 1656. 12.) und fügte eine Biographie des Verfassers hinzu. (Ph. H. K. u. b.)

GIUSTINIANI (Giovanni), ein italienischer Dichter und Gelehrter des 16. Jahrh., um das Jahr 1513 auf der Insel Sanbia geboren, gehörte zu dem auf dieser Insel ansehnlichen Zweige des berühmten venetianischen Geschlechtes der Giustiniani, kam aber schon als Knabe

von zehn Jahren mit seinen Eltern, welche durch den Krieg ihre ganzs Jahre verloren hatten, nach Venedig und von da nach Spanien und Frankreich, wo sein Vater sich vergebens bemühte, seiner Familie wieder ein besseres Loos zu bereiten, da der König Franz I., welcher auf die Verwendung des Bischofs von Rhodex und späteren Cardinals George d'Armagnac sich ihrer annehmen versprochen hatte, für sie zu früh starb. Giovanni kehrte im J. 1540 nach Italien zurück, aber in so ärmlichen Verhältnissen, daß er sich genöthigt sah, durch Unterricht in der lateinischen Sprache, welchen er abwechselnd zu Venedig, Padua und Gape d'Africa erteilte, sein Leben zu fristen und seine bessere Stellung zu gewinnen vermochte, obgleich er seiner ausgebreiteten Kenntnisse und seines poetischen Talentes wegen allgemein geachtet war und mit vielen der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, wie L. Rivet, Alananni, P. Grevio, P. Manuzio, J. Operinus und M. Gribaldi, in freundschaftlicher Verbindung stand. Als ihm endlich (im J. 1552) die Leitung der öffentlichen Schulen zu Nikosia auf der Insel Cypern angeboten wurde, schloß er sich zu alt und schwach, um dem Rufe zu folgen und den an ihn gestellten Anforderungen entsprechen zu können. Er starb bald darauf (um das Jahr 1556) in dem tiefsten Elende. Außer einer Sammlung von Briefen und kleinen Schriften in lateinischer Sprache (*Epistolae familiares, scholasticae sive morales, declamatoriae*; v. D. Nicolao supremo pontifice sermo; memorabilis facti Bohemiae regis Maximilianii commentarius [Basil. 1554. 16.]), einer Lobrede auf Goffio I. de' Medici und einer an Boecaccio's Novelle von Fulvio und Giusseppe (*Decamerone* X, 8) ankunftsnden fingierten Antwort des Athenieners Socrates an Fulvio (beide in italienischer Sprache und zusammengedruckt Padova 1553. 8.) sind noch hauptsächlich Giustiniani's verdienstliche, in schönem und reinem Italienisch geschriebene Uebersetzungen der Andria und des Eunuchus von Terenz (*L'Andria e l'Eunuchio di Terentio, tradotte in verso adrucciolo* [Vinegia 1544. 8.]), des achten Buchs der Aeneide Virgil's (*Il libro ottavo de la Eneide di Virgilio trad. in versi sciolti* [Vinegia 1542. 8.]) und der zweiten philippischen Rede Ciceron's (*La seconda Filippica, trad. in volgare* [Vinegia 1538. 8.]) zu erwähnen. Andere Uebersetzungen classischer Schriftsteller (Soras, Terenz, Suetonius), welche er versprochen und auch begonnen hatte, wurden entweder nicht vollendet oder nicht herausgegeben, auch sein Commentar über Petrarca's Canzoni in spanischer Sprache blieb ungedruckt. Mehrere Briefe Giustiniani's findet man in den *Lettere scritte a P. Aretino da molti signori* (Vinegia 1551 — 1552. 8. 2 Voll.), durch deren Unterfürst (Giustiniano povero) er selbst seine Armuth bekennet. (Ph. H. K. u. b.)

3) J. P. Nicéron, *Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres*. Tom. XXXVIII. p. 256. Ferd. Ughelli, *Italia sacra*. Tom. III. p. 469. Biographie universelle. Tom. XI. p. 426. Biographie générale. Tom. XX. p. 770.

4) Aug. und Al. de Becker, *Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus*. (Lüttge 1854. 8.) Tom. II. p. 242.

1) Man schreibt ihm gewöhnlich auch eine Uebersetzung der ersten Rede Ciceron's gegen Verres (*La divinatione contra Verrem* [Padova 1549. 4.]) zu, diese gehört aber Giosseppe Giustiniani an.

2) Virgil. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 470. Biographie générale. Tom. XX. p. 767.

GIUSTINIANI (Girolamo), italienischer Dichter, um das Jahr 1680 zu Genua geboren, erhielt, wie sämtliche Sprößlinge der berühmten Familie Giustiniani, eine sehr vorzügliche Erziehung und befaßte sich, da seine glänzenden Vermögensverhältnisse ihm erlaubten, unabhängig zu leben, fast ausschließlich mit der Literatur. Seine Tragödie *Isepta* (Parma 1583. 8.) erhebt sich nicht über die Mittelmäßigkeit, sehr gelungen sind dagegen, was die Sprache betrifft, seine metrischen Uebersetzungen mehrer Tragödien des Sophokles, nämlich des Königs *Oedipus* (*L'Edipo re tradotto in versi sciolti* [Venezia 1610. 12.]), des *Oedipus* zu Kolonos (*L'Edipo il Coloneo*). *Tragedia tradotta in versi sciolti* [Venezia 1611. 12.] und des raskenden *Niar* (*Ajaee flagellifero*). *Tragedia tradotta in volgare* [Venezia 1603. 8.]), ferner der *Alektis* des Euripides (*Aleeste*). *Tragedia* [Genova 1599. 8.] und des gewöhnlich dem Kirchenvater Gregor von Nazianz zugeschriebenen leidenden Christus (*Cristo paziente*, *Tragedia* [Venezia 1611. 12.]), obgleich alle diese Bearbeitungen nicht dem griechischen Originale, sondern lateinischen Uebersetzungen nachgebildet sind. Giustiniani war auch Mitglied der Akademie der Argonauten zu Mantua und starb im J. 1615¹⁾. — Ein dem auf Ghibis anfalligen Zweige dieser geneuer Familie angehörender älterer Girolamo Giustiniani, im J. 1552 auf dieser Insel geboren, ging nach der Eroberung seines Vaterlandes durch die Türken (1566) nach Neapel, wo er im J. 1570 in den Dominikanerorden trat und einige Jahre die Philosophie und Theologie lehrte, bis er zum Generalvicar von Ragusa ernannt wurde. In den Jahren 1587 und 1588 machte er mit Sixtus Fabri, dem Generale seines Ordens, eine Visitationsreise durch Spanien und lebte nach seiner Zurückkunft längere Zeit zu Rom, wo er als Redner großen Beifall erntete. Später (1597) übertrug ihm der Papst das Bisthum von Ghibis, welches er unter sehr unangünstigen Verhältnissen antrat, aber zur großen Zufriedenheit der Gläubigen und Ungläubigen verwalte, bis ein verunglückter Angriff der Genuer auf die Insel (1599), welcher die Türken erbitterte, ihn zwang, mit allen Christen die Hauptstadt zu verlassen und seinen Sitz auf einem Dorfe aufzuschlagen. Endlose Mühseligkeiten und in Folge derselben eingetretene körperliche Gedecktheit veranlaßten ihn im J. 1604 seinem Bisthume zu entsagen und sich in das Dominikanerkloster zu Neapel und sodann, da seine Kränklichkeit stets zunahm, auf das seiner Schwefter gebörende Schloß Griperia in Calabrien zurückzuziehen, wo er im J. 1618 starb. Seine Predigten (*Conciones annuales et quadragesimales*), von welchen seine Zeitgenossen mit großem Lobe sprachen, wurden nicht gedruckt²⁾. (Ph. II. Kähl.)

GIUSTINIANI (Leonardo), ein jüngerer Bruder des Patriarchen Lorenzo Giustiniani, um das Jahr 1388

zu Venedig geboren, gehört zu den ersten Gelehrten, welche sich mit dem Studium der griechischen Sprache befaßten und überhaupt zur Wiederbelebung der altclassischen Literatur eifrig mitwirkten. Er erhielt seinen Unterricht in den alten Sprachen von dem berühmten Humanisten Guarino von Verona und widmete sich sodann auf der Universität zu Padua der Philosophie. Durch den Einfluß seiner Familie kam er alsbald in den Rath der Republik, in welchem er sich durch seine Gewandtheit in der Geschäftsführung und besonders durch sein Rednertalent auszeichnete. Im J. 1418 von dem Senate gewählt, die Krönrede auf den Großadmiral Carlo Zeno zu halten, entledigte er sich dieses Auftrages mit dem glänzendsten Erfolge, und man liest jetzt noch diese Rede (*Oratio habita in funere Caroli Zeni*, gedruckt mit den Reden seines Sohnes Bernardo Giustiniani [f. d. Art.], in Martene's und Durand's *Veterum Scriptorum ampliss. collectio*, Tom. III. p. 743 seq. und in Muratori's *Script. rer. ital.* Tom. XIX. p. 373 seq.) mit Beifall und Vergnügen. Als der griechische Kaiser Johannes Palaeologus im J. 1437 auf seiner Reise nach Ferrara zu dem Genetium Venedig berührte, wurde Giustiniani ausersuchen, um ihn in griechischer Sprache zu bewillkommen, was ihm so vortreflich gelang, daß der Kaiser sein Erscheinen über die Gewandtheit und Feinheit seiner Rede laut aussprach. In diese Zeit fallen auch die Uebersetzungen mehrer Biographien Plutarch's (des Lucullus, des Cinna, des Pyrrhus und des Cato von Utica), die in den alten Ausgaben der lateinischen Uebersetzungen der Biographien Plutarch's (Venet. 1478 fol. u. öfter) zum Theil fälschlich dem jüngeren Papo Virago von Castiglione, welcher ebenfalls einige Biographien Plutarch's übersetzte, zugeschrieben werden, und die Uebersetzung der Legende des heiligen Nicolaus (*Vita S. confessoris Nicolai, cognominati Magni et Myrentis*, in den *Poetae Christiani* [Venet. 1501. 4.] und in der Legendenammlung des Surius unter dem 6. Dec.). Außer diesen früheren Studien verfaßte sich Giustiniani auch in der italienischen Poesie, und zwar in der damals beliebten leichtfertigen Gattung, wie aus seinen Canzonette e strambotti d'amore (Venezia 1482. 8. 1485. 8. 1495. 4.) hervorgeht. Auf den Rath seines dadurch wenig erbauten Bruders, des Patriarchen, verließ er jedoch diese Richtung und dichtete fortan nur noch fromme Lieder, welche übrigens nicht geringeren Beifall fanden, wie die zahlreichen Ausgaben seiner *Devotissime e santissime laude* (s. l. [Venezia] 1474. 4. Venezia 1475. 4. Vicenza 1475. 4. Venezia 1483. 4. Venezia 1490. 1. Bressa 1495. 4. Venezia 1517. 4.) zur Genüge beweisen. Man kann zwar allen diesen Gedichten Phantasie und kernhaften Ausdruck nicht absprechen, vermißt aber an ihnen Eleganz und kunstgerechte Fassung. Neben diesen Tändeleien zeigte Giustiniani in seinen Amtsgeschäften als Statthalter von Friaul und als Procurator von St. Markus den größten Ernst und Eifer. Die letzte Stelle, welche er im J. 1443 erhielt, bekleidete er jedoch nicht lange,

1) Biographie universelle. Tom. XVII. p. 482. Biographie générale. Tom. XX. p. 769.

2) A. Touron, Histoire des hommes illustres de l'Ordre de St. Dominique. Tom. V. p. 13 — 19. Götting. Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 2034.

da er bald darauf erblindete. Er starb am 10. Nov. 1446. Außer den schon angeführten Schriften sind noch seine Briefe (Epistolae) zu erwähnen, welche sich in der Sammlung der Reden und Briefe seines Sohnes Bernardo befinden. Giustiniani war auch ein leidenschaftlicher Sammler guter Handschriften griechischer und römischer Klassiker, und da er bei der Erwerbung derselben seine einflussreiche Stellung benutzte und außerdem in der Zurückgabe den Andern gleichem Manuskript nicht sehr geneigt war, so gelang es ihm, eine der größten und schönsten Bibliotheken seiner Zeit zusammenzubringen *).

GIUSTINIANI (Leonardo), Erzbischof von Nizy (Metelino) und Schriftsteller, geboren aus Ghios, stammte aus dem auf dieser Insel anhängigen Zweige des berühmten Geschlechtes der Giustiniani, trat nach der Beendigung seiner theologischen Studien in den Dominikanerorden und ward durch den Einfluß seiner Familie von dem Papste Eugenius IV. um das Jahr 1444 zum Erzbischof von Metelino ernannt. In dieser Eigenschaft ging er um das Jahr 1446 im Auftrage des päpstlichen Stuhles mit dem Cardinale und russischen Patriarchen Isidorus von Thessalonien nach Constantinopel, um bei dem griechischen Kaiser Konstantin Paläologus die Vereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen zu betreiben; diese Vereinigung kam auch endlich am 12. Dec. 1452 zu Stande, aber zu spät, denn schon im folgenden Jahre fiel Constantinopel in die Hände der Türken. Der Erzbischof entging nur mit Hilfe der Gefangenschaft und gelangte glücklich nach Ghios, von wo aus er einen vom 16. Aug. 1453 datirten genauen Bericht über die Einnahme der griechischen Hauptstadt (De urbis Constantinopolitanae jactura et captivitate [Norimbergae 1543. 4.]; auch in der Fortsetzung der Annalen des Baronius von Abrab. Xyrovius, ad ann. 1453. §. 6. Tom. XVII. p. 84—90 und in Ph. Lonicer's Chronica Turcica. [Francof. 1578 fol.] Tom. II. p. 84—102) an den Papst Nicolaus V. abgehen ließ. Als im J. 1462 Metelino von den Türken erobert wurde, fiel Giustiniani entweder durch das Schwert oder gerieth in die Gefangenschaft, in welcher er jedenfalls durch die Grausamkeit der Sieger bald umkam. Ein von ihm während seines Aufenthalts in Italien verfaßtes Werk über den Adel (Tractatus apologeticus de vera nobilitate) wurde erst zwei Jahrhunderte später zu Venedig (1657. 4.) von dem derselben Familie angehörenden Prälaten Michele Giustiniani (s. d. Art.) herausgegeben †). (Ph. H. Kalth.)

GIUSTINIANI (Lorenzo), erster Patriarch von Venedig, im J. 1380 zu Venedig geboren, stammte aus einer der ältesten und angesehensten Familien seiner Vaterstadt und erhielt, da er seinen Vater Bernardo

Giustiniani, einen der ersten Beamten der Republik, sehr früh verlor, von seiner Mutter, einer dem edeln Hause der Duxini angehörenden, eben so gebildet als frommen Frau, eine vorzügliche, hauptsächlich auf die Entwicklung seines ihm angeborenen religiösen Sinnes gerichtete Erziehung. Die Neigung zum geistlichen Stande überwog daher alsbald bei dem mit trefflichen Geistesgaben ausgerüsteten Jünglinge alle andern Rücksichten und er trat schon in seinem 19. Jahre in die Congregation der regulirten Chorherren zum heiligen Georg auf Ala, einer nahe bei Venedig liegenden kleinen Insel. Seiner Jugend ungeachtet übertrug er alle seine Mitbrüder in Fasten und Nachtwachen und kasteite seinen Leib mit solcher Strenge, daß seine Oberen sich genöthigt sahen, seinem allzu großen Eifer Schranken zu setzen. Er hatte einen so großen Abhau vor der Welt und fürchtete so sehr jede Zerstreuung, daß er von dem Tage seines Eintrittes in das Kloster bis zu seinem Tode nur einmal das ältliche Haus wieder betrat und zwar nur, um seiner Mutter in den letzten Augenblicken beizuhelfen. Nachdem er im J. 1413 trotz seines Widerstrebens zum Generale seines Ordens gewählt worden war, stand er demselben mit bewundernswürdiger Weisheit vor und verbesserte dessen innereucht auf eine so zweckmäßige Weise, daß er in der Folge von Vielen sogar als dessen Stifter betrachtet wurde. Der Papst Eugen IV., welchem die vorzüglichen Tugenden Giustiniani's bekannt geworden waren, ernannte ihn im J. 1433 zum Bischof von Venedig; der bescheidene Mann wandte zwar alle Mittel an, diese Würde von sich abzuwehren, und bewog sogar seine Ordensgenossen, den Papst um die Zurücknahme der Ernennung zu bitten, seine Bemühungen blieben aber ohne Erfolg. Da es nun seine Pflicht war, zu gehorchen, nahm er so heimlich von seiner Kirche Abschied, daß seine eigenen Freunde dies erst erfuhren, als die Feierlichkeiten der Einführung vorüber waren. In seinem Hauswesen behielt er die ärmliche Lebensweise, welche er als Mönch geübt war, bei; er speiste auf rohem Gesäße, schlief auf einem harten Strohpflaster und trug stets nur einen schlechten Zalar; desto freigebiger war er gegen die Armen, unter welche er fast sein ganzes Einkommen vertheilte. Täglich sah man eine Menge von Leuten in seinem Palaste, welche Trost und Beistand in ihrem Kummer und in ihren Zweifeln Rath bei ihm suchten. In seiner Diöcese verordnete er mit unerbittlicher Strenge alle Mißbräuche, welche sich nach und nach in der kirchlichen Verwaltung eingeschlichen hatten, und stiftete viele Kirchen und Klöster; ebenso suchte er, wenn innere Zwiste den Staat verwirrten, durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel den Frieden herzustellen, was ihm auch in den meisten Fällen gelang. Die Päpste bewiesen deshalb Giustiniani große Verehrung, Eugen IV., der ihn zu sich nach Bologna beschiednen hatte, empfing ihn mit ehrenvoller Auszeichnung und nannte ihn die Zierde des Episcopats; Nicolaus V. übertrug, um ihm einen Beweis seiner Hochachtung zu geben, nachdem Dominicus Micheli, der Pa-

*) *Girolamo Tiraboschi, Storia della letteratura italiana. Lib. III. c. 2. §. 12. (Pd. Rom. 1784. 4. Tom. VI. P. I. p. 137.)* Biographie universelle. Tom. LXV. p. 425.

†) *Bergl. Mich. Le Quien, Oriens christianus. (Parisius 1740. fol.)* Tom. III. p. 992. Biographie générale. Tom. XX. p. 764.

triarch von Grado, im J. 1451 gestorben war, die Patriarchenwürde auf den Stuhl von Venedig. Der Senat erhob zwar, da er befürchtete, die Freiheiten und Rechte der Republik könnten durch diese Uebertragung auf irgend eine Weise gefährdet werden, große Schwierigkeiten dagegen, gab aber, als Giustiniani selbst in der Versammlung erschien und sich zur Niederlegung seiner Würde bereit erklärte, durch die würdige Haltung des neuen Patriarchen demogen, seine Einwilligung. Auch als Patriarch blieb der fromme Mann seiner früheren Gewohnheit getreu, und als man ihm vorstellte, daß er seiner Geburt, der Würde seines Stuhles und der Republik auch etwas schuldig sei, antwortete er, die Tugend allein sei der Schmutz der hohen kirchlichen Aemter und ein Oberhirte dürfe keine andere Familie haben, als die Dürftigen seines Sprengels. Er erreichte bei seiner einfachen Lebensweise ein hohes Alter; als er fühlte, daß sein Ende herannahe, ließ er sich auf Stroh legen und verschied ruhig am 8. Jan. 1455. Er wurde von Clemens VII. im J. 1524 selig gesprochen und im J. 1690 von Alexander VIII. unter die Zahl der Heiligen aufgenommen. Die Kirche feiert sein Andenken am 2. Sept. Eine weitausläufige Biographie dieses Patriarchen besitzen wir von seinem Neffen Bernardo Giustiniani (s. d. Art.), eine neuer sehr gut geschriebene findet sich in D. P. Raffei's *Vite de XVII SS. confessori*. (Roma 1601. 4.) Giustiniani hat sich auch als Schriftsteller großen Ruhm erworben und seine Werke, in welchen er überall die Sprache des Herzens redet, sind, wie sich einer seiner Biographen ausdrückt, „ganz besonders geriecht, die Liebe zu Gott zu entflammen, eine zärtliche Andacht zu den Heilsgeweihten, im Geiste der Zerknirschung, der Demuth, der stillen Zurückgezogenheit, der Selbstverleugung zu vervollkommen und das eifrige Streben nach allen Tugenden anzuregen.“ Die erste sehr schöne und immer noch gesuchte, aber selten gewordene Ausgabe dieser Werke besorgte Hieronym. Caballo (Brixiae 1706. 2 Voll. fol.), weniger gesucht sind die zahlreichen Abdrücke dieser Ausgabe (Basil. 1560 fol. Lugduni 1568 fol. Venezia 1606 fol. Coloniae 1616 fol. Lugduni 1628 fol. Coloniae 1675 fol. Venet. 1711 fol. Venet. 1721 fol.), die beste und vollständigste Ausgabe (Venet. 1751. 2 Voll. fol.), sowie auch gute italienische Uebersetzungen der vorzüglichsten Schriften lieferte zu der selben Familie gehörende Prälat Nicolò Antonio Giustiniani (s. d. Art.). In dieser Ausgabe findet man folgende Werke: *Lignum vitae; De disciplina et perfectione monasticæ conversationis* (einzeln Parisiis 1708. 12. Alte italienische Uebersetzung Venezia 1494. 4.); portugiesisch von Donna Katharina, Tochter Eduard's II., Coimbra 1531. fol. R. A. Lisboa 1791. 4.); *De casto concubio verbi et animæ; Fasciculus amoris; De triumphali Christi amore; De interiore conflictu; De compunctione et complacitu christianæ perfectionis; Sermones in Domini et Sanctorum sollemnitatibus; De vita solitaria; De contemptu mundi; De spirituali interitu animæ; De regimine*

Praelatorum; De obedientia; De humilitate; De perfectionis gradibus; De incendio Divini amoris. Aufgenommen sind nicht die ihm untergeschobenen Schriften: *Hortus deliciarum*; *Il Giardino dell' Orazione*; *Il monte di orazione*; *Il trattato delle tre vie, gaudio, dolore e gloria* und *Rime spirituali*, welche zum Theil von andern Schriftstellern desselben Namens (vergl. den Art. Leonardo Giustiniani und den Schluß dieses Art.) und zum Theil von Lorenzo de' Medici (vergl. den Art.) herrühren. Dagegen ist der Patriarch Verfasser des noch ungedruckten *Commentarius super Psalmos David ad iustar Beati Theodoretii*, welcher sich handschriftlich in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand befindet. — Ein jüngerer Lorenzo Giustiniani, welcher am Anfange des 16. Jahrh. lebte und dem Karthäuserorden angehörte, zeichnete sich ebenfalls als theologischer Schriftsteller aus und erzielte besonders durch seinen *Hortus Velliarum* (Mediolani 1515. 4.), welchen man häufig auch dem Patriarchen Giustiniani zugeschrieben hat, großen Beifall. (Ph. H. Kieß.)

GIUSTINIANI (Lorenzo), italienischer Literaturhistoriker, im J. 1761 geboren, trat nach der Beendigung seiner Schulstudien in den Militärdienst und zeichnete sich in der Kriegsschule zu Neapel durch seinen Eifer und seine unermüdlichen Fortschritte in den Militärwissenschaften aus. Auf die dringenden Bitten seiner Mutter verließ er jedoch diese Laufbahn und widmete sich mit rücksichtlosem Fleiße dem Studium der Jurisprudenz. Nachdem er einige Zeit als Advocat gewirkt hatte, gab er auch diese zwar einträgliche, aber seinen Neigungen nicht entsprechende Stellung auf und besaßte sich fortan nur mit der Literatur. Im J. 1803 wurde er als Gast an die königliche Bibliothek zu Neapel berufen, um den von Baffi begonnenen Katalog zu vollenden, und nachdem er diese Aufgabe vortrefflich gelöst hatte, im J. 1815 zum ersten Bibliothekar ernannt. Einige Jahre später erhielt er zu dieser Stelle die Professur der Diplomatik an der Universität zu Neapel, welche Aemter er bis zu seinem Tode bekleidete. Er starb im J. 1824. Seinen literarischen Ruf begründete Giustiniani durch seine Geschichte der juristischen Literatur des Königreichs Neapel (*Memorie storiche degli scrittori legali del Regno di Napoli* [Napoli 1787—1788. 4. 3 Voll.]), welche mit großem Fleiße, freilich aber ohne Urtheil und ohne hinreichende Sichtung des Materials zusammengetragen ist. An demselben Fehler leiden auch sein übrigens sehr brauchbares und bei dem Mangel besserer Werke unentbehrliches geographisches Exilten der Geographie Neapels (*Dizionario geografico-ragionato del Regno di Napoli* [Napoli 1797—1816. 8. 13 Voll.]) und seine literarische Uebersicht der Geschichte und Topographie dieses Königreichs

1) Vergl. *Storia letteraria d'Italia*. (Modena 1757. 8.) Vol. XI. p. 241; die schon erwähnte Biographie von Bernardo Giustiniani und Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 447.
2) Vergl. *Biographie générale*. Tom. XX. p. 767.

1) Beral. Fr. C. v. Savigny, Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter. 3. Bd. S. 74.

(Biblioteca storica e topografica del Regno di Napoli [Napoli 1793. 4.]); grüßlicher und umsichtiger gearbeitet sind seine Nachrichten über die königliche Bibliothek zu Neapel (Memorie storico-critiche della real Biblioteca Borbonica di Napoli [Napoli 1818. 8.]) und seine Buchdrucker Geschichte Neapels (Saggio storico-critico sulla tipografia del Regno di Napoli. [Napoli 1793. 4. R. N. Ibid. 1822. 4.]). Außerdem lieferte er zahlreiche Aufsätze über die Geschichte und Alterthümer Neapels in verschiedene italienische Zeitschriften.
(Ph. H. Kuhl.)

GIUSTINIANI (Michele), italienischer Geschichtsschreiber und Literaturhistoriker, am 10. April 1612 zu Genua geboren, gehörte einer patrizischen Familie an, welche sich rühmte, von den alten Herrschern der Insel Ghibis abstammend, und wurde von seinen Vätern für den geistlichen Stand bestimmt, da einige seiner Auserwählten hohe geistliche Stellen bekleideten. Er besaß schon als Kind mehrere Prämien im Königreiche Neapel und wurde, nachdem er unter der Leitung des Bischofs von Avellino, seines Vaters Bartolommeo Giustiniani, seine theologischen Studien beendet und zu Rom das kanonische Recht gehört hatte, zum Generalvicar des Bischofs von Altria auf Terra, seines Vaters Decio Giustiniani (s. d. Art.) ernannt. Nach dem Tode desselben verwaltete er noch einige Zeit diese Diocese, lebte aber jede Ernennung zu Ämtern ab, um ungehindert seiner Neigung zur Einsamkeit und zur Pflege der Wissenschaft leben zu können. Er wählte Rom, wo ihm erdige Mittel zu seinen literarischen Arbeiten geboten waren, zu seinem Aufenthaltsorte und starb daselbst um das Jahr 1680. Die meisten seiner überaus zahlreichen Werke, welche größtentheils die Zustände und bedeutenden Familien Liguriens betreffen, blieben ungedruckt, und zwar, wie es scheint, ohne großen Nachtheil für die Wissenschaft, da sie nur ein sehr specielles und locales Interesse in Anspruch nehmen können. Unter seinen gedruckten Schriften dürften die selten gewordenen Geschichtsgeschichte Liguriens (Gli Scrittori Liguri. Tom. I. [Roma 1667. 4.]), obgleich der zweite Band nicht erschienen ist, des reichen Materials wegen, und seine Verfassungsgeschichte (Lettere memorabili [Roma 1697. 12. Ib. 1675. 12. 3 Völk. und Napoli 1683. 12. 2 Voll.]) die wichtigsten sein. Außerdem sind noch zu nennen eine Uebersicht der Verhandlungen des Conciliums zu Trident (Covincium Tridentinum ejusque Patres, coadjutores et interpretes [Romae 1673. 12.]), die Kirchengeschichte von Tivoli (De' vescovi e de' gover-

natori di Tivoli libre due), welche der von ihm herausgegebenen Geschichte dieser Stadt von Francesco Marzi (Roma 1665. 4.) beigelegt ist, die kirchliche Statistik von Seio (La Seio sacra del rito latino [Avellino 1658. 4.]), eine Sammlung kirchlicher Verordnungen, welche von ihm ausgegangen sind (Constitutioni Giustiniane ecclesiastiche, istrutive e preceettive fatte dall' Abbate Michele Giustiniani, Vicario Apostolico d'Altria e pubblicate ne' suoi diocesiani, celebrati in Campoloro, l'anno MDLII et MDLIII [Avellino 1638. 4.]), ein historischer Bericht über das Bild der wunderbaren Madonna von Istria (Dell' origine della madona di Costantinopoli ossia d'Istria, e delle di lei pretese traslationi libri due [Roma 1657. 8.]), eine Biographie Bartolommeo Giustiniani's vor einer Sonettensammlung dieses schon weiter oben erwähnten Bischofs, eine Biographie des Jesuiten Giorgio Giustiniani (s. d. Art.) und eine Beschreibung der Pest, welche in den Jahren 1636 und 1637 in der Stadt Avellino wüthete (Historia del contagio d'Avellino [Roma 1662. 12.]).

(Ph. H. Kuhl.)

GIUSTINIANI (Nicolò Antonio), ein gelehrter italienischer Prälat, im J. 1712 zu Venedig geboren, trat nach der Beendigung seiner humanistischen Studien im J. 1730 zu Padua in den Benedictinerorden, um ungehindert den Wissenschaften leben zu können, und widmete sich auch denselben, besonders aber der Theologie mit solchem Eifer und solchem Erfolge, daß er alsbald, nachdem er sich die theologische Doctormürde erworben hatte, von seinen Vorgesetzten zum Lehrer der jungen Mönche in der Theologie bestimmt wurde. In den wenigen Stunden, welche ihm sein Amt, das er mit der größten Gewissenhaftigkeit versah, frei ließen, beschäftigte er sich eifrig mit gelehrten Arbeiten und war vor Allem darauf bedacht, eine neue Ausgabe der sämtlichen Werke des heiligen Leoncio Giustiniani, des ersten Patriarchen von Venedig, eines seiner Ämten, zu besorgen. Sie erschien unter dem Titel: S. Laurentii Justiniani Proto-Patriarchae Veneti Opera omnia, ad meliorem harmoniam nunc primum redacta et aucta (Venetii 1751. 2 Voll. fol.) und muß immer noch als die beste betrachtet werden. Zugleich lieferte Giustiniani vortreffliche italienische Uebersetzungen der vorzüglichsten Schriften dieses Patriarchen, nämlich der Abhandlungen: De disciplina et perfectione Monasticæ conversationis (Della disciplina e perfezione monastica [Padova 1748. 8.]), De contemptu mundi (Del disprezzo del mondo [Padova 1751. 8.]) und der Sermones in Domini et Sanctorum sollemnitatibus (Sermoni nelle solennità del Signore e de suoi Santi. [Padova 1750. 8. 2 Voll.]). Der Senat von Venedig, welcher in einem um diese Zeit mit dem päpstlichen Stuhle abgeschlossenen Concordate sich die Besetzung einiger Bischümer vorbehalten hatte, machte vor diesem

2) Biographie générale. Tom. XX. p. 772.

1) Gines sehr gelehrten und frommen Prälaten, dem das Bisthum Avellino, welchem er 27 Jahre (1638—1663) vorstand, viel zu verdanken hat. Er hinterließ auch mehrere poetische und oratorische Werke, das denen aber, wie wir weiter unten sehen werden, nur einige Sonette gewidmet wurden; vgl. Ferd. Ughelli, Italia sacra. Tom. VIII. p. 204. 2) R. Zappi macht in seiner Biblioteca napoletana Tom. I. p. 115 fast ein halbes Hundert derselben namhaft. Vergl. Cyr. Gottl. Böcher, Gelehrtenlexicon. 2. Bd. S. 2037.

3) Biographie universelle. Tom. XVII. p. 455 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 771.

Rechte zuerst zu Gunsten Giustiniani's Gebrauch und ernannte ihn zur Belohnung seiner Verdienste im J. 1753 zum Bischofe von Terebinto, welches Bisthum er aber fünf Jahre später mit dem von Verona vertauschte. Die sorgsame Verwaltung seiner Diöcese nahm zwar den größten Theil seiner Zeit in Anspruch, vermochte aber keineswegs ihn den gelehrten Studien zu entfremden, besonders ridete: er seine Aufmerksamkeit auf die Schriften Agost. Gallico's (s. d. Art.), eines seiner Vorgänger auf dem bischöflichen Stuhle zu Verona, und gab dessen Abhandlung über die verborgenen Wohlthaten der Vorsehung (*De oculis Dei benevolentis*) in einer italienischen Uebersetzung nebst einigen noch ungedruckten Briefen des heiligen Carlo Borromeo (Verona 1770. 8.) heraus. Der Papst Clemens XIV., welchem er diese Uebersetzung gewidmet hatte, dankte ihm in einem sehr verbindlichen Schreiben und ernannte ihn im J. 1772 zum Bischofe von Padua. Später bearbeitete Giustiniani auch Valerio's Schrift über die Thaten der Venedictiner (*De rebus gestis Venetorum*) unter dem Titel: *Dell' utilità che si può trarre dalle cose operate da Veneziani*. (Padova 1787. 4.) Weniger Beifall fand der von ihm besorgte neue vollständige Abdruck der Werke des heiligen Athanasius, welche schon früher unter dem Titel: S. Athanasii Alexandrini Opera omnia, novissimis nunc curis emendatiora et quarto volumine aucta (Patauii 1777. 4 Voll. fol.) erschienen war, da er in kritischer Beziehung die Ausgabe Montfaucon's nicht befriedigend machte. Auch an seiner chronologischen Reihenfolge der Bischöfe von Padua (*Serie cronologica de' vescovi di Padova* [Padova 1786. 4]) fand man Manches zu tadeln, obgleich er in dieser Schrift seine erschöpfende und mit den betreffenden Urkunden ausgestattete Geschichte der paduanischen Kirche geben, sondern dadurch nur zu einem solchen Werke anregen wollte. Giustiniani verband mit seinem gelehrten Fleiße die größte Frömmigkeit und die gewissenhafteste Ausübung seiner geistlichen Pflichten, und seine Müdthätigkeit ging so weit, daß er sich selbst auf die nöthigsten Bedürfnisse beschränkte; bedeutende Unterstellungen ließ er auch den geistlichen Schulen und besonders dem Hospitale zu Padua auflösen. Er starb allgemein betrauert im November 1796. Ein schönes, von der Hand des berühmten Canova in Marmor ausgeführtes Grabrelief wurde ihm im J. 1802 in der Kapelle des von ihm so reichlich bedachten Hospitals gesetzt *).

(Ph. H. Kält.)

GIUSTINIANI (Orazio), Cardinal und theologischer Schriftsteller, am 28. Febr. 1580 auf der Insel Gios geboren, gehörte einem Irzige der geneuesischen Familie der Giustiniani an, welcher diese Insel lange besessen hatte, aber in Folge der Eroberung derselben durch die Türken (im J. 1566) in dürftige Verhältnisse gekommen war. Orazio erhielt übrigens dennoch eine gute Er-

ziehung, widmete sich zu Rom der Theologie und trat in seinem 25. Jahre in die durch Philipp von Neri gestiftete Priestercongregation der Oratorianer. Als Mitglied derselben zeichnete er sich besonders durch sein Rednertalent und durch seine Bemühung, die Genossenschaft zu heben und ihre Verbreitung zu bewirken, rühmlich aus; auch führte er die Verhandlungen, welche die Heiligsprechung des Stifter der Congregation zur Folge hatten. Der Cardinal Francesco Carlo Barberini, welcher auf diese Weise die Kenntnisse und die Gewandtheit Giustiniani's kennen lernte, berief ihn als seinen Vicar zu sich, verschaffte ihm die Abtei Farfa und veranlaßte seinen Thein, den Papst Urban VIII., ihn zum Censuror und apostolischen Visktor, zum Bibliothekar an der vatikanischen Bibliothek und, nachdem er Athanasius Patellarinus, den vertriebenen Patriarchen von Constantinopel zu Aeneas, zur Unterwerfung unter die römische Kirche bewogen hatte, im J. 1640 zum Bischofe von Montalto zu ernennen. Es gelang ihm, die schon viele Jahre dauern den Streitigkeiten der Bürger dieser Stadt mit den Bischöfen beizulegen und die Mittel zur Erbauung eines prachtvollen bischöflichen Palastes aufzubringen; da aber das rauhe Klima dieses Ortes seiner Gesundheit sehr nachtheilig zu werden anfing, so versetzte ihn Innocenz X. im J. 1645 nach Nocera, auf welches Bisthum er aber verzichtete, als ihn derselbe Papst schon im folgenden Jahre zu seinem Großalmosenier, zum Cardinale, zum ersten Bibliothekar an der vatikanischen Bibliothek und zum Protector des germanischen Collegiums ernannte. Er widmete sich diesen Ämtern mit unermüdblichem Eifer bis zu seinem Tode, welcher am 25. Juli 1649 erfolgte. Giustiniani galt, obgleich manche seiner Zeitgenossen ihm nur wenig Geist zuerkennen wollen und insbesondere seinen übermäßigen Ehrgeiz tadeln, doch bei Allen, die ihm näher standen, als ein ebenso frommer, als gelehrter Prälat. Mit großem Eifer arbeitete er für eine bessere Einrichtung der vatikanischen Bibliothek und sorgte für die Anfertigung zweckmäßiger Kataloge, die Zeit seiner Wirksamkeit an dieser Anstalt war aber zu kurz, als daß er seine Pläne hätte durchführen können. Er war auch als Schriftsteller thätig und erwarb sich ein besonderes Verdienst durch die nach den Originalurkunden besorgte Ausgabe der ungedruckten Ketten des allgemeinen Conciliums zu Florenz (*Acta sacri Concilii Florentini, Latine, collecta, disposita, illustrata* [Romae 1638 fol.]), welche auch in die Concilienfassungen Harvini's und Mansi's übergegangen ist; seine übrigen Schriften (*De primatu S. Petri. De sacramentis Graecorum, Professio fidei pro Orientalibus, Sermones de Sanctis et de Tempore und Anmerkungen zu der von Demetrius Epodonius verfaßten griechischen Uebersetzung der Summa und des Tractatus de Angelis des Thomas von Aquin*) sind jetzt vergessen *).

(Ph. H. Kält.)

*) Bergl. G. A. Moschini, Della letteratura Veneziana del Sec. XVIII. (Venezia 1806. 4.) Tom. II. p. 210. Biographie universelle. Tom. LXX. p. 427.

*) Ferd. Ughelli, Italia sacra. Tom. II. p. 753. G. J. Eggs, Purpura docta. Lib. VI. c. 47. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 482. Biographie générale. Tom. XX. p. 771.

GIUSTINIANI (Orsatto), italienischer Dichter des 16. Jahrh., im J. 1538 zu Venedig geboren, erhielt als Sproßling einer der ersten Familien der Republik eine sorgfältige Erziehung und eine tüchtige gelehrte Ausbildung, nahm aber, obgleich er in den Senat gewählt wurde, an den Staatsgeschäften fast keinen Anteil, sondern lebte begierig nur der Kunst und den Wissenschaften. Für die Vortrefflichkeit seines Charakters spricht ein Zug kindlicher Liebe, dessen seine Zeitgenossen rühmend erwähnen. Als nämlich seine Mutter von der im J. 1576 herrschenden Pest befallen wurde und die Ärzte die hauptsächlichste Heilsskule, welche an der Brust saß, ihrer Bosartigkeit wegen nicht zu berühren und auszuscheiden wagten, unternahm der ebenso entschlossene, als zärtliche Sohn nach Anleitung der Chirurgen die Operation, welche ihm auch vortrefflich gelang; leider war sie aber zu spät vorgenommen worden und die Kranke unterlag bald darauf ihren Leiden. Giustiniani galt als einer der besten Dichter seiner Zeit und als einer der besten, welche noch guten Geschmack zeigten und sich von dem immer mehr um sich greifenden unsinnigen Schwulst frei zu halten verstanden, weshalb auch seine Gedichte (Rime), die er mit denen seines derselben Zeit angehörenden und derselben Richtung folgenden Landsmannes Gello Magno zusammen (Venezia 1600. 4.) herausgab, zu den besten Nachahmungen der Dichtungsweise Petrarca's gehören; den größten Beifall fand indessen seine durch Schönheit der Sprache und poetischen Schwung ausgezeichnete und auch jetzt noch als classisch betrachtete Uebersetzung des Königs Oedipus von Sophokles (Edipo Tiranno di Sofocle, Tragedia; in lingua volgare ridotta [Venezia 1585. 4. Ibid. 1789. 8.]; in Rassei's Teatro italiano. Tom. I und im Parnasso dei poeti classici. Tom. XI), welche auch von den Akademici zu Venedig im J. 1584 mit großem Pompe in dem auf ihre Kosten von dem berühmten Palladio erbauten prachtvollen Theater aufgeführt wurde, bei welcher Gelegenheit der blinde Dichter Luigi Groto (s. d. Art.) die Rolle des Oedipus spielte. Giustiniani starb zu Venedig im September 1603 in einem Alter von 65 Jahren *). (Ph. H. Kuhl.)

GIUSTINIANI DI MONIGLIA (Paolo), italienischer Prälat und theologischer Schriftsteller, im J. 1444 zu Genua geboren, war der Sohn Pietro Pellegrino Giustiniani's, des Gesandten der Republik Genua bei dem Herzoge von Mailand, und trat, nachdem er eine dem hohen Ansehen seiner Familie entsprechende Erziehung genossen und seine Vorbereitungsstudien beendigt hatte, in den Orden der Dominikaner, in welchem er sich durch seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit so sehr auszeichnete, daß er nach der Erlangung der theologischen Doctorwürde im J. 1476 zum Prior des Dominikanerklosters zu Genua gewählt wurde. Bald darauf als Regens des geistlichen Unterrichts in des Hauses seines Ordens

nach Perugia versetzt, wurde er in dieser seinen Fähigkeiten mehr entsprechende Stellung sehr Erfolgreich geleistet haben, wenn nicht ein Kussand, welcher nach dem Tode des Papstes Sixtus IV. (1484) in dem Kirchenstaate gegen die allgemein verfaßten Genueser Verträge, ihn gezwungen hätte, nach seiner Vaterstadt zurückzukehren, wo er als Prediger mit großem Erfolge wirkte, bis er im J. 1486 als Provinzial nach der Lombardie berufen wurde. Nachdem sich im Kirchenstaate der Sturm gegen die Genueser gelegt hatte, zog ihn der Papst Innocentius VIII. im J. 1489 nach Rom, übertrug ihm die Versorgung mehrer wichtigen Gerichte und ernannte ihn im J. 1494 zum Generalinquisitor aller der Republik Genua unterworfenen Länder. In dieser Eigenschaft leitete er auf besonderen Befehl des Papstes Alexander VI. im J. 1498 die Untersuchung gegen mehrer hundert früher zum Christenthum übergegangene Muhammedaner und Juden, welche in mancherlei Irrthümer verfallen waren, ließ ihnen gründlichen Religionsunterricht ertheilen und führte sie mit Güte in den Schoß der Kirche zurück. Weniger Nachsicht übte er gegen Pietro d'Aranda, Bischof von Calahorra, welcher der Hinneigung zum Judenthume und anderer Ketereien angeklagt war und im September 1498 seiner Würde entsetzt und zu lebenslänglicher Einsperrung verurtheilt wurde. Schon im folgenden Jahre (1499) wurde Giustiniani vom Papst zur Belohnung seiner Verdienste zum Bischofe von Seo ernannt und als Legat zu dem Könige von Ungarn geschickt, um diesen zum Kriege gegen die immer weiter vordringenden Türken zu ermuntern. Er starb auf dieser Gesandtschaft im J. 1502, ohne sein Bisthum angetreten zu haben. In seinen früheren Jahren hatte er sich sehr fleißig mit der Exegese befaßt und Commentare über fast alle Bücher der heiligen Schrift geschrieben, welche von seinen Zeitgenossen als ausgezeichnet gepriesen werden, aber ungedruckt blieben *). (Ph. H. Kuhl.)

GIUSTINIANI (Pietro), ein italienischer Geschichtsschreiber aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen Nichts weiter bekannt ist, als daß er zu dem berühmten Geschlechte der Giustiniani gehörte und Mitglied des Senats seiner Vaterstadt war. Er schrieb 13 Bücher venetianischer Geschichte in lateinischer Sprache (Historia rerum Venetiarum ab urbe condita ad annum 1575), worin er zwar bei der ältesten Zeit unzuverlässigen Chroniken folgt, aber doch zur richtigen Beurtheilung der Ereignisse des 16. Jahrh. beachtungswürdige Beiträge und Anhaltspunkte liefert. Die erste Ausgabe (Venetis 1560 fol.) ist zwar weniger vollständig als die ebenfalls noch von dem Verfasser besorgte zweite (Venetis 1576 fol.), soll aber mehr Stellen enthalten, welche unterdrückt wurden und sich in den späteren Ausgaben nicht finden. Die neueste derselben (Argenteorati 1610. 8. Tit. 1611. fol.) ist

*) G. Tiraboschi, Storia della letteratura italiana. Tom. VII. p. III. p. 26. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 482. Biographie générale. Tom. XX. p. 789.

*) G. Sassi, l. c. s. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. LXVIII.

*) A. Turon, Histoire des hommes illustres de l'ordre de St. Dominique. Vol. III. p. 648—655. Biographie générale. Tom. XX. p. 765.

mit zwei andern Schriften Giustiniani's (De gentis Petri Mocenigi und De bello Venetorum cum Carolo VIII.) vermehrt. Die Angabe, daß diese Geschichte zuerst im J. 1492 zu Venedig erschienen sei, beruht offenbar auf einem Irrthume. Die italienische Uebersetzung von Giuseppe Bondi datt' Drolologie (Venezia 1576. 4.) ist sehr selten *).

GIUSTINIANI (Pompelo), italienischer Kriegsmann und Schriftsteller, im J. 1569 auf der Insel Corfica geboren, trat in seinem 14. Jahre in das spanische Heer, diente in den Niederlanden unter Altrauder Farnese und dem Marschale von Spinola, brachte es durch seine Tapferkeit alsbald zum Range eines Obersten und wurde nach dem Tode Spinola's zum Kriegsrathe und zum Feldmarschalle ernannt. Bei der Belagerung von Ostende (1604) verschüttete ihm eine Kanonensugel den rechten Arm, so daß er ihm mußte abgenommen und durch einen künstlichen ersetzt werden, weshalb er den Beinamen Eisenarm erhielt. Nach der Herstellung des Friedens wurde er Statthalter von Friesland; da ihm aber ein ruhiges Leben nicht besagte, kehrte er nach Italien zurück und trat in die Dienste der Republik Venedig, welche ihn zum Statthalter von Candia und bald darauf zum General und Oberbefehlshaber aller Festungen beförderte. Als der Krieg mit Oesterreich ausbrach, rückte er als Feldherr dem Feinde in Friaul entgegen und errang einige Vortheile über ihn, fiel aber bei einer Kreengeordnung am 10. Oct. 1616. Der Senat ließ ihm eine Statue errichten und gewährte seiner Witwe und seinen Kindern eine reichliche Unterstützung. Seine Bemerkungen zu einer Geschichte des holländischen Krieges während der Jahre, in welchen er an demselben Theil genommen hatte (1601—1608), wurde von Giuseppe Gamburini, einem seiner Officiere, in italienischer Sprache unter dem Titel: Delle guerre di Fiandra libri VI (Amvers 1609. 4.) herausgegeben und mit zahlreichen Plänen ausgestattet, welche in der lateinischen Uebersetzung (Autverp. 1609. 4. Coloniae 1611. 4. Venetis 1612. 8. Mediolani 1615. 12.) fehlen. Obgleich Giustiniani besser den Degen als die Feder zu führen verstand und für die Partei, für welche er socht, eingenommen ist, so verdient doch sein von den Zeitgenossen eifrig gelehrter Bericht von Seiten der Geschichtsschreiber dieses Krieges eine größere Berücksichtigung, als ihm bis jetzt zu Theil geworden ist, da Giustiniani über viele Ereignisse als handelnder Augenzeuge spricht †).

GIUSTINIANI (Timoteo), italienischer Prälat und Schriftsteller, im J. 1502 auf der Insel Ghibes geboren, trat nach der Beendigung seiner Studien in den Dominikanerorden, bei welcher Gelegenheit er seinen Taufnamen Bernardo in den Klosternamen Timoteo

verwandelte, und wurde, nachdem er einige Zeit als Prediger, sowie auch als Generalvicar der Missionaire seines Ordens gewirkt hatte, von dem Papste Julius III. am 21. Juli 1551 und am 5. Oct. 1552 zum Bischofe der beiden Diöcesen Tria und Gelamona auf der Insel Candia ernannt, welche aber zusammen nicht 300 Gulden eintrugen, da die Besigungen dieser Kirchen sich berrits in den Händen der Türken befanden; desto größer waren aber die dem Bischofe obliegenden Pflichten und Arbeiten, wenn er sich ernstlich seiner Untergebenen annehmen und dem immer mehr einreisenden Unglauben und dem in schredlicher Weise zunehmenden Sittenverderbnisse Widerstand leisten wollte. Aus dieser peinlichen Lage zog ihn endlich die Berufung zu dem Geneisium zu Trient, nach dessen Beendigung (1563) er am 14. April 1564 von Pius IV. auf den bischöflichen Stuhl von Ghibes versetzt wurde. Kaum hatte er aber diese Stelle zwei Jahre versehen, als die Türken auch diese Insel eroberten, die Kirchen zerstörten und die Angehörigen der Familie Giustiniani, welche bis jetzt diese Insel beberrscht hatte, in die Gefangenschaft führten. Der Bischof zeigte bei dem allgemeinen Unglücke einen so hohen Muth, daß er vor den Siegern Gnade fand und die Erlaubnis erhielt, in seiner bisherigen Eigenschaft auf der Insel, wenn auch nicht in der Hauptstadt derselben zu bleiben. Er wagte es sogar bald darauf, mit einer Deputation der christlichen Bewohner von Ghibes nach Constantinopel zu gehen, um Gefangene loszukaufen und die Erlaubnis zum Wiederaufbaue einiger Kirchen zu erlangen. Der Sultan Selim II. willfahrte auch seinen Bitten, die Versprechungen wurden aber von dem türkischen Befehlshaber nicht gehalten und der Bischof sah sich nach der Erhaltung unsätzlicher Mißhandlungen und Missethaten gezwungen, die Insel zu verlassen. Er begab sich nach Rom, wo er bei dem Papste Pius V. eine sehr ehrenvolle Aufnahme fand und am 5. April 1568 zum Bischofe von Strongoli in Calabrien ernannt wurde. Er verlebte hier die letzten Jahre seines bewegten Lebens in Ruhe und eifrigst mit der Verwaltung seiner Diöcese beschäftigt, deren Einkünfte er hauptsächlich zur Unterstützung der Nothleidenden und zum Theil auch zur Verschönerung der Kathedrale, zur Errichtung eines bischöflichen Palastes und zur Erbauung mehrerer festen Thürme zum Schutze der Stadt gegen die häufigen Angriffe türkischer Piraten verwendete. Er starb im Jahre 1571. Sein Bericht über die Eroberung und Verwüstung der Insel Ghibes durch die Türken (Relazione breve della isola Ghibo), welcher sich handschriftlich in der vatikanischen Bibliothek und auch in andern Bibliotheken Italiens befindet, dürfte des Abdruckes nicht unwürdig sein, da keineswegs Ueberfluß an Quellen über die Geschichte der allmählichen Eroberung der griechischen Inseln durch die Türken vorhanden ist *).

(Ph. H. Kälh.)

*) *Glod. Trattato*, Storia della letteratura italiana. Tom. VII. P. II. p. 301. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 470. Biographie générale. Tom. XX. p. 760.

†) *Chr. G. Zöcher*, Gelehrtenlexicon. T. 2. S. 2038. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 483. Biographie générale. Tom. XX. p. 770.

*) *Ferd. Ughelli*, Italia sacra. Tom. IX. p. 522 seq. *Mich. Le Quien*, Oriens Christianus. Tom. III. p. 922 seq. *A. Touron*, Histoire des hommes illustres de l'ordre de St. Dominique. Tom. IV. p. 295—302.

GIUSTINIANI (Vicenzo), Cardinal und General des Dominikanerordens, am 28. Aug. 1519 auf Cbioz geboren, kamte aus dem über diese Insel herrschenden Zweige des genuesischen Geschlechtes der Giustiniani und trat, nachdem er unter der Aufsicht seiner Aeltern eine vorzügliche Erziehung genossen und die nöthige Vorbildung erhalten hatte, in den Dominikanerorden, welchem seine Familie schon mehrere ausgezeichnete Mitglieder geliefert hatte. In dem Kloster seines Ordens zu Genua, wohin er sich, um seine Studien fortzusetzen, begeben mußte, erregte er durch sein Talent, durch seine Fortschritte und durch sein damit verbundenes frommes und beschiedenes Benehmen die Aufmerksamkeit des Generals des Ordens, Eusebio Ufodimare, in so hohem Grade, daß dieser ihn im J. 1546 zum Generalpräceptor bei dem römischen Stuhle und später (1553) zum Generalprior beförderte. In dieser zu jener Zeit schwierigen Stellung erwarb er sich durch seinen Eifer und seine Umsicht bei der Wahrung der Interessen seines Ordens bei den Mitgliedern desselben einen solchen Ruf und Beifall, daß das Capitel ihn nach dem Tode Ufodimare's am 29. Mai 1558 zum General erhob, obgleich er erst 38 Jahre zählte. Sein hauptsächlichstes Streben war von jezt an darauf gerichtet, den Neuerungen in der Religion, besonders in Deutschland und Polen, durch eifrige und gewandte Prediger entgegenzuwirken; zu diesem Zwecke richtete er an alle Klöster der Dominikaner Umfassungsbriefe (Epistole encyclicae), welche man in den Sammlungen der Vorleser dieser Ordens findet, machte im J. 1561 eine Inspektionsreise nach Frankreich und wohnte selbst in den beiden folgenden Jahren dem Concilium zu Trient bei, wo er besonders für die Erhaltung der Mönchsorden und ihrer mäßsam erworbenen Rechte, welche man allenthalben zu schmälern suchte, thätig war. Nach dem Schlusse des Conciliums machte er im J. 1563 eine Visitationreise durch Spanien und schlichtete daselbst mancherlei Streitigkeiten, bis ihn die angenehme Nachricht, daß Pius V., einer seiner Ordensgenossen, den päpstlichen Stuhl bestiegen habe, nach Rom rief, wo er mit dem Papste vier mehrere wichtige Angelegenheiten des Dominikanerordens und die Vererbung desselben zur Unterdrückung der Ketzerien in Europa und zur Ausbreitung des christlichen Glaubens in den fremden Welttheilen berath und zu denselben Zwecken durch eine Versammlung gelehrter Theologen eine auf gute Handschriften gestützte Ausgabe der sämtlichen Werke des heiligen Thomas von Aquin (Romae 1570—1571 18 Voll. fol.); welche diese noch als die beste gilt, besorgen ließ. Noch ehe diese wichtige Arbeit beendet war, wurde er (1569) zum päpstlichen Runkius ernannt und an den spanischen Hof geschickt, um mancherlei längst schwelende Fragen zu erledigen und Philipp II. zur Wertheilgung der Christenheit gegen die immer ungehämmer vordringenden Türken zu ermahnen. Er entließ sich aller Aufträge mit solcher Gewandtheit und zu so großer Zufriedenheit des Papstes, daß dieser ihn noch während seines Aufenthaltes zu Madrid (im Mai 1570) mit dem Cardinals-

hute überraschte. Nach seiner Zurückkunft nach Rom wurde er zum Präfecten der Congregation des Index und der Congregation zur Prüfung der Bischöfe und Oberen der Mönchsorden ernannt, in welcher Eigenschaft er mit dem Cardinale Siret den Index librorum prohibitorum (Romae 1571. 4.) besorgte. Sein Ansehen blieb bei dem Papste Gregorius XIII., dem Nachfolger seines Ordensgenossen Pius V., ungeschmälert und bei seiner wichtigen Verberdigung erhebrer man gern seines Rathes. Trotz aller dieser Beschäftigungen versäumte er doch nie seine Pflichten als Priester und lag den Uebungen der Frömmigkeit, welchen er in den letzten Jahren seines Lebens, in welchen er sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, mit noch größerem Eifer ob. Er starb am 28. Oct. 1582. Außer seinen schon angeführten literarischen Arbeiten sind noch zu nennen die Berichte über seine Gesandtschaft nach Spanien (Acta legationis in Hispaniam), welche aus mancherlei Gründen nicht veröffentlicht wurden und sich handschriftlich in der vaticanischen Bibliothek befinden, und Regula Sangui Augustini et Constitutiones ordinis Praedicatorum. (Romae 1566. 8.) Dagegen werden ihm ein thesaurus doctrinalis theses impugnantis aut propugnantis perutilis et Commertaria in Logicam una cum lucidissimis quaestionibus, quae universam artem aperte explicant, welche Vincentius Justinianus Antistius¹⁾, einen spanischen Priester aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zum Verfasser haben, fälschlich zugeschrieben²⁾. — Von einem anderen aus dem genuesischen Geschlechte der Giustiniani stammenden Vicenzo Giustiniani, welcher ebenfalls dem Dominikanerorden angehörte, weiß man nur, daß er im J. 1621 zu Geln und später zu Ralland die Theologie lehrte. Seine Schriften (Compendiosa vitae Hugonis de S. Theodoro descriptio; Vita Alberti Magni) sind jetzt vergriffen. — Ein jüngerer Vicenzo Giustiniani aus derselben Familie und demselben Orden erwarb sich als Hüttersausgeber der Bibliotheca pontificia maxima von J. Th. de Roreaberti (Romae 1695—1699. 21 Voll. fol.) dadurch ein großes Verdienst, daß er mit unermüthlichem Fleiße die zahlreichen Gitate berichtigte³⁾. — In der Mitte des 17. Jahrh. lebte zu Genua der aus demselben Geschlechte stammende Marius Vicenzo Giustiniani, welcher als ein großer Beschüzer der Künste und Wissenschaften galt und einen Theil seines Reichthums zum Ankauf wertvoller Statuen und Monumente des Alterthums verwendete. Er ließ die vorzüglichsten Gegenstände in Kupfer stechen und gab sie unter dem Titel: Galleria Giustiniana (Roma 1640. 2 Voll. fol.) heraus; die spätere Ausgabe (Roma 1750. 2 Voll. fol.) hat wenig Werth, da

1) Vergl. Chr. Gottl. Zacher, Gelehrtenlexikon. I. Bd. S. 447.

2) G. J. Eggs, Purpurea docta. Lib. V. c. 22. A. Thoren, Histoire des hommes illustres de l'ordre de Saint Dominique. Tom. IV. p. 527—539. Biographie générale. Tom. XX. p. 769.

3) Vergl. Zacher a. a. O. 2. Bd. S. 2038 fg.

die abgenutzten Kupferplatten nur sehr mittelmäßige Abdrücke lieferten“). (Ph. H. Kùlb.)

GIVORY, eine dem Archipel der Carolinen, insbesondere der Gruppe der Montevotos-Inseln oder Hogen oder Eugulus angehörige Insel unter 7° 8' 55" nördl. Br. und 151° 43' östl. L. von Greenwich.

(H. E. Hossler.)

GIVRE (Pierre le), zu Anfang des 17. Jahrh. zu Château-Thierry geboren, studierte in Paris Medizin, practicirte dann an mehreren Orten, zuletzt aber in der Stadt Provins, wo er auch 1684 starb. Er Givire war bemüht, das eisenhaltige Wasser dieser Stadt in Aufnahme zu bringen, und gab zu dem Ende zwei Schriften heraus: *Traité des eaux minérales de Provins* (Paris 1654. 8. Ib. 1659. 8.) und *Arcanum acidularum*. (Par. 1682. 12.) Allein die höchst übertriebenen Lobpreisungen entbehren fast gänzlich des Erfolgs.

(Fr. Wilt. Theile.)

GIZAMA (*Tzagan*) wird von Ptolemaeus (V, 18, 11) als eine Stadt im Innern Mesopotamias zwischen Arama und Sima aufgeführt. Wahrscheinlich war es ein nur unbedeutender Ort, wie überhaupt der an Städtenamen überaus reiche Ptolemaeus in seinen Verzeichnissen auch geringe Städtchen und Flecken mit aufgeführt hat.

(Krause.)

GJALLARBRÚ, in der nordischen Mythologie die Brücke, welche über einen Fluß der Unterwelt führt, den Gjöl, d. h. den Rauscher; sie ist mit lichtigem Golde bedeckt. Hermod reitet über sie, um den Baldr im Reich der Höl aufzusuchen, und erfährt von der Modg, welche die Brücke bewacht, daß jener noch tiefer und nördlicher liege“). (Dr. Möbius.)

GJALLARHORN, das weißschallende Horn, womit Heimdall beim Untergange der Welt die Götter aufweckt, um sie zur Verathung zu versammeln“). Es wird unter einem heiligen Baume verwahrt“). (Dr. Möbius.)

GJÖRWELL (Karl Christopherson). Geb. den 10. Febr. 1731 zu Långsberona, begann er seine Studien zu Åbo, setzte sie fort in Lund und Greifswald und unternahm 1750 eine wissenschaftliche Reise nach Holland und Frankreich, von der er nach mehrmonatlichem Aufenthalt in Brüssel, Genn und Paris 1751 zurückkehrte. Nach seiner Rückkunft nahm er die Stelle eines Privatlehrers beim Bruckpatron Brouhel in Stockholm an, um sich während dieser Zeit für den Beruf eines Missionars vorzubereiten; schon frühzeitig war er von dem Wunsch befeuert gewesen, den Heiden in Afrika und Asien das Evangelium zu predigen. Inzwischen eine längere gepflanzte Beschäftigung mit Literatur- und politischer Geschichte ließ ihn endlich diesen Voratz aufgeben, und im J. 1755 trat er als „Extraordinaire“ in die königl. Bibliothek ein. In demselben Jahre nun begann er auch

die Herausgabe des schwedischen Merkur (Den Svenske Mercurius)*), einer Zeitschrift, die als das erste kritische Blatt in der schwedischen Literatur Epoche gemacht und seinem Herausgeber für immer in derselben einen ehrenvollen Rang gesichert hat. So mancherlei Angriffe und Anfeindungen das Unternehmen und seine Mit-arbeiter Anfangs zu erleiden hatten, dauerte es doch nicht lange, daß Alle, die es ernstlich mit der Wissenschaft meinten, Betrachtern wie Poeten, sich dem Streben an und eifrigen Gjörwells anschlossen. Und in der That, sieht man ab von „Salvii lärda tidsningar“ mit ihrem nüchternen, nicht einmal immer zuverlässigen Bücheranzeigen, war noch kein ähnliches Unternehmen in Schweden bekannt, in dem mannichfaltige Kenntniß, Gründlichkeit und vor Allem das Bemühen, das ausgeprochene Urtheil gehörig zu begründen, in solchem Grade sich vereinigen. Binnen kurzer Zeit war Gjörwells Name der größte in der schwedischen Literatur; sein Verdienst war es, daß auch das Ausland statt der bisherigen Gleichgültigkeit ihr Aufmerksamkeit und Interesse schenkte.

Diesen Erfolgen entsprach jedoch keineswegs seine Beförderung als Beamter. Ruhte er hier durch die Bevorzugung eines Andern (A. Wille) schon eine Zurücksetzung erleiden, so wurde ihm diese noch durch die mannichfachen Beschränkungen seiner bisherigen bibliothekarischen Thätigkeit noch empfindlicher. Wurde ihm doch der freie Zutritt zu einem Schatz erschwert, den er erst durch seine Bemühungen so ansehnlich vermehrt. Denn Gjörwells hatte nicht nur für das Sonorär, was die von ihm auf eigene Kosten herausgegebenen „Kongl. Bibliothekets Tidsningar om lärda Saker“ (1767. D. I. 2. 1768. St. 1—13) brachten, eine bedeutende Anzahl Bücher gekauft, die er dann der Bibliothek schenkte, sondern auch durch seine auswärtigen literarischen und buchhändlerischen Beziehungen eine große Anzahl kostbarer und bedeutender Werke für die Bibliothek erwarb. Als endlich der genannte Vorgesetzte nach Verlauf von 30 Jahren von der Bibliothek scheid, sah sich Gjörwells, bereits ein alter Mann, durch einen weit jüngeren Gelehrten von Neuem der lange ersehnten Stellung beraubt. Mit dem Titel eines Bibliothekars und einer höchst unbedeutenden Pension verließ er denn endlich im J. 1795 die amtliche Bahn.

Indessen auch das große literarische Ansehen Gjörwells hatte angefangen abzunehmen. Bei der merkwürdigen Veränderung, die seit Gustav's III. Thronbesteigung in Gesinnung und Denkungsart der schwedischen Nation vor sich ging, begann der früherer Eifer für strenge Wissenschaft und für vaterländische Geschichte von einer gehaltenen Völkerrückständigkeit zu werden. Natürlich mußte Gjörwells, der mit dieser neuen Literatur Nichts zu schaffen hatte, das Schicksal der ältern theilen, und der Leichtigkeit und der Schönheitsliebe, die seit 1780 bis Anfang dieses Jahrhunderts in der schwedischen Literatur herrschte, vergaß seine frühern Verdienste, indem sie ihn vor ein Forum zog, vor das er nicht gehörte, und

4) Biographie universelle. Tom. LXV. p. 426.

*) Snorra-Edda (ed. A. M.) I. p. 178.

1) Snorra-Edda (ed. A. M.) I. p. 100. 190.

3) Vå-

lupad Str. 31 und 47.

*) Stads Juli 1755 — Juni 1761, 1763 — 1765.

seine annalistische Thätigkeit sammt seinem veralteten Stytle nur lächerlich zu machen lüchete.

Ein Erbs für diese Ungerechtigkeit, die ihm die Welt anthat, war ihm jedoch bereitet durch die glücklichste Häuslichkeit im Schooße einer geliebten Familie, durch die festeste Gesundheit und die ruhigste Gemüthsart, die ihre größte Befriedigung in dem unausslöschlichen Eifer für das Vaterland und dessen literarischen Fortschritt fand. Unter seinen Büchern, Bildern und Blumen sah er bis zu seiner letzten Krankheit in beständiger Thätigkeit und mit einer stillen Resignation, die nicht einmal durch die immer schmälerten Einkünfte, durch den Verlust einer geliebten Tochter und mancher Jugendfreunde und durch den Schmerz, sich und seine Bestrebungen verkauft zu sehen, gekört werden konnte. Hjörnell starb den 26. Aug. 1811. Der berühmte Cergell mobilisirte sein Bildniß und Bildn setzte darunter die Worte: „Hic magnae literaturae fuit et magnae reputationis in studio, fuit bonus homo et valensim laborator in arte sua et fidelis.“

Hjörnell's frische Thätigkeit hat Atterdott in seinem Werke: Svenska siare och skaldar. Deel III. (Upsala 1844). p. 558—563 charakterisirt; die äußeren Lebensumstände Hjörnell's und ein vollständiges Verzeichniß der überaus zahlreichen, von ihm verfaßten, übersehten, herausgegebenen Schriften finden sich in der hier benutzten Biographie in: Biographiskt Lexicon öfver namnkunniga Svenska män. Deel V. (Upsala 1839). p. 164—171.

(Dr. Th. Möbius.)

GJÜKI, GIÜKI, der Stammvater der Gjukunge (s. Gjukungar), ist eine in der Erinnerung fast völlig erloschene Gestalt der nordisch-germanischen Heldensage. Die Edda und Wölungasaga reissen Nichts mehr von ihm zu berichten, und auch unsere teutschen Denkmäler kennen fast nur noch seinen Namen in der Form Gibicho, Gibiche, Gibich. Die altnordische Form Giüki ist auß der altfädischen Givuka (Givuka) durch Ausfall des f entsprungen, gotisch würde dieselbe Gibika lauten, angelsächsisch bezeugt Gifca, althochdeutsch Gibicho, mittelhochdeutsch Gibiche, Gibeche, Gibich. Dieselbe muß ungesähr mit der eines einfachen goth. giba, althoch. kēpa, d. i. dator, largitor, zusammenfallen, und die hinzugefügte Diminutivendung soll, allem Anscheine nach, bios den Begriff des lieben, gütigen Gebers hervorheben¹⁾.

Von Giüki's Abstammung geben uns nur die spätern, aber zum Theil auf alten Ueberlieferungen beruhenden altnordischen Denkmäler, die Skálda und der Fundinn Noregr, Kunde, indem beide von Halstan dem Alten (s. d. Art.) einen Sohn Nehli (neofur Nehli zu lesen ist)²⁾ abstammen lassen, und lehrten von diesem: Heimar, Eynel, Raki, Giüki, Gunnar, Högni, Gu-

drán, Gudný, Gullrönd, und hinzufügt: dieses Geschlecht wurde das der Ristunge genannt.

Giüki wird in der Wölungasaga c. 25 ein mächtiger König genannt, sein Reich wird aber weder in dieser Saga, noch in der Edda ausdrücklich bezeichnet; wenn jedoch die erstere a. a. D., wo sie sich auf verlorene eddische Lieder gründet, sagt: „Giüki hieß ein König, der hatte ein Reich im Suden am Rheine,“ so stimmen damit sowohl ihre übrigen Angaben und die der Edda³⁾, als auch die der teutschen Ueberlieferungen überein, welche letztere insgesamt Worms als Gibicho's und seiner Söhne Sitz nennen. Das von ihm beherrschte Volk wird einmal in der Edda Brot af Brynhildarkv. 8 der Gothen Menge genannt, und dieses wird dadurch bekräftigt, daß seine Gattin Grimhild Gudrúnarkv. 2, 16 die gotische Frau, sein Sohn Gunnar Gripissá 35 und Atlakv. 20 der Gothenkönig, und Sigurarkv. 3, 18 das ganze Königsgeschlecht der Gjukunge ein gotisches genannt wird. Dieses ist aber nicht etwa nur eine Eigenthümlichkeit der eddischen Lieder, sondern diese Kunde aus teutschen Ueberlieferungen stammen, wo sie sich freilich bis jetzt nur einmal nachweisen läßt, indem die im 13. Jahrh. nach sächsischen Sagen und Liedern verfaßte Hildbrands Saga c. 381 (ed. Linger) die Ristunge noch Amtunge nennt, also ebenfalls Gothen, und zwar dem ofgotischen Königsgeschlechte angehörnd (s. meine Deutsche Heldensaga 2, 82. 499).

Giüki's Gattin wird in der Edda, Wölungasaga und in den fädischen Liedern einstimmig Grimhild genannt, unsere teutschen Denkmäler aber haben insgesamt diesen Namen auf die Tochter übertragen und dafür den für die Ahnmutter mehrer berühmter Helden-geschlechter üblichen Namen Ute gesetzt. Nach dem Atlamal 53 war Grimhild ein Schmuckstein (smystranga) Atli's (s. d. Art.), welcher Ausdruck hier aber wol im weitern Sinne gefaßt werden muß, da derselbe Atli mit ihrer Tochter Gudrun vermählt war.

Giüki's Tod, den wir nur gelegentlich Gudrúnarkv. 2, 24 erfahren, scheint der Sigurarkv. 3, 18 zufolge nach Sigurd's Ermordung zu fallen, da diese Stelle, welche von der Beerdigung derselben redet, auf Giüki und seine drei Söhne zu beziehen ist.

Die dänischen, schwedischen und norwegischen Heldenlieder nennen Giüki nicht mehr, wohl aber noch das fädische Brynhildslied in der Form Jaki, und er wird hier zur Zeit der Verlobung Sigurd's mit Brynhild noch lebend gedacht, da Str. 118 ihr Vater Publi zu jenem warnend sagt: „König Jaki eine Tochter hat, die wird dich mit Liebe berühren.“

In den Tropen der Skalden begegnet sein Name noch bei Illugi Brynjbela in der Harald's s. hius har-

1) Nach S. Grimm's Vermuthung, in Haupt's Zeitschrift für deutsche Alterthum 1. 375 war Gibicho auch ein Beinamen Wodan's, durch welchen dieser als Geber oder Güter bezeichnet wurde, gleichwie die Griechen den Hermes *δαίμων δάτω* nannten.

2) Die Skálda liest Nele.

3) Es wird Sigurd nach Brot af Brynhildarkv. 11 am Rheine sitzenden, nach der Saorra-Edda p. 76 (ed. Kildesson) der Ristunge dort in denselben versetzt (vergl. Atlakv. 27) und Atlakv. 17 das Reich der Ristunge bestimmt an diesen Strom verlegt.

ráða c. 83, indem derselbe das Schiff Giuki's Roff nennt.

Das angelsächsische Wanderlied nennt B. 19 Gibica als Beherrscher der Burgunden, führt aber auch B. 65 sz. Gúðhero (Gunther) als solchen an.

In der schon erwähnten Thidreksfaga ist Giuki's Name gänzlich erloschen, und in den zwei Uebersetzungen, welche dieselbe über das Geschlecht der Niflunga aufgenommen hat, wird in der einen (c. 169) statt seiner Aldrian, in der andern (c. 170) Gremag genannt. Beide geben ihm Dda (Lute) zur Gemahlin. Die altschwedische Bearbeitung dieser Saga hat nur die erste Uebersetzung aufgenommen, nennt aber, was ihr eigenthümlich ist, die Dda eine Tochter des Königs Grian.

Was unsere Denkmäler betrifft, so wird Gibicho zuerst im Waltharius genannt. Derselbe ist hier König der Franken und hat seinen Sitz zu Worms am Rhein; einmal nennt das Gedicht diese Franken Franken-Nibelunge (Franci nebulones). Dem heranstürmenden Hunnenkönige Attila hat sich Gibicho unterworfen, ihm Jins versprochen und, da sein Sohn Gunthari noch allzu jung ist, ihm dem Hagan von Treja als Geisel übergeben. Nach Gibicho's Tode wirft aber Gunthari das hunnische Joch sofort wieder ab. In den Nibelungen und der Klage tritt Dankrat an Gibicho's Stelle, beim Beginn der Ereignisse, von denen das Lied singt, ist derselbe aber schon todt. Seine Gattin ist Uote, und nach der Klage eine Schwester des Bischofs Pilgrim von Passau. Der Biterolf nennt Gibiche und Dankrat zugleich, und läßt beide das Land einst gemeinschaftlich beherrschen, das hier, wie in den Nibelungen, Burgundenland, aber auch einige Male Franken und Rheinfanken heißt. Uote wird hier nicht genannt. Der Rosenkranz kennt nur Gibiche. Er ist der erste der zwölf Huter des Rosenkranz's der Kriemhild und kämpft mit Rieker's Hildebrand den zwölften Zweikampf, wird aber von diesem besiegt. Burgundenland nennt hier nur der Rosenkranz D. Auch das Lied vom Hörnen Siegfried nennt noch Gibich als König zu Worms am Rhein, ebenso der Anfang des Heldenbuchs, welcher auch sein Land noch Burgundenland nennt. Auch ein fliegendes Blatt in Wone's Anzeiger vom Jahre 1839 S. 197 gedenkt noch Gibich's. Im Volksbuche vom gehörnten Siegfried heißt er Gibabub.

Diejenigen, welche der Ansicht sind, daß sich unsere Heldenfage aus den geschichtlichen Erinnerungen aufgebaut habe, wie diese unsere Geschichtsquellen berichten, finden den Gibicho schon in der lex Burgundionum aus dem Anfange des 6. Jahrh., wo tit. III der burgundische König Gundobald als seine Vorfahren Gibica, Godomar, Gislakar und Gundahar nennt. Nach den nordischen Denkmälern aber, welche uns die älteste und reinste Gestalt der Sage aufbewahrt haben, insbesondere nach der Thidreksfaga, welche die Ereignisse in das 4. Jahrh. setzt (s. meine Drucksche Heldenfage 2, XXVII), laun hier nur eine Perübrnahme aus der Sage vorliegen.

(Dr. A. Ratzmann.)

GJUKÜNGAR, GIUKÜNGAR, sind die Kinder und Enkel Giuki's, eines der geachtetsten Edelfrühgeschlechter der nordischen Sagen und Lieder. Unsere teutschen Denkmäler kennen nur noch die ersten unter dem Namen Nibelunge, und sie werden in ihnen nur von Siegfried und Dietrich von Bern an Ruhm übertrahet.

Die ältere Edda und die Wölflungafaga rechnen zu den Kindern Giuki's: Gunnar, Högni, Guthorm und Gudrún, zu denen die Gudrúnarkv. 1. noch Gullrönd sagt. Die jüngere Edda nennt aber Guthorn einen Stiefsohn Giuki's und setzt an die Stelle der Gullrönd Gudný, in Folge dessen die schon angeführte Genealogie des Fundinn Noregr Guthorm gänzlich ausschreibt. Aber auch in der älteren Edda wird dieser nur Sigurdarkv. 1, 50; 3, 20; Gudrúnarkv. 2, 2, 7 als Giuki's Sohn betrachtet; dagegen sagt das Hyndluljóð, dessen Abfassung vor das Jahr 750 fällt, und welches daher eins der ältesten eddischen Lieder ist, Estr. 26: „Gunnar und Högni waren Giuki's Erben, und so auch Gudrún, ihre Schwester; nicht war Guthorm von Giuki's Stamme, doch war er ihrer beider Bruder,“ und hiermit stimmt auch Atlakv. Estr. 26 überein, indem es nur drei Geschwister zählt. Da nun Sigurdarkv. 3, 20 Guthorm der jüngere Bruder genannt wird, so scheint es, als ob man, um diese verschiedenen Uebersetzungen zu erklären, annehmen dürfe, Grimhild habe als Giuki's jüngere Gemahlin denselben mit in die Ehe gebracht; allein dem ist entschieden entgegen, daß die übrigen Geschwister einmüthig als ihre und Giuki's Kinder dargestellt werden. Das Wahrscheinlichste dürfte daher sein, daß die Sage, um die Schwach der menschlichen und eibdrüchigen Ermordung Sigurd's, welche Guthorm ausführte, von Giuki's Kindern abzuwälzen, diesen schon früh davon trennte, wie wir ganz dasselbe in den teutschen Uebersetzungen bei Hagen wahrnehmen.

In einigen Liedern der Edda, dem Brot af Brynhildarkvina, der Atlakvída und dem Atlakv., sowie in der Dráp Niflúnga und der jüngeren Edda werden die Giutunge (den Niflunga) genannt, welcher Name Gudrúnarkv. 12 auch auf Gudrún's Kinder mit Atli übergegangen zu sein scheint, und einmal Atlakv. 18 sogar Burgunden, welches keines der Wölflungafaga aber gänzlich fremd ist. Der Name Niflung bezeichnet dieselben ohne Zweifel als Urtömmelinge des oben genannten Niflú, den der Fundinn Noregr an die Spitze des ganzen Geschlechtes stellt. In den teutschen Uebersetzungen, denen jene Genealogie völlig fremd ist, wird der Name Nibelung aber auch den mythischen Helden des Hortes beigelegt, und eine genauere Betrachtung lehrt, daß jene Genealogie mit diesem Geschlechte in Verbindung steht, und daß die teutsche Uebersetzung dieses mythischen Geschlecht mit dem königlichen durch Hagen verknüpft hat, wodurch sodann der Name auf dieses übergang und Hagen davon getrennt wurde.

Wie nämlich das Nibelungenlied dem mythischen Nibelung einen Bruder Schilbung zur Seite stellt, so gesellt der Fundinn Noregr dem Niflú einen Bruder Skelfir zu, von dem die Skilfinge oder Schilbunge stam-

men, sodasß also die Stifftinge den Ristungen wie Schilbung dem Nibelung gleichstehen. In alten teutschen Ueberlieferungen, mit Ausnahme des Liedes vom Hürnen Siegfried, ist nun Hagen nicht mehr ein Sohn Gibich's, sondern theils nur ein Verwandter des königlichen Geschlechts der Nibelunge, wie im Nibelungenliede, theils ist diese Verwandtschaft gänzlich erloschen, und er erscheint eher als ein Abkömmling der mythischen Nibelunge, wie sich aus Folgendem ergibt. Im Waltharius wird nämlich sein Vater Agazi (Agez) genannt, der als ein mythischer, den Zwergen angehörender Dief galt, und der, der Bedeutung seines Namens nach, mit den teutschen und nordischen Besidern des Hortes, sowie mit obengenannten Stelkir identisch ist, indem dieser einmal mit dem des Zwergkönigs Euzel, einem der Söhne des alten Nibelung im Hürnen Siegfriedsliede, zusammenfällt, da der Name Agazi oder Agez, vom goth. agis, der Schreden, stammt, und von demselben Wortstamme sich Agila, Egilo, Egil, Euzel bilden; sodann mit dem des Schilbung und Skelkir, da das altnord. skellir einen Schalen bezeichnet, der Andere in Schreden setzt; und endlich mit dem des Oinn, den Vater des Schwarzaffen Andvari, dem nach der nordischen Sage Loki den Hört raubte, da Oinn vom altnord. oa stammt und der Gefürchtete heißt. Dazu kommt aber noch als Bestätigung, daß das Atlamal 86 und die Wölsungasaga c. 38 dem Högni einen Sohn Niflung zuschreiben, und daß nach der Thidreksfaga c. 169. 170 Högni der Sohn eines Eiden ist und derselbe seinem Aussehen nach mit einem Gespenste verglichen wird, wie er denn auch im Nibelungenliede mehr als heroisch erscheint.

Den Namen Nibelunge führt das Königsgeschlecht vorzugsweise im zweiten Theile des Nibelungenliedes; der erste nennt dasselbe meist Burgunden, die Krieger sucht denselben zu vermeiden, und nennt nur einmal Hiseilher „den Voigt der Nibelunge“ und einmal das Gold „der Nibelunge Gold.“ Die Thidreksfaga kennt nur den Namen Niflung und nennt dieselbe einmal, wie schon angeführt wurde, Umlunge.

Durch Sigurd's Vermählung mit Gudrun treten die Götungen in die Sage von den Wölsungen ein, und ihre Thaten und Geschick fällen den größten Theil der eddischen Heldenslieder und der Wölsungasaga. Vor ihrem Eintritte in diese Sage erhalten wir von ihren Thaten nur gelegentlich eine Kunde aus der Wölsungasaga c. 24, indem Sigurd rühmend von ihnen sagt: „Nicht bin ich ein berühmterer Mann als König Guik's Söhne, sie erschlugen den Dänenkönig und den mächtigen Hieptling, König Gudli's Bruder.“ Diese Andeutung ist jedoch sehr dunkel, da sie ganz vereinzelt dasthet. Möglich ist es aber, daß unter dem Dänenkönige jener Hlodver zu verstehen ist, dessen Söhne und Töchter Gudrunark. 2, 24 Grimbild ihrer Tochter Gudrun zur Söhne für Sigurd's Ermordung bietet, und unter dem Bruder König Gudli's jener König Kiar von Walland, aus dessen Halle Gunnar, wie er Atlakr. 7 rühmt, seine Waffen erhalten hat; denn Hlodver und Kiar waren nach Volundarkv. 3 mit einander verwandt, und letz-

terer stammte nach dem Fundinn Noregr von Audi, welcher ein Bruder jenes Gudli war, von dem der hier gemeinte kommt (s. meine Deutsche Heldensage 1, 230). Möglich ist es auch ferner, daß aus diesem Kriege Högni's Aufenthalt an Attila's, der Hunnenkönigin Herborg an Guik's, Gudli's, Attila's Neffen, an Grimme's und Walthari's von Walsstein, Grimme's Neffen, an Attila's Hofe, wovon unsere Denkmäler nur Andeutungen geben¹⁾, sowie endlich der ganze Sachsensieg im Nibelungenliede zu erklären sind.

Von den Götungen berichten sodann die Edda und Wölsungasaga in der Kürze also:

Eink sagte Gudrun zu ihren Mägden, daß sie nicht froh zu sein vermöchte; denn sie habe von einem Hosielt mit goldigem Gefieder geträumt, Nichts habe ihr besser geschienen als dieser, und als ihr Gut wolle sie lieber verlieren als ihn. Eine der Mägde deutete ihr den Traum auf einen mannhaften Königsohn, den sie zum Gatten erhalten und sehr lieben werde. Voll Unruhe darüber, wer dieser Königsohn sein möchte, fuhr nun Gudrun zu Brynild nach Hlindafar, wo dieselbe unter der Hut ihres Pflegers Heimir weilte, damit diese reissigende Walfare ihr denselben offenbare. Brynild, welche sich bereits in ihrer Flammenburg mit Sigurd verlobt hatte, bewillkommnete sie auf das Ehrenvolle und berichtete ihr allerlei Ergötlichkeiten, doch Gudrun blieb wortfarg, bis jene anfang von den berühmtesten Königen zu erzählen, und namentlich von Sigurd Ausführlicheres berichtete. Darauf sagte Gudrun, aus Liebe habe sie nach ihm geforscht, doch darum sei sie hierhergekommen, um ihr ihre Träume zu erzählen, die ihr große Sorge bereiteten. Ihr habe geträumt, sagte sie, daß sie mit neunten aus der Kammer ging und einen Hirsch mit goldigem Haare gesehen; er ruge weit über andere Thiere, und sie alle wollten ihn greifen, aber sie allein habe ihn erreicht und er ihr besser als Alles gedreht; darauf habe Brynild ihr denselben vor den Knien erschossen, was ihr ein so großer Darm gewesen sei, daß sie es kaum zu tragen vermöchte; sodann habe sie ihr einen jungen Wolf gegeben, der sie mit dem Mute ihrer Brüder beträufelte. Brynild deutete ihr rückfichtslos ihren Traum dahin: Sigurd, den sie sich zum Wanne erforen, werde an Guik's Hof kommen, Grimbild werde ihm truggenüßigen Rath geben, Gudrun werde sich dann mit ihm vermählen, aber ihn bald verlieren, darauf werde sie den König Atli zum Gatten

1) Dieselben weichen zugleich auch mehrfach unter einander ab. Nach dem Waltharius gab Gibich, wie schon erwähnt, den Hagone, und Walthari, König von Aquitanien, seinen Sohn Walsari dem heranrückenden Attila als Geiseln; auch nach dem Nibelungenliede, und wahrscheinlich auch nach dem Dürer's, weilten einst Hagen und Walthari, der hier aus Spanien stammt, als Geiseln an Guik's Hof. Nach der Thidreksfaga leben sich Attila und Grimme ihre Neffen in Folge eines Hühnersieges gemeinschaftlich zujammen. Wie Högni an Attila's Hof gekommen ist, verbleibt zweifelhaft (s. meine Deutsche Heldensage 1, 230 ff.). Herberg kennen wir Gudrunark. 1. als Gudrun's Pflegin kennen.

nehmen, ihre Brüder verlieren und den Atli erschlagen. Daemvöll über diese Kunde fuhr Gudrun heim.

Wer bald darauf erschien Sigurd in nie gesehener Herrlichkeit an Gjuk's Hof, so daß man glaubte, einer von den Göttern sei gekommen, und verweilte hier lange Zeit in großen Ehren. Da gewahrte Grimhild, wie sehr er Brynhild liebt, und bedachte, welches große Glück es wäre, wenn er hier bliebe und sich mit Gudrun vermählte; denn sie würden an ihm, seines Heldenthums und seiner übergroßen Schätze wegen, einen großen Trost haben. Sie reichte ihm daher einen Vergewaltigungstrank, wodurch er Brynhild vergaß und sich nun mit Gudrun, welche Gjuk und Gunnar ihm anboten, vermählte. Die Giftnage vollbrachten darauf mit Sigurd manche ruhmvolle Thaten und machten große Kriegsbeute. Gudrun selbst begleitete sie auf einem dieser Kriegszüge²⁾. Sigurd gab ihr von Fasir's (s. d. Art.) Heren zu essen, und seitdem war sie weit grimmiger und weiser als vorher. Beide hatten einen Sohn, der Sigmund hieß³⁾.

Nach war Gunnar unvermählt. Da schlug ihm Grimhild vor, um Brynhild zu werden, er selbst war dazu nicht unbereitwillig, und Alle munterten dazu auf. Gunnar, Gjuk, Högni und Sigurd ritten daher an Budli's Hof, wohin Brynhild aus uns unbekannten Gründen zurückgekehrt war und ihrem Vater den Verlobungsring, den ihr Sigurd gegeben, hatte ausliefern müssen. Wahrscheinlich sollte hierdurch ihre Verlobung mit Sigurd gelöst werden, denn ihnen allen war dessen Vermählung mit Gudrun noch unbekannt. Als die Giftnage ankamen, nahm er diese wohl auf, wenn Brynhild nicht Nein sagen wollte, denn diese wäre so stolz, daß sie nur den Mann nehmen würde, den sie wollte. Die Giftnage aber drohten mit Krieg, wenn ihre Werbung nicht erfüllt würde. Brynhild, ihrer Eide, welche sie Sigurd geschworen hatte, getreu, erbot sich, das Land zu wehren und über einen Theil des Gefolges Hauptling zu sein. Allein Budli fürchtete die Macht der Giftnage und drehte ihr mit seinem Zorne und der Entziehung ihres Vermögens. Da traf sie auf Atli's Veranlassung mit den übrigen die Uebereinkunft, nur denjenigen zum Gasten nehmen zu wollen, der durch die Waberklohe reite, welche ihre Burg umgab, wodurch ihr Sigurd's Hand gesichert schien; denn sie wußte, daß nach Din's Bestimmung nur er allein dies zu vollbringen vermochte. Den Giftnagen wurde nun dieser Beschluß mitgetheilt, sie kehrten darauf in die Heimath zurück und Brynhild begab sich nach Hinnalir in ihre Flammensburg. Dar-

auf ritten Gunnar und Högni, von dem wegefundigen Sigurd geleitet, dorthin, und Gunnar versuchte durch die Flammen zu sprengen, allein sein Ross wich zurück; er entließ den Sigurd dessen Ross Grani, doch dieses wollte unter ihm nicht fortgehen. Da vertauschte Sigurd mit Gunnar die Gestalt, schwang sich auf sein Ross, sprengte durch die Flammen, ging in Brynhild's Saal, nannte sich Gunnar und forderte von ihr die Erfüllung ihres Versprechens. Brynhild, mit Helm und Panzer gewappnet und mit dem Schwerte in der Hand auf ihrem Eide stehend, wankte bei diesen Worten forgerbewegt wie ein Schwan auf den Wogen, erkannte die Bedeutung derselben und willigte ein. Darauf freierten beide nach alter Sitte die Verlobung, indem sie des Nachts ein Lager bestiegen und Sigurd sein blankes Schwert zwischen sie legte, um von jeder Umarmung abgehalten zu werden. Am Morgen erhielt er von ihr jenen Verlobungsring, den ihr Budli dem Abfchiede zurückgegeben hatte, gab ihr einen andern, ritt zu seinen Gefährten und sie kehrten darauf in die Heimath zurück. Brynhild folgte ihnen alsbald mit Budli, ihrem Vater, und Atli, ihrem Bruder, nach, und nun wurde ihre Vermählung mit Gunnar in Gjuk's Königsburg gefeiert⁴⁾.

Schon bei der Feier derselben erwarteten in Sigurd's Brust die Eide, welche er Brynhild geschworen hatte, er überwand sich jedoch, um das Glück ihres Besamens nicht zu stören. Auch Brynhild, welche in ihrer Flammensburg die leuchtenden Augen Sigurd's erkannt zu haben glaubte, hatte dunkle Ahnungen von dem Betrage; allein sie schwieg davon lange Zeit. Da begab es sich eines Tages, daß sie mit Gudrun an den Strom ging, ihre Haare zu waschen, und trat dabei weiter in denselben hinaus als diese. Als Gudrun sie um den Grund hiervon fragte, erwiderte sie, sie habe einen ruhmvolleren Gasten als Sigurd sei, und wolle daher an ihrem Houppe das Wasser nicht leiden, das aus ihren Haaren rinne. Da offenbarte ihr Gudrun zornig, daß Sigurd durch die Waberklohe geritten sei, den sie für Gunnar gehalten, und wies ihr zur Bestätigung den Verlobungsring, den Brynhild Sigurd gegeben hatte. Brynhild erkannte ihn, erlachte über der That, ging heim und sprach am Abend ein Wort. Als Sigurd und Gudrun zu Bette gingen, fragte ihn diese, ob er wisse, warum Brynhild so unfroh sei, und sagte, daß sie doch den Mann heiße, den sie wünschte. Sigurd erwiderte, wo Brynhild gesagt habe, sie glaube den berühmtesten Mann zu besitzen und den, welchen sie wünsche, rief ihr jedoch ab, sie zu fragen, wen sie am liebsten haben wolle. Am andern Morgen ging jedoch Gudrun dennoch zu Brynhild und fragte sie, was sie betrübe. Diese hielt ihr aber den ganzen Betrug vor und drohte ihn zu rächen, und legte sich dann zu Bette. Da ging Gunnar zu ihr und fragte sie, was ihr fehle, aber sie

2) Es ist dies das verhängnißvolle Gold, das Sigurd dem erschlagenen Fasir abgenommen (s. Fasir).

3) Siehe Adnams 96. 97. Die Vermögensfrage, in welche eine kurze Fassung der Sigurdsga bis zu Brynhild's Heirat aufgenommen ist, erzählt c. 7 von einem Kampfe der Giftnage und Sigurd's mit den Gantalsfischen, den B. Grimm, Helensage 194 mit dem Schachspiele in den Nibelungen, Müllenhoff in den Nordalbingischen Studien 1, 191 fg. mit jener Kriegsgeschichte, welche oben Sigurd von den Giftnagen rühmt, zu demselben führen, ich aber nur für einen notwendigen Anhang halten kann.

4) Völa. c. 25. 26; Sa. - Kdda p. 75.

5) Völa. - 8. c. 26. 27. 29. 31; Sigurdarkv. 3, 34 — 39; Sn. - Kdda p. 75. Vergl. meine Deutsche Helensage 1, 185 — 192.

antwortete ihm nicht. Als er jedoch ernstlich in sie drang, hielt sie ihm ebenfalls den Betrug vor und wollte ihn darauf erschlagen. Högni legte sie aber in Fesseln, doch Gunnar wollte das nicht. Nun verslug sie ihre Eiderren und wehlagte laut, daß sie Sigurd nicht habe. Dann legte sie sich wieder zu Bette. Als die Zeit kam, zu Fische zu gehen, bewegte Gudrun Gunnar, sie zu werden, allein sie gab ihm keine Antwort. Ebenso erging es Högni. Und als dieser Sigurd bat, zu ihr zu gehen, antwortete er ihm nicht, und so blieb es bis zum Abend. Den andern Tag aber, als dieser von der Jagd heim kam und von Gudrun erfuhr, daß sie noch schlief, ahnete er, daß sie einen Anschlag gegen sein Leben vor habe, und ging auf Gudrun's Wohnung, sie zu besäufigen, zu ihr. Allein weder seine Hinweisung auf den Ruhm der Ginfunge, noch seine Bitte, ihn und König Gunnar zu lieben, sowie seine Versicherung, daß er sie mehr liebe als sich selbst, und er schuldlos dem Verrathe erlegen sei, noch endlich die Erklärung, daß er bereit sei, Gudrun zu verlassen und sie zur Gattin zu nehmen, wobei seine Seiten so vor Horm schwollen, daß die Wunderringe zerpfanden, vermochte sie zu beruhigen, sondern sie erklärte, er, nicht Gunnar, sei durch ihre Maberlöse geritten; sie habe geschworen, den zum Gatten zu nehmen, der dies verbrächte, diesen Eid wolle sie halten oder sterben, auch nicht zwei Könige in einer Halle haben, und weder ihn, noch einen Andern zum Gatten nehmen. Als nun Gunnar von Sigurd erfuhr, daß Brynhild ihre Sprache wieder habe, ging er zu ihr und fragte sie, ob irgend eine Buße für ihren Horm zu vollbringen sei. Sie erwiderte, sie wolle nicht mehr leben, denn Sigurd habe sie und ihn betrogen, und zwei Männer wolle sie nicht in einer Halle haben, und dies solle Sigurd's Tod sein, oder seiner, oder ihrer, da Sigurd dies Alles Gudrun gesagt habe, und diese sie beschimpfe⁷⁾.

Darauf setzte sie sich vor ihre Kammer und hielt manche Harmerzählungen, und sagte, daß Ihr Alles leide, beides Land und Recht, da sie Sigurd nicht habe. Da ging Gunnar abermals zu ihr, und nun forderte sie ihn unter der Drohung, ihn zu verlassen, auf, Sigurd und dessen Sohn Sigmund zu erschlagen. Gunnar schwankte lange, denn er wußte nicht, was ihm am meisten fromme, oder ihm am ziemilichsten wäre, und beschied endlich Högni zur Beratung. Allein dieser rieth ihm wegen der dem Sigurd geschworenen Brudereide und wegen dessen Helmbums, wodurch ihr Geschlecht das herrschte auf Erden wäre und sie Herren über alle Weibchen werden könnten, ab, Brynhild's Aufzeichnungen zu folgen. Doch der Schimpf, von seiner Gattin verlassen zu werden und der Reiz, den Hort Sigurd's allein zu besitzen, brachten bei Gunnar die Vorstellungen des edlen Högni zum Schwärzen, und um die Schmach des Meinetdes von sich abzuwälzen, sagte er den Beschluß, Guthorm, den jüngern Bruder, der mit Sigurd noch keine Brudereide geschworen, zum Morde zu bewegen.

Durch große Versprechungen und einen Zauberkranz aufgereizt, verhiess auch dieser die That, und als Sigurd, arglos gegen solchen Verrath, des Nachts in seinem Bette an Gudrun's Seite eingeschlossen war, ging Guthorm zu ihm und durchbohrte ihn mit dem Schwerte. Sigurd erwachte, schluderte dem hinausweisenden Ränder sein Schwert in den Rücken und schlug ihn mitten von einander. In des Gatten Blute schwimmend, erwachte Gudrun und hob so laut zu klagen an, daß der Todwunde sich aufrichtete, sie zu trösten suchte und seine Unschuld versicherte. Dann verschied er⁸⁾. Als Brynhild Gudrun's lauten Jammer hörte, erhob sie ein schadenstrophes Gelächter. Doch Gunnar gebot ihr zu schweigen, nannte sie eine Frevelstifterin und sagte, sie verdiene, daß man vor ihren Augen ihren Bruder Atli erschlage. Allein sie erwiderte, Niemand beschuldige ihn der Freigheit, den Mord habe er vollbracht, Atli aber werde ihn und Högni überleben, und wies auf die Nothwendigkeit und den Vortheil des Mordes hin, der daraus für ihn erwachse. Gudrun aber verbandete ihm das Klagen der Rachegeister, und auch Högni sagte, daß sie für dieses böse Werk nimmer Buße erlangen würden. Am Abend zechten die Ginfunge fröhlich und alle schliefen bald ein, als sie ins Bett kamen, aber Gunnar's meinelidiges Gewissen ließ ihn keine Ruhe finden, und auch Brynhild erwachte vor Tages Anbruch, durch unheilverkündende Träume aufgeschreckt⁹⁾.

Der folgende Morgen versammelte die Ginfunge um Sigurd's Leiche, und in stummem Schmerze saß Gudrun über den geliebten Gatten bis zum Tode betruht. Vergebens suchte man sie zu trösten, und die Frauen erzählten ihr das harte Geschick, das sie erduldet, aber Gudrun konnte vor Schmerz nicht weinen. Da schlug Gullrind, Gjuk's Tochter, das Tuch zurück, das Sigurd's Leiche umhüllte, und forderte sie auf, den Geliebten zu umfassen, wie wenn er lebe. Und als Gudrun die Leiche erblickte, führte ein Thränenstrom aus ihren Augen, und nun ergoß sie sich in das schmerzhafteste Lob des Geliebten, pries das Ansehen, das sie durch ihn genossen, klagte über die Erniedrigung, in die sie nun gestürzt sei, verübte das Verderben, das über Gunnar durch das Gold kommen würde, und verwünschte Brynhild. Diese Erleichterung, welche Gudrun durch den Anblick der Leiche des geliebten Gatten gefunden und ihr Preisen desselben merkte noch einmal Brynhild's Eifersucht auf, aber sie wendete ihren Ingrimm nicht gegen die Unglückliche, da sie ihre Rache an dieser ausgeführt, sondern gegen Gullrind und verwünschte dieselbe, weil durch sie Gudrun Worte gefunden, schwierig aber auf deren Erwiderung und wandte sich gleichsam entschuldigend an Gudrun, indem sie Atli als den Urheber des ganzen Unheils bezeichnete, da die-

7) Nach Brot af Brynhildarkv. und Gudsarkv. II. wird Sigurd, wie in den meisten Eddas, im Bette erschlagen, aber die Ermordung im Bette beruht in der geträumten That der edlischen Eider, die jüngere Edda und die Völsunga Saga I. meine Deutsche Eddausgabe I. 205 ff. 8) Völs.-S. c. 30; Sigurdarkv. 3, 5—35; Brot af Brynhildarkv.; So.-Edda p. 74. 75.

fer, von dem Reize des verhängnißvollen Goldes gelockt, die Veranlassung zu dem Vertrage mit den übrigen bei der Werbung der Göttinge gewesen. Und als sie darauf den Blick auf Sigurd's Leiche warf, brach ihr Schmerz mit aller Furchtbarkeit ihrer Volkseigenschaft hervor: sie umschlang die Säule, an die sie geknüpft, Feuer schloß aus ihren Augen und Gift aus ihrem Munde; dann verknüpfte sie ihren Schmerz über die vollbrachte That, verkündigte dem Gunnar die im Traume geschaute Rache für seinen mörderischen Mord, rief Sigurd's Treue und Unschuld, erinnerte daran, wie sie durch die Werbung aus unwandelbarer Treue gegen Sigurd zu dem Vertrage gezwungen sei, und erklärte, daß sie als zartgefinntes Weib mit einem Manne, der nicht der ihrige sei, das Leben nicht führen könne, und sich deshalb tödten wolle. Als sie diesen Entschluß ausgesprochen, sprang Gunnar auf, sie davon abzuhalten, aber sie ließ ihn hinweg, sowie jeden Andern, der ein Gleiches versuchte, und Högni, von Gunnar aufgefordert, sie von der That abzuhalten, wies mit derben und verächtlichen Worten gegen Brynhild diese Zumuthung zurück. Darauf vertheilte sie ihre Habe an ihre Leichengefolge, warf sich in den goldenen Panzer und durchbohrte sich mit dem Dolche. Dann offenbarte sie dem Gunnar mit prophetischem Geiste sein und Sigurd's Leichensfeier, indem sie bestimmte, mit diesem zugleich auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden, neben einander liegend und durch das blanke Schwert geschnitten, wie einst, als sie mit Sigurd die Verlobung feierte. Als der Scheiterhaufen errichtet war, wurde die Leiche Sigurd's und seines dreißährigen Sohnes Sigmund, den Brynhild hatte erschlagen lassen, und die Guthorm's darauf gelegt, und als er in vollen Flammen fand, bestieg ihn Brynhild und vermählte sich so in den Todesflammen aufs Neue mit dem Geliebten. — Auf ihrer Fahrt zur Unterwelt wollte ihr eine Niesin, durch deren Häuser die Fahrt ging, den Durchzug nicht gestatten, indem sie ihr vorwarf, daß es ihr nicht gezieme, den Mann einer Andern zu besuchen, oft habe sie auch (als Schlachtfangfrau) von ihren Händen Männerblut gewaschen und Gluck's hohes Haus geführt. Allein Brynhild, ihr ihr ganzes Leben verbührend, wies ihre Unschuldigung zurück und folgte Sigurd *).

Nach dem Tode ihres Vaters und Kindes eilte Gudrun aus der väterlichen Burg hinweg und kam nach fünf Tagen zu den Hallen des Dänenkönigs Holf, wo einst Sigurd geboren und erzogen wurde, und sah hier sieben Halbjahre bei Thora, Holf's Tochter, die ihr zur Erziehung teutsche Sätze und dänische Schwäne flüchtete, und sie beide zusammen lasen die Thaten der berühmtesten Helden. Doch gedachte sie noch sehr ihres Harnes. Ihre Brüder aber nahmen all das Gold Asnir's und beherrschten die Lande. Da entstand Unfriede zwischen

Atli und den Göttingen, denn er gab ihnen den Tod Brynhild's Schuld, und um ihn zu versöhnen, versprachen sie ihm Gudrun zur Gattin. Aber diese gedachte noch nicht daran, Trost zu gewinnen, auch hatten die Brüder ihr die Ermordung des Vaters und Sohnes noch nicht gesühnt. Grimhild forderte daher ihre Söhne auf, hinzuziehen, um der Schwester die Söhne darzubieten, und in herrlich ausgerüsteter Fahrt zog sie selbst mit Gunnar und Högni und einem großen Gefolge zu den Hallen Holf's, wo auch Atli mit Thiodolf von Kern, der nach der Flucht aus seinem Kerker bei diesem weilte, sich eingefunden hatte. Durch einen Vergessensheißtrank, den Grimhild der Tochter darreichte, vergaß diese ihrer Trauer um Sigurd, darauf fielen drei Könige (Gunnar, Atli und Thiodolf?) vor ihr nieder, und Grimhild suchte durch reiche Gaben sie zur Einwilligung in die Vermählung mit Atli zu bewegen, allein Gudrun wies diese zurück, da sie im Geiste das Unheil vorausahnte, welches den übrigen aus dieser Ehe entspringen würde. Dessenungeachtet ließ aber Grimhild mit Bitten nicht nach und bot ihr noch reichere Gaben. Da gab Gudrun endlich nach, jedoch noch einmal das aus dieser Ehe entspringende Unheil verkündend. Darauf führte Atli die Braut heim. Bei der Ankunft vor seiner Burg war Gudrun eingeschlossen. Er redete sie, und da sie ihm voll Unmuths schien wegen der Freunde Tod, erzählte er ihr seine Träume, die er jüngst gehabt, in der Hoffnung, von ihr eine wohlwollende Deutung zu erhalten. Allein sie deutete dieselben rüchsellos auf seinen und seiner Kinder Tod. Hierauf wurde die Vermählung gefeiert, aber ihr Beisammensein war ohne Liebe und Gemüth *).

Mit Gudrun's Hand hatte Atli rechtmäßige Ansprüche auf den Thron erhalten, allein seine Bemühungen, die Göttinge zur Herausgabe desselben zu bewegen, waren bisher vergeblich gewesen, und scheinen von Gudrun selbst vereitelt worden zu sein. Auch gelangte er nicht zu seinem Ziele, als er Grimhild, vermutlich während eines Besuchs bei ihrer Tochter, in eine Höhle einsperrte und sie den Hungertod sterben ließ. Er griff daher zu räucheriger Hinterlist, indem er die Göttinge ohne Gudrun's Vorwissen unter reichen Geschenken freundlich zu sich einlud. Gudrun erfuhr dies jedoch und sandte den Brüdern durch Atli's Boten Wingi warnende Runen und ein abmahnendes Schreiben; allein Wingi verwarf die Runen, so daß sie das Gegenheil auslieferten. Die Göttinge nahmen den Boten ehrenvoll auf und empfingen harmlos die Geschenke. Als derselbe aber seine Botschaft vortrug, warnte Högni und alle Andern, da Gudrun ein abmahnendes Zeichen gesandt. Als jedoch die Könige trunken waren und nun Wingi sagte, daß Atli hochbetagt und zu schwach sei, kein Rik zu regieren, seine Söhne aber noch allzu jung wären, und er daher den Göttingen dasselbe abtreten wolle, bis diese erwachsen seien, willigte Gunnar voll verwegenen Muthes

9) Gudrúnarkv. I.; Sigurðarkv. 3, 36—68; Brot af Brynhildarkv. 14—19; Sn. Edda p. 76; Völs.-S. a. 31; Helreið Brynhildar.

10) Gudrúnarkv. 2, 13—42; Dröpnífluga; Sn. Edda p. 76; Völs.-S. a. 32, 33; Áttatal 91. 92.

ein, und auch Högni erklärte, folgen zu wollen. Denselben Abend hatte aber Kofstra, Högni's Gattin, die Mienen geprüft und ihre Verschöpfung entdeckt, und dazu schreckte sie des Nachts ungesüßlichen Träume. Sie offenbarte daher beides am Morgen ihrem Gatten, allein dieser suchte es ihr auszureden. Auch Glaumvöra, Gunnar's Gattin, hatte gleiche Träume gehabt, und warnte ihn, allein vergebens, da die Fahrt einmal zugesagt sei. Mit anbrechendem Tage rüsteten sich nun die Gwiunge zu derselben, obgleich auch die Andern sie abmahnten. Bevor sie aber von Hause fuhrn, verbargen sie den Hört in dem Rheine. Im Gange subren fünf Gwiunge: Gunnar, Högni und dessen beide Söhne Snovar und Solor nebst Drfning, Kofstra's Bruder, und halbmal mehr des Gefindes. Die Frauen begleiteten sie bis an die Kurfz des Stromes, und beim Abschiede mahnte Glaumvöra Wingi daran, die Wahrheit zu sagen; allein er betheuerte seine Aussage. Darauf schieden sie. Beim Uebersteigen über den Strom gerbrach das Schiff, doch kamen sie glücklich ans Land, das Schiff blieb aber unbefähigt, und sie eilten darauf dem Hunnenlande zu. Als sie der Burg Atli's nahten, sahen sie dieselbe mit Bewaffneten angefüllt, und indem Högni an dem Thor klopfte, offenbarte Wingi warnend die Gefahr, welche ihrer war. Doch Högni sagte, er solle sie nicht schrecken, und sie rannten ihn nieder und erschlugen ihn. Sobald sie aber vor die Königshalle kamen, umringte sie Atli mit seinen Bewaffneten und forderde den Hört, den Sigurd befehlen und Gudrun gebäre. Allein trotzig verweigerten ihn die Gwiunge und sofort begann der Kampf. Da hörte Gudrun die Ankunft der Brüder und was sich begeben, eilte mild hinaus, begrüßte die Brüder — es war der letzte Gruß! — und rief ihnen zu stehen und ein Her zu sammeln, aber Gunnar erklärte, es sei zu spät. Sie versuchte nun zu vermitteln, allein alle riefen Nein! und der Kampf begann von Neuem. Da griff Gudrun zu den Waffen, um das Leben der Brüder zu schüßen, und erschlug zwei Brüder Atli's, und die Gwiunge kämpften so gewaltig, daß bis zum Mitttag die ganze Walfstalt von Blute floß. Als darauf Högni's Söhne tapfer vorgingen und auch Atli seine Mannen anfuerte, drangen die Gwiunge so muthig vor, daß Atli in den Saal sprang. Diese folgten ihm aber, und darin erhob sich nun eine sehr harte Schlacht, doch; als der Abend anbrach, waren von den Gwiungen alle bis auf Gunnar, Högni, Snovar, Solor und Drfning gefallen. Die Nacht unterbrach den Kampf, aber mit anbrechendem Tage begann derselbe von Neuem. Snovar, Solor und Drfning fielen, und darauf wurde Gunnar durch die Uebermacht überunden und gefesselt. Nun kämpfte Högni mit gewaltiger Tapferkeit, sieben erschlug er mit dem Schwerte, den achten warf er in die Gwuth¹⁾, bis endlich auch er übermächtig und gefangen genommen wurde.

Nach Beendigung des Kampfes kamen Atli und

Gudrun herbei. Beim Anblicke der Gefallenen (er hatte 19 von den Seinigen verloren) maß jener dieser die Schuld davon bei, und warf ihr vor, wie er durch sie der Brüder, der Schwester und aller Freunde beraubt sei. Und als sie ihm die Ermordung ihrer Mutter Grimhild vorhielt und sagte, sie würde es den Göttern danken, wenn es ihm übel ergehe, gebot er seinen Mannen, um den Harn des Weibes zu mehren, dem Högni das Herz aufzuschneiden und den Gunnar in den Burmgarten zu werfen. Da fragten diese den Gunnar, ob er sein Leben mit Gold verkaufen wolle. Er entgegnete, erst solle ihm Högni's Herz in der Hand liegen. Um auch diesen zu retten, schlug nun der Rückenmeister Velti vor, statt seiner dem blöden Kesselhüter Hialli das Herz aufzuschneiden. Als dieser sein Leben bedroht sah und freischend in alle Winkel froh und flehte, ihm sein Leben zu lassen, da er schulloos an dem Kampfe sei und das Schmäblichte zu beschiden versprach, bat Högni für ihn, denn ihm sei es ein Geringeres, dieses Spiel zu ertragen, und wer wolle solch Gwinnel hören? Allein sie ergriffen den Knecht, schnitten ihm das Herz aus und trugen es zu Gunnar. Dieser erkannte aber sogleich das Herz des blöden Hialli an besser Zittern, und so blieb seine andere Wahl mehr übrig, als dem Högni das Herz aufzuschneiden. Doch als sie diesem bis zum Herzen schnitten, lachte er unter der Todesqual. Sie trugen darauf sein Herz zu Gunnar, und dieser sprach freudig: „Hier habe ich das Herz des kühnen Högni, ungleich dem Herzen des blöden Hialli; das zittert wenig, da es auf der Schüssel liegt, nicht so zitterte es, als es in der Brust lag. So sollst du, Atli, den Augen fern sein, wie du es den Schützen sein wirkst; auf mich allein steht jetzt“) all der verborgene Hört der Rißunge, nun Högni nicht mehr lebt. Etets hegte ich Zweifel, so lange wir beide lebten, nun hege ich keinen mehr. Der Rhein soll walten des Streiterges der Könige, der kluge, des asenentstammten Erbes der Rißunge. In rollender Woge leuchten die Todesringe mehr, als das Gold an den Händen der Hunnen; söhne erlangt.“ Da gebot Atli, den gefesselten Helden in den Burmgarten zu fahren, und folgte ihm selbst auf seinem Kofse. Doch als Gudrun das vernahm, kürzte sie dem Gatten entgegen und erinnerte ihn an die heiligen Eide, die er einst Gunnar geschworen. Allein vergebens: der Hört des Hortes ward von dannen geführt und in den Burmgarten gelegt, der voll von Schlangen war. Gudrun aber sandte ihm heimlich eine Harke, die er mit dem Lehen schlug, da ihm die Hände gebunden waren...“) so harmvoll verhand er dieselbe zu schlagen, daß die Ratten einschließen bis auf eine, welche ihm zum Vorgehen froh und sich einbiß, und so ließ er sein Leben. Darauf kehrte Atli von dem Worde heim“).

12) d. h. auf meinen zwei Augen, als altemirger Erbe: des Hortes, und Wiffender, wo er geboren ist. 13) Drap Nidanga: Adak. 1.—32; Atlamal 1.—63; Vals. 8.—33—37; Sn.—Edda p. 76. Nach Oddarsnarrte 28—34 war die Ratter, durch welche Gunnar umkam, Atli's Mutter.

11) Der Saal scheint, wie im Nibelungenliede und der Abirreksage, angezündet worden zu sein.

Am andern Morgen verkündigte Atli der Gudrun den Tod der Brüder, und fing an, sie sogar zu verhöhn. Sie entgegnete ihm, über ihn werde einst Reue kommen, und wies die Söhne zurück, welche er ihr bot. Um ihn jedoch sorglos zu machen, sagte sie, daß er über Alles, was sie betreffe, schalten könne, und sie wüßte ihre Kräfte so zu verbergen, daß Atli nichts Böses ahnte. Darauf befehlte Atli die Gefallenen, und um ihn völlig sorglos zu machen, ging ihm Gudrun bei seiner Rückkehr entgegen, reichte ihm den Willkommenstrunk, und sprach die Annahme der Söhne aus, indem sie ihm die Kleinode der gefallenen Brüder anbot, und beide beschloßen nun den Gefallenen ein Erbmahl zuzurufen. Da schritt Gudrun zu ihrer Rache. Sie tödtete ihm die beiden Söhne Erp und Eitill, welche sie mit Atli gezeugt, ließ aus den Schädeln Trinkschalen anfertigen, füllte sie mit Wein, vermischte diesen mit dem Blute der Söhne, briet sodann deren Herzen und reichte beides dem Atli beim Mahle. Als Atli beides genossen hatte und nach seinen Söhnen fragte, offenbarte ihm Gudrun zum Entsetzen Aller ihre furchtbare Rache. Dieser hielt ihr das Unnatürliche derselben vor und drohte, sie heimlich und dann auf dem Scheiterhaufen verbrennen zu lassen. Sie entgegnete, sie werde eines schönen Todes sterben, und beide bewarfen sich darauf mit Hohnworten.

Nun saß auch Niflung, Högni's Sohn, der auf eine unbekante Weise an Atli's Hof gekommen war, Groß gegen Atli, und Gudrun beschloß, mit ihm die Rache an Atli auszuführen. Sie besach die Wächter, und ging in der Nacht mit Niflung in Atli's Schlafgemach, wo er trunken von Wein und unbereit schlief, und durchbohrte ihn unter Niflung's Beistand mit einem Dolche. Mit der Wunde erwachte Atli und hielt Gudrun mit heldenmüthiger Ruhe den feigen Mord vor, erinnerte sie sodann daran, wie er verlangend, um sie zu werden, von Hause gefahren sei und sie ehrenvoll heimgeholt habe, sowie welchen reichen Wohlstand er ihr gegeben, aber das Alles habe sie sich dünken lassen, als wäre es Nichts, und sein häusliches Glück untergraben. Gudrun erwiderte, dies sei eine Lüge, sein häusliches Glück sei durch Brudermord gestört worden, gedachte dann der Heldenthaten, die sie mit ihren Brüdern in Sigurd's Gefolge vollbracht, und erklärte, daß es ihr eine Qual gewesen, in sein Haus zu kommen, denn vorher habe sie ein Held besessen, er aber habe sich überall als Feigling gezeigt. Atli erwiderte, sie lüge, mahnte sie daran, daß sie beide ein narbenvolles Geschick hätten, und bat sie, für sein ehrenvolles Begräbniß zu sorgen. Gudrun versprach ihm dieses, und darauf verschied er.

Noch hatte aber Gudrun an allen denen Rache zu üben, durch deren Hülfe die Brüder gefallen waren. Doch ihre Zahl war zu groß, um diese mit dem Dolche auszuführen. Sie ließ daher in der Nacht Holz um die Burg aufschichten, kündete es an, der alte Bau der Buhlungie stürzte brennend zusammen und begrub in

seiner Gluth die Mörder der Brüder sammt den hunnischen Schildmädchen¹⁾.

Die dänischen Heldensieder, welche nur von Grimhild's (d. i. Gudrun's) Rache singen, schloßen sich in ihrer Darstellung ganz an die teutsche Sage an. Ebenso die hoesische Chronik. Dagegen das fürsische Brunnbildeslied stimmt bis zu seinem Schluß, der bis zu Sigurd's Ermordung reicht, noch wesentlich mit der Darstellung der Edda überein. Das Högnislied dagegen schließt sich, gleich den dänischen Liedern und der hoesischen Chronik, wieder an die teutsche Sage an. Beiden Liedern ist der Name Niflung gänzlich fremd und sie bieten dafür Zulkunge (Giulunge). Dem letztern ist eigenthümlich, daß Grimhild und Gudrun noch ihre alte Stelle behaupten, sowie daß Högni noch als Atli's Sohn erscheint; Guthorn wird gar nicht genannt, dagegen, wie in den Nibelungen, Harnar — Gernot und Giselar — Giselher.

Unter den Skalden führt Einarr Skjalgalinn (aus dem Ende des 10. Jahrh.) Högni's Hof Heilfoi und Gunnar's Hof Gofi an, welche auch die jüngere Edda nennt (f. p. 75, 84) und Alagi Brunnvota a. a. D. c. 5 bietet eine Verästelung dar, welche davon handelt, wie Atli seine Schwäger zu Gast bot.

Im Norden muß man auch Bildsäulen von den Giulungen, wie von den Nibelungen und andern sagengefeierten Helden, gehabt haben, da Sigurd Varsalfar und seine Gefährten im J. 1111 in den Bildsäulen des Hippodroms zu Konstantinopel die Giulunge wiederzuerkennen glaubten (s. meine Deutsche Heldensage I, 340).

Die Thidreksaga, welche, wie schon bemerkt, den Namen Gjukungar nicht mehr darbietet, sondern nur Niflungar und einmal Amlangar, zählt zu ihnen in beiden erwähnten Uebersetzungen: Gunnar, Högni, Gernöz und Gislher, zu denen die zweite (c. 170) noch Guthornar fügt, der aber sonst in der ganzen Saga nicht weiter auftritt. Högni ist, wie bereits angegeben wurde, der Sohn eines Elken, den dieser in Aldrian's oder Trung's Knechtszeit mit Däa erzeugte; nach c. 361 scheint er aber einer andern Mutter Sohn gewesen zu sein, mit welcher Uebersetzung es zusammenhängen mag, daß in der Saga Folther sein Blutsfreund und in den dänischen Liedern sogar sein Bruder heißt; er führt auch hier den Beinamen von Tröia. Was die Gestalt der Sage betrifft, so schließt sie sich wesentlich an das Nibelungenlied an, und wir müssen daher auf diesen Artikel verweisen.

In diesem Liede erscheinen nur Gunther, Gernöt und Giselher als Brüder, und Krimhild als ihre Schwester; Hagen aber ist Aldrian's Sohn und ihr Verwandter (näch). Dieser Aldrian ist derselbe mit jenem, welchen die Thidreksaga zum Vater der Niflungie macht.

Ueber die Enkel Giulki's f. d. Art. Schwanhilde. (Dr. A. Rasmann.)

14) Drap Niflunga; Atlav. 33—43; Atlamal 63—103; Sn.-Edda p. 75; Vols. - S. 38.

GLABELLA heißt am Kopfe der Thiere die Gegend zwischen den Augen. Gegenwärtig wird das Wort als Terminus nur noch bei der Beschreibung der fossilen Trilobiten (s. d. Art.) angewandt, weil grade diese Gegend des Kopfes bei ihnen die mannichfaltigsten, für die Systematik wichtigen Formverhältnisse bietet. (Giebel.) Glabella, f. Glatze.

GLABER (Radulphus)¹⁾, ein französischer Chronist des 11. Jahrh., vermutlich schon gegen das Ende des 10. Jahrh., wie es scheint, in Burgund²⁾ geboren, muß eine sehr schlechte Erziehung genossen haben und wurde seiner unartigen Aufführung wegen von einem Oheim bereits in seinem zwölften Jahre mit Gewalt in die Abtei Saint-Egier de Champvaux in der Diöcese von Langres gebracht, um ihn für ein besseres Leben und den geistlichen Stand zu gewinnen. Radulph machte zwar bedeutende Fortschritte in den Wissenschaften und nahm auch das Ordenskleid, änderte aber, wie er selbst gesteht³⁾, keineswegs seinen unabhändigen Sinn und brachte es endlich durch seinen Ungehorsam gegen die Äbten und sein unseidliches Benehmen gegen seine Mitbrüder dahin, daß er aus der Gemeinschaft ausgeschlossen werden mußte. Seine Kenntnisse verschafften ihm jedoch bereitwillige Aufnahme in andere Klöster, und zwar zuerst in dem Kloster zum heiligen Benigaus in Dijon⁴⁾, wo er sich die Genossenschaft des berühmten und später unter die Heiligen versetzten Abtes Wilhelm in so hohem Grade zu gewinnen wußte, daß dieser ihn um das Jahr 1028 als Begleiter auf seiner Reise nach Italien wählte, um seine Angelegenheiten zu besorgen. Zu Susa einhüllte der kluge Mönch bei der Einweihung einer Kirche, welcher sein frommer Abt bewohnte, eine Betrügerei, welche bei dieser Gelegenheit mit falschen Reliquien getrieben wurde; seine Entdeckung erregte jedoch großen Ärger unter der abergläubischen Bevölkerung, welche fortbuh, bei den einmal als wunderthätig gepriesenen Weibern Heilung von allen Uebeln zu suchen⁵⁾. Ueberhaupt scheint sein rücksichtsloses Verfahren und sein nicht sehr frommer Sinn ihn endlich auch dem Abte Wilhelm so lästig gemacht zu haben, daß er für gut hielt, diesen zu verlassen und in dem Kloster Notre-Dame du Roulier in der Diöcese von

Auxerre eine Zuflucht zu suchen⁶⁾. Auch diesen Aufenthalt vertauschte der unruhige Mönch alsbald wieder mit dem Kloster Saint-Germain in derselben Diöcese⁷⁾ und später mit dem Kloster Beze in der Diöcese von Langres⁸⁾. Zuletzt finden wir ihn in der berühmten Abtei von Cluny, wo er endlich, wie es scheint, Ruhe fand und wo er auch vermutlich um das Jahr 1050 starb⁹⁾, nachdem er sein früheres gottloses Leben bereut und seine letzten Jahre in großer Frömmigkeit zugebracht hatte. Hier vollendete er auch auf die Bitte des Abtes Odilo¹⁰⁾ die schon auf den Rath seines früheren Abtes Wilhelm begonnene¹¹⁾ Geschichte seiner Zeit (Historiarum sui temporis libri quinque), das einzige historische Werk von Bedeutung, welches Frankreich aus dem 10. und 11. Jahrh. aufzuweisen hat, während Zeitschland einen so ausgezeichneten historischen Versuch aus dieser Zeit besitz. Auch Glaber's Geschichte, welche vom Jahre 1000 bis zum Jahre 1044 reicht¹²⁾, kann in keiner Weise als ein Meisterwerk betrachtet werden; denn obgleich er eine zu seiner Zeit nicht gewöhnliche wissenschaftliche Bildung besaß und sogar in der klassischen Literatur Roms nicht unbewandert war¹³⁾, so vermochte er sich doch weder von dem alten Begriff überlieferten Aberglauben seiner Zeit frei zu erbalten, noch sich einen auch nur erträglichen Stolz anzugewinnen. Seine Sprache ist äußerst roh und sogar häufig grammatisch unrichtig, seine Darstellung völlig planlos und ohne alle Ordnung. Am liebsten verweilt er bei wunderbaren Naturerscheinungen, nächtlichen Visionen und unglaublichen Wundern, sowie bei unfruchtbaren theologischen und metaphysischen Untersuchungen, obgleich ihm seine Ahnung von wahrer Philosophie bewohnt. Alles, was er über die Ereignisse vor dem Jahre 1000 mittheilt, scheint er nicht aus zuverlässigen Quellen, sondern aus sehr ungenauen mündlichen Berichten und umlaufenden Gerüchten und Sagen geschöpft zu haben, weshalb die chronologische Reihenfolge gänzlich vernachlässigt ist, übrigens nimmt er es mit der Zeitbestimmung gleichzeitiger Vorfälle ebenso wenig genau und ein Unterschied von einigen Jahren scheint ihm sehr gleichgültig gewesen zu sein. Auch seine geographischen Kenntnisse sind äußerst dürftig, wie die lächerlichen Bemerkungen über die Volksstämme des östlichen Zeitschlands¹⁴⁾ und die Versekung des Rufes nach Afrika¹⁵⁾ hinlänglich beweisen. Bei

1) Der Radulphus, franz. Raoul; Glaber (glatt) ist wahrscheinlich nur ein Name, der ihm beigelegt wurde, weil er kahl oder bartlos war. 2) Man schließt dies aus seiner näheren Bekanntschaft mit den burgundischen Verhältnissen. 3) Hist. l. V. c. 1: „Quaecumque a patribus vel spiritalibus fratribus modesta et sancta caritative mihi angerebant, trunculanti animi inflatione turgidum seutum cordis gereas, diatante superbia, ne salubria me contingerent, opprobria. Dehinc aulicioribus non obediens, concussibus molestus, junioribus onerosus atque, ut vero fatear, universalis mei praesentia gravato erant, levamen absentia.“ 4) Ibid. 5) Ibid. l. IV. c. 3: „Et licet plures sanas mentis dastabiles agnitionum hominandum clament, vulgus tamen rusticianus plebs nanganon corruptum injusti nomen pro Justo venerans, olim in suo permansit errore. Nos autem iclerico ista retulimus, ut a multiformis demonum seu humanorum errorum, qui in orbe passim abundat, praecipue in fontibus seu arboribus, ab aegria incante veneratis recaverit.“

6) „Ut aemi illum ad horam amaricatum, secessi in aliud monasterium.“ Vita S. Willelmi c. 15. §. 40. 7) Hist. l. V. c. 1. 8) Ibid. l. IV. c. 6. Sein angeblicher Aufenthalt in dem Kloster Marmouier (Mauernünster) im Piedmont¹⁶⁾ beruht auf der späteren Correctur einer Handschrift der Geschichte Glaber's, wie in den neueren Ausgaben derselben bemerkt wird. 9) Er vollendete sein Werk im Jahr 1045; von seinen späteren Lebensverhältnissen ist nichts Näheres bekannt. 10) Hist. l. IV. c. 1. 11) Hist. l. IV. c. 1. 12) Hist. l. I. c. 9. 13) Hist. l. I. c. 9. 14) Hist. l. I. c. 9. 15) Hist. l. I. c. 9. 16) Hist. l. I. c. 9.

allen diesen Mängeln ist aber Glaber's Geschichtswert, welches nicht nur die Geschichte Frankreichs betrifft, sondern sich über die ganze damals bekannte Welt erstreckt, von der größten Wichtigkeit, weil der Verfasser die gleichzeitigen Ereignisse, wie er sie entweder selbst mit ansah oder von Andern erzählt hörte, getreu und unparteiisch niederschrieb und die verdorbenen Sitten und die Geseßlosigkeit seiner Zeitgenossen mit rücksichtsloser Offenheit schildert. Einen besondern Werth erhält sie noch durch die Nachrichten über die Geseßgebung vor deren Erhebung auf den Thron. Sie wurde zuerst von P. Vitheu (in den *Scriptores veteris Historiae Francorum* XI [Francofurt 1396 fol.] p. 1 seq.) bekannt gemacht, bessere Ausgaben besorgten And. du Chesne (in den *Scriptores coetanei Historiae Francorum* [Paris 1636 seq. fol.] Tom. IV. p. 1—58) und R. Bouquet (in dem *Recueil des historiens des Gaules et de la France* [Paris 1738 seq. fol.] Tom. X. p. 1—63), eine vorzügliche, auf gute Handschriften gegütete Recension der auf Zusatzen begüglichten Theile lieferte G. Weig in den von G. H. Prg herausgegebenen *Monumenta Germaniae historica*, Scripta. Tom. VII. p. 48—72; eine getreue französische Uebersetzung F. Guizot in der *Collection des Mémoires relatifs à l'histoire de France*. Tom. VI. [Paris 1824. 8.], p. 163—335. Weit früher als diese Geschichte schrieb Glaber das Leben des Abtes Wilhelm, welchen er nach Italien begleitet und dessen Tugenden er genau kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte“); es fällt deshalb auf, daß sich darin ein besserer Stolz bemerkbar macht und die meisten Fehler, woran seine Geschichte leidet, vermieden sind. Diese Biographie (Vita Wilhelmi I., Abbatis S. Benigni Divionensis) gab zuerst P. de la Riviere (in seiner *Historia Monasterii S. Joannis Reomensis* [Paris 1737. 4.] p. 121 seq.) heraus; genauer, nach Handschriften berichtigte Abdrücke lieferten Godefr. Henschen (in den *Act. Sanctorum Januarii*. Tom. I. p. 57—64) und J. Mabillon (in den *Act. SS. Ordinis S. Benedicti*, Saec. VI. P. I. p. 322 seq.), und eine vorzügliche Ausgabe der auf deutsche Fassung bezüglichen Abschnitte besorgte G. Weig (in den schon erwähnten *Monum. Germ. hist. Scripta*. Tom. IV. p. 635—638). Glaber versucht sich auch als Dichter, wie aus einigen seiner Geschichte eingeschlossenen Proben“) und aus seiner Bemerkung, daß er die erloschenen metrischen Inschriften in der Kirche des Klosters Saint Germain durch neue ersetzte“), hervor geht. Ueber Glaber's Leben und Christen sind zu vergleichen außer den allgemeinen literarischen Werken und Wörterbüchern die Einleitungen zu den verschiedenen Ausgaben seiner Geschichte, besonders die Einleitung von G. Weig; ferner J. B. La Curne de la Sainte-Palaye, *Mémoire concernant la vie*

et les ouvrages de Glaber, Historien du temps de Hugues Capet, in den *Mémoires de l'Académie des Inscriptions*. Tom. VIII. p. 549—559, J. P. Nicéron, *Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres*. Tom. XXVIII. p. 146 seq. und die *Histoire littéraire de la France*. Tom. VII. p. 389 seq.

(Ph. II. Kälb.)

GLABRARIA. In der zweiten Monstie zu den *Species plantarum* bezieht Linné mit diesem Namen eine Pflanzengattung, welche zu der natürlichen Familie der Lauraceen gehört. Er stellt sie in die vierte Ordnung der 18. Classe (Polyadelphia Polyandria) und charakterisirt sie folgendermaßen: Kelch fünfspaltig, Kronblätter fünf; die den Fruchtknoten umgebende Hülle ist mit pfriemlichen Fortsätzen von der Länge des Kelchs besetzt; die 30 Staubgefäße sind im Alter immer verwachsen; die Frucht ist eine Steinbeere.

Aus dieser Gattung kannte er nur eine aus Ostindien kommende Art, welche er *Glabraria tersa* nannte und die auch Willdow im dritten Bande seines im J. 1800 erschienenen *Werkes*, *Species plantarum*, in derselben Weise unterbringt. Später hat man *Tetranthera*, den Namen einer von Jacquin gegründeten, hierher gehörigen Gattung, vorangestellt und *Glabraria tersa* von Linné als Synonym dazu citirt. Dies that schon Sprengel im zweiten Bande seines *Systema vegetabilium* vom Jahre 1825, darauf Rets von Esenbeck in seinem *Systema Laurinarum* und in Folge dessen in neuester Zeit auch Engländer in seinem für die systematische Botanik sehr wichtigen *Werke*, welches er *Genera plantarum* betitelt. Dies geschieht jedoch vielleicht mit Unrecht. Linné's oben erwähnte Monstie, in welcher er die Gattung *Glabraria* aufstellte, ist nämlich schon 1771 erschienen, während die Descriptiones et icones plantarum rariorum horti Schönbrunnensis, worin *Tetranthera* beschrieben ist, erst 1797 veröffentlicht sind. Nach dem Rechte der Priorität hätte daher *Glandularia* vorangestellt und *Tetranthera* als Synonym dazu gezogen werden müssen. Die unbedingte Ausführung dieses Verfahrens verbietet jedoch der Umstand, daß die von Linné aufgestellte *Glabraria tersa* ganz unbekannt ist und daher nur vermuthungsweise zur Gattung *Tetranthera* gebracht wird, vielmehr aber auch einer andern angehören oder eine selbständige Gattung bilden kann.

Der Charakter der Gattung *Tetranthera* ist in folgender Weise aufzufassen: Die Blüten sind zwiebförmig, selten zweigabelschlig und von Drüsenblättern umhüllt. Die sechsblättrige Blütenhülle hat fast gleich lange, abfallende Zipfel, welche bisweilen klein, krenblattartig sind, bisweilen auch ganz fehlen. Die neun Staubgefäße stehen in drei Reihen, die Staubbeuteltragenden in der nackten, krenblattartigen Hülle sind zu 12—15 oder zu 21 vorhanden, die inneren sind am Grunde mit je zwei fadenförmigen oder kurz gestielten Drüsen versehen; die Staubbeutel aller sind nach Innen gewandt, eiförmig, vierfächerig, vierklappig. Der ein-

16) „Fundator coenobiorum eximius Wilhelmus, de quo etiam perplura ferunt dicenda, nisi quod in libello, quem de Vita et virtutibus illius edidimus, prolata domum suam nuncuratur.“ Hist. I. IV. c. 4. 17) Hist. I. III. c. 9. 18) Ibid. I. V. c. 1.

fächerige, nur ein einziges Eichen einschließende Frucht-
knospe ist der Blüthenröhre eingefügt. Der Griffel ist
kurz, die Narbe schüsselförmig. Die einsamige Beere ist
von der ausgebreiteten Röhre der Blüthenhülle gekrönt.

Die zu dieser Gattung gehörenden Arten sind meist
im tropischen Asien, sehr selten in Amerika einheimisch
und haben abwechselnde oder bismelien gegenüberstehende,
fiedernartige, immergrüne oder abfallende Blätter und
einen in kleinen achselständigen, gehäuftten Dolben stehen-
den Blüthenstand. (Garcke.)

Glabbrio, f. Acilia gens und Acilia lex.

GLACAN (Neil O'), bekannter in latinisirter
Form als Nellanus Glacanus, in der irändischen
Grafschaft Downgall geboren, war zu Anfang des 17.
Jahrh. Professor der Medicin in Toulouse, und zeich-
nete sich hier zur Zeit durch seine große Thätigkeit
aus. Auch gab er bei dieser Gelegenheit ein Werk
heraus, aus dem ersichtlich ist, daß er die Krankheit
schon in Spanien (Salamanca und Valencia) und in
Frankreich (Nîmes) gesehen hatte. Er ging von Tou-
louse nach Italien und wurde Professor in Bologna,
wo er gegen die Mitte des 17. Jahrh. gestorben zu sein
scheint. Er hat zwei Schriften verfaßt: *Tractatus de
peste seu brevis, facili et experta methodo cu-
randi pestem.* (Tolosae 1629. 12.) *Cursus medicus
libris tredecim propositus.* (Bononiae 1646. 8. lb.
1655. 4.) (Fr. Wih. Theile.)

GLACIS, ein in der Fortification vorkommender
Ausbruch, welcher eine vor dem Graben liegende, nach
dem Felde zu sich sehr sanft abdaßende Erbschüttung
bezeichnet. Das Glacis wird sowohl bei der passagieren
(Feldschanzen) als bei der permanenten Befestigung
(Anlegung von Festungswerken) in Anwendung gebracht,
und dient zur Erreichung nachstehender Zwecke. 1) Da
eine Brustwehr, um gegen feindliche Geschützfeuer die
erforderliche Deckung zu gewähren, eine gewisse Dicke
(etwa 16 Fuß) haben muß, auch die Abdachung nach
Vorn nicht zu stark sein darf, weil sonst der obere
Theil der Brustwehr wiederum zu schwach ausfallen
würde, so folgt hieraus, daß vor der Brustwehr ein
vom Frontalfeuer der Vertheidigung nicht zu beschrän-
kender Raum entstehen muß. Das Glacis hat nun den
Zweck, dem angreifenden Feinde diesen, ihm eine Sicher-
ung gegen das Feuer der Vertheidigung gewährenden
Raum zu entziehen und ihn dadurch bei seinem Vor-
rücken bis zum äußeren Grabenrande dem rasenden
Feuer des Vertheidigers auszuliefern. Dieser Zweck kann
nur erreicht werden, wenn das Glacis, wie dies auch
gewöhnlich der Fall ist, sich allmählig in das Feld verläuft.
Erhält das Glacis noch vorher eine stärkere Böschung
(glacis coupé), was selten vorkommt, so geht dieser
Zweck zum Theil verloren. 2) Das Glacis deckt ver-
möge seiner nach dem äußeren Grabenrande zu ansteigen-
den Erhebung die dahinter liegende Brustwehr gegen
die Wirkung des feindlichen Geschützfeuers aus weiterer
Ferne. Damit aber der auf die Höhe des Glacis an-
gelangte Feind von dort aus nicht über die Brustwehr
einer Verschanzung hinweg und in das Innere der Festung

hineinschauen und schießen könne, ist darauf Bedacht
zu nehmen, daß die Gräbe (die höchste Linie) des Glacis
von der Gräbe der dahinter liegenden Brustwehr wenig-
stens um 3 Fuß überragt werde.

Von besonderer Wichtigkeit wird das Glacis bei
Festungen, wo dasselbe zur Sicherung des sogenannten
gedeckten Weges (s. d. Art.) dient, also die Brustwehr
desselben bildet. Man gibt demselben gewöhnlich eine
Höhe von 7 bis 8 Fuß und das Vierundzwanzigfache
der Höhe zur Anlage seiner Abdachung. Für die Ver-
theidigung ergeben sich hieraus die Vortheile, daß das
Glacis eine Brustwehr bildet, die durch das feindliche
directe Geschützfeuer nicht zerstört werden kann, und daß
die Ausfälle der Besatzung durch die sanfte Abdachung
des Glacis begünstigt werden. Damit ist jedoch zugleich
der Nachtheil verbunden, daß auch dem Feinde das
Einbringen in den gedeckten Weg erleichtert wird. In
Bezug auf die dagegen in Anwendung gebrachten Maß-
regeln vergleiche man den Artikel gedeckter Weg.

Bei einem regelmäßig vortheilhaftem Gange des
förmlichen Angriffs einer Festung benutzt der Belagerer
das Glacis, um dasselbst seine Verschanzungen und Con-
trelatereien zu erbauen. Beschuss einer Erstürmung dieses
an und für sich schon sehr geschwollenen Baues durch
eine Verjagung der dabei vorzunehmenden Erdbarbeiten
wird das Glacis an denjenigen Stellen, auf welchen
die Anlage der Verschanzungen und Contrelatereien voraus-
zusehen ist, zuweilen mit der sogenannten wilden Mau-
rung (einer Lage von Bruchsteinen, die durch eine in
die Fugen gegossene und später erhärtende Masse sehr
fest verbunden werden) versehen, oder man bepflanzt das
Glacis mit Bäumen, die dann vor einer eintretenden
Belagerung dicht am Boden abgeschlagen werden. Das
letzte Verfahren verdient den Vorzug, und ist daher
auch das häufiger in Anwendung kommende. Die in
dem Boden verbliebenen Wurzeln der Bäume erschweren
das Einbringen in das Erdreich bedeutend, und ausser-
dem liefert das durch die gefällten Bäume gewonnene
Holz und Strauchwerk einer in der Belagerungsauffand
versetzten Festung ein sehr willkommenes Material zu
den Defensionsarbeiten. Im Frieden dienen diese An-
pflanzungen als Parkanlagen zur Verschönerung der
Umgebung einer Festung.

Die genaueren Angaben über die Einrichtung des
Glacis als eines wichtigen Theils der fortificationären
Anlagen einer Festung enthält der Artikel gedeckter
Weg, auf welchen daher hier verweisen wird.

Glacis en contrepente, s. gedeckter Weg.

(C. Bär.)

GLADBACH, Stadt im Kreise Gladbach in der
preussischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf,
links von der Niers (unter 24° 5' 30" n. l. v. F.,
51° 12' nördl. Br.) mit etwa 3000 Einwohnern meist
katholischer Confession. Haupterwerbszweige sind Leinen-,
Seiden-, Wollen- und Baumwollenmanufacturen; na-
mentlich wird eine sehr feine, sogenannte holländische
Leinwand und sehr schönes damascirtes Taschengut ge-
fertigt. Gladbach ist Sitz der Kreisbehörden. Eisen-

bahnen nach Aachen, nach Düsseldorf, nach Homburg (Kuhrott, Berlin).

(H. E. Hüssler.)
GLADBACH (Georg Jacob), Arzt, geb. 1736 zu Frankfurt a. M., studirte und promovierte (1759) in Jena, und practicirte dann in seiner Vaterstadt, wo er am 13. Sept. 1796 farb. Außer einer Dissertation (de scirrho) schrieb er: *Commentatio de morbis a vestitu contra frigus insufficiente* (Francof. 1761. [deutsch ebendaf. 1763.]); ferner *Disquisitio de medicamentorum absorbentium in febribus acutis praestantia* (Jen. 1761.), und er besorgte 1767 eine neue Ausgabe von: Joh. Bernh. Gladbach, Untersuchung des vor 300 Jahren verdeckten, nun wieder aufgefundenen Söder warmen Gesundbrunnens. Außerdem hat Gladbach noch entomologische Schriften verfaßt: *Abbildungen von Schmetterlingen*, nebst Text 4 Hefte. (Frankf. 1774.) Beschreibung neuer Europäischer Schmetterlinge, die weder im Rösel noch Kleemann beschrieben stehen. 1. Th. (Frankf. 1777.) Namen- und Preisverzeichnis fossil der Schmetterlinge als auch der Insecten u. s. w. (Frankf. 1778.) (Fr. Will. Theile.)

GLADBACH (Johann Adolph), Arzt, geb. am 8. Juni 1715 zu Frankfurt a. M., wurde Leibarzt im Anhalt-Berbst, und starb zu Zerbst im März 1785. Außer zwei heilmächtige Dissertationen (*De nummi in praxi medica non facile adhibendis* 1735, und *De herniis incarceratis saepe non lethalius* 1738.) gab er heraus: *Indicis in Swietenii commentariorum tomos quinque supplementum, continens res notata dignas, realis indicis vires supplens et Observationes indicans.* (Hildburgh. 1775. 4.) Auch hat Gladbach mehre französische Uebersetzungen besorgt.

(Fr. Will. Theile.)

GLADBACH (Johann Bernhard), Arzt in Kreuznach am Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrh., hatte seine Studien in Leiden gemacht. Die Schwierigkeiten der Praxis suchte er durch ein festes medicinisches System zu überwinden, und er schloß sich zunächst an Boerhaave an, der alle Krankheiten vom Etorbut ableitete. Späterhin nahm er jedoch vier Fundamentalkrankheiten an, Fieber, Etorbut, Cachexie, Katarrh; alle übrigen sollten nur Abarten oder Wirkungen dieser vier sein. Sein System ist entwickelt in: *Praxeos medicae idea novissima.* (Herborn. 1694. 1b. 1711.) Eine französische Uebersetzung von Devoir erschien davon 1711 in Paris.

(Fr. Will. Theile.)

GLADBACH, Marktflecken und Amtssitz in der großherzogth. heßischen Provinz Oberheßen, 4 1/2 Stunden von Gießen entfernt, soll schon im J. 913 existirt haben. Der Flecken hat 1030 Einwohner, darunter einige Katholiken, welche zur katholischen Pfarrei Gießen gehören. Der Ort hat eine lutherische Pfarrkirche, 1 Wahlmühle, 1 Tabaksfabrik, 5 Jahrmärkte, unter denen 3 Viehmärkte. In der Nähe ein aufgegebenes Silberbergwerk und mehre schwunghaft betriebene Brüche von trefflichem Dachbleis und Schieferasche. Gladbach ist der Sitz eines Steuercommissars, eines evangelischen Defenats, einer Postexpedition, eines Rentamtes und zweier Districte.

Steuererinnahmen, einer Salzmagazinverwaltung. — In der Nähe die Trümmer der alten Burg Blankenhein.

(H. E. Hüssler.)

GLADIATORES. Diese öffentlichen Kämpfer, deren Lebensberuf es war, durch ihre Kämpfe das Volk zu unterhalten, waren eine eigenthümliche Einrichtung im römischen Staatswesen. Da öffentliche Kampfspiele so blutiger Art nicht heilsam waren¹⁾, so sind sie wol als ein Eigenthum der italischen Stämme anzusehen, und zwar vorzugsweise derjenigen, welche dem heilenischen Volksthum fern standen. Wenn demnach Tertull. De spectac. c. 5 im Allgemeinen die bei den Römern gebräuchlichen Spiele auf etruskischen Ursprung zurückführt, und Nikolaos von Damaskos (bei Athen. IV. p. 153) geradezu dem Gladiatorenthume diesen Ursprung zuschreibt, so kann es nicht zweifelhaft bleiben, daß die Gladiatoren vor allen den Etruskern eigenthümlich gewesen sein müssen. Späte Schriftsteller setzen diese Kampfspiele mit dem Saturnuskultus in Verbindung (vergl. Auson. Ecl. de ser. Rom. 33 und Lactant. Instit. VI, 20, 33), doch beruht das ungewißhaft auf der falschen Meinung, daß dem Saturnus, der mit dem griechischen Kronos identificirt wurde, Alles gemeinsam sei, also auch die Menschenopfer, welche dem letztern z. B. in Rhodos dargebracht wurden: vergl. Porphyg. Abst. II, 54. Bekräftigt wurde man in dieser Ansicht durch den Umstand, daß die Gladiatorenkämpfe vielleicht Anfangs bestimmt gewesen sein sollen, eigentliche Menschenopfer zu ersetzen. Aber einerseits war der echte italische Saturnus, bevor er durch Vermischung mit dem Kronos seine Natur änderte, eine Gottheit, welche mit dem Etorbut zusammenhing, und demgemäß Feldfrüchte als Opfer verlangte, und andererseits widerspricht jener Voraussetzung die bestimmte Nachricht des ältern Plinius (H. N. XVIII, 2, 7), daß Rom unter Numa noch keine blutigen Opfer gekannt habe. Vergl. Marquardt in Becker's Handb. d. Röm. Alterth. IV, 41. Jwar erklärt auch Macrobi. Sat. I, 7, 31 die bei den Saturnalien gebräuchlichen sigilla als Ersatzmittel früherer Menschenopfer; aber er selbst gibt (I, 11, 1) eine richtigere Erklärung dieses Gebrauchs. Krause (in Pauly's Realencyclop. III,

1) Das tritt deutlich hervor bei Liv. XLJ, 25, welcher der ersten Einführung von Gladiatorenkämpfen auf heilenischem Boden durch den macedonischen König Perseus gedenkt. Nach seinen Berichten sahen die Griechen diese blutigen Schauspiele Anfangs, weil sie denselben ungewohnt waren, mehr mit Schrecken, als mit Vergnügen, und erst durch wiederholtes Zuschauen gewöhnten sie sich nicht nur daran, sondern nahmen bald auch lebhaften Antheil. Man würde auch lesen, wenn man die *poenae* lasse, welche nach Herodian. De legum lib. I. (bei Athen. IV. p. 154) bei den Einwohnern von Mantinea eingeführt gewesen sein sollen, als Gladiatorenkämpfe ansetzen wollte; aus den eigenen Worten des Herodian ergibt sich, daß nur Lebnungskämpfe von zwei freiwilligen Kämpfern gemeint sind. Ebenso wenig fand die *poenae* der Kelten, deren Festlichkeiten (Histor. lib. 23 bei Athen. a. a. O.) gedenkt, Gladiatoren gewesen, sondern ebensals freiwillige Einzelkämpfer, die sich nur zuweilen in der Leidenschaft des Kampfes hinreichend ließen, das Sieges wegen Wunden und Tod nicht zu scheuen.

859) irrt demnach offenbar, indem er die Beziehung der Gladiatorenkämpfe auf den Saturnuskultus behauptet.stände der Letztere in seiner alten echt italischen Form mit den erstern in unmittelbarem Zusammenhang, so würde Rom seit ältester Zeit dieselben gehabt, und nicht erst verhältnismäßig spät eingeführt haben. Einen Fingerzeig, wo man die Entstehung dieses Instituts zu suchen habe, erhalten wir durch *Liv. IX, 40*, welcher zum Jahre 349 v. Chr. berichtet, wie die Römer, von den Campanern zur Hilfe aufgerufen, unter dem Dictator Papirius Cursor einen entscheidenden Sieg über ein glänzend gerüstetes Heer der Samniter erfochten; da heist es dann, daß, während die Römer die eroberten Schilde zur Erhöhung des Glanzes ihres Götterdienstes verwandten — „*Campani ab superbia et odio Samnitium gladiatorum (quod spectaculum inter epulas erat) eo ornato armarunt, Samnitiumque nomine compellarunt.*“ Vergl. auch *Sil. Ital. XI, 51*. In Capua waren also Gladiatorenkämpfe zur Unterhaltung der Gäste der Mahlzeiten schon etwas Gewöhnliches, als sie in Rom noch nicht vorkamen. Zwar sagt Cereius (ad *Virg. Aen. III, 67*): „*quare etiam institutum est, ut apud sepulcra et victimae caedantur. Apud veteres etiam homines interficiebantur; sed mortuo Junio Bruto, cum multae gentes ad ejus funus captivos misissent, nepos illius eos, qui missi erant, inter se composuit, et sic pugnaverunt*“ — aber man würde irren, wenn man unter dem hier genannten Junius Brutus den ersten Consul dieses Namens verstehen wollte. Das ergibt sich mit Sicherheit aus *Val. Max. II, 4, 7* („*Nam gladiatorum munus primum Romae datum in foro boario, Ap. Claudio, M. Fulvio cooss. Dederunt M. et D. Bruti, funebri memoria patris cineres honorando*“) und *Liv. Epit. 16* („*D. Junius Brutus munus gladiatorum in honorem defuncti patris edidit primum*“). Diese erste Einführung der Gladiatoren in Rom geschah demnach im J. 264 v. Chr. Da sich also zunächst ergeben hat, daß in Capua in einer Zeit, wo denselbst der sich auftragenden samnitischen Nationalität noch die alte heimische, d. h. etruskische feindlich gegenüberstand, das Gladiatorenmunus als etwas Nationales und Hergebrachtes galt, so findet dadurch die Ansicht über Bestätigung, daß es als dem etruskischen Volke eigenthümlich angesehen werden mußte. Wenn man daher um so entschiedener den Zusammenhang mit dem Saturnuskultus leugnen muß, so darf man andererseits an einen Zusammenhang mit dem etruskischen Cultus wol denken; und in dieser Beziehung geben uns zwei Stellen des Cereius genügenden Aufschluß. *Serr. ad Virg. Aen. X, 519* bemerkt: „*Inferae sunt sacra mortuorum, quae inferis solvuntur. Sane mos erat, in sepulcris virorum sortium captivos necari; quod postquam crudele visum est, placuit, gladiatores ante sepulcra dimicare.*“ Der Grund dieser Menschenopfer gibt *Serr. ad Virg. Aen. III, 67* an: „*ideo autem lactis et sanguinis mentio facta est, quia adfirmantur animae (scil. mortuorum) lacte et*

sanguine delectari. Varro quoque dicit, mulieres in exsequiis et luctu ideo solitas ora lacerare, ut sanguine ostenso inferis satisfiant: quare etiam institutum est, ut apud sepulcra et victimae caedantur. Apud veteres etiam homines interficiebantur“ u. s. w. In dem Glauben also, daß die Seelen der Verstorbenen in vergessenen Blute einen Genuß fanden, stritten die Ueberlebenden in geringerem oder reichlicherem Maße (je nach ihrem Privatvermögen und freiem Ermessen) dem verstorbenen Verwandten diesen Genuß zu gewähren. Im Allgemeinen genügt es, wenn die trauernden Weiber sich verwundeten, sodaß Blut floss; indem man aber in gesteigertem Maße jener Pflicht gegen die Todten nachzukommen suchte, fügte man entweder ein Thieropfer hinzu, oder opferte in manchen Fällen einen Gefangenen, ja ließ sogar endlich mehre Gefangene im Kampfe einander tödten. So war also das Auftreten der Gladiatoren bei solcher Gelegenheit nicht durch den Cultus eines bestimmten Gottes vorgeschrieben, sondern kam nur vor, wenn die Hinterlassenen durch ein Festspiel, welches die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollte, die Bekleidung des Todten feierlicher machen wollten. Solche blutige Kämpfe waren offenbar bei den Etruskern ein beliebtes Schauspiel, und wurden nicht nur bei Todtenfeiern, sondern auch, wie sich aus *Liv. IX, 40* ersehen läßt, schon in jener frühen Zeit (vielleicht vorzugsweise) bei Gastmählern gern angesehen²⁾. In einzelnen Fällen mag es auch das Fest der Saturnalien durch Gladiatorenkämpfe ein erhöhtes Interesse erhalten haben, wie das Aufonius a. a. O. berichtet; aber einen Beweis für den nothwendigen Zusammenhang beider kann man darauf nicht stützen, und nicht erst später, wie Krause meint, trat diese Beziehung in den Hintergrund.

Die Gladiatorenkämpfe (*munera gladiatoria*) fanden zuerst unter dem Consulate des Sp. Claudius Cauder und M. Fulvius Flaccus in Rom Eingang; doch trugen sie damals und noch lange nachher durchaus den Charakter von Privatfeiern, und scheinen zu den seltenen Schauspielen gehört zu haben, bis sie durch den steigenden Luxus häufiger wurden. Nur Livius berichtet aus der Zeit vor dem dritten punischen Kriege von sechs maliger Feiern solcher Kampfspiele. Von der ersten ist oben die Rede gewesen. Die zweite im J. 216 v. Chr. stellten Lucius, Marcus und Quintus Aemilius bei den Leidenfeierlichkeiten für ihren verstorbenen Vater M. Aemilius Lepidus an: an den drei Tagen, welche das Fest dauerte, ließen sie 22 Paare Gladiatoren auf dem Forum kämpfen (*Liv. XXIII, 30*). Dann erzählt *Liv. XXVIII, 21* zum Jahre 206 v. Chr., daß Cornelius Scipio bei der Todtenfeier für seinen Vater und Cheim Gladiatorenkämpfe angestellt habe, die sich von den gemöhnlichen dadurch auszeichnet hätten, daß nicht künftliche Gladiatoren, wie sie von den Kainsten zu be-

2) Auch hier sollte die größere Zahl der Kämpfer den Glanz des Festes erhöhen; denn *Silv. V. p. 150* berichtet, daß sich die Zahl der Fechtenspaare nach der Mähe der anwesenden Gäste richtete habe.

kommen wären, sondern unabhängige, ja nicht einmal dafür besoldete Männer an diesen Kämpfen zu Ehren der Todten sich freiwillig theilhaftig hätten. Diese Stelle des Livius ist noch in doppelter Beziehung wichtig; denn wenn Livius sagt: „huc gladiatorum spectaculo ludi funebres additi pro copia,“ so liegt in diesen Worten der klare Beweis, daß Gladiatorenkämpfe nicht ein nothwendiger Bestandteil, sondern nur eine Zugabe zu den gewöhnlichen Leichenspielen waren, deren Pracht und Feierlichkeit in verschiedener Weise erhöht werden konnte³⁾; und zweitens darf man wol aus den Worten: „ex eo genere hominum, ex quo laetitia comparata mos est, servorum“ etc. schließen, daß es schon damals ein förmliches Gewerbe war, Gladiatoren auszubilden und zu verkaufen, und daß daher Gladiatorenkämpfe in geringem Maßstabe auch damals weit öfter vorgekommen sein werden, als wir wissen⁴⁾. Als viertes Beispiel erwähnt Liv. XXXI, 50 die Todtenfeier, welche dem M. Valerius Laevinus seine Söhne anstellte, wobei 25 Paare Gladiatoren auf dem Forum kämpften. Weit glänzender noch waren dann die Begräbnißfeierlichkeiten für den gewesenen Pontifex maximus P. Licinius Crassus im J. 183 v. Chr.; diese Feierlichkeiten bestanden außer einer Visceratio, einem Leichenmahle und den eigentlichen Leichenspielen noch in dem Auftreten und Kampfe von 120 Gladiatoren („et gladiatorum centum viginti pugnaverunt, et ludi funebres per triduum facti“); vergl. Liv. XXXIX, 46. Endlich berichtet Liv. XLI, 33, daß im J. 174 v. Chr. außer mehreren kleinen Gladiatorenkämpfen auch einer in größerem Maßstabe angestellt worden sei, indem nämlich L. Flamininus bei der Todtenfeier für seinen Vater an drei Tagen 74 Gladiatoren kämpfen ließ. Diese letzte Stelle des Livius zeigt übrigens, daß Gladiatorenkämpfe auch in Rom damals zu den beliebtesten Schauspielen zu gehören anfangen; in gewöhnlichem Falle wurden sicher nur wenige Kämpfer vorgeführt⁵⁾, und nur sehr reiche Männer mögen bei besonders feierlichen Gelegenheiten eine größere Anzahl von Paaren aufgestellt haben. Aber mit dem steigenden Reichthum und Luxus der Römer muß auch die Nachfrage und der Bedarf an Gladiatoren in großem Maße zugenommen haben. So erzählt Plut. C. Graec. 12 zum Jahre 122 v. Chr. von einem Auftreten von Gladiatoren auf dem römischen Forum: aus seiner Darstellung läßt sich aber ersehen, daß diese Schauspiele damals, wenn sie auch auf einem ganz öffentlichen Plage gehalten wurden, nicht gerade immer allen Schauspielern

ohne Weiteres geboten waren; denn die meisten Magistrats hatten den Schauplatz mit Tribünen umgeben lassen, und vermieteten darauf Plätze an Zuschauer. C. Gracchus sah das als einen eingerissenen Mißbrauch an, ließ diese Gerüste wegweisen, um auch den Unbemittelten den Nutzen zu gewähren. — Ein Centralpunkt des Gladiatorenturnus blieb Uppulen auch dann, als in Rom die Kämpfspiele großen Aufschwung gewonnen hatten. In den kleinern Städten mehrte sich von Rom entfernt scheinen die meisten Fechter Schulen gewesen zu sein, und besonders in Unteritalien, wo der rege Handelsverkehr gestattete, den Bedarf ohne Weiteres zu beschaffen, scheinen dieselben zahlreich gewesen zu sein. Vergl. Friedländer, Ueber Gladiatorenspiele u. im Rhein. Mus. f. Phil. 10. B. (1856) S. 557. In diesen Fechter Schulen, deren eine noch in Pompeji in ihren Ueberresten erhalten ist, wurden die Gladiatoren eingetriben, und lebten da unbewacht und wohlbezahlt. Wenn sie auch ein verachteter Stand waren, so waren sie doch immer in gewissem Grade ein gefährliches und Beforgniß erregendes Element der Bevölkerung. Wie sehr solche Befürchtungen berechtigt seien, das zeigte sich bei keiner Gelegenheit deutlicher, als da im J. 73 v. Chr. durch Gladiatoren in Italien ein Kampf ausbrach, der Roms Macht zu erschüttern drohte. Aus der Gladiatorschule des Lentulus zu Capua (Flor. II, 8) befreite sich der thrasische Fechter Spartacus mit 70 Genossen, indem er die Wächter übermüdete; er führte seine kleine Schar auf den Vesuv, und ließ es schon auf dem Wege seine erste Sorge sein, denselben Waffen zu verschaffen. Die Dolche einzelner Reisenden, die Waffen der verfolgten Soldaten, und vielleicht ein Waffentransport, der ihnen in die Hände fiel (Plut. Crass. 9) setzten sie in Stand, den größern Truppscharen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. Als sich die Nachricht davon verbreitete, eilten von allen Seiten Gladiatoren, Sklaven, ja selbst freie Unzufriedene herbei, um sich dem wachsenden Heere des Spartacus anzuschließen. Die ersten 3000 Mann römischer Truppen, welche eilig zusammengezogen worden waren, und unter Gaius Glaber die immer noch schlecht bewaffnete Schar in ihrer Stellung auf dem Vesuve auszuholdern bestimmt waren, wurden geschlagen. Als nun Spartacus es wagen konnte, in der Ebene eine feste Stellung einzunehmen, erhielt sein Heer nicht nur massenhaften Zufluß, sondern er vermochte auch für die bessere Bewaffnung desselben zu sorgen. So hatte es auch seinen Erfolg mehr, daß der Prätor P. Varinius mit zwei Legionen gegen Spartacus heranrückte. Das Gladiatorenheer, dem Spartacus vergeblich eine feste Organisation zu geben suchte, und welches sich bald nach den Nationalitäten in mehrere Scharen theilte, wich Anfangs nach Lucanien zurück, und erstocht da über dem römischen Prätor, welchen seine Truppen meist im Stiche gelassen hatten, einen neuen Sieg. Jetzt überschwemmten die Aufständischen nicht nur das flache Land von Campanien, sondern eroberten sogar mehr Städte Nola, Nuceria, Metapontum u. a. Nur die Erbitterung ver-

3) So fand z. B. bei der Trauerfeierlichkeit, welche Q. Fabius Maximus und P. Cornelius Scipio Africanus zu Ehren des verstorbenen P. Cornelius Paulus anordneten, zur Gedächtnis der Heere die Aufführung der Adelphi des Aemilius Liv. fort. — Vergl. auch Liv. XLII, 33 (ludi scenici). 4) Nach Titinius Damasch. (Hist. lib. 110 bei Athen. IV. p. 153) waren Gladiatorenkämpfe im Kleinen bei den Römern ebenfalls sehr gebräuchlich, und wenn ein reicher Römer Lust zu einem solchen hatte, einlud, so pflegte er ihnen zugleich antstehen zu lassen, daß 2—3 Paare Gladiatoren dabei auftreten würden. 5) Vergl. Nicol. Damasc. bei Athen. IV. p. 153.

mehrte es, daß Crisus, einer der Unterfeldherren des Spartacus, geschlagen und getödtet ward: Spartacus brachte dem Gefallen ein Lobtenopfer von 300 gefangenen Römern dar. Neue Siege erschüttert er dann im J. 72 über die Consuln Cn. Lentulus und L. Cellius und den Prätor D. Virius, und später über die Heere des C. Cassius und Cn. Manlius. Je mehr aber diese äußern Erfolge und der massenhafte Zufluss von allen Seiten die Macht der Aufständischen zu erhöhen schienen, desto offener trat der Mangel an innerer Organisation und das Streben nach verschiedenen Zielen bei ihnen hervor. Spartacus war geneigt, das Heer aus dem Bereiche der römischen Macht zu führen, und Jedem die Rückkehr in die Heimath zu erlämpfen. Das aber wollten die Meisten nicht, denen vielmehr ein unabhängiges Raubtreiben besser zusagte. Je mächtiger dabei die einzelnen nach Nationalitäten sich sondernden Scharen answuchsen, desto weniger waren sie geneigt, einem Einzelnen zu gehorchen. Da der Krieg aber immer größere Dimensionen anzunehmen drohte, und Spartacus der Hauptstabschef sich nähern zu wollen schien, ward endlich ein bedeutendes Heer (acht Legionen) zusammengezogen und die Führung des Krieges dem Prätor M. Crassus übertragen. Anfangs mußte Crassus sein Augenmerk darauf richten, die gelungene Disciplin des Heeres mit großer Strenge herzustellen, und sie durch Marsche und Anstrengungen aller Art auf den eigentlichen Kampf vorzubereiten. Der Erfolg seiner Bemühungen ward aber wesentlich gefördert durch den innern Zerfall des feindlichen Heeres: hier lösten sich unter Gannicus und Cassus die Kelten und Germanen vom Hauptheere ab, und versuchten auf eigene Faust ihr Glück. Diese wurden von Crassus zuerst besiegt und in blutiger Schlacht gänzlich aufgerieben, und endlich ward Spartacus selbst von den Seinigen genöthigt, nach Apulien zu ziehen und eine Entscheidungsschlacht zu wagen. Hier unterlagen die Aufständischen, und fanden fast sämmtlich tapfer kämpfend den Tod. Die kleinen Scharen, welche noch in den Gebirgen zerstreut standen, wurden vernichtet, und 6000 Gefangene, welche lebend in die Hände der Römer gefallen waren, starben an Kreuzen längs der Via Appia. Vergil. *Appian*. Bell. civ. I, 116—120. Mommsen, *Röm. Gesch.* III. S. 77 fg. Auffallend ist es, daß seit der grausamen Unterdrückung dieses Aufstandes die Gladiatoren (denen doch nur fortgesetzte Kämpfe um Leben und Tod in Aussicht standen) abgesehen von kleinen Revolten keinen größeren Versuch machten, eine glücklichere und glorreichere Lebensstellung zu erlangen. Lebensfälle wurden seitdem die Vorkehrungsregeln gegen sie vermehrt, und später bemächtigte sich der römischen Menschheit eine eigenthümlich krankhafte Stimmung, vermöge deren selbst reiche Männer das verachtete Gewerbe der Gladiatoren freiwillig ergriffen: ehrgierige Gemüther konnten auf diesem Wege eine Art von Befriedigung erreichen. Die lebhafteste Theilnahme des aufsehenden Volkes, welche sich in lauten Beifälle und ermutigendem Zurufe mannichfach zeigte, die allgemeine Aufmerksamkeit, welche Jedem

durch sein Auftreten auf sich ziehen konnte, lockten Viele an, diesem Lebensberufe sich zu überlassen. Und wirklich kam es bald dahin, daß keine Art von Schaupielen bei dem römischen Volke beliebter waren, als die Gladiatorenkämpfe. In der Rede für den Scxtius bezeugt Cicero widerholt (j. B. c. 58: „Id autem spectaculi genus erat — quo multitudo maxime delectatur“ u. a.), daß diese Kämpfe stets einen ungemeinlich großen Zuschauerkreis herbeizogen. Auch erschien wir aus dem einen Prologe der *Perora* des Terentius, daß die zweite Aufführung dieses Lustspiels unterbrochen werden mußte, weil die Nachricht, daß eben Gladiatorenkämpfe stattfinden sollten, die Zuschauer hinwegleitete. Aber nicht nur zur Belustigung des Volkes wurden Gladiatoren verwendet. Es wirft ein großes Licht auf die gesunkenen, gescheiterten Zustände der römischen Republik im letzten Jahrhundert ihres Bestehens, wenn wir die zur Tagesordnung werdenden Gewaltthatigkeiten und Fälle von Selbsthilfe betrachten, wie C. Gracchus und andere Führer der Volkspartei, wie ebenso die Optimaten, wie Marius, Sulla, Cinna und so viele Andere oft durch gemietete Scharen- und Gladiatorenscharen ihrer politischen Gegner sich entledigten und den Staatsorganisismus aus den Fugen rissen. In jener Zeit mochten die meisten reichen Römer entweder selbst Gladiatoren unter ihren Sklaven haben oder mit Lanisten übereingekommen sein, daß ihnen zur Vertheidigung, wie zur Ausführung gefährlicher Unternehmungen in jedem Augenblicke Gladiatoren zur Verfügung ständen. Nicht charakteristisch in dieser Beziehung ist das, was Cicero u. A. über die Streitigkeiten des Clodius und Annius Milo berichten: als Partigänger des Clodius erschienen Gladiatoren, und Cicero erwähnt lobend, daß Milo Gladiatoren erkaufte, um ihn und den Staat gegen jenen zu vertheidigen; Cic. *De offic.* II, 17. Es galt aber auch als eines der erfolgreichsten Mittel, sich die Volksgunst zu erwerben und dadurch zu politischem Einflusse zu gelangen, wenn man bei amüsanten Spielen große Pracht entwickelte, fast noch mehr aber, wenn man dem Volke Gladiatorenspiele mit möglichem Aufwande gab (*Tac. Ann.* XII, 3). So vertriehen sich j. B. im J. 66 v. Chr. die ehrgierigen Pläne Cäsar's sehr deutlich, indem er als Uebel die ihm obliegenden Spiele mit größtem Gepränge ausstattete, und außerdem bei der Bekleidungsfeier seines Vaters ein glänzendes Gladiatorengespectaculum anordnete, wobei durchgängig silbernes Geschirre zur Verwendung kam und 320 Paare kämpften; vergl. *Cass. Dion* XXXVII, 8; *Plin. Hist. Nat.* XXXIII, 16; *Plut. Caes.* 5. Darf man hier dem Berichte des Suetonius (v. Caes. 10: *Adjectis insuper Caesar etiam gladiatorum munus, sed aliquanto paucioribus, quam destinaverat, paribus; nam cum multiplici undique familia comparata inimicos exteruisset, cautum est de numero gladiatorum, quod ne majorem equum habere Romae liceret*) trauen, der doch zuverlässige Quellen zu benutzen pflegte, und ist die Zahl 320 richtig, so würde das beweisen, welche ungeheure Menge von Gladiatoren in und bei Rom

vorhanden gewesen sein müssen. Bei solcher Menge erschien es mit Recht räthlich, der Besorgung der Privatleute, Gladiatoren zu beschaffen, beschränktere Grenzen zu setzen.

Indem reiche Römer solche Spiele gaben, war es meist ihre — freilich nicht immer offen ausgesprochene — Absicht, die Vorliebe des wohlhabenden Volkes für sich zu gewinnen, um dann bei Magistratswahlen um so erfolgreicher als Candidaten auftreten zu können. In wie hohem Maße damals der Gebrauch eingerissen war, daß Candidaten um Magistratswürden die Stimmen des Volkes durch Gladiatorenkämpfe und andere glänzende Festspiele für sich zu gewinnen suchten, das ward bald darauf Gegenstand erster Verordnungen des Senats und eines Senatsbeschlusses. Durch die sogenannte Lex Tullia de ambitu vom Jahre 63 v. Chr. ward nämlich unter Anderem verboten, daß Jemand als Amtsbewerber auftreten dürfe, der in den letzten zwei Jahren dem Volke Gladiatorenkämpfe gegeben hätte, wenn er nicht etwa durch testamentarische Verfügung dazu veranlaßt gewesen wäre. Vergl. Cic. Or. in Vat. 15; pr. Sest. 64; pr. Muren. 18; f. auch Rinkes, De crimine ambitus et de socialibus apud Romanos tempore liberae reipublicae (Lugd. Bat. 1854.) p. 116—118. Der Fall, daß bedeutende Summen in Testamenten ausgesetzt wurden, um dem Volke Gladiatorenkämpfe geben zu lassen, mag häufig genug vorgekommen sein; Cicero erwähnt desselben mehrmals, z. B. in der Rede pr. Sull. 19 („gladiatores, quos testamento patris videmus deheri“) und in Vat. 15. Vergl. auch Horat. Sat. II, 3, 84; Orelli, Corp. inscript. no. 81. Dieses letzterwähnte Beispiel (wo zu Pissaurum ein verstorbenen Aelil eine Million Sesterzen testamentarisch ausgesetzt hatte mit der Bestimmung, daß von den Zinsen von 400,000 Sest. jährlich seinen Mitbürgern ein Gastmahl, von den Zinsen von 600,000 Sest. alle fünf Jahre ein Gladiatorenkampf gegeben werden solle) beweist, daß solche testamentarische Verfügungen nicht immer sich auf die Kampfspiele bei den eigentlichen Begräbnissfeierlichkeiten, die sie meist betreffen mochten, beschränkten. Nicht man nun zurück auf die häufig bewundene Zahl der vorgeführten Kämpferpaare, so findet man es begreiflich, wie halbe Tage für solche Kämpfe nicht mehr ausreichten, wie dieselben auf ganze Tage ausgedehnt werden mußten, und wie dann Mittagspausen eintreten mußten, damit dem Volke durch das Essen kein Theil des Schaupielles verloren gehen sollte: diese Sitte kam 61 v. Chr. auf, und dauerte seitdem mit wenigen Ausnahmen lange fort: Cass. Dion XXXVII, 46; Senec. Epist. 7, 3; Suet. Claud. 34. Auch immer aber wurden die Gladiatorspiele nicht von Magistraten, sondern stets von Privatleuten und aus eigenem Vermögen gegeben, und vorzugsweise waren es noch immer die Begräbnissfeierlichkeiten oder Gedächtnisse an Todte, wobei man sie anordnete. So gebietet Cass. Dion XXXVII, 51 der Fichtersville, welche Pompejus zum Gedächtniß seines Vaters Sulla noch im J. 60 a. Chr. gab, und Gn. Pompejus Magnus,

Julius Cäsar, C. Curio veranstalteten solche Fichterskämpfe als Privatpersonen, nicht als Magistrat. So war es im J. 55 nicht ein amtlich angeordnetes Spiel, als Pompejus Magnus bei der festlichen Einweihung des von ihm erbauten ersten steinernen Theaters 500 Löwen hegen und gepanzerte Männer gegen 18 Elephanten kämpfen ließ (Cass. Dion XXXIX, 38). Bald nachher ordnete C. Scribonius Curio wieder bei der Leichenseier für seinen Vater in einer unglaublich klingenden Weise Gladiatorenkämpfe an, indem er zwei hölzerne halbrunde Tribünen errichten ließ, welche mit den concreten Seiten gegen einander standen, aber auf starken Angeln sich drehen ließen: nachdem von diesen Tribünen aus das zuschauende Volk schon mehrere Spiele mit angesehen hatten, wurden dieselben herumgedreht, daß sie nun eine geschlossene Rundung rings um den frei bleibenden Schauplatz (Amphitheater) bildeten, auf dem dann Gladiatoren kämpften. Vergl. Plin. Hist. Nat. XXXVI, 24, 8; Becker, Handb. d. Röm. Alterth. I, 680. In seinem Privatbesitz hatte ferner Cäsar eine große Zahl von Gladiatoren, die in Italien zurückerhalten waren, als er selbst in Gallien kämpfte. Als nun die Feindseligkeit der Partien des Cäsar und Pompejus immer offener zu Tage trat, regte sich die Besorgniß in Rom, daß jene kampfsüchtigen Männer zu Cäsars Gunsten gewaltsam einzuwirken versuchen würden, und Pompejus glaubte jedem solchen Versuche vorbeugen zu müssen, indem er dieselben je 2 und 2 in andere Häuser vertheilte: vergl. Cic. ad Attic. VII, 14. So ward wirklich der gefährlichsten Gefahr vorgebeugt. Aber bald darauf fiel Rom in die Gewalt Cäsars, der sich nun nicht begnügte, die ihm gehörigen Gladiatoren wieder in Besitz zu nehmen, sondern viele rühmlich bekannte Fichter widerrechtlich rauben ließ (Suet. Caes. 26). Das Letztere geschah in der Absicht, zu Ehren seiner verstorbenen Tochter großartige Schaukämpfe anstellen zu lassen. Er traf die umfassendsten Maßregeln (z. B. ließ er zahlreiche junge Fichter durch besonders weisendend Ritter und Senatoren unterrichten), und im J. 49 mußte die Aufführung statgefunden haben; doch erfahren wir darüber nichts Näheres. Von mehreren Seiten dagegen erhalten wir Bericht über den glänzenden Triumph, welchen Cäsar zur Feier seiner Siege im J. 46 hielt. Bei dieser Gelegenheit veranstaltete er unter Anderem auch Gladiatorenkämpfe (Suet. Caes. 39), indem er die Fichter nicht nur in Paaren, sondern auch in kleinen Scharen gegen einander kämpfen ließ: Scharen von je 300 Reitern, von je 500 Fußkämpfern, von beiden gemischt, 40 Elephanten mit Streichern auf dem Rücken, ja endlich stark bemante tyrische und ägyptische Schiffe auf einem besonders dazu ausgegrabenen Theile gaben der zuschauenden Menge ein mannigfaltig anregendes Schauspiel: vergl. Plin. Caes. 55; Vellej. Pat. II, 56; Appian. Bell. civ. II, 102 (nach diesem Bericht bekämpften sich Scharen von je 1000 Mann zu Fuß und je 200 Reitern, und die Schiffe waren mit 4000 Rudern und 1000 Kämpfern besetzt); Cass. Dion XLIII, 23. Zu diesen Spielen

wurden vorzugsweise Kriegsgefangene und zum Tode verurtheilte Verbrecher verwendet; doch scheint sich schon damals auch bei den freien, so bei den hochgestellten Ständen des römischen Volkes häufig das Verlangen geregt zu haben, an diesen Geschehnissen auf Tod und Leben Theil zu nehmen und sich in blutigem Kampfe zu bewähren. So erwähnt Sueton a. a. D., daß Julius Lepidus, der aus prätorischen Geschlecht stammte, und der gewesene Senator D. Calpurnius als Richter damals aufgetreten seien, und Cassius Dion a. a. D. berichtet, daß, da Cäsar das Auftreten von Rittern zugelassen habe, Söhne aus Ritterfamilien mitgekämpft hätten, daß aber Cäsar, obwohl der Senator Fulvius Centinus darum gebeten haben, den Senatoren die Theilnahme am Kampfe verboten habe. — Ein weiteres Beispiel, wie die Gladiatoren in den oft blutigen Parteidämpfen jener Zeit häufig genug mitwirken mochten, und wie man ihre Mitwirkung bei der Ausführung politischer Pläne als wesentlich in Betracht zog, findet sich bei *Plut. Brut.* 12, wo bei Aufzählung der Verschworenen gegen Cäsar's Leben als Grund, warum Brutus Albinus von ihnen gewonnen worden sei, angegeben wird, daß derselbe zwar nicht persönlich tüchtig, aber im Besitze zahlreicher Gladiatoren gewesen sei. — Auf verschiedene Weise näherten sich diese Spiele nun dem öffentlichen Charakter, den sie unter der Regierung der Kaiser vorwiegend annahm. Als ein Schritt in dieser Richtung ist hervorzuheben, daß im J. 44 v. Chr. der Senat neben vielen andern Ehrenbeschlüssen, womit er Cäsar überhäufte, auch verordnete, daß bei allen Festschmähspielen innerhalb des Grenzen Italiens jedesmal ein Tag für sein Wohl bestimmt sein sollte; vergl. *Cass. Dion XLIV*, 6. Auch waren bis dahin die Gladiatorenkämpfe vorzugsweise auf dem Forum gegeben worden, wo die Zuschauer auf beidernen Tribünen Platz fanden; seitdem aber kleinere Theater an die Stelle der hölzernen teeten, besonders seit der Errichtung des ersten steinernen Amphitheaters, wurden auch diese Spiele mehr da gegeben. Aber fälschlich berichtet Plinius (*Hist. Nat.* XV, 18), daß bei der Zerknirschung (?) des Julius Cäsar zum letzten Male auf dem Forum die Gladiatorspiele gehalten worden seien; vergl. dagegen *Cass. Dion LV*, 8; *Sueton. Tib.* 7. Doch mögen das Ausnahmefälle sein, und der gewöhnliche Ort auch dieser Spiele wurden die Amphitheater. Und fast in derselben Zeit (42 a. Chr.) fliegen die Gladiatorspiele an, nicht mehr ausschließlich von Privatleuten veranstaltet zu werden; denn statt der beim Gereseffest gebräuchlichen Ritterspiele gaben damals zuerst die Volksschulen als öffentliche Spiele Gladiatorenkämpfe; vergl. *Cass. Dion XLVII*, 40. Seit dieser Zeit nahmen diese Spiele, wenn auch Privatleute immer noch häufig solche anstellten, einen öffentlichen Charakter an, und es ward Sitte, daß manche Magistrats von Amte wegen verpflichtet wurden, Gladiatorenkämpfe während ihrer Amtsführung anzuordnen. Als Magistrats, denen vorzugsweise solche Feste auferlegt waren, werden genannt 1) die Aedilen — seit 42 a. Chr. (*Krause bei Pauly III*, 862 nimmt

fälschlich Cäsar's Aedilität, d. h. 66 a. Chr., als Einführungszeit an; aber oben ist gezeigt worden, daß die damals von Cäsar angeordneten Gladiatorenkämpfe ein Zeichen seiner waren, und von seinen amtlichen Spielen zu unterscheiden sind); 2) die Prätores — seit Augustus; 3) die Quästoren — seit Claudius bis 54 n. Chr. und von Domitianus bis auf Alexander Severus; 4) endlich die Quästores candidati und Aerearii — seit Alexander Severus. Wenn außerdem gelegentlich auch die Consuln bei ihren Spielen Gladiatorenkämpfe aufzuführen ließen (*Cass. Dion LIX*, 14 u. XXXIX, 38), so darf man daraus doch nicht schließen, daß diese Kämpfe auch bei den amtlichen Spielen der Consuln vorgeführt gewesen wären, und ebenso verhält es sich mit den Gladiatorenkämpfen auf Anordnung der Priester, deren Tertull. *De spectac.* 12 gedenkt.

In der kürzlich bewegten Periode, welche dem Tode Cäsar's folgte, und in welcher die Parteiführer nicht selten darauf angewiesen waren, der Noth des Augenblicks mit schnell gesammelten Mannschaften zu begegnen, wurden die Gladiatoren vielfach zur Vertheidigung der Heere benutzt; so verwendete bei der Vertheidigung von Perusia (41—40 a. Chr.) L. Antonius auch Gladiatoren, die an den Ausfällen tapfer Theil nahmen, sodas einmal Octavianus kaum der Gefahr entging, von ihnen gefangen genommen zu werden; vergl. *Suet. Aug.* 14. Nichtsdesto weniger trug gerade diese Hinzuziehung von Gladiatoren zum ehrenhaften Waffendienste der freien Römer dazu bei, die Schmach gemindert erscheinen zu lassen, welche auf ihrem Stande und Gewerbe lastete. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß römische Ritter in großer Zahl so zuweilen selbst Senatoren sich freiwillig erboten, als Gladiatoren aufzutreten. Wie Cäsar, war auch Octavianus damit unzufrieden, aber den Rittern verwehrt er es nicht (*Suet. Aug.* 43), bis endlich im J. 38 v. Chr. durch Senatsbeschluss den Senatoren verboten ward, als Kämpfer bei diesen Spielen sich zu betheiligen; vergl. *Cass. Dion XLVIII*, 43. Aus der zuletzt angeführten Stelle des Suetonius in Verbindung mit *Cass. Dion LI*, 25 erhellt übrigens, daß jenes Verbot auch auf die Ritter ausgedehnt gewesen ist. Aber im Ganzen hatte dasselbe so geringen Erfolg, daß z. B. im J. 30 v. Chr. ein Senator (*Cass. Dion LI*, 22) und bei mehreren Gelegenheiten so viele Ritter als Gladiatoren auftraten, daß Augustus es im J. 10 n. Chr. vorzog, in Betreff der Lekten das Verbot aufzuheben, weil er sah, daß selbst Schande und Strafe Ritters wirkte; *Cass. Dion LVI*, 25 spricht hierbei die Vermuthung aus, Augustus habe die Theilnahme an den Spielen den Rittern durch Aufhebung des Verbotes gleichgültig machen wollen. Aber wenn er es auch nicht zu bemerken schien, wenn die Prätores Ritter zuließen, so erregte es doch immer Aufsehen beim Volke, und darum behielt die Theilnahme stets ihren Reiz. — Schauplätze dieser und anderer Art waren nicht mehr eine bloße Unterhaltung, sondern schon ein Bedürfnis für die große wenig beschäftigte Volksmasse geworden, und immer mehr beförderten

die Kaiser diese Richtung, je mehr es galt, dem Volke die mannichfachen Uebelsände der Zeit vergessen zu machen. Diesem Bedürfnisse zu genügen, wurde endlich zum Baue eines bleibenden, kleineren Theaters geschritten, welches Statilius Taurus im J. 39 v. Chr. durch großartige Spiele einweihen ließ (*Cass. Dion* LI, 23). Auch Augustus gab damals ein Gladiatoren-gesetz, bei welchem gesungene Euren und Varietètheils in einzelnen Paaren, theils zu Scharen vereinigt gegen einander fochten (*Cass. Dion* LI, 22). Vieles ist schon bei Gelegenheit der Einweihung dieses Theaters, das Augustus zuerst die Anordnung traf, daß der weibliche Theil des Volkes, dem bis dahin der Besuch der Gladiatorenspiele ebenso frei gestanden hatte, wie den Männern, nur auf den obersten, also entferntesten Sitzreihen zugelassen werden sollte; vergl. *Suet.* Aug. 41. Es war das eine Maßregel, welche wol dazumal berechnet war, dem weiblichen Geschlechte die Freiheit einer Zeit fern zu halten, und der Abstumpfung einer edeln Weiblichkeit vorzubeugen. Sonst eingeschränkt wurden die Gladiatorenkämpfe schweichel: vielmehr erhalten wir Berichte von ziemlich häufigen Festspielen dieser Art. So traten z. B. bei den seltsamen Spielen zum Andenken der Schlacht bei Actium im J. 28, welche dann alle fünf Jahre wiederholt werden sollten, auch Gladiatoren auf (*Cass. Dion* LIII, 1). Der große Aufwand aber, den die Magistrats bei ihren amtlichen Spielen zu bestreiten hatten, beschränkte Augustus endlich im J. 22 v. Chr. auch in dieser Hinsicht; er übertrug die Beforgung der öffentlichen Spiele den Prätoeren, und bewilligte ihnen dazu einen Zuschuß aus der Staatskasse, indem er zugleich anordnete, daß 1) Keiner aus eigenem Vermögen mehr als der Andere dabei aufwenden solle, und 2) daß sie Gladiatorenkämpfe nicht ohne Bewilligung des Senats, nur zweimal jährlich, und mit höchstens je 20 Kämpfern anstellen sollten; vergl. *Cass. Dion* LIV, 2. Vielesicht war es auch damals, wo er, wie *Sueton* Aug. 45 berichtet, die Gladiatorenkämpfe sine missione (d. h. diejenigen, welche mit dem Tode des Unterliegenden enden mußten) verbot. Ob aber mit dieser Einschränkung der öffentlichen Gladiatorenspiele, welche keineswegs lange fortdauerte, auch eine Beschränkung der von Privatleuten gegebenen verbunden war, ist nicht gewiß. Jedenfalls kamen Spiele der letztern Art auch nachher oft genug vor: so erfahren wir, daß Augustus dem Liberius und Drusus (16 v. Chr.) gestattete, Fuchtspiele zu geben; vergl. *Cass. Dion* LIV, 19. Im J. 12 v. Chr. ordnete Augustus im Namen seiner Prinzen bei der Feier des Winterfestes Fuchtspiele an (*Cass. Dion* LIV, 28). Es ist das vielleicht dasjenige Winterfest, welches unter dem Namen Quinquatrus (vom 19.—23. März) gefeiert wurde; nach *Ovid. Fast.* III, 811 seq. scheint es, daß es unter Augustus Gebrauch geworden war, an den vier letzten Tagen dieses Festes Gladiatoren kämpfen zu lassen. Daß es ein wirklicher Gebrauch war, welcher sich lange erhielt, sehen wir aus der Angabe des *Cass. Dion* (LXVII, 1), daß nach der

Kaiser Domitianus dieses Fest, wenn auch nicht jedes Jahr, doch in der angegebenen Weise habe feiern lassen. — Auch die alte Sitte der Gladiatorenkämpfe als Leichenspiele dauerte noch fort: im J. 7 v. Chr. bei der Todtenfeier für den verstorbenen M. Pisanius Gargippa, welche ausnahmsweise in den Septis begangen ward, ließ Augustus Gladiatoren zuerst Mann gegen Mann, dann gleiche Scharen gegen einander auftreten (*Cass. Dion* LV, 8). Ein seltsames Schauspiel ferne gab der Kaiser im J. 2 v. Chr., indem er den flammigen Circus mit Wasser füllte, und darin 36 Krokodile von Schiffen aus besämsen ließ (*Cass. Dion* LV, 10); als ein Fuchtspiel bezeichnet es ausdrücklich *Valley. Pat.* II, 100. In doppelter Beziehung interessant ist dann, was *Cass. Dion* (LV, 26 seq.) zum Jahre 5 n. Chr. berichtet: wie groß nämlich einerseits die Zahl der in Rom anwesenden Gladiatoren gewesen sein mag, ist ersichtlich aus der Maßregel, daß man damals bei einer Hungersnoth, welche das arme Volk fast zur Verzweiflung trieb, es als ein wirksames Mittel zur Hebung derselben ansehen konnte, wenn man die Gladiatoren und die zum Verfaufe ausstehenden Sklaven 100 Rilien von Rom verbannte; andererseits charakterisirt es den tiefen moralischen Verfall der damaligen Römer, daß nach der Darstell. des *Cassius Dion* zur Beruhigung des aufgeregten Volkes neben dem Nachlassen der Hungersnoth auch die Abhaltung eines ungewöhnlich ausgefallenen Fuchtspiels viel wies. Es war eine Todtenfeier, welche Cäsar Germanicus und Tib. Claudius Nero zum Andenken ihres Vaters Drusus gaben, wobei unter den Gladiatoren einer der reichsten Ritter als Kämpfer auftrat, und ein Elefant gegen ein Nashorn kämpfte. Die dringende Noth dieses Jahre veranlaßte den Kaiser, im J. 6 den Zuschuß aufheben zu lassen, welchen bis dahin die Prätoeren zur Bestreitung der Kosten für die ihnen obliegenden Fuchtskämpfe aus dem Staatskasse erhalten hatten (*Cass. Dion* LV, 31). Aus allen diesen Angaben läßt sich deutlich erhellen, daß Augustus die Wichtigkeit der Gladiatorenkämpfe wohl erkannt hatte, und daß dieselben ein fester Gegenstand der Aufmerksamkeit für ihn waren, und ganz natürlich erscheint es daher, daß er in dem officiellen Berichte über seine Regierungsthätigkeit, der als Monumentum Aeneasum bekannt ist (I. IV. L. 4), der von ihm gefeierten Spiele gedenkt; an diesen eigenen Bericht des Kaisers schließt sich *Suet.* August. 43 an. — Weniger reichhaltige Nachrichten besitzen wir aus der Regierungsperiode des Tiberius. Im ersten Jahre nach seiner Thronbesteigung gaben Drusus und Germanicus ein Fuchtspiel, bei welchem zwei Ritter als Gladiatoren kämpften; da der eine von ihnen dabei seinen Tod fand, verbot Tiberius dem Anden das fernere Auftreten (*Cass. Dion* LVII, 14 und *Tac. Ann.* I, 76). Auch er soll ferner eine Zahl festgesetzt haben, welche die auftretenden Fuchtscharen nicht überschreiten sollten (*Suet.* Tib. 34 und *Tac. Ann.* XIII, 18). Hervorzuheben ist hier endlich das Gladiatorenspiel, welches Anilius im J. 27 in Sidona gab. Oben ist darauf hin-

gewiesen worden, daß bei solchen Gelegenheiten oft Gerüste erbaut, und die Plätze darauf an Schaulustige vermietet wurden: hier erhielten wir nun den Beweis, daß die Speculation dabei nicht stehen blieb, sondern daß später manche Unternehmer — in den italischen Städten vielleicht herkommend — einen Erwerbszweig daraus machten, in den Provinzialstädten hölzerne Schaubühnen zu errichten, um für Geld Gladiatorenkämpfe sehen zu lassen. Atilius hatte die Schaugerüste in zu mangelhafter Weise aufstellen lassen, so daß sie bei der Aufführung zusammenfielen, und 50,000 Menschen den Tod fanden oder schwere Verletzungen davon trugen (*Tac. Ann. IV, 62*). Um solche Unglücksfälle zu hindern, verordnete damals Tiberius, daß nur, wer mindestens 400,000 Sesterzen besaß¹⁾, Gladiatorenkämpfe veranstalten durfte (*Tac. Ann. IV, 63*). — Sein Nachfolger Caligula schien zeigen zu wollen, bis wohin die unnatürliche Lust an dergleichen Kämpfen gehen könnte: durch ihn wurden sie eine Geisel für die Römer. Mit welchem ungeheuren Aufwand diese Spiele von ihm angeordnet wurden, ersehen wir daraus, daß er mit der Schauhaltung selbst sich nicht begnügte, sondern dabei unter die Zuschauer Tafeln auswarf, gegen welche die nachherigen Inhaber die darauf benannten beträchtlichen Geschenke erhielten (*Cass. Dion LIX, 9*). Der Bedarf an Gladiatoren stieg unter ihm zu solcher Höhe, daß zugesessene Fechter in solcher Zahl nicht mehr zu beschaffen waren. Aber das war für Caligula kein Hinderniß. Nun ließ er Leute aus dem Volke, Bürger u. a. massenweise aufgreifen, und zwang sie, paarweise oder in Scharen als Gladiatoren gegen einander zu kämpfen. Als ein Charakterzug seiner blutigen Willkürherrschaft möge hier erwähnt werden, daß er sich auf der einen Seite zu solchen Gladiatorenpressungen durch einen Ernatsbeschuß autorisiren ließ, und zugleich auf der andern Seite viele Ritter, weil sie als Fechter aufgetreten seien, hinrichten ließ. Das Letztere erscheint in um so grauenvollerem Lichte, da er, um den erschöpften Staatschatz immer wieder zu füllen, Ritter und andere reiche und vornehme Männer auf nichtige Vorwände hin in Anklagezustand versetzen und dann als Gladiatoren sechten ließ (*Cass. Dion LIX, 10 u. 13*). Er ging sogar so weit, mitten aus den Zuschauern Männer herausgreifen zu lassen, und stellte sie den wilden Thieren entgegen. Unnützin Aufwand trieb Caligula auch darin, daß er seine Gladiatorenkämpfe nicht in dem dazu bestimmten Amphitheater des Statilius Taurus, sondern nach Raune bald hier, bald da anstellte: so ließ er in den Septis den mittleren Raum ausgraben und zu einem Triche umgestalten, auf dem freilich nur ein Schiff Raum hatte, um welches gekämpft ward; zur Reiten ließ er Häuser niederreißen, und

an ihrer Stelle hölzerne Schaugerüste für die Kämpfe errichten (*Cass. Dion LIX, 10*). Außer den vom Kaiser angeordneten Fechterspielen hatten regelmäßig die Prätores jährlich solche anstellen, und zwar ward durch das Loos bestimmt, welchem von beiden diese Pflicht zufiel. Aber auch andere Magistrats (Consuln u. a.) hatten damals die amtliche Verpflichtung, Gladiatoren zur Feier der cirrenischen Spiele zu stellen. Auch hob Caligula das Gesetz auf, welches den Privatleuten nur eine beschränkte Zahl von Gladiatoren zu halten gestattete. Zugleich machte er, wenn nicht rechtlich, doch thatsächlich den Handel mit Gladiatoren zu seinem Monopol, was für ihn eine bedeutende Einnahmequelle wurde, da nicht nur die erwähnten Magistrats um jeden Preis Gladiatoren kaufen mußten, sondern auch viele als reich bekannte Männer Ankäufe zu den höchsten Preisen machten, um nachher für verarmt gelten zu können (*Cass. Dion LIX, 14*). — Nicht völlig mit so sinnloser Grausamkeit verfuhr sein Nachfolger Claudius, obgleich auch er mit großem Aufwand die Fechterspiele gab. Des ersten zur Todtenfeier für seinen Vater gedenkt *Suet. Claud. 2*. Bald nach seiner Thronbesteigung verordnete er, daß die Prätores keine Gladiatorenkämpfe mehr geben sollten; auch sollten diejenigen, welche solche Spiele veranstalten wollten, weder in der Anündigung noch sonst angeben, daß sie sie für sein Wohl feierten²⁾ (*Cass. Dion LX, 5*). Diese und andere wohlthätige Verordnungen waren aber nur von kurzer Dauer. Bald entwickelte sich auch bei ihm eine leidenschaftliche Lust an diesen blutigen Schauspielen. Schon im J. 41 kamen sehr viele Menschen im Gladiatorenkampf um. Jährlich gab er solche Spiele (ohne wilde Thiere und andere Bezgaben) im präterianischen Lager, ein feierliches in den Septis, außerordentliche aber, welche wenige Tage dauerten, sehr häufig. Die letztern nannte er „Sportulae“, und lud dazu das Volk nicht durch Herode (wie gewöhnlich), sondern durch angeschlagene Tafeln ein; vergl. *Cass. Dion LX, 13*. Zuweilen wurde der Reiz dieser Vorstellungen noch durch glänzende oder ungewöhnliche Ausstattung erhöht: so ließ er einmal auf dem Marsfelde die Eroberung und Zerstörung einer britannischen Stadt darstellen; ein anderes Mal ließ er auf dem fuciner See je zwölf römische und britische Tritonen mit einander kämpfen. *Suet. Claud. 21*. Nach *Cass. Dion LX, 33* waren es je 50 Schiffe, und rings um den See hatte er Schaugerüste für die Zuschauer errichten lassen. *Tac. Ann. XII, 56*. Kurz nach diesem Gescheh, für welches 19,000 Mann gestr. worden waren, gab der Kaiser wieder eines von Fechern zu Fuß (*Tac. Ann. XII, 57*). So entwickelte sich diese Lust bei ihm immer forschbarer, so daß *Cass. Dion LX, 13* berichtet, er habe mit Vergnügen zugehört, wenn während der Mittagspause der Gladiatorenkämpfe Menschen mit wilden Thieren kämpfend zerrissen worden wären, und daß

1) Eine interessante Zusammenstellung, mit welchen Kosten in verschiedenen Zeiten Gladiatorenspiele veranstaltet wurden, gibt in Betreff der Zeit der Republik Marquardt in Becker's Handb. d. Röm. Alterth. Bd. III, 2. S. 69 — in Betreff der Kaiserzeit besonders Friedländer im Rhein. Mus. für Philol. 10. Bd. (1856) S. 550.

2) Vergl. J. B. die Inschrift: „XX peris gladiatorum data pro salute Caesarum“ bei Orelli, Corp. Inscript. no. 2534.

Suet. Claud. 34 erzählt, er habe die besiegten Gladiatoren, welche erdrosselt werden sollten, so legen lassen, daß er während des Todeskampfes ihr Gesicht sehen konnte. Erklärlich ist es auch, daß nun, da die Vorliebe für diese Gesichte sich in solchem Maße ausgebildet hatte, alle Gelegenheiten benützt, ja hervorgezucht wurden, um dieselben anzusehen: so erfahren wir z. B. aus Tac. Ann. XI, 22, daß seit 47 n. Chr. auch die neuerewählten Quästoren Gladiatorenkämpfe als amtliche Spiele geben mußten; vergl. auch Suet. Claud. 24. Wie unter solchen Umständen diese blutigen Feste auch in die Provinzen Eingang fanden, bewies z. B. die feierliche Einweihung eines Amphitheatres durch Herodes Agrippa, wobei 700 Fechter gekämpft haben sollen; vergl. Joseph. Arch. Jud. XIX, 5.

Unter Nero wurden, wenn auch das Geseß gegeben ward, „ne designatis quæstoribus edendi gladiatorum necessitas esset“ (Tac. Ann. XIII, 5), die Gladiatorenkämpfe nicht eben viel seltener. Zum Jahre 54 n. Chr. erwähnt Cass. Dion LXI, 9, daß 30 römische Ritter als Gladiatoren aufgetreten seien, und in §. 36 ließ Nero eine Sechschlacht zwischen persischen und athensischen Schiffen im Amphitheater aufspielen, und gleich nachher Kämpfer zu Fuß paarweise und in Scharen gegen einander fechten. Ohne Rücksicht auf Stand, Alter und Geschlecht zwang Nero die Römer — vornehm und gering, alt und jung, Männer und Frauen — wie seine Laune es forderte, öffentlich aufzutreten: Mitglieder der vornehmsten, altherbsten Geschlechter mußten als Schauspieler und Gladiatoren auftreten (Tac. Ann. XIV, 14 seq. Cass. Dion LXI, 17). Vierhundert Senatoren und 600 Ritter gab er während seiner Regierung dem Schwerte preis: Suet. Ner. 12. Diese skrankenlose Willkür, dieses sinnlose Treiben ward immer mehr ein Zagen nach momentanen Sinnenreizen, und ließ wirklich thierische Geseße aufkommen: kaum gefügtigt von den blutigen Scenen der Gladiatorenkämpfe in den verschiedensten Formen löste sich die Zuschauermasse in ein wildes Gekröse auf, um thierischer Vollstut zu frohnen (Cass. Dion LXII, 15), und wie es in der Hauptstadt zutrug, das scheint man sich in den Provinzialstädten zum Vorbilde genommen zu haben. Als Beispiel kann das Kampfspiel gelten, welches Livinejus Regulus in Pompeii veranstaltete, und wobei „oppidana lascivia invicem iucentes probra“ zwischen dem Detpöbel und den anwesenden Fremden Mord und Todtschlag entstand; vergl. Tac. Ann. XIV, 17. Daß sogar Frauen aus den höheren Ständen genöthigt wurden, auf dem Kampfschloße aufzutreten, berichtet zum Jahre 64 Tacit. Ann. XV, 32. Wie endlich in Rom, so waren in den Provinzen die Gladiatoren ein zahlreicher Stand, der von allen Grenzen, ja aus allen Theilen des Reiches stets neuen Zufluß erhielt. Nicht konnte Nero dem Tribut aus in Puteoli prächtige Fechterkämpfe veranstalten, wobei äthiopische Männer, Weiber und Kinder kämpften (Cass. Dion LXIII, 3). Aber manchmal mögen auch unter diesen einem frühen Tode verfallenden Menschen unruhige

Bewegungen ausgebrochen sein, wie wir das aus der Zeit des Nero, z. B. durch Tac. Ann. XV, 46 erfahren: bei Präneste waren Gladiatoren aus ihrer Schule ausgebrochen, und schon verbreitete sich die Befürchtung vor einem Aufstande eines neuen Spartacus, als schnell herbeigezogene Soldaten die entwichenen Fechter besiegten. Ueberhaupt bewährten sich die Gladiatoren den römischen Soldaten gegenüber nicht als ihnen gewachsene Gegner. Das zeigt sich recht deutlich in den Kämpfen des Dyo und Vitellius um die Kaiserkrone, in welchen Gladiatoren zur Vertheidigung der Streitkräfte herbeigezogen worden waren (Tac. Hist. II, 34 seq. u. 43). Auch dem Vespasianus stellte nachher Vitellius Gladiatorenhaufen und neu ausgehobene Truppen entgegen, doch auch diese unterlagen wieder den kriegsgewohnten Soldaten des Vespasianus (Suet. Vitell. 15).

Von diesem letztern Kaiser erzählt Cass. Dion LXVI, 15, er habe an Fechterkämpfen seinen Gefallen gefunden; aber dieselbe Stelle beweist, daß er sie doch nicht hinderte, da sogar Titus bei seinen Lebzeiten einmal, wenn auch nur zum Scheine, bei einem Gladiatorenkampfe mit auftrat. — Titus selbst kann diesen Spielen nicht abgeneigt gewesen sein, da Cass. Dion LXVI, 25 von hunderttägigen Festlichkeiten berichtet, bei welchen wiederholt zu Wasser und zu Lande, paarweise und in Scharen (Kerzträger gegen Kerzträger, Athener gegen Syrakuser) Tausende von Gladiatoren gegen einander gekämpft hatten; vergl. auch Suetom. Tit. 7. — Einen neuen Aufschwung nahmen die Gladiatorenkämpfe unter der Regierung des Kaisers Domitianus; doch strakte er es als Verbrecher mit dem Tode, wenn vornehme Römer als Fechter auftraten, z. B. den Glabrio; vergl. Cass. Dion LXVII, 14. Er stellte das Geseß wieder her, daß die Quästoren beim Amtsantritte Fechterspiele geben mußten (Suet. Domit. 4), und seitdem scheint sich diese Sitte lange erhalten zu haben; vergl. Jul. Capit. Antonin. 8. Im Amphitheater, im Circus, auf einem ausgegrabenen See an der Tiber gab er diese Spiele mit größtem Aufwande: Gesechte von Reitern und Fußkämpfern, zu Schiff und zu Lande, bei Tage und Nacht bei Fackelbeleuchtung; ja nicht bloß Männer, auch Frauen traten kämpfend auf. Ohne Zweifel wirft auf die sozialen Verhältnisse jener Zeit und die Stellung der Gladiatoren inebensofondere ein großes Licht der Umstand, daß bei der Ermordung des Domitianus auch ein Gladiator thätig erschien (Suet. Domit. 17); wie oft mögen Gladiatoren zu solchen Zwecken gedungen worden sein? — Kaiser Trajanus wird von Cass. Dion LXVIII, 10 als Freund der Gladiatorenkämpfe charakterisirt, doch habe er sich dieser Reizung nicht überlassen. Als er seinen Triumph über die Daier feierte, gab er auch im Amphitheater ein Fechterspiel. Das gewaltigste Fest dieser Art gab er aber im Jahre 107, wo an 123 Tagen nach einander Schauspiele der verschiedensten Art wechselten: 11,000 wilde und zahme Thiere wurden dabei erlegt und 10,000

Gladiatoren führten Kämpfe auf (*Cass. Dion LXVIII, 15*). — Weit geringeren Aufwand in dieser Beziehung scheint Kaiser Hadrianus gemacht zu haben. *Spartian. Hadr. 7* meldet allerdings von einem sechstägigen Fechterspiel, ebenso, c. 9 u. 19 ist von häufigen Gladiatorenkämpfen die Rede, aber natürlich ist es, daß nach den übertriebenen Schauffestungen des Titus und Trajanus ein Rückgang eintrat. Doch entwickelte sich bei diesem Kaiser in seinen späteren Regierungsjahren die Lust, die Kämpfe der Gladiatoren persönlich mindestens einzubüben, wenn er sich auch schwerlich als Fechter wird haben sehen lassen; vergl. *Spart. Hadr. 14*. — Noch mehr beschränkten diese Feste die beiden Antonine. Antoninus Philosophus suchte dem Blutoergießen dabei gänzlich vorzubeugen, indem er anordnete, daß die Kämpfer nur stumpfe und oben abgerundete Schwerter führen dürften; und er selbst besuchte solche Spiele nur bei den Gelegenheiten, wo ausdrücklich bestimmt war, daß Kämpfe auf Tod und Leben nicht stattfinden sollten (*Cass. Dion LXXI, 29*). Vergl. auch *Jul. Capit. v. Ant. Philon. 11*). — Aus dieser Zeit rührt die interessante römische Inschrift des Jahres 177 n. Chr. her, welche uns über die Organisation der Gladiatoren zu Rom in Collegien (die wieder in Decurien zerfielen) Aufschluß gibt; vergl. *Marini, Iscriz. Albane p. 12; Muratori, Corp. inscript. fol. 511, 3; Orelli, Corp. inscript. n. 2566*. — Kaiser Commodus war wieder ein leidenschaftlicher Begünstiger der Fechterspiele in den verschiedensten Formen (*Cass. Dion LXXII, 10 u. 16; Jul. Capit. v. Clod. Alb. 6*). Ausführlich beschreibt dann derselbe Scheffsteller, wie Commodus die Übungen der Gladiatoren eifrig betrieb, in der Gladiatorenschule sich die erste Zelle vornehmen und öffentlich als Fechter gekämpft habe. Selbst darin setzte er sich den gemeinen Gladiatoren gleich, daß er, wie sie, aus der Gladiatorencasse eine Lohnung erhielt, nur mit dem Unterschiede, daß sie sehr wenig, er aber für jedes Austritt 250,000 Denare sich auszahlen ließ (*Cass. Dion LXXII, 19*; vergl. auch c. 21 u. 22. *Ael. Lamprid. v. Commod. 16*). Wie die Römmer dieses Zeeben des Kaisers anwandte, sehen wir am besten aus ihren überlieferten Äußerungen, als sich die Nachricht von seinem Tode verbreitete; man rief: gladiatoris statuue detrahantur, periculi gladiatoris memoria aboleatur, gladiatorem in spoliario, gladiatoris cadaver uno trahatur u. f. w. Vergl. *Ael. Lamprid. v. Commod. 18 u. 19*.

Einen ungünstigen Eindruck machte es daher auf die Bevölkerung, als bald nachher auch der Kaiser Didius Iulianus das Gladiatorenhandwerk mit Vorliebe betrieb; vergl. *Spartian. Did. Jul. 9*. Wenn nun auch die Verwerflichkeit, die Auflösung aller Sitten im römischen Leben durchaus nicht abnahm, so scheint doch zu Ende des

2. Jahrh. Manches geschehen zu sein, um den grausamen Gelüsten des zuschauenden Volkes Schranken zu setzen. Dahin ist zu rechnen, daß Septimius Severus im J. 200 das Auftreten von Frauen bei Gladiatorengefechten verbot; Veranlassung dazu war ein Fuchterspiel gewesen, wobei nur Weiber gekämpft hatten (*Cass. Dion LXXV, 16*). Abgeschafft aber wurden diese Spiele nicht; z. B. fand ein solches nach der Hinrichtung des Senators Quintillus Plautianus statt (*Cass. Dion LXXVI, 7*), und vor dem Ausmarsche zum Kriege gegen die Parther ordnete der Kaiser ein solches an (*Spartian. v. Sept. Sev. 14*) u. f. w. Diese Sitten, einen beginnenden Feldzug durch Opfer und großartige Spiele, vorzugsweise durch Gladiatorenkämpfe, einzuleiten, scheint sich im 3. Jahrh. lange erhalten zu haben; denn *Jul. Capitol. v. Max. et Balb. 8* gebietet ihrer ausdrücklich, indem er auf den beginnenden Krieg des Maximus gegen den Maximinus zu sprechen kommt.

Bei Caracalla und Geta entwickelte sich schon in früher Jugend die Lust an den schändlichsten Gewalthätigkeiten; mit Gladiatoren und dem gemeinsten Pöbel trieben sie sich herum und fanden bei ihnen nur Ermunterung, sich in den schändlichsten Freuden zu ergöhen (*Cass. Dion LXXVI, 7*). Besonders Caracalla sah mit wahrer Wutiger Gladiatoren kämpfen und sich mordend (*Cass. Dion LXXVII, 6*). Wie zerstört damals alle staatlichen Verhältnisse waren, wie die aufgelöste Organisation der Bevölkerungselemente Männer aus den verschiedensten Volksschichten bald zu den höchsten Stellen im Staate hob, bald sie wieder stürzte, zeigt recht charakteristisch das Beispiel des Optilus Maximus, welcher den kaiserlichen Thron bestieg, und von dem man doch in verächtlicher Weise sagte, er sei früher Gladiator gewesen (*Jul. Capit. v. Macrin. 4*). In dieser letzten Periode des römischen Reiches werden die Berichte über Gladiatorenspiele sehr selten, jedenfalls nicht, weil diese Spiele viel seltener geworden waren, sondern ohne Zweifel, weil sich das Interesse dafür im Ganzen abgestumpft haben mag. Daher findet man wol erwähnt, daß Gordianus I. als Aelilis während seines Amtsjahres jeden Monat ein Gladiatorengefecht gegeben habe, wobei zweimal 500, nie unter 150 Paare aufgetreten seien (dazu einmal 100 wilde Thiere aus Afrika, einmal 1000 Bären)¹⁾, und daß der Kaiser Probus glänzende und mit dem größten Aufwande ausgestattete Spiele gegeben habe, wobei 300 Paare Gladiatoren — Bienen, Germanen, Sarmaten, saurische Räuber —, 100 afrikanische und 100 fersiche Leoparden u. f. w. gekämpft hätten (vergl. *Flar. Vopisc. v. Prob. 19*), aber die gewiß zahllosen Spiele dieser Art, welche sich nicht durch solche Großartigkeit auszeichneten, bleiben seitdem unerwähnt. Und doch müssen sie fortgedauert haben, weil sonst die beschränkten Maßregeln der christlichen Kaiser nicht erforderlich gewesen wären; ja aus dem Umstande, daß diese Kaiser nicht sogleich mit förmlichen Verboten dagegen auftraten, läßt sich schließen, daß die Gladia-

9) Daraus dagegen, der Wutigen der Antonine, brachte die Zeit während seiner politischen Zeitregent in Syrien, mit Vergnügen hin, und soll selbst als Gladiator aufgetreten sein (*Jul. Capit. v. Anton. Philon. 8*). 10) Die für Gladiatoren üblichen auszeichnenden Beinamen erhielten er mit Vertriebe, wie Andere die Triumphaltitel; vergl. *Ael. Lamprid. v. Comm. 11*.

11) Vergl. *Jul. Capit. v. Gord. III, 3*.

torenkämpfe immer noch zur herrschenden Sitte der Zeit gehörten. Nur langsam wirkte das Christenthum darauf hin, sie zu beseitigen. Als eine darauf abzielende Maßregel kann es angesehen werden, daß Kaiser Constantinus im J. 325 verordnete, daß an die Stelle der Verurtheilungen von Verbrechern zum Auftreten als Gladiatoren eine Geldstrafe treten solle; vergl. Cod. Theodos. XV, 12, 1. Noch weitere Beschränkungen erfuhr das Gladiatorenthum in den Jahren 357 und 397; vergl. Cod. Theodos. XV, 12, 2 u. 3. Ein eigentliches Verbot scheint erst unter Honorius im J. 404 ergangen zu sein, worüber Theodor. Hist. eccles. V, 26 zu vergleichen ist. Aber die letzten Spuren dieser Sitte finden sich noch im 6. Jahrh., indem z. B. Cassiodor. Var. V, 42 zum Jahre 523 erzählt, wie damals noch bestiarii gegen wilde Thiere kämpfen mußten.

Wenn der Unterzeichnete in diesem ersten (historischen) Theile seiner Darstellung des Gladiatorenwesens eine selbständige Bearbeitung für nothwendig hielt, so will er doch nicht verkennen, auf die auch in dieser Hinsicht werthvollen Arbeiten von J. H. Krause in Pauly's Realencyclop. 3. Bd. S. 888—876 und von L. Friedländer in Beder's Handb. d. Röm. Alterth. 4. Bd. S. 554 fg. und im Rhein. Mus. f. Philol. Jahrg. 10 (1856) S. 544—590 hinzuweisen, welche besonders deshalb interessant sind und bleiben, weil sie die mit dem Gladiatorenthume zusammenhängenden Fragen zum Theil hervorheben und einzeln historisch verfolgen. Wie denn J. H. Krause 1) von der Vorliebe der Römer für diese blutigen Spiele im Allgemeinen; 2) vom Ursprunge derselben; 3) von ihrer Aufnahme und Ausbildung in Rom; 4) von ihrer späteren Entwicklung ins Ungeheure; 5) von der Nachahmung in Italien, in den römischen Provinzen und in den unabhängigen Ländern; 6) von ihrem Aufstehen als Krieger handelt, und Friedländer solche für die Culturgeschichte des späten Alterthums höchst interessante Zusammenstellungen gibt, wie man dem massenhaften Bedarfe an Fechtern Genüge geleistet habe, wie die Kosten dieser Schaustellungen in verschiedenen Zeiten verschiedene gewesen seien, wie auch die Kunst jener Zeit dadurch bedingt worden sei u. s. w. Wenn sich schon in Betreff dieser speziellen Fragen der Werth der genannten Untersuchungen nicht in Worte stellen läßt, so ist das noch weit entscheidender anzuerkennen in Betreff des reinantiquarischen Theiles derselben: hier kann der Unterzeichnete kaum anders, als daß er sich den Ergebnissen seiner beiden Vorgänger anschließt, und nur hier und da eine selbständige Meinungsäußerung sich vorbehält. Bald nachdem die Römer die Gladiatorenkämpfe von den Etruskern entlehnt hatten, also bald nach 264 a. Chr. werden sie auch die bei denselben bestehenden Anstalten nachgeahmt und eingeführt haben, welche dazu bestimmt waren, Gladiatoren heranzubilden und zur Verwendung bereit zu erhalten. Es ist daher eine ganz mäßige Meinung (welche Krause in Pauly's Realencyclop. 3. Bd. S. 865 ausspricht), daß in der ältesten

Zeit der Republik die ludi militares leicht hätten auf die Gladiatorschulen führen können, da in jener ältesten Zeit nicht selten, sondern gar nicht Gladiatorenkämpfe vorgekommen sein werden. Um die Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. aber, als diese Sitte auskam, fanden sich gewiß Unternehmer, welche einen Erwerbszweig aus der Herbeischaffung und Vereinhaltung von Gladiatoren machten, und förmliche Anstalten zu diesem Zwecke errichteten. Auf diese Unternehmer ging der etruskische Name „lanistae“ über, was als Beweis dienen kann, daß die mit dem Gladiatorenthume zusammenhängenden Einrichtungen, wenn sie auch von römischer Seite später eine selbständige Ausbildung erhielten, doch im Ganzen Anfangs nach in ihrer etruskischen Form eingeführt wurden. Es erscheint daher ganz glaublich, daß nach Liv. XXVIII, 21 schon zu Ende des zweiten punischen Krieges aus der Lieferung von Gladiatoren ein Gewerbe gemacht ward: es gab damals in Rom lanistae, von denen man Sklaven kaufen konnte, welche zu Gladiatoren ausgebildet worden waren. Besonders in Unteritalien, wo, wie alle andern Verkaufsgegenstände, auch Sklaven ein häufiger Handelsartikel waren, und wo andererseits der Lebensunterhalt nicht so theuer war, als in Rom, bildeten sich an vielen Orten solche Depots von Gladiatoren. Außer diesen Anstalten, in denen oft hundert oder mehr vereinigt lebten, und Unterricht und Lebensunterhalt genossen, hatten reiche Römer häufig größere oder geringere Scharen von Gladiatoren als Sklaven in ihrem Haushalte. Manchmal ließen sie viele ihrer Sklaven erst nachträglich als Gladiatoren ausbilden; vergl. Svet. Caes. 26. In den großen Partiekämpfen im letzten Jahrhundert der Republik führten sich die heroisirenden Männer oft auf ihre Gladiatorscharen, und ließen dieselben gewaltsam gegen ihre Gegner einschreiten. Dieser Umstand, noch weit mehr aber die zunehmende Vorliebe für die kleinen und großen Gladiatorenkämpfe veranlaßten bald, daß entsprechend dem vermehrten Bedarfe die Zahl der Fechterschulen in Rom und der Umgegend bedeutend zunahm. Zu den ausdrücklich zu solchen Kämpfen herangebildeten Gladiatoren im eigentlichen Sinne des Wortes kamen aber uneigentliche auch entlaufene Sklaven und Kerkbrüher, welche nicht immer erst kämpfen lernten, sondern oft ohne diese Zuspulung verurtheilt wurden, als Fechter gegen andere Gladiatoren oder gegen wilde Thiere ausgetreten. Kriegesgefangene, ausgeleitete Knaben, freiwillige ergänzten massenhaft den Bedarf an Kämpfern. Die Letzten nahmen entweder, indem sie eintreten, eine Bezahlung — je nach ihrer Körperkraft in verschiedenen Beträge (ancutoramentum) — und hießen dann auotorati, oder sie traten unentgeltlich auf, indem sie nur ihrem Ehrgeize dadurch Genüge zu leisten suchten. In letzterer Beziehung ist oben darauf hingewiesen worden, wie römische Ritter und Senatoren, ja einmal der Kaiser selbst, sich durch die darauf ruhende Schmach nicht abhalten ließen, als Gladiatoren öffentlich zu fechten. Die Gladiatoren, welche einem lanista angehörten, bildeten dessen familia, und wurden — da sie bei den

verschiedensten Gelegenheiten erworben wurden, aus den verschiedensten Gegenden kammen, und an Alter und körperlicher Befähigung sehr verschieden waren — Jeder zu besondern Kampfarten ausgebildet, je nachdem sie vermöge ihrer größern Gelentigkeit oder Muskelstärke sich besser für den einen oder den andern eigneten. Die neu angeworbenen oder erkauften Männer hießen *tirones*, und erhielten ihren Unterricht entweder vom *lanista* selbst oder in größern Anstalten solcher Art von Lehrern (*doctores* oder *magistri*). Im ersten Falle mochte dann vorzugsweise eine Kampfsart gelehrt werden: wie z. B. in der Gladiatenschule, welche Cäsar sich in Capua eingerichtet hatte, besonders viele *secutores* waren (*Cic. ad Attic. VII, 14*). Der Fechtlehrer unterrichtete den *tiro* in allen Regeln der ihm angewiesenen Kampfsart (*dictata dare, tironem instituere*: *Suet. Caes. 26; Varr. De ling. Lat. V, 7; Cic. De orat. III, 23*). Dann folgten Übungen mit hölzernen Waffen gegen eine Puppe und später gegen einen ebenso bewaffneten Gegner; vergl. *Suet. Calig. 32 u. 54; Plin. Hist. Nat. XXXVI, 69*. Einen besondern Gegenstand des Unterrichts bildeten die Vorschriften, wie sich der Fechter, sobald sein Unterliegen entschieden war, zu benehmen habe, um den Todesstoß mit ruhiger Würde zu empfangen. Außerdem war die ganze Lebensweise darauf berechnet, durch geeignete Nahrung (*sagina*), Muskelübungen und Ruhe den Körper für die bestimmte Kampfsart besonders tüchtig zu machen. *Tac. Hist. II, 88; Plin. Hist. XXXVI, 69*. In allen diesen Erfordernissen für den Lebensunterhalt und Unterricht der Gladiatoren änderte sich gewiss Vieles, wie auch im Laufe mehrerer Jahrhunderte das ganze Institut sich nach den mannichfaltigsten Richtungen hin ausbildete, um dem verwöhnten römischen Publicum immer neues Interesse abzugewinnen. Während sich aus diesem Grunde allmählig die verschiedenartigsten Kampfweisen und die entsprechenden Bewaffnungsarten ausbildeten, wurden aus allen Theilen des ungeheuren Reiches, aus allen Ländern, mit denen die Römer durch Krieg und Handelsverkehr in Berührung kamen, kampftüchtige Männer mit ihren heimischen Waffen nach Rom gebracht, um als Gladiatoren dem verwöhnten Volke ein ungewöhntes Schauspiel zu bieten. Ein vergessliches Unternehmen würde es sein, die verschiedenen Arten von Gladiatoren nach ihrem ersten Auftreten chronologisch verfolgen zu wollen: von manchen ist es überliefert, von den meisten nicht. Wie die ersten Gladiatoren in Rom bewaffnet gewesen sein mögen, ist nicht nachzuweisen: irtüthümlich aber scheint Krause (bei Pauli S. 567) anzunehmen, daß im J. 264 v. Chr. die Römer, wie die Campanier, bei den Gladiatoren die (1) sammtliche Bewaffnung eingeführt hätten; ausdrücklich sagt da *Liv. IX, 4* die Römer dem Campaniern entgegen, indem die Letztern die von den Samnitern ererbten Waffen ihren Gladiatoren bestimmt hätten, die Römer dagegen zur Verbesserung ihrer Cultusbandungen. Es ist dann auch ganz ohne Begründung, wenn er auf jene frühe Zeit schon den spä-

ter gütigen Grundsatz anwenden möchte, daß nie zwei Gladiatoren mit gleicher Bewaffnung mit einander zu kämpfen gehabt hätten, und wenn Lipshius die Vermuthung ausspricht, seinen vermeintlich in samnitischer Weise bewaffneten Gladiatoren seien die sogenannten (2) *Provocatores* entgegengesetzt worden. Sehr alt aber mag auch in Rom die Gladiatorenclasse der *Samnites* gewesen sein; vergl. *Cic. pr. Sext. 64*. Ihre Bewaffnung wird vorzugsweise in dem den Samniten eigenthümlichen viertheiligen (oben breitem, unten schmälern) Schilde, Metallspangen zur Bedeckung der Brust, einem Helme, Metallschienen zum Schutze des vorgestrichen linken Beines (*Liv. IX, 40*) und einem Schwerte bestanden haben. In der Kaiserzeit kommt dieser Name nicht mehr vor, obwohl ganz ähnliche Bewaffnung sich auch später erhielt; doch ruht es nur auf Vermuthung, wenn man die Hoplomachi der spätern Zeit den Samnites der frühern gleichstellen möchte. — Zwei andere Arten, welche wenigstens in der Kaiserzeit als Gegner einander gegenüberzutreten pflegten, waren die (3) *Secutores* und die (4) *Retiarii*, von denen die ersten nachweislich schon in großer Zahl vor Beginn der Kaiserzeit vorkamen; vergl. *Cic. ad Attic. VII, 14*. Die Bewaffnung der ersten bestand aus Schild und Schwert (*Cass. Dion. LXXII, 19*), die der letztern aus einem Rege und einem kurzen Speiße oder Dreigade (*fuscus, tridens*). Während des Kampfes suchte der *retiarius* seinem Gegner das Rege über den Kopf zu werfen, und ihn dann niederzuziehen und zu tödten; wenn ihm der Regwurf misslang, verfolgte ihn der *secutor*, bis sie von Neuem an einander geriethen. Ein gewist *retiarius* erlegte zuweilen mehrere *secutores*, z. B. vergl. *Suet. Calig. 30*. Da nun die *secutores* den *retiarii* nicht gewachsen zu sein scheinen, mögen den Erstern in späterer Zeit wol noch einige Hilfsmittel bewilligt worden sein, um dem Rege zu entgehen; darauf scheinen die Angaben des *Isidor. Hisp. Orig. XVIII, 55* (*secutor est ab insidendo retiarius dictus. Gestabat enim cuspidem et massam plumbeam, quae adversarii jaculum impediret, ut antequam ille feriret rete, isto superaret*) hinzuweisen. Aber nicht nur die *secutores* wurden den *retiarii* entgegengesetzt, sondern zuweilen auch die (5) *Mirmillones*; vergl. *Fal. Max. I, 7, 8 u. Fest. s. v. Retiario* („*retiario adversus mirmilloneum pugnantur cantatur. Non te peto, pisceum peto: quid me fugis, Galle? Quia mirmilloneum genus armaturae gallicum est, ipsique mirmillones ante Galli appellabantur, in quorum galeis piscis effigies inerat*“). Aus dieser letzten Stelle ergibt sich dann, daß die *mirmillones* gallischer Rüstung sich bedienten, und daß diese durch ihre Schwaffenrüstung ausgezeichnet gewesen sein mag, scheint aus *Amian. Marc. XXIII, 5* sich zu ergeben. — Nicht selten aber hatte der *mirmillo* gegen den (6) *Thraex* (*Threx*) zu kämpfen. Der *Threx* war Anfangs ohne Zweifel ein geborener Thraex mit thrasischen Waffen; später ward vorzugsweise für sie das Schwid in thrasischer Form beibehalten; vergl. *Paul. Diac. s. v. Thra-*

ces („Threces gladiatores a similitudine parmularum Thraciarum“). Außerdem führten sie ein krummes Schwert, welches *Juvenal*. VIII, 201 *salx supina* und *Suet. Calig.* 32 *ferrea sica* nennt. Als Thracier bemerkt trat *Caligula* bei Gladiatorenspielen auf (*Suet. Calig.* 54), und *Domitianus* begünstigte sie ebenfalls. Während diese sechs Arten häufig erwähnt werden, sind die Nachrichten über die folgenden Arten nur spärlich vorhanden.

7) *Laquearii*: sie kämpften mit Schlingen und kurzen Schwertern bemerkt paarweise gegen einander; vergl. *Isid. Hisp. Orig.* XVIII, 56.

8) *Dimachaeri*: auch sie — in jeder Hand ein kurzes Schwert führend — setzten paarweise gegen einander; vergl. *Murat. Inscripti.* t. 613, 3.

9) *Essedarii*: mit Schild, Helm, Lanze oder Wurfspeer ausgerüstet standen sie auf Wagen, welche mit zwei Pferden bespannt waren, und so kämpften sie gegen einander; dabei scheint es ihnen auch gestattet gewesen zu sein, momentan vom Wagen herabzuspringen, und zu Fuß den Gegner anzugreifen. Vergl. *Senec. Epist.* 29; *Suet. Claud.* 21. Bei *Petron.* 45 kommt auch eine mulier *essedaria* vor.

10) *Andabatae*, die schon *Cic. ad fam.* V, 9 nennt. Sehr zu bezweifeln ist die von Krause angenommene griechische Herkunft dieses Namens; denn wenn auch *Pausan.* V, 9 unter den Wettkämpfern seiner Zeit *ἀνδάτα* erwähnt, so deutet doch Nichts in seinen Worten darauf hin, daß dieselben als Gladiatoren anzusehen seien; er berichtet, daß sie als Reiter aufgetreten seien, und irgendein von den Pferden gesprungen und neben denselben — den Zügel in der Hand — hergelaufen seien, und ihre Wettkämpfe scheinen demnach sich auf Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen bezogen zu haben, was auf die *andabatae* in keiner Weise paßt. Auch würde man sich irren, wenn man annähme, daß die alte lateinische Sprache willkürlich ein *d* hinter *a* hätte einschleichen können; wenn in den mit *a* zusammengefügten Wörtern die alte Form *endo* manchmal nachwirkt, so ist das doch eben nur in bestimmten Fällen nachweisbar, wo das anscheinend eingeschobene *d* auf wirkliche ursprüngliche Wortformen zurückführt. Nur darin, daß die *andabatae* Reiter waren, läßt sich eine beschränkte Uebereinstimmung mit den *ἀνδάτα*s des *Pausanias* finden. Die *andabatae* trugen einen Helm, der nicht nur den Kopf schützte, sondern auch das freie Umläufbildern gehindert haben muß; vergl. *Varr. Sat.* II, 12 und *Hieronym. Adv. Jov.* I, 5. Zum Angriffe bedienten sie sich des *speculum*.

11) *Crupellarii*: Fester in vollständiger eiserner Rüstung, welche nach Angabe des *Zacutus* (*Ann.* III, 43) bei den Teutern eingeführt waren. Ihr Name ist daher wol aus den keltischen Sprachen zu erklären, und hier empfiehlt sich die Ableitung von *Kribel* = Helmform, welche *Roget de Belloguet* (*Ethnogenie Gauloise* I, 84 seq.) vorschlägt. Sie waren so schwer gerüstet, daß *Zacutus* sie als „*inferendis ictibus inhabiles, accipiendo impenetrabiles*“ bezeichnet.

Nicht so bestimmt auf einzelne Arten von Gladiatoren sind folgende Beinamen zu beziehen, welche denselben hier und da beigelegt werden. Privatleute ließen bei festlichen Platzzeiten sehr gewöhnlich mehrer Fächterpaare auftreten, auf die dann der Name *Cubicularii* angewandt wird; ebenso thaten reiche Römer bei Begräbnißfeierlichkeiten, wobei dann die Fächter *Bustuarii* hießen. — Als Abart der eigentlichen Gladiatoren sind die *Bestiarii*, die Kämpfer gegen wilde Thiere, anzusehen. Diese Kämpfe fanden in der verschiedensten Weise statt, und selbst mehrer Kaiser haben sich daran betheiligt. — Die für die Fächterspiele eigens zugeschnittenen Gladiatoren waren die *gladiatores ordinarii*, aus deren Zahl die Kämpfer in Paaren entnommen zu werden pflegten; nicht gleichbedeutend damit ist der Ausdruck *munerarii*“). Die besonders sich Auszeichnenden gewannen die Gunst der Zuschauer und wurden nicht selten vom Publicum zum Austritten aufgefordert, wovon sie dann *postulatio* hießen. Diejenigen Gladiatoren, welche in Scharen zu kämpfen bestimmt waren und bei der Aufführung von Gesichten in Massen auftraten, hießen *catervarii*; es waren jedenfalls vorzugsweise diejenigen, welche sich in der Kunst der Waffenführung nicht auszeichneten. Unter den Einzellämpfern bildeten die *meridiani* eine besondere Art, deren Kämpfe durch häufige und verschiedenartige Verwundungen den Zuschauer interessirten; sie kämpften ohne alle Schutzdecken, und jeder nicht gehörig parierte Hieb oder Stoß brachte eine meist bedeutende Wunde bei (*Senec. Ep.* I, 7: „*nihil habent, quo tegantur, ad ictum totis corporibus expositi; nunquam manum frustra mittant*“). In der spätern Kaiserzeit gab es gladi. *fiscales*, Fächter, welche aus Kosten des kaiserlichen Fiskus unterhalten wurden; unter *Vordianus* III. gab es davon 1000 Paare (*Jul. Capit. v. Gord.* III. c. 33). Ausgezeichnete Gladiatoren wurden auf einem Breitergrüße aufgestellt und hießen davon *pegmarii*; *Suet. Calig.* 26. Auf die Lebensweise der Gladiatoren bezogen sich Ausdrücke, wie *hordearii*, *arenarii* u. s. w.

Für die Kämpfe der Gladiatoren im Allgemeinen, wie für die jeder Art insbesondere waren bestimmte Kampfregeln vorgeschrieben oder hergebracht. Die größten Fächterspiele wurden durch geschriebene Bekanntmachungen (*libelli*) angekündigt, nicht nur in Rom selbst, sondern auch in der Umgegend, ja in den Pro-

12) Ganz unnötiger Weise zählt Krause das Wort *munerarius* unter den Beinamen der Gladiatoren auf; doch kommt er selbst auf die richtige Erklärung desselben als Beiname der *munus* oder Gladiatorenspiele. Nach *Quintill.* VIII, 3, 24 brauchte Augustus diesen Ausdruck zum ersten Male. Unwendig als Beiname der *munus gladiatorum* findet sich das Wort bei *Flor.* III, 20 wenigstens in der besten Handschrift; ebenso bei *Senec. Excerpt. controvers.* praef. 4. Darum kann auch bei *Suet. Domit.* 10 („*Thracem mirabilium parem, munerario impatore dixerat*“) in Betreff derselben Auffassung um so weniger Zweifel bestehen, da nur, wenn man *munerarius* auf den Kaiser selbst als editor *muneris* bezieht, die Worte des *Senec.* „*impie locutus parmularius*“ genügend begriffen werden können.

vingen (Cic. ad fam. II, 8). Es wird darin angegeben, welches Schauspiel der Zuschauer erwartete, welche Arten von Kämpfern, wie viel Paare, welche vielleicht schon rühmlich bekannte Kämpfer auftreten würden, an welchem Orte, zu welcher Zeit u. s. w. Am angegebenen Tage gingen die bestimmten Gladiatoren in festlichem Aufzuge nach dem Kampfplatze (arena) und wurden dort in Paare oder Scharen vertheilt (componero). Dann folgte ein einleitender Kampf mit stumpfen Waffen (arma lusoria), wobei es unter den Kaisern, welche das Blutvergießen verabscheuten, z. B. unter Marcus Antoninus (Cass. Dion. LXXI, 29), blieb. Im gewöhnlichen Falle aber erregten diese bloßen Spiele bei den Zuschauern bald Langeweile, sodaß sie mit Geschrei (remove lusoria arma, decretorios opus est oder pouite jam gladios hebetes, pugnetur acutis oder ähnl.) den Beginn des ersten und blutigen Kampfes verlangten. Vielleicht fanden diese einleitenden Scheinkämpfe zum Theil in der Absicht statt, die Kraft und Geschicklichkeit der einander entgegengesetzten Fechter einigermaßen zu prüfen, um erkennen zu können, ob dieselben einander gewachsen seien. Dabei kam es auch zuweilen vor, daß der eine Fechter statt des ihm bestimmten Gegners einen noch kampfthätigeren verlangte, durch dessen Befiegung seinem Ehrgeiz Genüge geschehen konnte (Juvenal. VIII, 209 seq.). Die zum ersten Kampfe bestimmten Kämpfer traten dann in geeigneter Stellung einander gegenüber (in statu et in gradu stare; cf. Senec. Consol. ad Polyb. 25). Von da aus griff Jeder seinen Gegner an (— petere) und suchte ihn aus der angewiesenen Stellung zu verdrängen (de gradu — statu — loco pellere — dejicere). Jeder suchte durch seine Waffe oder durch geschaltete Wendungen des Körpers den Angriff zu parieren (vitare) — eludere — propulsare). Von den einfachen Stößen und Sieben gingen die Kämpfer auf kunstvollere und schwerere zu parieren über; vergl. Quintil. V, 14 u. IX, 1 (nam ut in armatorum certamine adversos ictus et rectas manus cum videre, tum etiam propulsare facile est, aversae tectaque minus sunt observabiles). Mit Ruhe und sicherem Blicke, in angelegter und schulmäßiger Weise hatte sich Jeder zu vertheiligen, und sich besonders davor zu hüten, daß er nicht durch überreilte, unüberlegte Bewegungen dem Gegner eine Wunde (latus dare — nudare). Wurde ein Kämpfer verwundet, so zeigten die Zuschauer ihr Interesse durch Ausrufe „hoc habet“ u. a. Der Verwundete aber setzte entweder den Kampf fort, oder gab ihn auf und senkte die Waffen (arma submittere). Im letzteren Falle hatte er das Leben verwirkt; aber er konnte das Volk um Mitleiden anflehen, um den Todesstrich von sich abzuwenden (provocare ad populum — populum exorare — misericordiam populi tentare); vergl. Senec. Consol. ad Polyb. 9. Das Volk konnte dann pollice presso oder verso über Leben und Tod desselben entscheiden. Nicht selten behielt aber die Entscheidung der editor muneris vor, und die Kaiser tretzten häufig ausgezeichneten Kämpfern der von ihnen bevorzugten

Gladiatorncasse durch einen Wink das Leben. Ausnahme war es, wenn die Gesichte „sine missione“ stattfanden, d. h. wenn dem Unterliegenden jene Anrufung der Gade verweigert war. Verfügte das Volk „pollice verso“ dem Besiegten die Begnadigung, so mußte sich derselbe in vorgeschriebener Stellung dem Todesstriche darbieten (ferrum recipere). Sein Leichnam wurde mit einem Haken gefaßt und durch die porta libitinensis in den Leichenbehälter (spoliarium) geschleppt. Die Sieger dagegen erhielten Auszeichnungen und Belohnungen: am gewöhnlichsten bekamen sie einen Palmenzweig (Suet. Calig. 32. Cic. Or. pr. Rosc. Am. 6). Schon unter Augustus kamen daneben Geldbelohnungen auf; vergl. Suet. August. 45. Ja unter dem Kaiser Commodus gab es eine eigentliche Gladiatorencasse, aus welcher dem Fechter beim Austritte eine Summe ausbezahlt ward (Cass. Dion. LXXII, 19). Die Gladiatoren, welche sich lange durch Tapferkeit ausgezeichnet und beliebt gemacht hatten, errichteten als höchste Belohnung und Auszeichnung die rudis, eine Art von Ehrenbogen, durch welche symbolisch ihre nunmehr erkaufte Befreiung vom Gladiatorendienste angedeutet ward. Diese vom Dienste losgesprochenen rudarii wichen dann meist ihre Waffen ihrem Schutzgott Verus und legten sie im Tempel desselben nieder (Moral. Epist. I, 1, 4). — Abgesehen von den genannten Abhandlungen von Krause und Friedländer über die Gladiatoren, ist immer noch brauchbar der darauf bezügliche Abschnitt in der Schrift des Justus Lipsius „Naturaliorum sermonum libri duo.“ (Dr. H. Brandes.)

Gladii und Gladii poena, s. Todesstrafe.)
GLADIOLUS, ist der Name einer zu der natürlichen Familie der Iriden gehörigen Pflanzengattung, aus welcher verschiedene Arten mit ihren prachtvollen Blüten unsere Gärten schmücken. Die meisten Repräsentanten dieser Gattung finden sich am Gap der guten Hoffnung, nur wenige in Europa, insbesondere in Deutschland. So werden in der Flora von Teutschland von Retz und Koch vom Jahre 1823 nur zwei Gladiolus-Arten angeführt, nämlich Gladiolus communis Linné und Gladiolus neglectus Schultes, wogegen nach Marshall-Dierberrin's Vorgange Gladiolus imbricatus Linné gerechnet wird, während schon in der im J. 1837 erschienenen ersten Auflage der Synopsis Florae germanicae von Koch fünf Arten dieser Gattung für Teutschland namhaft gemacht werden, nämlich Gladiolus Boucheanus Schlechtendal, Gladiolus communis Linné, Gladiolus Illyricus Koch, Gladiolus imbricatus Linné und Gladiolus segetum Gmelin (oder Ker). Derselben Arten werden auch in dem 1844 erschienenen Taschenbuche der deutschen und schweizer Flora und in der zweiten Auflage von Koch's Synopsis Florae germanicae angegeben, nur mit dem Unterschiede, daß für Gladiolus Boucheanus Schlechtendal der ältere Name Gladiolus palustris Gandin substituiert ist. In der Abhandlung über die europäischen Arten der Gattung Gladiolus von Dr. Dietrich vom Jahre 1832 werden gleichfalls nur fünf Arten genannt,

nämlich *Gladiolus communis* Linné, *Gladiolus pratensis* Dietrich, welcher mit *Gladiolus palustris* Gaudin und *Gladiolus Bonheanus Schlechtendal* identisch ist, *Gladiolus imbricatus* Linné, *Gladiolus byzantinus* Miller und *Gladiolus segetum* Gaudier. Vergleicht man in dieser Beziehung noch die Angaben in den Speciesfloren anderer Länder Europa's, so findet man in Ledebour's Flora von Rußland gleichfalls fünf Arten angegeben: *Gladiolus communis* Linné, *Gladiolus illyricus* Koch, *Gladiolus imbricatus* Linné, *Gladiolus segetum* Gaudier und *Gladiolus tenuilobus* C. Koch, welcher jedoch nicht mehr dem europäischen Rußland, sondern dem Kaukasus angehört. Während im dritten Theile der Flore française von De Candolle für Frankreich nur *Gladiolus communis* angegeben wird, find in der neuen Flora von Frankreich von Godeon und Grenier fünf Arten, *Gladiolus palustris* Gaudin, *Gladiolus illyricus* Koch, *Gladiolus communis* Linné, *Gladiolus segetum* Gaudier und *Gladiolus Guepini* Koch verzeichnet. Dagegen ist in der vierten Auflage von Hooker's British Flora kein einziger *Gladiolus* für Großbritannien namhaft gemacht; dasselbe findet sich bei der schweidischen Flora statt.

Sehr verschieden wird in den einzelnen systematischen Werken die Gesamtanzahl der bekannt gewordenen Arten dieser Gattung angegeben. So macht Willdenow im ersten Theile seiner Species plantarum (Berol. 1797.) 50 *Gladiolus*-arten namhaft; Sprengel führt im ersten Bande seines Systema vegetabilium (Götting. 1825.) deren nur 39 an und Dietrich nimmt in dem Supplementbände zu Willdenow's Species plantarum vom Jahre 1832 gleichfalls nur 50 Arten an, von denen 41 am Cap der guten Hoffnung vorkommen. Die größte Anzahl von *Gladiolus*-arten findet sich jedoch im ersten Bande von Römer und Schultze, Systema vegetabilium vom Jahre 1817, nämlich 117, wozu noch einige in den Nachträgen kommen. Diese Differenz in den Angaben der verschiedenen Schriftsteller ist theils daraus zu erklären, daß einige den Gattungsbegriff von *Gladiolus* im engeren, andere im weiteren Sinne aufgefaßt haben, theils daraus, daß bei der großen Schwierigkeit der Untersuchung getrockneter Exemplare einige Schriftsteller nur die bekannt gewordenen Arten ohne Kritik aufnahmen, andere eine solche üben und deshalb eine nicht unbedeutende Anzahl von Arten mit bereits bekannten vereinigen. Wir schließen uns hier der von Dietrich gegebenen Aufzählung der Arten an.

Der Gattungscharakter ist in folgender Weise aufgefaßt: die am Grunde röhrenförmige Blumentrone hat einen sechseckigen, unregelmäßigen, fast rachenförmigen Saum. Die drei Staubgefäße sind aufsteigend, die Staubbeutel über dem Grunde auf dem Rücken angeheftet; die drei Narben sind ziemlich breit, zurückgekrümmt; die Kapsel ist länglich, dreikantig, die Samen sind geflügelt.

A. Blätter sehr schmal.

1) *Gladiolus quadrangularis* Ker. Die Blätter sind schwertförmig-linealisch, gefurcht-vierkantig, die

Blumentrone ist gekniet-zurückgekrümmt, der Schlund ist cylindrisch, fast so lang als die Röhre, der oberste Blumentronzipfel ist der größte, gerade hervorgestreckt, der unterste sehr klein, pfriemlich. Dierher gehört *Gladiolus abbreviatus* Andrews. Antholyza quadrangularis Burmann. Anth. abbreviata Persoon.

Die Gestalt dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung. Der Schaft ist 2—3 Fuß hoch, aufrecht, starr, stielrund, nach Oben zu gelblich. Blüten sind in der Regel 2—3 vorhanden. Die Blumentrone ist gelb, mit einigen am Grunde des Schlundes zusammenfließenden Linien. Der große oberste Zipfel der Blumentrone ist eiförmig-länglich, innen am Rande durchscheinend, die oberen seitlichen sind rhombisch-eiförmig und viel schmaler, aber breiter als die seitlichen unteren, welche eine eiförmig-spitze Gestalt haben; sämmtliche untere Blumentronzipfel haben in ihrer Mitte zwei grüne Flecken. Die Scheiden sind gelbroth, ungefleckt, die äußere so lang als der Schlund.

2) *Gladiolus edulis* Ker mit linealischen vierfurchigen Blättern, fast zusammengesetzter Röhre und eiförmig-zugespitzten, wellenförmigen Blumentronzipfeln, von denen die unteren schmaler sind. Sie wächst im südlichen Afrika.

3) *Gladiolus tristis* Linné mit linealischen, vierkantigen, vierfurchigen Blättern und fast gleich langen, länglichen, zugespitzten, gedrehten Kronzipfeln. Dierher gehört *Gladiolus concolor* Salisbury.

Das Vaterland dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung. Die Blätter find lang scheidenförmig, das eine ist höher als der Schaft, pfriemlich, gedreht, die übrigen sind kürzer; die Blattscheiden sind gestreift. Der Schaft ist oberwärts gewunden. Bisweilen ist nur eine einzige, etwas nidende, sehr wohlriechende Blüthe vorhanden, oft aber auch mehrere. Die Blüthenscheide hat drei lanzettliche, concave, am Rande häutige Klappen, von denen die äußere etwa so lang als die Röhre ist. Die Zipfel der oberseitigen Blumentrone sind lanzettlich, der obere ist breiter, aufrecht, die übrigen sind schmaler und etwas zurückgekrümmt.

4) *Gladiolus gracilis* Jacquin mit linealischen Blättern, deren Ränder zu beiden Seiten mit Rippen versehen sind, der Mittelnerve ist mehr eingedrückt als die seitlichen gefurchten Rippen, der Schlund der fast rachenförmigen Blumentrone ist aufgeblasen, die unteren Blüthenhüllzipfel sind gefleckt, die Röhre ist so lang als die Scheide. Dierher gehört *Gladiolus recurvus* Willdenow.

Sie kommt am Cap der guten Hoffnung vor. — Der Schaft ist 1—2 Fuß hoch, unten dreiblättrig, schlank und schwach, oben gekniet. Die Blätter sind lang-scheidenförmig und oberhalb der Scheide kurz, etwas gefurcht, gestreift. Weist sind zwei, etwas nidende, 2 Zoll lange Blüten vorhanden. Die Blüthenscheide ist zweiklappig, ihre lanzettlichen, spitzen, concaven Klappen haben mit dem Grunde der Blüthenhülle gleiche Länge. Die Röhre der Blüthenhülle ist cylindrisch, weiß, der Schlund derselben nach Innen gekrümmt, ihr trichter-

förmiger, blaß violetter Saum hat lanzettliche, spize Zipfel, von denen die drei oberen doppelt breiter als die übrigen und auf dem Rücken mit einer dunkleren Linie bezeichnet sind, die beiden unteren sind von Streifen und Punkten bunt, der mittlere ist von einer einzigen Linie durchzogen.

5) *Gladiolus scaber Link* mit linealischen, zusammengekrümmten, am Rande rauhen Blättern, von denen die unteren länger als der wenigblüthige Schaft sind; die Blüthenhäuschen überrücken die Röhre der Blüthenhülle an Länge, die Unterlippe ragt hervor.

Das Vaterland dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung.

6) *Gladiolus laevis Thunberg* mit linealischen, zweifurchigen Blättern, einseitswendigen, nickenden Blüthenscheiden und Blüthenhüllen, welche länger als die Röhre sind.

Diese Art wächst gleichfalls am Cap der guten Hoffnung. Sie hat einen einfachen, aufrechten, kahlen, an der Spitze hin und her gebogenen, aufsteigenden Schaft. Von den beiden grundständigen, scheidenförmigen, an der Spitze verschmälerten, kahlen, durch die beiden glänzenden Nerven zweifurchigen Blättern ist das unterste länger als der Schaft, das andere kürzer, das einzige, sehr verschmälerte Stengelblatt ist noch kürzer. Die 2—3 nickenden, nach einer Seite gewendeten Blüthen haben eine gelblich-weiße Farbe. Von den zusammengekrümmten, lanzettlichen, nervigen, kahlen Blüthenscheiden ist die äußere etwas länger als die Kronröhre und fast so lang als die Blumenkrone, die innere kürzer und mit der Kronröhre etwas von gleicher Länge. Die Blumenkrone ist weißlich, außen auf den Rippen mit einer doppelten Reihe purpurother Streifen versehen, während die Kronzipfel auf der Innenseite purpuroth gestreift sind.

7) *Gladiolus setulosus Linné* mit ästigem, vielästigem Stengel, linealisch-borstenförmigen Blättern und rachenförmigen Blüthenhüllen.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung. Der Schaft ist nur äußerst selten einfach, in der Regel vielästig, hin- und hergebogen-aufrecht, faßl, handhoch und hat aufrechte fiedelrunde Äste. Reist sind drei Blätter vorhanden, welche allmählig kleiner werden, das unterste ist aber fast von der Länge des Schaftes. Die rachenförmigen Blüthen haben eine weiße Farbe; die Blüthenscheiden sind kaum länger als die Kronröhre.

8) *Gladiolus recurvus Linné* mit aufrechtem, einfachem Stengel, linealischen, in der Mitte zu beiden Seiten gerippten Blättern, gestielten grundständigen Scheiden und zurückgekrümmten Blüthenhüllzipfeln, von denen die unteren fast keilförmig und gestreift sind. Hierher gehört *Gladiolus ringens Andrews*. *Gladiolus punctatus Jacquin*. *Gladiolus carinatus Aiton*. *Gladiolus odoratus Salisbury*. *Gladiolus violaceus Persoon* und *Watsonia recurva Persoon*.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung. — Die glänzenden grundständige Blattscheide ist weiß, aber purpuroth gestrichelt. Von den drei Blättern ist das unterste bisweilen fast so lang als der Schaft, bisweilen aber

auch um die Hälfte kürzer, die stengelständigen sind scheidenförmig. Der Schaft ist 1—3 Fuß hoch, schlank und aufrecht. Die 2—3 Blüthen riechen nach Veilchen. Die Blüthenscheiden sind länger als die Röhre und gehen fast bis zur Mitte der Blüthenhülle. Der obere Zipfel ist sehr breit, elliptisch, zurückgekrümmt, die unteren haben einen kleinen Nagel. Am ersten und zweiten Tage nach dem Aufblühen sind die oberen Enden der Zipfel gelb und mit sehr zahlreichen himmelblauen Punkten bezeichnet, sodas sie fast blau erscheinen, wie dies später auch der Fall ist, nur daß in der Mitte ein gelber Streifen zurückbleibt, ebenso ist der Grund der Blüthenhülle gelb, die Röhre aber weiß.

9) *Gladiolus angustus Linné*. Die Blätter sind linealisch, in der Mitte zu beiden Seiten gerippt, der Schaft ist zweiseitig, die fast rachenförmigen Blüthenhüllen stehen nach einer Seite, die Röhre der Blüthenhülle ist länger als die Blüthenscheide, von den lanzettlichen Blüthenhüllzipfeln sind die drei unteren am Grunde mit einem rhombischen blutrothen Flecken bezeichnet.

Das Vaterland dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung. — Der zweiseitige Schaft ist 1—1½ Fuß hoch. Die Blätter sind kaum breiter als der Schaft. Blüthen sind meist 3—4 vorhanden. Die Röhre der gelblichen Blüthenhülle ist 2—3 Zoll lang, die Blüthenhüllzipfel sind spitz.

10) *Gladiolus permeabilis De la Roche* mit ganz schmalen, randrippigen Blättern, fiedelrundem Schaft, einseitswendigen Ähren und spatelförmigen, lang benagelten Blüthenhüllzipfeln, von denen die beiden seitlichen breiter sind.

Diese Art kommt gleichfalls am Cap der guten Hoffnung vor. — Der einfache oder ästige Schaft ist 2—3 Fuß hoch. Die 2—3 grundständigen Blätter haben mit dem Schaft fast gleiche Länge, die Blüthen sind yollang. Die Klappen der zweifurchigen Blüthenscheide sind lanzettlich, häutig, ziemlich stumpf und kürzer als die Blüthenröhre. Der Schlund der Blüthenhülle ist aufgebogen, bauchig.

11) *Gladiolus trichonemifolius Ker*. Die Blätter sind linealisch, vierkantig, gefurcht, die Ähre ist dreiblüthig, einseitswendig, der Schlund der fast regelmäßigen Blüthenhülle ist bauchig; die Blüthenhüllzipfel sind an der Spitze zusammengekrümt.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung. — Die drei Blätter sind schlank, gestreift, glänzend, am Grunde lang-scheidenförmig, dann linealisch-verschmälert, vierkantig, gefurcht, das unterste Blatt ist meist länger als der Schaft, fast 1½ Fuß hoch, dunkelgrün, eine halbe Linie breit, am Grunde purpuroth, die anderen Blätter sind über der Scheide sehr kurz und spärlich. Der Schaft ist 6—9 Zoll lang, einfach, schlank, aufrecht. Die 2—3blüthige Ähre ist fast einseitswendig. Die Blüthenscheide ist zusammengekrümt-lanzettlich, dicht, aber fein gestreift, ganzrandig; die äußere Klappe ist etwas länger als die innere, sie übertrifft auch den Schlund der Blüthenhülle an Länge. Die 1½ Zoll lange, nach Veilchen duftende, aufrechte oder ein wenig nickende,

trichterförmige Blüthenhülle ist dunkelgelb, am Schlunde, am Grunde und den Spizen purpurroth gestreift, die Blüthenröhre ist kurz, etwa so lang als der Fruchtknoten, schlank, gestreift, der Schlund ist fast bauchig-kreiselförmig, weit länger als die Röhre, aber etwas kürzer als der fast zweispitzige, absteigende Saum, dessen Zipfel eiförmig-lanzettlich, an der Spitze zusammengerollt sind; der oberste dieser Zipfel ist etwas länger als die anderen, benagelt, aufsteigend, von den übrigen, welche unter sich übereinstimmen, bis zur Röhre getrennt. Die Staubfäden sind fast so lang als die Staubbeutel; die Narben schmal.

12) *Gladiolus tenellus Jacquin* mit einem einzigen sehr schmalen grundständigen Blatte, hin und her gebogenem, meist zweiblühigem Schafte, mit gestreiften Blüthencheiden von der Länge der Kronröhre und mit lanzettlichen, kumpfen Kronzipfeln.

Diese Art ist am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Sie besitzt ein einziges grundständiges Blatt von der Länge des Schaftes und zwei allmählig kleiner werdende Stengelblätter, sämtliche Blätter sind ziemlich aufrecht, linealisch, spitz. Der Schaft ist einen halben Fuß hoch, zweiblühig, etwas hin und her gebogen, an der Einfügungsstelle der Blätter gekniet, oberhalb des letzten Blattes abwärts geneigt, schlank und schwach. Die Blüthe ist 1 1/2 Zoll lang. Die Klappen der zweiklappigen Blüthenscheide sind ziemlich gleich, linealisch-lanzettlich, aufrecht und concav. Die fast rachenförmige Blüthenhülle ist ockergelb und in einer Längslinie schmutzig-violett, zwei Saumzipfel der Blüthenhülle sind aufsteigend, am Schlunde punkirt. Die Pflanze ändert aber ab:

b) *lutea Jacquin*. Der Schaft ist nur einen halben Fuß hoch; die Blätter sind von der Länge des Schaftes, lanzettlich-linealisch, fein gestreift. Die Blüthenscheide ist um die Hälfte kürzer als die Blüthe, die lanzettlichen Blüthenhüllzipfel haben eine dunkelgelbe Farbe.

13) *Gladiolus involutus De la Roche* mit sehr schmalen Blättern, aufrecht stehenden Blüthen, fast rachenförmigen Blüthenhüllen, kurzer Blüthenröhre und lanzettlichen Blüthenhüllzipfeln, von denen die seitlichen am Rande eingekrollt sind. Hierher gehört *Gladiolus bimaculatus Lamarck*.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung. — Der Schaft ist 1 1/2 Fuß hoch, ein wenig hin und her gebogen, an der Spitze in 2—3 Würdnäste getheilt. Die Blätter sind schmal, die stengelständigen stehen unterhalb der Verschmelzungen. Die 5—8 Blüthen stehen von einander entfernt. Die Klappen der zolllangen Blüthenscheide sind lanzettlich, verschmälert, zart, glatt, am Rande häutig. Die rosenrothe Blüthenhülle ist über einen Zoll lang, ihre drei oberen Saumzipfel sind größer als die drei absteigenden untern, von denen der mittlere breiter und lanzettlich ist, die seitlichen linealisch, am Grunde mit einem purpurrothen Flecke gezeichnet sind.

14) *Gladiolus papilionaceus Lichtenstein* mit linealisch-schiffelförmigen, nervigen Blättern, einblühigem

Schafte, kurzer Blüthenröhre, rachenförmiger Blüthenhülle und sehr schmalen, spatelförmigen Blüthenhüllzipfeln.

Die Heimath dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung. — Der Schaft ist eine Spanne hoch, selten höher, unten zugleich mit den Blättern von einer Schärfe eng umschlossen, oben hin und her gebogen, zusammengekrücht, zweischneidig. Von den beiden gegenüberstehenden untern Blättern ist das eine sehr lang, die beiden Stengelblätter sind kürzer, alle unten schiffelförmig, nach oben zusammengefasst, gestreift, prismatisch. Die äußere Klappe der zweiklappigen Blüthenscheide ist gekielt, am wellenförmigen Rande gefärbt, am Grunde mit einem einzigen fadenförmigen Zahne besetzt. Die Blüthenhülle hat eine kurze, einwärts gekrümmte Röhre und absteigende Saumzipfel, von denen die drei oberen weit breiter und länger, fleischfarbig oder kaum purpurroth, die untern aber spatelförmig, röthlich-gelb sind.

15) *Gladiolus flexuosus Linné*. Die Blätter sind linealisch, kurz, rinnenförmig, der Schaft ist hin und her gebogen, die Blüthenhülle fadenförmig, länger als die gefärbte Blüthenscheide, die Blüthenhüllzipfel sind lanzettlich, spitz.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung. — Der Schaft ist stielrund, aufrecht, kahl; am Grunde befinden sich zwei bis drei kurze, schiffelförmige Blätter, unterhalb des Blüthenrandes fehlen dieselben. Die Blüthenröhre ist 4—5 blühig, eiförmig. Die Blüthen stehen Anfangs nahe an einander, später entfernt. Die länglich-lanzettlichen, zugespitzten, kahlen, rothfarbigen Blüthenscheiden sind zolllang und ein wenig länger als die Röhre der Blüthenhülle. Diese ist weißlich-fleischfarbig, ihre Zipfel sind lanzettlich.

16) *Gladiolus biflorus Thunberg* mit linealischen Blättern, zweiblühigem, von Blattcheiden bedecktem Schafte und aufrechten, glockenförmigen Blüthenhüllen. Waterland: Cap der guten Hoffnung. — Von den drei Blättern hat das oberste die Länge des Schaftes, das unterste ist sehr kurz, aber lang-scheidenförmig. Der Schaft ist fußhoch, aufrecht, ganz mit Blattcheiden bedeckt. Die Blüthen sind dunkel gefärbt.

17) *Gladiolus dichotomus Thunberg* mit einem einzigen, linealisch-fadenförmigen, den gabelspaltigen, vierblühigen Schafte überragenden grundständigen Blatte, linealisch-borstigen Blüthenscheiden und glockenförmigen Blüthenhüllen.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung. — Der Schaft ist stielrund, kahl, aufrecht, fußhoch. Das grundständige Blatt ist linealisch-fadenförmig, an der Spitze borstig, kahl, aufrecht und länger als der Schaft. Die vier Blüthen stehen an der Spitze des wiederholt-gabelspaltigen Schaftes; die Deckblätter sind linealisch-borstenförmig.

18) *Gladiolus paleaceus Vahl*. Die Blätter sind linealisch, kürzer als der am Grunde etwas behaarte Schaft; die Blüthen decken sich dachziegelförmig; die fadenförmige Röhre der Blüthenhülle überragt die durchscheinenden Blüthenscheiden.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung. — Die Blätter sind kürzer als der am Grunde schidenförmige, mit zerstreuten Haaren besetzte Schaft. Die Blüthenähre ist 3 Zoll lang. Die Blüthenschiden sind lanzettlich, rothfarben, gestreift und gestreift. Die fadenförmige Röhre der Blüthenhülle ist doppelt länger als die Deckblätter.

B. Blätter breit, schwertförmig.

19) Gl. *Canonia* Gärtner mit linealisch-schwertförmigen Blättern, zweigeltiger Aehre, sehr langem, oberem aufsteigenden seitlichen und sehr kleinem unterem Blüthenhüllzipfel. Hierher gehört *Antholyza Canonia* Linné. *Anth. coccinea* Sprengel.

Das Vaterland dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung. — Der Schaft ist 2 Fuß hoch, einfach, aufrecht, stielrund, am Grunde beblättert. Die Blätter sind etwas kleiner als der Schaft, 1½ Zoll breit, dreinervig und gleich den Schiden ganz kahl. Die Aehre ist lang, zweigeltig, bisweilen überhängend. Von den länglichen, fleigen, concaven, fahlen, grünen, am Rande röthlichen Blüthenschiden ist die äußere zolllang und darüber die innere kürzer. Die Blüthen niden. Die Röhre der scharlachrothen, gelbgestreiften Blüthenhülle ist fadenförmig, gekrümmt, gestreift-lanzig, länger als die Blüthenschide. Der Schlund ist aufgethan; der oberste Saumzipfel ist sehr lang, gekrümmt, gewölbt, stumpf, die beiden seitlichen oberen sind um die Hälfte kürzer, länglich, absteigend, die drei unteren sind kleiner. Die Staubgefäße sind länger als die Blüthenhülle, die Narben keulenförmig.

20) Gl. *Watsonius* Thunberg mit linealisch-schwertförmigen, auf beiden Flächen dreitrippigen Blättern, lang zugespitzten Blüthenschiden, fast glockenförmigen, überhängenden Blüthenhüllen, cylindrischem Schlunde und lanzettlichen, zurückgekrümmten, fast gleich langen spitzen Zipfeln der Blüthenhülle. Hierher gehört *Gladiolus praecox* Andrews. *Gladiolus recurvatus* Houttign. *Antholyza revoluta* Burmann. *Watsonia praecox* und *revoluta* Persoon.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung. — Der Schaft ist einfach, stielrund, aufrecht, 1—1½ Fuß hoch. Die Blätter sind lang schidenförmig, linealisch-lanzettlich, zugespitzt, gestreift, kürzer als der Schaft, die oberen allmählig kürzer. Die 3—4 purpurrothen Blüthen niden ein wenig. Die Röhre der Blüthenhülle ist am Grunde fadenförmig, darauf cylindrisch, gekrümmt, 1½ Zoll lang, die Blüthenhüllzipfel sind spitz.

21) Gl. *psittacinus* Hooker mit schwertförmigen, in der Mitte gegrippten Blättern und glockenförmigen Blüthenhüllen, deren drei untere Zipfel breit eiförmig, stumpf und stachelspitzig sind, die beiden oberen aber linealisch-länglich und der oberste verkehrt-eiförmig, gewölbt ist.

Die Heimath dieser Art, welche eine ausgezeichnete Bierpflanze der Gärten ausmacht, ist das Cap der guten Hoffnung. — Der 3—4 Fuß hohe aufrechte Schaft ist am Grunde purpurroth, oberwärts schön grün. Die

schwertförmigen, zugespitzten Blätter sind von einer deutlichen Mittelrippe und von einigen, nur schwach hervortretenden Seitenrippen durchzogen. Die fast einseitwendige Blüthenähre ist 1 Fuß lang; die schidenförmigen, purpurrothen Deckblätter haben mit der Blüthenröhre gleiche Länge. Die Blüthenhülle ist hochgelb, am Rande mit dunkel-scharlachrothen Strichen und Punkten.

22) Gl. *Milleri* Ker. Die Blätter sind schwertförmig, dreinervig, die Blüthenschiden länger als die Blüthenröhre, die Saumzipfel der glockenförmigen Blüthenhülle sind länglich, etwas nierenförmig, fast gleichlang und einnervig.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung. — Die 4—5 Blätter sind kürzer als der 1½ Fuß hohe, an der Spitze hin und her gebogene Schaft, schwertförmig-lanzettlich und haben stark hervortretende Nerven. Die ansehnlichen Blüthen haben eine gelbliche Farbe. Die äußere Klappe der Blüthenschide ist zusammengewölbt, aufgedunsen, grün und purpurroth gestreift. Die Röhre der Blüthenhülle ist fleischfarbig, fleis, kürzer als die linealisch-länglichen, gleichlangen Blüthenhüllzipfel, von denen die drei oberen roth gestreift, die unteren violett sind. Die Staubgefäße sind um die Hälfte kürzer als die Blüthenhülle.

23) Gl. *viripatus* Ker. Die Blätter sind linealisch-schwertförmig. Der Schaft ist vieljährig, der oberste Blüthenhüllzipfel ist spatelförmig, einwärts gekrümmt, die seitlichen sind rhombisch-eiförmig, absteigend, die unteren spatelförmig, spitz, hängend. Hierher gehört *Gladiolus alatus* Jarguin (nicht Linné). *Gladiolus orchidiflorus* Andrews. *Gladiolus speciosus* Thunberg und *Sisyrinchium viripatum* Plukenet.

Das Cap der guten Hoffnung ist das Vaterland dieser Art. — Die 6—10 grundständigen Blätter sind linealisch-schwertförmig, zugespitzt, meergrün und haben einen hervorstechenden Mittelnerve; an dem stielrunden, meergrünen, 1—2 Fuß hohen, oben hin und her gebogenen Schafte stehen nur 1—2 Blätter. Die untere Klappe der zusammengewölbt-lanzettlichen, meergrünen, gestreiften Blüthenschiden ist länger als der Schlund. Die graugrüne, purpurroth-gezeichnete Blüthenhülle ist unten freistellförmig, oben rachenförmig, ihre Röhre ist zugleich mit dem Schlunde schmal trichterförmig, zurückgekrümmt, so lang als die Blüthenhüllzipfel; der oberste dieser Zipfel ist am längsten, etwas entfernt von den anderen, spatel-zungenförmig, hehnartig gekrümmt, zusammengewölbt-concav, die seitlichen sind zurückgekrümmt-absteigend, kurz benagelt, rhombisch-eiförmig, spitz, gelb gefleckt, die drei unteren sind ein wenig länger, aber schmaler als die seitlichen, auf der Innenfläche gelb, der unterste hat am Rande durchscheinend-bräunliche und hederige Anhängel. Wegen der angenehmen duftenden Blüthen wird diese Art hin und wieder in Gärten gezogen.

24) Gl. *alatus* Linné. Die Blätter sind stark, gestreift; der oberste Zipfel der Blüthenhülle ist verkehrt-eiförmig, zurückgekrümmt, die seitlichen sind rhombisch-

eiförmig, abstehend, die unteren spatelig, zugespitzt, hängend.

Diese wegen ihrer prächtigen, scharlachrothen und gelb gezeichneten Blüthen nicht selten in Gärten cultivirte Art ist am Cap der guten Hoffnung einheimisch. — Der Schaft ist zusammengebrüht, hin- und hergebogen, aufrecht, oft ästig, 8—12 Zoll hoch. Die 3—4 Blätter sind linealisch-schwertförmig, steif und viertreilig. Die Blüthenstiele sind fast bauchförmig, weit länger als die Blüthenröhre. Die abstehend-rachenförmigen Blüthen sind meist zu 5—10 vorhanden, die Blüthenröhre ist kreisförmig, kurz; von den in der Länge mit einander übereinstimmenden Blüthenhüllzipseln sind die seitlichen am breitesten, der oberste ist um das Doppelte schmaler als die seitlichen, alle haben eine scharlachrothe Färbung, die unteren sind aber an den Rändern gelbrüth.

25) *Gl. virescens Thunberg* mit langen, linealischen, zweifurchigen Blättern und sehr breiten, seitlichen Blüthenhüllzipseln.

Diese Art, welche nicht in Cultur ist, wächst am Cap der guten Hoffnung. — Den beiden vorhergehenden ähnlich ist der Schaft derselben meist nur spannenhoch, hin und her gebogen, ästig oder einfach. Das grundständige Blatt ist doppelt länger als der Schaft, linealisch, an der Spitze breitenförmig, zweifurchig, kahl, die stengelständigen sind kleiner. Die in Rehren stehenden, rachenförmigen Blüthen haben eine dunkle Farbe oder sind grün gestreift.

26) *Gl. namaquensis Ker.* Die Blätter sind länglich, lederartig, stumpf, roth gerandet; der oberste Zipfel der Blüthenhülle ist gewölbt, die seitlichen rhombisch-eiförmig, abstehend, die unteren spatelförmig, nachspitzig, herabhängend. Hierher gehört *Gl. galathea Andrews*.

Sie wächst im Namaqualand in der südlichen Afrika. — Die vier blattförmig verschmalerten Blätter haben 10—15 gleichweit abstehende, parallele Nerven. Der etwa 1 Fuß hohe, stumpf-breitartige, hin und her gebogene Schaft hat mit den Blättern gleiche Länge. Die 3—12 nickenden, ziemlich großen Blüthen duften nach Reichen. Die Blüthenstiele sind länger als die Röhre, die äußere Klappe fast bauchförmig, etwas herablaufend. Die Blüthenhülle ist rachenförmig, die Röhre und der Schlund kreisförmig, kurz, der obere Zipfel eiförmig. Die Röhre der unteren Blüthenhüllzipseln sind grünlich-gelb.

27) *Gl. equitans Thunberg* mit schwertförmigen, vielnervigen, gelbgerandeten Blättern, zusammengebrühtem Schaft, glockenförmiger Blüthenhülle, sehr kurzer Blüthenröhre und eiförmigen Blüthenhüllzipseln.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung und hat mit *Gladiolus alatus* Ähnlichkeit, ist aber größer und einfach. Der Schaft ist aufrecht, hin und her gebogen, fußhoch. Die Blätter sind schidenförmig, vielnervig, an den Nerven und am verdickten Rande gelblich, kahl, kürzer als der Schaft, das unterste ist breiter als die übrigen, über 1 Zoll breit, fast sichelförmig, ab-

stehend, das andere ist aufrecht und die folgenden 3 oder 4 sind schmaler und kürzer. Die Blüthen sind wechselseitig, purpurroth. Die Blüthenstiele sind länglich, zusammengebrüht, spitz, kahl am Rande und am Kiele purpurroth, glatt, kahl und länger als die Blüthenhülle.

28) *Gl. brevifolius Jacquin.* Die unfruchtbare Zwiebel treibt: los ein einziges, linealisch, weichenhaariges Blatt, die blüthenstielende Zwiebel dagegen ist blattlos, die Blüthenhülle ist fast rachenförmig, die Blüthenröhre hat mit den eiförmig-lanzettlichen Blüthenstiele gleiche Länge, die Blüthenzipfel sind lanzettlich. Hierher gehört *Gl. carneus Andrews*. *Gl. hirsutus* a. n. 6 Ker.

Sie kommt am Cap der guten Hoffnung vor. — Während der Blüthezeit fehlen die Blätter ganz, an ihrer Stelle finden sich dagegen 2—4 gestreifte, abgestufte, an der Spitze röthliche Scheiben, von denen die unteren kürzer, die oberen länger sind und den Schaft eng umschließen, die obere geht in ein sehr kurzes, schmales Blatt aus. Der Schaft ist 1—2 Fuß hoch, an der Spitze nickend und hin und her gebogen. Die 3—10blüthige Reihe ist etwa einen halben Fuß lang. Die meist einseitigen, bisweilen zweizeiligen, nickenden Blüthen haben eine fleischrothe Farbe. Die zweiflappigen, eiförmig-länglichen Blüthenstiele sind ungefähr einen halben Zoll lang und haben daher mit der gekrümmten Röhre gleiche Länge; die unteren Saumzipfel der Blüthenhülle sind sehr schmal.

29) *Gl. hirsutus Jacquin* mit linealisch-schwertförmigen, etwas zottigen Blättern, behaarten Blüthenstiele, fast regelmäßigen, glockenförmigen Blüthenhüllen und vertieft-eiförmigen, etwas wellenförmigen Blüthenhüllzipseln. Hierher gehört *Gl. roseus Andrews* und *Gl. Merianellus Thunberg*.

Auch diese Art, am Cap der guten Hoffnung einheimisch, wird hin und wieder in Gärten gezogen. Sie hat einen 1½ Fuß hohen, schwachen, oben hin und her gebogenen, kahlen, mit Blattscheiden bedeckten Schaft. Die Blätter stehen in zwei Reihen, sind 3 Zoll lang, schwertförmig, etwas gestreift, mehr oder weniger zottig, am Rande oft purpurroth; die langen Blüthenstiele sind gleichfalls gestreift. Die beiden wechselseitigen Blüthen sind wohlriechend. Die zweiflappigen, lanzettlichen, zugespitzten, kahlen, grünen Blüthenstiele hat mit der grünlich-gelben Röhre der Blüthenhülle gleiche Länge; der Schlund ist purpurroth; der glockenförmige, rosenschotenförmige Blüthenhüllsaum hat spitze Zipfel, von denen die drei oberen doppelt breiter als die übrigen sind, der oberste Zipfel ist ungestreift, die übrigen sind auf beiden Seiten von einer dunkleren Mittellinie durchzogen; die Zipfel der Narben sind spatelförmig.

30) *Gl. versicolor Andrews* mit linealisch-schwertförmigen, auf beiden Flächen dreizeiligen Blättern und schönen, großen Blüthen, deren äußere Zipfel elliptisch, die unteren seitlichen schmaler, genagelt, alle fast regelmäßig und gefleckt sind.

Von dieser am Cap der guten Hoffnung einheimi-

schen, nicht selten in Gärten gezogenen Art werden vier Varietäten unterschieden:

a) *major* (Llad. *grandis* Thunberg). Die Blüten sind groß, weißgelb, die oberen Blütenhüllzipfel sind mit doppelter, purpurrother Linie gezeichnet, auswendig purpurroth-vielstreifig, von denen haben inwendig eine gelbliche Furchung und sind an der Spitze geröthet.

b) *inaequalis* mit kurzem oberem, sehr kurzem mittlerem und langem unterem Blütenhüllzipfel.

c) *tenuor* mit an der Spitze eingerohten Blütenhüllzipfel.

d) *longifolius* mit etwas kleinern, fast violetten, punktirten Blüten.

31) *Gl. carneus* Jacquin mit schwertförmigen, von einem dicken Nerven berandeten Blättern, fast rachenförmigen, zweizellig stehenden, überhängenden Blüten, an der Spitze aufmangerohten Blütenhüllzipfeln, von denen der oberste zurückgekrümmt ist, der unterste herabhängt. Hierher gehört *Gl. cuspidatus* Andrews.

Die wächst am Cap der guten Hoffnung und findet sich auch in Cultur. Ihr Fußhoher Schaft ist hin und her gebogen, 4–8blüthig. Die grundständigen Blätter sind aufrecht, etwas starr, spitz, gestreift, am Schaft sind 2–3 Blätter. Die stehenden, fleischfarbigen Blüten sind ungefähr 3 Zoll lang. Die lanzettliche, verschmälerte, grüne äußere Blütenhüllscheide ist oft 2 Zoll lang und länger als die innere. Die gekrümmte Röhre der Blütenhülle ist kaum länger als die Blütenhüllscheide; der obere Saumzipfel ist breiter als die übrigen. Die Narben sind nach Auswärts verdickt.

32) *Gl. cuspidatus* Jacquin mit linealisch-schwertförmigen Blättern, nach einer Seite stehenden überhängenden Blüten, fast rachenförmiger Blütenhülle und lanzettlichen, zugespitzten, wellenförmigen Blütenhüllzipfeln, von denen die drei unteren dräunlich-purpurroth gefleckt sind. Hierher gehört *Gl. undulatus* Linne mann.

Gleich der vorigen ist sie am Cap der guten Hoffnung einheimisch und wird hin und wieder in Gärten als Zierpflanze gezogen. — Der Schaft ist ungefähr 1½ Fuß hoch, hin und her gebogen, oben vielblüthig. Die drei grundständigen Blätter sind ungefähr so lang als der Schaft und lang schneidförmig, die beiden Stengelblätter sind weit kürzer. Die absteigenden Blüten sind etwa 4 Zoll lang. Von den beiden Klappen der aufmangerohten, 2 Zoll langen Blütenhüllscheide ist die äußere ganzrandig, die innere kürzer und zweizählig. Die Röhre der Blütenhülle ist allmählig erweitert, ein wenig nach Innen gekrümmt, auf der Außenseite schmutzig-gelb; von den zugespitzten, mehr oder weniger wellenförmigen, oft schiefen, absteigenden Saumzipfeln sind die drei oberen schmutzig-blass-fleischfarbig und in der Mitte des Rückens purpurroth, doppelt breiter und ein wenig länger als die übrigen, die unteren strohgelb, am Grunde purpurroth gefleckt.

33) *Gl. trimaculatus* Lamarck mit linealisch-schwertförmigen Blättern, überhängenden Blüten, fast

rachenförmiger Blütenhülle, gekrümmter Blütenröhre und purpurroth gefleckten unteren Blütenhüllzipfeln. Hierher gehört *Gl. cordatus* Thunberg.

Sie wächst gleichfalls am Cap der guten Hoffnung und dient den Gärten als Zierpflanze. — Sie hat einen Fußhohen, stielrunden, hohlen, einsachen, aufrechten, an der Spitze hin und her gebogenen Schaft. Die Blätter (bis vier) sind schneidförmig, flach, an der Spitze verschmälert, gelbgerippt, hohl, das unterste ist länger als der Schaft, die übrigen sind allmählig kürzer. Die Blüten (1–5) sind wechselständig, glockenförmig, überhängend, 2–3 Zoll lang. Die Blütenhüllscheiden sind etwas kürzer als die Röhre, etwa 2 Zoll lang, länglich, spitz, nervig, hohl. Die Blütenhülle ist weißlich-fleischfarbig, ihre Röhre ist gekrümmt, allmählig erweitert, 1½ Zoll lang, ihre drei unteren Saumzipfel sind mit einem herzförmigen, purpurrothen Flecken gezier.

34) *Gl. blandus* Aiton. Die Blätter sind linealisch-lanzettlich, gerippt; die Blütenröhre ist kürzer als die Blütenhüllscheide; der Blütenhüllsaum ist gleich, fast rachenförmig, sein oberer Zipfel ist concav, die drei unteren sind schmaler, gestekt. Hierher gehört *Gl. albidus* Jacquin und *Gl. carneus* De la Roche.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch wird sie jetzt hin und wieder in Gärten cultivirt. — Der Schaft hat mehrere Aehren. Die Röhre der Blütenhülle ist eng, zusammengebrückt, ein wenig nach Innen gekrümmt, 1½ Zoll lang, blasförmig. Der oberste Saumzipfel ist länglich, spitz, in der Mitte concav und dabei breiter, über der Mitte zurückgeschlagen, blass fleischroth und von der Länge der Röhre; die beiden Seitenzipfel sind länglich-lanzettlich, absteigend, an der Spitze zurückgebogen, fleischfarbig, etwas kürzer als der oberste, die drei unteren Zipfel sind linealisch-lanzettlich, aufrecht-absteigend, über der Mitte ein wenig zurückgekrümmt, weißlich-fleischfarbig, in der Mitte mit einem rothen Quersfaden gezier. Die meisten Staubgefäße sind um die Hälfte kürzer als die Blütenhüllzipfel. Der weiße Griffel ist länger als die Staubgefäße. Die drei absteigenden Narben sind an der Spitze breiter.

35) *Gl. undulatus* Jacquin mit schwertförmigen Blättern, aufmangerohter Aehre, trichterförmigen, aufrechten Blütenhüllen und wellenförmigen, stumpfen Blütenhüllzipfeln, von denen die oberen eiförmig-länglich, der oberste sehr groß, die untersten um die Hälfte kleiner und etwas zurückgekrümmt sind. Hierher gehört *Gl. striatus* Andrews.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung und wird in den Gärten in zwei Abarten cultivirt. Die erste derselben hat einen stielrunden, aufrechten, hin und her gebogenen, Fußhohen, oben ästigen Schaft. Die Blätter sind kürzer als der Schaft. Von den zusammenhängenden, neergrünen Klappen der Blütenhüllscheide ist die äußere 2 Zoll lang und länger als die innere. Die stehenden, einseitswendigen, ziemlich aufrechten Blüten sind über 3 Zoll lang. Die Röhre der Blütenhülle ist eng, blass, zusammengebrückt, zolllang, bald ein wenig kürzer, bald so lang, bald auch etwas

länger als die Blüthenschleibe; der blaß- oder ockerfarbige Blüthenhüllsaum hat lang lanzettliche spitze wellenförmige, auf dem Rücken in einer Längslinie purpurroth gestreifte Zipfel, von denen die drei äußeren fast um das Doppelte länger als die übrigen sind. Die Staubbeutel sind violett. Die andere Varietät hat einen 8—12 Zoll hohen, bald eiförmigen, bald ästigen Schaft, ein sehr langes, fast schiffelförmiges, hart geripptes äußeres Blatt, eine röthlich-weiße, von Längslinien durchzogene Blüthenhülle.

36) *Gl. floribundus Jacquin* mit schwertförmigen, berandeten Blättern, einer verlängerten, zusammengefügten Achse, aufrechten Blüthenhüllen, einem kreiselförmig-glockigen, fast gleichen Blüthenhüllsaume und mit einer die Röhre überragenden Blüthenschleibe. Hierher gehört *Gl. grandiflorus Andrews*.

Diese Art ist am Cap der guten Hoffnung einheimisch und macht jetzt eine der beliebtesten Pflanzungen der Gärten aus. Der Schaft wird in gutem Boden 3 Fuß und darüber hoch und trägt eine verlängerte Achse mit einigen Nebenästen oder ist auch einfach. Die Blüthen sind sehr schön, zahlreich, groß, aufrecht, blaß rosenroth oder blaß fleischfarbig mit fast gleichem kreiselförmig-glockigen Rande und dunklen Streifen auf den drei unteren Zipfeln.

37) *Gl. cardinalis Curtis* mit schwertförmigen, vielreißigen Blättern, mehrere, fast einseitigwendigen Achsen, weiß berandeten Blüthenhüllen, glockenförmigen Blüthenhüllen und lanzettlichen, weiß gesteckten Blüthenhüllzipfeln.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung und ist jetzt gleich der vorhergehenden eine Prachtpflanze unserer Gärten. — Der stielrunde, 2—3 Fuß hohe Schaft ist gleich den Blättern blaugrün bereift. Letztere sind ziemlich breit, am Rande ein wenig verdickt, kürzer als der Schaft. Die prachtvollen Blüthen stehen in einzelnen oder gebauerten, fast einseitigen Achsen. Die äußere Klappe der Blüthenschleibe ist $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, lanzettlich, verschmälert, concav, außen gewölbt, mercurgrün bereift, die von der äußeren eingeschlossene innere ist kürzer, schmaler und an der Spitze zweispaltig. Die scharlachrothe Röhre der Blüthenhülle ist länger als die Blüthenschleibe; der obere Saumzipfel ist größer und länger als die übrigen, aufrecht, an der Spitze zurückgeschlagen, scharlachroth, länglich-eiförmig, stumpf, die beiden seitlichen sind breit-lanzettlich, zurückgeschlagen, scharlachroth und gleich dem oberen ungesteckt; die drei unteren sind schmaler als die seitlichen, flacher, lanzettlich, stumpf, scharlachroth, von der Mitte bis zum Grunde weiß gesteckt. Die Staubgefäße sind scharlachroth. Die Narben sind zusammengeedrückt-keulenförmig, scharlachroth und weiß-wollig.

38) *Gl. byzantinus Miller* mit schwertförmigen, spitzen, gerippten Blättern, meist zweireißigen, vielblüthiger Achse, stumpfen Blüthenhüllzipfeln, von denen die beiden seitlichen der unteren kürzer, die übrigen fast gleich sind und mit keilförmigen Narben.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung, wird

jetzt aber häufig in Gärten gezogen, wo sie einen lockeren, sandigen, nahrhaften, mäßig feuchten Boden liebt. — Der 2—3 Fuß hohe Schaft trägt an der Spitze eine lange, zweireißige, prächtige Blüthenähre. Von den linealisch-lanzettlichen, zugespitzten Klappen der Blüthenschleibe ist die äußere $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, die innere zolllang. Die große, etwas nickende, lebhaft purpurrothe Blüthenhülle hat eine kurze, ein wenig gekrümmte Röhre; der obere Zipfel der Blüthenhülle ist verkehrt-eiförmig-spaltig, etwa 10 Linien breit, die beiden seitlichen oberen sind etwas schmaler, die drei unteren sind mit einem linealisch-lanzettförmigen, gerandeten, weißen Flecken gezier, die beiden seitlichen unteren sind kürzer und schmaler als der untere verkehrt-eiförmige, 8 Linien breite. Die Staubgefäße sind um die Hälfte kürzer als die Blüthenhülle, die Träger sind 5 Linien, die Staubbeutel 6—7 Linien lang. Die verkehrt-eiförmigen Narben sind gefärbt.

39) *Gl. segetum Ker.* Die Blätter sind schwertförmig, spitz, gerippt, die Blüthen stehen etwas entfernt, in einseitigwendiger Achse, die Zipfel der rachenförmigen Blüthenhülle sind stumpf, der obere ist ziemlich aufrecht und doppelt größer als die beiden seitlichen horizontal abliegenden, die unteren sind kürzer, herabhängend, die Staubfäden länger als die Staubbeutel, die Narben verkehrt-eiförmig. Hierher gehört *Gl. communis Bulliard*. *Gl. italicus Gaudin*. *Gl. Ludoviciae Jan*.

Diese Art wächst im südlichen und mittleren Europa; in Teutschland findet sie sich nur bei Triest und in Istrien. — Die Fasern der Wurzelstücken sind parallel, ziemlich stark, oberwärts netzig-einmündend mit länglichen und ovalen Wäscen. Der Stengel ist 2—3 Fuß hoch, aufrecht, einfach, länger als die 1— $1\frac{1}{2}$ Fuß langen, 6—10 Linien breiten, nach der Spitze zu mehr gedrehten, zugespitzten Blätter. Die 6—8 Blüthen stehen in einer hin und her gebogenen Spindel. Von den lanzettlichen, zugespitzten, am Rande einwärts gekrümmten Klappen der Blüthenschleibe ist die äußere 18—20 Linien lang, die innere zolllang. Die große, purpurrothe, glockig-rachenförmige Blüthenhülle hat eine ziemlich aufrechte, oberwärts höckerige Röhre. Von den länglich-spaltförmigen Blüthenhüllzipfeln ist der obere am größten, 2 Zoll lang, 8 Linien breit, aufrecht, am Rande ein wenig wellenförmig, die beiden seitlichen sind 12 Linien lang, 4—5 Linien breit, waagrecht-abliegend, die drei unteren hängen herab, sind 15 Linien lang und 5 Linien breit, spitz und mit einem weißen purpurroth-eingefassten Mittelflecken gezier. Die Staubgefäße sind mehr als doppelt kürzer als die Blüthenhülle, die Träger 4, die Staubbeutel 6 Linien lang. Der Griffel hat mit der Blüthenhülle fast gleiche Länge. Die verkehrt-eiförmigen Narben sind gefärbt.

40) *Gl. Guelpini Koch*. Die Blüthenhüllzipfel sind sehr schmal, noch schmaler als an der vorigen Art, die Staubbeutel klein, viel kürzer als die Träger, die äußere Blüthenschleibe ist länger als die Blüthe, sonst ist er dem *Gl. segetum* sehr ähnlich.

Sie wurde zuerst bei Angers in Frankreich gefunden, kommt aber auch in Algier vor.

41) *Gl. comanensis* Linné. Die Blätter sind schwertförmig, spitz, vielripig; die Blüten stehen in einer einscheidendigen Achse, die oberen seitlichen Zipfel der Blütenhülle sind rauten-eisförmig, die unteren länglich-spateförmig, fast gleich; die Staubbeutel sind kürzer als die Träger, die Dehnen an der Basis der Staubbeutel sind stumpf und parallel; die Zipfel der Narbe sind aufwärts allmähig verbreitert und fast von ihrer Basis an mit Papillen bewimpert; die Kapfel ist verkehrt-eisförmig, dreikantig, an der Spitze eingedrückt, die Kanten treten nach Oben in einen Kiel hervor.

Diese Art wächst im südlichen und, obwohl sehr selten, auch im mittleren Europa; weit häufiger wird sie in Gärten als Zierpflanze gezogen. — Die Fasern der Wurzelstacheln sind stark, parallel, münden oberwärts in einander und bilden linealisch-schmale Rassen. Der Schaft ist 2—3 Fuß hoch, aufrecht, einfach, beblättert, am Grunde von einer grünen, mehr Zoll langen in eine kurze, stumpfe Blattfläche ausgehenden Scheide umgeben. Von den lanzettlich-schwertförmigen Blättern sind die unteren fußlang und länger, 9 Linien breit, die oberen kürzer. Die zahlreichen Blüten stehen in einer verlängerten, an der Spindel hin und her gebogenen Achse nach einer Seite. Von den lanzettlichen, zugespitzten, am Rande eingorollten Klappen der Blütenhülle ist die äußere 1—1½ Zoll lang, am Grunde 4 Linien breit und so lang oder länger als die Blütenhülle, die innere kürzer und schmaler. Die Blütenhülle ist purpurroth oder fleischfarbig, seltener weiß, fast rachenförmig, 16 Linien lang, ihre Röhre ist 4 Linien lang, gekrümmt, kantig; der Saum steht ein wenig ab; die Blütenhüllzipfel sind sämmtlich verkehrt-eisförmig, am Grunde in einen langen Nagel verschmälert, stumpf oder ein wenig ausgerandet, bisweilen mit einem kleinen Spighen in der Ausrandung, die unteren haben in der Mitte einen weißen Streifen. Die Staubgefäße sind kürzer als die Blütenhülle, die Träger 9 Linien, die Beutel 4 Linien lang.

42) *Gl. palustris* Gaudin. Die Fasern der Wurzelstacheln sind stark und neigig mit runden und eisförmigen Maschen; die oberen seitlichen Zipfel der Blütenhülle sind rauten-eisförmig; die Staubbeutel sind kürzer als die Träger, die Dehnen am Grunde der Staubbeutel stumpf und parallel; die Zipfel der Narbe sind aufwärts allmähig verbreitert und fast von ihrer Basis an mit Papillen bewimpert; die Kapfel ist länglich-verkehrt-eisförmig, gleichförmig-schüsselförmig, an der Spitze abgerundet, nicht eingedrückt.

Diese Art wächst im mittleren Europa, namentlich in Teutschland und der Schweiz. Sie wurde lange Zeit verkannt und mit *Gl. imbricatus* Linné für identisch gehalten, weshalb der bei Berlin im J. 1832 gefundene Pflanze dieser Gattung von zwei Zeiten zwei verschiedene Namen beigelegt wurden, indem sie von Schlechtendal *Glad. boucheanus*, Ad. Dietrich aber *Glad. pratensis* nannte. Erst in neuerer Zeit ist er-

mittelt, daß beide zu dem schon weit länger bekannten *Gl. palustris* Gaudin gehören, wozu wahrscheinlich auch *Gl. tenuis* Marschall-Bieberstein zu bringen ist. Sie hat einen 1—1½ Fuß hohen, aufrechten, einschenkeligen, stielrunden, beblätterten Schaft, welcher am Grunde von einer 2 Zoll langen in eine kurze, stumpfe Blattfläche auslaufenden Scheide umgeben ist. Die linealisch- oder lanzettlich-schwertförmigen Blätter sind 4—6 Zoll lang und 4—5 Linien breit, vielripig, sehr spitz, die oberen kürzer und schmaler. Die 4—5 etwas nickenden, von einander entfernten Blüten stehen einscheidend in einer schwach hin und her gebogenen Achse. Von den linealisch-lanzettlichen, sehr spitzigen, am Rande einwärts gebogenen Klappen der Blütenhülle ist die äußere 1 Zoll lang oder auch etwas länger und am Grunde 3 Linien breit, die innere kürzer und schmaler. Die 14 Linien lange, schön carmoisinrothe, fast rachenförmige Blütenhülle hat eine gekrümmte, 2 Linien lange Röhre; von den drei oberen Blütenhüllzipfeln ist der oberste 6 Linien lang, an der Spitze ein wenig aufsteigend, die seitlichen sind länglich-spateförmig, 3½ Linie breit, die unteren sind auf der Innenseite mit einem linealisch-länglichen, in der Mitte ein wenig breiteren Streifen geziert, die seitlichen unteren sind 3½ Linie breit und 14 Linien lang, der unterste ist 5 Linien breit, aber kürzer als die seitlichen. Die Staubgefäße haben mit der Blütenhülle fast gleiche Länge.

43) *Gl. imbricatus* Linné. Die Fasern der Wurzelstacheln sind fein, parallel, sehr gedrungen oberwärts ineinandermündend, mit sehr schmalen Maschen; die oberen seitlichen Zipfel der Blütenhülle sind rauten-eisförmig; die Staubbeutel sind kürzer als die Träger, die Dehnen am Grunde der Staubbeutel parallel; die Zipfel der Narbe sind aufwärts allmähig verbreitert, fast von ihrer Basis an mit Papillen bewimpert; die Kapfel ist verkehrt-eisförmig, dreikantig, an der Spitze eingedrückt, die Kanten sind überall abgerundet. Zu ihr gehören als Synonyme *Gl. neglectus* Schultes, *Gl. galiciensis* Besser, *Gl. rossicus* Persoon.

Diese Art kommt im östlichen Europa wild vor, wird aber bisweilen auch in Gärten gebaut. — Der Schaft ist 1—2 Fuß hoch, schlant, stielrund, beblättert und am Grunde von einigen braunen Scheiden bedeckt. Die Blätter sind linealisch-schwertförmig, ganz stumpf, gerippt. Die schwach nickenden, einander genäherten, nachgiebig sich deckenden Blüten stehen in einer hin und her gebogenen Achse. Von den lanzettlichen, zugespitzten Blütenhüllblättern ist die äußere ungefähr einen Zoll lang, die innere kürzer. Die carmoisinrothe, fast 1½ Zoll lange Blütenhülle hat eine gekrümmte Röhre, der oberste, länglich-spateförmige Zipfel ist etwas kürzer als die seitlichen, die unteren sind mit einem weißen Mittelstreifen geziert, der unterste ist länger und breiter als die seitlichen.

44) *Gl. illyricus* Koch. Die Fasern der Wurzelstacheln sind fein, parallel, gedrungen und münden in einander; die zahlreichen Maschen sind sehr schmal; die

oberen seitlichen Zipfel der Blüthenhülle sind rautenförmig oder rautenförmig-länglich; die Staubbeutel sind kürzer als die Träger, die Dehnen am Grunde der Staubbeutel zugespitzt, zuletzt spreizend; die Zipfel der Narbe sind vom Grunde bis zur Mitte linealisch, am Rande wohl, über der Mitte plötzlich rundlich-eisern erweitert und am Rande mit Periklen bereimpert; die Kapfel ist verkehrt-eisernförmig, dreikantig, an der Spitze eingedrückt, die Kanten treten nach Oben in einen Kiel hervor.

Diese Art kommt auf Wiesen und an grasigen Orten in Krain, im Litorale und in Frankreich vor und ist von dem ähnlichen *Gl. palustris Gaudin* namentlich durch die Zwiebelhäute, die Kapfel und die Narbe verschieden.

43) *Gl. hyalinus Jacquin* mit linealisch-schwertförmigen kahlen, den aufrechten Schaft weit überragenden Blättern, fast radenförmiger Blüthenhülle und lanzettlichen Blüthenhüllzipfeln. Hierher gehört auch *Gl. strictus Jacquin*.

Die Primärth dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung. — Der Schaft ist fusshoch, schwach und trägt an seiner Spitze meist drei Blüthen. Von den linealisch-lanzettlichen, etwas stumpfen, grünen Klappen ist die äußere 1½ Zoll lang, die innere kürzer, an der Spitze zweifachspaltig. Die 2 Zoll lange Blüthenhülle hat eine cylindrische, gelbliche, bläuliche, purpurroth gefleckte Röhre; von den spitzen, fast durchscheinenden Blüthenhüllzipfeln ist der weisse, oberwärts gelbliche und purpurroth gestreifte oberste dreimal breiter als die schmugig-gelblichen, von einer purpurrothen Mittellinie durchgezogenen übrigen.

44) *Gl. montanus Linné* mit schwertförmigen, dreinervigen Blättern, ährenförmigen Blüthen, radenförmiger Blüthenhülle und mit einer der stumpfen Blüthenhülle gleich langen Röhre. Hierher gehört *Gl. parviflorus Jacquin* und *Gl. tabularis Persoon*.

Diese Art wächst auf dem Tschitberge am Cap der guten Hoffnung. — Der ein wenig hin und her gebogene Schaft ist etwas länger als die fast fuslangenen, nach Unten allmählig verschmälerten Blätter. Die Blüthen stehen ziemlich entfernt von einander. Die Blüthenhüllen sind länglich, ganz stumpf, purpurroth. Der obere Zipfel der etwa einen halben Zoll langen Blüthenhülle ist geröhrt, rinnig, purpurroth gefleckt, die seitlichen stehen ab, die drei unteren sind gleichlang, purpurroth.

47) *Gl. hastatus Thunberg* mit linealischen, zweifurchigen Blättern, mit Blüthenhüllen, welche kürzer als die Röhre der glodenförmigen Blüthenhülle sind und mit eisernigen, stumpfen Blüthenhüllzipfeln, von denen die drei unteren mit einem spießförmigen Flecken gezeichnet sind.

Das Vaterland dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung. — Der Schaft ist einfach, aufrecht, an der Spitze ein wenig hin und her gebogen, kahl, fusshoch, am Grunde mit Scheiden besetzt. Die beiden grundständigen Blätter sind kahl, am Grunde breiter, vielstreifig, an der Spitze linealisch, zweifurchig, etwas kürzer

als der Schaft. Das Stengelblatt ist nur 2 Zoll lang. Die Blüthenhüllen sind zusammengeroth, eisernig stumpf, kahl, gestreift, halb so lang als die weiß-schwarzfarbige Blüthenhülle.

48) *Gl. campanulatus Andrews* mit lanzettlichen, kahlen Blättern, 2—3blüthigen, die Blätter überragenden Schaft und fast glodenförmiger, purpurrother Blüthenhülle.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung und wird hin und wieder in Gärten cultivirt.

49) *Gl. luteus Lamarck* mit linealisch-schwertförmigen, schmalen, sehr langen Blättern, in Aehren stehenden, fast einseitwendigen Blüthen, sehr kurzer Blüthenhülle und glodenförmigem Saume der Blüthenhülle.

Diese Art kommt auf der Insel Madagaskar vor, ist aber nicht in Cultur. — Der fusshöhe, aufsteigende einfache oder wenigästige Schaft ist etwas kürzer als die Blätter. Die gelben Blüthen stehen nahe an einander. Die Blüthenhüllen sind länglich, spitz, die Blüthenhülle ist gekrümmet. Der Saum der Blüthenhülle ist einen halben Zoll lang oder nur wenig länger.

50) *Gl. radus Lichtenstein* mit lanzettlichen, gerippten Blättern, zweiblüthigem Schaft, radenförmigen Blüthenhüllen und die Röhre überragenden Blüthenhüllen.

Das Vaterland dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung. — Der Schaft ist kaum fusshoch, hin und her gebogen, stielrund, oberwärts gefleckt, das unterste Blatt hat mit dem Schaft gleiche Länge, die oberen neigen zusammen. Die äußere Klappe der Blüthenhülle ist auf dem Rücken und an der Spitze gefärbt, größer als die innere. Die Blüthen sind blass purpurroth. Die etwas einwärts gekrümmte Röhre der Blüthenhülle ist kürzer als die Blüthenhülle.

51) *Gl. exscapus Thunberg* mit linealisch-schwertförmigen, dreinervigen Blättern, hin und her gebogenem Schaft, lanzettlichen stumpfen Blüthenhüllzipfeln, radenförmiger Blüthenhülle und fadenförmiger Röhre. Hierher gehört *Gl. flexuosus Linné* Suppl. und *Gl. Thunbergii Dietrich*.

Diese Art ist am Cap der guten Hoffnung einheimisch. — Der Schaft ist kurz, einfach, aufrecht, hin und her gebogen, kahl, hand- bis spannenhoch. Die beiden grundständigen Blätter sind linealisch-schwertförmig, spitzig, am Rande und in der Mitte auf der Rippe gelblich, kahl, kürzer als der Schaft, die Stengelblätter sind den grundständigen in Form ähnlich, aber kürzer. Die wechsellängigen Blüthen sind aufrecht, weiß. Die Blüthenhüllen sind lanzettlich, zusammengeroth, kahl und glatt, ein wenig spitz, 2 Zoll lang. Die Röhre der Blüthenhülle ist 3 Zoll lang, aufrecht, an der Spitze erweitert und nickend; die Blüthenhüllzipfel sind lanzettlich, stumpf.

52) *Gl. latifolius Lamarck*. Diese Art ist rauchhaarig, ihre Blätter sind lang, breit-lanzettförmig, gesaltet, vielripig, die Röhre der Blüthenhülle ist kürzer als die Blüthenhülle.

Diese Art wächst auf Jäte de France.

53) *Gl. alpinus* C. Koch. Die äußere Decke der Zwiebel ist häutig, von parallelen, zum Theil starken Nerven gestreift, die innere dicker, netzförmig; die Achse ist zweigeteilt, die Zipfel der Blüthenhülle sind fast gleichlang, die drei oberen nur ein wenig streit und kürzer benagelt; die Staubbeutel haben mit den Staubfäden gleiche Länge und ebenso sind die länglichen, bis zum Grunde allmählig verschmälerten Narben kaum oder gar nicht länger als erstere.

Diese Art ist im nördlichen Kleinasien einheimisch.
54) *Gl. tenuiflorus* C. Koch. Die äußere Hülle der Zwiebel ist netzförmig, ungeteilt, nur am Grunde ein wenig zerschlüßt; die Blätter sind lang, linealisch; die oberen Zipfel der Blüthenhülle sind viel breiter, aber nur ein wenig länger als die unteren, bei allen mit Ausnahme der obersten sind Nagel und Platte gleichlang; die Staubbeutel sind mit den Trägern von gleicher Länge, aber gehen nur bis zum Grunde der länglichen und kurzgestielten Narben.

Sie wächst in Grasen.

55) *Gl. Quartinianus* Richard. Die eiförmigen Zwiebeln sind von zahlreichen, dichtstehenden, falcartigen Schuppen eingehüllt; der aufrechte, rietunde kahle Schaft ist 3 Fuß hoch; die Blätter sind linealisch-lanzettlich, schwertförmig, sehr lang, spitz, am Rande und Rücken nervig, die einfache Achse ist 5—6blüthig, die Blüthen sind sehr groß, weissenblau, von einander entfernt stehend, gelb und von purpurothen Punkten und kleinen Linien gefleckt; die lange, spitz, gekielte Blüthenscheibe überragt die Röhre der weiten, rachenförmigen Blüthenhülle; der obere Zipfel derselben ist länglich, concav, auf dem Rücken etwas gekielt, verkehrt-eiförmig, mit kurzer Spitze, am Grunde allmählig verschmälert, die seitlichen sind breit-elliptisch, stumpf zugespitzt, die inneren sind weit kürzer, verkehrt-eiförmig zugespitzt und bilden gleichsam eine Unterlippe.

Diese Art wächst in Gabelsteinen um Aboua und ist mit *Gl. ringens* Andreus (=*Gl. recurvus* Linné) verwandt, aber ihre Blüthen sind schon gelb, der obere Zipfel der Blüthenhülle ist concav und sehr spitz, die beiden seitlichen sehr breit und an der Spitze mit zwei rundlichen Einschnitten.

56) *Gl. persicus* Boissier. Die Fasetten der Wurzelachsen sind parallel, oberrwärts ineinander mündend, die Wachsen sind sehr eng; die Blätter sind schmal linealisch, unterwärts gefaltet, oberrwärts flach, vielstreichig, zwischen den Nerven schwachsilbig; die 6—12 Blüthen stehen nach einer Seite; die Blüthenscheiden sind elliptisch-concav, spitz, so lang als die gerade Kronröhre und nebst der Spindel meergrün-bereift; die Röhre der Blüthenhülle ist fast dreimal länger als der Fruchtknoten; von den länglichen, spitzen Blüthenhüllzipfeln sind die äußeren kleiner; die Träger sind ein wenig länger als die Staubbeutel; die Narben sind vom Grunde bis zur Mitte linealisch kahl, über der Mitte verbreitert, am Rande papillös.

Diese Art wächst in Asien bei Persopolis.

57) *Gl. Gueinzii* Kunze. Der Schaft ist gestielt, zusammengedrückt, vielblüthig, länger als die Blätter; die Blüthen stehen nach einer Seite, die Röhre ist weit länger als die Blüthenscheibe, der Saum ist trichter- oder fast rachenförmig, der Schlund ist roth-geringelt, die Blüthenhüllzipfel sind gleichlang, die drei unteren unbedeutlich zweifach.

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung und ist mit *Gl. blandus* Aiton verwandt, unterscheidet sich aber durch einen getheilten, vielblüthigen Schaft, durch die sehr kurze Blüthenröhre, durch den flachen oberen Saumzipfel und durch die gleichen unteren Blüthenhüllzipfel.

58) *Gl. Mortonius* Herbert. Die Blätter sind schwertförmig, gerippt, an der Spitze gedreht, 9—10 Linien breit; die Blüthen sind groß, sehr schön, weiß und blaß rosenroth.

Sie wächst an der Ostküste von Südafrika, am Natalflusse.

Eine zweifelhafte Art ist

59) *Gl. Eckloni* Lehmann. Die Blätter sind schwertförmig, vielripptig, mit hell-durchscheinendem Rande; die fast aufrechten Blüthen stehen in einseitiger Achse; die Blüthenscheiden sind grün, länger als die Blüthenröhre; die Blüthenhüllzipfel sind lanzettlich, auf beiden Flächen dicht mit blutrothen Punkten versehen, die untersten sind schmaler.

Die Heimat dieser Art ist Südafrika.

Außer den hier erwähnten sind noch eine große Anzahl anderer zu dieser Gattung gebracht, welche aber passender in andern Gattungen ihre Stelle einnehmen; dies sind:

Gl. aletroides Vahl = *Watsonia aletroides* Ker.
Gl. alopecuroides Linné = *Watsonia plantaginea* Ker.

Gl. alopecuroides Persoon = *Watsonia spicata* Ker.

Gl. anceps Thunberg = *Meristostigma anceps* Dietrich.

Gl. anceps var. β . Thunberg = *Meristostigma bracteatum* Dietrich.

Gl. Antholyza Poiré = *Antholyza nervosa* Thunberg.

Gl. bicolor Thunberg = *Sparaxis bicolor* Ker.

Gl. bracteolatus Lamarck = *Watsonia punctata* Ker.

Gl. bracteolatus Thunberg = *Meristostigma bracteatum* Dietrich.

Gl. capitatus Linné = *Aristea coralea* Vahl.

Gl. crispus Linné = *Tritonia crispa* Ker.

Gl. crocatus Persoon = *Tritonia crocata* Ker.

Gl. denticulatus Lamarck = *Meristostigma anceps* Dietrich.

Gl. distichus Röm. u. Schult. = *Babiana disticha* Ker.

Gl. Fabricii Thunberg = *Meristostigma Fabricii* Dietrich.

Gl. falcatus Thunberg = *Meristostigma falcatum* Dietrich.

Gl. fissifolius Jacquin = Meristostigma fissifolium Dietrich.
 Gl. fistulosus Jacquin = Watsonia spicata Ker.
 Gl. flavus Aiton = Tritonia flava Ker.
 Gl. formosus Persoon = Tritonia striata Ker.
 Gl. fragrans Jacquin = Babiana plicata Ker.
 Gl. galeatus Jacquin = Sparaxis galeata Ker.
 Gl. glumaceus Thunberg = Watsonia rosea Ker.
 Gl. gramineus Linné = Diasia graminifolia De Candolle.
 Gl. inclinatus Redouté = Babiana tubiflora Ker.
 Gl. iridifolius Jacquin = Watsonia iridifolia Ker.
 Gl. iridifolius speciosus Jacquin = Watsonia rosea Ker.
 Gl. junceus Thunberg = Anomatheca juncea Ker.
 Gl. laccatus Jacquin = Watsonia humilis Miller.
 Gl. laxus Thunberg = Meristostigma laxum Dietrich.
 Gl. lineatus Salisbury = Tritonia lineata Ker.
 Gl. longiflorus Andrews = Babiana tubiflora Ker.
 Gl. longiflorus Jacquin = Tritonia longiflora Ker.
 Gl. longiflorus Thunberg = Tritonia Roehensis Ker.
 Gl. marginatus Linné = Watsonia marginata Ker.
 Gl. marginatus purpureus Thunberg = Watsonia rosea Ker.
 Gl. marginatus var. sanguineus Thunberg = Watsonia iridifolia Ker.
 Gl. marmoratus Lamarck = Anomatheca juncea Ker.
 Gl. maximus Sweet. = Watsonia rosea Ker.
 Gl. Merianus Jacquin = Watsonia Meriana Miller.
 Gl. Merianus Thunberg = Watsonia aletroides Ker.
 Gl. mollis Vahl = Babiana plicata Ker.
 Gl. mucronatus Jacquin = Babiana mucronata Ker.
 Gl. mucronatus Redouté = Babiana villosa Ker.
 Gl. nanus Andrews = Babiana nana Sprengel.
 Gl. parviflorus Vahl = Watsonia Lamarckii Dietrich.
 Gl. plicatus Linné = Babiana stricta Ker.
 Gl. plicatus Andrews = Babiana sulfurea Ker.
 Gl. plicatus Jacquin = Babiana disticha Ker.
 Gl. plicatus Thunberg = Babiana plicata Ker.
 Gl. polystachyus Andrews = Anomatheca juncea Ker.
 Gl. punctatus Röm. u. Schult. = Watsonia punctata Ker.
 Gl. puniceus Vahl = Babiana villosa Ker.
 Gl. purpureus Vahl = Babiana purpurea Ker.
 Gl. pyramidalis Lamarck = Watsonia iridifolia Ker.
 Gl. pyramidalis Andrews = Watsonia rosea Ker.
 Gl. recurvus Thunberg = Hesperantha radiata Ker.
 Gl. reflexus Lichtenstein = Babiana reflexa Dietrich.

Gl. refractus Jacquin = Tritonia refracta Ker.
 Gl. resupinatus Persoon = Tritonia refracta Ker.
 Gl. ringens Thunberg = Babiana sulfurea Ker.
 Gl. roseo-albus Jacquin = Watsonia roseo-alba Ker.
 Gl. roseus Jacquin = Tritonia rosea H. Brown.
 Gl. rubro-cyanus Vahl = Babiana rubro-cyanus Ker.
 Gl. sambucinus Jacquin = Babiana sambucina Ker.
 Gl. securiger Aiton = Tritonia securigera Ker.
 Gl. silenoides Jacquin = Meristostigma silenoides Dietrich.
 Gl. spathaceus Linné = Babiana spathacea Ker.
 Gl. spicatus Linné = Watsonia spicata Ker.
 Gl. spicatus Lamarck = Watsonia Lamarckii Dietrich.
 Gl. striatus Jacquin = Tritonia striata Ker.
 Gl. strictiflorus Redouté = Watsonia strictiflora Ker.
 Gl. strictus Aiton = Babiana stricta Ker.
 Gl. subulatus Vahl = Watsonia punctata Ker.
 Gl. sulcatus Lamarck = Babiana plicata Ker.
 Gl. sulfureus Jacquin = Babiana sulfurea Ker.
 Gl. tabularis Persoon = Gladiolus montanus Linné.
 Gl. testaceus Vahl = Watsonia brevifolia Ker.
 Gl. triticeus Thunberg = Watsonia triticea Sprengel.
 Gl. tubatus Jacquin = Babiana tubiflora Ker.
 Gl. tubiflorus Thunberg = Babiana tubiflora Ker.
 Gl. tubulosus Hermann = Watsonia spicata Ker.
 Gl. tubulosus Jacquin = Watsonia aletroides Ker.
 Gl. venosus Willdenow = Ixia venosa Link.
 Gl. villosulus Röm. u. Schult. = Babiana obtusifolia Ker.
 Gl. villosus Vahl = Babiana villosa Ker.
 Gl. viridis Aiton = Tritonia viridis Ker.
 Gl. xanthospilus De Candolle = Tritonia xanthospila Ker.

Da die meisten dieser Arten in Gärten als Zierpflanzen gezogen werden, so scheint es nicht ungemäß zu sein, einige Worte in Betreff der Cultur derselben hier anzudeuten. Wir schließen uns hierbei der von Van Houfte in der Flore des Serres gegebenen Beobachtungen um so lieber an, da grade in Belgien, insbesondere in Gent, die größte Anzahl von Gladiolusarten gezogen wird und von dort viele der prächtigsten Hybriden in den Handel gekommen sind. — Geschieht die Anzucht der Gladiolen durch Samen, so wird dieser gleich nach der Reife oder im Januar und Februar auf ein mit einem Mistbeträufel bedecktes Beet, welches im Winter gegen Frost geschützt wird, oder in weite, mit gutem Abzuge versehene Schüsseln oder Kistchen in lockerer, sonstige Lauberde gesetzt und 1½–2 Linien hoch mit Erde bedeckt. Diese Schüsseln oder Kistchen werden darauf ins temperirte Glashaus gestellt und nach Erforderniß mit Wasser beregt. Die jungen Pflanzen

verlangen atmosphärische Luft und bis zu ihrem Ersparfen etwas Beschattung gegen die heißen Sonnenstrahlen. Tritt nun im Mai mildes Wetter ein, so wird der Kasten von den im freien Boden gezeigten Samen abgehoben und die in Schüsseln und Kästchen stehenden Pflänzchen werden sorgfältig ausgehoben und ins freie Land versetzt, um sich kräftiger auszubilden. Nach Abweisen der Blätter nimmt man die Zwiebeln heraus und bemaßigt sie an einem trockenen Orte. Im October pflanzt man sie gleich den großen Zwiebeln, jedoch in einer ihrer Stärke angemessenen Tiefe und Entfernung von einander. Im Winter verlangen sie die angegebene Sorgfalt. Die auf diese Weise gezeigten jungen Pflanzen blühen in der Regel im dritten Jahre. Ist man im Besitze von älteren Zwiebeln, so können diese sowohl in sandige Halberde, als in sandige Wald-, Kafen- und Lauberde gebracht werden. Jährlich im October werden sie in frische Erde verpflanzt und nach dem Abwelken des Krautes herausgenommen. Am besten gedeihen jedoch diese vom Topf der guten Hoffnung stammenden Gladiolen im Gypzeielerde oder in einem Zwiebelkasten, besonders dann, wenn sie mit ihren Wurzeln tief in den Boden dringen können und in einer Tiefe von 1 1/2 Fuß etwas Düngereerde finden. Im Winter und Frühlinge verlangen sie gleich den jungen Pflanzen bei mildem Wetter reichlich Luft. Während ihrer Wachstumsperiode lieben sie viel Sonne, Luft und Feuchtigkeit, doch dürfen sie vor dem Austreiben im Winter nur äußerst wenig, im Zwiebelerde fast gar nicht begossen werden. Die meisten Gladiolen vermehren sich durch Zwiebelbrut sehr zahlreich, nur bei *Gl. floribundus Jacquin*, einer der schönsten Arten, ist dies nicht der Fall. Man muß deshalb durch künstliche Befruchtung Samen zu gewinnen suchen, solchen im März in einen Topf, in leichte, sandige Erde säen und in ein warmes Mistbeet stellen. Die jungen Zwiebeln werden möglichst an hellen, nicht zu kühlen Standorte während des Winters und folgenden Sommers in Vegetation erhalten, doch dürfen sie im Winter nur sehr wenig gegossen werden. Späterhin läßt man sie einige Monate trocken stehen, versetzt sie dann 1—2 Fuß weit von einander in andere Töpfe und bringt sie allmählich wieder ins Wachstum. Dagegen vermehrt sich *Gl. cardinalis Curtis* im Zwiebelerde sehr stark, blüht aber nicht leicht, wenn er im freien Lande gezogen wird.

Durch künstliche Befruchtung verschiedener Arten dieser Gattung hat man in neuerer Zeit eine beträchtliche Anzahl sehr prächtiger Hybriden erzeugt, welche den großen Vorzug haben, daß sie sich sämtlich im freien Lande cultiviren lassen und wegen der Mannichfaltigkeit und des Reichthums ihrer Blüthenfarben einen überaus herrlichen Anblick gewähren, daher als Zierpflanzen sehr zu empfehlen sind. Zur Erzeugung solcher Hybriden hat man namentlich *Gl. floribundus*, *spittacius*, *cardinalis*, *blandus* angewandt und daraus die *Gl. Colvillii*, *Gl. Sportobianus*, *Gl. padibundus* bekannten Gladiolen gezogen. Auch den prächtigen *Gl. ramosus* hält man für einen Bastard von *Gl. car-*

dinalis und *Gl. floribundus*, und er ist in der That dem letzten sehr ähnlich, unterscheidet sich aber durch die frühere Blüthezeit, durch den stets ästigen Stengel, durch die zahlreichen, sehr schön durchsichtig-gelblichrothrothen Blüten, deren untere Zipfel mit einem schaufelförmigen, purpur-scharlachrothen, in der Mitte weiß gestreiften Flecken gezeichnet sind. Diesen hat man wiederum zur Kreuzung mit anderen Arten benutzt und dadurch ausgezeichnet schöne Mischlinge erhalten. — Die Cultur dieser Hybriden ist keineswegs schwierig, nur ist dabei die Beachtung der Zeit ihres Austreibens sehr wichtig, nach welcher sie zu verschiedenen Zeiten eingepflanzt werden müssen. Bei Van Spoutte werden namentlich *Gl. cardinalis*, *ramosus*, *floribundus*, *gandavensis* und *spittacius* mit ihren zahlreichen Hybriden als Zierpflanzen gebaut, deren Cultur im freien Lande hier noch einen Platz finden möge.

Die Abtheilung des *Gl. cardinalis* und dessen Mischlinge bedarf einen leichten, lockeren, gut gebüngten Boden, welcher in dem der Pflanzung vorausgehenden Frühlinge mit reinem Kuhmist gedüngt und umgegraben werden muß. Um ihn für den Sommer nicht unbenutzt liegen zu lassen, kann man hirschele Ästen oder andere, kräftigen Boden liebende Sommerblumen darauf pflanzen. Er muß natürlicher Weise vom Unkraute rein gehalten und in den ersten 14 Tagen des Octobers nochmals bearbeitet werden, um die Gladiolen darin zu pflanzen. Ist er von Natur nicht leicht und locker, so kann man ihn durch Vermischung von Lauberde oder schwarzer Pflanzenerde und Halberde verbessern, wobei aber auf eine tüchtige Vermischung aller dieser Theile mit dem natürlichen Boden, welcher übrigens hinreichend Sand enthalten und eine gute Abwässerung haben muß, zu sehen ist. Mit der gemischten Erde wird nun eine Kabotte von 5 Fuß Breite gefüllt und hierin im October die Zwiebeln gepflanzt. Die Reihen müssen ungefähr 5 Zoll und die blühbaren Zwiebeln in der Reihe etwa 4 Zoll von einander entfernt sein. Die Zwiebeln werden ungefähr 2 Zoll tief gepflanzt. Sobald der Frost sich einzustellen droht, wird ein Mistbeträgen darüber gestellt und dieser mit einem Umschlage von Laub, altem Strohbinden oder Erde umgeben. Von oben schützt man durch Fenster oder Läden oder Strohmatte während des Winters gegen Kälte und Frost, läßt aber jederzeit, wenn der Thermometer nicht unter dem Gefrierpunkte steht, damit die Zwiebeln nicht vor der Zeit treiben. Anfangs Frühjahr bekommen sie Blätter und nun muß man nach Verhältnis der Witterung und des Wachstums die Erde durch Begießen mäßig feucht halten, das Lüften öfters wiederholen, den Rahmen mit Zunahme des Blätterwuchses heben, die Schäfte späterhin an Stäbe binden und die Pflanzen durch ein Obdach von leichter Paddelnwand gegen stark Sonnenstrahlen schützen. Auf diese Art behandelt, wachsen, blühen und vermehren sich die Gladiolen vortreflich. — Will man von diesen Arten Samen zur Ausfaat sich verschaffen, so läßt man nach dem Abblühen die volle Sonne darauf wirken und entfernt von der Pflanze alle unnützen

Samenkapfeln, damit der Zwiebel nicht zu viel Kraft entzogen wird. Beginnen die Blätter zu welken, so nimmt man die Zwiebeln heraus, um ihr Fortwachsen zu hindern und sie in Ruhezustand zu versetzen. An einem trockenen, luftigen Orte werden sie dann aufbewahrt und von den Brutzwiebeln befreit. Diese werden dann im October wieder gepflanzt und überhaupt wie die blühbaren Zwiebeln behandelt.

Auf die eben ausgegebene Weise müssen auch die aus der Kreuzung von *Gl. ramosus* und *cardinalis* hervorgegangenen Hybriden behandelt werden, da sie zu den härtesten Gladiolen gehören. Dagegen pflanzt man die Zwiebeln der meisten zu *Gl. ramosus* und *floribundus* gehörenden Varietäten im März in einen leichten, gedüngten und auf die bereits beschriebene Art zubereiteten Boden. Zu dieser Zeit hat man auch nur nöthig, die bepflanzen Plätze mit Laub, Moos oder Stroh zu bedecken und kann der Schutzrahmen entbehren. Während des Wachstums wird nach Erforderniß begossen. Die Pflanzen blühen im Juli und August, werden im Herbst wieder aus der Erde genommen und an einem trockenen, frostfreien Orte aufbewahrt.

Einen weit kräftigeren Boden verlangen dagegen die robusten Varietäten von *Gl. psittacinus*, *gandavensis* und deren Hybride. Am meisten sagt ihnen ein guter, mit Kuh- oder selbst verrottetem Pferdeäuger gedüngter, Gemüselboden zu; sonst ist die Behandlung dieselbe wie bei *Gl. ramosus* und *floribundus*. Die größten Zwiebeln dieser Arten blühen im Juli und August, die kleinern erst im September. (Garcke.)

GLADIUS, das römische Schwert. Vor Alters sagte man auch *gladium*, Varro l. l. V, 116. IX, 81. Quint. 1, 5, 16. Fortlicher Ausdruck ist *muero*, eigentlich die Spitze des Schwertes, Quint. VIII, 6, 20. X, 1, 14, zuweilen auch *ensis*. *Sica* nannte man den kleinen gekrümmten Banditensäbel, *pugio* den kleinen geraden Degen, f. unten.

1) Das Schwert des Kriegers. Bis zu dem zweiten punischen Kriege brauchte der römische Soldat das sogenannte gallische Schwert, welches sehr lang, schwer, gerade, einschneidig und spitzlos war. Durch diese Eigenschaften qualifizierte sich die Waffe nicht sowohl zum Stoße als zum Hiebe. Aber auch zu dem letzten Gebrauche war der gladius nicht ganz geeignet, da er sich bei dem ersten Schlage leicht umbog und vor dem zweiten Schlage immer wieder gerade gebogen werden mußte, was in der Hitze des Kampfes sowohl zeitraubend als gefährlich war. In der Schlacht bei Cannä überlegten sich die Römer, wie viel zweckmäßiger die von den Karthagern gebrauchten und ihnen selbst schon vorher nicht unbekannten (*Liv.* VII, 10. *Gell.* IX, 13) spanischen Schwerter seien, und nahmen dieselben daher an. Im Gegensatz zu der früheren Waffe war die neue kurz, leicht, zweischneidig und mit einer Spitze versehen, jedoch gleichmäßig zum Stoße und zum Hiebe dienend. An mehreren Stellen hebt Polybios die Vorzüge des spanischen oder neuromischen vor dem gallischen oder altrömischen

Schwerter hervor, namentlich II, 30. 33. III, 114. VI, 23. Fragen. histor. XIV. (wo auch die eistidische Erzarbeit gerühmt wird); vergl. *Nuidas v. uizaya* II. p. 731. *Bernh.* Aus diesen Schilderungen ergibt sich die Form beider Waffen auf das Unzweideutigste. Livius nennt mehrmals den *gladius Hispanicus* oder *Hispanus* (VII, 10. XXXI, 34), aber am lehrreichsten spricht er XXII, 46 davon. Er sagt: „*Gallis Hispanisque seuta ejusdem formae fere erant, disparae ac dissimiles gladii. Gallis praelongi ac sine mucronibus, Hispano, punctum (im Steßen) magis quam caesim (im Hiebe) adueto petere hostem, brevitae habiles et cum mucronibus.*“ *Veget.* I, 12. Das Schwert wurde auf der rechten Seite getragen (denn auf der linken hinderte das Schild) an einem Gehänge (*balteus*) oder an einem Gürtel (*cingulum*). *Polyb.* VI, 23. Ein Messer oder Dolch riefte auf der linken Seite zu stecken. Darstellungen aus Gräbnißmalen und auf der Trajanssäule, sowie mehr Statuen geben darüber den besten Aufschluß, z. B. in den Ruinen zu Mainz, Bonn, Wiesbaden, May u. a. Manche Herababtheilungen tragen auf der rechten Seite ein kurzes (vielleicht den *pugio*, *Paul. Dia.* p. 255. *Müll. Aet.* VII. 15. *Galb.* II), auf der linken Seite aber ein viel längeres Schwert, wie Joseph. Hist. iud. III, 5 verführt (vergl. *Sidon. Apoll. Carm.* II, 393 seq.) und mehrere Monumente zeigen. Das bei Mainz gefundene vielbesprochene sogenannte Schwert des Tiberius, welches nach langen Zerstörungen wieder in seine Heimath (nach Wiesbaden) zurückgeführt sein soll, gehört in die Classe der spanischen gladii und gibt uns eine Idee von dem Reichtume und dem Geschmade, mit welchem die Waffen der Anführer ausgestattet wurden. Die Scheide ist von Silber, hat vier goldene Ringe für das Gehänge und trägt ein Medaillon, sowie zwei Reliefs von hoher toreutischer Vollendung. Wahrscheinlich war die Waffe ein Ehrendeggen, welchen Augustus dem Tiberius wegen des mit Drusus erfolgten Sieges über die Indidier und Rätier verehrte. Vergl. R. Kersch, Das sogenannte Schwert des Tiberius. (Bonn 1849.) R. Klein und J. Becker, Abbildungen von Römischer Alterthümern. II. (Mainz 1850.)

2) Das Richtschwert, *index legum gladius*, *utor gladius*. Vor Alters bediente man sich des Beils (*securis*) zur Vollstreckung der Enthauptung (*capitis amputatio*, *decollatio*), wie bei Verurtheilung von Neroth, Abfall, schweren Militärvergehen u. s. w. oft vorkommt. *Dion.* II, 29. III, 40. 58. V, 8. 13. 57. 70. VI, 20 seq. 91. *Liv.* II, 5, 17. IV, 10. 15. VII, 19. VIII, 7. 27. 32. IX, 24 u. s. w. Bei den Soldaten scheint aber das Schwert als Executionsinstrument zuerst angewendet worden zu sein, und dieses verdrängte das Beil auch bei den Executionen, welche über Verbrecher aus dem Geislande verhängt wurden. Wann dieses geschah, wissen wir nicht mit Bestimmtheit anzugeben; doch ist nicht unwahrscheinlich, daß sich diese Veränderung im ersten Jahrhunderte der Kaiserregierung zutrug. Hinrichtungen mit dem Beile werden noch am Ende der

Republik erwähnt (Cic. Verr. I, 30. V, 28 in Pis. 34) und 100 Jahre später sagt Lucan Pharsal. (VIII, 673) bei Gelegenheit der Ermordung des Pompejus: „nondum artis erat caput ense rotare;“ jedenfalls im Gegensatz zu seiner Zeit. Ohne alle Frage ist die Execution mit dem Schwerte am Ende des 2. Jahrh. n. Chr. Geb. die regelmäßige gewesen. So sagt Coraalla zu dem Soldaten, welcher den Papinianus mit dem Beile hingerichtet hatte: „gladio te exsequi oportuit meum iussum.“ Spartian. Carac. 4. Dio Cass. LXXVII, 4. Ulpian in den Digesten XLVIII, 19. I. 8. §. 1: „vita adimitur, at puta si damnatur aliquis, ut gladio in eam animadvertatur. Sed animadverti gladio oportet, non securi, vel telo, vel fuste, vel laqueo, vel quo alio modo.“ Die Kaiser müssen demnach die Hinrichtung mit dem Schwerte als die regelmäßige und allein zulässige Executionsart anerkannt haben, vielleicht um das altrepublikanische Symbol der securus und fasces durch den militärischen gladius der neuen Kaiserherrschaft zu verdrängen. Eine Anekdote f. Lucan. Phars. V, 387 seq.: „Qua (nämlich aetate) sibi ne ferri jus ullum Caesar abesset, Anonius voluit gladium miscere securae.“ — Früher war die Ansicht allgemein verbreitet, daß bei den Römern der Tod durch das Schwert ehrenvoller gewesen, als durch das Beil, und man brüht sich nicht bloß auf die oben angeführten Stellen, sondern führte auch Flor. II, 5, 3 an, wo den Ägyptern vorgeworfen wird, daß sie die Gefangenen gegen alles Völkerecht tödten, und zwar „ne gladio quidem, sed ut victimas securi.“ Siehe Lipstus zu Tac. Ann. XV. 67. P. Faber, Semestr. I, 3. 4. Casaubonus zu Suet. Oct. 15 und viele Andere bis auf Heinemann, Syntagma p. 750, ed. Haubold. Umgekehrt glauben Andere, daß securus ehrenvoller gewesen, als gladius, wie Gellonius, De cruce mart. p. 405 und Baronius, Annal. II, zum Jahre 226. n. 3. Die oben mitgetheilten Zeugnisse sprechen weder für die eine, noch für die andere Ansicht, sondern enthalten Nichts weiter als die gesetzliche Vorschrift, daß nicht mehr mit dem Beile, sondern mit dem Schwerte hingerichtet werden solle. Die alte abgeklärte Executionsweise galt nun für ungeschicklich, und so spricht Flor. II, 5 ganz im Geiste seiner Zeit. Von einer Vergleichung und Gradaion beider Todesstrafen kann um so weniger die Rede sein, da beide nur ganz kurz Zeit neben einander bestanden haben. Bis auf Augustus war die regelmäßige und gesetzliche Hinrichtungsart die mit dem Beile, unter den Kaisern umgekehrt die mit dem Schwerte, bis auf Justinianus (Inst. IV, 18, 4. 6). Zwischen der gesetzlichen Abschaffung der ersten und der Einführung der zweiten Strafe kann nur ein kurzer Zeitraum liegen, in welchem die alte Weise und die moderne militärische Art neben einander üblich waren. In der älteren Zeit wurden die Hinrichtungen der Bürger und Soldaten durch die Victoren vollstreckt; Sklaven und Fremde wurden von dem Carnifex decollirt. In der Kaiserzeit vollzogen Soldaten, die sogenannten speculatores (besondere Ordnensofsoldaten), alle Hinrichtungen, Suet. Calig. 32: „miles

decollandi artifex.“ Sen. De ira I, 16: „centurio, supplicio praepositus, condere gladium speculatorem jubet.“ Int. Firm. VIII, 26. Die mit Enthauptung bedrohten Verbrechen waren im Wesentlichen folgende, nämlich in der Kaiserzeit: Majestätsverbrechen, Mord, Menschenraub (plagium), Ehebruch (seit Constantin), nefanda Venas, Theilnahme an verbotenen heidnischen Opfern und Befragung der Wahrsager (beides seit den christlichen Kaisern). — Die in den Rechtsquellen vorkommende Redensart damnari ad gladium bedeutet aber nicht die Verurtheilung zur Enthauptung, sondern zum Gladiatorenkampfe auf der Arena, Dig. XXVIII, 3. I. 6. §. 6. XXIX, 2. I. 25. §. 3 und A. F. Ricinus, De poena gladii ex leg. Rom. (Lips. 1727.)

3) Das Schwert als Insignie des Praefectus praetorio und der kaiserlichen Statthalter. Diese Magistraten führten nämlich das Schwert zugleich als Symbol ihres Rechtes über Leben und Tod, d. h. des imperium merum, welches als höchste Criminalgewalt dem mixtum imperium (der Civiljurisdiction) gegenüberstand. Ein solches imperium hatten ursprünglich nur die Feldherren über ihre Soldaten und die Statthalter in den Provinzen, in der Kaiserzeit auch die Praefecti praetorio. Plat. Galb. 8. Dio Cass. LXVIII, 16. Herodian. III, 11. Je. Lyp. De mag. III, 9: „ἐπὶ τοῦ δὲ ἐκέρτοι ἀνέκταν ὁ ἐπαρχος (praefectus praetorio), οὐκ οὐκ τὸν ἐκλόνον ἔχον τὴν δέουσαν“ (Militärsgewalt) u. s. w. Zosim. II, 32. Auson. Caes. ep. 23. Salmas. zu Lampr. Commod. 6. Faber, Semestr. I, 3. II, 12. Was die Statthalter der Kaiserzeit betrifft, so hatten nur die in den kaiserlichen Provinzen waltenden Legati, nicht die in den Senatsprovinzen regierenden Proconsuln (als der Militärsgewalt erman- gend), das jus gladii. Dio Cass. LIII, 13. Capitol. Gordian. 9. Auch gab es höher gestellte kaiserliche Procuratores, denen das jus gladii verliehen war, Orelli, Inser. n. 3888. Marini, Atti II, p. 623 seq. 547. 763. 771. Das jus gladii ist nämlich nun ganz identisch mit imperium merum. Ael. Lampr. Ser. Alex. 49: „honores juris gladii.“ Ulp. Dig. II, 1. I. 3: „merum est imperium, habere gladii potestatem: ad animadvertendum in facinorosos homines.“ Derf. Dig. I, 16. I. 6. pr. gladii potestatem. Derf. Dig. I, 18. I. 6. §. 8. Derf. Dig. L, 17. I. 70.

Litteratur: P. Faber, Semestria I. c. 3. 4. N. Henel, De gladii jure et dignitate, in dessen Otium (Vratislav. 1658.) c. 23. A. Matthaeus (Hl.), De jure gladii. (Lugduni Bat. 1689.) H. P. Schlosser, De usu gladii in suppliciis apud Rom. (Francof. 1769.) und in J. F. Phil. Anal. jar. crim. (Hannov. 1786.) p. 1—43. G. Meiner, Ueber die Hinrichtung mit dem Schwerte, in der Berliner Monatsschrift. 1784. S. 413 fg. G. W. Böhmner, Ueber die Wahl der Todesstrafen, im Neuen Archiv des Criminalrechts. 1822. V. S. 586—603. (Witt. Hein.)

GLÄNZEND (Rhetorik und schöne Kunst überhaupt). Sowie im physischen Sinne Glanz denjenigen

Körpern beigelegt wird, die wir in größerem Grade des Lichts oder am hellsten leuchtend wahrnehmen und die darum einen besonders lebhaften Eindruck auf uns machen, so nennt man auch im figurlichen Sinne alle Erscheinungen des geistigen Menschenseins glänzend, sofern sie durch ihre äußerlich oder sinnlich wahrnehmbaren Aeusserungen oder Beschaffenheiten besonders hervorleuchten und so unsere Aufmerksamkeit in vorzüglichem Grade erregen oder fesseln; grade wie ein sehr starkes Licht dieselbe unwillkürlich auf sich zieht, was auch schon die Etymologie des Wortes Glanz bezeugt¹⁾. Auch braucht man in unserer Sprache dafür öfters die wässigen Bezeichnungen brillant und splendide, die übrigens ganz überflüssig sind, da sie genau nur ebenso viel wie glänzend besagen. Demgemäss spricht man nicht nur von glänzenden Edelsteinen, Palästen, Dinern, Gesellschaften u. dgl. m., sondern auch von glänzenden Gefassen, Siegen, Ausfichten, eine glänzende Carrière oder Partie machen, oder auch ein glänzendes Flaco (wie von unserer sogenannten Märzrevolution gesagt ward). Allgemein ist des Augustinus wunderlicher Spruch: Die Tugenden der Heiden sind nur glänzende Laster! (Hätten wir nur mehr davon, besonders in jetziger Zeit könnten wir sie sehr gut brauchen!) Insbesondere spricht man in Bezug auf Metetrik und schöne Künste überhaupt von glänzenden Gedanken, einer glänzenden Diction oder Art des Vortrags eines Redners oder sonstigen Virtuosen. Grade in Bezug hierauf ist der Werth dieses Epithetens, vom höheren Gesichtspunkte aus betrachtet, sehr problematisch, da der Erfolg aller solcher Glanzeffekte nicht nachhaltig wirkt, sondern nur wie ein Feuerwerk sehr bald verpufft ist. Das hat Goethe schon sehr treffend im „Faust“ in dem Gespräch desselben und seinem Famulus Wagner angedeutet:

„Such er den selbigen Gewinn,
Bei er kein hellenlauter Thor;
Es trägt Werkhand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor. —
Da eure Künden, die so blindend sind,
In denen ihr der Menschheit Schmelz kauftet,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der herblich durch die düren Blätter fäuselt.“

Practisch ist diese Sache besonders in Bezug auf den akademischen Vortrag der Wissenschaften wichtig. Schon Schiller hat darüber in seinen „Horen“ vom Jahre 1795 treffende Bemerkungen gemacht²⁾, und neuerdings von Savigny in seiner klassischen Schrift in Rant's Dikt. pol. Zeitschrift: „Ueber Wesen und Werth der deutschen Universitäten“³⁾: „Es ist irrig, obwohl sehr gewöhnlich, den Werth eines Lehrers nach dem guten

Vortrage abzumessen. Zwar wird die Leichtigkeit, womit der Lehrer seine Gedanken richtig und geschmackvoll in mündlicher Rede ausdrückt, dem wahren Zwecke förderlich sein, und es wird von vielen Lehrern allzu wenig Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gewendet, indem hierin mit Absicht und Bewußtsein mehr geschehen kann, als man meist anzunehmen pflegt. Dennoch nimmt diese Eigenschaft in der Reihe derjenigen, welche den vorzüglichsten Lehrer bilden, nur eine untergeordnete Stelle ein und wird meist überschätzt. In allen Zeiten hat es Lehrer gegeben, welche bei gutem, ja glänzendem Vortrage wenig wirkten; andere, welche kaum einen Satz richtig und ohne Anstoss zu Stande bringen konnten und doch den Geist der Wissenschaft in ihren Schülern erweckten. Das kommt daher, daß jene bei aller Leichtigkeit der Rede nicht hatten, was der Mittheilung werth war, während in diesen das lebendige Schaffen des Geistes auch unter der stammelnden Rede dem sinnvollen Schüler nicht verborgen bleiben konnte.“ So sagt Rosentanz im Leben Hegel's (S. 215): „Kritischlos gegen die rhetorische Eleganz, sachlich durch und durch, tiefregt von dem Tricke der Gegenwart, immer weiter strebend und dennoch im Ausdrucke oft dogmatisch, wußte Hegel die Zuhörernden durch die Intensität seiner Speculation zu fesseln; und Goethe (Vorstudien für Leben und Kunst. 1835. S. 384) gibt gar folgende Schilderung von Hegel's Vortrag, der das directe Gegenstück eines „glänzenden“ zu nennen und doch für so Viele überaus anziehend war: „Abgepaßt, grämlich sah Hegel mit niedergebücktem Kopfe in sich zusammengefallen da, und blätterte und suchte, immer fortspendend, in den langen Geliebten seines Heftes vorwärts und rückwärts, unten und oben; das stete Räuspern und Husten störte allen Fluß der Rede, jeder Satz stand vereinzelt da und kam mit Anstrengung zerstückt und durch einander geworfen heraus; jede Sylbe löste sich nur widerwillig los, um von der metallischen Stimme dann in schwabösischem Dialekte, als sei jedes das Wichtigste, einen wunderbaren gründlichen Nachdruck zu erhalten. Dennoch zwang die ganze Erscheinung zu tiefem Respekte i. v. m.“. — Uebrigens kann ein akademischer Vortrag zugleich glänzend und gediegen sein, wie z. B. der von Savigny's und Schleiermacher's (s. Diesterweg, Ueber Schleiermacher's Lehrmethode) war; auch ist bekannt, daß einer der namhaftesten Anhänger der Hegel'schen Schule, Runo Fischer, dormalen in Jena, das wahre Musterbild eines glänzenden akademischen Vortrags darbot, der nachhaltig zu fesseln wußte. — Sonst gilt allerdings in der Regel in den Rede- wie in den übrigen schönen Künsten von allen bloß glänzenden Productionen der Virtuosität das Wort unseres Dichters:

„Das glänzt ist für den Augenblick geboren;
Das Ewige bleibt der Nachwelt unentzorn.“

(Dr. K. H. Scheidler.)

1) Das Wort Glanz ist mit Glänzen, als dem stückten Einbindung des leuchtenden Bezeichnens, verwandt. Auch bezeichnet es in einigen Bedeutungen Wiedererleuchtung hell, klar, leuchtend, sowie im bildlichen eine glänzende Sache; vergl. Herbarb. Maas-Gruber's Synonymen der deutschen Sprache aus „Brennen“ 1826. II. S. 524; vergl. den Art. „Glänzen.“ 2) In dem Aufsatz: „Ueber die notwendigkeit Wissen beim Gebrauche schöner Formen.“ 3) 1832. September. Vergl. Scheidler, Pöbelsch. 3. Ausg. 1847. S. 422.

4) Vergl. Paulow, Hegel's Ansichten über Erziehung und Unterricht. 3. Bd. 1854. S. 298 fg.

GLÄSENER (Justus Martin), geboren zu Hildesheim am 8. Oct. 1696, legte den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung in dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Mit gründlichen Vorkenntnissen, besonders in den alten Sprachen ausgerüstet, bezog er 1717 die Universität Helmstädt. Das dort begonnene Studium der Theologie setzte er in den Jahren 1720—1722 zu Halle fort. Um diese Zeit ward er Instruitor der Prinzen des Herzogs Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen. Sein Erzieheramt bekleidete er jedoch kaum ein Jahr. Im J. 1723 kehrte er in seine Vaterstadt Hildesheim zurück. An der dortigen St. Andreas-Kirche ward er 1727 Pastoradjunct. Den Grad eines Licentiaten der Theologie erwarb er sich 1733 durch seine unter Meschims Vorsch. vertheidigte Diss. inaug. de demonstratione Spiritus S. Jesum esse verum Messiam, ad illustrandum Joh. XVI, 8—11. (Helmstädt. 1733. 4.) Die theologische Doctorwürde erhielt er 1741 und fünf Jahre später den Charakter eines Kirchen- und Consistorialraths. Merckts 1744 hatte er sich um die Stelle eines Superintendenten beworben, die er jedoch nicht erhielt, und darüber mit einigen seiner Umherwölger in mehrfache Zerungen gerieth, die er in einzelnen Schriften näher erörterte¹⁾. Mit dem gesammten geistlichen Ministerium in Hildesheim verwickelte ihn sein sehr reizbarer Charakter in einen beständigen Streit über die Frage: Ob die katholische Kirche außer Christus noch mehre Mittler der Erlösung annehme. Ausdrücklich erörterte Gläserner diesen Gegenstand in einzelnen Streit-schriften, in denen die große Reizbarkeit seines Charakters sich nicht verleugnete²⁾. Den Verwendungen des Magistralen widerlegte er sich mit einer Hartnäckigkeit, die seine Absehung zur Folge hatte. Veranlaßt fand er sich dadurch zu seiner 1749 herausgegebenen „Beschreibenden Ablehnung der vermeinten und angeblichen Ursachen, die E. K. Rath erzwungen haben, mich meines priesterlichen Amtes zu entlassen.“ Diese Schrift führte auch den Nebentitel: „Widerlegung des Abdrucks der in göttl., geistl. und weltlichen Rechten ungründeten

Definitivverurtheilung.“ In einer gleichzeitig (1749) ohne Angabe des Druckorts erschienenen Schrift beantwortete er die Frage: „Ob Jemand mit gutem Gewissen die Stelle eines Predigers, der offenbar wider alle Rechte seines Dienstes verlassen worden, wieder bekleiden könne.“ Um in seiner Sache die Hilfe des Reichshofraths in Anspruch zu nehmen, begab er sich 1749 nach Wien. Vor seiner Abreise dahin erließ er ein gedrucktes „Schreiben an seine geliebteste Andreaskirche Gemeine“, worin er die Ursachen seiner Reise nach Wien angab, ihr für die ihm bewiesene Liebe herzlich dankte, und sie auf ein baldiges Wiedersehen vertheilte. Er starb jedoch in Wien, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, am 22. Jan. 1750.

Mit gründlichen Kenntnissen in dem Gesammtegebiete der theologischen Wissenschaften vermaigte Gläserner strenge Rechtlichkeit, echt christlichen Sinn und einen durchaus unbescholtene Lebenswandel. Er erwarb sich dadurch nicht bloß bei seiner Gemeinde, sondern auch bei allen, die ihn näher kannten, aufrichtige Achtung, die er jedoch durch seine theologische Polemik zum Theil wieder verlor. Noch mehr als Andern schadet er dadurch sich selbst, indem er durch fortwährende Gemüthsauflregung sein Leben verkürzte. In seinen bisher noch nicht erwähnten Schriften beschäftigte er sich vorzugsweise mit Beantwortung verschiedener Fragen aus der christlichen Moral und dem kanonischen Rechte. In einer 1743 zu Helmstädt gedruckten Schrift erörterte Gläserner die Frage: „Ob ein Prediger, wenn ihm von einigen Pfarr- und Weichkindern, welche über gewisse Güter geklagt sind, zuverlässig hinterbracht worden, daß sie dieselben nicht treulich verwalten, nach seinem Amt und Gewissen verbunden sei, ihnen solches zu Gemüthe zu führen, und ob er, wenn er hierin seine Pflicht beobachtet, injuriarum könne belangt werden.“ Zu Hannover erschien 1745 eine Erörterung der Frage: „Ob ein Regent, der durch unzulässige Mittel, z. B. durch Bestechung und Erkaufung der Stimmen und dergleichen in solcher Würde gelangt, mit gutem Gewissen das Amt eines Regenten führen könne, oder ob er verbunden sei, solches niedezulegen?“ Seine eigenen strengen Moralbegriffe und manche bittere Lebenserfahrungen veranlaßten ihn zur Aufstellung dieser Fragen. Den Mißbrauch des Eides betrachtete er in einer eigenen Schrift (Helmstädt 1741. 8. Zweite vermehrte Auflage [ebendaf. 1743. 8.]) als eine Quelle vieler Meinide, vor denen er ebenfalls in einer seiner Schriften (Hildesheim 1746.) aufs Nachdrücklichste warnte. Zahlreiche Beiträge, meistens zur Erregung des neuen Testaments, lieferte Gläserner zu mehren theologischen Zeitschriften, namentlich zu der hamburger vermischten Bibliothek: Anmerkung über die Worte Pauli 1 Kor. 1, 17: Christus hat mich nicht gesandt zu taufen, sondern das Evangelium zu predigen (a. a. D. 1. Bd. S. 27 fg.). Beantwortung der Frage: Warum der Heiland eben mit der Strafe des Kreuzes und mit seiner andern befragt worden (ebendaf. 1. Bd. S. 552 fg.). Beantwortung der Frage: Ob Paulus

1) Vollständiger Bericht, worin die falschen Behauptungen des Dr. Johann Dietrich Winkler und einiger seiner Collegen gegen meine Person mit Bescheidenheit abgelehrt werden. (Hildesheim 1745. 4.) Fernere Bericht u. s. w. (ebendaf. 1745. 4.) — Beschreibende Beschreibung wider des Herrn Dr. Winkler Schrift: Rathschaffen vollständige Antwort auf meinen vollständigen Bericht u. s. w. (ebendaf. 1745. 4.) Festgesetzte beschreibende Beschreibung u. s. w. (ebendaf. 1745. 4.) Antwort an meine Gemeinde, darin gezeigt wird, daß ein Prediger nothwendig verbunden sei, wider ungegründete öffentliche Behauptungen seine Eifer öffentlich zu retten. (ebendaf. 1745. 4.) 2) Ohne Angabe des Druckorts erschienen diese Schriften unter den nachfolgenden Titeln: Beweis, daß der Satz: die Katholiken glauben nur Einen Mittler der Erlösung, nicht wider unsere symbolischen Bücher laufe, wobei gezeigt wird, daß Hr. Dr. Winkler mit seinen ihnen benannten Collegen noch nicht einmal die allgemeinen Begriffe von denselben, geschweige deren Bedeutung, inne habe. (1746. 4.) — Antwortschreiben an den Hrn. Joh. Georg. Harnberg, worin die wahre Beschaffenheit des Streits, der über den Satz: die Katholiken setzen ein einziges Mittler Christi Jesu mehrere an die Seite, entstanden ist, vollständig entsetzt wird. (1746. 4.) — Verweis des Satzes: Die Katholiken glauben Einen Mittler. (1746. 4.)

3) Fernere Erörterung dieses Gegenstandes a. a. D. 2. Bd. S. 810 fg.

sicherlich geglaubt habe, die Zukunft Christi würde noch bei seinem Leben geschehen und solches in seinen Schriften 1 Thessal. 4, 15 und 1 Tim. 6, 14 einfließen lassen, und wie solches mit der göttlichen Eingebung zu vergleichen sei. (Ebendaf. 1. Bd. S. 488 fg.) Beantwortung der Frage: In wiefern ein Verdienstler selbst zu preisen sei (ebendaf. 3. Bd. S. 147 fg. u. a. m.).

(Heinrich Döring.)

GLÄSER (Karl Gotthelf), geb. am 4. Mai 1784 zu Weisenfeld. Sein Vater, Karl Ludwig Traugott Gläser, war dort Cantor und Musikdirector. Er ertheilte zugleich Unterricht in dem dortigen Lehrerseminar. Fröh zeigte sein Sohn unverkennbares Talent für Musik. Kaum neun Jahre alt, trat er schon als Solosänger in seiner Vaterstadt auf. In der Thomasschule zu Leipzig, wohin er sich nach seines Vaters Tode (1797) begab, genoß er den Unterricht des berühmten J. A. Hiller. Mit Beißall sang er in seinem 14—18. Jahre die Discant-Soloarbeiten. Sein Talent erregte die Aufmerksamkeit der Künstler und Kunstfreunde. Unausgesprochen ertheilte ihm der nachherige Kapellmeister in Weimar Eberhard Müller, damals Organist in Leipzig, Unterricht im Generalbasse und im Clavierspielen. Auch an dem Concertmeister Campagnelli fand er einen Gönner, der ihm ebenfalls unentgeltlich Violinfunden gab. Durch seinen Gesang in Privatconcerten empfahl er sich dem Bürgermeister Einert, der ihn durch aufmunternde Geschenke unterstützte. Nach dem Bunsche seiner Verwandten studierte Gläser 1804 in Leipzig die Rechte. Seine Neigung zog ihn zur Theologie. Er glaubte in diesem Fache sich der Musik als Cantor bester widmen zu können. Im J. 1808 ging er als Registrator nach Raumburg. Seine überwiegende Neigung zur Musik trieb ihn jedoch bereits im folgenden Jahre nach Leipzig zurück. Er studierte hier fleißig die Compositionen der alten Meister. Die Kirchenmusik im strengen Style und Tugen sprach ihn vorzüglich an. Im Orgelspielen erwarb er sich bald eine ungemeine Fertigkeit. Auf mehrern Instrumenten, besonders auf der Orgel, erlangte er eine seltene Meisterschaft.

Unter mehrern nicht unvortheilhaften Anträgen, die ihm gemacht wurden, gab er dem Rufe als Musikdirector nach Barmen den Vorzug. Dort fand er für sein musikalisches Talent ein weites Feld, doch leider keine Orgel, die man ihm übergeben konnte. Allgemein bewaunten die Kunstfreunde in Barmen, daß Gläser bei seinem geläuterten Geschmacke seine Fertigkeit im Fagoten re. nur in beschränktem Maße zeigen konnte. Die Kirchenmusik bezieht für ihn ein fortwährendes Interesse, und fleißig studierte er, wie schon früher, die Compositionen der alten Meister, namentlich Sebastian Bach's. Dies Studium hatte den günstigsten Einfluß nicht bloß auf die Con-

certe, sondern hauptsächlich auf den Singverein und die Singkirche, welche Gläser in Barmen stiftete.

Wichtig regte sich in ihm der Drang nach eigener Production. Er wollte seine Gesänge aussprechen, und hoffte auf diese Weise zugleich in seinem Wirkungskreise, wie überhaupt für Kirche und Schule nützlich zu werden. Von kritischen Journalen rühmend anerkannt ward die Zweckmäßigkeit seiner Compositionen für den musikalischen Unterricht. Die meisten erschienen bei Baderer in Essen. Für seine kleinen Clavierlehrer schrieb er mehrere Stude, welche im ersten Hefte seiner Clavier'schule¹⁾, worauf jedoch kein zweites gefolgt, enthalten sind. Größtentheils waren die Gesangstücke in einer musikalischen Sammlung, die unter dem Titel: „Karl Gläser's Liederbuch“ 1819 zu Essen und ebendasselbst 1822 in einer verbesserten und vermehrten Auflage erschien. Gläser hatte diese Lieder hauptsächlich für die unterste Classe seiner Schüler bestimmt, die er nach dem Chöre singen ließ. In den Jahren 1820—1822 übergab er seinen angehenden Clavier'schülern drei Hefte einer Sammlung von Kindergebüchten. Den Text zu diesen 27 Liedern, die er sämmtlich componirt, verdankte er seinem Freunde Lietz. Eine noch größere Sammlung von Kindergebüchten (114) befand sich in seinem Nachlasse. Er trug sich auch mit dem unausgeführten Plane, diese Kindergebüchte noch besonders mit Clavierbegleitung herauszugeben. Für seine zweite Singclasse componirte Gläser sehr zweckmäßige Lektionen auf 17 Wandtafeln, deren Noten in weiter Entfernung deutlich gesehen werden konnten. Diesen Lektionen fügte er eine kurze Anweisung zum Gebrauche bei. Das Ganze erschien 1821 zu Essen. Von zahlreichen mehrstimmigen Gesängen, gleichfalls für seine zweite Singclasse bestimmt, gab Gläser eine Auswahl heraus, unter dem Titel: „Schulgängsbuch.“ (Essen 1821—1822 2 Theile.) Von dem ersten Theile erschien 1827 eine verbesserte und vermehrte Auflage. Ungeändert geblieben sind mehr von den Motetten, die Gläser für seine dritte Classe componirte, mit welcher er die Hauptwerke von Romberg, Haydn, Mozart, Schütz u. A. einzustudiren pflegte, und an diesen Lektionen auch Erwachsene Theil nehmen ließ. Für den von ihm gestifteten Singverein in Barmen componirte er eine Menge von Arien und Motetten, die er unter dem Titel: „Religiöse Gesänge“ in einer Auswahl herausgab. Im Jahre 1825 erschienen von ihm zu Essen vierstimmige Motetten, Gesänge und Lieder aus Moh'n's Chorgängbüchlein, und 1828: „Dreistimmige Choräle, zum Gebrauche für Bürger'schulen, Institute, Gymnasien und für solche Kirchengemeinden, die ohne Begleitung der Orgel singen.“ Einen „vereinfachten und kurzgefaßten Unterricht in der Theorie der Tonkunst mittelst eines musikalischen Compasses“ gab Gläser noch in dem eben genannten Jahre zu Essen heraus. Er legte wenig Werth auf diese Schrift und betrachtete sie nur als einen geringen Nothbehelf für solche, die ein tieferes Studium anbahnen müssen. Beachtung verdient

4) Regal. Götten's u. Bel. Europa. 1. Th. S. 763 fg. Lauenstein's Bibliothekische Kirchen- und Reformationsgeschichte. Meier's Beitrag zu einem Verzeichnisse der jetztlebenden Theologen S. 229 fg. Schmersbach's Nachrichten von jüngst verstorbenen Gelehrten. 2. Bd. S. 447 fg. Meusel's Entziffern der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 195 fg.

1) Essen 1817.

drausgewisse die vereinfachte Darstellung der musikalischen Gierle n. Gleichzeitig ließ Gläser auch eine „Anweisung zum Orgelspielen“ drucken, und 1820 ein „Choralbuch, welches 140 Melodien der reformirten undutherischen Gemeinden zwischen der Weser und der Maas, n euzer Harmonie, mit kurzen und leichten Zwischenpielen enthält.“ Durch eine für das 200jährige Jubiläum der märkischen Synode in Jagen componirte Cantate von Alsenberg, die er selbst 1811 mit großem Beifalle ausführte, hatte Gläser schon früh seinen Ruf als Künstler gegründet. Er besetzte diesen Ruf durch die Composition einer Neujahrscantate von Goethe, einer Weibnachtscantate von Krummacker und einer Cantate von Lieth auf das 300jährige Reformationsjubiläum. Diese Cantate wurde in Barmen (1817) von ihm selbst unter großem Beifalle aufgeführt. Von dem Könige von Preußen Friedrich Wilhelm III. empfing er eine goldene Verdienstmedaille. Im J. 1819 componirte er noch eine Passionscantate nach einem Texte von Lieth. Was alle diese Cantaten auszeichnete, das war, nach dem fast einstimmigen Urtheile aller Kunstverständigen, die gründliche Kenntniss im einfachen und doppelten Contrapunkte. Auch die Scansion zeigte den hohen Grad der Gierlebildung, den der Componist erreicht hatte.

Bei der fast allgemeinen kriegerischen Bewegung im nördlichen Teutschland (1813) verließ Gläser seinen bisherigen Aufenthalt in Barmen. Das in ihm erwachende Heimatsgefühl zog ihn nach Berlin und von da nach Weimarsfeld und Naumburg zu seinen Verwandten. In Leipzig, der Wiege seiner Weisheit, gab er mehr Clavier-sonaten und Compositionen für die Guitare heraus. Auch feierte er die leipzigische Schlacht durch eine musikalische Phantasie. Von Vaterlandsliebe befeelt, folgte er freiwillig als Kapellmeister dem sächsischen Banner über den Rhein. Von einer schneibaren und demüthenden Hautkrankheit befallen, kehrte er nach beendeter Feldzuge wieder nach Barmen in seinen früheren Wirkungskreis zurück. Sein Uebel, das er Anfangs wenig achtete, hatte allmählig eine völlige Lähmung der Füße zur Folge, und diese äuferte sich, wenn auch in geringerem Grade, auch an den Händen. Die sorgfältigste Behandlung mehrer Aerzte vermochte nicht, sein Uebel zu heben. Gläser ergab sich mit Resignation in sein Schicksal. Zu Anfang seiner Krankheit componirte er „die Schlacht bei Belle-Alliance oder des Herzogs von Braunschweig Tod, eine musikalisch-dramatische Phantasie von Pustkuchen.“ Den Ertrag dieses Werkes stellte Gläser den wäterländischen Frauenvereinen zur Verfügung. Werthwiegend war es, daß seine musikalische Schöpfungskraft in seiner leidenschaftlichen Lebensperiode eine ungemeine Höhe erreichte. Um seine mäßigen, aber für ihn hindernissen Einkünfte für eine ungewisse Zukunft zu sichern, errichtete Gläser 1821 eine Musikalienhandlung und Musikhandlung, die sich bereits 1829 bis auf 8584 Nummern vermehrt hatte. Seit dem Jahre 1825 hatte er mit diesem Erwerbszweige noch einen Handel mit Instrumenten verbunden, die er größtentheils aus Wien bezog.

In dieser fast ununterbrochenen Thätigkeit ward er oft gekört durch seine physischen Leiden. Seine oft wiederkehrenden Krämpfe erreichten im April 1829 einen so hohen Grad, daß er das Bett hüten mußte. Nach 14 Tagen unterlag seine Natur völlig. Er starb zu Barmen am 16. April 1829 im 45. Jahre. Er wurde allgemein betrauert. Mit seinen Compositionen, in denen sich ruhige Klarheit und ein tiefes Gefühl unerfennbar ausdrückt, harmonisirte auch sein Charakter. Er war ein treuer Freund, der besonders für seine Mutter und seine Geschwister redlich sorgte und an ihrer Unterstüzung es nie fehlen ließ. In Augenblicken, wo seine Abgeschiedenheit sich einigermaßen linderte, verbreitete sich Heiterkeit und Frohsinn über sein ganzes Wesen. Bei eigener strenger Rechtlichkeit war er mild und schonend gegen Andere, deren Schwächen er nachsichtig beurtheilte. Einem Charakter, wie dem seinigen, waren Reiz und Eigennuß völlig fremd. Treffend äußert einer seiner Freunde sich über ihn mit den Worten: „Der stärkste Hebel zu seiner höheren Vollendung lag in seinem frommen Gemüthe, das ihn, wie ihm angeboren, durch Licht und Dunkel führend, rein und froh erhielt bis zum letzten Lebensaugenblicke.“

GLÄTTE oder GLÖTTE (veraltet Glöthe), auch Goldglätte, Silberglätte, Bleiglätte, litharge, ist das beim Abtreiben des silberhaltigen Bleies gewonnene geschmolzene Bleiorb, welches mit geringen Mengen von Kupfer, Silber, Eisen, Kieseläure, Kohlenäure, zuweilen auch Antimon oerunreinigt ist. Man unterscheidet gewöhnlich: gelbe Frischglätte, zusammenhängende gekloffene Stücke von gelber oder grünlicher Farbe, Silberglätte; rothe Karfaglätte, ein leicht zerreibliches, schuppiges Product, Goldglätte, und schwarze (unreine) Glätte. Die verschiedenen Verbindungen des Bleiorbdes kommen gewöhnlich in Verbindung mit dem besagdrischen Bleislag vor, und werden daher in Verbindung mit diesen entweder durch ordinäre Bleischmelze, oder durch die Niederslag- oder Seigerarbeit zu Gute gebracht. Es find daher größtentheils durch Kunst erzeugte bleiorbhaltige Producte, welche für sich verschmolzen werden. Der verschiedene Silbergehalt der Glätte veranlaßt die Unterscheidung der armen und reichen Glätte, und da jede für sich reducirt wird, so unterscheidet man auch das arme und reiche Glättfrischen oder Durchfrischen, welches jedoch in Hinsicht des Verfahrens nicht abweicht. Das aus der Glätte gewonnene Blei wird armes und reiches Glättblei genannt. Die Verschmelzung der Glätte, das Glättfrischen, geschieht gewöhnlich in Schachtöfen oder auch in Flammöfen. Die Producte desselben sind: das Frischblei, welches gewöhnlich noch einer Reinigung bedarf, und Frischschladen, das Blei, welches silberhaltig ist und deshalb zur Verarbeit

1) Siehe Göttonia. 3. Bd. Heft 1 u. 2. Göttoner's Universalliteratur der Kunst S. 351. Den Reuen Kettele der Deutschen. Jahrg. VII. 1. 24. S. 353 fg. Muzet's Gd. Deutsch-land. 22. Bd. Liefer. 1. S. 367 fg.

kommt, heißt Werkblei. Bei der Treibarbeit ist das Ablaufen der Glätte von großer Bedeutung. Der hierzu angewendete Ofen besteht in seinem Herdtrage eine Oeffnung, welche Glättloch oder Ofenkuß genannt wird. Der Glättkasten ist ein eiserner Kasten, mittels dessen in die das Glättloch verschließende Herdmasse ein Paar Rinnen, die Glättgassen, ausgeführt werden, und aus welchen das flüssige Bleierz abfließt. Der Glätttrand ist ein etwa 6 bis 8 Zoll breiter Ring, um welchen sich die Glätte, bevor sie durch die Glättgasse abgelassen wird, anlegt und ansetzt.

Bei der Abbläsearbeit des Silbers aus silberhaltigem Blei wird Werkblei aus dem Herde eines Flammofens eingeschmolzen. Hierbei bildet sich Glätte, welche fortwährend abgeleitet wird, bis zuletzt das Silber zurückbleibt. Man nennt diesen Proceß: das Abtreiben des Werkbleies, in welchem die Glättarbeit und die Periode der Glättbildung von großer Wichtigkeit sind. Die Producte der Glättarbeit, die Glätten sind verschiedenen zusammengesetzt. Man unterscheidet: die erste, unreine, kupferige oder milde Glätte, welche sich nicht zum Verkaufe und zum Frischen eignet und gewöhnlich unter dem Namen Vorschläge beim Hüttenbetriebe wieder verwendet wird. Sie hat eine braune oder grüne Farbe, von Eisen- und Kupfergehalt herrührend. Sodann unterscheidet man, die zweite Glätte, arme Glätte, welche, aus der Glättgasse ausgelaufen und zu einem Kasten gesamt, gelb ansieht, nach dessen Erkalten aber, ein rothes, schuppiges, leicht zerreibliches Product, rothe Glätte, Goldglätte in den Spaltungen des Kastes, welcher in allen Richtungen aufspringt, bildet. Die hierbei rasch erhartete Kruste behält ihre Farbe und Cohäsion, es entsteht die gelbe Glätte, Silberglätte, Frischglätte. Die rothe Glätte eignet sich wegen ihrer feinen mechanischen Zertheilung nicht zur Reduction, wird daher zum Verkaufe gegeben und Verkaufsglätte genannt. Die gelbe, in zusammenhängenden, gestossenen Stücken erhaltene Glätte, die Silberglätte, kommt dagegen zur Reduction, zum Frischen, und heißt Frischglätte. Endlich unterscheidet man noch: letzte Glätte, reiche Glätte, gelbe Krähe, Vorschläge, in Eschen Scheideglätte, Vorschlagglätte. Der Silbergehalt in der Glätte steigt nämlich mit dem Abnehmen der Werke im Ofen durch das vorhandene Silbererz. Sie wird bei einer angemessenen Schmelzarbeit wieder mit in die Beschickung genommen.

Die gelbe Glätte krystallisirt zuweilen in Rhombenkrystallen oder Rhombenbedeckern, findet sich auch wol in schönen glänzenden, glimmerartigen Blättern.

Die in den Handel gebrachte Kaufglätte findet Anwendung zur Lössergläsur, zur Bereitung des Leinöfens, zur Fabrication von Bleiglanz, von Farben, z. B. dem kassiter Gelb, zur Anfertigung des Dilemens. Eine Reinigung der Glätte durch Behandeln mit einer Auflösung von kohlensaurem Ammoniak, welches das Kupfererz löst, ist durch G. Bischof eingeführt.

Natürliche Glätte ist in Mexico in ziemlich bedeutenden Blöcken, in der Nähe erloschener Vulkane,

gefunden, jedoch war keine Spur von Silber darin; der Gehalt an Blei ist aber derselbe als in der künstlichen, aus Treiböfen gewonnenen. (C. Reimwirth.)

GLÄUBIGER (juristisch), lateinisch creditor, heißt jeder, welchem ein Forderungsberechtigt gegen eine bestimmte Person aus einer bestimmten Leistung zusteht. Der Verpflichtete heißt Schuldner (debitor). Das zwischen beiden bestehende Rechtsverhältnis heißt obligatio (vergl. den Art. Obligation). Darüber, daß bei einer und derselben Obligation mehrere Gläubiger und mehrere Schuldner vorkommen können, und in welcher Art dies stattfinden könne, geben die Lehrbücher des Civilrechts Auskunft. In Beziehung auf den Concurs der Gläubiger ist zu dem Artikel creditorum concursus (20. Bd. S. 110 fg.) noch nachzutragen, daß man rücksichtlich der Ansprüche, welche im Concurs verfolgt werden, Passagläubiger und Concursgläubiger unterscheidet. Passagläubiger sind diejenigen, welche nicht gerade ein dingliches Recht verfolgen, sich aber an die Gläubiger selbst aus einer diesen obliegenden Verpflichtung halten. Concursgläubiger sind diejenigen, welche bloß aus dem Gesichtspunkte einer Schuld des Gemeinschuldners aus der Masse Zahlung suchen. Die Ansprüche der Passagläubiger beruhen 1) auf einer Schuld der Concursmasse, 2) auf contrahirten Verbindlichkeiten der Concursgläubiger. Zu 1) auf der Masse ruhen mehrere Lasten (Masselasten), vor deren Beichtigung die Ausbezahlung an die Concursgläubiger nicht geschehen kann. Masselasten in Rücksicht des Gemeinschuldners sind: a) die Alimentation des Gemeinschuldners, welche als lebenslängliche immer Ausnahme ist und nur vorkommen kann a) wegen der Qualität der Güter, aus den Einkünften der Lohn-, Stamm- und Fideicommissgüter, hier aber eine standesmäßige ist, und selbst bei verschuldetem Vermögensverfall gilt; bb) wegen der dem Schuldner in dem römischen Rechte bestimmten Fällen zustehenden Rechtswohltath, der Competenz, welche aber von muthwilligen Bankrottiren nicht in Anspruch genommen werden kann. b) Die Beichtigung des Gemeinschuldners, wenn derselbe bei Ausbruch des Concurs noch unbedeutend ist, oder während der Dauer desselben stirbt, beides nach der Regel: quilibet de suo suaverandus, welcher selbst Pfandrechte weichen müssen f). Masselasten in Rücksicht anderer Berechtigten sind: a) die auf den Grundstücken der Masse haftenden Realprästationen bis dahin, daß es zum Verkaufe kommt und der Käufer in die Lasten eintritt, namentlich aa) die Abgaben an den Staat, und zwar diese auch aus der Zeit vor dem Concurs, weil sich der Staat wegen jedes Rückstandes an das Grundbuch selbst hält f); bb) alle sonstigen Reallasten und Grundrenten, aber nur seit dem Concurs, indem die früher fälligen nach der gewöhnlichen Theorie zu einer persönlichen Schuld des Besitzers werden, welcher nicht einmal ein Vorzugsrecht eingeräumt

1) L. 14. §. 1. L. 16. D. XI, 7. 2) L. 7. pr. D. XXXIX, 4. §. 38. D. XLII, 14.

wird; persönliche Abgaben des Gemeinschuldners bilden keine Pfandschuld. b) Der vor einzelnen Gegenständen der Masse zu leistende Schadenersatz, in sofern er an der Sache selbst haftet und auf jeden Besizer übergeht *). Wer auf eine der angeführten Lasten Ansprüche gründet, gehört zu den Massegläubigern. Er geht den Concursgläubigern vor; doch brauchen diese den Mangel der Masse nicht zu beden, weil sie nur aus dem Besitze ohne alius factum obligatorium haften; selbst durch Aufhebung der einzelnen Sache, worauf die Masse lastet, werden die Concursgläubiger befreit. Zu 2) die Concursgläubiger selbst können verpflichtet werden: a) wenn sie die Contracte des Gemeinschuldners übernehmen; b) wenn sie selbst neue Contracte schließen; c) wenn Jemand Auslagen zum Besten der Gläubiger macht. Denjenigen, welche auf diese Weise Ansprüche gegen die Concursgläubiger selbst erwachen, und welche, wie bemerkt, zur Classe der Massegläubiger gehören, haften die Concursgläubiger aus einem factum obligatorium, nicht bloß aus dem Besitze; sie müssen daher bei Unzulänglichkeit der Masse aus ihrem Vermögen Zufuß leisten, und zwar jeder zu seinem Theil nach Verhältnis der Größe der im Concurs angemeldeten Forderung. Aufschüsse dieser Art sind immer nur eine Verpflichtung der Concursgläubiger, nie der Vindicanten und Massegläubiger. — Die Massegläubiger verfolgen eine Schuld der Masse, sogar der Concursgläubiger selbst, und nehmen darum an dem zum Besten der Concursgläubiger verhängten Concurs keinen Theil; daher sie 1) mit den Concursgläubigern in keine Gemeinschaft treten, ebenso wenig, als die Gläubiger mit dem Schuldner; 2) auch nicht unter sich, ebenso wenig, wie mehr Gläubiger außer dem Concurs; 3) die Rechtsverfolgung der Masse Schuld durch den Concurs nicht beschränkt oder verändert wird; jedoch die Massegläubiger auch während des Concurs Forderungszinsen fordern können, die Verwendgung des Concurs abzuwarten nicht nötig haben, und sich nicht bloß der Klage, sondern auch der Retention, wenn diese auch bei Concursgläubigern wegfallen sollte, bedienen können. Alle diese Verhältnisse würden sich erst ändern, wenn wegen unzureichender Befriedigungsmittel ein Concurs unter den Massegläubigern selbst nötig würde. Compensation gegen die Massegläubiger können die Concursgläubiger vorziehen, nicht nur wenn die Massegläubiger den Concursgläubigern selbst, sondern auch nur dem Gemeinschuldner schuldig sind, weil dessen Gegenforderung auch den Concursgläubigern zu Gebote steht. — Von den Concursgläubigern, worunter die Gläubiger des Gemeinschuldners selbst zu verstehen sind, und von dem Unterschiede der Gesamtheit der Gläubiger (Gläubigerschaft) und der einzelnen Gläubiger ist bereits in dem Artikel *creditorum concursus* die Rede gewesen. (C. W. E. Heinbach.)

GLAFEY (Adam Friedrich), sächsischer Staatsbeamter und Rechtsphilosoph, war zu Reichensbach im

3) Meistels liessern: L. 1. §. 17. D. IX, 1. L. 24. §. 1. D. XXXIX, 2.

I. Cragli. d. 2. u. 2. Erste Section. LXVIII.

Bogtlande am 17. Jan. 1392 geboren. Seine erste Erziehung konnte nur eine nachlässige sein, da sein Vater, ein ruinirter Kaufmann, genöthigt war, als gemeiner Soldat zu dienen. Erst im zwölften Lebensjahre konnte Glafey in das Gymnasium eintreten, wo er als Ehrsänger seinen Unterhalt verdiente. Er bezog die Universität Jena, konnte aber auch hier, durch Privatunterricht abgehalten, den er aus Noth ertheilte, nur wenig Zeit auf seine Studien wenden. Trotzdem begann er bereits im 21. Jahre Schriften zu veröffentlichen, nachdem er 1712 auf Befehl des Herzogs von Gotha groß promovirt worden war. Um dieselbe Zeit eröffnete er einen Privatcurfus über das Naturrecht. Einige Jahre später geleitete er zwei junge Gelehrte nach der Universität Zübingen und reiste mit ihnen durch Teutschland. Nachher wurde er in Halle Doctor der Rechte und habilitirte sich zu Leipzig, um seine juristischen Vorlesungen fortzusetzen. Seine Zugschriften bis zu dieser Zeit, von welchen ein 1732 erschienener „Catalogus rerum Glafeyianarum“ sagt, ein „dilecter Lector“ dürfe von selbst nicht ein mehreres präbendiren, als eigentlich damit intendirt worden ist,“ sind nach diesem Verzeichnisse folgende: 1) *Dissertatio juris naturae: de officiorum collisione* (Jenae 1713.); 2) *De meditanda Selectis*, welcher seine philosophischen und philosophischen Anmerkungen zu fernern Nachsinnen und Unterricht communicirt (Jena 1714.), ein Journal in 5 Heften; 3) *De rationnirande Juris*, welcher aus der Vernunft, wie auch denen Römischen und Teutschen Antiquitäten seine Gedanken über einige Lehren der Rechtsgelehrsamkeit entvedet (Jena 1714.), ein Journal in 3 Theilen; 4) *De Titulo Domini atque Baronis diss.* (Tubing. 1716.); 5) *De Tutela pactitia* (Tub. 1716.); 6) *Observatio de Comitibus Palatinis et Rauracis*, Tomo I. *Miscellaneorum Lips.* inserta (Lips. 1716.); 7) *Disquisitio Juris Naturae et Gentium*, lateinisch und teutsch 1717. Die Abhandlung, über welche er in Leipzig disputirte, handelte: *De dignitate personalium cum territoriis Germanorum communicabili* (Leipzig 1717.), und eine ferne Dissertation: *De praecedentia foeminarum*, erschien zu Halle 1718. In dem allgemeinen historischen Lexikon, welches Thomas Fritsch herausgab, sind die meisten Artikel über teutsche Special- und Provincialgeschichte aus Glafey's Feder. Nach der „geschichtsmäßigen Erörterung der Frage: Ob ein jeder Ehr- und Fürst. Sächsischer Lehmann zugleich ein Landbesitz und Unterthan sep, wie auch was es mit der Ehr- Sächsischen Erbhuldigung vor Bewandnis habe“ und „Eines unparteiischen Patrioten umvergeßliche Gedanken, die bey dem Reichs-Convent zu Regensburg“ anhängige Erb-Stallmeister-Amts-Sache betr.“ erschienen die „Grund-Sätze der Bürgerlichen Rechts-Gelehrsamkeit, durch die gesunde Vernunft von ihren Schladen geäubert, in usum auditorii“ (Leipzig 1720.) und der „Kern der Geschichte des hohen Ehr- und Fürstlichen Hauses zu Sachsen mit Urkunden und Zeugnißsen bewährter Scriventen belegt“ (Frankfurt und Leipzig 1721.), mit welchen zwei

Büchern Glafey großen Anstoß erregte und sich viele Mißbilligungen ausgoß. Das erste desselben wurde auf Befehl der sächsischen Regierung vernichtet. Das zweite, welches 1753 zu Nürnberg noch einmal mit einem Aetionbange erschien, hatte über gewisse geschichtliche Data, welche der dresdener Hof Grund hatte geheim zu halten, Enthüllungen gemacht; auch warf man dem Verfasser vor, er habe durch sophistische Kunst zwischen verschiedene teuffche Länder Zwietracht gesetzt. Nichtsdestoweniger dachte man im kaiserlichen Cabinete darauf, wie man seine Talente verwerthen konnte, und der sächsische, sowie auswärtige Höfe, welchen er durch den Statthalter von Leipzig, den Grafen von Seidenhof, empfohlen worden war, stellten ihn zur Ausarbeitung unterschiedlicher Memoiren an. In dieser Zeit entstanden: Historische Betrachtung einiger im Heiligen Römischen Reiche gebräuchlichsten Titulaturen, worinnen der ehemalige und heutige Gebrauch derselben untersucht wird. (Leipzig 1722.) Historia Germaniae polemica oder Kern derer Teutschen Reichs-Geschichte, worinnen die wichtigsten Controversien und Sachen, welche im Heil. Römischen Reiche von Kaiser zu Kaiser vorgefallen, und den Novum generalem Germaniae betreffen, historisch untersucht und erörtert werden. (Frankf. u. Leipzig 1722.) Vertheilung dieser Reichs-Historie wider das im 77. Stücke derer Leipziger Teutschen Actorum darüber gefasste Judicium. (Leipzig 1722.) Hieraus folgte das rechtsphilosophische Hauptwerk: Vernunft- und Bilder-Recht, worinnen die Lehren dieser Wissenschaft auf demonstrative Gründe gesetzt und nach selbigen die unter souverainen Völkern, wie auch denen Weicherten bis daher vorgefallenen Streitigkeiten erörtert werden. (Frankf. u. Leipzig 1723.) Das Studium des Naturrechts hielt Glafey für seinen eigentlichen Lebensberuf. Die Gegner, welche er in dieser Wissenschaft zu seiner Zeit namentlich zu bekämpfen vorkam, waren Grotius und Hobbes. Seine Kritik ist sicher und scharf. Auch Moser, der ihm sonst Mittelmäßigkeit im historischen Wissen vorwirft, muß anerkennen, daß es Niemand so verstanden habe, wie er, Beschwerden und Ansprache geltend zu machen. Bei alledem wird gerühmt, daß er mit einer seltenen Bescheidenheit jederzeit eingestanden habe, daß es immer noch unendlich viel zu thun gebe, um dem Naturrechte eine unerschütterliche Grundlage zu sichern. Sein Standpunkt bezieht sich als eine Annäherung an die Ansichten des Engländer's Hume, welcher den wohlverstandenen Begriff des Menschenwobls zur Grundlage der Rechtsphilosophie machte und dadurch zum Vorläufer Bentham's wurde. Wenn Krug im philosophischen Wörterbuche mittheilt, Glafey habe die Selbsthaltung zum Principe des Naturrechts erhoben, so können wir dies hiermit sehr wohl vereinigen, da die von einer Mehrzahl von Individuen erkörte Selbsthaltung gegenständige Beschränkung zur Beibehaltung und zur Folge hat und somit die Grundlage eines Rechtszustandes wird, in welchem das Gemeinwohl mit dem Wohle des Einzelnen identisch ist. Es zeigt sich hier der Zusammenhang Glafey's mit der Leibnizischen

Philosophie, welche die Zeit zu beherrschen anfang, und mit dem Contract social Rousseau's, welcher eine praktische Consequenz jener monabologischen Metaphysik war. Wir sind im Zeitalter der Humanität und Aufklärung, welches den objectiven Mächten das Recht der Einginen als solcher in ihrer menschlich-creaturlichen Gleichheit abzurufen hatte. Glafey's Stellung zu Hobbes und Grotius als den Rechtslehrern des vorhergehenden Jahrhunderts ist durch dieses geschichtliche Verhältnis bedingt, etwa wie die Stellung Leibnizens zu Spinoza und Descartes. Eine zweite Ausgabe des so eben genannten Hauptwerkes erschien 1732 und eine dritte, sehr vermehrte unter dem Titel: „Recht der Vernunft“ zu Leipzig 1746. Fernere Schriften: Commentatio historica de vera Ministerialium indole, handelt eigentlich „von dem ehemaligen Zustande und denen Privilegien des niederen Adels in Teutschland wider diejenigen, so denselben vor edel nicht passiren lassen wollen.“ (Frankf. u. Leipzig 1724.) Theatrum historicum praetentium et controvertiarum illustrium oder Historischer Schauplatz derer Ansprüche und Streitigkeiten Heber Potentaten und anderer regierenden Herrschaften in Europa, worinnen dargestellt wird der Ursprung, die Gründe, Gegen-Antworten und der jetzige Zustand derer meisten und wichtigsten Präsentationen in Europa u. s. w., vormals herausgegeben von Christoph Hermann Schwabern, nunmehr aber continuirt und um die Hefste vermehrt. (Leipzig 1727.) Dieses Werk, mit Ausnahme des Theils, welcher von den geistlichen Präsentationen handelt, hat J. Rousslet, in seinen Interets presents des puissances de l'Europe, ins Französische übersetzt. Schon 1726 war Glafey zum Privatdocent an dresdener Hofe ernannt worden. In dieser Stellung, welche er bis an seinen Tod behielt, schrieb er noch: Epistola ad Henricum de Bänau, qua Judicio ejus novum institutum, historiam Saxoniae ex sigillis illustrandi, submittitur. (Dresdae 1729.) Pragmatische Geschichte der Gren-Bohmen. (Leipz. 1729.) Anleitung zu einer weitläufigen Teutschen Schreib-Arth, worinnen die Grund-Lehren zu einem in Welt-Gängen brauchbaren Stylo enthalten sind. (Frankf. u. Leipzig 1730.) Anecdotarium S. Rom. Imp. historiam ac jura publicum illustrantium collectio (Dresdae et Lipsiae 1734.), ursprünglich auf 5 Bände berechnet, von denen jedoch nur einer herauskam. Vollständige Geschichte des Rechts der Vernunft (Leipzig 1739.), ein zweites Hauptwerk, welches nach Krug's Urtheil als Materialiensammlung noch jetzt seine Brauchbarkeit nicht verloren hat. Es ist von einer „Bibliothek des Vernunft- und Völkerrichts“ begleitet, welche von Chr. F. W. Meißner 1740 und 1741 verbessert und vermehrt wurde. Ein sehr wichtiges bibliographisches Verzeichniß, die Bibliotheca Rineciana, gab Glafey zu Leipzig 1747 mit einer Vorrede heraus. Im Ganzen hat er 43 Schriften geschrieben, von denen nur sieben ungedruckt blieben, welche er auf Befehl von Fürsten oder anderen Standespersonen verfaßt hat. Unter diesen letzteren sind zu nennen: Deductio juris et facti pro asserenda superio-

Shum . bolok Glogolish.

	a	b	c	d	e	f	g	h	i
1	+	h	1	A	1	a	asi	h	ph
2	u	u	2	B	2	b	bokoi	h	ch
3	o	u	3	R	3	v	odi	o	o
4	h	u	4	T	4	g	glogoli	h	ai
5	o	h	5	A	5	d	dohra	h	ai
6	o	h	6	e	6	e	eti	h	e
7	o	h	7	K	7	h	inile	h	e
8	o	h	8	S	8	e	nile	h	h
9	o	h	9	Z	9	e	namia	h	h
10	o	h	10	H	10	i	iae	h	h
11	o	h	11	I	11	i	i	h	h
12	o	h	12	T	12	g	—	h	h
13	o	h	13	K	13	k	koko	h	h
14	o	h	14	X	14	l	ljadijo	h	h
15	o	h	15	M	15	m	magelle	h	h
16	o	h	16	N	16	n	nasi	h	h
17	o	h	17	O	17	o	osa	h	h
18	o	h	18	P	18	p	poloj	h	h
19	o	h	19	P	19	r	rioi	h	h
20	o	h	20	C	20	s	alopa	h	h
21	o	h	21	T	21	t	torido	h	h
22	o	h	22	O	22	u	okii	h	h
23	o	h	23	Y	23	—	—	h	h
24	o	h	24	Y	24	—	—	h	h
25	o	h	25	Y	25	—	—	h	h
26	o	h	26	Y	26	—	—	h	h
27	o	h	27	Y	27	—	—	h	h
28	o	h	28	Y	28	—	—	h	h
29	o	h	29	Y	29	—	—	h	h
30	o	h	30	Y	30	—	—	h	h
31	o	h	31	Y	31	—	—	h	h
32	o	h	32	Y	32	—	—	h	h
33	o	h	33	Y	33	—	—	h	h
34	o	h	34	Y	34	—	—	h	h
35	o	h	35	Y	35	—	—	h	h
36	o	h	36	Y	36	—	—	h	h
37	o	h	37	Y	37	—	—	h	h
38	o	h	38	Y	38	—	—	h	h
39	o	h	39	Y	39	—	—	h	h
40	o	h	40	Y	40	—	—	h	h
41	o	h	41	Y	41	—	—	h	h
42	o	h	42	Y	42	—	—	h	h
43	o	h	43	Y	43	—	—	h	h
44	o	h	44	Y	44	—	—	h	h

ritate territoriali regiae majestatis Sardiniae, quod ducis Montisferreatensis in loca et castra Millesimi, Crucis ferreae, Alteris, Mallarum, Cavri, Rochae vignis, Deghi etc. aliisque feudis Langharum, contra Dn. Franc. Dom. comitem Millesimi et agnatos Caretenses, aliosque Langharum vasallos, litis hujus socios; senar: Jus regiae majestati Sardiniae in marchionatum Novelli et Montofris competens vindictatum, hujusque investitura diutius non dene-ganda; und eudich die Responsiones ad quaestiones novem. Diese Werke hat Olafey auf Veranlassung des Ministers des Königs von Sardinien abgefaßt. Er starb am 14. Juli 1753. Quellen außer den angeführten: Adelung, Suppl. zu Böcher's Allgem. Gelehrten-Lexikon. Hirsching, Hist.-litt. Handbuch. Biographie universelle ancienne et moderne. (Paris 1816.) T. XVII. Nouvelle biographie générale depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. (Paris 1857.) T. XX. (Hnd. Seydel.)

GLAGOLITISCH. Die Sprache des slowenischen Volkstammes, seit dem 9. Jahrh. Kirchensprache der griechischen und eines Theiles der katholischen Slaven, wird seit uralter Zeit mit zweierlei Alphabeten geschrieben, dem glagolitischen und dem cyrillischen: jenes dauert noch in einigen Gegenden Istriens, des freiatinischen Litorale, des nördlichen Dalmatien und auf den benachbarten Inseln fort; dieses herrscht in Serbien, Bulgarien, bei den Russen und in Rußland.

Literatur der Glagolice. S. Dobner, Ueber das glagolitische Alphabet. Abhandlungen der böhm. Gesellsch. der Wissenschaften auf das Jahr 1785 (Prag 4.); J. Dobrowsky, Glagolitica (Prag 1807. 1832. 8.); B. Kopitar, Glagolita Clozianus (Vindobonae 1836. fol.); P. J. Safarik, Panátky hláskolského písemnictví (Denkmäler des glagolitischen Schriftenthums). (Prag 1853. 8.); J. J. Hanuš, Zur slavischen Runenfrage, im Archiv für Kunde österrich. Geschichtsquellen. 18. Bd. (Wien 1857.). P. J. Safarik, Ueber den Ursprung und die Primarität des Glagolitismus. (Prag 1858. 4.)

Die Tafel des glagolitischen Alphabets s. am Ende dieses Bandes.

Die Tafel enthält in der Columna a die glagolitischen Buchstaben nach dem assemanischen Gebr.; die Columna b bietet die glagolitischen Buchstaben in jener Form, welche sie im 14. Jahrh. bei den Chorvaten hatten; die Columna c weist die Zahlenwerthe der glagolitischen Buchstaben; die Columna d stellt die cyrillischen Buchstaben meist nach dem supradialer Gebr. dar; die Columna e enthält die Zahlenwerthe der cyrillischen Buchstaben; die Columna f zeigt die Aussprache der Buchstaben; die Columna g endlich enthält die Namen der-

selben, und zwar nach dem pariser abecedarium bulgaricum, in welchem jedoch die Namen der Buchstaben 26, 30, 31 gar nicht vorkommen, während die Namen der Buchstaben 11 (zei), 27 (pe, wol für ee, ei), 30 (peller: vielleicht für pajer?), 40 (hie), 44 (gleichfalls hie) theils als unrichtig, theils als zweifelsvoll unberücksichtigt bleiben mußten. Auch die Namen der Buchstaben 22, 26, 27, 30, 31, 32, 33 und 40 können als gut beglaubigt angesehen werden; dagegen sind die russischen Namen psalon für 22, izica für 44, wie es scheint, jüngeren Ursprungs. Neben eti (im abecedarium bulgaricum liest) findet man auch jati, d. i. jati nach Vergl. Gramm. 1, 14.

Die Namen der glagolitischen und cyrillischen Buchstaben sind größtentheils klar. Sie lauten in lateinischer Uebersetzung: 1) ego, 2) littera, 3) scio, 4) loquere, 5) domum, 6) est, 7) vivite, 8) valde, 9) terra, 10) qui, 13) quomodo, 14) homines, 15) cogitare, 16) noster, 17) ille, 18) quies, 19) die, 20) verbum, 21) durum, 22) doctrina, 23) ab, 28) vermis. Für uk 22 findet man im abecedarium bulgaricum, bei Handuri aus einer griechischen Handschrift der pariser Bibliothek und bei Karaman hie, ik, $\frac{h}{i}$, welches auch der Name des Buchstaben 44 ist und auf ein Schwanken desselben zwischen den Lauten u und i deutet und die Uebersetzung doctrina zweifelsfrei macht. Dunkel sind die Namen für 23 (fratu) und 24 (chiru): bei dem ersten, in welchem Kopitar wol ohne Grund das lat. fert erblickt, hat man an den Namen der gotischen Rune p: pairthir, angelsächsisch peorth, gedacht; hinsichtlich des letzteren verweist Dobrowsky auf das slavische hŕ (fama), welches jedoch aus dem magyarischen hier entspringt ist. Dieser den Lautgesetzen des alt-slowenischen widersprechende Buchstabenname ist ein Beweis für die Entlehnung der Namen, mittelbar auch ein Beweis für die Entlehnung der Figuren. Die übrigen Buchstabenamen sind bloße Verbindungen der durch die Buchstaben bezeichneten Laute mit Hilfslauten; hierher gehören namentlich die Namen sta, ci, sa, jera, jeru, jeri, eti, jusu, welches Kopitar wol mit Unrecht für das lat. jus hält. Statt jeru bietet das abecedarium bulgaricum peller, das wahrscheinlich für pajer steht, das zwar sonst nicht vorkommt, von welchem jedoch das nachweisbare Diminutivum pajeriku abgeleitet ist: es bezeichnet dieses ein über der Linie stehendes, den Buchstaben jeri erfindendes Zeichen, von den Serben malo jer, d. i. kleines jer, genannt. Die künstlichen Namen, worunter Prenomina und sogar eine Präposition: otu (ab, denn das unabweisbare otu pater wird wol fern bleiben müssen) läßt den Gedanken an ein ursprünglich bei den Slowenen entstandenes Alphabet nicht aufkommen und drängt zu der Uebersetzung, daß die Slowenen das glagolitische Alphabet von einem anderen Volke entlehnt haben; denn unter dieser Voraussetzung können die slowenischen Buchstabenamen als Slowenismen fremder Buchstabenamen aufgeführt werden; man hat daher nicht nur fratu mit got. pairthir verglichen, sondern auch bei azu auf den Runennamen. got. aus

*) Die hier in Anwendung gebrachte Schreibweise der slavischen Wörter ist die in den meisten sprachwissenschaftlichen Werken der Gegenwart angenommene. I und u lauten wie verklingendes i und u; ä wie franz. é (éie); g und u wie in und on in fin und bon; e und u wie deutsch j und i (lesen), é, ä, ä wie tsch. (franz.) j und tsch.

(Balken, Gott), nordisch ös, bei vědě auf das griechische *πῖρα*, bei glagoli auf die angelsächsische Rune *ealc* (vergl. Zacher, Das gotische Alphabet 31), bei iže auf die Rune got. eis (Eis, Winter), nord. is, bei nāsi auf die Rune got. nauths (Kessel, Netz), nord. naus, bei oti auf die Rune got. otial (Erdbundstuck), angels. edel, bei jeru endlich auf die Rune *jr* hingewiesen, wobei man eher sich des Nummernamens goth. urus (Murrechse), nord. ür, hätte erinnern sollen. Die große Verschiedenheit der teutschen Runen und der glagolitischen Buchstaben (jene sind äußerst einfach, diese äußerst complicirt) scheint jedoch eine Verwendung der Nummernamen nicht zuzulassen.

Das glagolitische Alphabet ist minder reich als das cyrilische: denn ihm fehlen die Buchstaben 33 (ja), wofür 33 steht; 36 (je), wofür 6 (e) geschrieben wird; und 41, 42, wofür die Verbindungen ks und ps angewendet werden. Dem gemäß enthält das glagolitische Alphabet 40, das cyrilische hingegen 43 Buchstaben, da es eines eigenen Zeichens für glagol. 12 enthält.

Die Ordnung der ersten 28 glagolitischen Buchstaben darf als durch ihre Zahlenwerthe festgestellt angenommen werden. Darnach würde auch die verkommene Ordnung der cyrilischen Buchstaben eine Aenderung erleiden, wobei jedoch zu bemerken ist, daß im Cyrilischen die Zahl 90 auch ein aus dem griechischen Epistemon *ωάνα* entstandenes Zeichen oder durch den Buchstaben 28 dargestellt wird, und daß neben dem dem griechischen *οαr* (*οαυαr*) ähnlichen Buchstaben 37 auch der Buchstabe 27 zur Bezeichnung der Zahl 900 dient. Die Ordnung derjenigen Buchstaben, die keine Zahlen bezeichnen, ist willkürlich. Ein Blick auf die Tafel lehrt, daß die Zahlenwerthe der glagolitischen Buchstaben von ihrer Ordnung im Alphabet abhängig sind, während die cyrilischen Buchstaben dieselben Zahlen bezeichnen, wie im griechischen.

Von den 40 Buchstaben der Glagolien sind einige zusammengefaßt. Hierher gehört nicht nur der Buchstabe 31 (aus 30 und 10 oder aus 30 und 11), sondern auch 22 (aus 17 und 32 für 50), 26 (aus 29 und 21), 39 (aus 6 und 37), 40 (aus 8 und 37); auch 34 ist als zusammengefaßt anzusehen, wenn es auch schwer ist, die componierenden Elemente nachzuweisen. Das Zeichen 31 könnte füglich aus dem Alphabet weggelassen werden, wie auch andere Verbindungen der Vocale mit j nicht aufgenommen worden sind; das pariser abecennarium bulgaricum enthält es nicht, worauf jedoch nur dann ein größeres Gewicht gelegt werden müßte, wenn dieses abecennarium sonst vollständig wäre: der wahrscheinlich Grund seiner Aufnahme in das Alphabet ist darin zu suchen, daß es, abweichend von anderen Verbindungen der Vocale mit j, frühzeitig in der Aussprache als ein Laut gehört wurde. Ob der Laut j durch das Zeichen 10 oder 11 ausgedrückt wird, ist ganz gleichgültig. Der Buchstabe 22 besteht aus 17 und dem Halbvocale 32: so wird der Laut u in dem clogischen Gedy bezeichnet, während die anderen Handschriften ein Zeichen bieten, das aus zwei 17 zu bestehen scheint. Es

ist zu vermuthen, daß ursprünglich dieser Buchstabe aus 17 und 30 bestand, und daß schon im clogischen Gedy an die Stelle des Buchstaben 30 der Buchstabe 32 oder ein demselben sehr ähnliches Zeichen trat, aus welcher Verbindung sich erst später ein Zeichen entwickelte, in welchem man genügt ist, das Zeichen 17 verdoppelt zu sehen. Wenn man bedenkt, daß das altslowenische u nicht dem sanftkräftigen u, sondern regelmäßig dem Gima desselben, also dem o, d. i. u, entspricht, daß ferner an die Stelle des sanftkräftigen u regelmäßig das Zeichen 30 tritt, so dürfte die hier vorgetragene Ansicht einige Wahrscheinlichkeit gewinnen, denn es würde dann das Zeichen 22 vollkommen dem sanftkräftigen u entsprechen, und es wäre damit der Uebergang des u in ov vor Vocalen im schönsten Einklange: pluti, plova. Allein setzt dies nicht die sprachlichen Einsichten unserer Tage voraus? Ebenso wenig als das griechische or, das französische ou *se* voraussetzt, wol aber muß eine ursprünglich verschiedene Aussprache angenommen werden (Vergl. Vergleichende Grammatik. 2. Aufl. I, 142). Haben also die Slowenen des 9. Jahrh. kein kurzes u gekannt? Dies weiß man nicht, die Quantität im Slowenischen ist uns überhaupt unbekannt. Unmöglich ist der Mangel eines kurzen u nicht: schließe es doch den Griechen in viel früherer Zeit. Allein darum, ob das Altslowenische ein kurzes u kannte oder nicht, handelt es sich nicht, sondern darum, wie das entsprechende Zeichen ursprünglich gelautet, namentlich, ob nicht in demselben die Laute o und ein das kurze u vertretender Laut hörbar waren. Uebrigens ist es wahrscheinlich, daß der Buchstabe 41, der nur in aus dem Griechischen entlehnten Wörtern vorkommt, wie u lautete: dies ergibt sich a) daraus, daß dem griechischen r im Altslowenischen bald der Buchstabe 22, also u, bald der Buchstabe 44 entspricht; und b) daraus, daß der Buchstabe 44 im abecennarium bulgaricum auf t folgt, also im Alphabet die Stelle des lateinischen u einnimmt. Veraltete Grammatik I, 115. 116. Ueber die Sprache Nestor's. Separatdruck 16. Wie kommt, kann gefragt werden, das Alphabet zu einem Zeichen, das die Sprache nur in entlehnten Wörtern anwendet? Wie kommt es, daß dafür nicht, wie für ph, th, das geistliche Zeichen angenommen wurde? Es ist auch dies eines jener Momente, welche auf einen älteren Zustand der Sprache oder auf eine fremde Sprache hindeuten, für die das glagolitische Alphabet ursprünglich bestimmt war. Der Buchstabe 26 ist eine Verbindung von 29 und 21, wobei nach der Ansicht Einzelner ein cyrilisches Vorbild zu Grunde gelegen hat, wie aus dem hervorgeht, was in der Verbindung an die Stelle des zweiten Elementes getreten, da dieses eher auf das cyrilische als auf das glagolitische Zeichen für t hinweist. Wer die Verbindung aufmerksam prüft, wird das cyrilische weder in der älteren, noch in der neueren aus dem 14. Jahrh. stammenden Figur des Compendiums entdecken; es ist ferner zu bemerken, daß ursprünglich ein solches Compendium dem glagolitischen Alphabet unbekannt war, daß namentlich der clogische Gedy es nicht kennt, sondern stets die bei-

den Elemente neben einander stellt. Der Buchstabe 39 besteht aus 6 und 37, ist daher eigentlich gleich *es*, wobei es bestimmend ist, daß nicht vielmehr *i* für den Laut *j* angewendet ward. Der Buchstabe 40 ist nach Schafarik eine Verbindung des umgestürzten Buchstaben 8 mit dem Buchstaben 37, wobei zweierlei auffällt, daß nämlich an die Stelle des *j* oder allenfalls *e* der Buchstabe *z* und an die Stelle des *a* der Buchstabe *e* getreten ist.

Unter den 40 Buchstaben des glagolitischen Alphabets finden wir mehrere, die Doubletten zu sein scheinen oder es wirklich sind. Hierher gehören 8 und 9, die beide den Laut *z* bezeichnen, obwohl es nicht unmöglich ist, daß sie ursprünglich zwei verschiedene Laute auszu- drücken bestimmt waren, eine Möglichkeit, die man zu- geben dürfte, wenn man bedenkt, daß das *z* theils der sanftirischen gutturalen media (zr videre ghr lucere), theils anderen Lauten, namentlich *ks*, *s* entspricht (zyb agitare und kšubh agitari, zrē und zrā maturovere), daß im Polnischen *g* in *dz* verwandelt wird: noch aus noga (Vergleiche Grammatik I, 467), daß überhaupt der natürliche Stellvertreter des *g* in gewissen Fällen nicht *z*, sondern *dz* ist (vergl. *e*, d. i. *ts* aus *k* und *tsch*nes), daß im altslawischen Gede der Buchstabe 8 regelmäßig den aus *e* entstandenen Sibilanten bezeichnet (Vergleiche Grammatik I, 217), und daß in einem cyrillich geschriebenen, die Katedresen des Cyrillus von Jerusalem enthaltenden Gede ein ähnlicher Unterschied beobachtet wird. Iszledovanija i zame- njenja o drevnych pamjatnikach staroslovjans. lit. (Petersburg 1856.) p. 15. Erwies ich dieser Unter- schied als gegründet, so würde man dem Zeichen 8 wie dem griechischen ζ den Laut *z* zuschreiben haben, wobei zu beachten, daß die Runnen der Altbau den ent- ferrenden cyrillichen Buchstaben in der That *dz* sprechen. Der Unterschied zwischen beiden Buchstaben ist daher nach meiner Ansicht nicht, wie Schafarik meint, ein örtlicher, sondern ein zeitlicher gewesen, d. h. es ist nicht anzunehmen, derselbe sei auf eine Verfalltheit oder auf eine Volkclasse beschränkt, nicht allgemein gewor- den, sondern es ist zu vermuthen, daß er zu einer ge- wissens Zeit allgemein war, im Laufe der Zeit jedoch sich verloren oder vielmehr den Dental abgestreift hat. Nach Schafarik sind beide Zeichen dem Wesen nach identisch, nur durch ihre Stellung verschieden. Eine andere Be- merkung hat es mit den Zeichen 10 und 11, welche beide den Laut *i* bezeichnen und auch etymologisch gleich- artigen Ursprungs sind; das Vorkommen beider Zeichen in denselben Alphabeten ist nur durch die Annahme erklär- bar, daß beide Buchstaben jener Sprache notwendig waren, deren Laute das glagolitische Alphabet ursprüng- lich zu bezeichnen bestimmt war, und durch die bei an- deren Alphabeten gewonnene Erfahrung, daß die Alten die einmal erfundenen Zeichen als einen festbaren Schatz betrachteten und auch die als Lauteigenen nicht mehr an- wendbaren nicht leicht ganz bei Seite geworfen haben. Th. Kromer, Die unteritalischen Dialekte 19; v. Li- lioncron, Zur Runenlehre 8 und F. Sacher, Das

gerthische Alphabet 24. Dagegen sind die Zeichen 4 und 12 keine Doubletten, denn sie bezeichnen verschiedene, wenn auch verwandte, Laute: das erstere ist *g*, das letztere eine Modifikation desselben, indem jenes im Alt- slovenischen nur vor *a*, *o*, *u* *re*, letzteres nur vor *e*, *i* und *i* stehen kann. Der Unterschied zwischen 4 und 12 ist daher identisch mit dem höchst bedeutenden Unter- schiede zwischen *y* in *zy* und *y* in *zy* im Neugriechischen (Vergleiche Grammatik I, 204—208; Brück, Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprach- laute 44. 45. 46). Dagegen glaubt Schafarik (Pa- matky 19) diesem Zeichen entweder den Laut des ser- bischen *dj* oder des lateinischen *j* zuschreiben zu sollen, gegen welche Ansicht einzuwenden ist, daß die slovenische Sprache weder in alter, noch in neuer Zeit den serbi- schen Laut *dj* kennt, und darauf, daß, wenn das Zei- chen 12 den Laut *j* bezeichne, es ganz unerklärbar wäre, wie es komme, daß das Zeichen für einen in der slovenischen Sprache so unendlich häufig vorkommenden Laut nur in einzelnen, nie in slovenischen Wörtern an- gewendet wird. Wenn dagegen bemerkt werden sollte, daß es doch bestimmend sei, daß das glagolitische Alpha- bet für einen nur in entlehnten Wörtern vorkommenden Laut einen eigenen Buchstaben habe und denselben sogar als Zahlzeichen anwende, so ist auch hier nicht zu über- sehen, daß das glagolitische Alphabet höchst wahr- scheinlich ursprünglich für eine andere Sprache bestimmt war, und daß die Anwendung der Buchstaben als Zahlzeichen etwas Künstliches ist. Wenn nun auch dem Zeichen 12 der Laut *j* abzusprechen ist, so ist doch zuzugeben, daß der Laut desselben, wie der des neugriechischen *y* vor *e* und *i*, dem das *j* so nahe kommt, daß der Ordner des Alphabets mit Hinblick auf das Lateinische diesem Zei- chen seine Stelle zwischen *i* und *k* anweisen konnte. Wer darauf hindeutete, daß aus dem glagolitischen Zeichen 12 sich der schon in der Urkunde vom J. 1189 vorkommende serbische Buchstabe für *j* entwickelt hat, würde nicht be- weisen, was er beweisen will: denn wenn der Serbe im Lesen eines altslawischen Buches das glagolitische Zeichen 12 wie *dj* aussprach, so konnte er es zur Bezeichnung die- ses Lautes anwenden, es folgt aber daraus nicht, daß auch der Slovene diesen Buchstaben so ausgesprochen habe. 17 und 25 sind Doubletten: 25 ist höchst wahr- scheinlich aus dem Griechischen entlehnt und wurde ur- sprünglich wol nur in griechischen Wörtern geschrieben; daß derselben jener Laut entsprechen habe, den die Slo- venen in Krain in voda hören lassen, und welcher ein Mischling zwischen *o* und *a* ist, ist sehr unwahr- scheinlich.

Das glagolitische Alphabet bezeichnet vor Allem die drei Grundvocale: *kurze a* (aus welchem sich *o* und *e* entwickelt haben), *i* und *u*, dieses nach dem oben Be- merkten durch das Zeichen 44; die durch Aufschwächung aus *i* und *u* entstandenen Halbvocale *I* und *u* durch 30 und 32; ferner die aus der Steigerung derselben her- vorgegangenen Laute *e* und *a*: letzterer wurde, wie oben angegeben worden, ursprünglich diphtongisch ausgespro- chen: daß auch aus der Steigerung des *e* der Vocal *e*

hervorgeht, hat seinen Grund in der Verwandtschaft des *e* mit *i*, daher *pletati* aus *pleantati*, wie *vedetii* aus *viadetii*; ferner das *š* aus langen *a* der verwandten Sprachen gegenüberstehende *a*; endlich die durch Verschmelzung von *m* oder *n* mit einem vorhergehenden Vocale gebildeten nasalen Vocale *q* und *a*; in jenem steht einer der Vocale *o*, *i*; in diesem *o*, *u*, *ü*. Außer diesen Vocalen konnten im Altslowenischen auch die Consonanten *l* und *r* für sich Epiben bilden: *plku*, *trnu*. Daß dem so war, zeigt jene slavische Sprache, die im Allgemeinen der altslowenischen am nächsten steht, nämlich die russowenische, welche noch jetzt das für sich Epiben bildende *r* hat; man schließt dies ferner daraus, daß aus den Wurzeln *kl* und *zr* durch Einschaltung des *o* ebenso *kolu* und *zoru* entstehen, wie aus *pi-poj* hervorgeht. Wer diese Aussprache leugnet, muß behaupten, daß die dem Sanskrit bekannten Vocale *l* und *r* im Altslowenischen ausgestorben, später, im Russowenischen, wieder zum Leben erwacht seien. Diese sogenannten Vocale nun werden im Altslowenischen durch Verbindung von *l* und *r* mit einem der beiden Halbvocale *u* oder *i* ausgedrückt, daher *pluku*, *trnu* oder *pliku*, *trnu*, eine Bezeichnungseigenschaft, welche höchst wahrscheinlich dem Einflusse jener Sprache zuzuschreiben ist, für welche das glagolitische Alphabet ursprünglich bestimmt war. Den Consonanten enthält das Alphabet die Liquiden *l*, *r*, *u*; die Dentalen *k*, *č*; die Labialen *p*, *b*, *v*, *m*; die Gutturalen *k*, *g*, *ch*; die Palatalen *č*, *ž*, *š* und die Sibilanten *c*, *z*, *s*. Die Verschmelzung eines Consonanten mit *j* oder *i* zu einem Laute, wodurch jene Modifikation desselben entsteht, die man Erweichung (Weichung) nennt, bezeichnet man im Auslaute durch Anfügung des *i*, *b. i.* des Buchstaben *32* an den zu erweichenden Consonanten: im Slowenischen sind nur die liquiden Consonanten dieser Modifikation fähig, vorzüglich jedoch *l* und *n*, indem sich die Erweichung des *r* schon frühzeitig verloren hat; eine ähnliche Modifikation des *g* wird durch einen eigenen Buchstaben bezeichnet, nämlich durch *12*. Der Laut des griechischen *q* findet sich nur in ursprünglich griechischen Wörtern, wird jedoch auch in diesen häufig durch den einheimischen Laute *p*, *v* ersetzt: *osipij*, *vlaskuna* für *iosijq*, *qlaskuna* (Vergleiche Grammatik I, 194). Auch der Laut des griechischen *š* kommt nur in aus dem Griechischen entlehnten Wörtern vor, wird jedoch wie *t*, nicht selten wie *q* ausgesprochen, was darin seinen Grund hat, daß der minder Aufmerksamkeit in dem neugriechischen *š*-Laute in der That ein *l* zu hören verneint, daher *vlisinja* für griech. *βλίσινια* schon in dem uralten supraslovenischen Godez; daher die Anwendung des griechischen *š* für *q* (Vergl. Grammatik I, 193); daher auch Kopitar's Irrthum, der auf der dem Glogolita Clozianus beigegebenen Tabelle unter fünf Formen für *q* vier *š*-Formen liest. Einen nicht unerheblichen Mangel hat das glagolitische, sowie das aus demselben hervorgegangene cyrilliche Alphabet, es fehlt nämlich beiden ein Zeichen für den so häufig vorkommenden Consonanten *j*; dem Uebelstande wird im Glogolitischen vor *u* dadurch abgeholfen, daß für *ju* ein

eigenes, nach Kopitar aus dem lateinischen *JV* entlehntes Zeichen, für *je* eine Verbindung des *a* mit *e*, für *ja* endlich eine Verbindung des *z* (*š*) mit *a* in das Alphabet aufgenommen worden sind; für *je* und *ja* hat erst das cyrilliche eigene Zeichen (Verbindungen des *11* mit *e* und *a*) geschaffen, während *je* in beiden Alphabeten unausdrückbar ist, so daß man *niva* für *njiva* schreiben muß, wenn man nicht zu dem Falschen des supraslovenischen Godez seine Zuflucht nehmen will. Die oben ausgesprochene Ansicht über die Geltung der beiden Halbvocale *30* und *32* gründet sich auf die Vergleichung der slowenischen Sprache mit den verwandten Sprachen, und es ist wol unrichtig, wenn man behauptet, daß für die Sprache jenes Landes und jener Zeit die Anwendung zweier Halbvocale nicht notwendig war, und daß daher dieselben sehr inaequivalent gebraucht werden; denn was die erstere Behauptung betrifft, so darf auf die Resultate der vergleichenden Sprachforschung hingewiesen werden, nach welchem Halbvocale aus *u* und aus *i* entstehen; und daß zwischen beiden Vocalen ein den Organismus aller slavischen Sprachen beherrschender Unterschied stattfindet, wird wol kein Randiger in Abrede stellen; hinsichtlich des inaequivalenten Gebrauchs muß auf das hingewiesen werden, was darüber in der Vergleichenden Grammatik I, 77 (vergl. *izsledovanja i zamećanja o drevnich pamjatnikach staroslovjansk. lit.* [Petersburg. 1836.] p. 14) bemerkt worden ist, und woraus hervorgeht, daß die Vorstellung mancher Forscher von dieser Inaequivalenz eine übertriebene ist, wenn auch zugestanden werden muß, daß die Scheidung beider Halbvocale in den glagolitischen Denkmälern nicht so genau ist wie in den aus Russland stammenden cyrillichen; es folgt daraus, daß in den eigentlich slowenischen Ländern in vielen Formen dieser Unterschied schon sehr früh aufgegeben worden ist; übrigens ist es begreiflich, daß Halbvocale mit einander leicht verwechselt werden, namentlich so lange sie wirkliche Halbvocale sind, *b. h.* einen eigenen Laut bezeichnen, nicht bloß, wie namentlich *32*, die Modifikation eines vorhergehenden Consonanten andeuten. Ein anderer Streit betrifft den Vocal *č* (Zeichen *33*). Es ist nämlich außer Zweifel, daß dieser Buchstabe sowohl dem cyrillichen Buchstaben *33* als auch *35* entspricht, so daß man fragen kann, ob derselbe wie *č* (Bruct 20) oder wie *ja*, *e* ausgesprochen worden sei. Es scheint, daß beide Aussprachenweisen neben einander bestanden; dafür spricht, daß das Suffix *anu* mit dem Suffix *jana* gleichbedeutend ist, daher *eseleninu* neben *eselaninu*, *perseninu* neben *persaninu* u. i. w.; dafür spricht ferner, daß altslow. *č* gotthischem *č* und ai und lithauischem *č* und *č* gegenübersteht, daher *lekeis-leku*, *dails-delu* u. i. w. (Vergl. Grammatik I, 93). Gleiches, litauische Grammatik 9. Die wahre Bedeutung dieses Vocale ist noch ziemlich dunkel. So bestrebt vor Allem, daß das sonst so streng Scheidende glagolitische Alphabet für zwei so verschiedene Laute, wie *č* und *ja*, *e* nur ein Zeichen hatte. Oder soll der erstere der beiden Laute späteren Ursprungs sein? Dies ist nicht anzunehmen, da

die vom Maggarischen aufgenommenen altslowenischen Wörter *č* bieten: *oběd* für *obědu*, *něma* für *němu*, *pěnz* für *pěnozi* etc. und da man sonst Formen erhielt wie *vjara*, *sjano*, die einem bestimmten Lautgesetze des altslowenischen widersprechen. Oder soll damals dieses Lautgesetz noch nicht gegolten haben? Wer sich bei der Bezeichnung dieser Frage auf das Slowenische der Maggarer beruft, gegen den wäre einzumachen, daß in dieser Sprache der Laut des Buchstaben *č* nicht immer wie *č* lautete, sondern, unter dem Einflusse des Accentes und der Assimilation stehend, auch wie *e* ausgesprochen wird (Vergl. Grammatik I, 276); und wenn es auch überall wie *č* lautete, so müßte erklärt werden, wie es komme, daß das unter den bulgarischen Slowenen entstandene christliche Alphabet außer dem ja auch ein Zeichen für *č* hat.

Wie verhalten sich die beiden altslowenischen Alphabete zu einander? Offenbar sind alle glagolitischen Buchstaben, die sich durch griechische ersetzen ließen, im Griechischen durch diese verdrängt worden, ein nicht unbedeutender Theil dessen, wofür das Griechische kein Ersatzmittel bot, ist entweder unverändert oder mehr oder weniger verändert, vereinfacht in das christliche Alphabet aufgenommen und vor den Rest, wie es scheint, neue Zeichen angenommen worden, die zu den übrigen besser zu passen schienen als die alten glagolitischen; endlich sind noch vier dem Glagolitischen unbekannte Zeichen hinzugekommen. Zu der ersten Classe gehören folgende Buchstaben: 1, 3, 4, 5, 6, 8 (aus dem Cretischen *Fai*), 9, 10, 11, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 24, 44, also im Ganzen 21 Buchstaben; die schon vom Glagolitischen angenommenen griechischen Buchstaben *q*, *z* sind natürlich beibehalten worden und das *ω* erhielt seine ursprüngliche Gestalt wieder. Zur zweiten Classe gehören die Buchstaben 2, 7, 27, 28, 29, 33, 34; das Zeichen 12 ist aufgegeben worden, an seine Stelle trat *g* mit dem Häkchen, nur auch die übrigen Cutturale *k* und *ch* vor *e*, *i*, *l* mit Häkchen versehen worden sind. Zur dritten Classe gehören 30, 31, 32, 37, 38, 39, 40; auch bei diesen Buchstaben ist die Möglichkeit, man sei von den glagolitischen Figuren ausgegangen, nicht auszuschließen. Zur vierten Classe sind zu zählen die Buchstaben 35, 36; auch die griechischen Buchstaben *z* und *v* sind neu hinzugekommen. Dabei ist im Allgemeinen zu bemerken, daß, wie alle menschlichen Erfindungen so auch die Erfindung oder richtiger Einrichtung des glagolitischen und des christlichen Alphabets nicht das Werk eines Menschen und Einmaliger Ueberlegung, sondern das Resultat verschiedener von mehreren durch längere Zeit fortgesetzter Versuche war; und ferner, daß, wenn auch manche der aus dem Glagolitischen entstandenen christlichen Buchstaben von ihrem Vorbilde sich weit entfernt haben, dieser ihre Ursprung nicht in Abrede gestellt werden soll, wenn bei anderen Buchstaben desselben Alphabets diese Entstehung offenbar ist; denn es ist bekannt, daß die Veränderung der Figur so weit gehen kann, daß schließlich die Verwandtschaft derselben mit ihrem Muster kaum mehr zu

gewahren ist; man vergleiche nur das phönizische Alphabet einerseits mit der lateinischen oder gar mit der aus dieser entstandenen sogenannten teutschen Schrift und andererseits mit dem Dévaanagari, das nach A. Weber's Beweis aus derselben Quelle geflossen ist.

Wenn man nun von den 40 glagolitischen Zeichen die ausgeschalteten Compendia und die offenbar aus dem Griechischen entlehnten Zeichen *ω*, *q* und *z* abrechnet, so erhält man 31 einheimische einfache Buchstaben. Eine Vergleichung derselben mit den Zeichen aller möglichen Alphabete ist nicht uninteressant, obwohl kaum Jemand glauben wird, der sogenannten Erfinder des glagolitischen Alphabets habe etwa im 9. Jahrh. das palmyrenische, samaritanische, hebräische, kassische, äthiopische, aramäische, armenische, griechische, lateinische und noch viele andere Alphabete geplündert, um das seinige zusammenzusetzen. Wem wäre eine solche Anzahl von Alphabeten zu jener Zeit zugänglich gewesen? und wäre wol der Erfinder des glagolitischen Alphabets verständig zu Werke gegangen, wenn er das, was er von jedem einzelnen Alphabet entnehmen konnte, wie die Buchstaben für die Laute *a*, *d*, *g* u. f. w., nur um etwas recht bunt gemengtes zu Stande zu bringen, verschiedenen Alphabeten abgeborgt hätte? Die Vergleichung zeigt klar, daß das glagolitische Alphabet zu jenen Schriften zu zählen ist, welche als aus dem Phönizischen entstanden angesehen werden müssen und die sich über ganz Europa und den größten Theil von Asien ausgebreitet haben. Mehr als man glaubt ist aus dem älteren griechischen Alphabete erklärbar; man beachte den Buchstaben 3 (liegend statt aufrecht stehend), 6 (umgekehrt), 13, 18, 24; man vergleiche 3 mit dem griechischen *β*, 6 mit dem griechischen *ε*, 13 mit dem griechischen *κ*, 18 mit dem griechischen *η* und 29 mit dem griechischen *αυ* (*αυνη*) in *Nouveau traité de diplom.* pl. X.

Das glagolitische Alphabet war unzweifelhaft für die slowenische Sprache bestimmt. Im Süden der Donau wohnen nämlich drei slavische Stämme, nämlich die Slowenen, die Serben und die Chorvaten. Die Serben und Chorvaten sind etwa zu Anfang des 7. Jahrh. in die Gegend gedrungen, die sie noch heutzutage inne haben; die Einwanderung der ersten fällt in eine etwas frühere Zeit; sie begannen nämlich um die Mitte des 6. Jahrh. von der oberen Donau aus westlich bis zu den Quellen der Drau in Tyrol, östlich bis an das schwarze Meer sich auszubreiten. Diese slowenische Volksmasse ward durch die Serben und Chorvaten und später durch die Magyaren in zwei Theile gespalten, von denen der westliche an die Deutschen grenzend teutsche, der östliche, der bis an die Thore Constantinopels reichte, griechische Cultur annahm. Der westliche Stamm von Kopitar karantanisch (*medii aevi vocabulo Carantanorum*) genannt, heißt noch heutzutage der slowenische und bewohnt einen Theil des westlichen Ungarn, einen Theil von Steiermark und Kärnten, Krain, das Krüthenland und Civilkratoien. Der östliche Stamm wird seit seiner Vermengung mit den zum ural-altaischen Stamme gehörigen Bulgaren der bulgarische genannt. Der mitt-

der jetzt im westlichen Ungarn und in der östlichen Steiermark, daher aus dem Boden des ehemaligen Unterpannoniens wohnt. Die weiter westwärts ansässigen hingegen darf man nicht für directe Descendenten der pannonischen Slovenen halten. Dasselbe gilt von der Sprache. Wenn man daher unter Altslowenisch die Sprache der älteren Kirchenbücher versteht, so mag man nicht Unrecht haben, die directe Descendenz des heutigen Slowenisch (in seiner ganzen Ausdehnung) vom alten zu bestritten; man kann jenes für einen sehr nahe verwandten Seitenabzweig dieses erklären, obgleich es beschränkt, daß der Unterschied zwischen der Sprache der östlichen Slovenen von der der westlichen ein gar so geringer ist, namentlich wird man schwer begreifen, daß die für so wichtig angesehenen altslowenischen meist aus *i* und *o* entstandenen Consonantenverbindungen *št* und *žd* auch von den östlichen Slovenen durch *š* und *j* ersetzt werden. Daß die pannonischen Slovenen im 9. Jahrh. *št* und *žd* gesprochen haben, ist wahrscheinlich, aber noch nicht bewiesen, da die uns erhaltenen Denkmäler, wenn auch zum Theil wenigstens in Pannonien entstanden, unmittelbar von den bulgarischen Slovenen herühren, unter deren Händen sie wol nicht ohne alle Veränderung, namentlich hinsichtlich des Lautsystems geblieben sind. Wenn man sich auf die im Magyarischen erhaltenen altslowenischen Wörter beruft, so kann man nicht nur für *št* und *žd*, sondern auch für *š* und *j* sogar für *tj* (*č*) und *dj* Beispiele anführen: a) palást aus *plastī*, rozda aus *ružda*, der Ortsname Nádásd nach Schafarik aus dem slavischen Mannennamen Nadežda; b) lenese aus *lešta*, szerecene aus *surošta*; c) gátya aus *gatiš*, gargya aus *grážda*, megye neben megye aus *mežda*, rogya aus *ružda*, setah es in der That unentschieden bleibt, wie die pannonischen Slovenen sprachen. Auch über die Sprache der westlichen (nordischen) Slovenen im 9. Jahrh. sind wir nicht im Klaren; denn daß die unschätzbaren freisinger Denkmäler aus der Zeit des Bischofs Abraham, eines geborenen Karantaners (937—994) stammen, ist von A. Schmeller in den *Wünschener gelehrten Anzeigen* (1837 S. 107) in Zweifel gezogen worden, und dieser ausgezeichnete Gelehrte scheint geneigt, dieses Denkmal einer späteren Zeit, dem 12. Jahrh., zuzuschreiben. Dessenungeachtet ist es wahrscheinlich, daß die nordischen Slovenen schon im 9. Jahrh. *š* und *j* für *tj* und *žd* gesprochen haben; schon früh scheint eine Spaltung der slowenischen Sprache dadurch eingetreten zu sein, daß der eine (westliche) Theil aus *tj*-*š*, *č* und aus *dj*, durch Auslösung des ersten Consonanten, *j* bildete, während der andere (östliche) die aus *tj* und *žd* entstandenen Consonantenverbindungen *št* und *žd* durch Umstellung in *st* und *zd* veränderte. Wenn nun hier hinsichtlich der näheren Verwandtschaft mit dem pannonischen Slowenisch die Frage allerdings zwischen dem nordischen und dem bulgarischen Slowenisch schwankt, so sprechen die im altslowenischen *št* in sich schließenden im Magyarischen erhaltenen slowenischen Wörter entschieden für nähere Verwandtschaft des nordischen Slo-

venisch: beszéd und beszéda, cserep und črepa, csév und čévi (in čévinica), ebéd und oběda, lep und lěpu, mēr und mēru in bogomēr, kazmēr und ladomēr; ähnlich ist kalitka und klētika; die heutigen Slovenen wie die Magyaren sprechen in diesen Wörtern für *e* einen zwischen *e* und *i* stehenden Laut, während die bulgarischen Slovenen wie die Rumunen an derselben Stelle in betonten Sylben *ea*, in unbetonten hingegen *e* hören lassen. Versteht man dagegen unter Altslowenisch die Sprache des ganzen slowenischen Reichthums in Noricum, Pannonien und in den Pannusländern, so kann man dem heutigen Slowenisch die Ehre directer Abstammung vom alten unbedenklich einräumen. Für den pannonischen Ursprung der altslowenischen Kirchensprache zeugen ferner jene Wörter derselben, welche als aus dem Althochdeutschen entlehnt nur im Munde der an die Teutschen grenzenden pannonischen Slovenen erklärbar sind, deren Bedeutung überdies von Teutschen begonnen wurde: bukjū, bukvī littera buoh; vrědu (uc vrědu sutoriti *ἀποκατατί* reprobare Matth. 21, 42) unwerd; kunčz princeps kuning; lobazati osculari von *leš* labium; mūnichū monachus manich; papeži papa pabes; pila lima fila; popū clericus phaso; postū m. jejunium fasta f.; pēncz denarius phennig; sklezī nummus skilling; sadnāj dinst dies jadicū targa girihī, suonatg, tuomestag, das jedoch auch nach *hulga xpatu* gebildet sein kann; traba tuba trumba; ehujū m. hūs n. domus; crakūj, crakūvī ecclesia churicha (vergl. bukjū mit buoh und lokij imbes mit lacha); dagegen ist christišt, krūstīti baptizare aus christu Christus aus slavischen Werten entstanden, ein althd. christen ist unannehmbar; kramola seditio ist wie armala der lex Bajuvariorum dunkel. Andere Wörter sind zwar nicht aus dem Althochdeutschen entlehnt, es ist jedoch der Einfluß dieses teutschen Dialectes auf ihre Bildung oder Bedeutung unverkennbar: neprijazni f. diabolus unholda f.; piklu, piklo pix und inferus pech mit denselben Bedeutungen; die jedoch auch dem neugriechischen *νεκος* zukommen; sčrda dies mercurii mitawecha. * Diese Wörter bilden sammt den unten aufgeführten die teutsch-lateinisch-christliche Terminologie, die Dobrowsky passend vorerwähnt nennt; denn sie wurde von den teutschen Missionairen eingeführt und von Cyril bei seinen pannonischen Kirchenfindern schon vorgefunden; sie wurde in Bulgarien größtentheils durch die griechische verdrängt; dort sprach man monachu für mūnichu; papa für papeži; ijerj für popū; dijavolu für neprijazni; adu für piklu etc. Auch die aus dem Lateinischen in die slowenischen Kirchenbücher eingebrungenen Wörter weisen auf Pannonien hin; denn wenn auch die lateinische Sprache in den Pannusländern einheimisch war, so weiß die Geschichte dort Nichts von einer erfolgreichen Christianisirung der Slovenen durch lateinische Priester: kalezi calix, althd. kelch; kumotra compater, ruslov. boter, althd. nach compater gevatero; kumotra commater, ruslov. botra; komuka communio von communicare; križi m. crux, ruslov. križ, althd.

kruzi n.; kumú aus compater, neues. kum; mša missa, althd. messa; olutari altare, althd. altari; pogani paganus; hinzuzufügen sind noch folgende Wörter: gruku graecus, althd. chriach; kruna corona, althd. korona; polata palatium, gr. παλάτιον, althd. phalanza; ruka, goth. althd. arka; skomiau scamnum, althd. scamali; skrinija f. scrinium, althd. scrini u. für die Pannonität der altslowenischen Kirchensprache streiten endlich einige kirchliche Ausdrücke des Magyarischen, die offenbar aus dem Altslowenischen entlehnt sind und die von einer sonst nicht bezeugten Wirklichkeit der Slovenen bei der Christianisirung der Magyaren Zeugniß abulegen scheinen: esörtörtük dies jovis detvrtuku; kereszt erux krustu (gewiß nicht zu den Ungarn aus Constantinopel und Bulgarien, etwa über Siebenbürgen [948—1003] gebracht); keresztel baptizare krustál; komá compater kumú; malaszt gratia milosti; mise missa mša; oltar altare olutari; pap sacerdos popa; péntek dies veneris pontoku; pénz pecunia pénezi; pogány paganus pogani; pokol infernus piklu; szent sanctus szveti; szereda dies mercurii sréda; szombat dies sabbati sabota; zu welchen Wörtern auch eine nicht unbedeutende Anzahl von nicht kirchlichen geßugt werden kann: abroncs circulus obrás; Balaton lacus balatius Plattensee aus blatinu, daher beim Mönche Chrob. knezi blatinúki; bolond stultus bladu; déd avus dedú; dorong pertica dragu; goromba radis grabu; szekrény scrinium skrinija etc. Wenn die von Magyarischem angenommenen Wörter, wie anygal, evangeliom, György, wegen des gy für ga auf die Sprache der pannonischen Slovenen zurückgeführt werden, so ist zu bedenken, daß die Slovenen den Laut des magyarischen gy nie gekannt haben.

Unter den Gelehrten von Dobrovsky, die sich für die Priorität der glagolitischen Schrift aussprachen, nimmt Gelasius Dobner unstreitig die erste Stelle ein. Die Ansichten dieses ausgezeichneten Mannes lassen sich in Folgendem zusammenfassen: von der Zeit an, wo die beiden slavischen Alphabete, das cyrillicke und das glagolitische bekannt geworden sind, ist das glagolitische jederzeit als das ältere angesehen worden, nicht nur deswegen, weil man es für eine Erfindung des heiligen Hieronymus hielt und weil es nebst der ganzen übrigen Nation so viele alte päpstliche Bullen anerkannt haben, sondern auch, weil dessen rothe, mit keiner andern Schrift übereinstimmenden Züge ein wahrhaft neues Erfindungsmerkmal anzeigten. Dagegen hat man im cyrillicken Alphabete die griechischen Buchstaben des 9. Jahrh. zu keiner Zeit verkannt. Das glagolitische Alphabet hat schon zur Zeit des Papstes Johann VIII. und des heiligen Methodius existirt; dieses Alphabet hat das wahre Gepräge des Alterthums: die Reinheit der Figur, der rothe Schriftzug, die durchgängige Gleichheit desselben erheben es über das cyrillicke, das nichts Neues, nichts Uebrigcs bietet, das vielmehr mit griechischen Zeichen davon ganz verschiedene vermischt. Auch der slavische Name des glagolitischen Alphabets (glagolica,

bukvica) zeugt für ein höheres Alter desselben. Zu diesem Resultate wird auch der gelangen, der sich bei dieser Frage durch das höhere Alter der bei verschiedenen slavischen Völkern eingeführten christlichen Religion bestimmen läßt, da die cyrillicke Schreibenden Russen um hundert Jahre später als die des glagolitischen Alphabets sich bedienenden Slawen das Christenthum angenommen haben. Die letzteren haben ferner das besondere Glück, ein höchst glaubwürdiges Zeugniß aus dem Jahre 1222 zu besitzen, aus welchem hervorgeht, daß die glagolitische Schrift schon zu Methodius' Zeiten in allgemeinem Gebrauche war und daß die heiligen Bücher mit derselben geschrieben waren; die griechischen Slaven können ein solches Zeugniß für ihre sogenannte cyrillicke Schrift nicht anführen. Es bezeugt nämlich ein Kloster von der Insel Arbe (slav. Rab), Nicolaus, in der Vorrede zu einem glagolitischen Psalter, er habe diesen Psalter im J. 1222 unter Papst Honorius, Friedrich dem römischen, Robert dem orientalischen Kaiser, unter Andreas dem Könige von Ungarn, endlich unter dem Erzbischof von Spalato, Gunzallus, abgeschrieben aus einem viel älteren Psalter, welcher auf Befehl und Kosten des letzten Erzbischofs von Salona, Theodor, geschrieben worden: da nun dieser letzte Erzbischof von Salona, Theodor, unter Papst Johann VIII., also im 9. Jahrh. lebte, so ist erwiesen, daß die glagolitische Schrift schon im 9. Jahrh. existirt hat, daher unstreitig eine Erfindung der slavischen Apostel, Cyrillus und Methodius, ist. Will man Nicolaus von Arbe nicht für einen Betrüger halten, so wird man sich leicht überzeugen, daß der von ihm benutzte Psalter mit glagolitischen Buchstaben geschrieben war, mit denselben Buchstaben, welche Constantin der Philosoph erfand, Methodius in Großmähren einfuhrte und Papst Johann VIII. bediente. Vielleicht sind jedoch, könnte man einwenden, beide Alphabete zu gleicher Zeit erfunden worden? Nicht möglich; denn es wäre Thorheit gewesen, die schwere, unbenackte glagolitische Schrift zu erfinden, wenn die leichte, bekannte griechisch-slavische schon existirt hätte. Ein anderes Beispiel, das für das hohe Alter der glagolitischen Schrift zeugt, ist das abecedarium bulgaricum der pariser Bibliothek, welches nach der Ansicht der Benedictiner von St. Maur wenigstens acht bis neun hundert Jahre alt, in die Zeiten von Cyrillus und Methodius hinaufreicht: es haben also die Slavenapostel das glagolitische Alphabet nicht nur bei den bulgarischen, sondern auch bei den mährisch-pannonischen und übrigen Slaven eingeführt. Für das hohe Alter der Glagolica spricht ferner die durch so viele Jahrhunderte bis auf unsere Tage in so vielen päpstlichen Urkunden erhaltene Tradition. Daß der salomonische Kirchenrath unter Papst Alexander II. (1061—1072) die glagolitische, nicht die cyrillicke Schrift im Auge gehabt, ergibt sich aus den Worten: dicebant gothicas litteras a quodam Methodio haereticos fuisse inventas, da es ungläublich ist, ein ganzer Kirchenrath habe die cyrillicken Buchstaben, deren Verwandtschaft mit den griechischen unverkennbar ist, für

gottisch gehalten; dies ist um so weniger anzunehmen, als das Erzbisthum von Salona im Norden und Osten an lauter Griechen gränzte, indem es damals nicht nur in Belgrad einen griechischen Bischof, sondern auch in seinem Innern eine Menge griechische Priester hatte, welchen derselbe Kirchenrath das Lesen der Messe in ihrer Sprache erlaubte. Es ist ferner unmöglich, daß der gleichzeitige Verfasser des Aufszuges „de conversatione Carantanorum“ von noviter inventis slavinis litteris gesprochen, der Papst Johann VIII. den Ausdruck litteras slavonicas a Constantino quodam philosopho repertas gebrauch hätte, wenn diese Buchstaben die sogenannten cyrilischen gewesen wären, deren Verwandtschaft mit den griechischen unverkennbar ist, denn die sogenannte cyrilische Schrift ist nur eine Anwendung des griechischen Alphabets auf die slavische Sprache, und Cyrilus, wenn er sich auf diese Anwendung beschränkt hätte, wäre sicher nie der Erfinder eines Alphabets genannt worden. Innere Gründe, sowie unverwerthliche Zeugnisse nöthigen daher anzunehmen, daß das glagolitische Alphabet von Cyrilus erfunden worden, daß dagegen das heute sogenannte cyrilische später entstanden ist. Dieser Ansicht trat Dobrovsky vorzüglich in den Glagolizica und in den Institutiones linguae slavicae veteris dialecti (Wien 1822.) entgegen. Nach seiner Meinung wollte der Urheber der glagolitischen Schrift, ein unbekannter Dalmatiner, das cyrilische Alphabet abkürzen (in compendium redigere), wobei er zwar die Namen der Buchstaben beibehalten, die Züge derselben jedoch willkürlich verändert habe. Dieses so veränderte Alphabet hätte die Geistlichkeit Dalmatiens gleich bei seiner Entdeckung am Anfang des 13. Jahrh., um der mit den eben erfundenen Buchstaben geschriebenen lateinisch-slavischen Liturgie Ansehen zu verschaffen, dem heiligen Hieronymus (gest. 420) als Erfinder zugeschrieben, welcher zu Strido in Dalmatien geboren, nach ihrer Ansicht ein dalmatinischer Slave war. Institut. 5. In einer früheren Epoche versetzte Dobrovsky die Erfindung der glagolitischen Schrift in die Zeit zwischen 1060 und 1222, da in jener Zeit die Bekehrung des Methodius und seiner griechischen Buchstaben durch das Concil von Spalato zu einer solchen Erfindung Veranlassung gegeben. Glag. Cloz. III. XIII. Bei der Erfindung der Schrift hätten die lateinischen Glagoliten die Absicht gehabt, durch den Gebrauch dieser Schrift in den liturgischen Büchern das Volk von den griechischen Slaven getrennt zu halten; sie hätten, da diese sich mit dem heiligen Cyrilus als Urheber ihres Alphabets rühmten, den heiligen Hieronymus zum Erfinder des ihrigen gemacht, um dem Rönigstolge der Dalmatiner zu schmeicheln. Glag. 33. Dem heiligen Cyrilus gebühre die Ehre, das erste slavische Alphabet eingerichtet zu haben. Glag. 35. Es gebe keine griechisch-slavischen Glagoliten. Glag. 40. Papst Innocenz IV., der 1248 in einer an den Bischof von Senja, Jeng (slav. Benj) gerichteten Bulle den Gebrauch der slavischen Sprache nach den glagolitisch geschriebenen Büchern in den Gegenden, wo dies

herkömmlich, gestattet, sei dabei durch die Hoffnung geleitet worden, die Griechen und die griechischen Slaven mit der lateinischen Kirche zu vereinigen, wozu als so viel Aussicht gewesen sei als zu Anfang des 13. Jahrh. nach Eroberung der Hauptstadt des griechischen Reiches durch die Kriener: über die Willfährigkeit, welche der Papst bei dieser Gelegenheit an den Tag setzt, dürfte man sich um so weniger wundern, als derselbe bereit gewesen sei, den Russen (in Reth-Ausland) den griechischen Ritus zu gestatten, wenn sie in den Schoß der römischen Kirche zurückkehren wollten. Seit dieser Zeit habe sich die glagolitische Liturgie an den Küsten des adriatischen Meeres immer mehr ausgedehnt. Glag. 16. 17. Der glagolitische Psalter von 1222, den der Franziskaner Raphael Rozcovic, zuletzt Bischof von Dabrida, von dem Bischöfe von Bosnien, Johann Tomko Maravic 1634 zum Abschreiben erhalten, bezeuge das Vorhandensein der glagolitischen Schrift im J. 1248: wenn jedoch der Schreiber dieses Psalters, Nicolaus von Arbe, in der Vorrede erzählt, er habe diesen Psalter aus einem älteren slavonischen Psalter abgeschrieben, welcher auf Befehl und Kosten des letzten Erzbischofs von Salona, Theodor, geschrieben worden sei, so habe Nicolaus von Arbe den letzten Erzbischof des um das Jahr 640 gestorbenen Salona genannt, um den Leser auf den Gedanken zu bringen, es habe schon vor Cyrilus eine slavische Uebersetzung der heiligen Bücher gegeben, damit er dem Vorgehen der Glagoliten von einer von dem heiligen Hieronymus eingerichteten Liturgie desto leichter Glauben beimesse. Esman's Bemerkung, Nicolaus spreche nicht von Theodor, dem letzten Erzbischofe von Salona, sondern von einem späteren Theodor, der zwischen 880 und 890 Erzbischof von Spalato gewesen, indem die Erzbischofe von Spalato, wohin um die Mitte des 7. Jahrh. der erzbischöfliche Sitz von Salona übertragen wurde, sich noch später den Titel Erzbischofe von Salona beizulegen, läßt Dobrovsky auf sich beruhen, und deutet darauf hin, daß es nicht ausgemacht sei, ob der Theodorische Psalter glagolitisch oder cyrilisch geschrieben war. Glag. 18 — 23. Institut. VI. Das abecernium bulgaricum sei nicht mit den Benedictinern von S. Maur in das 10. oder gar 9. Jahrh. zu versetzen; es seien auch französische Benedictiner nicht im Stande, das Alter einer glagolitischen Handschrift auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit zu bestimmen: das abecernium bulgaricum sei dem 14. oder 15. Jahrh. zuzuschreiben. Glag. 91. Das glagolitische Alphabet sei mannigfaltig und habe Raphael Rozcovic und Matthäus Karamon angewandt, zu verschiedenen dialectischen Zeichen ihre Zusätze zu nehmen, um alle Laute zu bezeichnen, die durch die cyrilischen Buchstaben auf so unangemessene Weise ausgedrückt werden. Instit. VI. Als Dobrovsky die größere Vollständigkeit des älteren glagolitischen Alphabets des codex Assemanianus bemerkte, meinte er, der Schreiber der genannten Handschrift habe den cyrilischen codex viel genauer umgefaßt (longe accuratius codicem cyrilicum transformasse in glagolit-

cum). Institut. 689. Die Entdeckung eines glagolitischen Fragmentes von hohem Alter, des Glagolita Clozianus, hat Kopitar, welcher früher Dobrovsky's Ansicht theilte (Grammatik XXIV. Wiener Jahrbücher 1823), bestimmt, diese Ansicht genauer zu prüfen; das Resultat der Prüfung war die Ueberzeugung, daß das glagolitische Alphabet, wenn nicht älter, doch wenigstens ebenso alt ist wie das cyrilische. Das Zeugnis des Nicolaus von Urbe sei von Dobrovsky ohne Grund verworfen worden, und es dürfe ohne Beweis nicht angenommen werden, das Original, das dem Nicolaus von Urbe vorlag, der Theodorische Psalter, sei cyrilisch gewesen; Nicolaus, der so vieles Andere mittheilte, hätte gewiß den Umstand nicht verschwiegen, daß sein Original cyrilisch geschrieben war. Glag. Cloz. IV. Slav. Bibl. 1, 72. Die glagolitische Schrift sei nicht eine Erfindung dalmatinischer Priester aus dem 13. Jahrh., es sei nicht Wert eines frommen Betrügers die slavische Liturgie gegen die Beschlüsse der Provinzialsynoden von 925 und 1062 vertheilenden Dalmatiner. Das Alter des abecedarium bulgaricum konnten die gelehrten Benedictiner von S. Maur aus den mit lateinischen Buchstaben beigezeichneten Namen der glagolitischen Zeichen leicht bestimmen. Glag. Cloz. IV. In cyrilischen Handschriften des 11. und 12. Jahrh. findet man glagolitische Initialen und ganze glagolitische Stellen; jenes sei namentlich der Fall in einem Psalter der petersburger Bibliothek aus dem 11. Jahrh., dieses finde man in dem bologner Gobex aus den Jahren 1085—1095. Kopitar spricht die Vermuthung aus, die glagolitische Schrift sei zwar nicht vom heiligen Hieronymus, jedoch schon vor dem heiligen Cyril erfunden worden: bei dem Gottesdienste habe man sie nicht angewendet, der auch in Macedonien für die dort unter Lateinern und Griechen lebenden Slaven lateinisch und griechisch gehalten worden, wie noch heutzutage für die Albanesen und die in Macedonien lebenden Walachen (Zinzaren); Cyril und Method erst hätten die Sprache der paunonischen Slaven beim Gottesdienste angewenden anfangen und dieselbe griechisch geschrieben, indem sie zu den 24 griechischen Buchstaben für die den Slaven eigenthümlichen Laute aus dem alten glagolitischen Alphabete zwölf Zeichen entlehnten; vielleicht habe Methodius selbst die glagolitische Schrift erfunden ad vitandam graecizantis alphabeti cyrilliani inter Latinos invidiam. Glag. Cloz. X. Slav. Bibl. 1, 72. Hesych. 39, während die cyrilische Schrift als die mehr griechische nach der Befestigung des Schisma und nach der Belehrung der Russen (schismatis obfirmato et accedentibus Russis byzantinorum neophytis) bei den Slaven des griechischen Ritus die Oberhand gewonnen habe. Daß die Slaven vor Cyril eine Schrift gehabt, erscheine dem nicht unwahrscheinlich, der sich an die den Idolen der Döbtriten beigezeichneten Namen (Dithmar) und an die von den Chorvaten 640 dem Papste gegebenen Schriften erinnert (Constantin Porphyrogenitus); mit der Einwirkung auf die Döbtriten ist J. Grimm's Bemerkung in den Göt-

tingischen gelehrten Anzeigen 1836. S. 327 zu verbinden.

Die vorzüglichsten Gründe für das höhere Alter der glagolitischen Schrift sind folgende: 1) Manche glagolitische Buchstabenformen erscheinen als die ursprünglichen, die den cyrilischen zu Grunde gelegen haben: am auffallendsten ist dies hinsichtlich des Buchstaben W, von dessen glagolitische Form zur cyrilischen ein offener Fortschritt stattgefunden. Dasselbe gilt auch von 2, 7, 34 und wol auch von anderen Buchstaben. 2) Mehrere glagolitische Buchstaben stehen nach der linken Hand offen, während die cyrilischen, gotischen, lateinischen sich rechts wenden: jene links gewandten scheinen noch aus dem früheren Gebrauche von der rechten nach der linken zu schreiben übrig geblieben zu sein; hierher gehören nach J. Grimm die Buchstaben 13 und 17, gewiß 6. Jene Richtung deutet auf die altgriechische Art zu schreiben; an die phöniciſche ist nicht zu denken. 3) Die glagolitischen Buchstaben haben den aus ihrer eigenthümlichen Ordnung sich ergebenden Zahlenwerth, während der Zahlenwerth der cyrilischen Buchstaben von dem der entsprechenden griechischen Buchstaben nicht abweicht, was nur dann begründet ist, wenn man von der Priorität der glagolitischen Schrift ausgeht. Das glagolitische Alphabet braucht kein bloßes Zahlzeichen, die Buchstaben sind zur Bezeichnung aller Zahlen ausreichend; das cyrilische hingegen hat zur Bezeichnung der Zahl 90 ein dem griechischen Epistemon *κόνα* ähnliches Zeichen, für 900 einen Buchstaben angewendet, welcher mit dem Epistemon *ομνη* Ähnlichkeit hat. Ausnahmeweise wird, vorzüglich in gewissen Gegenden Einfluß der glagolitischen Zahlenbezeichnungswerte auch im Cyrilischen wahrgenommen; so z. B. findet man den Buchstaben 14 statt 16 für 50; 16 statt 17 für 70; 27 statt 37 für 900; 18 statt 1 mit einem diakritischen Zeichen für 1000. Dagegen findet sich in glagolitischen Denkmälern nie die cyrilische Art, die Zahlen zu bezeichnen. 4) Das kyrillische Alphabet besteht aus zweierlei Bestandtheilen, aus den griechischen Buchstaben und aus einigen aus der älteren ägyptischen Schrift entlehnten Zeichen; denn die letzten sechs Buchstaben dieses Alphabetes, welche Laute bezeichnen, die die griechische Sprache entbehren gar nicht beß oder doch seit der christlichen Ära nicht mehr durch die Schrift auszudrücken pflegte, sind aus der älteren ägyptischen Schrift herübergenommen, wo sie sich noch größtentheils deutlich wahrnehmen lassen. R. G. Schwabe, Kyrillische Grammatik. (Berlin 1850.) 50. Dasselbe that Wilkias, welcher mit den griechischen Buchstaben drei aus dem sogenannten Namenalphabeten entlehnte Zeichen verband. Grammatik der gotischen Sprache von Sabienk und Lobe. (Leipzig 1846.) 13. In beiden Alphabeten, im kyrillischen und im gotischen, werden zu fremden griechischen Buchstaben für die der griechischen Sprache fehlenden Laute Zeichen des älteren einheimischen Alphabetes gesetzt: dasselbe gilt auch vom cyrilischen, auch hier sind mit den griechischen Buchstaben ältere einheimische Zeichen zu einem Ganzen verknüpft worden. Dies Ver-

ahren ist leicht erklärbar, ja nothwendig; denn eigent-
lich schöpferische Kraft des Individuums kommt bei der
Bildung der Sprache nie, bei der Bildung der Schrift
einen in Anwendung. Wer von der Priorität der cy-
rillischen Schrift ausgeht, und aus derselben die glago-
litische entstehen läßt, wird uns zu erklären haben, wie
es kam, daß bei der willkürlichen Umformung der erste-
ren grade für die dem griechischen und slovenischen ge-
meinsamen Laute Zeichen gewählt wurden, die mit den
griechischen Buchstaben Nichts gemein haben, während
für die freisich slovenischen Laute wenigstens theilweise
die alten Buchstaben beibehalten wurden, ein Verfahren,
das demjenigen ganz natürlich erscheint, der von der
Priorität der glagolitischen Schrift ausgeht. 5) Man
findet eine nicht unbeträchtliche Anzahl von cyrillischen
Handschriften, welche aus glagolitischen abgeschrieben
sind: einzelne glagolitische Buchstaben oder ganze
Stellen mit glagolitischer Schrift, ebenso Eigentümlich-
keiten der Schreibweise und Sprache berechnen zu die-
ser Annahme; dagegen gibt es wol kein glagolitisches
Denkmal aus älterer Zeit, von dem es auch nur wahr-
scheinlich wäre, daß es aus einer cyrillischen Quelle ge-
lossen; denn wenn man in den mit der slovenischen
Glagolica geschriebenen Denkmälern cyrillisch geschrie-
bene Wörter findet, so sind die entweder spätere Zu-
sätze oder das glagolitische Denkmal selbst stammt aus
einer späteren Zeit: hierher gehört das Evangelium
Assemanianum, das nach Clemens' Tode geschrieben wor-
den ist. 6) Man findet Palimpseste, in denen die gla-
golitische Schrift mit cyrillischer bedeckt erscheint, wie
in Palimpsest von Bojana: Palimpseste hingegen, in
denen die cyrillische Schrift mit glagolitischer bedeckt
wäre, sind noch zu entdecken. 7) Die glagolitischen
Denkmäler enthalten ältere Wörter, sowie sie auch in
grammatischer Hinsicht auf einem älteren Standpunkte
stehen. Die cyrillischen Abschreiber bemühen sich, den
Text dem Verständnisse ihrer Zeitgenossen dadurch näher
zu bringen, daß sie veraltete Ausdrücke durch gangbare
ersetzen, oder beide neben einander stellen: so findet man
in dem uralten Codex suprasliensis. (Vindobonae
1851.) 363, 25 reče neben dem gleichbedeutenden reči;
in dem slavischen Evangelium nekuto neben jeteru; einmal
ogar falsch drugum neben jeteru. Ebenso mobilisiren
sie die Sprache in grammatischer Hinsicht: die starken
Aoriste z. B. werden durch die schwachen, die schwachen
mit s als Charakter durch die schwachen Aoriste mit
h ersetzt u. s. w. 8) Die glagolitischen Denkmäler ent-
halten eine nicht geringe Anzahl von Wörtern, die wol
nur in der Sprache der Slovenen Pannoniens begriff-
lich sind, die man daher Pannonismen nennen mag. Es
sind dieselben Wörter, welche man für den Satz an-
führt, daß das Altlovenische der ältesten Kirchbücher
ursprünglich die Sprache der pannonischen Slovenen
war. Dadurch deuten die glagolitischen Denkmäler auf
Pannonien und damit zugleich auf die zweite Hälfte des
9. Jahrh. als den Zeitpunkt ihrer Entstehung, folglich
auch auf die Existenz der glagolitischen Schrift zu jener
Zeit und mithin auch auf die Priorität derselben, da

nicht angenommen werden kann, die Slovenen hätten
sich zu jener Zeit einer zweifachen Schrift bedient.
9) Die slovenische Schrift war im 9. Jahrh. bei den
pannonischen Slovenen in Gebrauch und wanderte mit
den Schülern des heiligen Methodius noch vor Schluss
dieses Jahrhunderts zu den Slovenen in den Häm-
sländern. Welche Schrift kann nun dies gewesen sein?
Ist es denkbar, daß, wenn diese erste slovenische Schrift
cyrillisch gewesen wäre, nach derselben die glagolitische
angenommen worden wäre? Niemand wird von der
cyrillischen Schrift zur glagolitischen übergehen, weder
der mit der lateinischen, noch weniger der mit der grie-
chischen Schrift vertraute. Dagegen ist es nicht nur
leicht möglich, sondern sogar ganz natürlich, daß nament-
lich in den dem griechischen Einflusse offenen Häm-
sländern bei Leuten, die mehr oder weniger griechisch
gebildet waren, die glagolitische Schrift durch die cyrill-
ische Schrift als für den des griechischen Alphabets
kundigen deutlicher verdrängt wurde. Diese Reform
wird dem heiligen Clemens (gest. 916) zugeschrieben,
der nach einer griechischen Legende (welche zuerst 1746
zu Moschopolis gedruckt, später von R. Grigorevic
in einer aus dem 13. Jahrh. stammenden Abschrift ge-
funden und dann im Journal des Ministeriums der Auf-
klärung [Petersburg 1847.] und mit einer lateinischen
Uebersetzung von Schafarik in den Pamätyk hlahol-
skeho pisemnictvi LVII-LIX veröffentlicht wurde)
deutlichere Buchstaben ersand als die vom heiligen Cy-
rillus erfundenen: *ισογραφιστοι και χαρακτηριστοι εις τον*
γραμμιστον προς το σαφελον η ος ειπουν ο σος
Ανιλλος. 10) Die glagolitischen Denkmäler enthalten
zahlreiche Uebersetzungsfehler, die in den cyrillischen
Abschriften immer seltener werden, und die für das
höhere Alter jener zeigen und somit auch für das höhere
Alter der glagolitischen Schrift. Der erste Uebersetzer
verwechselte *χρηαν* mit *θηραν*, *ψαυς* mit *δοξος*, *γυναι*
mit *γυναις*, *εκκλησια* mit *εκκλησιας*, ihm bedeutet *αγιος*
in *Αγιος αγιος* nicht *collis*, sondern *glacies* u. s. w.

Man hat für die Priorität der glagolitischen Schrift
unter Anderem auch folgenden Grund geltend gemacht:
die römischen Bischöfe verwarfen Cyril's Schrift wegen
der Neuheit derselben; sie verdamnten sie als eine bar-
barische und heidnische, für heilige Zwecke nicht zulässige
Schrift: hebräische, griechische und lateinische Charaktere
wären wol nicht angefochten worden. Gegen die An-
griffe lateinischer Bischöfe vertheidigt sich Cyril nicht
mit der Behauptung, die doch so nahe lag und die
Gegner augenblicklich geschlagen hätte, daß er ja (a po-
riori) mit griechischer Schrift schreibe. Daraus folgert
man, daß Cyril's Schrift nicht die heutzutage sogenannte
cyrillische, die offenbar als griechisch wäre erkannt wor-
den, sein könne, daß sie die glagolitische sein müsse. Die
Argumentation wäre richtig, wenn es wahr wäre, daß
die cyrillische Schrift ihrer Neuheit wegen angefochten
worden; sie wäre jedoch nicht verdammt worden, wenn
der heilige Cyrilus nicht damit die liturgischen Bücher
geschrieben und bei einem Theile der Slovenen die latei-
nische Messe verdrängt hätte. Nicht die Schrift, son-

den von einem solchen Alphabete Nichts wissen: es ist bekannt, wie wenig sie sich um Barbaren kummerten. Aber auch der Mönch Chrabr begreift, die Slovenen hätten vor dem heiligen Cyrillus keine Buchstabenschrift gebraucht; die betreffende Stelle ist neuerdings zu untersuchen und zu erforschen, ob er ihnen Buchstaben abspricht oder bloß erzählt, sie hätten dieselben nicht auf Pergament geschrieben, sondern in Holz geschnitten. Und welche tiefe Kenntniß des slovenischen Lautsystems offenbart sich im glagolitischen Alphabet! Man denke an die Halb- und an die nasalen Vocale, und man wird über den Grammatiker Constantin mit Recht erstaunen und die Annahme eines alten, von den Slovenen von jeher gepflegten, im Laufe der Zeit immer mehr vervollkommenen Alphabetes weniger besorgend finden.

An ein von den Slovenen erfundenes Alphabet darf jedoch auf keinen Fall gedacht werden; die Slovenen können das Alphabet bald nach ihrer Einwanderung in Pannonien von den Griechen, durch die Ägypter, erhalten haben. In Erfindung von Alphabeten ist wol kaum bei irgend einem Volke in Europa zu denken: alle haben jenes Alphabet angenommen, das bei dem phönizischen Volke sich herausgebildet hat. Selbst die asiatischen Völker, die Schöpfer von Religionen, haben alle, die Ander nicht ausgenommen, aus dieser Quelle geschöpft (Wörter, Indische Stigmen 127—150). Die Erfindung eines Alphabetes durch ein Individuum hat etwas in hohem Grade Unwahrscheinliches; es dürfte wol bei keinem einzigen erweislich sein; auch bei dem armenischen Miesrob, der mit unserem Cyrillus so viel Aehnlichkeit hat, stehen der gewöhnlichen Annahme dieselben Schwierigkeiten im Wege. Man hat für die Erfindung des heiligen Cyrillus auch die neuen eigenthümlichen Namen der slavischen Buchstaben angeführt: neue Figuren erforderten neue Namen, dies hängt zusammen. Der Einwendung, daß auch die gothischen Buchstaben keine semitischen, sondern eigenthümliche Namen haben, begegnete man mit der Bemerkung, daß uns die Namen der gothischen Buchstaben in Wahrheit unbekannt seien, indem von Gabelic und Löbe die Namen der wiener Handschrift verworren und Kirchof und Zacher nicht alle Zweifel heben. Gesteht, jedoch nicht zugabend, die in der wiener Handschrift angegebenen Namen seien nicht die Namen der gothischen Buchstaben, so gibt es doch ein zuletzt aus dem phönizischen stammendes Alphabet mit eigenthümlichen Buchstabennamen, nämlich das sogenannte Runenalphabet. Diese Namen also können ebenso wenig abgelehnt werden, als die Abstammung der Runen aus dem Kattiivischen bestritten werden kann (Kirchof, Das gothische Runenalphabet 2. 3.). Wenn auch die oben gewagte Vermuthung über den eigentlichen Ursprung des glagolitischen Alphabetes verfehlt sein sollte, so viel ist gewiß, daß die von den Gelehrten aufgestellte Behauptung einer eigentlichen Erfindung durch den heiligen Cyrillus mit den Ergebnissen der paläographischen Wissenschaft nicht in Einklang gebracht werden kann.

Das gegen die Priorität des glagolitischen Alphabetes

vorgebracht worden, ist nicht geeignet, die Ueberzeugung von derselben zu erschüttern. Was die Form von jery (d. i. jery-i) betrifft, die im Cyrillicischen dem Namen entspricht (d. h. wie dieser aus jery und i zusammengesetzt sei), im Glagolitischen hingegen nicht (indem sie aus jery und iže bestche), so wurde dieser Grund nur dann entscheidend, wenn zwischen iže und i ein wesentlicher Unterschied nachgewiesen werden könnte, abgesehen davon, daß sowohl im glagolitischen als im cyrillicischen Alphabet beide Formen vorkommen: jery-i und jery-iže. Wenn bemerkt wird, daß der im perser abecedarium bulgaricum vom Psiilon auf u oder richtiger auf das auf t folgende Zeichen übertragene Name für das griechisch-slavische Alphabet passe, dessen u in der That das y enthalte, nicht aber für das glagolitische, dessen u aus zwei o zusammengesetzt sei, so ist zu bedenken: 1) daß die Uebertragung des Namens für y auf u nicht statgefunden hat, da nach t das dem griechischen u entsprechende Zeichen steht; u selbst im abecedarium bulgaricum; 2) daß die Namen des abecedarium bulgaricum überhaupt keinen sicheren Schluß gestatten: so z. B. findet man den Namen hic, d. i. ik, icimal, das zweite Mal sicher an unrichtiger Stelle. Wenn bemerkt wird, daß die Bezeichnung des einfachen Lautes u durch ein Compendium im glagolitischen Alphabet nicht so natürlich sei wie im cyrillicischen, das aus dem griechischen entlehnt (ev), so muß auf das hingewiesen werden, was oben über die glagolitische Bezeichnung des Lautes u gesagt worden ist. Auch das glagolitische Compendium ist soll auf cyrillicischen Ursprung weisen; daß dem nicht so ist, ist auch schon bemerkt worden. Daß die griechischen Buchstaben ς und ζ von den Slovenen verwechselt wurden, ist bekannt und aus der Aussprache des ς zu erklären, das dem milder kühnere Namen wie ς lautet (Brück 39); einen Einfluß des cyrillicischen Alphabetes soll man darin nicht gewahren. Der Buchstabe ž im cyrillicischen Alphabet entspreche dem armenischen jēd und laut ē, während das entsprechende glagolitische Zeichen abweichend nach localer Aussprache ia lautet; dagegen ist zu bemerken, daß die Entlehnung des cyrillicischen Zeichens aus dem Armenischen nicht nachgewiesen werden kann; daß es nicht ausgemacht ist, welche Aussprache als die ursprüngliche anzusehen ist (gewiß falsch ist die Aussprache jēd), und daß endlich aus das cyrillicische Zeichen sehr häufig wie ia lautet. Das glagolitische Zeichen 12 soll für aj nach neuerer italienischer Aussprache des römischen j gebraucht werden; dagegen ist das einzuwenden, was bereits über die Stellung des glagolitischen Buchstaben 12 beigebracht worden ist. Daß die nasalen Vocale jōiri jōiri werden, dagegen o und a nicht, scheint eher ein Beweis von der Unabhängigkeit des glagolitischen Alphabetes vom cyrillicischen zu sein, da sonst wol auch o und a jōiri worden wären, wie dies im cyrillicischen Alphabet der Fall ist. Wenn endlich hierbei auch auf das doppelte jery: jery (30), jery (32), auf die Entbehrlichkeit zweier Zeichen für jenes Land und jene Zeit und auf den inconstanten Gebrauch derselben hingewiesen wird, so folgt

daraus für die vorliegende Streitfrage Nichts; im Allgemeinen ist jedoch zu merken: a) daß jedes der beiden Zeichen jers und jeri eine verschiedene etymologische Geltung hat, und daß ursprünglich auch ihr lautlicher Werth gewiß ein verschiedener war. Vergl. Grammatik I, 71, und h) daß, wenn auch in den meisten Fällen die beiden Zeichen mit einander verwechselt werden, es dennoch Fälle gibt, in denen namentlich jeri fast consequent steht, wie schon bemerkt worden ist.

In dem Vorbergehenden wurde das höhere Alter der sogenannten bulgarischen, richtiger slovenischen Glagolica vorausgesetzt und angenommen, daß die chorvatische sich aus dieser gebildet. Gegen diese Ansicht wird jedoch Folgendes eingewendet: 1) wenn auch die nun vorhandenen datirten Denkmäler der Chorvaten dem 14. Jahrh. angehören, so darf doch nicht bezweifelt werden, daß viel ältere Denkmäler existirten, und daß unter den vorhandenen undatirten sich in der That ältere befinden. Das Statut von Vinodol ist aus einem Originale vom Jahre 1280 abgeschrieben worden; der Pfalter von Nicolaus von Arbe vom Jahre 1222 stößt aus einem sehr alten Originale (880—890); in der Grenzberichtigung aus Istrien vom Jahre 1325 (abgedruckt im Archiv für südslavische Geschichte für 1852) wird eine größere Anzahl von Urkunden von 1025—1271 erwähnt, von denen vermuthet werden kann, daß sie nicht bloß lateinisch, sondern auch chorvatisch, d. i. glagolitisch, geschrieben waren. Es muß zugegeben werden, daß die Chorvaten nicht nur im 11. Jahrh. die Glagolica kannten: nach dem öfters angeführten unwerthigen Zeugnisse des Nicolaus von Arbe war sie ihnen schon im 9. Jahrh. bekannt; allein ist sie bei ihnen entstanden oder haben sie die bei den Slovenen entstandene nur angenommen? Wenn man erwägt, daß, wie von allen Forschern zugegeben wird, die in den liturgischen Büchern der Chorvaten vorkommende Uebersetzung der heiligen Schrift slovenischen Ursprunges ist, so wird man wol nicht umhin können, zuzugeben, daß mit der slovenischen Uebersetzung der heiligen Schrift auch das glagolitische Alphabet zu den Chorvaten seinen Weg gefunden hat; daß 2) die Glagolica in dem von Chorvaten bewohnten Gebiete, etwa von dem Gluffe Arsa in Istrien bis zur Cetina in Dalmatien und auf den benachbarten Inseln, nicht nur verbreitet, sondern so einheimisch ist, daß man sie in den verschiedensten Denkmälern nicht nur geistlichen, sondern auch weltlichen Inhalts angewendet findet, während bei den Slovenen nur kirchliches damit geschrieben wurde, muß allerdings zugegeben werden, findet jedoch seine Erklärung darin, daß sich die Glagolica bei den Chorvaten viele Jahrhunderte hindurch erhalten hat, während sie bei den Slovenen schon sehr früh durch das christliche Alphabet verdrängt wurde. Hätten sich chorvatische Denkmäler aus dem 10. und 11. Jahrh. erhalten, so würden sie gewiß auch nichts Weltliches enthalten. Aus der mannichfaltigeren Anwendung der Glagolica bei den Chorvaten darf demgemäß kein Schluß auf deren chorvatischen Ursprung gezogen werden. Es soll 3) die Form der chorvatischen Glagolica auf jene Zeit deuten, wo

Holz und Stein die Schreibmaterialien waren, die Buchstaben daher in Holz geschnitten oder in Stein gehauen wurden, während die in der slovenischen Glagolica vorkommenden runden Formen aus jener Zeit stammen, wo man die Buchstaben mittelst Feder oder Pinsel auftrug. Diese Form der Buchstaben soll das höhere Alter der chorvatischen Glagolica darthun. Allein abgesehen davon, daß uns die Form der slovenischen Glagolica im 9. Jahrh. unbekannt ist, ist zu erwägen, daß die edigsten Formen der chorvatischen Glagolica unter dem Einflusse der lateinischen Schrift des früheren Mittelalters entstanden sein können, während die slovenische Glagolica in der griechischen Cursivschrift ein Muster fand. Die uralten prager Fragmente nähern sich durch das Vorwalten der geraden Linie der chorvatischen Glagolica. B. Kopitar, A. Schmeller und J. Grimm haben grade in den runden Formen der slovenischen Glagolica einen Beweis ihres höheren Alters zu erblicken geglaubt. Wenn 4) darauf hingewiesen wird, daß die Zeichen der chorvatischen Glagolica für v und dem lateinischen U und V ähnlicher sind als die der slovenischen, so setzt dies den Beweis voraus, daß die Glagolica aus der lateinischen Schrift entstanden, welcher Beweis nicht gelieft werden ist. Es wird endlich 5) geltend gemacht, daß die geringere Anzahl der Buchstaben der chorvatischen Glagolica ein Beweis größerer Einfachheit und höheren Alters sei. Daß die Chorvaten eine geringere Anzahl von Buchstaben haben, ist ganz natürlich, da ihrer Sprache einige Laute der slovenischen fremd sind. Es entsteht nun die Frage, haben die Chorvaten einige Zeichen fallen lassen oder die Slovenen nach ihrem Bedürfnisse das chorvatische Alphabet mit einigen Zeichen vermehrt? Vom ersten haben wir in sehr alter Zeit Beispiele bei den Russen und Serben; von den letzteren dürften die Beispiele schwerer nachzuweisen sein. Gewiß ist, daß sich wol alle Völker gegen eine Vermehrung des einmal angenommenen Alphabets sträuben. Es darf daher behauptet werden, daß schon in sehr früher Zeit, am Schlusse des 9. Jahrh., die Chorvaten von den Slovenen die Glagolica mit der slovenischen Uebersetzung der heiligen Schrift oder richtiger die chorvatische Uebersetzung der heiligen Schrift mit der Glagolica angenommen haben, und daß sie jene nach ihrer Muttersprache namentlich dadurch modificirten, daß sie die ihnen fehlenden slovenischen Laute durch die denselben etymologisch entsprechenden chorvatischen ersetzten, diese dadurch, daß sie die ihnen nicht notwendigen Zeichen fallen ließen. Die slovenische Sprache ist als Kirchensprache mit den beiden Schriften der älteren glagolitischen und der jüngeren christlichen von den Chorvaten, Serben und Russen angenommen worden. Die glagolitische Schrift bei den Chorvaten hängt mit ihrer früheren Bezeichnung zum Christenthume und mit ihrer Abhängigkeit von die abendländische Kirche zusammen, und beides erklärt sich aus ihren Eigen am Meere und aus ihrer Berührung mit abendländischen Völkern. Das christliche Alphabet bei den Serben und Russen dagegen hat seinen Grund in ihrer etwas späteren Christianisirung

und in der durch ihre Bohnsförmigkeit bedingten Abhängigkeit von dem Patriarchen von Conſtantinopel.

Nach der Anſicht von J. Gregorovič iſt die Glagolica im 9. oder 10. Jahrh., etwas ſpäter als das cyriſche Alphabet von bulgarischen Klerikern, namentlich den Bogomilen, erfunden worden. Journal des Miniſteriums der Aufklärung 1848. Juli. Zweite Abtheilung. 18—66. Auch nach S. Palauzev iſt die Glagolica in Bulgarien entſtanden und von da nach Dalmatien gewandert; denn nach Cyrillus und Methodius ſeien Sekten entſtanden, welche das aus dem Griechiſchen zuſammengeſetzte Alphabet nicht annehmen wollten und leicht ein neues bildeten: in Bulgarien verfolgt, ſiehen ſie nach Serbien und Dalmatien; Reſte deſſelben erhielten ſich da lange Zeit und ihr Alphabet bis auf unſere Tage. Von da wanderten ſie auf die Inſeln des adriatiſchen Meeres und ſelbſt bis nach Italien. Vek Simeona 129—130. Dieſe Anſicht ſtüzt ſich weder auf innere noch auf äußere Gründe. Die Geſchichte der Bogomilen, ſo genannt von dem bulgarischen Popen Bogomil, ſonſt Jeremias (unter kar Peter I, 927—968), iſt, wie ihre Lehre bekannt, viele ihrer Schriften erhalten: in allen dieſen geſchieht einer beſonderen Schrift keine Erwähnung, ſowie andererseits in den glagolitischen Denkmälern keine Spur einer Abweichung von der Lehre der Kirche zu entdecken iſt; glagolitische Handſchriften wurden in rechthabigen Klöſtern, namentlich auf dem Athon, forgfältig aufbewahrt: wären ſie ſehrſehr geſehen, hätte man ſie gewiß vertilgt; ſchwerlich hätte auch Innocenz IV. im J. 1248, als 32 Jahre nach dem Tode Innocenz III., dieſes großen Feindes der mit den Bogomilen ſo nahe verwandten Katharen, den Gebrauch der glagolitischen Bücher beim Gottesdienſte geſtattet, wenn die Anſicht der genannten Forſcher gegründet wäre. Nach der Anſicht von B. Grigorovič haben die bulgarischen Kleriker das Verdienſt, die glagolitische Schrift in Macedonien bewahrt und unter den Chorvaten verbreitet zu haben; das Verdienſt der Erfindung deſſelben gebühre jedoch den Ruſſen; denn als Cyrillus um das Jahr 857 unter den Chazaren in Cherson wollte, habe er daſelbſt das Evangelium und den Paſter mit ruſſiſchen Buchſtaben geſchrieben vorgefunden, habe die Schrift erlernt und ſie zu den Slaven im Süden und Weſten gebracht. Vita Conſtantini VIII in Schoſariſ's Pamäty. Nach Conſtantin's Tode habe Methodius an die Stelle der glagolitischen Schrift die nun ſogenannte cyriſche geſetzt. Journal des Miniſteriums der Aufklärung. 1852. März. II, 152—168. Wenn die Nachricht von dem ruſſiſchen Evangelium gegründet iſt, ſo iſt eher an die Varjager, d. i. an die eigentlichen Ruſſen und nicht an die Slaven zu denken, deren Bohnſförmigkeit ſich im 9. Jahrh. noch nicht ſo weit nach Süden erstreckt haben, obgleich auch die Varjager ſchwerlich damals ſchon getauft waren. Alles, was die Geſchichte Sicheres berichtet, ſpricht für die Wanderung des Alphabets, des glagolitischen ſowohl als vorzüglich des cyriſchen, von den bulgarischen Slaven zu den Ruſſen und nicht umgekehrt von den Ruſſen zu den

bulgarischen Slaven. Gegen dieſe Darſtellung ſträubt ſich auch die Zuſammenſetzung des glagolitischen und cyriſchen Alphabets, das Zeichen für Laute enthält, die den Ruſſen nicht nur jetzt unbekannt ſind, ſondern gewiß auch im 9. Jahrh. unbekannt waren. Schon Graf D. Caſtigliani und nach ihm Kopitar (Glag. Cloz. XI; vergl. auch D. Caſtigliani's Recension über dieſes Werk in der Biblioteca italiana. Tom. 82, beſond. Abdruck 9) erinnerten an den myſteriöſen Aethicus, über deſſen Alphabet der heilige Hieronymus an mehreren Stellen ſpricht (K. Pertz, De cosmographia Ethici. [Berol. 1853.] 150. 150). R. Haupt bemerkt (Wiener Jahrb. 76. 109) an dieſe Notiz anknüpfend, daß ſchon um die Mitte des 4. Jahrh. ſlawiſche Anſiedlungen in Epirus und Iſtrien, das für die Heimath des Aethicus gehalten wird, angenommen werden dürfen; deſſelbe Geſchlechte magt ferner auf die von Conſtantin dem Großen im J. 334 jenseits der Donau aufgenommenen und durch Thracien, Sythien, Macedonien und Italien vertheilten 300,000 Sarmaten aufmerkſam, wobei nicht unerwähnt zu laſſen iſt, daß auch nach S. Buttle's Unterſuchungen (die Cosmographia des Iſtriers, Virgilio LXXIX) die Heimath des Aethicus wahrſcheinlich an der unteren Donau zu ſuchen iſt. R. Pertz ſuchte in der oben citirten Schrift zu beweisen, daß Aethicus ein Slave und Erfinder der glagolitischen Schrift war. Dagegen iſt zu bemerken, daß um die Mitte des 4. Jahrh. ſchwerlich an der unteren Donau, noch weniger in Iſtrien Slaven wohnten; denn die Identität der Sarmaten und Slaven iſt noch nicht bewieſen, und daß die von Hieronymus Maurus als Buchſtaben des Aethicus überlieferten Zeichen weder durch ihre Form, noch durch ihre Namen an die glagolitischen Buchſtaben erinnern, was beſtreidet, wenn man auch zugibt, daß durch die Ungenauigkeit der Abſchreiber Zeichen und Namen viel geſtillt haben mögen, wie denn nach Caſtigliani's Bemerkung auch die hebräiſchen Buchſtaben ſo entſtellt ſind, daß man meint, der Verfaſſer habe das ſamaritanische Alphabet darſtellen wollen. In einem ſtimmen allerdings die Buchſtaben des Aethicus mit den glagolitischen überein, darin nämlich, daß ſich beide von der Einfachheit ſo weit wie nur immer möglich entfernen.

Mit dem Alphabete des Aethicus und mit der Ueberzeugung der Iſtrier von dem hohen Alter der glagolitischen Schrift bringt Caſtigliani die Nachricht in Verbindung, welche Hobhouse (Voyages c. 71) von einem bei den katholiſchen Albanenſen einheimiſchen Alphabete gegeben; dieſes Alphabet, in welchem die gerade Linie vorherrſcht, iſt nach Waltebrun ähnlich dem phöniciſchen, hebräiſchen, armeniſchen, palmyreniſchen; einige Charaktere erinnern an die hieratiſche Schrift der Aegyptier, andere an die bulgarische und moſogothiſche; es ſei im 2. Jahrh., zur Zeit der Chriſtianifirung Albanien's oder vielleicht im 9. Jahrh., zur Zeit der definitiven Vereinigung der Kirche Albanien's mit der römischen eingeführt worden. J. G. v. Hahn war es beſchieden, dieſes Alphabet aufzufinden. Albaniſche Studien 280

bis 300 mit Fackmille. Von Pahn hat die Gründe für und gegen das Alter dieser räthselhaften Schrift sorgfältig erwogen, und ist nicht geneigt, dieselbe für eine moderne Erfindung zu halten. Die geringe Verbreitung dieser Alphabete heutzutage darf wol nicht gegen dessen Alter angeführt werden; denn es ist eben im Verschwinden begriffen; auch die geringe Anzahl der bisher bekannt gewordenen Denkmäler und der Umstand, daß keines derselben älter ist als 50 Jahre, wird in einem Lande, das fortwährend Umlösungen ausgekehrt war, um so weniger befremden, als Albanien noch sehr wenig durchforstet ist. Wer diese albanische Schrift für alt und aus der ältesten griechischen entstanden hält, dürfte geneigt sein, auch der glagolitischen denselben Ursprung zuzuschreiben und anzunehmen, daß die alten Illyrier, die von Kopitar und Niebuhr für die Vorfahren der heutigen Albanen gehalten werden, und welche mit den ihnen verwandten Pannoniern bis nach Pannonien reichten, das Alphabet von den Griechen entlehnt und es Albanen und Slaven überliefert haben. Die Aehnlichkeit des albanischen und glagolitischen Alphabets ist indessen auf wenige Buchstaben beschränkt: man vergleiche das glagolitische Zeichen 6 mit 7 bei v. Pahn; 27 mit 10; 4 mit 29.

Wann kam die Glagolica zu den Chorvaten? Nach einem Zeugnisse des Nicolas von Arbe war die glagolitische Schrift zur Zeit des letzten Erzbischofs von Salona, Xpodor, also um 880—890 in Dalmatien, natürlich in dem von den Chorvaten bewohnten nördlichen Theile dieses Landes bekannt. Aufgelesen von diesem glaubwürdigen Zeugnisse spricht für diese oder eine nicht viel spätere Periode schon die Glagolica selbst; denn in einer späteren Zeit wäre höchst wahrscheinlich den Chorvaten mit dem Christenthume nicht die Glagolica, sondern die jüngere Cyrillica eingeführt worden, welche von den wahrscheinlich später bekehrten Serben und Rumunen angenommen ward, obgleich bei den Serben die Glagolica später durch die Cyrillica verdrängt worden sein kann, wie dies bei den Slovenen in Bulgarien geschah. Bei dieser Zeitbestimmung mag auch darauf ein Gewicht gelegt werden, daß die dem Chorvatischen höchst wahrscheinlich unbekanntem starken Vorstie in den chorvatischen Kirchenbüchern außerordentlich häufig find. Ebenso wenig ist an eine um Vieles frühere Epoche zu denken.

Wer brachte die Glagolica zu den Chorvaten? Man kann wol an Niemand andres denken als an die aus Mähren vertriebenen und nach allen Gegenden hin zerstreuten Schüler Method's (μέθοδος ἀλλοξού διονύσιος, διὰ τοῦτο δόξαν, ὅτι καὶ πλεον ἡγήρ τῷ πικρῷ τοῦ πεινῶντος ἡμερησίως). Vita S. Clementis XIV), die wol zunächst von Bulgarien aus die Chorvaten zum Christenthume bekehrten und ihnen mit dem Christenthume die slovenische Sprache als liturgische Sprache mit der glagolitischen Schrift brachten. Den zwischen 878 und 889 aus Bulgarien vertriebenen römischen Missionairen dieselbe zuzuschreiben, geht wol nicht an. Es ist hierbei zu vermuthen, daß unter dem Schutze

des Bischofs von Rom zunächst die vom Meere entfernteren wohnenden Chorvaten von den bulgarischen Missionairen bekehrt worden sind, von welchen aus sich die slavische Liturgie gegen das Meer hin verbreitete.

Daß die glagolitische Schrift unter den Händen der einheimischen Schreiber Einbuße erlitt, wird man begreiflich finden, wenn man die lautlichen Unterschiede der slovenischen und der chorvatischen Sprache erwägt. Daß dem griechischen α entsprechend seinem besondern Laute dienende Zeichen wurde fallen lassen; dasselbe ω traf die Buchstaben für die nasalen Vocale, denn das Chorvatische kennt die nasalen Vocale nicht, sondern ersetzt 37 durch e, 38 durch u; daher peta für petu, ruka für ryka. Derselben Einbuße und aus dem gleichen Grunde erlitt auch die Cyrillica bei den Serben und bei den Russen. Ob auch die Formen der Buchstaben Veränderungen erlitten, kann zweifelhaft erscheinen, seitdem die prager Fragmente gezeigt haben, daß in alter Zeit auch außerhalb des von Chorvaten bewohnten Gebietes die glagolitischen Buchstaben sich den etlichen Formen der jetzigen chorvatischen Glagolica genähert haben.

Die von den Chorvaten angenommene liturgische Sprache konnte sich nicht unverändert erhalten: vor Allem wichtig sind jene Veränderungen, die sich aus dem Abgange einiger häufig wiederkehrenden Laute, namentlich der nasalen Vocale, ergeben; die grammatischen Formen wurden im Ganzen ziemlich treu bewahrt; auch im Kirzlichen zeigen die Kirchenbücher geringe Abweichungen vom Sloconismus, so daß man auch in den späteren Abschriften den slovenischen Ursprung der chorvatischen Kirchensprache nicht verkennen kann.

Nach dem Zeugnisse des Constantinus Porphyrogenitus wurden die Chorvaten schon um die erste Hälfte des 7. Jahrh. von römischen Missionairen zum Christenthume bekehrt. Ohne Zweifel ward in der ersten Zeit der Gottesdienst lateinisch, vielleicht auch griechisch abgehalten. Doch gegen Ende des 9. Jahrh. fand die slavische Liturgie ihren Weg zu den Chorvaten. Da entspann sich ein 30jähriger Kampf zwischen dem lateinischen und slavischen Elemente, der erst im J. 1248 sein Ende erreichte. Die Geschichte der slavischen Liturgie bei den Chorvaten hat drei Perioden: die erste bis zum bezeichneten Jahre reichende ist die Zeit des Kampfes mit Ausblick auf endlichen Sieg; die zweite Periode ist die Zeit des ruhigen Genusses des von Innocenz IV. eingeräumten Privilegiums und dauerte etwa bis zum Schlusse des 18. Jahrh., seit welcher Zeit sich die chorvatische Liturgie zwar gegen ihre Gegner wehrt, jedoch so, daß man ihrer endlichen Niederlage entgegensehen kann. Zweifelsfrei ist es zwar, ob Johann's VIII. im J. 879 an die Geistlichkeit von Salona gerichtete Ermahnung: *si mōchten „nil dubitantes de parte Graecorum vel Selavorum“* in den Schoos der römischen Kirche zurückerufen, auch nur die Anfänge der slavischen Liturgie bei den Chorvaten voraussetzt, da theilweise auch Serben dem Christenthume von Salona untergeordnet waren und bei diesen die Beforgnis, sie möchten sich mit dem

Bulgaren an Constantinopel anschließen, eine dringendere war. Dafür spricht wol auch der Brief des Papstes Alexander II. an Peter, den Erzbischof von Antivari, vom Jahre 1067, wo er ihn ermahnt: *monasteria quoque iam Latinorum quam Graecorum sive Slavorum cures etc.*, da hier unter Slaven nur Serben verstanden werden können. Schon um das Jahr 925 macht Papsi Johann X. dem Erzbischof von Salona und seinen Suffraganen lebhaftest Vorwürfe darüber, daß sie in ihrer Provinz eine Lehre bildeten, die aller Beglaubigung durch die heilige Schrift ermangle, und ermahnt sie, die Lehre des Evangeliums und die Bücher der Kirchenschrift, sowie die Vorschriften der Apostel nicht zu verlassen, sich nicht zur Lehre des Methodius zu wenden, den er in seiner Schrift unter den heiligen Vätern genannt finde. Er fordert daher, daß die Messe auch dort in lateinischer Sprache gefeiert werde. In dem Briefe desselben Papstes an Tomislav und an den Herzog Michael wird hinsichtlich der liturgischen Sprache dieselbe Forderung gestellt. In Folge dessen wurde vom Concile zu Spalato im zehnten Kanon festgesetzt: *ut nullus episcopus nostrae provinciae audeat in quolibet gradu slavica lingua promovere; tamen in clericatu et monachatu Deo deservire; nec in sua ecclesia sinat esse missas facere, praeter si necessitatem sacerdotum haberet, per supplicationem a romano pontifice licentiam et sacerdotalis ministerii tributum.* Ungeachtet dieses Verbotes behauptete sich die slavische Liturgie durch die Neigung des Volkes, so daß im 11. Jahrh. ein abermaliges Verbot nöthig schien: es wurde nämlich in einer zu Spalato 1059 abgehaltenen Provinzialsynode festgesetzt, daß in Zukunft Niemand mehr in slavischer Sprache die Feier der Sacramente begehren dürfe, sondern nur in lateinischer oder griechischer Sprache, und daß fortan kein slavischer Priester die Weihen empfangen solle; denn es werde behauptet, die gothische (wol unmöglich cyrillische) Schrift sei von einem Ketzer Methodius erfunden worden, welcher als ein Betrüger in derselben slavischen Sprache Vieles gegen die katholische Glaubensregel schrieb, weshalb er auch nach göttlichen Gerichten durch einen plötzlichen Tod bestraft worden sein soll. Doch auch dieses Verbot trug nicht die erwarteten Früchte, und 1248 sah sich Innocenz IV. genöthigt, dem Bishofe von Zengg auf sein Gesuch zu erlauben, daß der Gottesdienst in den Kirchen, wo es herkömmlich sei, in slavischer Sprache abgehalten werde. Als Urheber ihrer slavischen Schrift bezeichnen die Horvathischen Priester nicht mehr den einmal verurtheilten Methodius, sondern den heiligen Hieronymus. Dümmler, Slaven in Dalmatien S. 69—79. Gewisse Zeit fehlen uns alle Nachrichten über die Geschichte der Glagolica; aus dem 17. Jahrh. haben wir bloß Notizen über die theilweise Verdrängung derselben, namentlich von Zordan, Bischof von Trau, aus dem Jahren 1623—1646 und von Stephan Gecmus, Erzbischof von Spalato, vom Jahre 1688 hinsichtlich ihrer Dilecten; aus dem 18. Jahrh. ist uns über diesen Punkt eine

genauere Nachricht von Matthäus Karaman aus dem Jahre 1750 erhalten. Daß es auch in diesem Zeiträume nicht an Anfechtungen geblieben, läßt sich vermuthen. Im J. 1796 wollte Franz Barbarus, Patriarch von Aquileia, auf einem Provinzialconcile die slavischen Kirchenbücher vertheilen lassen, obgleich es nach seiner Ansicht zu wünschen wäre, ut sensim breviori usus cum missali item romano et rituali sacramentorum induceretur. Doch konnte er gegen den Willen des Papstes und des Volkes nicht durchdringen. Dagegen veröffentlichte der Erzbischof von Spalato, Sforza Ponzoneus, im J. 1620 eine Anordnung für die glagolitische Geistlichkeit seines Sprengels, welche Anordnung sein Nachfolger Stephan Gecmus auf dem Concile zu Spalato vom Jahre 1688 bestätigte und vermehrte, indem er c. XXIV der 1689 zu Padua gedruckten Acten des Concils seinem Klerus die Sorgfalt für genaue Kenntniß der glagolitischen Kirchensprache nachdrücklich an Herz legte: *maxima habenda est ratio illyrici idiomatis probe addiscendi et docendi. Clerici noverint asbquidarium, atque a peritis sacerdotibus erudiantur, qui in eam praecipue curam incumbant, ut illyricum litterale, quo missale et breviarium perscripta sunt, perfecte callcant; alloquii sciunt, se ad ordines non promovendos, quum apud Illyrios eadem sit ratio illyrici idiomatis litteralis quae apud nos latini.* Um dieselbe Zeit verhandelte Kaiser Ferdinand II. und der erwählte Sforza Ponzoneus mit dem Papste hinsichtlich der Glagoliten, indem sie ihm die Nothwendigkeit einer gründlicheren Bildung der glagolitischen Geistlichkeit vorstellten: Ferdinand II. schickte im J. 1620 der römischen Propaganda die in Venedig gekaufte glagolitische Schrift, und damit beginnt der Einfluß der Propaganda auf das Schicksal der slavischen Liturgie. Der Bischof von Senj (Zengg) und Vidrus mußte sich 1654 in Rom verantworten über die Beschuldigung, als sei er der slavischen Messe heimlich entgegengetreten. Auf Befehl des Papstes Urban VIII. besorgte Raphael Karawodie in Verein mit dem russischen Bischofe Terzelli von 1631—1648 eine vielfach russifirende, mit den von Kaiser Ferdinand II. der Propaganda geschenkten Lettern gedruckte Ausgabe des Missals und des Brevariers. Derselbe lebte 1688—1706 der ganz umfassende dalmatinische Priester Johann Pakric unter Leitung von zwei ruthenischen Klunnen (indoctorum ruthenorum admirator etiam indoctor). Noch ärger wirtschaftete Matthäus Karaman (mala avi rei glagoliticae nata), damals Priester zu Spalato, zuletzt Erzbischof von Zara, welcher des Russischen kundig und von der grundsätzlichen Ansicht ausgehend, als ob die russischen Kirchenbücher das alte, echte bewahrt hätten, unter Leitung von vier russischen approbatores die glagolitischen Kirchenbücher (1741—1745) gründlich um und wol für immer verdrängte, indem er nicht nur an die Stelle einheimischer Wörter russische setzte, sondern sogar russisch accentuirte, und um das glagolitische Alphabet dem cyrillischen gleichzustellen, die glagolitischen Buchstaben mit diacri-

tischen Zeichen verunkstaltete. Die Geistlichkeit erhob sich gegen Karaman's thörichte Neuerungen, konnte jedoch bei Papst Benedict XIV. Nichts ausrichten. Der Erzbischof von Zara, Vincenz Zmajević (1713—1745), gründete ein glagolitisches Seminar zu Zara; Anton Kadčić, Bischof von Trau, später Erzbischof von Spalato (1735—1745), ein solches in Umizza (Dalm.); auch Papst Benedict XIV. ernannte 1742 Savić zum Professor der slavischen Schriftsprache im collegium urbanum, ohne daß jedoch dieser sein Lehramt je angetreten hätte. Das Institut von Umizza ging 1821 ein, das von Zara ward 1829 in ein lateinisches Seminar umgekaltert: nur eine glagolitische Lehrtafel ward an demselben beibehalten. Auch der Bischof von Bosnien, Emerich Carl Massay (1816—1830), war ein Gegner der Glagolica: seine Bemühungen, die Glagolica zu verdrängen, scheiterten jedoch an der Anhänglichkeit des Volkes an dem Althergebrachten. Dennoch sah sich der Bischof von Zengg und Modrus, Johann B. Jezić, theils durch den Mangel glagolitischer Lettern, theils durch die Unkenntnisschaft des jüngeren Klerus mit der glagolitischen Schrift bezwungen, das Missale zwar choratisch, jedoch mit lateinischen Lettern drucken zu lassen. (Jume 1819.)

Die Glagolica blieb auch das von den Ebernaten berechnete Gebiet nicht beschränkt, indem Kaiser Karl IV. mit Bewilligung des Papstes Clemens VI. im J. 1347 in der Neustadt zu Prag ein Kloster für Benedictiner aus Kroatien gründete, in welchem etwa hundert Jahre die Glagolica gepflegt wurde, d. i. bis zum Schlusse des Hussitenkrieges im J. 1416, wo die slavische Messe der utraquistischen wich. Hier wurden auch böhmische Kirchenbücher mit glagolitischer Schrift geschrieben, so z. B. 1416 ein Theil der Bibel, die jetzt in der öffentlichen Bibliothek in Prag aufbewahrt wird.

Die ältesten Denkmäler der slowenischen wie der chorvatischen Glagolica dienen der Kirche. Dabei ist zu bemerken, daß die slowenische Glagolica nur zu kirchlichen Zwecken angewendet wurde, wenigstens hat sich kein weltliches Denkmal derselben erhalten; daß hingegen die chorvatische Glagolica, namentlich in späterer Zeit, auch in weltlichen Dingen gebraucht wurde. Die Denkmäler der slowenischen Glagolica sind folgende: 1) Der Glagolita Clozianus, zwölf Pergamentblätter in Quarto, 936 Zeilen, vier Reben von Kirchenvätern (zwei von Johannes Chrysostomus, eine von Athanasius und eine von Epiphanius) enthaltend, Bruchstück einer größeren, über 300 Blätter starken Handschrift, die im 15. Jahrh. noch vollständig sich im Besitze des Grafen Johann Frangipani (gest. 1482) auf Beglia (slav. Krk) befand: das noch erhaltene Fragment kam zuerst in den Besitz eines Geistlichen auf Beglia, Lucas de Reynaldis, dann, 1500, in den des Marquardus Ursbacher, und ist gegenwärtig Eigenthum des Grafen Paris Cloz in Trient. Das Denkmal wurde von B. Kopitar 1836 zu Wien herausgegeben. 2) Der Codex Assemanianus, 159 Pergamentblätter in Quarto, die Sectionen der

Evangelien auf das ganze Jahr nach dem Ritus der griechischen Kirche enthaltend, 1736 von J. S. Assemani in Jerusalem erworben, nun in der vatikanischen Bibliothek zu Rom. An drei Stellen finden sich cyrilliche Zusätze aus späterer Zeit: das Cyrilliche in den Verzierungen jedoch scheint gleichzeitig zu sein. Daß das Denkmal nach 916 geschrieben worden, geht daraus hervor, daß der in diesem Jahre verstorbene Clemens, Bischof von Retim, im Kalender unter den Heiligen vorkommt. Facsimilia finden sich in Kopitar's Glagolita Clozianus und in Silvestre, Paleographie universelle 1. 3) Das Tetraevangelium des B. Grigorevič in Kasan, 172 Pergamentblätter in Quarto, aus einem Kloster des Berge Athos stammend; der Anfang des Evangeliums Joannis ist cyrillich geschrieben, die cyrillichen Zusätze am Rande scheinen jünger zu sein. Daraus sind in Schafarik's Pamiatky (nr. 2 und 3. p. 47—52) zwei Blätter abgedruckt, die in der Handschrift schon zur Zeit ihrer Erwerbung durch B. Grigorevič fehlten und sich gegenwärtig im Besitze des Herrn A. v. Krizanović befinden. 4) Das Tetraevangelium des Klosters Zographos auf dem Berge Athos, auf Pergament, in Quarto; der Kalender ist cyrillich geschrieben. 5) Der Palimpsest von Bojana bei Sofia, nun im Besitze des B. Grigorevič in Kasan, 108 Pergamentblätter in Quarto, die Evangelien enthaltend. 6) Zwei Pergamentblätter im Besitze des B. Grigorevič in Kasan, Bruchstücke von Homilien enthaltend, aus dem Kl. des Ivan Rylskij herrührend. 7) Ein Pergamentblatt im Besitze des B. Grigorevič in Kasan, ein Evangelienfragment enthaltend, aus Ochrida. 8) Das abecenarium bulgaricum mit lateinisch geschriebenen Namen der Buchstaben, auf einem Pergamentblatte, einer lateinischen Handschrift der pariser Bibliothek (Nr. 1240) eingelegt, nach dem Urtheile der Benedictiner von S. Maur aus der Zeit von 850—890; nach Kopitar's Ansicht nicht jünger als das 11—12. Jahrh. Seit dem November des Jahres 1855 ist diese Zahl durch ein im hohen Grade wichtiges Denkmal vermehrt worden, nämlich durch die aus zwei Pergamentblättern bestehenden Pragerfragmente, welche in der Bibliothek des prager Metropolitaneapfels entdeckt und von Schafarik in den Abhandlungen der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, V. Folge. 10. Band, herausgegeben und erlöst worden sind. Die Schrift ist die slowenische Glagolica und das Denkmal wird von Schafarik in die ersten hundert Jahre nach Cyril's Ausbreiten in Mähren oder zwischen die Jahre 862—950 gesetzt, dürfte jedoch von demjenigen, der geraume Zeit nach Method's Zeit in Großmähren keine Glagolica annehmen will, wol mit Bestimmtheit dem 9. Jahrh. zugesprochen werden. Der Inhalt ist liturgisch, die Sprache altslowenisch, mit Formen, welche keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß man es mit einem Slaven rechsamen Stammes als Aufschreiber zu thun hat. Es ist ferner wichtig, auch jene cyrillichen Denkmäler kennen zu lernen, in welchen sich einzelne glagolitische Buchstaben oder auch ganze Sätze mit glagolitischer Schrift vorfinden. Diese Hand-

schriften sind: a) 13 Reden des heiligen Gregorius von Nazianz, von einem Russen aus einem glagolitischen Originale im 11. Jahrh. abgeschrieben; in der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg; b) Bruchstück eines Psalters, gleichfalls von einem Russen aus einem glagolitischen Originale im 11. Jahrh. abgeschrieben; ehemals Eigenthum des Metropolitens Erzenij von Kiev, später W. P. Pogodin's; c) Psalter mit Commentar in der Bibliothek der Augustiner S. Salvatore zu Bologna, zu Dobra in Bulgarien geschrieben zur Zeit Iren's, höchst wahrscheinlich Iren's I., daher zwischen 1186—1195; enthält nicht nur einzelne glagolitische Buchstaben, sondern drei ganze Zeilen mit glagolitischer Schrift; d) Praxapostolar des B. Grigorovic in Kasan, aller Wahrscheinlichkeit nach im 12. Jahrh. geschrieben, aus der Kirche des heiligen Clemens in Dobra stammend; auch dieses Denkmal enthält nicht nur einzelne glagolitische Buchstaben, sondern an zwei Stellen 30 Zeilen in glagolitischer Schrift, die in Schafarik's Památky nr. 5, p. 54 abgedruckt sind; e) Praxapostolar aus Strumica, in Privat Händen. Es gibt endlich eine nicht geringe Anzahl cyrillicher Handschriften, von denen es mehr oder weniger wahrscheinlich ist, daß sie aus glagolitischen Handschriften abgeschrieben worden sind. Diese aufzuzählen erscheint an dieser Stelle nicht notwendig. Bedeutend größer ist die Zahl der Denkmäler in der chorvatischen Glagolica, wobei jedoch nicht wenig zu bedauern ist, daß sich, wie es scheint, in derselben keine Denkmäler aus der Zeit vor dem 14. Jahrh. erhalten haben. Der aus dem 9. Jahrh. stammende Psalter, den im J. 1222 Nicolaus von Arce bei seiner Abschrift benutzte, sowie diese Abschrift selbst, sind (die letztere seit 1634) spurlos verschwunden. Der aus dem Gebiete der Chorvaten stammende Glozische Codex ist ohne Zweifel unter den Störmen entstanden. Die Denkmäler sind theils handschriftlich, theils gedruckt, beide wieder entweder geistlichen oder weltlichen Inhalts: 1) Glagolitische Handschriften kirchlichen Inhalts: 1) Psalter a) auf Pergament, 1359 von Ioan von Senj (Zemag) geschrieben, in der Fürst Lebkowitschen Bibliothek zu Prag; b) auf Pergament und auf Papier vom Jahre 1463, in der wiener Hofbibliothek. 2) Evangelium auf Pergament, 1395 im slavischen Kloster zu Prag geschrieben, im sogenannten Text du sacro mit einer etwas älteren cyrilischen Handschrift zu einem Ganzen vereinigt, 1843 von Silvestre zu Paris im facsimile herausgegeben. 3) Missale, gemeinlich Schiavet genannt, a) auf Pergament, 1368 von Koval geschrieben, in der wiener Hofbibliothek; b) zwei Missale aus den Jahren 1402 und 1441 in der Bibliothek der Propaganda zu Rom; c) zwei aus der Baron Jois'schen Büchersammlung in der öffentlichen Bibliothek zu Laibach; d) zwei aus dem Jahre 1462 und 1487 zu Urbino auf der Insel Reggia u. f. w. 4) Brevier a) aus dem 14. Jahrh. in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris; Facsimile in der Paléographie universelle von Silvestre; b) zwei Breviere, das eine von 1387, das andere nach 1389 geschrieben, in der Bibliothek der Propaganda zu Rom; c) in der

Collegiatkirche zum heiligen Michael in Zara; d) zwei aus der Jois'schen Büchersammlung in der öffentlichen Bibliothek zu Laibach aus dem 15. Jahrh. u. f. w. 5) Andere dierher gehörige Denkmäler sind: die Regel der Benedictiner auf Pergament aus dem 14. Jahrh.; Pastoral und Moral, zwei Handschriften aus dem 14.—15. Jahrh.; Doctrina S. Bernardi aus dem 15. Jahrh. in Urbino auf der Insel Reggia; die Quadriga von Nicolaus de Turimo aus dem Jahre 1493; ferner Homilien und Lektionen aus der heiligen Schrift von Zeit von Emisali (Castel-Rufchio) aus dem Jahre 1396 in der wiener Hofbibliothek; Legenden und Lektionen aus der heiligen Schrift auf Pergament vor 1462 geschrieben, in der öffentlichen Bibliothek zu Laibach u. f. w. 11. Glagolitische Drucke kirchlichen Inhalts: 1) neues Testament von A. Dalmata und Stephanus Histrrianus (Zübingen 1562); eine vollständige glagolitische Bibel findet sich, so viel man weiß, nirgends vor, obgleich Krampani auf der Beschreibung des Festes von Johann Krampani eine solche entdeckt zu haben glaubte und ein einst unbekannter dalmatinischer Priester eine 1547—1554 gefertigte Uebersetzung der Vulgata handschriftlich nach Zübingen gebracht haben soll. Chr. F. Schnurrer, Slavische Bucherdruck in Württemberg (Zübingen 1799.) S. 19. 2) Missale 1483, ohne Druckort, wahrscheinlich zu Venedig, später 1528 zu Venedig, 1531 zu Fiume, 1631 zu Rom von Raphael Levakovic, 1706 zu Rom von Johann Patric, 1741 zu Rom von Matthäus Karaman. 3) Brevier 1561 zu Venedig von Nicolaus Brojic, 1621, 1629 zu Rom, 1648 zu Rom von Raphael Levakovic, 1688 zu Rom von Johann Patric; spätere Ausgaben sind aus den Jahren 1744 und 1791 zu Rom. Außer anderen Drucken verdienen erwähnt zu werden jene Bücher, die von den Reformatoren des 16. Jahrh. Stephan Confus aus Pinguente in Istrien (Histrrianus) und von Anton ab Alexandro aus Dalmatien (Dalmata) für die Chorvaten überetzt und in Zübingen glagolitisch gedruckt wurden. Abecedarium; Katechismus 1561; Loci communes; Postille; Predigten vom Hagari; augsburger Confession 1562; Beneficium Christi 1563; Kirchenordnung; Apologie der augsbürgerlichen Confession 1564. Das neue Testament von 1562 ist schon oben angeführt worden. Glagolitische Denkmäler weltlichen Inhalts: a) die herceatische Chronik, einem Priester von Dioclea zugeschrieben, und am Schlusse des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrh. in alter glagolitischer Abschrift gefunden, seitdem spurlos verschwunden, mit lateinischer Schrift gedruckt im ersten Bande (1851) des Archivs für süd-slavische Geschichte; b) die Statuten von Vinodol aus dem Jahre 1280, erhalten in einer glagolitischen Abschrift des 16. Jahrh., gedruckt in der Zeitschrift Kolo III (1843), Statuten von Begia vom Jahre 1388, gedruckt im zweiten Bande (1852) des Archivs für süd-slavische Geschichte. Außerdem findet man eine beträchtliche Anzahl von Urkunden und Briefen in den Archiven und Bibliotheken zu Agram, Gräg, Laibach u. f. w., wovon Einiges in der Danica ilirska 1841—1842,

im Kolo 1842 und im ersten und zweiten Bande des *Archiv* (1851—1852) gedruckt worden ist.

Die Benennung Hieronymianisches erhielt das glagolitische Alphabet in Dalmatien und Kroatien, so viel bis jetzt bekannt ist, zuerst im J. 1248, und der Ursprung dieser Benennung ist nach Dobner's Vermuthung folgender: Es ist bekannt, daß die unter Paps Alexander II. (1061—1072) zu Spalato abgehaltene Synode beschloß, daß die Messe nicht mehr in slavischer Sprache gehalten werde, und daß dieser Beschluß die Bestätigung des Papstes erhielt: dies schien um so notwendiger, als auch behauptet wurde, daß die slavische Uebersetzung mit der römisch-lateinischen nicht übereinstimme. Die Folge war, daß der slavische Gottesdienst eingestrichelt ward. Daß dagegen Vorstellungen gemacht wurden, ist wahrscheinlich; ebenso natürlich, daß die slavische Uebersetzung untersucht und mit der Septuaginta übereinstimmend befunden wurde; da jedoch die Septuaginta an vielen Stellen von der Uebersetzung des heiligen Hieronymus oder der Vulgata abweicht, so ward angeordnet, um die Uebereinstimmung der solonitanischen Synode zu bewahren, die slavische Uebersetzung nach der Vulgata zu verbessern. Die so verbesserte Uebersetzung wurde dann die Hieronymianische genannt. Dabei entstand bei der großen Unwissenheit in der slavischen Geschichte, von welcher selbst ein ganzer Kirchenrath nicht freigesprochen werden kann, die Meinung von einer von Hieronymus selbst herrührenden slavischen Uebersetzung der heiligen Schrift, was man ganz natürlich finden wird, wenn man bedenkt, daß der heilige Hieronymus in Dalmatien geboren ward, daß er selbst die Dalmatiner oder *Thyrer linguae suae homines* nennt, und sagt, er habe für seine Landleute die Bibel übersetzt; später hat sich der Irrthum auf die slavischen Lettern ausgedehnt. Das Alter der Benennung „glagolitisch“ ist nicht zu bestimmen; vor dem 16. Jahrh. scheint sie nicht vorkommen. Auch die slavische Form dieser Benennung ist unsicher; man führt *glagolika* und *glagola* an, von dem Thema *glagola* (Verbum und littera), wobei zu bemerken, daß die Bedeutung *littera* nicht nachgerufen werden kann, sich jedoch durch slovo rechtfertigen läßt, das sonst *verbum* bedeutet, im Serbischen jedoch *littera* bedeutet: *lea* ist hier wie im altslav. *byvolica* *argumentum bonum* das ein collectivum bildende Suffix; so ist auch *glagola* zu erklären, nur daß dieses das Suffix *a* hat: man vergleiche *gospoda domini* von *gospodi*. Daß die die Messe slavisch lesenden Priester von dem oft vorkommenden *glagola dixie* diesen Namen erhalten hätten, wie Krejcar meinte, ist mehr als unwahrscheinlich. Auch an eine Uebersetzung des Ausdrucks *sloveniskaja azbuka* (slovo gleichbedeutend mit *glagola*) ist nicht zu denken. Mit *glagolica* übereinstimmend ist die Benennung *bukvica* von *bukuj*, *bukuvj littera*, im plur. liber. Nach den Stämmen, bei welchen diese Schrift im Laufe der Zeit einheimisch geworden, ward sie auch die karpatische und im abecenarium *bulgaricum* wird sie die bulgarische genannt. Sie hieß, wie oben erwähnt worden, auch cyrilisch.

Die älteste Benennung jedoch ist: slovenisch, sloveniska, *словацка азбука* beim Biographen des heiligen Clemens, *litterae slavinae* (man brachte iscus für altslav. *iska*) beim Papste Johann VIII.

(Dr. Franz Miklosich.)

GLAMIS oder GLAMMIS, Flecken und Burg in der schottischen Grafschaft Angus oder Forfar, am Flusse Deane, mit ungefähr 800 Einwohnern, welche sich mit Anfertigung von Woll- und Leinwandstoffen beschäftigen. Historisch merkwürdig, weil dasselbst der König Malcolm II. durch Mordeth ermordet wurde. (H. E. Hassler.)

Glamis, gab Jahrhunderte lang der Familie Lyon ihren vornehmsten Titel. „This family has been traced up to that of Leon, at Rome, a branch of which came into England with the Conqueror in 1066, and removed to Scotland in 1098, with Edgar, the fourth son of Malcolm III. Lyon, being a great favourite with the Prince, on account of his services against the usurper Donald Bane, obtained a grant of lands in Perthshire, which from him received the name of Glen Lyon,“ eine Notiz, für welche Bürgschaft zu leisten wir doch Bedenken tragen müssen. Johann de Lyon erbittet von K. David II. die Belehnung über die Baronien Forteviot, Fergandenny, in der Grafschaft Perth, über Gutesfoun und Drumagooan, in der Grafschaft Aberdeen, was nachmalig K. Robert II. bekräftigte. Sein Sohn, Johann Lyon, K. Robert's II. Geheimschreiber, wurde von ihm mit dem Thronedem von Glamis beschenkt, 1379, um jedoch als ein Friedbrecher zu bleiben. Er war daneben Groß-Kammerer von Schottland und verheiratet mit Euphemia oder Johanna Stuart, Tochter K. Robert's II., aus dessen anderer Ehe mit Elisabeth Mure. Sie hat ihm die Baronie Ringhorne zugebracht. Sein Enkel Patrick wurde als Baron von Glamis in das Parlament berufen, 1445. Einem späteren Lord Glamis Witwe, Johanna Douglas, des Grafen von Angus Schwester und zum zweiten Male an Archibald Campbell von Knapthill verheiratet, wurde sammt diesem, sammt ihrem Sohne Glamis und einigen andern Personen vor Gericht gestellt, „weil sie durch das eingebildete Verbrechen der Herzeri verurtheilt haben solle, den Tod K. Jacob's V. zu beschleunigen.“ Sie wurde, vermöge richterlichen Ausspruchs, auf dem einbürgerter Schloßhügel verbrannt, jedoch wegen ihrer edeln Tugenden, ihrer ausgezeichneten Anmuth und Schönheit und des Muthes, mit welchem sie die grausame Strafe erlitt, allgemein beklagt. „Die schottischen Geschichtsschreiber lassen den Schatten aus Jacob's Charakter fallen, als habe er in der Hinrichtung dieser Lady seiner Rache gegen die Douglas'se Lust gemacht; jedoch die Verbrechen der Hingerichteten scheinen völlig erwiesen worden zu sein, und obgleich die Vorsehung, als könne man Andern durch Herzeri das Leben nehmen, jetzt zu den Wichtigkeiten gehört, so ist es doch wohl bekannt, wie in früheren finsternen Zeiten solchen unheimlichen sabelhaften Thun sein Werk durch Gift erleichtert ward; nicht zu gedenken, daß diejenigen, welche in solche Verschworung sich

einliehen, wenn auch nicht wirklich, doch moralisch des Verbrechens des Mordes schuldig waren." In den Wirren, welche unmittelbar dem gewaltsamen Ende des Regenten Kennor vorhergingen, war Lord Glamis einer der wenigen Excentriker, welche zu Morton sich hielten; ein Umstand, dem er ohne Zweifel zu Anfange des Jahres 1573 das Kanzleramt verdankte. Er, the ablest and most moderate man in the party, wurde sehr bald in einem Streite seiner Hausgenossenschaft mit jener des Grafen von Crawford zu Stirling 1578 erschlagen. Seines unmündigen Sohnes Normund (tutor, nach Robertson, nährnd er in der deutschen Uebersetzung von W. Scott's Geschichte von Schottland der Erbe von Glamis genannt wird, jedenfalls ein Tgnat) vereinigte sich mit den Grafen von Mar und Gowrie, den Lords Duffhauent, Boyd und Lindsay, dem Abte von Dumfries, um die Entsetzung von K. Jacob's VI. Ministern, Kennor und Arran, zu erzwängen. Das Verbot ins Werk zu setzen, verschaffte des Königs Abzicht, in Abtheile zu jagen, den Verschworenen die günstigste Gelegenheit. Als er nach beendigtem Jagen, von einer wenig zahlreichen Dienerschaft begleitet, in das Glasglad zurückkehrte und darüber sich dem Schlosse Ruthven näherte, empfang er eine Einladung von dem Schlossherrn, von dem Grafen von Gowrie, welche abzulehnen in keiner Weise ihm einfallen konnte. Kaum hatte er jedoch das Schloß betreten, als er sich darin von Bedenksamen umgeben fand, drun von nahe und fern flogen die Gasse vorbei, Gasse, die, insofern einer und derselben Partei anhängend, keineswegs die gleichgültige Prieue von den Genossen eines harmlosen Jagdfestes zur Schau trugen, sondern auf deren Gesichtern deutlich ausgesprochen war, daß sie behufs irgend einer gefährlichen Unternehmung versammelt seien. Doch trug der König Sorge, den in ihm aufsteigenden Verdacht nicht bemerkbar werden zu lassen, war vielmehr bemüht, eine jedem Verdachte ferne Haltung anzunehmen. Am folgenden Morgen offenbarte, frühzeitig angekündet, der König die Absicht, seine Reise fortzusetzen; allein die verbundenen Herren waren keineswegs gefonnen, eine Gelegenheit, die scheinlich wiederkehren würde, schwinden zu lassen. In Jacob's Schlafgemach versammelt, übertrugte sie ihm eine Vorstellung, des Inhalts, daß sie, als ihres Königs treue Unterthanen, zwei Jahre lang falsche Anschuldigungen, Verleumdungen, Verdrückung und Verfolgung von Seiten des Herrschers von Kennor und des Mannes, der sich des Titels eines Grafen von Arran anmaßt, hingehen lassen, und also Frechheiten und Ungleichheiten erduldet hätten, wie sie nimmer in Schottland erduldet worden. Daß solche Verfolgung besonders auf den Predigern des Evangeliums und seinen getreuen Anhängern gelaftet habe, daß Männer, die von des Königs Kindheit an seinem Dienste sich gewidmet, seine besten Unterthanen in die Verbannung getrieben worden wären, inbessn viele derjenigen verfolgt und bedrückt wurden, die im Lande aushielten, daß Alle, schwer verleumdete, aus der Umgebung des Monarchen sich ausgeschlossen sahen, und hingegen mit Unwillen wahrnehmen mußten, wie Papisten und bekannte Mörder tag-

lich aus wohlverdientem Exile zurückgerufen und entweder in ihr vormalsiges Eigenthum wieder eingekerkert wurden, oder die Güter treuer Unterthanen zu neuem Leben erhielten. Ueberhaupt wurde dem Könige Alles vorgehalten, was in solchen Fällen eine Partei, wenn sie die herrschende Stelle einzunehmen begehrt, zu äußern hergebracht ist. Wie unangenehm auch die hörten Worte dem Ohre des Königs sein mochten, so verhielt er sich Zeit und Ort nicht, daß er sein Mißfallen äußerte, vielmehr nahm er sie, den Vorschriften der Klugheit eingedenk, mit scheinbarem Wohlgefallen auf. Nach einer ziemlich allgemeinen Versicherung, daß er der Bittschrift seiner geliebten Unterthanen eine geziemende Erwägung angedeihen lassen wolle, versuchte er, das Gemach zu verlassen; allein der Tutor von Glamis stellte sich zwischen ihn und die Thüre, und bedeutete ihn unerbittlich, daß man ihm nicht erlauben werde, das Schloß zu verlassen. Der König klagte, remonstrirte, drohte, brach endlich, Alles vergeblich findend, in Thränen aus; dann sprach Glamis trostlos: „Lasset ihn weinen; besser, daß Kinder weinen, als tätige Männer!" Worte, welche der gewöhnlich nicht zu verböhnende König niemals verachten oder vergeben hat. Einstweilen genöthigt, seinem Schicksale sich zu unterwerfen, unterzeichnete er eine Proclamation, worin die Erklärung, daß es sein freier Wille sei, eine Zeit lang in der Provinz Strathearn bei den ihn umgebenden Herren zu verweilen, in der That aber war er der Befehle der Theilnehmer von der Ruthven-Verchwörung, bis es ihm gelang, den 27. Juni 1583 nach St. Andrews zu entkommen. Einen Augenblick schreien die Ruthven-Knechte mit der Absicht, sich abermals der Person des Königs zu bemächtigen, sich beschäftigt zu haben; von dem Grafen von Gowrie verlassen, fühlten sie sich jedoch nicht stark genug für ein mögliches Unternehmen. Vereinzelt erschienen sie vor dem Könige, bekannten ihre Schuld und erhielten Verzeihung, wogegen ihnen nur Verbannung für kurze Zeit auferlegt werden sollte. Bald aber wurde Arran an den Hof zurückgerufen, und es ergaben sich sofort die deutlichen Anzeichen, daß der rauchfuchstige Günstling gefonnen sei, die gewaltsamsten Maßregeln gegen die Theilnehmer des Ruthven-Auffstandes durchzuführen. Gowrie, der Einzige unter ihnen, der durch vollständige und formelle Unterwerfung sich Begnadigung erkaufte hatte, wurde nach Frankreich vertrieben. Während er zu Dunder eine Schiff Gelegenheit abwartete, vernahm er, daß die Grafen von Angus und Mar, dann der Tutor von Glamis den Verfall des Castells von Stirling bedrängten. Entschlossen, ihrem Beginnen beizutreten, verzögerte er unter mangelndem Vermand seine Abreise, bis der Oberst Stenart an der Spitze einer Abtheilung von der königlichen Leibwache ihn gesungen nahm. Drei Tage darnach erstickten Angus, Mar und Glamis das Castell von Stirling, erklärten es in einem Manifeste, daß sie einzig darum betroffen wären, um einen Rignen, der durch die unwürdevollen Mittel zu Macht gelangt und den drückendsten Gebrauch davon mache, von des Königs Ansehn zu entfernen. Die Nachricht von Gowrie's Verhaftung er-

fällte sie mit Besorgnissen verschiedener Art; die Unter-
stützung, von der Königin von England ihnen ver-
heißen, blieb aus; ihre Freunde und Lebenslute, unent-
schlossen und mutlos, fanden nur langsam sich ein, und
als sie von des Königs Anzug mit einem Heere von
20,000 Mann hörten, suchten sie ihr Heil in eiliger,
doch immer noch schwieriger Flucht über die Grenze.
Das am 22. Aug. 1584 verfallene Parlament sprach
das Urtheil der Verurteilung über Angus, Arran, Glamis,
und viele ihrer Anhänger. Die confiscirten Güter
wurden alsbald vertheilt, mehrtheils an Arran und
Consorten. Auf das Eigenthum des unmündigen Lord
Glamis konnte die Confiscation nicht ausgedehnt werden.
Patricius, neunter Lord Glamis, des K. Jacob's VI.
Gardhauptmann und Geheimrath, endlich Lord-Schatz-
meister von Schottland, wurde im Juli 1606 zum Grafen
von Kinghorn, in Fifehire, ernannt. Sein Enkel
Patricius, dritter Graf von Kinghorn, „one of the
privy council in Scotland, and also one of the
extraordinary lords of session,“ erhielt am 30. Mai
1672 ein neues Patent über die Grafenwürde für ihn
und „his issue male; and, in default, to any per-
son or persons nominated by him; and in failure
of such heirs of such nomination, to his heirs male
whatsoever; which failing to his heirs and assigns
whatsoever, with the former precedency,“ und durch
eine zweite Urkunde vom 1. Juli 1677 wurde verordnet,
„that Patricius, 3d earl of Kinghorn, *ejusque haer-
edes masculi et filiae sibi succeden. in ejus terris,
praedictis et statu, should be styled, in all future
ages, earls of Strathmore and Kinghorn. viscounts
Lyon, barons Glamis, Tannadycie, Seidlaw and
Stradziehtie.*“ Er starb 1685, aus seiner Ehe mit He-
lena Middleton die Söhne Johann und Patricius hin-
terlassend. Patricius fiel bei Eberismuir, 1715. Jo-
hann, vierter Graf, auch zu Zeiten der Königin Anna
Mitglied des geheimen Raths, starb 1712, nachdem er
in seiner Ehe mit Elisabeth Stanhope, des Grafen Phi-
lipp von Chesterfield Tochter, Vater von vier Söhnen,
Johann, Karl, Jacob und Thomas, die alle vier der
Reihe nach in dem Grafentitel ihm folgten, geworden.
Johann, fünfter Graf, war nur 18 Jahre alt, da der
Graf von Mar 1715 den König Jacob, VIII. von
Schottland, III. von Großbritannien, proclamiert, erhob
sich aber sofort als ein begeisterter Verfechter der Legiti-
mität. „Er zeigte in diesem Jugendalter ebenso viel
Tapferkeit, wie Großmuth und Bescheidenheit, und sein
frühzeitiger Tod zerhörte die blühendsten Hoffnungen.
Er widmete sich der Rebellion mit allem Eifer und aller
Aufrichtigkeit, hob ein starkes schottländers Infanterie-
regiment auf und bewies sich ausgezeichnet in Erfüllung
seiner Kriegspflichten.“ Mit seinem Regimente schot-
tländer wurde er der Expedition zugetheilt, welche nach
Mar's Pläne dem theilweisen Aufstande in Northum-
berland die Hände bieten sollte. Angewiesen, von Pit-
terveem, Grail und andern Orlan der östlichen Küste
von Fife den Firth of Forth in seiner größten Breite
zu durchschneiden, gelang es den meisten dazu bestimm-

ten Fahrzeugen, der Wachsamkeit der an der Mündung
kreuzenden englischen Kriegsschiffe zu entgehen. „Einige
Schiffe wurden indessen zur Küste von Fife, von wo sie
abgefahren waren, zurückgetrieben, und die Bote, auf
denen sich Lord Strathmore's Regiment schottländer be-
fand, wurden gezwungen, zur Insel Man, in der Män-
dung des Forth, zu flüchten, wo die englischen Krieg-
schiffe sie belagert hielten. Der tapfere junge Graf ver-
schonte sich auf der Insel und hielt eine Rede an seine
Begleiter hinsichtlich ihrer Treue gegen die gemeinsame
Sache. Um seine eigene Aufrichtigkeit für dieselbe
offenkundig zu machen, stellte er seine eigene Person al-
lemal da bloß, wo die Gefahr sich als am größten er-
weisen mochte, und rechnete es sich für eine Ehre an,
im Dienste desjenigen Fürsten zu sterben, für den sie zu
den Waffen gegriffen hätten. Bloßiert auf einer fast
wüsten Insel, bot sich diesem jungen Edelmann auch
noch die Schwierigkeit dar, daß er allerlei Zwistigkeiten
zwischen den schottländern und seiner eigenen Mannschaft
aus Angus beizulegen hatte. Diese Zanckerien wurden
so arg, daß die schottländer beschloßen, die erste Gelegen-
heit wahrzunehmen, auf ihrer kleinen Barke von der
Insel zu entweichen und die schottländer ihrem Schid-
sale zu überlassen. Dieser Vorschlag ward jedoch von
Strathmore mit unaussprechlicher Verachtung verwer-
fen; auch wollte er seinen unangenehmen Aufenthalt nicht
eher verlassen, als bis Wind und Wellen ihm eine
annehmliche Gelegenheit darböte, alle diejenigen, die
Theilnehmer seines Mißgeschicks geworden waren, mit
Sicherheit wieder an die Küste zurückzubringen, von
welcher man abgefahren war.“ Nicht lange, und der
Graf fand den Tod in der Schlacht bei Eberismuir,
den 13. Nov. 1715, „als er vergebens versuchte, sein
Regiment von Angusshire wieder zu sammeln. Ein ge-
meiner Dragoner erschlug ihn, eobon er ihm vorher
Parolen gegeben hatte. Als er Montags den 14. Nov.
mit Tagesanbruch sich dem Schlachtfelde näherte, fand
der Herrgott von Argyle dasselbe vom Feinde verlassen.
Der Leichnam des tapfern Grafen von Strathmore ward
auf dem Felde, bewacht von einem treuen Diener, ge-
funden, der, als man ihn nach Stand und Namen der
Leiche fragte, bei der er so sorgfältig Wache hielt, die
treffende Antwort gab: „„Er war ein Mann gekern.““
Karl, sechster Graf, tödtlich verwundet in einer Ren-
contre, den 9. Mai 1728, starb zwei Tage darauf.
Thomas, achter Graf, starb auf Glamis, den 18. Jan.
1753. Sein zweiter Sohn, Jacob Philipp, in Diensten
der ostindischen Compagnie, wurde im Juli 1763 zu
Patna auf Befehl des Nabobs Mir Gossim ermordet.
Der älteste Sohn, Johann, neunter Graf, geb. 1737,
beirathete den 14. Febr. 1767 die Tochter von Georg
Bowes auf Giffside in Durhamshire, nahm vermöge
einer Parlamentsacte von demselben Jahre den Namen
Bowes an und starb im April 1776, mit Hinterlassung
der Söhne Johann Georg Bowes, gefr. kinderlos den
31. Jan. 1806, und Thomas. Johann, zehnter Graf,
geb. im April 1769, wurde am 18. Juli 1815 zum
Baron Bowes, in dem Petteage von England, creirt,

heiratete den 2. Juli 1820 und starb den andern Tag, so daß demnach die Baronie Domes erlosch, während die Grafschaften Strathmore und Kinghorn an Johann's Bruder Thomas fielen. Dieser eilften Grafen Sohn hieß bei des Vaters Lebzeiten Viscount Lyon.

Eine Reisebeschreibung aus dem J. 1723 bespricht die Landschaft Strathmore und die Burg Glammis. „Here I enter the country of Strathmore, a valley that runs from Brechin all the way by Perth to Sterling, full forty miles. In the entering Strathmore, I arriv'd at the noble palace of Glames. This palace, as you approach it, strikes you with awe and admiration, by the many Towers and gilded ballustrades at top: It stands in the middle of a well planted park, with avenues cut through every way to the house. The great avenue, thickly planted on each side, at the entrance of which is a great stone gate, with offices on each side of freestone, like a little town, leads you in half a mile to the outer court, which has a statue on each side on the top of the gate as big as the life. On the great gate of the inner court are ballustrades of stone finely adorn'd with statues, and in the court are four brazen statues, bigger than the life, on pedestals. The one of James VI. and I. of England in his stote: the other of Charles I. in his hoots, spurs and sword, as he is sometimes painted by Vandyk; Charles II. in a roman dress, as on the Exchange at London, and James II. in the same dress he is in at Whitehall. From this court, by ballustrades of iron, you have a full prospect of the gardens on each side, cut out into grass-plats, and adorn'd with ever-greens, which are very well kept. The house is the highest I ever saw, consisting of a high tower in the middle, with two wings and a tower at each end, the whole above 200 foot broad: the stairs from the entry to the top of the house consiste of 143 steps, of which the great stairs, where five people can mount abreast, are 86, each of one stone. In the first floor are 38 fire rooms: the hall is adorn'd with family pictures, and behind the hall is a handsome chapel, with an organ for the Church of England service: on the Altar is a good picture of the last Supper, and on the ceiling an Ascension done by one Dewit, a Dutchman, whom earl Patrick, this earl's grandfather, brought from Holland, and who has painted the ceilings of most of the rooms. In the drawing room next to the Hall is the best picture I ever saw of Queen Mary of Modena, the Pretender's mother, the duke of Lauderdale in his robes by Sir Peter Liley, and the late lord Dundee, with a crowd of half lengths of the nobility of Scotland, and over a chimney a curious Italian piece of our Saviour disputing with the doctors in the Temple. When the Pretender lay here they made 88 beds within the house for him and his retinue, besides the inferior servants,

who lay in the offices out of doors.“ Fünfzig Jahre später, 1772, besuchte Pennant dieselbe Burg. „Fünf Meilen weiter (von Forfar südwestlich) liegt das Schloß Glames, in dem Malcolm II. ermordet ward. Es gehörte vermutlich damals der Familie des berühmten Macbeth (Macbeth is hailed as „Thane of Glamis“, in consequence of the demise of his father Sinel), nach dessen Tode es wahrscheinlich eingezoget ward. Das alte Gebäude war sehr groß und lag zwischen zwei langen Höfen, wovon in jedem ein vierthaler Thurm mit einem Thorwege stand. Es ist nur noch ein Theil von dem Gebäude übrig, das durch viele kleine Thürme mit sonderbaren Dächern ein ganz neues Ansehen erhalten hat. In dem runden Thurne, den Patrick Lord Glames 1686 bauen ließ, ist eine merkwürdige Wendeltreppe, die auf einem hohlen Pfeiler ruht.“ Man zeigt hier noch die Stelle, wo die alten Warden saßen und die Thaten ihres Herrn und seiner Vorfahren besangen. Die größten Zimmer sind, wie es fast in allen alten Schlössern der Fall ist, in dem obersten Stockwerk und mit alter geschmacklosen Pracht des vorigen Jahrhunderts ausgeziert. Die Wohnzimmer sind in dem untersten Stockwerke. In einem von den Zimmern hängt ein gutes Bildniß von dem ersten Herzoge von Armond. Der Waler war Sir Peter Rely. Auf dem hiesigen Kirchhofe steht ein ausgehauener Stein, der zum Andenken des Todes des Königs Malcolm errichtet sein soll, und sein Grabstein genannt wird. Die Mörder verrichteten sich auf ihrem Wege, der tief mit Schnee bedekt war, und kamen auf den See Forfar zu, der noch nicht stark genug aufgethau war, um sie tragen zu können. Das Eis brach unter ihnen, und alle kamen erbärmlich um. Man fand verschiedene Waffen, als der See vor einiger Zeit abgelassen ward. Weiter abwärts, ebenfalls an dem Fließchen Dean, liegt das Städtchen Keigle, in dessen Nähe die Höhe von Belmont, wo die für Macbeth entscheidende Schlacht geliefert wurde. „Man zeigt noch den Grabhügel des Macbeth (der tumulus Bellidun) und einen angeheuren Stein, der dem tapfern jungen Serward, der von ihm getödtet ward, zum Andenken errichtet ist. Der Kirchhof zu Keigle ist voller hieroglyphischer Steine. Auf einem davon ist ein Wilsford und ein einem Wilsfonten ähnliches Thier eingehauen. Ein sonderbarer Umstand, indem es nicht leicht zu erklären ist, wie der Künstler dieser barbarischen Zeiten irgend einige Kenntniß von Thieren aus dem heißen Erdgürtel habe erhalten können. Von Belmont aus kam ich bei dem berühmten Berge Dunfianne, an der Südküste von Strathmore, auf dessen Gipfel das Schloß des Macbeth stand, vorbei. Man kann den Wald Birnam auf der entgegengesetzten Seite der Ebene deutlich sehen. Diese Lage schickte sich vollkommen zu dem Sitze eines Tyrannen, da der Berg wegen seiner Steilheit fast unzugänglich ist und man von demselben eine große Strecke übersehen kann. Es sind jetzt gar keine Spuren von dem alten Schlosse mehr übrig. Auf der Ebene an diesem Berge find verschiedene andere Altermäurer, Grabhügel und pyramidenförmige Steine, die hier Lawe

(Gefolge) genannt werden. Einer davon bei dem Landgute, Llanfawr, die eine vorzügliche Größe hat, soll Nachher zum Eise gebildet haben, wenn er dem Volke Recht sprach. Er zeigte bei dem Anfange seiner Regierung eine ungemeine Gerechtigkeitssiebe und war der erste von den schottischen Regenten, der ein ordentliches Gesetzbuch entwarf, das während seiner Regierung genau beobachtet, nachher aber zu großem Nachtheile des Landes vernachlässigt ward.“ Von den Monumenten zu Wicla handelt umständlicher J. Playfair: „In the churchyard are several upright pillars adorned with emblematical figures, and erected on the grave of Vanoia, the wife of Arthur. On one stone are three small crosses, with several animals above and below. On another, is a cross adorned with various flowers, and the rude representations of fishes, beasts, and men on horseback. On a third, is an open chariot drawn by two horses, and some persons in it; behind, is a wild beast devouring a human form lying prostrate on the earth. On a fourth, is an animal resembling an elephant. On another are several figures, with the bodies of horses, and the head of a serpent; and on the reverse is the figure of a woman attacked on all sides by dogs, and other furious animals; above which are several persons on horseback, with hounds engaged in the chase; and in the compartment below is a centaur, and a serpent of enormous size fastened on the mouth of a bull.“ (v. Nramberg.)

GLAMORGAN, Grafschaft in dem englischen Fürstenthume Wales, mit 37 geographischen Meilen Flächeninhalt und mehr als 124,000 Einwohnern, grenzt mit der ganzen Südseite und einem Theile der Westseite an den Kanal von Bristol, ein Theil der Ostseite wird von der sehr breiten Mündung der Saverne bespült. Im Osten ist die Grenze der Grafschaft Rhonmouth, im Norden Brecknock und im Westen Carmarthen. Die Grafschaft enthält 1 Stadt, 5 Flecken, 118 Kirchspiele und beinahe 21,000 Häuser.

Der nördliche Theil ist gebirgig, der südliche meist flach und mit üppigen Feldern und Wäldern bedeckt. Nur einzelne Gebirgszungen erstrecken sich als Vorgebirge bis an das Meer oder tauchen als Felsen und Klüfte unter dasselbe, umfassen die meisten Baien und Buchten und machen die Einfahrt in die Häfen beschwerlich.

Das Klima ist im Norden rau und ungesundlich, im Süden mild, daher im Norden mehr Heidefeld für Schafzucht, im Süden vorzugsweise Ackerland. An den Seeflächen bedeutende Fischeerei.

Zahlreicher als anderswo finden sich in Glamorgan die alten normännischen Burgen auf den Uferfelsen wie Berge aus Fels getürmt. Die Erbauung wird dem Fitz-Hammon, einem der normännischen Barone zugeschrieben, welche bei der Eroberung des Landes durch König Wilhelm mit großen Ländereien beschenkt wurden. Fitz-Hammon erhielt die Länder längs der breiten

Saveme und er, wie jeder seiner zwölf Hoffensgefährten, erbaute eine feste Burg, deren Ruinen noch jetzt Steinen und Verwunderung erregen. Das letzte seiner normännischen Geschlechter erlosch 1738.

Eisen-, Blei- und Steinkohlenbergwerke machen den Hauptreichthum der Grafschaft aus; die Industrie ist unbedeutend, Viehzucht dagegen stark betrieben, Schafe, Schweine, Rinder bilden einen Hauptausfuhrartikel. Der Ackerbau liefert nicht den eigenen Bedarf.

Da die Grafschaft als Grenzprovinz meist Schachspiel der mit England geführten Kriege war, so findet man hier viele kriegerische Sagen.

Die Hauptstadt der Provinz ist Cardiff oder Caerdiff unweit der Mündung des Taff mit 4000 Einwohnern, in dem Werresarme, in welchen die Savorne übergegangen ist. Die Savorne bildet einen geräumigen und sichern Hafen, aus welchem die in den Fabriken von Reyn-Griffin und Werthir-Edhewill verfertigten Eisenbleche und Eisenlangen verschifft werden. Das alte, noch ziemlich feste Schloß soll von Fitz-Hammon selbst erbaut sein. — Werthir-Edhewill, ein Hüttendorf, mit 3400 Häusern und 19,000 Einwohnern, mit bedeutenden Eisenwerken, welche jährlich 181,000 Schiffeisen (à 250 Pfund) Geseihen und fast ebenso viel Stabeisen liefern. Ein kunstreicher Kanal längs des Taff nach Cardiff geführt durchschneidet die ganze Provinz von Norden nach Süden. Neath, am gleichnamigen Fluße, hat große Steinkohlen-, Kupfer-, Eisen- und Alaunbergwerke, mit deren Erzeugnissen flacker Handel getrieben wird. — Swansea (13,000 Einwohner), Flecken an der Mündung des Tawe; Hafen, in welchen die zahlreichen Eisendohnen und Kanäle auslaufen, die man zur Erleichterung des Transports aus den reichen Eisen- und Steinkohlenminen in Süd-Wales angelegt hat. Es werden hier fast allein die Bleisägen und Kupfergeschirre gemacht, welche den Haupthandelszweig des Landes bilden. Ebenso werden rohes Kupfer, Steinkohlen und Eisenerzen und ein sehr gutes Zainen aus Bristol und andern Handelsstädten verschifft. Eine Mineralquelle macht Swansea zu einem besuchten Badorte. (H. E. Hössler.)

Glamorgan. Den Grafentitel von Glamorgan verließ K. Karl I. von England seinem Oetrennen, dem Lord Herbert, Edward Somerset, ebenso berührt durch seine handhafte Anhänglichkeit für den unglücklichen Monarchen, als durch die ihm aufgetragene mysteriöse Negotiation in Irland, welche zu übermannen lediglich ein begeistertes Royalist fähig war. Der Titel vererbt sich auf seine Nachkommen, die heutigen Herren von Beaufort, die, gehörigen Orts nicht ausfuhrte, hier nachzutragen sind. Des Geschlechtes Ahndor ist Johann von Gaunt, der Herzog von Lancaster, dritter Sohn K. Eduard's III. von England. Des Herzogs erste Frau, Blanca, des Herzogs Heinrich Torcel von Lancaster jüngere Tochter, starb 1319, ihre Nachfolgerin im Ehebetrie, Constanza von Castilien, im J. 1384. Frau Blanca hatte die Erziehung ihrer Töchter, Philippa und Elisabeth, einer jungen Witwe anvertraut, der Tochter

von Pagan Roet, dem King of Arms, genannt Gupenne, deren Ermahl, Dtes Swinford, unlangst verstorben. Die Erbscherin, Frau Katharina, sandt Emade in den Augen des Herzogs und beschenkte ihn mit vier Kindern, Johann, Heinrich, Thomas und Johanna, denen zu Liebe der Herzog die Mutter heirathete, wie sehr ihm auch die Prinzen des königlichen Hauses wegen dieser Eheheirath zürnten. Der König, dem es wichtig war, sich des mächtigen Oheims zu verschaffen, billigte aber die unglückliche Heirath, in Betracht deren die Kinder durch Parlamentsschluß vom 6. Febr. 1397 unter dem Namen Beaufort legitimirt wurden. Dieser saßen sie von Beaufort in Anjou, das seit 1276 den Grafen von Lancaster gehörte, nach Andern von Beaufort in der Champagne empfangen haben. Herzog Heinrichs Witwe, Frau Katharina, starb den 11. Mai 1403. Ihr jüngster Sohn, Thomas, den 27. Dec. 1424. Er war Herzog von Exeter und Graf von Dorset, Lord-Kanzler, blieb aber kinderlos in der Ehe mit Margaretha Nevil. Heinrich von Beaufort, Bischof von Lincoln 1397, wurde, nach Ableben R. Heinrichs V., von dem Regentkassarsrathe anserben, die Erbschaft des am 6. Dec. 1421 geborenen Thronfolgers zu überreichen. Da er des jungen Königs Großvater war, zugleich aber einer Linie entstammen, welche niemals auf die Krone Anspruch machen konnte, glaubte man ihn vor allen andern Prinzen des königlichen Hauses befähigt, dieses wichtige Amt zu bestreiten. „Er war“, sagt Hume, „ein Prälat von großer Adligkeit und vieler Erfahrung, aber von einem ruckischen und gefährlichen Charakter; und da er nach der Regierung trachtete, so hatte er beständig Streitzugriten mit seinem Vetter, dem Protector (Herzog von Gloucester), und erhielt öfters Vortheil über die heftige und unpolitische Gemüthsart dieses Prinzen. Der Herzog von Bedford bediente sich des Ansehens des Parlaments, um sie zu versöhnen, und diese Nebenbuhler mußten vor dem Parlamente versprechen, daß sie alle ihre Streitigkeiten in Vergessenheit begeben wollten.“ Von Lincoln zu dem einträglichen Bisthume von Winchester versetzt, hatte Heinrich einmal den hohen Posten eines Kanzlers, nur 200 Pfund Gehalt, eingenommen, dem Concilium zu Constanz beigezogen und eine Kalfahrt nach Jerusalem angestellt. Seine Adligkeit vermehrte seine Reichtümer, aber diese waren dem Besten des Staats geschadet, wie denn seine Darlehen an den verstorbenen König die Summe von 25,000 Pfund betrugten; gegen 11,000 schuldete ihm die gegenwärtige Regierung. Er hatte abermals, den 16. Juli 1424, das Amt eines Kanzlers angenommen und widersetzte sich als solcher standhaft dem Lieblingssverhaben des Herzogs von Gloucester, der Bisthumsbader reiches Erbe in den Niederlanden durch die von der Kirche verdamnte Verbindung mit Jacobo von Baiern sich anzueignen, wodurch der Herzog von Burgund, durch den seinen Oheim, dem Herzog von Brabant angethanen Schimpf auf das Empfindlichste verletzt, das Bündniß mit einem bei der Lage der Dinge für England unentbehrlichen Allirten zerriß, alle Frucht der Siege Heinrichs V. verloren

gehen mußte. Sehr ungeduldig ertrug der verlorne Herzog des Prälaten Einspruch, und er verfolgte von da an seinen Oheim mit unversöhnlichem Haße, wenn auch seine Leidenschaft für die Frau eines Andern sehr bald erlosch. Auf des Cardinals Betrieh hatte der Regentkassarsrathe, um das zu Aufbruch genigte Volk im Zaume zu halten, während Gloucester's Abwesenheit Befehle in den Tower gelegt und ihn dann Sir Richard Woodville übergeben, mit dem Befehle, seinen einge-lassen, der mächtigste sei als er selbst. Gloucester verlangte bei seiner Rückkehr in der Erste eine Wohnung zu haben, und schrieb des Woodville Weigerung den geheimen Instruktionen seines Oheims zu. Im Zorne befahl er dem Maire, die Thore der City für den Cardinal gesperrt zu halten und ihn selbst 300 Reiter zugeben, damit er ohne Gefahr den König in Eltham besuchen könne. Am andern Morgen, den 31. Oct., versuchten des Cardinals Leute das Thor an der Brücke zu sperren, verarmelten die Stroße, besetzten die Häuser zu beiden Seiten mit Bogenschützen und erklärten, sie würden, da ihr Herr nicht in die Stadt dürfe, den Herzog nicht herauslassen. Der Erzbischof von Canterbury und der portugiesische Prinz, Herzog von Coimbra, mußten sich an einem andernselben Tage achtmal von der einen zur andern Partei versetzen, um Blutvergießen zu verhindern, und sie zu vermögen, daß sie bis zur Ankunft des Herzogs von Bedford ruhig blieben. Ungern verließ der Regent Paris, um in Gloucester das sogenannte Knittelparlament abzuhalten, den 18. Febr. 1426. Die Gemeinen ersuchten den Regenten und die Lords, den Cardinal und den Herzog von Gloucester zu versöhnen. Dieser hatte gegen seinen Oheim eine Anklage vorgebracht, worin er seinen eigenen Beschwerden zwei harte Beschuldigungen, die er von dem verstorbenen Könige vernommen haben wollte, hinzufügte, nämlich, daß der Prälat einen Bruchschwärben gedungen habe, um Heinrich V., damals noch Prinz von Wales, zu ermorden, und daß er diesen habe anreizen wollen, noch bei des Vaters Lebzeiten der Krone sich zu bemächtigen. Beaufort suchte in seiner Antwort zu bewirken, daß die für Gloucester versendeten Wahrsagen durch sein Betragen herangezogen, und brief sich, so viel den verstorbenen König betraf, auf das Betruagen, mit welchem er, der jetzt beschuldigt, seinem Könige nach dem Leben getrachtet zu haben, jederzeit von demselben dreht worden. Der Herzog von Bedford und die übrigen Lords schrien, unparteiisch zu richten, der Verkauf des Processus ist jedoch unbekannt. Nach 17tägiger Verhandlung wurde die Entscheidung dem Erzbischofe von Canterbury und sieben andern Schiedsrichtern anheim gegeben, und von diesem eine scheinbare Ausföschung verordnet. Beaufort verheuerte gegen den König (den 12. März 1426) seine Unschuld an dem Verbrechen, dessen man in Bezug auf Heinrich V. ihn hatte beklagt haben wollen, worauf der Herzog von Bedford, Rönne des unmündigen Monarchen, erklärte, er würde nicht an der Schuldlosigkeit seines Großvaters, und halte sich überzeugt, daß derselbe dem verstorbenen Könige wo

und nach der Thronbesteigung jederzeit treu gewesen sei. Hierauf gegen Gloeester sich wendend, bezeugte Beaufort diesem sein Leidwesen, jemals ihm mißfallen zu haben; „allein, Sir,“ fuhr er fort, „was man Euch von mir gesagt haben mag (Leute, die mir nicht eben geneigt, thäten es vermutlich, Gott verzeih es ihnen), darum nehme ich Gott zum Zeugen, daß ich nie etwas im Sinne gehabt oder unternommen habe, daß Euch an Person, Ehre oder Vermögen nachtheilig sein konnte; daher bitte ich Euch, hinfür wein gnädiger Herr zu sein, denn nie gab ich Euch mit Willen Anlaß zum Gegenheile, und gekente es mit der Gnade Gottes auch künftig nicht zu thun.“ Der Herzog erwiderte: „Bertheu'r Dheim, da Ihr Euch als so einen Mann erkennet, bin ich herzlich froh, daß es so ist, und für einen solchen Mann halte ich Euch.“ Sie reichten sich die Hände und die Komodie war ausgepielt. Den Tag darauf gab Beaufort die Siegel ab und bat um Erlaubniß zu reisen, blieb jedoch im Lande bis zum Februar 1427, da er dem Herzog von Bedford nach Calais begleitete. Dort empfing er die Kunde, daß er, Cardinal seit dem 28. Dec. 1417, am 26. Juni 1426 den Priesterthil von St. Eusebius empfangen habe. Zu Regelen mit dem Gute bediehet, wurde er zum Oberbefehlshaber des gegen die Hussiten in Böhmen bestimmten Kreuzzugs ernannt. Er ging nach England zurück, Werbungen anzustellen, fand jedoch nicht die freundlichste Aufnahme, da seine Vollmachten als Legat den Reid der höhern Geistlichkeit und überhaupt Verdacht erregten. Inbessen wurde ihm erlaubt, für den heiligen Krieg 250 Längen und 2500 Bogenschützen zu werben, welche er jedoch um den Preis von 1000 Mark der Regierung überließ, um sie gegen K. Karl VII. von Frankreich zu verwenden, unter der Bedingung, daß der Rath wegen solcher Pflichtverletzung ihn bei dem Papste entschuldige. Als der französische König die Kreuzfahrer in den Reiben seiner Feinde erblickte, führte er darum bittere Klage vor dem Papste, und dieser warf dem Cardinal vor, er habe der Religion geschadet und den Ruf des heiligen Stuhls besudelt. Sich entschuldigend, führt Beaufort an, die Befehle seines Königs seien dermaßen bestimmt gewesen, daß es unmöglich gewesen, zu widersprechen; die Mannhaft selbst habe ihm ins Angesicht gesagt, sie wolle nicht gegen die Hussiten stehen, vielmehr das Uebergewicht der englischen Waffen in Frankreich herbeiführen. Hatte der Cardinal bei dieser Gelegenheit den römischen Hof erzüet, so machte seine patriotische Gesinnung dagegen ihn den Landesleuten werth, und das Parlament, welches am 22. Sept. 1429 zusammentrat, eröffnete seine Sitzung mit „speciali recommendatione reverendissimi in Christo patris et domini, domini Henrici, permissione divina titulo St. Eusebii presbyteri cardinalis de Anglia vulgariter nuncupati,“ durch den Sprecher vorgetragen. Man hatte den Cardinal, weil er mit den Vollmachten eines Legaten bediehet, von dem königlichen Rathe ausgeschlossen, jetzt baten ihn die Lords, daß er im Interesse des Königs und des Volkes den ihm abgesprochenen Sitz wieder einnehmen, und nur

Verhandlungen, welche den heiligen Stuhl betreffen, fern bleiben möge. Herr bewilligte er das schmeicheilhafte Ansuchen, der Herzog von Gloeester aber scheint Besorgniß empfunden zu haben wegen der steigenden Gunst seines Gegners, und suchte durch List denjenigen zu entfernen, den er mit Gewalt aus dem königlichen Cabinet zu verdrängen nicht vermochte. Der Cardinal begleitete, auf wiederholtes Bitten des Raths, den jungen König nach Frankreich, und in seiner Abwesenheit sollte er zu Grunde gerichtet werden. Am 6. Nov. 1431 stellte der Kronanwalt in zahlreicher Versammlung der Peers den Antrag, daß, weil der Besiz eines Bisthums mit der Cardinalwürde unverträglich sei, Beaufort das Bisthum Winchester aufzugeben und die seit seiner letzten Erhöhung bezogenen Einkünfte zu ersetzen habe. Augenblicklich erhob sich Gloeester, seinen Dheim zu beschuldigen, daß er durch päpstliche Bulle seine Diocese von der Gerichtsbarkeit des Erzbischofs von Canterbury habe befreien lassen, wodurch er den Strafen der Provisoren verfallen sei. Zugleich wurden des Cardinals zu Sandwich niedergelegte Juwelen, ein Werth von 12,000 Pfund, in Beschlag genommen. Es ging jedoch in beiden Häusern, Mai 1432, eine Bill durch, welche den Cardinal von der über die Provisoren verhängten Strafe lossprach, falls er derselben verfallen sein sollte, und bald darauf erschien er selbst, der jeither in Flandern sich aufgehalten, auf seinem Plage. Der König, sprach er, habe ihm erlaubt, nach Rom zu gehen, wohin er durch den Papst gefordert, es sei ihm aber zu Ohren gekommen, daß man ihn während seiner Abwesenheit des Verraths anzuklagen gedenke. Sein Ankläger möge vortreten, er werde die Antwort bereit finden. Es ward, nach vorgängiger Beratung, erwidert, Niemand erscheine, die Anklage vorzubringen, und der König erkenne ihn als seinen guten und getreuen Unterthan. Beaufort dankte für diese gnädige Erklärung, bat sich aber solche schriftlich aus und vom Könige unterzeichnet, nicht um bei einer spätern Gelegenheit sich darauf zu berufen, denn er verschmähe jede andere Stütze, außer seiner Unschuld, sondern damit öffentlich bekannt werde, daß Niemand gegen ihn eine solche Beschuldigung zu erheben wage. Die Bitte wurde gewährt und die königliche Erklärung gebucht. Als der Cardinal hierauf seine mit Unrecht in Beschlag genommenen Juwelen zurückforderte, widersetzten sich dem Begehren Gloeester und mehrere andere Räte, die Armut der Krone vorschüßend. Der Cardinal mußte transigiren. Die Juwelen wurden ihm zurückergeben. Dagegen borgte er der Krone 6000 Pfund, und sollten, falls er vor Ablauf von sechs Jahren das Darlehen zurückfordern würde, die Gründe beider Theile dem Könige vorgelegt werden, von dessen Entscheidung über die Rechtmäßigkeit der Beschlagnahme es abhingen habe, ob das Geld zurückzahlen sei, oder nicht. Andere 6000 Pfund ließ der Cardinal ebenfalls, zu deren Rückzahlung, sowie für die 8000, welche er zur Zeit von des Königs Aufenthalt in Frankreich vorgeschossen hatte, das Parlament die nächste Subsidienbewilligung anwies. Auch in der Frage über die Frei-

lassung des von Agincourt her gefangen gehaltenen Herzogs von Orléans tritt in seiner vollen Stärke. Gloucester's Daß gegen den Cardinal hervor. Dieser rieth, das gedehnte Besiegeß anzunehmen, jener war dagegen, und überreichte dem Könige ein Verdenken voll der gehässigen, seinen Oheim treffenden Beschuldigungen. Er legt ihm Ehrgeiz zur Last, indem er, gegen das Verbot des seligen Königs, um den Cardinalshut nachgesucht habe, und Verachtung der königlichen Autorität, weil er ohne des Königs Erlaubniß die päpstlichen Bullen angenommen, das Bisthum Winchester beibehalten und sich Immunität von der Suprematie des Primas verschafft habe. Er rügt den Griz des Cardinals, meint, dessen Reichthum sei zu groß, um ehrlich erworben zu sein. Wol lässe er dem Könige Geld, selten aber erfülle er getreulich seine Verpflichtungen, vielmehr suche er die ihm zugewiesenen Unterpönder sich anzuignen, wie denn auch seine Prämten, die im Hofen von Southampton die Hölle erheben, die Krone betrügen. Die im Parlamente so vielfältig gepfriesenen Dienste des Cardinals bei Sendungen ins Ausland hätten nur den Feinden des Königs genützt. Auf dem Congresse zu Arras habe er die Ausöhnung Karl's VII. mit dem Herzoge von Burgund, zu Calais jene der Herzoge von Burgund und Bourbon verschuldet. Das Privatinteresse seiner Familie habe ihn bewogen, den König von Schottland unbefugter Weise in Freiheit zu setzen, und aus irgend einem ähnlichen Beweggrunde verwerde er sich für den Herzog von Orléans. Er habe die ganze Regierungsgewalt in seine Hände und in die seiner Creatur, des Erzbischofs von York, gebracht; halte alle dem Könige aufrichtig ergebene Prälaten und Lords von demselben entfernt, habe sich auch jederzeit dem Anerbieten des Herzogs von Gloucester, ein Heer nach Frankreich zu führen und den König in sein gesamtes Erbe wieder einzusetzen, abgeneigt gezeigt. Der Herzog von Orléans wurde, wie es der Cardinal angetroffen, freigegeben, den 28. Oct. 1440. Spätere Geschichtschreiber, und das wird Niemand befremden, beschuldigen auch den Cardinal, daß er dem Herzoge von Gloucester arges Leid angethan habe in dem gegen seine Gemahlin erhobenen abgeschmackten Prozesse, und daß er wesentlich beigetragen habe, des Herzogs gewaltsames Ende herbeizuführen. Die Wahrheit ist, daß der Cardinal, bald nach dem letzten Streite mit dem Reffen, sich in sein Bisthum zurückzog und sich nicht mehr mit den öffentlichen Angelegenheiten befaßte, außer um durch Geldvorschuße den dringenden Bedürfnissen der Krone abzuhelfen. Daß er soviel wie möglich dem Streite mit seinem Reffen auszuweichen suchte, ergibt sich aus dem Umstande, daß er den von dem heiligen Stuhle ihm angetragenen Oberbefehl der gegen die böhmischen Keger zu führenden Armee übernahm. Um diese zusammenzubringen, durchzog der Cardinal die Provinzen von Kentland, aller Orten das Kreuz predigend. Einen Prediger, gewichtig wie dieser, hatte man dort noch nicht gehört, unglaublichen Eindruck machten darum seine Worte, und an der Spitze eines Heeres von 160,000 Mann bedrohte er die böhmische Grenze. Eine

der Hauptcolonnen dieser ungeheuern Armee, Rheinländer, Baiern und der schwebischen Reichsfürsten Contingente, war den Befehlen des Kurfürsten von Trier untergeben. Angesichts der böhmischen Stadt Bries bewerkstelligten die drei Colonnen ihre Vereinigung, und am 23. Juni 1427 machten sie den Anfang mit der Belagerung dieser Stadt. Pribik von Kienau vertheiligte sie auf das Tapferste, und lange genug, um den Partisführern unter den Hussiten Zeit zur Einnahme und Verpfändung zu gewinnen. Die Prager machten den Anfang, indem sie ihren Schattenkönig, den polnischen Prinzen Korpbutz, in den weißen Thurm sperrten, dann über die Grenze nach der Heimath deportirten. Den 12. Juli zogen die Taberiten, 300 Mann, den 13. die Waisen, 200, durch Prag, alle gerufen durch die Rufen der Vertheidiger von Bries. Den 15. langte der große Prosop mit 10,000 Reitern, auserlesenes Volk, daselbst an, und er wurde als ein werthvoller Freund mit den Seinen bis zum 17. auf das Feste bewirthet. Den 18. folgten die Prager der allgemeinen Bewegung, den 21. Juli waren der Böhmen sämtliche Streikräfte vereinigt, um den Entzug von Bries zu bewerkstelligen. Sofort begann das unübersehbare Heer der Kreuzfahrer sich aufzulösen, taub für die Befehle, für die Bitten und Drohungen ihrer Anführer, der Kurfürsten von Trier, Sachsen und Brandenburg, warfen die Waffen sich in die Flucht, lebhaft verfolgt durch die Böhmen, welche viele Fahnen und das sammtliche Gepäck erbeuteten, auch wenigstens 10,000 der christlichen Ausreißer niedermachten. In den letzten Lebensjahren ausschließlich mit der Erfüllung seiner geistlichen Pflichten beschäftigt, starb der Cardinal zu Winchester den 11. April 1447. Daß er in Verwerfung gestorben sei, ist ein Märchen, durch Shakspeare's Phantasie erdacht; ein Augenzeuger erzählt, daß er während einer langwierigen Krankheit meist mit Religionsübungen sich beschäftigte. Gegen Ausgang des Märzmonats ließ er sich in die große Halle seines Palastes zu Holmefest tragen, wo die Kerker und die Könige vom Dome versammelt waren. Dort saß oder lag er, indeß das Requiem gesungen und die Exequien abgehalten wurden. Darnach folgte die Vorlesung des Testaments. Am andern Morgen traten nochmals dieselben Personen zusammen, es wurde die Messe pro defunctis gesungen und nochmals das Testament, sammt mehren neuerdings hinzugefügten Codicillen vorgetragen. Der Cardinal nahm von Allen Abschied und wurde in sein Gemach zurückgetragen. Diese Ceremonie, vielmehr ein allgemeiner Gebrauch, welchem vamentlich Karl V. zu S. Juste sich unterwarf, deutet keineswegs auf Verwerfung, sondern auf das Verlangen, nächsten in den Wohnungen der Seligen einzutreten. Dem letzten Willen des Cardinals gemäß wurde sein Vermögen größtentheils zu milden Gaben verwendet; 4000 Pfund hatte er zur Unterhaltung düstiger Gesangener in der Hauptstadt bestimmt, und das Epital zum heiligen Kreuz in der Nähe von Winchester ist noch heute ein Denkmal seiner wohlthätigen Thätigkeit. Johanna, seine natürliche Tochter, wurde an Edward Stradling verheirathet.

Des Cardinals ältester Bruder, Johann von Beaufort, wurde 1396 zum Grafen von Somerset und am 29. Sept. 1398 zum Marquis von Dorset ernannt, welchen Titel er doch nochmals, als in England unerböt, ablegen mußte. Dafür wurde er 1400 mit dem Amte eines Lord Chamberlain für seine Lebtage, mit dem Hofenbandorden und der Hauptmannschaft von Galais entschädigt. Er starb den 16. März, alias 21. April 1410. Seine Gemahlin Margaretha, Schwester und Miterbin von Edmund Holland Graf von Kent, hatte ihm sechs Kinder, Heinrich, Johann, Edmund, Thomas, Johanna und Margaretha, geboren. Johanna, dem gegen alles Widerrecht in England gefangen gehaltenen Könige Jacob I. von Schottland ein Gegenstand der Zuneigung, wie er denn ihre Keize in nicht unbedeutlichen Versen gepriesen hat, wurde seine Gemahlin, nachdem er sich in dem Vertrage um seine Freilassung verpflichtet hatte, eine Engländerin vornehmer Geburt zu heirathen. Sie hatte sich nicht nur der Färslichkeit, sondern auch des politischen Vertrauens ihres Herrn zu erweisen. Nach dessen gewaltsamen Tode, den 21. Febr. 1437, nahm sie den zweiten Mann, den Jacob Stuart, bekannt unter dem Namen „der schwarze Ritter von Bern.“ Heinrich von Beaufort starb unvermählt 1418. Thomas, der jüngste Sohn, von Heinrich IV. zum Admiral, Kanzler und Grafen von Dorset, von Heinrich V. zum Herzoge von Exeter ernannt, war von dem sterbenden Richard ausgerufen, den Vormund seines Sohnsleins zu werden. Thomas starb kinderlos und es übertrug ihn sein Nisse Johann. Des Thomases älterer Bruder, Johann, dritter Graf von Somerset, dann 1443 Herzog von Somerset und Graf von Kentdale, wurde in aller Weise durch seinen Theil, den Cardinal, geüben, welcher ihn dem Herzoge von Gloucester entgegenzusetzen beabsichtigte. Er wurde zum Generallieutenant und Generalcaptain für Aquitanien, dann auch für die Normandie und ganz Frankreich ernannt, starb aber noch vor dem Cardinale den 27. Mai 1444. Aus seiner Ehe mit Margaretha Beauchamp, Witwe St. John, kam die einzige Tochter Margaretha, geboren 1441 auf der Mutter Gut Alcester in Wobesfordshire. Fünfzehn Jahre alt, wurde Margaretha dem Edmund von Badham, Grafen von Richmond, angetraut. Edmund war der älteste Sohn von Owen ap Iorwerth ap Tudor, aus dessen Ehe mit der Königin Katharina, Witwe Heinrichs V. in zweiter Ehe heirathete Margaretha den Heinrich Stafford und, nachmals Witwe, den Thomas Stanley, Grafen von Derby. Dieser starb 1494, und Margaretha, zum dritten Male Witwe und 61 Jahre alt, legte das Gekürbe der Keulenschaft ab. Sie starb den 27. Juni 1499, nachdem sie sich durch Werke der Barmherzigkeit geküßigt und durch nützliche Stiftungen verewigt hatte. Des Christ- und des St. Johannis-Collegium zu Cambridge sind ihre Stiftungen. Im Hause unterhielt sie jederzeit zwölf arme alte Männer, die sie in Krankheitsfällen bediente. Sie selbst unterzog sie den härtesten Kufübungen und Entbehrungen. Nicht selten äußerte sie, daß im Hoke eines Kreuzzugs gegen die

Türken sie mit Freuden dem christlichen Heere folgen würde, um die Verrichtungen einer Wäscherin zu übernehmen. Man schreibt ihr die englische Uebersetzung des vierten Buchs der Nachfolge Christi zu, desgleichen eine Uebersetzung des Miroir de l'ame pecheresse, selbst eine Uebersetzung des speculum aurum peccatorum. Nur einmal war sie Mutter geworden in der ersten Ehe, und dieses Kind hat, nachdem der gesammte eheliche Mannsstamm des Hauses Beaufort untergegangen, in dem Rechte seiner Mutter, als letzter Erbe des Hauses Lancaster, die Krone von England in Anspruch genommen, als R. Heinrich VII. behauptet und auf seine Nachkommen gebracht. Edmund von Beaufort, Graf von Mortain und Marquis von Dorset den 24. Juni 1443, war an 24 Heinrichs VI. Regent in der Normandie, auch des Bruders Nachfolger in dem herzoglichen Titel von Somerset. Er starb, für Heinrich VI. streitend, den Tod in der Schlacht bei St. Albans, den 22. Mai 1455. Mit Glenore von Beauchamp, des Grafen Richard von Beauchamp zweiter Tochter und Miterbin (gest. den 12. März 1467), verheirathet, wurde er ein Vater von neun Kindern, darunter die Söhne Heinrich, Edmund, Johann und Thomas. Thomas starb in der Kindheit. Edmund, seines Bruders Heinrich Nachfolger in dem herzoglichen Titel, erlangte dem Schicksale eines Zwergsbury und suchte in der Kirche Zuflucht, wurde aber von da gewaltsam entführt und den 7. Mai 1471 enthauptet. Glücklich noch war sein Bruder Johann, der in der Schlacht selbst, den 4. Mai 1471, den Tod fand. Heinrich, als der älteste Sohn des Vaters Nachfolger in dem Herzogthum, führte bei dessen Lebzeiten den Titel eines Grafen von Mortain, und machte sich als solcher den Franzosen fürchterlich. In den zu London 1458 abgehaltenen Conferenzen, die Versöhnung der Parteien bezweckend, erschien er mit 200 Pferden, und er wurde in demselben Jahre zum Gouverneur der Insel Wight und der Feste Carisbrooke, im J. 1459 zum Gouverneur von Galais ernannt. Dort wollte man aber nur von dem Grafen von Warwick wissen, die Strandbatterien trieben Somerset's Schiffe zurück, sobald er genöthigt war, bei Guines anzuliegen. Er war aber kaum gelandet, so stießen seine Schiffe wieder ab, um sich nach Galais unter Warwick's Befehle zu begeben. Die Schlacht bei Mortschied einleitend, überfiel Somerset bei Mortschied den 21. Dec. 1460, des Herzogs von York Mortschied. In der Schlacht bei Towton, den 29. März 1461, beschlug er das königliche Heer, gegen 60,000 Mann; er scheint auch der königlichen Familie in die Flucht nach Schottland gefolgt zu sein. In der Copulation von Bamborough und Dunstanburgh wurde bestimmt, daß der Herzog von Somerset, Richard Percy und einige andere den R. Eduard IV. Truhe schenken und ihre Güter und Würden zurückerhalten sollten; es erhielt demnach Somerset Begnadigung und sogar Pension, aber die Unhänglichkeit zu der so lange verlassenen Partei konnte er nicht aufgeben. Während Percy sich einschloß, nochmals auf Hedgelymoor der Waffen Glück zu versuchen, durchzog Somerset Wales und Lancashire, in

die Absicht, mit seinen alten Freunden sich zu vereinigen. Allein Revil Lord Morgue, Siegel auf Hedgelymoor, warf sich mit überlegenen Streikräften auf Somerfet, der in seinem Lager am Dilswater bei Hertham nur erst 500 Mann vereinigt hatte. Diese wurden mit Leichtigkeit überwältigt. Der Herzog suchte sich durch die Flucht zu retten, wurde aber errettet und noch am nämlichen Tage, den 15. Mai 1464, zu Hertham enthauptet. Er war unbewußt, hinterließ jedoch einen natürlichen Sohn, von Johanna Hill oder de la Montagne geboren. Dieser Sohn, Karl Somerfet, verdankte seiner nahen Verwandtschaft mit dem königlichen Hause eine schnelle Erhebung. Er wurde 1485 in den geheimen Rath eingeführt, mit dem Hofenbandorden beehrt und zum Hauptmann der königlichen Leibwache ernannt. In solcher Stellung konnte er ohne sonderliche Anstrengung sich des Wilhelm Herbert, Grafen von Huntingdon, Lord Herbert von Ragland, Shepstone und Gower, einzige Tochter Elisabeth, eine sehr reiche Erbin, freien, und er führte von nun an den Titel Lord Herbert. Als solcher mehrmals zum Vordruck berufen, war er daneben Hauptmann von Payne, Gasse und Montgomery-Castle in Wales. Heinrich VIII. ernannte ihn 1513 zum Lord Chamberlain auf Lebenszeit und am 2. Febr. 1514 zum Grafen von Worcester, „by reason,“ heißt es in dem Diplome, „of his noble descent and near alliance to the King in blood.“ Wie im Felde, so hat er auch mehrfach in Unterhandlungen mit Frankreich gedient, bis zu seinem Ableben, den 15. April 1526. Aus seiner Ehe mit der Erbin von Herbert kam der einzige Sohn Heinrich, Witwer geworden, hat Karl noch zwei Frauen gehabt, Elisabeth West, des Lord de la Woe Tochter, und Ellenore Sutton Dudley, diese zwar unfruchtbar. Aus der zweiten Ehe hingegen kamen die Söhne Karl und Georg, die zwar, gleichwie ihre Vorfahren, für uns ohne Bedeutung sind. Heinrich, der zweite Graf von Worcester, starb den 26. Nov. 1549. Laut des hierauf errichteten Inventariums besaß er die „manors Wolveston, alias Wollaston, and Grange of Wollaston, Modesgate, alias Maiott, Brockwre, Alverston, Halleshall and Hewelfield, and 82 messuages, 3 mills, 1000 acres of ploughed-land, 70 of meadows, 1000 of pasture, 600 of wood, 500 of heath and turf, and 20 l. 8 s. rent in Brockwre, Wolveston, Almginton, Alverston, Halleshall, Hewelfield and Modesgate, with the fisheries in the Wye, called Plomwre, Ashwre, Itshelwre and Walwre and rectory of Walwre, and advowsons and vicarage of the same; the manor of Tiddenharn, and divers messuages, lands et tenements in Strode, Widden, Bisten, Bottesley and Sudbury, all in the county of Gloucester.“ Wilhelm, der älteste Sohn seiner Ehe mit Elisabeth Browne, succedirte als dritter Graf von Worcester und wurde 1573 mit einem goldenen Taufreden nach Frankreich entsandt, um im Namen der Königin Elisabeth bei Karl's IX. Tochter Maria Elisabeth zu Croasser zu stehen. Des Hofenbandordens Ritter, starb er den 21.

Febr. 1589, aus seiner Ehe mit Christiana North den Sohn Edward, dann zwei Töchter hinterlassend. Er besaß die „lordships and manor of Gower, Kilvey, and the castle and borough of Swansea, parcel of the manor of Gower; the demesne lands of the castle of Oystmouth, with the appurtenances, in Clyn-forest; the manors of Wrington, Michelston, and the rectory of the church; half the manor of Westoreland, and the manor of Llanccannau, all in the county of Glamorgan.“ Edward, vierter Graf von Worcester und der Königin Elisabeth Oberkammerler, resignirte solches Amt 1615, um jenes eines Lord Privy-Seal zu übernehmen, welches ihm auch 1617 auf Lebenszeit mit einer Besoldung von 1500 Pfund jährlich verliehen wurde. Er starb den 3. März 1628, nachdem er in seiner Ehe mit des Grafen Franz von Huntingdon Tochter Elisabeth acht Söhne und sieben Töchter erzeugt. Es schreibt von ihm Robert Naunton: „My Lord of Worcester I have here put last, but not least in the Queen's favour. He was of the ancient and noble blood of the Beauforts, and of her grand-father's line by the mother; which the Queen could never forget; especially when there was a concurrency of old blood with fidelity; a mixture which ever sorted with the Queen's nature. And though there might appear some-thing in this house which might avert her grace, I mean contrariety or suspicion in religion, yet the Queen ever respected this house, and principally this noble Lord, whom she first made Master of the horse, and then admitted of her Council of state. In his youth (part where of he spent before he came to reside at Court) he was a very fine Gentleman, and the best horseman and tilter of the times, which were then the manlike and noble recreations of the Court, and such as took up the applause of men, as well as the praise and commendations of Ladies. And when years had abated these exercises of honour, he grew then to be a faithful and profound Counsellor. And as I have placed him last, so was he the last liver of all the servants of her favour, and had the honour to see his renowned Mistress, and all of these: laid in the places of their rest; and for himself, after a life of a very noble and remarkable reputation, he died rich, and in a peaceable old age. A fate which befel not many of the rest, for they expired like unto lights blown out with the small stinking, not commendably extinguished. And with offence to the standers by.“ Edward hatte seinen ältesten Sohn Wilhelm Lord Herbert überlebt, und da dieser unbewußt war, folgte in der Grafenwürde der andere Sohn, Heinrich, „a Nobleman of great parts, piety and wisdom, and of a free and generous disposition, supported by an equal and flowing fortune, which was much impaired by his signal and manifest loyalty to, Charles I, in the scarce supplies of men and money he assisted his Ma-

jeasty with; whose interest he powerfully asserted during that fierce and unnatural war.“ Von 1642 an bis den 19. Aug. 1646 vertheilte der Graf, oder seit dem 2. Nov. 1642 Marquis von Worcester, das Schloß Ragland, wo er auf kurze Augenblicke nach dem Verluſte der Schlacht von Naseby geflohen hatte. Fairfax führte in Person die Belagerung, und mußte der Besatzung, im Anfange 600 Mann, für deren Unterhalt die Umgebung Nichts zu fluchen hatte, die ehrenvollsten Bedingungen gewähren. Die Burg, einer der letzten Punkte, welcher in die Gewalt der Rebellen fielen, wurde geschleift, alles Holz in den sie umgebenden drei Parks gefüllt und verkauft, 37,000 Gerbs. Das Bleibach wurde um 6000 Pfund verkauft, wenigstens 100,000 Pfund an Gebäulichkeiten und Waldnutzung vernichtet, ungerechnet eine gleich große Summe, die theils als Darlehen der König empfang, theils auf den Unterhalt der Besatzung und der zwei von dem Grafen von Glamorgan aufgestellten Armeen verwendet. Das Parlament, auf das Schwächste die Capitulation verlegend, schickte den Marquis in die Gefangenschaft, und als ein Gefangener ist der Wohlthätigste Mann zu London, Decem. 1646, gestorben. Da sein Vermögen erschöpft war, ließen die Lords die für das Begräbniß erforderliche Summe vorstrecken: er hatte jährlich 20,000 Pfund aus seinen Gütern bezogen. Dafür war er von allen Unterthanen der letzte, das königliche Panier zu senken: überhaupt bietet er, der Plantagenet, einen schroffen Gegensatz zu den vielen, durch das Haus Tudor aus dem Staube erbobenen, vornehmen Parvenus. In der Ehe mit Anna Russell erzeugte Heinrich neun Söhne und vier Töchter. Der älteste Sohn, Edward, führte, in Folge königlicher Verleihung, bei des Vaters Lebzeiten den Titel eines Grafen von Glamorgan und Baron Beaufort von Caldeicot-Gastle in Monmouthshire, denn des Marquis echter Sohn hatte er im Feuerreiter dem Dienste seines Königs sich geweiht, auch vielfältig als Lord-Lieutenant von North-Wales ihm gedient. Inzwanzig Jahre, in Vertraulichkeit mit Karl I. verlebte, verbürgten seine Tugend, und am 1. April 1644 wurde ihm Edward Somerset, alias Plantagenet, Lord Herbert, Baron Beaufort of Caldeicot, Crismend, Ghepston, Ragland und Gower, Graf von Glamorgan, eine unter dem großen Inseigel ausgefertigte Bestallung, die ihn zum Oberbefehlshaber dreier Armeen, Engländer, Irländer und Ausländer, dann zum Flottenadmiral ernannte, mit der Befugniß, alle Officiersstellen zu vergeben, nur daß er gehalten sein sollte, für den Vorschlag der zum Generalleutnant bestimmten Person die Genehmigung des Königs einzuholen. Er wurde ermächtigt, auf die königlichen Fässer, Ferkeln u. s. w. Anleihen aufzunehmen, erhielt eine Anzahl Diplome für Standeserhöhung, vom Marquis bis zum Baronet, in denen er die Namen nach Belieben ausfüllen mußte; für seinen Sohn Plantagenet wurde ihm die Hand der Prinzessin Elisabeth mit einem Braut-schatze von 300,000 Pfund, für ihn selbst der Herzog-titel von Somerset verheißen. Denn Großes hoffte der König durch ihn zu bewirken, und er hat darum seine

Bedrängniß, seine Absichten und Wünsche offen dem Liebhaber bekannt. So tief er auch gesunken sei, sprach Karl, besäße er doch an den zwei Armeen in Irland eine bedeutende Stütze. Mit ihnen könne er seinen Feinden die Spitze bieten und sein Ansehen wieder herstellen. Zum Unglück werde diese notwenigende und mächtige Hilfe durch die Dartnädigkeit der irländischen Katholiken zurückgehalten; sie strükten Forderungen, durch deren öffentliche Bewilligung er die Zuneigung und den Beistand aller Protestanten in seinen Staaten verlieren würde. Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, wisse er nur ein Mittel zu finden in der Person eines vertrauten und verschwiegenen Dieners, dessen Ansehen bei den Katholiken seine Versicherungen Gewicht verschaffe, und dessen Treue weder Gefahr noch Unglück in seines Herrn Dienst scheue. Als ein solcher bot Glamorgan sich an, auf seine Bereitwilligkeit hatte Karl geachtet. Von einigst sich, daß der Graf wegen eines sofort aufzustellenden Hilfs-corps mit den conföderirten Irländern unterhandeln werde; zum Lohn ihrer Bereitwilligkeit, dem Könige zu dienen, sollte er ihnen hinsichtlich der Religion gewisse Zugeständnisse machen, die jedoch so lange geheim zu halten seien, als ihr Bekanntmachung dem Könige Nachtheil bringen könnte, und im Falle einer unzeitigen Entdeckung bringte sich Karl das Recht, Glamorgan's Handlungen zu verurtheilen, bis er sich in der Lage befinden werde, das Geschrei und den bösen Willen seiner Gegner zu verachten. Noch deutlicher spricht sich über den Zweck dieser Sendung, welche die Folge eines Einverständnisses mit den damals zu Oxford weilenden Drup-tirten der conföderirten Katholiken war, Glamorgan aus in dem Schreiben vom 2. Juni 1660, welches bestimmt war, dem K. Karl II. vorgelegt zu werden. „Um durch Euer Herrlichkeit Güte und richtige Beurtheilung Er. Majestät genauer von der Sache zu unterrichten, bitte ich um Erlaubniß, Eir mit einem Umstande bekannt zu machen, der das Dunkel in den Begründungen des hochseligen Königs zu mir aufleitet: nämlich, daß ich lieber alle Kosten und Schwierigkeiten trug, als daß sein gerechtes Vorhaben nicht hätte durchgehen, oder daß bei dessen Ausführung seine Ehre hätte leiden sollen. Sie werden mit Recht sagen, daß dieses mehr auf blindem, leidenschaftlichem Eifer für den Dienst Er. Majestät, als auf Besonnenheit und Rücksicht für mich selbst beruht. Dieses machte, daß ich beschloß, er soll sich bei meiner Rückkehr aus Irland ungnädig gegen mich anstellen, so lange, bis ich ihn in die Lage gebracht haben würde, seinen Befehlen Nachdruck zu geben und meinen treuen Eifer zu belohnen. Euer Herrlichkeit sowohl als der König werden sich allerdings über die Ausdehnung meiner Besinnung wundern. Wenn Sie aber Er. Majestät Absichten ganz aufheben, so werden Sie einsehen, daß nichts Geringeres mich in den Stand setzen konnte, solche zu erfüllen; denn es sollte ein 10,000 Mann starkes Heer aus Irland durch Nordwales marschiren; ein andres, wenigstens ebenso stark, welches unter mir Sir Henry Sage als Generalleutnant zu commandiren hatte, war bestimmt, meine Rückkehr in Südwalles abzuwarten;

ein drittes, zu 6000 Mann berechnet, wollte man aus Glandern ziehen, nämlich 2000 Rittersoldaten unter Sir Francis Edmond, 2000 Rothiringer unter Oberst Beowen und 2000 Franzosen, Engländer, Schotten und Irländer. Dieses dritte Heer sollte mit Hilfe des Prinzen von Oranien in die verbündeten Gassen einrücken, und der Gouverneur von Eyne, Vetter des Majors Bacon von meinem Regimente, sollte ihm seinen Platz übergeben. Das ausländische Heer sollte durch den Papst und durch jene katholischen Fürsten, welche er dafür intercediren würde, unterhalten werden. Er machte sie ansehnlich, 30,000 Pfund zu geben, welche zuvörderst für die Verpflegung der fremden Truppen zu verwenden sind; allenfallsiger Ueberschuß sollte unter die beiden andern Heeren vertheilt werden. Zu diesem Ende hatte ich Vollmacht, mit dem Papste und andern katholischen Fürsten zu verhandeln und den Katholiken besondere Vortheile in Betreff der ehuligen Ausübung ihrer Religion ohne Furcht oder den durch die bestehenden Gesetze über sie verhängten Strafen zu versprechen. Die mir aufgetheilte Vollmacht war von dem Könige ausgestellt und sein kleines Siegel beigezeichnet, der Raum für den Namen des Papstes oder eines andern Fürsten war offengelassen, damit der König eine Ausrede habe und die Vollmacht oecularen könne, falls seine Unterthanen Einwendungen erheben sollten; sodas ich blossgestellt blieb, da ich um Sir. Ratsrat willen bereit war, die Sache auf Ihr blosses Wort zu unternehmen." Glamorgan's Briefe wurde vergrößert durch die von Ormond gegen die Forderungen erhobenen Einreden, und um diesen Anstand zu befähigen, wollte der König, daß der Graf unverzüglich nach Irland gehe und den Katholiken, unter der Bedingung, 10,000 Mann zu stellen, diejenigen Zugeständnisse mache, hinsichtlich welcher der Leod-Lieutenant Bedenken teug. Deshalb schrieb Rael an Ormond, den 27. Dec. 1644, Glamorgan gehe nach Irland, um den Frieden zu fördern. Am 2. Jan. 1645 erhielt Glamorgan fernere Instruktionen: „Ihr mögt euer Vermögen, Interesse und Credit verpfänden, daß Wir alles den Irländern Versprochene aus das Pünktlichste erfüllen werden, wie auch, da über Alles der schleunigste Friede notwendig ist, dasjenige, was unser Lieutenant, der Marquis von Ormond, zulegen wird. Wir wollen ehe eins tausendfachen Todes sterben, als dasselbe widerrufen oder brechen, und wenn der Nothwendigste wegen etwas zugehanden werden müßte und der Marquis dabei nicht aufstehen wollte, weil es uns nicht angemessen wäre, solches demalsten öffentlich anzuerkennen, so trachtet das Vorgehen zu eschen." Am 6. Jan. erhielt Glamorgan Vollmacht, in Irland und andern Ländern jenseits des Meeres eine betrübige Anzahl Truppen zu weben, Officiere zu ernennen, die königlichen Reuten zu erheben. Am 12. Jan. schreibt der König an Unsern hochbetrauten und vielgeliebten Vetter Edward Graf von Glamorgan: „Da Wir schon viele und genugsame Beweise von Eurer erprobten Klugheit und Treue erhalten haben, so sehen wir in Euch so

großes Vertrauen, daß Wir als Christ und König unser Wort geben, Alles, was Ihr thun werdet, wenn Ihr auch nur durch unser Handzeichen, Taschensiegel, Privat-Schiffre oder auch nur mündlich ohne weitere Ceremonien dazu bevollmächtigt seid, in Allem und Jedem ebenso gutzusehen wollen, als hätten Wir Euer Vollmacht unter unserm großen Siegel von England ausgestellt, mit dem Besage, daß Wir Uns nur desto mehr Euch verpflichtet fühlen werden, des Wuthes wegen, mit dem Ihr Euch über dieselbe Bedingung hinaussetzt und Uns Dienste leistet, die Wir, so Gott will, belohnen werden. Und wenn Ihr auch über das hinausgeht, was die Etsche glauben, oder wozu Wir Euch bevollmächtigen können, indem es Uns nicht zu wissen vermögen, was Ihr nöthig finden könntet, so ersuchen Wir Uns doch, da es in Unserm Dienst geschieht, Euch nicht nur zu vergelten, sondern auch das Geschehene mit Unserer ganzen Macht aufrecht zu erhalten; und wenn Ihr einen Unserer Beschele zufällig oeciert oder genöthigt seid, ihn zu deponiren, so versprechen Wir, bei Eurer Rückkehr Allem abzuhelfen, was etwa dazwischen erzwungen möchte, indem es Uns demalsten nicht angemessen ist, darüber zu streiten; denn auf das, was Wir hier niedergeschrieben haben, düßt Ihr Euch verlassen, wenn Treu und Glauben unter den Menschen ist; geht also freudig, schnell und tühn zu Werk, und dazu soll Euch dieses eine hinreichende Vollmacht sein." Glamorgan hatte Dyfed orlassen, und war beschäfftigt, in Wales Geld aufzutreiben, als ein Schreiben Kaet's vom 12. Febr. ihm ankam, seine Reise nach Irland zu beschleunigen. Darnach bespricht er die Geschehnisse des Unternemens, bekennet, daß Glamorgan bereits über eine halbe Million Keenen in seinem Dienste geosfert habe, und daß die Dankbarkeit ihn verpflichte, nach seiner Gemahlin und Kindern wo allen andern sue ihn zu sorgen. „Was ich ferner darüber denken kann, ist, Euch das blaue Band und das Patent eines Herzogs von Somerset zu senden, von welchen beiden Ihr nach Belieben Gebrauch machen möget; wollt Ihr es noch einige Zeit geheim halten, um Keiden auszuweichen und mir Zufriedenheiten zu ersparen, so oerspreche ich Euch, daß Ihr von dem Tage der Ausfertigung des Patents Rang nehmen sollt." Am 12. März schrieb ihm der König: „Ich wundere mich, daß Ihr noch nicht nach Irland gefahren seid. Da Ihr aber die lange Zeit über verweilt habt, so hoffe ich, dieses Schreiben werde Euch erreichen, und mögt Ihr daraus noch deutlicher das große Bedauern eschen, welches ich in Euer Rechtschaffenheit, oen welches ich die lange und gute Erfahrung gewonnen, sehe; denn ich beschte Euch, gegen unsern Lieutenant in Irland, den Marquis von Demond, mit aller Klugheit und Feinmüthigkeit zu handeln, und verspreche als Christ und König Alles zu heißen, wozu Ihr unsern Lieutenant übertrebet, und findet Ihr es angemessen, so mögt Ihr ihm heimlich Gegenwärtiges zeigen, welches nicht bindend fue ihn, sondern für mich selbst sein und zu mehrer Aufmunterung und Sicherstellung dienen soll, als in welcher ich

meine beste Hoffnung setze; denn in meinen gesammten Reichen habe ich nicht mehr zwei solche Unterthanen, und Euern vereinten Bemühungen werden, wie Ich zuversichtlich glaube, Mich bald aus dem Schlamme ziehen, in dem ich jetzt zu wanken gewannen bin.“ Unter gegenwärtiges war unabweislich eine Vollmacht gemeint des folgenden Inhalts: „Carl Rex. Unsern hochbetrauten und sehr vielgeliebten Vetter Eduard Graf von Glamorgan Unsern Gruß wor. Da Wir in Eure erprobte Klugheit und Treue großes und absonderliches Vertrauen setzen, so autorisiren und bevollmächtigen Wir Euch hier, (und sollt ihr zu allen Zwecken und Enden ebenso dienen, als geschehe es unter Unserm großen Inseigel), mit den römisch-katholischen Conföderirten in Unserm Königreiche Irland zu unterhandeln und abzusprechen, falls etwa die Noth geböte, etwas zuzugestehen, wobei unser Lieutenant nicht wohl erscheinen könnte, weil es nicht zuträglich wäre, daß Wir es bei gegenwärtiger Zeit öffentlich anerkennen; und deshalb versehen Wir Euch, nach diesem Unserm Gebot mit aller möglichen Heimlichkeit vorzugehen, und was Ihr auch in Betracht wichtiger Rücksichten zuzusetzen werdet, so versprechen Wir als Christ und König, Alles, was Ihr verheißt, mit Unserer Unterschrift und Inseigel zu bewilligen, nachdem besagte conföderirte Katholiken durch ihre Leistungen ihren Eifer für Unsern Dienst bewiesen haben, und dieses soll Euch in jedem Punkte eine genügende Vollmacht sein. Gegeben in Unserm Hoflager zu Oxford unter Unserm Inseigel und königlicher Unterschrift am 12. März im zwanzigsten Jahre Unserer Regierung 1644.“ Man hat die Echtheit dieser Vollmacht bestritten wollen, weil sie zwar dem Vertrage Glamorgan's mit den Conföderirten wörtlich eingeschaltet wurde, er sie aber, obgleich hierzu von dem Rathe in Dublin aufgefordert, nicht vorzeigte, sondern sich damit entschuldigte, daß er sie zu Kilkenny bei den Katholiken deponirt habe. Daß dem also sei, ergibt sich aus einer Aufzeichnung des Runtius, „a sua majestate mandatum habuit, ejus originale regia manu subscriptum, Glamorganiae comes deposuit apud confederatos catholicos.“ Zum Ueberflusse hat die Vollmacht im Originale sich wieder vorgefunden. Gegen Ausgange Juli betraf Glamorgan, nachdem er den von Parlamente ausgesendeten Kreuzern glücklich entgegen, den irländischen Boden. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er dem Marquis von Ormond den wesentlichen Inhalt seiner Instruktionen mittheilte, und wenn dieser in der Folge behauptete, nicht von Allem, was jener gethan, unterrichtet zu sein, so war diese Unwissenheit vorzüglich oder doch im mindesten freiwillig. Zu Dublin unterhandelten beide gemeinschaftlich mit den katholischen Deputirten; von da ging Glamorgan nach Kilkenny, wo der oberste Rath, im Vertrauen auf seine Vollmachten und ermuntert durch Ormond's Jureden, mit ihm den Vertrag vom 25. Aug. 1645 einging. Laut desselben sollten die Katholiken öffentlicher Religionsübung genießen und im Besitze aller Kirchen und Kircheneinkünfte, die nicht ge-

genwärtig in den Händen des anglicanischen Klerus seien, verbleiben, dagegen sollten sie dem Könige ein Corps von 10,000 Mann, deren Aushebung am 1. Sept. verfügt wurde, stellen, ihm auch, für die Dauer des Krieges, zwei Drittheile der geistlichen Einkünfte überlassen. Hierauf ging die öffentliche Unterhandlung, zum Erschaunen Aller, die nicht im Geheimnisse waren, in überraschender Leichtigkeit von statten. Nur wenige Punkte waren am 11. Nov. noch zu reguliren. Vor diesem Termine war aber der von Glamorgan eingegangene geheime Vertrag, der Allen, ausgenommen die leitenden Mitglieder des Rathes, verborgen geblieben war, durch Zufall zur Kenntniß des Parlaments gekommen. Am 17. Oct. wurde der Erzbischof von Luam in einem Schärmüel mit schottischen Streifern unweit Eligo getödtet, und in dem Wogen dieses Prälaten fand man Abschriften von der ganzen Unterhandlung. Die Entdeckung wurde geheim gehalten, aber zu Weihnachten erhielt Ormond durch einen Freund Copie dieser wichtigen Papiere, sammt der Nachricht, sie hätten sich einige Wochen hindurch im Besitze des Ausschusses beider Nationen zu London befunden. Es war einleuchtend, daß auf der Stelle eine entscheidende Maßregel ergriffen werden müsse, um, seinen protestantischen Unterthanen gegenüber, den Ruf des Königs zu retten. Der Rath hielt Sitzung, Digby verlasste die Annakung Glamorgan's, den Vertrag ohne Vollmacht des Monarchen und ohne Zuziehung des Lord-Lieutenants zu schließen, und es ward befohlen, den Erzherz, als des Hofraths verächtlich, in engen Gewahrsam auf das Schloß zu bringen. Der Rath berichtete demnach über diese Vorgänge an den König, dem die Entdeckung unübersehbaren Nachtheil bringen konnte. Um in den Augen seiner protestantischen Unterthanen sich zu rechtfertigen, war er genöthigt, den Vorbehalt zu denken, für welchen er sich früher mit dem schwärmerisch ihm zugethanen Glamorgan geeinigt hatte. In einer Vorlesung an die beiden Häuser, vom 29. Jan. 1646, erklärte er, Glamorgan habe lediglich Vollmacht gehabt, Truppen zu werden, nicht aber, ohne Wissen und Willen Ormond's, über Anderes zu unterhandeln; er habe nie angezeigt, daß er einen Vertrag mit den Katholiken geschlossen, und er, der König, müsse Alles verzeihen, was Glamorgan gethan, wie er denn auch dem Rathe von Irland befohlen habe, gerichtlich gegen ihn einzuschreiten. Zwei Tage nachher, den 31. Jan., bekannte Karl in einem Schreiben an den Rath zu Dublin, er habe dem Grafen von Glamorgan die geheimen Instruktionen für Ormond mitgetheilt, und ihn ersucht, durch seinen Einfluß die Katholiken zur Eradstimmung ihrer Forderungen zu bewegen. Weiter äußerte der Monarch: „Zu diesem Ende (und mit den schärfsten Befehlen, Nichts zu berühren, als worüber wir Euch geheime Instruktionen gegeben haben, und auch dieses nicht ohne Euere ausdrückliche Befehle) ist es möglich, daß Wir für angemessen erachteten, besagten Grafen von Glamorgan ein B.-glaubigensschreiben zu geben, welches ihm bei den Katholiken Zutrauen verschaffen sollte, falls

Ihr Gelegenheit fündet, Euch seiner zu bedienen; sei es nur, um sie noch mehr dessen zu versichern, was Ihr versprochen würdet, oder für den Fall, daß Ihr es nöthig fündet, diese Angelegenheit durch ihn, gegen den sie seiner Religion und seines Interesses wegen minder mißtraulich sein dürften, allein behandeln zu lassen. Das ist Alles, was Wir möglicher Weise dem besagten Grafen von Glamorgan in dieser Angelegenheit anvertraut haben können.“ Zugleich mit diesem Schreiben für den Rath ließ der König zwei andere abgehen. In dem einen, an Ormond gerichtet, bemerkte er bei dem Worte eines Christen, er habe nie gewollt, daß Glamorgan etwas ohne Ormonds Wissen und Willen thue, indem Glamorgans Urtheilsfähigkeit ihm zweifelhaft sei; daneben untersagte er dem Lord-Präsidenten, irgend ein gegen jenen gefälltes Urtheil in Vollzug zu setzen. In dem andern Schreiben an Glamorgan, vom 3. Febr. 1646, äußert der Monarch: „Ich muß Euch grobzu sagen, Ihr und Ich, wir sind beide in dieser Sache betrogen worden; denn Ihr habt Euch verleiten lassen, in Bedingungen zu willigen, die Eurer Instruktionen weit überschreiten, und Euer Vertrag ist zur Kenntniß der ganzen Welt gekommen. Hätet Ihr Euch mit meinem Lord-Präsidenten bestraßen, wie Ihr mir versprochen, so wäre dem Allen vorgebeugt worden. Jetzt aber müssen wir an die Zukunft denken. Mit einem Worte, ich habe befohlen, Euch so günstig zu behandeln, als es mein Dienst und Wohl nur immer erlauben; und folgt Ihr nur meinem Rathe — den freimüthig Euch zu sagen Digby beifällig ist —, so werde ich Euch in soweit herausziehen, daß Ihr mir noch immer nützen könnt, und ich im Stande bin, Eurer Liebe zu bedelnen; wo nicht, so weiß Ich nicht, was Ich sagen soll. Aber ich zweifle nicht an Eurer Nachsichtigkeit hierin, da es in so hohem Grade außer meiner Krone und mein eigenes Recht betrifft, und mir Mittel geben soll, Mich noch zu zeigen als Euer aufrichtiger Freund Carl R.“ Einem andern, deutlicheren Schreiben vom 28. Febr. Ueberbringer wurde Sir J. Blunt. Darin äußerte der Monarch: „Der verlässliche Ueberbringer wird, wie Ich gern glaube, Euch genügend erklären, warum ich nicht in allen Punkten nach Euerem Willen gehorhe. Mangel an Vertrauen zu Euch ist so wenig daran Ursache, daß ich vielmehr täglich in dem Vertrauen, welches Ich zu Euch hege, bestärkt werde; und glaubt mir, Niemand ist im Stande, bei Mir Euch zu schaden; allein ich habe Ihn über diesen und verschiedene andere Punkte so vollständige Instruktionen gegeben, daß Ich Nichts weiter sagen will, als daß ich bin Euer sehr aufrichtiger, treuer Freund Carl R.“ Am 5. April schrieb der König abermals: „Glamorgan, Ich habe nicht Zeit zu unnügen Wiederholungen und Ihr erwartet sie nicht von Mir. Deshalb verweise Ich Euch wegen der Gesandten an Digby, und dieses Schreiben soll Euch nur meiner unwandelbaren Freundschaft versichern, was wegen dem allgemeinen Vertheilern der Christenheit gewissermaßen notwendig ist. Doch weiß Ich, Ihr könnt nicht zweifeln, daß Ich

Alles halten werde, was Ich Euch und dem Runtius versprochen.“ Und diesem folgte den Tag darauf noch ein Brief des folgenden Inhalts: „Herbert, Ich zweifle nicht, Ihr habt zu viel Mühe, um durch die Euch angethane Behandlung niedergelassen oder verzagt zu werden, und versichere Euch, sie hat meine Achtung für Euch durchaus nicht vermindert, sondern vielmehr mir die Begierde eingeflößt, uns beiden Genugthuung und Rache zu verschaffen; denn ich betrachte mich dabei ebenso interessiert, als Ihr es sein möget. Dennoch versichere ich Euch, in der Uebereizung von Eurem Eifer und Fiehl für meinen Dienst, der Fortdauer meiner Gunst und meines Schutzes, und daß Ich mich mehr in Werken als in Worten zeigen werde als Euer sehr aufrichtiger und treuer Freund Carl R.“ Indessen hatte Glamorgan seit Monaten schon seine Freiheit wieder erlangt. Um sich für alle Fälle sicher zu stellen und dem Könige „eine Auskunft“, wie er es nannte, zu lassen, hatte er dem Tractate einen geheimen Artikel beifügen lassen, worin bestimmt war, daß der Monarch nicht weiter verpflichtet sein solle, als er selbst angemessen erachten werde, sobald er die von den Katholiken für ihn gemachten Anstrengungen gesehen habe; zugleich war stipulirt, daß Glamorgan diese Befugniß dem Könige verleihe, bis er Alles, was in seiner Macht stehe, aufzubieten haben würde, um die Vollziehung des Vertrags zu bewirken. Dieses fonderbare Ausrufwort zeigte er jetzt zu seiner Rechtfertigung vor; der Rath befahl, ihn gegen Würdigkeit für sein Erscheinen, falls solches gefordert wurde, zu entlassen, den 22. Jan. 1646, und mit Bewilligung des Lord-Präsidenten eilte er, die Unterhandlungen mit den Katholiken in Kilkenny wieder anzuknüpfen. Er fand die Versammlung in zwei Parteien getheilt. Die Christenheit sammt ihren Anhängern widersetzten sich jedem Friedensvertrage, in dem die Einführung des katholischen Cultus nicht offen anerkannt sei, und ihre Gründe wurden durch die nur eben von Glamorgan erklärte Facht und durch den geheimen Einfluß des Runtius Rinuccini, des Fürst-Erzbischofs von Ferris, unterstützt. Dagegen empfahl die Mitterschaft vom Pale, des vorzugsweise englischen Bezirke, irgend einen verschönten Ausweg, welcher, hinreichende Sicherheit der Kirche bietend, das einzige Mittel sein würde, die protestantischen Royalisten mit den Katholiken für denselben Zweck zu verbinden. Auf Betrieb des Runtius wurde die Entscheidung bis zum Mai verschoben, Glamorgan verließ aber keineswegs der Rath seines Herrn; es wurden ihm unverzüglich, unter dem Vorpresche ansehnlicher Verstärkungen, 6000 Mann Hülfstruppen bewilligt; und er begab sich nach Waterford, um die Verberreibungen zu dem Entsatze von Chester zu treffen. Während er dort die Transportschiffe erwartete, vernahm er, daß der König öffentlich leugne, ihn bevollmächtigt zu haben. Das machte ihm wenig Kummer; er schrieb es der wahren Ursache zu, der Gefahr, von welcher der König bedroht war; er war auch schon früher angewiesen worden, „auf solche Erklärungen keine weitere Rücksicht zu nehmen,

nur auf die Mittel bedacht zu sein, seinem Herrn zu helfen und ihn zu befreien.“ Bald darauf kam die schlimme Nachricht von der Uebergabe von Gheferr; dem Falle dieser Stadt folgte die Auflösung des von Lord Hopton befehligten königlichen Heeres in Gernwall; der Prinz von Wales, der dort nicht länger Sicherheit finden konnte, floh zuerst nach Schilly und von da nach Jersey. Die ganze Küste von England entlang blieb sein Punkt, wo die irischen Hülfsstruppen mit einiger Aussicht auf Erfolg ausgeschifft werden mochten. Glamorgan entließ sein Heer; 300 Mann begleiteten den Lord Digby, um dem Prinzen als Leibwache zu dienen, eine beträchtliche Abtheilung ging nach Schottland, um unter Montrose zu streiten, die übrigen suchten ihre Wohnungen auf. Gleichwohl hoffte der König im Beginne seiner Gefangenschaft noch immer auf bedeutende Hülfe von Glamorgan, schrieb auch an denselben den 2. Juli 1647: „Wenn ihr eine große Summe durch Verpfändung meiner Königreiche aufbringen könnt, so bin ich es zufrieden, und erlaube ich mein Erbe zurück, so will ich die Schuld vollständig abtragen. Und sagt dem Runtius, wenn ich je in seine und eure Hände kommen kann, was ihr beide sowohl um Irlands als Englands willen schnellst wünschen müßt, so will ich es thun, da ich sehe, daß alle andern mich verrathen. Und wenn mir diese Rede nicht von Herzen geht oder ich jemals gegen euch untreu mich begreifen sollte, so möge mir Gott nie in dieser Welt meine Königreiche zurückgeben, noch in der andern die ewige Seligkeit verleihe, zu der mich, wie ich hoffe, diese Krübel endlich führen wird, nachdem ich meine Verbindlichkeiten gegen meine Freunde erfüllt haben werde, deren keinem ich so sehr verpflichtet bin, als euch, dessen Verdienste um mich alle Ausdrücke übersteigen, deren sich bedienen kann euer treuer Freund Carl R.“ Allein die Religion war die Klippe, an welcher des Königs letzte Hoffnung scheitern sollte. Die Katholiken in Irland gerietzen unter einander in Fehde. Glamorgan, der nach dem Wunsche des Runtius einstweilen das Generalat von Munster übernommen hatte und sich streng zu der kirchlichen Partei hielt, wurde durch die Umtriebe des Lords Muskerry seines Commando's entsezt, und mußte sich nach Frankreich wenden. Ruzarin, dem er durch den Runtius dringend empfohlen wurde, wünschte ihn als Lord-Lieutenant von Irland zu sehen, es wurde aber durch den Einfluß der Königin vereitelt, und Glamorgan, ober der Marquis von Worcester, wie er seit des Vaters Ableben hieß, mußte der unthätige Zuschauer bei Dingen bleiben, welche abzuwenden er so gern sein Blut geopfert hätte. Die Restauration setzte ihn in sein Eigenthum wieder ein, aber die Dienste des Wärters der Thronen waren vergessen. Sogar der Herzogstitel von Somerset wurde ihm durch den Marquis von Hertford bestritten, den 18. Aug. 1660, und Worcester, um dem Könige jegliche Unannehmlichkeit zu ersparen, gab das so theuer erworbene Patent vom 1. April 1644 den 3. Sept. 1660 zurück. Der Worte des königlichen Psalmisten: *Nolite sperare in principibus, in filiis homi-*

num, in quibus non est salus, egebant, blieb er dem Hofe fern, nur mit seinem Seelenheile und den Wissenschaften sich beschäftigend. In seiner großartigen Einsamkeit schrieb er: Certamen religiosum, or, a Conference between King Charles I. and Henry late Marquis of Worcester, concerning Religion, dann: A Century of the Names and Scantlings of such Inventions etc. 1665, dieses von Hume genannt „ein lächerliches Compositum von Lügen, wunderlichen Einbildungen und Unmöglichkeiten, hinreichend, um zu zeigen, was von einem solchen Menschen zu erwarten sei.“ Dagegen erinnert Lingard, „wenn die Leser Dartington's neue Ausgabe jenes Werkes durchsehen, so werden sie wahrscheinlich schließen, daß jener Historiker entweder dasselbe niemals gesehen hatte, oder unfähig war, es zu verstehen.“ Ein anderer Schriftsteller, von dem Büchlein und seinem Autor handelnd, äußert: „This nobleman is still more celebrated at the present day as a philosopher than a statesman. To this little work, which contains evident marks of the most extensive genius, or at least to the hints contained in it, we are thought to be indebted for the steam-engine etc. of the day.“ Der Marquis von Worcester starb den 3. Juli 1667, aus seiner ersten Ehe mit Elisabeth Dormer drei Kinder hinterlassend. Der einzige Sohn, Heinrich, Marquis von Worcester, ward 1610 Lord-Lieutenant von Gloucestershire und 1672 Lord President of the Council in the principality of Wales, auch Lord-Lieutenant für die Grafschaften Anglesey, Brecon, Cardigan, Carmarthen, Glamorgan, Radnor, Carnarvon, Denbigh, Merioneth, Montgomery, Flint und Pembrokeshire. Den Titel eines Herzogs von Beaufort erhielt er durch Diplom vom 2. Dec. 1682, worin es heißt: „And having been eminently serviceable to that King since his most happy restoration: in consideration thereof, and of his most noble descent from King Edward the III., by John de Beaufort, eldest son of John de Gaunt, Duke of Lancaster by Catherine Swinford, his third wife.“ Er seßte gegen Wenmouth 1685, suchte 1688 Bristol gegen die Ansprüche der Drangalisten zu sichern, verweigerte der neuen Regierung den Eid und starb, dem Hofe fern, den 21. Jan. 1699. Sein ältester Sohn, Heinrich, war als Knabe gestorben, der zweite, Carl, „a nobleman of great parts and learning.“ verunglückte bei einem übertrieben Sprünge aus dem Wagen, so daß er am 13. Juli 1698 starb. Er hinterließ aber aus der Ehe mit Rebecca Child sechs Kinder, darunter Heinrich, des Großvaters Nachfolger in dem herzoglichen Titel. Es hatte dieser zweite Herzog von Beaufort die Ehre, die Königin Anna, als sie von Oxford nach Bath sich erhob, bei Cirencester, den 29. Aug. 1702, zu empfangen, „accompanied by great numbers of Gentlemen, Clergy and Freeholders; and conducted her to his seat at Badminton, where a very splendid entertainment was prepared by his Grace for her Majesty, who was very well

pleased with it, as well as Prince George of Denmark, her Royal Consort.“ Im Oberhause eingeführt, den 25. Oct. 1705, besuchte der Herzog dennoch den Hof nicht eher als nach dem Wechsel im Ministerium, 1710; damals begrüßte er die Königin mit den Worten: „that he could then call her Queen in Reality.“ Er starb den 24. Mai 1714, nachdem er seit 1713 Lord-Lieutenant von Gloucestershire gewesen. Der ältere Sohn seiner zweiten Ehe mit Rachel Noel, Heinrich, dritter Herzog von Beaufort, wurde von seiner Gemahlin, Franziska Scudamore, geschieden, „having fully proved the incontinence of his consort,“ den 2. März 1744, wurde auch von dem Parlamente ermächtigt, die zweite Ehe einzugehen, machte aber hiervon keinen Gebrauch, und starb kinderlos den 24. Febr. 1776. Es beerbte ihn sein Bruder, Karl Noel Somerset, vierter Herzog, der mit Elisabeth Ardenley die Baronie Botetourt erbschaftete und sie seinem Sohne, Heinrich, fünfter Herzog, hinterließ. Dieser, gest. den 11. Oct. 1803, wurde der Vater von Heinrich Karl Somerset, Herzog von Beaufort, Marquis von Worcester, Graf von Glamorgan, Viscount Grosvenor, Baron Herbert von Chepflow und Ragland, Baron Somer, Baron Beaufort von Calceot-Castle und Baron Botetourt, geb. den 22. Dec. 1766, lebte noch 1825 und hatte drei Söhne; weiter können wir aber die Familie nicht verfolgen. Des Herzogs vornehmste Güter sind: Bodminton in Gloucestershire, Chepflow-Castle in Wiltshire, Trochbouse, ebenfalls in Wiltshire, Neßherden in Wiltshire, Elandford in Dorsetshire. Das Wappen ist geviert, 1. und 4. die französischen Lilien, 2. und 3. die englischen Leoparden. (v. Stramberg.)

GLAMOTSCH oder **GULAMUDSCH**, eine auf Hügeln schön gelegene, stark besetzte und gut bevölkerte Stadt in Bosnien, im Sandschal Herzegowina, westlich von Köprid oder Keuprid, nahe an der türkisch-kroatischen Grenze. Die meist römisch-katholischen Bewohner sind Serben und werden, weil sie dem Viere nahe wohnen, Virolachen genannt. Sie treiben starke Pferdezucht. (H. E. Hassler.)

GLANAEUS (Jodocus Edzardi), geb. am 24. März 1595 zu Ixerna, nach Anden in dem benachbarten Dorfe Zeitenfse, der Sohn eines dortigen Predigers, verbannt nach dessen frühzeitigem Tode seine Erziehung seinem Großvater mütterlicher Seite, von welchem er auch den Namen Glanaeus annahm. In Wittenberg, wo er Theologie studierte, erlangte er 1620 die Magisterwürde. Im J. 1624 ward er Prediger im Wilmwerder, und 1626 Pastor zu Hamburg. Dort starb er am 24. März 1667 im 72. Jahre. Mit gründlichem theologischen Kenntnissen vereinigte Glanaeus eine für seine Zeit vielfältige Bildung. Ueber die Reinheit des evangelischen Lehrbegriffs machte er mit großer Strenge. Dabei ließ er es während der langen Zeit seines Lebens nicht an Bekämpfungsversuchen fehlen. Unter den Juden, Türken und andern Völkern gewann er zahlreiche Proselyten. In seiner „Nothwehr der Kindertaufe“ nahm er diese

christliche Lehre gegen die Anabaptisten in Schutz. Außer einem „Lutherischen Wiederhall“ schrieb er einen „Bericht vom Ursprung der Streitigkeiten in Religionsachen zwischen den Lutheranern und Calvinisten“ und andere Schriften. Handchriftlich hinterließ er Predigten über den Psalter, über den Brief an die Römer u. a. m.*.

(Heinrich Döring.)

GLANDEBALAE, auch wol *Grandebalae*, hat man die in der Achselhöhle befindlichen Drüsen genannt. Sie entstehen bei beiden Geschlechtern erst zur Zeit der Pubertät, sind gewöhnlich kugelförmig, 1 bis 1½ Zoll lang und haben mit den Schambeinen viele Ähnlichkeit.

(Fr. Wilh. Theile.)

GLANDIÈRES DE BALSAC (Bertrand de), um das Jahr 1528 geboren, ein tapftrer französischer Kriegermann und einer der eifrigsten Anhänger des Königs Heinrich III., insbesondere zu der Zeit, als dieser Monarch von der Ligue und von den Huguenoten zugleich gedrängt und angefeindet wurde. Im J. 1574 führte er den Oberbefehl in Rodez, der Hauptstadt von Rouergue, und suchte diese Landschaft (das jetzige Departement des Aveyron), welcher er selbst ihren Geburt nach angehörte, mit Gewalt niederzubringen, wobei freilich an 12,000 Einwohner ihren Tod gefunden haben sollten. Heinrich III. war jedoch mit seinem Wirken, wodurch, wenn auch nur scheinbar, die Ruhe erhalten und die Ordnung wiederhergestellt wurde, sehr zufrieden und schrieb ihm mehr als äußerst schmeichelhafte und für die Geschichte der damaligen Religionskriegen nicht unwichtige Briefe, welche Dr. Barrau in seinen Documents historiques et généalogiques sur les familles et les hommes remarquables du Rouergue dans les temps anciens et modernes (Rodez 1854. 8. 2 Voll.) mittheilt. Bertrand de Glandières starb um das Jahr 1595; sein Sohn Louis de Glandières de Balsac, geboren im J. 1561, ergriff ebenfalls das Kriegshandwerk und diente derselben Sache, für welche sein Vater sich so eifrig gezeigt hatte. Im J. 1584 schickten ihn die Bewohner der Landschaft Rouergue als Bevollmächtigten zu Franz II., von welchem er sehr ehrenvoll aufgenommen ward und die Zusage kräftiger Unterstützung der durch den Bürgerkrieg bedrängten Familien erhielt. Als später sein Schwager, Jean de Rocheton, Gemahl von Rouergue, zu Villafraanche ermordet wurde, schrieb ihm Margaretha von Valois einen merkwürdigen Brief, welcher ebenfalls in das oben angeführte Werk Dr. Barrau's aufgenommen ist. Louis de Glandières zog sich später aus dem öffentlichen Leben zurück und beschäftigte sich hauptsächlich mit der Literatur; denn er hatte eine sehr vorzügliche Erziehung genossen und in den Wissenschaften nicht unbedeutende Fortschritte gemacht. Seine lateinischen Gedichte (Ludovici Balsaci Operum poeticorum libri tres [Parisii 1578. 8.]), welche aus einer Tragödie

*) Siehe Witte's *Diarium biographicum*; *Melleri Cimbrici literata*; *Schäfer's Geschichte* etc. 2. Ab. S. 1013 fg.

(Eosiman), Eiden und Epigrammen bestehen, wurden von den Zeitgenossen sehr gerühmt, haben aber jetzt nur noch das Verdienst der Seltenheit *). (Ph. H. Kuhl.)

GLANDINA. Im J. 1817 begründete Schumacher auf Ehemals' Bulla voluta die neue Satzung der Lungenschnitten Glandina und mehrer Conchyliologen nahmen dieselbe auf, bis sie Pfeiffer und schon vorher Beck (1837) der Satzung Achatina als Subgenus wieder unterordneten. (Giebel.)

GLANDORF (Eberhard Gottlieb), geboren zu Wimpfen in Schwaben, widmete sich in Göttingen, wo er studirte, hauptsächlich der Philologie und Alterthumskunde. Im J. 1772 übernahm er dort eine Hauslehrstelle. Durch Heyne's Empfehlung, von dessen Lobrede und Programm auf Münchhausen er eine teutsche Uebersetzung geliefert hatte (Göttingen 1770), ward er als vierter Bibliothekseffectual angestellt. Als Privatdocent hielt er seitdem Vorlesungen über griechische und römische Literatur und Alterthumskunde. Seine bisherige Stellung verlor er 1780 mit dem Conrector zu Ansbach. Noch während seines Aufenthalts in Göttingen hatte er die goldenen Sprüche des Pothogoras (*apologia* Im.) mit Anmerkungen und Varianten herausgegeben. Dies zu Leipzig 1776 gedruckte Werk erschien unter dem Titel: *Sententiosae vetustissimorum Gnomiorum quorundam poetarum opera*. Sein Lehramt in Ansbach eröffnete er mit dem Programme: *Comparatio recentiorum poetarum, praesertim Anglorum, cum antiquis domi a pueris institutis scholasticum esse exercitium admodum probabile*. (Onold. 1781. 4.) Von einem Programme, in welchem er die alten Drafel hauptsächlich vom moralischen Standpunkte aus betrachtete (Ansbach 1781. 4.), lieferte er eine Fortsetzung. (Ebendas. 1784. 4.) Er schrieb außerdem Beiträge zu einer zweckmäßigen Methode beim geographischen Schulunterricht (Ansbach 1784. 8.) und eine Formenlehre der griechischen Declination und Conjugation, ohne Accente, nach den Regeln der Prosodie. (Ansbach 1787. 8.) Auch über die Constructionsschreim im Allgemeinen schrieb Glandorf ein Programm. (Ansbach 1790. 4.) Er starb dort am 2. Nov. 1794 †). (Heinrich Döring.)

GLANDORP (Johann), geboren in Münster am 1. Aug. 1501, legte den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung in der dortigen Schule. Durch seinen Fleiß und sein gestiftetes Betragen erwarb er sich die Gunst des Rectors Warneke, der ihn dem Kanonicus Longe in Münster und dem gelehrten Hermann von dem Busche empfahl, der später als Professor der Geschichte in Warburg dieser Hochschule zur Zierde gereichte. Im J. 1522 erhielt er die vacant gewordene

Rectorstelle in seiner Vaterstadt Münster. Er stand damals in seinem 21. Lebensjahre. Bei einem Streite mit einigen seiner Kollegen gerieth er in den Verdacht, ein Anhänger der Lutherischen Lehre zu sein. Er ging nach Bittenberg, wo er mit Melancthon einen innigen Freundschaftsbund schloß. Auch seinen früher erwähnten Gönner Hermann von dem Busche fand er in Bittenberg wieder. Von da ging er nach Geln. Viel Mühe gab sich Glandorp, als er wieder in seine Vaterstadt Münster zurückkehrte war, der evangelischen Lehre Freunde und Anhänger zu verschaffen. Er mußte sich jedoch vor den Verfolgungen der Anabaptisten durch die Flucht retten, mit Zurücklassung seiner Bibliothek und sonstiger Habe. In Warburg erhielt er die durch den Tod seines Gönners Hermann von dem Busche erledigte Professur der Geschichte. Ueber die Zeit, wann er sein Lehramt angetreten, finden sich verschiedene Angaben *). Wahrscheinlich übernahm er es 1534. Seine gründlichen Kenntnisse und besonders sein anziehender Vortrag verschafften ihm zahlreiche Zuhörer. Doch scheint sein Aufenthalt in Warburg nur kurz gewesen zu sein. Wahrscheinlich verließ er die genannte Universität bereits 1536. Auf Empfehlung Melancthon's, den er auf einer Reise in Bittenberg besuchte, erhielt Glandorp die Rectorstelle an dem St. Martingymnasium zu Braunschweig. Durch seine gründlichen Kenntnisse und die rastlose Thätigkeit in seinem Berufe, wie durch seinen humanen Charakter erwarb er sich die Achtung seiner Vorgesetzten und die Liebe seiner Schüler. Auch mehrer Freunde, die es aufrichtig mit ihm meinten, gewann er in Braunschweig, besonders den Dr. der Medicin und Physikus Anton Riger. Mit dem Superintendenten Nicolaus Medler entwickelte er sich jedoch durch die Beigerung, ein von diesem herausgegebenes Compendium *) in der Schule einzuführen. Er zog sich dadurch, besonders unter den Anhängern Medler's viele Verdrüsslichkeiten zu, die ihn bezogen, 1551 Braunschweig wieder zu verlassen. Durch den Superintendenten Rudolf Wölke in Hameln war ihm das Rectorat an der dortigen Schule angetragen worden. Noch in Braunschweig hatte er sich 1542 verheirathet. Seine Ehe war jedoch durch den Leidensinn seiner Frau eine der unglücklichsten. Er trennte sich von ihr, als er noch nicht lange sein Schulannt in Hameln angetreten, und begab sich 1551 nach Hanover. An der dortigen Schule ward er Rector †). Mit dem Superintendenten Clemens Ursinus, der ihm Vorwürfe darüber machte, daß er seine Frau verlassen habe, gerieth er in einen heftigen Streit. Noch andere Umstände kamen hinzu, ihm den Aufenthalt in Hanover zu verleideten. Im J. 1555 legte er seine Stelle

*) Biographie générale. Tom. XX. p. 784.

†) Siehe Weber's Biograph. Nachrichten den Geschichtlichen in Ansbach und Boicruth S. 94 ff. Beck's Geburts- und Todtenanzeigen Ansbacher Gelehrten. I. Th. S. 402. Neustadt's Verzeichn. der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 305 fg.

1) Siehe Bickermann in den Actis scholasticis. T. V. p. 361. 2) Lubowicz's Schulhistorie. 2. Th. S. 125. 3) Pistorius in Procl. Athen. Haas. 368er in f. Gelehrtenlexikon. 4) Ratio instituendi juventutem christianam in schola particularibus, per D. Nicolaum Medlerum conscripta. (Viteb. 1550. 8.) 5) Vergl. Nehtzger's Braunschweigische Kirchenhistorie. 3. Th. S. 195. 6) Siehe Döring's Hannoversche Schulhistorie S. 62.

nieder mit dem Entschlusse, sich nach Bittenberg zu begeben. Auf der Reise dahin empfahl ihn der Superintendent Tilemann Heshufius in Goslar zum Rector an der dortigen Schule. Bei seinen Schülern in Hannover hatte er sich in so gutem Andenken erhalten, daß eine nicht geringe Zahl sich nach Goslar begab, um dort ferner seinen Unterricht zu genießen. In ähnliche Leistungen, wie früher mit Verinus in Hannover, gerieth Glandorp in Goslar mit dem Superintendenten Jacob Grofshaus, auch Racinus genannt⁷⁾. Mit beiderseitigen Eupigrammen rächte er sich an seinem Gegner. Er erreichte jedoch dadurch Nichts weiter, als seine Dienstentlassung. Im J. 1560 ward er Rector an der Schule zu Herford. Drei Jahre bekleidete er dies Amt. Seiner zunehmenden Altersschwäche wegen ward er 1563 in Rubensdorf versetzt. Er starb am 22. Febr. 1564, geschätzt als tüchtiger Philolog und als ein guter lateinischer Dichter. Mit Anmerkungen begleitete er den Julius Cäsar⁸⁾ und Cicero's Briefe⁹⁾. Ein feines Lob erteilte Gumbling in seinem Discurse über die Reichsgeschichte (S. 16) dem von Glandorp herausgegebenen *Onomasticon historice Romanæ*¹⁰⁾. Glandorp's Gedichte befinden sich in seiner Sylva Carminum elegiacorum in enarrationem Commentariorum C. Julii Caesaris de bello gallico et civili. (Francof. 1551. 8.) Seine Disticha sacra et moralia liber prior (Basil. 1576. 8.), denen sein Sohn Andreus Glandorp später noch ein librum posteriorum hinzugesetzte¹¹⁾, stehen auch in den Deliciae Poetar. germ. T. III. p. 411 seq. Glandorp hinterließ auch Epitaphia graeca. Man findet sie mit einer beigefügten lateinischen Uebersetzung von Johann Lampadius in einer Beilage zum dritten Theile von Rehtmeyer's Braunschweigischer Kirchengeschichte¹²⁾. (Heinrich Döring.)

5) Vgl. Wiedermann in den Actis schol. T. IV. p. 541 seq. 6) Annotationes in C. Julii Caesaris et Hirtii et Oppidi de bello gallico civilibus, Africani et Hispaniensi Commentariis libris, editae studio Reineri Reineccii. (Lips. 1574.) Diese Annotationen wurden auch der Jüngermann'schen Ausgabe des Julius Cäsar (Frankf. 1606. 8. u. 1609. 4.) beigegeben. 7) Annotationes in M. Tullii Cicerois Epistolas, quae vulgo familiares, rectius ad familiares appellantur, quibus historice illius temporis evenerunt diligentissime, expennunt summum eorum vitae, quibus Epistolas inscriptas sunt, restituantur probatae et enlucatae lectiones, insertis simul utilissimis explicationibus, ethica, rhetorica, grammatica etc. editae studio et opera Reineri Reineccii. (Basil. 1580. 8.) 8) Der vollständige Titel dieses Werkes lautet: Onomasticon historice Romanae, quo veluti per scturam de familiis et reliquis illustribus personis Romanis collecta exposita sunt addita praecipuarum familiarum etymologia. Ex edit. Reineri Reineccii. (Francof. 1580. fol.) 9) In einem von seinem Vater geschriebenen Commentario de familia Julia. Andreus Glandorp gab diesen Commentar 1576 zu Basel heraus. Eine spätere Ausgabe erschien 1634 zu Paris. 10) Vergl. die Vita Jo. Glandorpi, entworfen von seinem Schüler Reiner Reineccius in dessen Schrift: De M. Tullii Cicerois morte et monumento. (Helmstedt. 1589. 8.) Reineccius in den Antiqu. Goslariana. p. 402 seq. 11) Strodtmann in den Hannoverischen gel. Anzeigern vom J. 1751. St. 100. S. 921 ff. 12) 35 Jahr's Melchior'schen. 2. Th. S. 1014. Uebersetzt von Heinrich Döring'scher. 4. Bd.

GLANDORP (Matthias Ludwig), Sohn eines bremer Chirurgen, wurde 1595 in Göttingen geboren, und studierte Medicin in Göttingen, in Bremen, zuletzt in Padua, wo Fabricius ab Aquapendente und Spigel lehrten, und wo er auch 1618 Doctor wurde. Er begann dann in Bremen zu practiciren, wurde Leibarzt des Erzbischofs und Physikus von Bremen, und scheint gegen 1640 gestorben zu sein. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit Chirurgie, wie der Inhalt seiner Schriften zeigt, von denen namentlich die erste manche sehr interessante Beobachtung, namentlich von Kopfverletzungen, enthält. Speculum chirurgicum, in quo quid in unoquoque vulnere faciendum, quidve omittendum, praemissa partis affectae anatomica explicatione observationibusque ad unumquodque valius pertinentibus adjunctis conspiciatur ac pertractatur. (Bremae 1618. 8.) Methodus medendae paronychia. (Brem. 1623. 8.) Tractatus de polyposarium, affectu gravissimo, observationibus illustratus. (Brem. 1628. 4.) Gazophylacium polyplumium fonticalorum et setaceorum. (Bremae 1633. 4.) Opera omnia. (Londini 1729. 4.) (Fr. Wilt. Theile.)

GLANDORP (Paul), ein Sohn des bremer Arztes Matthias Glandorp, wurde am 17. Dec. 1626 in Bremen geboren, studierte in Leyden und Francker Medicin, promovierte 1652 in Leyden und wurde nach einigen Jahren Professor der Medicin in Rinteln. Er vertrat aber etwa ums Jahr 1665 diese Stelle mit dem Physicate in Bremen, wo er am 5. Nov. 1696 starb. (Fr. Wilt. Theile.)

GLANDULARIA. Dieser Name ist im Pflanzenreiche für zwei ganz verschiedene Abtheilungen in Anwendung gebracht. Zuerst wandte ihn Walter in seiner Flora caroliniana vom Jahre 1788 für eine mit Verbena nahe verwandte Gattung an, in welcher Weise sie auch Joh. Friedr. Smelin in seinem im J. 1791 erschienenen Systema naturae für die einzige damals bekannte Art Glandularia carolinensis annahm. Schauer hat jedoch in seiner trefflichen Monographie der Verbenaceen nachgewiesen, daß die von Walter aufgestellte, von Smelin angenommene Gattung Glandularia nicht von Verbena getrennt werden darf, und daß insbesondere Glandularia carolinensis Walter mit der weit früher bekannten Verbena Aubletia Linné identisch ist und bezeichnet daher mit diesem Namen nur eine Unterabtheilung der Gattung Verbena, zu der er folgende, weiter unten charakterisirte Arten zieht: Verbena clavata Ruiz und Pavon, V. sulphurea Sweet, V. Berti Schauer, V. lipozygoides Walpers, V. microphylla Hook, Bonpl. und Kunth, V. radicans Schauer, V. elegans Kunth, V. Lamberti Ker und V. Aubletia Linné. In späterer Zeit belegte De Canolle die zweite Abtheilung der von Jacquin aufgestellten Psindia mit diesem Namen. Zu ihr gehört nach De Canolle nur eine auf Madagascariens einheimische Art, nämlich Psindia Madagascariensis mit stehenden, läng- S. 411 ff. Bau's Neues histor.-biogr.-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 454.

sichen oder eiförmig-lanzettlichen zugespitzten, fast ganzrandigen, am Grunde schmal-halsförmigumsfassenden, fahlen, auf der Unterseite schwach drüsigen Blättern und achselständigen, an der Spitze 8—10föhrigen, in einer unterbrochenen Rispe stehenden Blütenstielen. Lamarck nannte die hierher gehörige Pflanze *Conyza Madagascariensis*, Persoon dagegen *Baccharis Madagascariensis*. Schauer giebt, wie schon bemerkt, die erwähnten Verbenaarten zu seiner Unterabtheilung *Glandularia*, wozu er auch *Billardiera* von Rensch, *Shuttleworthia* von Meisner und *Uwarowia* von Bunge bringt und diagnostirt sie folgendermaßen: das Mittelblatt der oberen Staubbeutel ist mit einem drüsigen, bald größeren, keulenförmigen, hervorragenden oder eingeschlossenen, bald weniger deutlichen Anhängsel versehen. Zu dieser Unterabtheilung gehören Halbsträucher und niederliegende Kräuter der gemäßigten Zone Amerika's oder der höheren Anden mit zertheilten Blättern, ziemlich lang-röhrenförmigen Kelchen, welche zur Fruchtzeit um das Doppelte kürzer als die Kapself und über derselben zusammengezo-gen sind. Hierher gehören nun:

1) *Verbena clavata Ruiz und Pavon*. Diese Art ist halbkrautig, sehr ästig, niederliegend, hat aber aufsteigende Ästen und ist ganz mit Stielgelbhaaren besetzt und rauh, hat sitzende, fast bis zum Grunde dreitheilige Blätter, gepreiste, ganzrandige, linealische, stumpfe oder zwei- bis dreispaltige zurückgekrümmte Blattspizeln, die an einem jeden Blattpaare gleichsam quersförmig stehen, sitzende, kopfförmige, vielblüthige von den obersten Blättern umhüllte Ähren, keulenförmige, den Kelch an Länge fast gleichkommende Deckblätter und hervorragende, keulenförmige, gestielte, etwas überhängende Anhängsel der Staubbeutel. Diese Art wächst in den Wüsten Peru's, in der Nähe von Arica, Guanaco und Arequipa, und zu ihr gehört *Verbena calceicola Walpers*, sowie *Shuttleworthia Ruiziana Walpers*. Sie unterscheidet sich von den verwandten Arten namentlich durch die Blätter, welche 3—4 Linien lang sind und absteigen, sowie durch die erwählte eigenthümliche Stellung der Blattspizeln. Der Kelch ist 3 Linien lang, zugleich mit den Deckblättern grau-behaart, ungleich-fünfspaltig und hat faltig-pfriemliche Spizeln. Die purpurrothe, oberwärts kriegelig-weichhaarige Blumenkrone ist um den dritten Theil oder fast um die Hälfte länger als die Kelchröhre, die Spizeln ihres mäsig großen Saumes sind linealisch-länglich, ausgekrant.

2) *Verb. sulphurea Sweet*. Diese Art ist gleichfalls halbkrautig, kurz-behaart, niederliegend, mit aufsteigenden Ästen oder aufrecht, an den vierkantigen Ästigen und Kelchen schwach behaart und hat fiederförmige oder fast doppelfiederförmige, gestielte, beiderseits kriegelig-behaarte Blätter mit am Grunde ungetheiltem Spindel und weit absteigenden, linealischen, stumpfen, zurückgekrümmten Spizeln, ferner gestielte hervorragende kopfförmige, vielblüthige Ähren, lanzettlich-zugespizte Deckblätter, welche um den dritten Theil kürzer als der Kelch sind, kahle Blumenkronen und her-

vorragende keulenförmige, gestielte, zurückgekrümmte absteigende Anhängsel der Staubbeutel. Diese Art kommt in Chili auf unfruchtbaren, am Meere gelegenen, sandigen Stellen vor, z. B. bei Duintero und Valparaiso, sowie in Peru bei Chuquito. Zu ihr gehören als Synonyme *Shuttleworthia sulphurea Meisner*, *Shuttleworthia diceras Meisner*, *Shuttleworthia dissecta Walpers*, *Uwarowia sulphurea Bunge*, *Verbena dissecta Pöppig*, aber nicht Willdenow's gleichnamige Pflanze. Die Blätter sind fast 1 Zoll lang, die Spizeln sehr schmal, ganzrandig oder dreitheilig, gegenüberstehend, die untersten von der Basis etwas entfernt. In den Blattwinkeln finden sich sehr oft Brutknospen. Der Kelch ist 3/4 Linie lang, keulenförmig-röhrig, faltig-fünfspaltig, ungleich und spiz-fünfpalzig. Die bläuschweifgelbe, kahle Blumenkrone überragt den Kelch um die Hälfte, sie hat einen ziemlich großen Saum und ist am Schlunde und an der Ründung nach Born bärtig. Die Staubbeutelanhängsel haben eine violette Farbe. Die Kapself ist um das Doppelte kürzer als der Kelch. Die aus dem Rücken nehrförmig-rundgeligen Theilfrüchtchen stehen zu vier oder bisweilen durch Theil-schlagen zu zwei oder drei.

3) *Verb. Berteri Schauer*. Diese halbkrautig, niederliegende, mit aufsteigenden vierkantigen Ästen versehene Art ist ganz grau-behaart und hat fiederförmige oder dreitheilige, gestielte, beiderseits kriegelig-behaarte, am Grunde verschmälerte, ganzrandige Blätter mit dreispalzigem Mittelspizeln, die übrigen Blattspizeln sind linealisch-lanzettlich, ziemlich spiz, zurückgekrümt, die Ähren sind gestielte, kopfförmige, vielblüthig und ragen hervor. Die Deckblätter sind linealisch-lanzettlich und um den dritten Theil kürzer als der Kelch, die Blumenkrone ist weichbehaart; die aus dem Rücken der Staubbeutel stehenden Anhängsel ragen kaum hervor. Diese Art findet sich in Chili an feuchten sandigen Orten, vorzüglich in der Nähe der Flüsse, z. B. bei Valparaiso, Quilota, Gencon. Zu ihr gehört *Shuttleworthia Berterii Meisner* und *Verbena erinoides Pöppig*. Der vorigen sehr ähnlich ist sie namentlich durch die, wie es scheint, weisse Blumenkrone und durch die Beschaffenheit der Staubbeutelanhängsel bestimmt verschieden. Von *Verbena tenella* unterscheidet sie sich durch die Blätter, Wüthen und die Behaarung. Der Kelch ist 3/4—4 Linien lang. Die Blumenkrone überragt den Kelch um den dritten Theil oder fast um die Hälfte, ihre Röhre ist an dem hervorragenden Theile weichbehaart, seltener fast kahl, ihr Saum ziemlich groß, ihr Schlund ist bisweilen wellig. Die am Grunde durch ein Mittelband zusammenhängenden Anhängsel überragen den an der Spitze keulenförmigen Staubbeutel um ein wenig. Die viertheilige Kapself ist um den dritten Theil kürzer als der Kelch, die einzelnen Fruchtsteine sind aus dem abgerundeten Rücken schwach gestreift, an der Spitze nehrförmig-rundgelig.

4) *Verb. lipoyzioides Walpers*. Halbkrautig, niederliegend, mit aufsteigenden Ästen versehen ist sie ganz grau-kriegelig-behaart und mit Drüsen besetzt,

ihre Blätter sind kurz gestielt, doppelt-fiederspaltig oder vieltheilig, die Blattspitze schmal-linealisch, umgerollt, kumpf, die fast sitzenden, vielblüthigen Aehren haben eine kopfförmige Gestalt, die linealischen Deckblätter sind wenig kürzer als der Kelch, die Blumentrone ist kahl, die auf dem Rücken der Staubbeutel befindlichen Anhängsel haben mit dem Schlund gleiche Länge. Gleichfalls in Githi einheimisch unterscheidet sie sich von der vorigen durch die sehr schmal-vieltheiligen Blätter, die fast sitzenden Aehren und die kahle Blumenkrone. Die am Grunde kriechenden Stengel haben dünne kurze Äste. In den Achseln der etwa einen halben Zoll langen Blätter finden sich bisweilen Brustknospen. Der Kelch ist 4 Linien lang, ungleich- und spitz-fünfstheilig. Die Röhre der wahrscheinlich weissen Blumentrone ist etwas länger als der Kelch. Die Kapsel ist um das Doppelte kürzer als der oberwärts geschlossene Kelch, die vier schwarzen Fruchtschnecken sind auf dem Rücken mit einer Furche durchzogen und oben etwas höckerig.

5) Verb. *microphylla Humb., Rumpf. und Kunth.* Halbstrauchig, niederliegend, sehr ästig, kriechend, strigelig-behaart hat sie kurzgestielte, dreitheilige, am Grunde leiförmige Blätter mit verkehrt-eiförmigen, länglichen, kumpfen, zurückgerollten Zipfeln, welche entweder sämmtlich ganzrandig sind oder von denen der mittlere dreispaltig, die seitlichen zweitheilig sind, end- und achselständige, fast sitzende vielblüthige, kopfförmige Aehren, lanzettliche Deckblätter, welche um das Doppelte kürzer sind als der Kelch und spitz-fünfstheilige Kelch, die hornförmigen Anhängsel der Staubbeutel sind so lang als der Schlund. Diese Art findet sich an kalten hohen Stellen der Anden von Quito, auf vulkanischem Boden bei Hacienda de San Augustin de Gallo und bei Catacupa, bei Umbato und Riobamba in der Nähe von Quito. Die Aeste dieser Species sind weichhaarig, die Blätter klein, nur 3—5 Linien lang, die Aehren kurz. Der 3 Linien lange Kelch hat eiförmige, spitze Zähne. Die Röhre der kahlen Blumentrone ist fast um die Hälfte länger als der Kelch, der mächtig große Kronsaum hat ausdauernde Zipfel, der Schlund ist behaart. Die Staubbeutelanhängsel haben eine schwärzliche Farbe. Die Kapsel ist doppelt kürzer als der Kelch; die Fruchtschnecken sind auf dem Rücken schwach höckerig.

6) Verb. *radicans Gillies und Hooker.* Diese Art ist der vorigen sehr ähnlich und unterscheidet sich nur durch die ganz kahlen, größeren, mehr zertheilten Blätter, deren länglich-linealische, fast fleischige Zipfel meist wiederum dreispaltig sind. Sie kommt in den Thälern der Anden bei Pando vor.

7) Verb. *tenera Sprengel.* Wie die vorigen, so ist auch diese Art halbstrauchig, niederliegend, sehr ästig, kriechend und hat ausdauernde Äste, in den kurzen Blattstiel herablaufende, fiederspaltig-zertheilte Blätter, linealische, ziemlich spitze, ganzrandige, am Rande etwas zurückgerollte, von zerstreuten strigelig-behaarten glänzenden Blattspitzen, endständige, gestielte, einzeln oder zu drei sitzenden, zuletzt sich verlängernde und locker werdende

fast graue Aehren, lanzettliche zugespitzte Deckblätter, welche um das Doppelte kürzer sind als der lange strigelig-weichhaarige oder kurzhaarige, an den Enden mit kurzgestielten, schüsselförmigen Drüsen besetzte Kelch und kaum hervorragende, keulenförmige, etwas zurückgekrümmte Staubbeutelanhängsel. Die Heimath dieser Art ist das südliche Brasilien. Zu ihr gehört *Verbena pulchella Sweet., Shuttleworthia pulchella Meisner und Shult. tenura Walpers.* Der Kelch ist 3 Linien lang. Die violette Blumentrone hat eine innen am Grunde bärtige, sonst kahl, den Kelch fast um das Doppelte überragende Röhre und mächtig große Saumlappen mit keilig-verkehrt-herzförmigen Zipfeln. Die Kapsel ist viertheilig, die Fruchtschnecken sind nebstförmig-höckerig.

8) Verb. *dissecta Willdenow.* Die ganze Pflanze ist schwach-graublaue, der Stengel liegt nieder, die rundlichen Äste sind aufrecht, die dreitheilig-fiederspaltigen Blätter laufen am Grunde leiförmig in den Blattstiel herab, die Blattspitze ist linealisch, kumpflich, ganzrandig oder gezähnt, am Rande etwas zurückgerollt, oberseits strigelig, unterseits rauhaarig, die gipfelständigen Aehren verlängern sich nicht, sind vielmehr trugbolzig-risbig und mit abhebbenden Blüthen besetzt, die länglichen spitzen Deckblätter sind dreimal kürzer als der Kelch, zwischen den Haaren an den Ranten mit großen, aber kurzgestielten Drüsen besetzte Kelch; die Staubbeutelanhängsel ragen ein wenig aus der Blüthe hervor. Sie wächst auf etwas fruchtbarem Boden im südlichen Brasilien und auf der Hochebene in Peru um Tiffacome. In ihrer Tracht stimmt sie mit der folgenden überein, von der sie sich aber, sowie von der vorhergehenden außer an deren Merkmalen schon durch den risbigen Blüthenstand und die sich kaum verlängernden Aehren leicht unterscheidet. Der 4 Linien lange Kelch hat ungleiche, pfriemlich-begrannte Zähne. Die violette Blumentrone ragt nur wenig hervor. Die Staubbeutelanhängsel haben eine schwärzliche Farbe.

9) Verb. *erinoideus Lamarck.* Diese Pflanze ist einjährig, hat einen strigelig-behaarten oder fast rauhaarigen, sehr ästigen, niederliegenden, wurzelförmigen Stengel, aufsteigende Äste, dreispaltig-fiederteilige, am Grunde leiförmig in den Blattstiel herablaufende Blätter mit lanzettlichen, etwas spitzen, ganzrandigen oder schwach gezähnten, am Rande schwach zurückgerollten, fiederteiligen, vorzüglich aber unterseits auf den Nerven strigelig-behaarten Zipfeln, end- und achselständige, gestielte, einzeln stehende, gezipfelte, sich bald verlängernde und locker werdende grau behaarte Aehren, lanzettliche zugespitzte abhebbende Deckblätter, welche fast so lang oder kürzer sind als der ziemlich lange Kelch und äußerst kurze fast bärtige Staubbeutelanhängsel. Sie findet sich auf Felsen und an unbewachten Orten in Brasilien und Peru. Zu ihr gehört Verb. *multifida Ruiz und Pavon. Verb. odorata Meyen. Verb. Selloi Sprengel. Shuttleworthia Selloi Walpers und Erinus laciniatus Linné.* Der 4 Linien lange Kelch hat pfriemlich-begrannte Zähne. Die rotzviolette

Blumenkrone ragt wenig hervor. Von ihr gibt es eine Art:

b) *contracta* Schauer mit dreitheiligen Blättern und eingeschnitten-fiederspaltigen Zipfeln, von denen die äußersten linealisch-länglich und spitz sind. Hierzu gehört *Verbena Sabini Sweet* und *Verb. multifida* β . *contracta* Bot. registre.

10) *Verb. ciliata* *Benth.* Diese Art ist krautartig, sparrig-ausgebreitet, fast grau und hat wellig-rauhhaarige Äste, kurz gestielte, fiedriglich-behaarte, dreitheilige Blätter mit fiederspaltigem oder fast doppelt-fiederspaltigem Mittellappen und meist zweitheiligen Seitenlappen und länglichen, linealischen, etwas spizen, am Rande zurückgerollten Zipfeln, rauhaarigen und drüsig-dichtblütigen, während der Blüthe sich verlängern den Ähren, pfriemlich-lanzettliche Deckblätter, welche um den dritten Theil kürzer sind als der pfriemlich-fünfspaltige Kelch und äußerst kleine Anhängel auf dem Rücken der Staubbeutel. Das Vaterland dieser Art ist Mexico. In ihrer Tracht nähert sie sich der vorhergehenden. Die Blätter sind fast 1 Zoll lang, die Blattzipfeln etwa 1 Linie breit. Der Kelch ist 3 Linien lang. Die Schlante, fein behaart, an der Röhrendüngelartige Blumenkronröhre ist um den dritten Theil länger als der Kelch; der mächtig große Saum der Blumenkrone hat stumpfe Lappen, von denen der unterste ausgezundet ist.

11) *Verb. bipinnatifida* *Schauer*. Diese Art ist einjährig, krautartig, aufrecht und hat rauhaarige Stengel, Äste und Ähren; ihre dreitheiligen oder doppelt-fiederspaltig-gestielten, durch die verschälerte Basis gestielten, beiderseits fiedrig-rauhhaarigen Blätter haben linealische, etwas zugespitzte, zurückgerollte Zipfel, end- und achselständige einzelne, zipfelständige, zuletzt sich verlängern den Ähren, linealisch-pfriemliche Deckblätter von der Länge des Kelches und kurze mit dem Schlunde gleichlange Staubbeutelanhängel. — Die Heimath dieser Pflanze ist das südwestliche Nordamerika, insbesondere findet sie sich auf sonnigen Kalkbügeln in Louisiana am Flüsse *Red-River* und in Texas zwischen dem Flüsse *Rio de la Trinidad* und der Stadt *St. Ant. de Bexar*. Zu ihr gehört *Glandularia bipinnatifida* *Nutt.* Die Blätter sind $1\frac{1}{2}$ —3 Zoll lang, dreitheilig, mit fiederspaltigem oder wiederum dreitheiligem Mittellappen und doppelt-fiederspaltigen Seitenzipfeln, beiderseits grün und vorzüglich auf den untersten hervorragen den Nerven rauhaarig. Der Kelch ist $\frac{4}{5}$ Linie lang, seine grünen Nerven laufen in lange, pfriemförmige, ungleiche Zähne aus, von denen der hinterste kürzer als die übrigen ist. Die außenseits weichhaarige, lilafarbige Blumenkrone hat einen ziemlich großen Saum und überragt den Kelch um den dritten Theil. Die Kapself ist dreimal kürzer als der nach Oben zusammengedrehte Kelch; die Fruchtstiele sind auf dem Rücken mit Vertiefungen versehen.

12) *Verb. Andreuxii* *Schauer*. Diese Art ist wahrscheinlich auch einjährig und hat einen ausgebreiteten Stengel, niederliegende, fast vierkantige, steifhaarige

Äste, tief dreitheilige runzelige, mit keilförmigem Grunde sitzende, beiderseits fiedriglich-behaarte Blätter mit fiederspaltigem Mittelpfel, dessen Abschnitte zugleich mit dem Seitenzipfeln abheben, lanzettlich, ziemlich spitz, am Rande etwas umgerollt, ungetheilt oder eingeschnitten sind; die zurückgestielten, länglichen, gebäussten, steifhaarigen, mit einigen Drüsen besetzten Ähren stehen an der Spitze und in den Blattwinkeln; die pfriemlich-lanzettlichen Deckblätter sind um den dritten Theil kürzer als der pfriemlich-fünfspaltige Kelch; die auf dem Rücken der Staubbeutel befindlichen Anhängel sind kurz. — Diese Art ist in Mexico einheimisch, und zwar zwischen *Puebla* und *Oaxaca*. Die einander gegenüberstehenden Äste sind sehr lang. Die Blätter haben eine Länge von $1\frac{1}{2}$ Zoll, die Blattzipfel die eines halben Zolls. In den Blattachsen finden sich oft Brunnensprossen. Die Ähre ist etwa 1 Zoll, der Kelch 4 Linien lang. Die Blumenkrone überragt mit ihrer weichbehaarten Röhre den Kelch um die Hälfte, ihr Saum ist mächtig groß, der Schlund bärtig. Die Kapself ist doppelt kürzer als der Kelch.

13) *Verb. exilis* *Schauer*. Diese Art ist gleichfalls einjährig; sie hat einen sehr ästigen, niederliegenden, wurzelstielagenden Stengel, scharf-vierkantigen, weichhaarigen Äste, keilförmigen, wegen des sehr verschälerten Grundes gleichsam gestielten, fiedertellig-eingeschnittenen, unterseits fiedrighaarigen, fast mergeligen Blätter mit eiförmigen, stumpfsichigen, am Rande umgerollten, ganzrandigen oder wenigabnähigen Abschnitten, end- und blattwinkelförmigen, kaum hervortragenden, wenigblütigen, zusammengebrängten, fiedriglich-behaarten Ähren, längliche, zugespitzte, gerimpelte Deckblätter, welche fast doppelt kürzer sind als der pfriemlich-fünfspaltige Kelch und sehr kleine Staubbeutelanhängel. — Sie wächst in Mexico bei *Huacalote* und ist von den verwandten Arten schon durch ihre große Zartheit verschieden. Die Blätter sind 3—5 Linien lang, die Blattfläche ist $1\frac{1}{2}$ —2 Linien breit. Die 3—5 blütigen kurzgestielten Ähren ragen kaum aus den obersten Blättern hervor. Der Kelch ist gestielt, 3 Linien lang und schwach behaart. Die Blumenkronröhre überragt den Kelch nur um wenig; der Saum der Blumenkrone ist klein. Die Kapself ist doppelt kürzer als der nach Oben zusammengedrehte Kelch; die Fruchtstiele sind neffelförmig-runzelig.

14) *Verb. elegans* *Humb., Bonpl. und Kunth*. Auch diese Art ist, wie die beiden folgenden, einjährig; sie hat einen ästigen, niederliegenden Stengel, steifhaarige aufsteigende Zweige, fiederspaltig-getheilte, wegen des keilförmigen Grundes in einen kurzen Stiel verschälerte, oberseits und unterseits auf den vortretenden Nerven fiedriglich-behaarte Blätter mit ganzrandigen, linealisch-länglichen, stumpfsichigen, am Rande schwach-zurückgerollten Zipfeln, end- und blattwinkelförmigen, gestielten, zugespitzten, während der Blüthe sich ein wenig verlängern den, steifhaarigen und mit einigen Drüsen besetzten Ähren, pfriemlich-lanzettliche Deckblätter, welche ein wenig kürzer sind als der mit fünf ungleich langen

pfriemlichen Zähnen besetzte Kelch und kurzen Staubbeutelanhängeln. — Sie findet sich in Mexico zwischen Moran und Regla und in Ballalpando. Hierher gehört Verb. moranensis Humb. und Bonpland. In ihrer Tracht, und namentlich in ihren größern Formen nähert sie sich Verb. erinoides, unterscheidet sich aber von dieser durch die große Blumentrone hinlänglich. Die Blätter sind ungefähr 1 Zoll lang. Der Kelch ist 3 Linien lang, mehr oder weniger drüsig und wegen der kürzeren hinteren Zähne an der Ründung schief. Die Blumenröhre ist fast um das Doppelte länger als der Kelch, der Schlund bärtig, der große Saum der Blumentrone hat ausgerandete Lappen. Die Kapsel ist doppelt kürzer als der Kelch, die Fruchtscheine sind oberwärts rundlich, neßaderig.

15) Verb. Lamberti Ker. Der Stengel hat ausgedehnte, aufsteigende, schwach behaarte Keste, die dreitheiligen, am Grunde lang-eiförmig, in den Blattstiel verschmälerten Blätter haben im Umfange lanzettliche, ungleich eingeschnittene-fiederförmige Zipfel mit lanzettlichen ganzrandigen, spitzen, beiderseits fiederig-behaarten Abschnitten, die end- und blattreifeiförmigen, gestielten, gegipfelten, sich während der Blüthe sehr verlängerten Aehren sind schwach behaart und mit einigen Drüsen besetzt; die lanzettlichen Deckblätter sind fast doppelt länger als der ungleich-pfriemlich-fünfspaltige Kelch. Sie wächst in Mexico und steht zwischen der vorhergehenden und nachfolgenden gleichsam in der Mitte, unterscheidet sich aber von jener durch die weniger eingeschnittenen Blätter und größeren Blüthen, von dieser durch die tiefer eingeschnittenen, ganzrandigen, abstehenden Blattzipfel. In den Blüthen und Früchten stimmt sie ganz mit Verb. Aubletia überein, nur sind sie bei der in Rede stehenden Art etwas größer.

16) Verb. Aubletia L. Der Stengel hat, wie bei der vorigen Art, ausgedehnte, aufsteigende, schwach behaarte Keste, die Blätter sind eiförmig-länglich, am Grunde keilförmig, in den Blattstiel verschmälert, fast dreispaltig-fiedertheilig-eingeschnitten und haben fast eingeschnittene-fiedrige, oberseits und unterseits auf den vordrehenden Nerven sparsam fiederig-behaarte Zipfel, die end- und achselständigen, gestielten, gegipfelten, sich während der Blüthe sehr verlängerten Aehren sind schwach behaart und mit einigen Drüsen besetzt; die pfriemlich-lanzettlichen Deckblätter sind fast doppelt länger als der ungleich-pfriemlich-fünfspaltige Kelch; die Staubbeutelanhängeln sind kurz. — Sie wächst im südwestlichen Theile von Nordamerika, insbesondere in Texas, Carolina, Louisiana und Ohio. Zu ihr gehört Verbena longiflora Lamarck. V. grandiflora Michaux, Billardiera explanata Münch und die schon oben erwähnte Glandularia Carolinensis J. F. Gmelin. Diese Art birnt den europäischen Gärten oft als Schmuckpflanze, sie ist von ihren Verwandten leicht durch die weniger eingeschnittenen Blätter zu unterscheiden. Die Röhre der schlafartigen Blumentrone ist doppelt länger als der Kelch, der Schlund bärtig, die Lappen des ziemlich großen Blumentronsaums sind ausgerandete. Die Kapsel

ist doppelt länger als der Kelch, die Fruchtscheine sind oberwärts neßförmig-rundlich. — Eine größere, schönere Form macht Verb. Aubletia var. Drammondii Lindley aus.

GLANDULINA, von D'Orbigny aufgestellte Gattung der Polythalamien oder Foraminiferen, in deren Familie der Sticheozegier gehörig. Die einreihigen rundlichen Kammern bedecken sich fast gänzlich und bilden ein eiförmiges oder rundliches Gehäuse, mit kleiner, runder Öffnung vorn in der letzten Kammer. So erscheint sie den Rodosorien und Orthisen ähnlich zunächst verwandt. D'Orbigny weiß ihr zwei im ariatischen Meere und eine im indischen Meere lebende Art zu und einige fossile aus verschiedenen tertiären und Kreidegebilden. Vergl. d'Orbigny, Modèles no. 51 und dessen Foraminif. de Vienne p. 28.

GLANIS (Γλάνς, auch Clanis und Clanis genannt) wird von Stephanus Byzantinus v. (p. 208. d. Meineke) als Name von drei Flüssen aufgeführt. 1) Ein in Etrurien sich in die Tiber ergießender Fluß, welchen auch Plinius (H. N. III. c. 9) erwähnt hat. Er soll aus einem See bei Clusium (Chiusi) entspringen und jetzt Chiano heißen. In Beziehung auf diesen Fluß berichtet Tacitus (Ann. I, 79) Folgendes: Im römischen Senate wurde einst unter Liberius darüber berathen, ob nicht rathsam sei, wegen der häufigen Ueberschwemmungen der Tiber einige Nebenflüsse und Seen abzulassen und in ein anderes Bett zu bringen. Als dies fund geworden, kamen Gesandtschaften und unter ihnen auch die Florentini und machten Vorstellungen, man möge ja nicht den Glanis aus seinem gewohnten Bette bringen und dem Arnus zufließen lassen, weil ihnen dies Verderben bringen würde. Andere Gesandtschaften hatten ähnliche Bitten vorzutragen, so floß diese Flusssucht und Flüßchen bis auf den heutigen Tag in die Tiber. 2) Ein Fluß im Gebiete von Rom, nämlich Cuma in Campanien, auf welchen sich ein Vers des Lyfophron bezieht (B. 718: Γλάνς ἐκ γέφυρας δέξαται ρέγων ὕδωρ). Vergl. dazu Meineke ad Steph. Byz. I. c. Dieser campanische Glanis oder Glanis wird von den römischen Dichtern mehrmals erwähnt. Virgil, Georg. II, 225 (et vacuus Clanis non aequus Aceris) und Silius Italicus VIII, 537 (et Clanio contemptae semper Acercae). Vergl. Dionysios Halicarn. Rom. Antiquit. VII, p. 419. An die Ründung dieses Flusses setzt Siliarius (Orb. ant. I. p. 831) Linternum oder Linternum, und bemerkt, daß der Fluß ebenfalls Linternum genannt worden sei. Den Linternus erwähnt Liv. XXXII. c. 29 (at daae, sc. coloniae, ad ostia fluminum Valturini Linternique deducerentur). Auch d'Anville (Hist. Geogr. II, II, Europa. S. 111, neue Aufl. Nürnberg, 1800) hat angenommen, daß der Glanis oder Glanis mit dem Linternus identisch sei und sich zwischen Karvus und Cuma ins Meer ergieße. Ein vierter Fluß, von Strabon (IV, 6. p. 207. Casaub.) jedoch Klarnus genannt und zu den Waldströmen (καταδρυάδες ποταμοί) gezählt, soll in den nördlichen Alpen entspringen, der Donau zuströmen und noch jetzt in Eitermarkt Glan ge-

und, die Ausdrucksweise²²⁾ des Kleon gehalten und somit das, was von ihm Geklogte in den Drafeln desselben enthalten sei, schon an und für sich sehr wahrscheinlich gemacht; endlich ist er zugleich auch ganz neu gewesen: von Vergleichem hatte der Demos noch Nichts gehört. Wäre nun Kleon dem Wurfhändler gleich und ebenso pfliffig als dieser, hätte er ein Drafel erwidern müssen, was dem Fleischerhandwerke entnommen gewesen; aber Kleon ist bornirt, kann über seinen Horizont nicht hinauskommen und muß daher nothwendig den Kürzern ziehen. So flug ist er aber, daß er, um sich leicht seinem Herrn zu empfehlen, rasch einen andern Weg einschlägt und das Herrliche rühmt, was die von ihm bewählten Drafel enthalten:

αὐτὸς δὲ τῶν ἡγεμόνων οὗς ἐξέτασεν αὐτὸς
ζώων ἀνδρῶν ἱερειῶνα μινύοντο ὁδοῖς;

Nech meine verdünnt, daß beherzigen einst du noch
den gesammten Erdrich stößt, mit Reizen die Ecken umkränzt;
er schließt sich dabei wieder an ein bekanntes²³⁾ Drafel an, von dem er weiß, daß dem Demos es angenehm ist, zugleich auch dem Verfasser seiner Drafel andeutend; aber der Wurfhändler kommt dadurch nicht in Verlegenheit, seine Drafel sind viel besser, da sie sich ganz speciell auf Athen beziehen und noch größere Ausfichten bieten:

αἰπὸς δὲ τῶν αὐτῶν οὗς ἀπονομήσας
ἔχων κατὰ κράτος καὶ ἐπὶ ἀνδρῶν ἐπὶ ἀμάρτυρος
ζωοῦσθαι δακτύλῳ ἐκαστοῦ καὶ καὶ νέμεναι;
und meine dagegen, daß im geliebten Parnassusfeld
mit beständigem Haar auf goldenen Wägen du hinfort
verfolgen sollst den Emphythes mit — seinem Mann;

es verheißt dies Drafel dem Demos die herrlichste Art des Epikopantirens²⁴⁾ und die Richterwuth zu befriedigen und verbindet damit eine reizende Anspielung auf einen weichen Athenen; denn Emphythes ist nicht, wie die Scholien träumen, ein König in Thracien, sondern²⁵⁾ ein Athenen, der als Weib hier bezeichnet ist; während also Kleon ganz allgemein spricht und Bekanntes angibt, ist wieder der Wurfhändler erspöndlich und lustig; daher denn seine Drafel der Demos zu hören wünscht; aber theils ist das Verhältnis zum Paphlagonier noch so eng, daß ihn der Demos nicht ganz aufgeben mag, theils die Lust, Drafel zu hören, so groß, daß er keinen, der ihm diese Lust zu bereiten verspricht, zurückzustoßen vermag, und so wird denn dem Kleon auch gestattet, seine Drafel vorzutragen; so gehen denn beide ab, um ihre Drafel herbeizuholen; der Chor fällt nun ein und singt ein Lied, während dessen Demos auf seiner Pnyx ein Mittagesschloffen hält.

22) So oft: wie hier Arist. Equit. 369 seq., eine Straße, die überhaupt Wehmüdigkeit mit der hier bezeichneten hat. 23) Er bezieht vor Bk. 1013: 1087 seq.; das Drafel ist schon oben S. 795 erwähnt: es war sehr beliebt, von Aristophanes auch schon in den Danaikern benutzt; f. Scholl. ad Aristid. p. 114. Fromm. ibiq. v. nost.: Scholl. ad Arist. Equit. 1010. Fritzsche. De Arist. Daetal. p. 100. Krueg. ad Dionys. Hal. Historiogr. p. 372. 24) Arist. Equit. 50. 25) Die richtige Erklärung hat O. Hermann in Zimmerm. Abh. f. Alterth. 1837. Nr. 80. S. 728 angegeben mit wenig Worten; sie ist entschieden richtig.

So viel ist nun dem Zuschauer aus dem über die Drafel von den beiden Streitenden Vorgebrachten klar geworden, daß diese sich auf den Staat Athen beziehen werden, daß ferner noch der theils aus diesem²⁶⁾ Stücke, theils aus den²⁷⁾ Danaikern schon bekannten Art des Aristophanes der Wurfhändler, welcher in Athen gegenwärtig mit Drafeln und Weissagungen aller Art getrieben ward, auf das Bewußtsein durchgezogen wird. Und dieser Erwartung entspricht sofort schon allein das Auftreten der beiden Personen in der nun folgenden Scene: sie kommen²⁸⁾ nämlich beladen mit Drafeln, die sie in Körben kaum schleppen können; der Wurfhändler schleppt aber viel schwerer, überbietet also schon hier den Paphlagonier. Der Demos staunt ob dieses Schleppens und vermag es nicht zu begreifen; das benutzt Kleon sofort, um den Wurfhändler zurückzubringen; es sind diese noch lange nicht alle, welche ich habe, ein ganzer Korb voll ist noch zurück; und mir, verkehrt folglich der Wurfhändler, liegt davon noch der Boden und zwei gemietete Häuser²⁹⁾ voll; — er ist also Sieger. Offenbar beabsichtigt also der Dichter, auf diese Masse recht aufmerksam zu machen, warum denn? Einmal war damals die Masse Drafel, welche man zu besitzen behauptete, wirklich sehr groß; denn nicht bloß, daß die berühmten alten Drafelhege, wie Delphi, Olympia, Dodona, Zeus Ammon in Libyen und andere³⁰⁾ von Göttern und Heroen behauptet deren in Menge gegeben — es hatten auch viele Wahrsagergeschlechter und einzelne Propheten in allen Gegenden Griechenlands gewirkt und ihre Weissagungen sich erhalten, daher denn schon vor Aristophanes Zeit aus mancherlei Gründen Sammlungen von ihnen veranstaltet worden. So hatte Antichares von Kleon die Sprüche³¹⁾ des Laios, Demokritos die³²⁾ Prophezeiungen des Mufaios gesammelt, überbietet aber pflastet die Städte, z. B. Athen, auf ihren Burgen³³⁾ und in ihren Archiven das auf sie von vergleichem Zugänglich von Staatswegen auszubewahren; Drafel waren also in Menge vorhanden und sie genau zu kennen, erforderte ein besonderes Studium, dessen Umfang, so Grobartigkeit wir besonders durch Herodotus uns³⁴⁾ vergegenwärtigen können. Als nun in Athen die Demokratie mehr und mehr sich beschigte und ausdehnte, und damit zugleich der Glaube an die

26) Arist. Equit. 126 seq. 797 seq. 27) Fritzsche. De Arist. Daetal. p. 100. fr. XXXI. Bergk. 28) Scholl. ad Arist. Equit. 993: ὁ δὲ Κλέων ἔλαυνεν ἐνὶ τῷ περὶ σωμάτων ἀγγέλων φησὶν πρὸς τὸν ἀνδρῶν ἀντιπαραστήσαντα καὶ λέγει ἐπὶ τοσοῦτον ὅσον οὐκ ἔστιν ὁμοῦ ἀνδρῶν ἔλαυνεν οὐκ ἔστιν ὁμοῦ τοῦτο γὰρ ποιεῖν καὶ ὁ φησὶν ὁμοῦ τοῦτο ποιεῖν. 29) „Drei Kammerhäuser voll“ übersezt Droysen; es ist gewiss eine Metapher; Béd. Stach. 2. Ath. L. S. 71. 155. ed. 1: es geht also davon der Wurfhändler an, daß er für seine Drafel Wohnung machen müsse. 30) Bergk. Plautus in Celsi und Gruber's Encycl. 3. Sect. A. Bd. S. 314 fo. 31) Herod. V. 43. 32) Herod. VII. 6; Aristid. in Celsi und Grub. a. a. D. S. 4 fg., d. Alexandr. Biblioth. S. 42. 33) Herod. V. 90. Plutarch. Alcibiad. Colot. c. 17. 34) Dies zeigen klar die vortheilhaftigen Untersuchungen von A. B. Schöll im Philol. X. p. 39 seq.

Götter zu lockern sich anfang, sahen die Reiter des Staats, auch durch Vorgänge früherer Zeit“) darauf hingewiesen, gar bald, wie bei dem Zustande des Volks dies durch Drafel zu Entschlüssen leichter, als auf irgend eine andere Weise gebracht werden könne; dies, sowie der Eigennut und Gitz, der hier eine Quelle des Erwerbs und des Einflusses fand, bewirkte, daß man mit Eifer die alten Drafel sammelte und dann für seine Zwecke auszubenten strebte; eine Menge“) Wahrfagungen, und nicht allein aus Griechenland, auch aus Ägypten, Lykien, Ephyrien, Thracien war in Athen bekannt; doch mochten davon, namentlich von der Menge, im Volke mehr nur dunkle Gerüchte sein als genaue Kunde, daher das Staunen unseres Demos. Die Menge wird hier aber übertrieben, daher wäre möglich, daß es auch zugleich auf Euripides abgesehen ist, den Aristophanes ungemein oft auch so, daß er ihn gar nicht nennt, perflucht; Euripides hatte nämlich“) im Plecthenes die Menge der Drafel sehr pathetisch, wie es scheint, besprochen; daran konnte hier erinnert sein.

Nachdem aber Demos vorgewiesen worden, daß die Wahrfagungen da seien, fragt er weiter nach den Verfasser derselben. Wie viel von dieser Frage für die Entscheidung des Kampfes abhängt, war jedem klar, da einzelne von den alten Wahrfagern in ganz besonderem Rufe standen, und hier scheint nun dem Wurfhändler das Glück nicht günstig, da Kleon die seinen als von einem der bedeutendsten Wahrfager herstammend der Wahrheit gemäß angeben kann, nämlich von Bakis; dieser gehörte anerkanntermaßen zu den berühmtesten Wahrfagern, dessen Drafel namentlich“) in den Perserkriegen sich bewährt, der ferner“) ein Athener war und mit den Göttern in besonderem Verkehr“) gestanden hatte. Aber der Wahrheit gemäß? Nämlich es war schon in der ersten Scene“) der Ritter angegeben, wie die Drafel des Bakis der Paphlagonier besäße: so sieht man, Kleon sagt die Wahrheit. Wie wird sich nun der Wurfhändler helfen? man muß glauben, er sei verloren. Allein er bringt den Glanis vor, den älteren Bruder des Bakis: so hat er sich von Neuem bewährt; denn Glanis muß bedeutender als Bakis um deswillen sein, weil die älteren Brüder schon nach Homer die vorzüglichen“) sind, auch im Erbrechte, wie jeder Athener weiß, ihre Vorrechte“) deshalb haben. Doch halten diesen Glanis die Neuen, wie oben bemerkt, für vom Dichter erfunden; aber wie wir jetzt näher derselben fönn-

nen, gewiß mit Unrecht; denn einmal kann in so wichtiger Sache der Wurfhändler nicht wagen zu fingieren oder richtiger zu betrügen, da er ja fürchten mußte, seinen Betrug sofort von Kleon nachgewiesen zu sehen, wie dieser auch später in diesem Streite die Angaben seines“) Gegners anführt; ferner wäre die Erfindung des Dichters gar schwach, wenn er dem wirklichen Propheten des Kleon nur einen fingierten gegenüberstellen wüßte; im Gegentheile, seine Erfindung muß sich grade darin zeigen, daß er dem Propheten des Kleon einen für den Wurfhändler ganz ausgezeichnet passenden überraschend entgegenstellt; endlich haben die alten Scholiasten, wie Suidas zeigt, den Glanis als einen wirklichen Wahrfager angesehen. Kleon hat nun wieder nach seiner Weise einen bekannten, für jedweden passenden, Verfasser genannt, überrascht also nicht; aber der Wurfhändler übertrifft, da er einen für sich und sein Gewerbe ganz besonders geeigneten nennt. Leistet dies aber Glanis? Allerdings; denn treffend hat schon der Scholiast“) darauf aufmerksam gemacht, daß das Wort *glanis* auch einen Fisch bezeichne, und zwar, füge ich hinzu, einen, den die Äthener gern aßen, da die Dichter“) der mittlern Komödie ihn in ihren Spitzstücken oft erwähnen; da nun der *allavtonómios* als ein“) *peisigios* seinem Gewerbe gemäß auch mit Fischen zu thun hatte, so liegt in dem Namen die Andeutung, daß er ein den Fischern, Wurf- und Fischhändlern ganz besonders geeigneter Wahrfager sei; es hat also eine innere Wahrscheinlichkeit für sich, daß der Wurfhändler die Drafel dieses Getreidehändlers kenne und besäße. Man sieht, es ist nicht dies eine kitschliche Angabe, daß der Scholiast an den Fisch erinnert; eben so richtig macht derselbe darauf aufmerksam, daß in der Entung beide“) sich gleich wären; es soll auch dadurch Glanis als dem Bakis gleich oder vermandt erscheinen, die Wahrheit der Angabe und die Schlagfertigkeit des Wurfhändlers hervorheben. Deshalb entsteht im Demos auch nicht der geringste“) Zweifel über diese Persönlichkeit, und so muß er neben dem Bakis zugelassen werden. Dies wird auch deutlicher durch Betrachtung der vom Demos nach Mittheilung der Namen aufgeworfenen Frage nach dem Inhalte der Prophezieungen; man darf daraus schließen, daß die Drafelsammlungen auf den Inhalt

35) Es kleomenes: Herod. VI, 75 coll. 66: der Alkmaionide Kleibien: Herod. V, 63. 66. Und dergleichen gibt es noch Vieles. 36) Schöll im Philol. T. X, p. 40. 37) Eurip. Pluth. fr. 629. Nauck: *αἰὲν γὰρ αἰὲν ἐπιφύκει πειρηγυγία*; *Πλάτων γυμνασιὸν Ἀσκληπιογυγία*. 38) Herod. VIII, 20. 77. 96. Pausan. X, 14, 6; vergl. auch Kägelsbach, Die nachbomerische Theologie des griech. Weltglaubens S. 174. 39) Schöll, ad Arist. Av. 963. 40) Er heißt *ἀρχὴ πατρὶς* in *Νουμῶν* bei Pausan. IV, 27, 2; *Σικελία* ad Pausan. X, 12, 6. 41) Arist. Equit. 123 seq. 42) Hom. II, 59; *ναὶ ἡγεστέρωνος νεικὸν Ἀχαιοῖς*; vergl. II, A, 740. *ἡγεσθὲν*, Theogn. 454. 43) Hom. II, O, 304; vergl. A. B. 11111. Griech. Literatur. 3. Bd. §. 63, 4.

44) Arist. Equit. 1084; ähnlich auch Arist. Pac. 1005. 45) Schöll, ad Arist. Equit. 1000; *ἐὰν δὲ αἰὲν ἰσθῶν ἰσθῶν ὁ γλάνος*; *ἡσυχά* a. v. i. er wurde theils fisch gefressen, theils als fischen, Athen. VII, p. 311 F. — Suid. s. *Γλάνος*: *αἰὲν ἰσθῶν ἰσθῶν*. *ναὶ Ἀχαιοῖς*, *Βάνος* *ἐδὲ* *αἰὲν*. — Von Fischen sind übrigens nomina propria est entlehnt. 46) Ueber die Wortform cf. Lobbeck. Parall. G. Gr. I, p. 71. Was die Komiker betrifft, so vergl. Euphron. ap. Athen. VII, p. 322 D. Mucius. ibid. IX, p. 403, add. Matron. ibid. IV, p. 136 C; Jacob. iud. Grace. in *Mein. Com. Gr. Fr. V*, 1 a v. 47) Bergl. Arist. Equit. 116; *ἐπολυμνιστὸν ὁμοῖον πειρηγυγία*; vergl. ibid. 418. 645. 662. 1084; i. Philolog. Suppl. Bd. I. Heft 1, p. 109; add. Schöll, ad Arist. Equit. 1004; *καὶ ἐὰν δὲ ὁ πειρηγυγίος* (sonst. 48) Schöll, ad Arist. Equit. 1000; *καὶ ἐὰν ὁ πειρηγυγίος τὸν Βάνος καὶ τὸν Γλάνος αἰὲν*. 49) Arist. Equit. 1035. 1097.

bezügliche Ueberschriften hatten und je nach den Gegenständen, über welche man Orakel verlangte, angelegt waren; daher die Frage näher auf das Wesen der dem Demos getragenen Prophezeiungen führt. Kleon antwortet auch sofort:

Δ. τίς δὲ περὶ τοῦ; Κλ. περὶ Ἀθηνῶν, περὶ Πύλου,
περὶ σοῦ, περὶ ἐμοῦ, περὶ πάντων πραγμάτων:

D. Nun sag mir weiter, worauf denn gehn sie? Auf Hien, auf Folo, auf dich, mich selbst, und alles Mögliche!

Δ. οἱ σοὶ δὲ περὶ τοῦ; Ἀλ. περὶ Ἀθηνῶν, περὶ φακῆς,
περὶ Λακωνισμῶν, περὶ σκόμβου νῆον,
περὶ τῶν μετρούντων τήλας· ἐν ἀγορᾷ κακῶς,
περὶ σοῦ, περὶ ἐμοῦ, περὶ ἀπάντων ^{β)} πραγμάτων:

D. Worauf gehn aber denn die Meinigen? H. Auf Aßten, Gemüse, Laibsalmon, frische Lachsforellen, Drehlschüssel auf dem Markt äußere mit solchem Maß, Auf dich selbst, auf mich selbst, auf alles Mögliche.

(Der Demos äußert durch einen Gestus sein Wohlgefallen.)

Betrachten wir den Inhalt, so steht Athen oben an beiden; Kleon aber geht dann gleich auf sich über und wird darauf ganz allgemein; der Wursthändler aber zeigt wieder, wie er den Demos besser zu behagen und seinen Schwächen Nutzen zu ziehen versteht; denn er erwähnt die Feinde des Demos, die Lakrädämonien und die auf dem Markte falsch¹¹⁾ messenden Verkäufer, also die äußern wie die innern Feinde, daneben aber auch Dinge, die für den speziellen Gebrauch des Demos von größter Wichtigkeit sind, Linsen¹²⁾ und Fische¹³⁾ guter Art; durch diese Angaben tritt auf das Deutlichste die Art Drafel, an die man hier denken soll, hervor; es sind nur solche, die sich auf die Angelegenheiten und selbst auf die Klinken des Demos beziehen. Damit ist nun wieder ganz speziell auf das Treiben der *μυρταί* und *χορηγοί* zu Athen in damaliger Zeit¹⁴⁾ hingewiesen; auf diese geht überhaupt die ganze zunächst folgende Darstellung. Die *μυρταί* sind streng genommen eigentlich nur Brigidendeuter: aus Träumen, Wägelungen, Eingeweidendeutungen, allerlei Begegnissen im Leben deuten sie den Willen der Götter; Priester sind sie nicht und haben

überhaupt mit keinem bestimmten Kulte zu thun. Dagegen die *χορηγολογία* sind von der Gottheit — Apollo, Korymben u. s. w. — besonders inspirirte Vokaltrager, die also selbst *δρακόν* oder Vokalfragungen geben; beide, *μαῖστος* wie *χορηγολογία*, erlernen ihre Künste und nehmen für sich eine bedeutende Stellung im Staate in Anspruch. So verschieden wie demnach beide sind in der jetzigen Zeit war, wie es scheint, bei den bedeutendern Männern dieses Fachs beides vereinigt; sie deuten aus Zeichen, dann deuten sie die alten *δρακόν*, d. h. sie führen aus ihren Sammlungen⁶²⁾ die an, welche sich auf die Gegenwart beziehen, sie dichten ferner⁶³⁾ neue, überarbeiten aber auch alte und bequemen sie den Forderungen der Zeit an, eine Thätigkeit, die auch, freilich auf andere Weise, in andern Gattungen der Literatur damals vielfach geübt wurde; man denke an die Bearbeitungen⁶⁴⁾ Aeschylischer Fabeln, an Uebearbeitungen der *Lieder*⁶⁵⁾ des Pindaros, der *Solien* und anderer⁶⁶⁾ lyrischer Gattungen, ja auch an die Umarbeitungen⁶⁷⁾ älterer Komödien. Dies Treiben war vor nicht langer Zeit bei der Gründung⁶⁸⁾ von *Athos* recht deutlich hervorgetreten, ebenso beim Beginne⁶⁹⁾ des peloponnesischen Kriegs; daher denn die⁷⁰⁾ Komiker, welche das Gefährliche und Verkehrte dieses ganzen Unwesens vollständig durchschaute, seit Kراتίδης diese Vokaltrager, wo sie konnten, zum Gegenstand ihres Spottes machten. Demos dagegen ist über die erhaltene Mittheilung sehr befriedigt:

ἄγε νῦν ὅπως πτότους ἀναγνώσιθέ μοι
καὶ τὸν περὶ ἐμοῦ καίτινον ὅστις ἤδουμαι,
ὡς ἐν νεφελαῖσιν αὐτὸς γενήσομαι;

Wohlan, ihr beide, laßt mir eure Drafel vor,
Auch jenes auf mich selber, das mich so hoch erfreut,
Wie ich dereinst noch Kar in den Wäldern werden soll:

er gibt durch diese Aufforderung zu erkennen, wie er die, welche durch Orakel ihm betrügen, doch sehr gering habe, schmeißen sie ihm nur durch Eingehen auf seine Liebhabereien, was früher sowohl im Allgemeinen über ¹⁰)

er gesagt, als auch speciell, wenn gleich beiläufig ¹¹)

erwähnt war, erhält hier seine volle Bestätigung; man sieht, wie leicht das Betrügen den Wahrsagern gemacht wird. Daher steht denn Kleon nicht an, der Aufforderung des

50) 33 bin hier der Eckart des Benedict und einer anderen
cod. gefolgt nach Vorgang von G. Hermann in Zimmer-
Büch. J. Alterth. 1837. Nr. 90. G. 729, wo die Varianten voll-
ständig angegeben. Vergl. unten Cod. 87. Es ist zu beachten,
daß der Würthbiller (sonst den 84. 1000, einen des Klein,
niederholt er wird hin im Vortrag noch nachgefolgt haben. 51)
111. p. 121 A. 54) Die beiden ersten sind in der Handschrift
ist: sie will der Würthbiller able abwechseln. Vergl. B. 62 b,
Eckart, b. 111. p. 1. G. 69. ed. 1^o, id. ad Corp. Inscr. Gr.
T. 1. p. 164 seq. Rur unsere Stelle beachte man, daß die De-
magogen grade an diesen Begriffen mit Antiphi nahmen: so
Quintus; vergl. Arist. *Artel.* Quint. 253 seq. 52) Es war des
ein Erblassergericht des Demos und grade der ärmsten Klasse in
der Stadt, mit einem Namen, wie die VII. p. 111. p. 121 A.
X. p. 705. 53) Die *exagoneis* sind eine Art *Triumphis*; Schöll,
ad. h. 1. b. 1. die besten waren im Feldposten; *Hermipp.* ap. *Athen.*
p. 27 E., doch auch anderswärts; sie waren wohlfeil und daher
Erfolge des niedern Mannes, vergl. *Athen.* VII. p. 321 A., daher
hier passend bei *παρὰ* erwähnt. Uebrigens beachte ich *παρὰ* auf
neu, frisch eingekauft, wie Schöll, ad. h. 1. bemerkt; man (heißt
nein), wie man (heißt) eingekauft, wie VII. p. 111. p. 121 A.
III. p. 121 A. 54) Die beiden ersten sind in der Handschrift
ist: sie will der Würthbiller able abwechseln. Vergl. B. 62 b,
Eckart, b. 111. p. 1. G. 69. ed. 1^o, id. ad Corp. Inscr. Gr.
T. 1. p. 164 seq. Rur unsere Stelle beachte man, daß die De-
magogen grade an diesen Begriffen mit Antiphi nahmen: so
Quintus; vergl. Arist. *Artel.* Quint. 253 seq. 52) Es war des
ein Erblassergericht des Demos und grade der ärmsten Klasse in
der Stadt, mit einem Namen, wie die VII. p. 111. p. 121 A.
X. p. 705. 53) Die *exagoneis* sind eine Art *Triumphis*; Schöll,
ad. h. 1. b. 1. die besten waren im Feldposten; *Hermipp.* ap. *Athen.*
p. 27 E., doch auch anderswärts; sie waren wohlfeil und daher
Erfolge des niedern Mannes, vergl. *Athen.* VII. p. 321 A., daher
hier passend bei *παρὰ* erwähnt. Uebrigens beachte ich *παρὰ* auf
neu, frisch eingekauft, wie Schöll, ad. h. 1. bemerkt; man (heißt
nein), wie man (heißt) eingekauft, wie VII. p. 111. p. 121 A.
III. p. 121 A. 54) Die beiden ersten sind in der Handschrift
ist: sie will der Würthbiller able abwechseln. Vergl. B. 62 b,
Eckart, b. 111. p. 1. G. 69. ed. 1^o, id. ad Corp. Inscr. Gr.
T. 1. p. 164 seq. Rur unsere Stelle beachte man, daß die De-
magogen grade an diesen Begriffen mit Antiphi nahmen: so
Quintus; vergl. Arist. *Artel.* Quint. 253 seq. 52) Es war des
ein Erblassergericht des Demos und grade der ärmsten Klasse in
der Stadt, mit einem Namen, wie die VII. p. 111. p. 121 A.
X. p. 705. 53) Die *exagoneis* sind eine Art *Triumphis*; Schöll,
ad. h. 1. b. 1. die besten waren im Feldposten; *Hermipp.* ap. *Athen.*
p. 27 E., doch auch anderswärts; sie waren wohlfeil und daher
Erfolge des niedern Mannes, vergl. *Athen.* VII. p. 321 A., daher
hier passend bei *παρὰ* erwähnt. Uebrigens beachte ich *παρὰ* auf
neu, frisch eingekauft, wie Schöll, ad. h. 1. bemerkt; man (heißt
nein), wie man (heißt) eingekauft, wie VII. p. 111. p. 121 A.
III. p. 121 A. 54) Die beiden ersten sind in der Handschrift
ist: sie will der Würthbiller able abwechseln. Vergl. B. 62 b,
Eckart, b. 111. p. 1. G. 69. ed. 1^o, id. ad Corp. Inscr. Gr.
T. 1. p. 164 seq. Rur unsere Stelle beachte man, daß die De-
magogen grade an diesen Begriffen mit Antiphi nahmen: so
Quintus; vergl. Arist. *Artel.* Quint. 253 seq. 52) Es war des
ein Erblassergericht des Demos und grade der ärmsten Klasse in
der Stadt, mit einem Namen, wie die VII. p. 111. p. 121 A.
X. p. 705. 53) Die *exagoneis* sind eine Art *Triumphis*; Schöll,
ad. h. 1. b. 1. die besten waren im Feldposten; *Hermipp.* ap. *Athen.*
p. 27 E., doch auch anderswärts; sie waren wohlfeil und daher
Erfolge des niedern Mannes, vergl. *Athen.* VII. p. 321 A., daher
hier passend bei *παρὰ* erwähnt. Uebrigens beachte ich *παρὰ* auf
neu, frisch eingekauft, wie Schöll, ad. h. 1. bemerkt; man (heißt
nein), wie man (heißt) eingekauft, wie VII. p. 111. p. 121 A.
III. p. 121 A. 54) Die beiden ersten sind in der Handschrift
ist: sie will der Würthbiller able abwechseln. Vergl. B. 62 b,
Eckart, b. 111. p. 1. G. 69. ed. 1^o, id. ad Corp. Inscr. Gr.
T. 1. p. 164 seq. Rur unsere Stelle beachte man, daß die De-
magogen grade an diesen Begriffen mit Antiphi nahmen: so
Quintus; vergl. Arist. *Artel.* Quint. 253 seq. 52) Es war des
ein Erblassergericht des Demos und grade der ärmsten Klasse in
der Stadt, mit einem Namen, wie die VII. p. 111. p. 121 A.
X. p. 705. 53) Die *exagoneis* sind eine Art *Triumphis*; Schöll,
ad. h. 1. b. 1. die besten waren im Feldposten; *Hermipp.* ap. *Athen.*
p. 27 E., doch auch anderswärts; sie waren wohlfeil und daher
Erfolge des niedern Mannes, vergl. *Athen.* VII. p. 321 A., daher
hier passend bei *παρὰ* erwähnt. Uebrigens beachte ich *παρὰ* auf
neu, frisch eingekauft, wie Schöll, ad. h. 1. bemerkt; man (heißt
nein), wie man (heißt) eingekauft, wie VII. p. 111. p. 121 A.
III. p. 121 A. 54) Die beiden ersten sind in der Handschrift
ist: sie will der Würthbiller able abwechseln. Vergl. B. 62 b,
Eckart, b. 111. p. 1. G. 69. ed. 1^o, id. ad Corp. Inscr. Gr.
T. 1. p. 164 seq. Rur unsere Stelle beachte man, daß die De-
magogen grade an diesen Begriffen mit Antiphi nahmen: so
Quintus; vergl. Arist. *Artel.* Quint. 253 seq. 52) Es war des
ein Erblassergericht des Demos und grade der ärmsten Klasse in
der Stadt, mit einem Namen, wie die VII. p. 111. p. 121 A.
X. p. 705. 53) Die *exagoneis* sind eine Art *Triumphis*; Schöll,
ad. h. 1. b. 1. die besten waren im Feldposten; *Hermipp.* ap. *Athen.*
p. 27 E., doch auch anderswärts; sie waren wohlfeil und daher
Erfolge des niedern Mannes, vergl. *Athen.* VII. p. 321 A., daher
hier passend bei *παρὰ* erwähnt. Uebrigens beachte ich *παρὰ* auf
neu, frisch eingekauft, wie Schöll, ad. h. 1. bemerkt; man (heißt
nein), wie man (heißt) eingekauft, wie VII. p. 111. p. 121 A.
III. p. 121 A. 54) Die beiden ersten sind in der Handschrift
ist: sie will der Würthbiller able abwechseln. Vergl. B. 62 b,
Eckart, b. 111. p. 1. G. 69. ed. 1^o, id. ad Corp. Inscr. Gr.
T. 1. p. 164 seq. Rur unsere Stelle beachte man, daß die De-
magogen grade an diesen Begriffen mit Antiphi nahmen: so
Quintus; vergl. Arist. *Artel.* Quint. 253 seq. 52) Es war des
ein Erblassergericht des Demos und grade der ärmsten Klasse in
der Stadt, mit einem Namen, wie die VII. p. 111. p. 121 A.
X. p. 705. 53) Die *exagoneis* sind eine Art *Triumphis*; Schöll,
ad. h. 1. b. 1. die besten waren im Feldposten; *Hermipp.* ap. *Athen.*
p. 27 E., doch auch anderswärts; sie waren wohlfeil und daher
Erfolge des niedern Mannes, vergl. *Athen.* VII. p. 321 A., daher
hier passend bei *παρὰ* erwähnt. Uebrigens beachte ich *παρὰ* auf
neu, frisch eingekauft, wie Schöll, ad. h. 1. bemerkt; man (heißt
nein), wie man (heißt) eingekauft, wie VII. p. 111. p. 121 A.
III. p. 121 A. 54) Die beiden ersten sind in der Handschrift
ist: sie will der Würthbiller able abwechseln. Vergl. B. 62 b,
Eckart, b. 111. p. 1. G. 69. ed. 1^o, id. ad Corp. Inscr. Gr.
T. 1. p. 164 seq. Rur unsere Stelle beachte man, daß die De-
magogen grade an diesen Begriffen mit Antiphi nahmen: so
Quintus; vergl. Arist. *Artel.* Quint. 253 seq. 52) Es war des
ein Erblassergericht des Demos und grade der ärmsten Klasse in
der Stadt, mit einem Namen, wie die VII. p. 111. p. 121 A.
X. p. 705. 53) Die *exagoneis* sind eine Art *Triumphis*; Schöll,
ad. h. 1. b. 1. die besten waren im Feldposten; *Hermipp.* ap. *Athen.*
p. 27 E., doch auch anderswärts; sie waren wohlfeil und daher
Erfolge des niedern Mannes, vergl. *Athen.* VII. p. 321 A., daher
hier passend bei *παρὰ* erwähnt. Uebrigens beachte ich *παρὰ* auf
neu, frisch eingekauft, wie Schöll, ad. h. 1. bemerkt; man (heißt
nein), wie man (heißt) eingekauft, wie VII. p. 111. p. 121 A.
III. p. 121 A. 54) Die beiden ersten sind in der Handschrift
ist: sie will der Würthbiller able abwechseln. Vergl. B. 62 b,
Eckart, b. 111. p. 1. G. 69. ed. 1^o, id. ad Corp. Inscr. Gr.
T. 1. p. 164 seq. Rur unsere Stelle beachte man, daß die De-
magogen grade an diesen Begriffen mit Antiphi nahmen: so
Quintus; vergl. Arist. *Artel.* Quint. 253 seq. 52) Es war des
ein Erblassergericht des Demos und grade der ärmsten Klasse in
der Stadt, mit einem Namen, wie die VII. p. 111. p. 121 A.
X. p. 705. 53) Die *exagoneis* sind eine Art *Triumphis*; Schöll,
ad. h. 1. b. 1. die besten waren im Feldposten; *Hermipp.* ap. *Athen.*
p. 27 E., doch auch anderswärts; sie waren wohlfeil und daher
Erfolge des niedern Mannes, vergl. *Athen.* VII. p. 321 A., daher
hier passend bei

Demos zu entsprechen; nachdem er seinen Herrn zu neuem Zuhören nach stehender Formel ermahnt hat, nimmt er eine der Bücher aus dem Korb und beginnt in erhabener Zone zu lesen: so hatte es Demos verlangt und entsprach es der Sitte⁶⁶⁾ der Wahrlager; sie wird im Folgenden wol immer festgehalten, und gibt sie dann dem Buchhändler Gelegenheit, die Grundlagen seines Charakters wieder in Erinnerung zu bringen; denn er kann ja nicht⁶⁷⁾ recht lesen, wird also nur sich stellen, als läse er, und dadurch das Komische in der Darstellung vermehren. Dabei ist nun aber für die ganze Darstellung noch charakteristisch, daß die Art und Weise der Drafel nicht durch Chresmologen geschildert wird, wie dies später im Frieden und in andern Komödien geschieht, sondern diese gewissermaßen hinter den Coulissen bleiben und ihre Arbeit von den Staatslenkern selbst vorgetragen und bekannt gemacht wird, diese also beinahe als Chresmologen erscheinen; da sie das nicht sind, so soll hiermit wol auf das innige Verhältnis zwischen den Demagogen und den Wahrlagern aufmerksam gemacht werden; jeder bedeutendere Demagog hatte seinen Chresmologen, der die ihm nöthigen Drafel besorgt und gegen gute Bezahlung zum Gebrauch überläßt; es war ja z. B. von Aristoteles statthaltend, daß die seinen Plänen entsprechenden Drafel in seinem Solde stehende Wahrlager⁶⁸⁾ machten; ebenso diente Diophris aus⁶⁹⁾ Geis, der überhaupt bei dieser ganzen Classe⁷⁰⁾ sich zeigte; wie Nikias von solchen⁷¹⁾ Menschen stets umgeben war, ist bekannt. Dies also ungefähr die Gedanken, welche die Darstellung hervorruft; sie bleiben auch für den folgenden Vortrag der Drafel stets wirksam. Den ersten Chresmos trägt Kleon vor, der, wie in den früheren Scenen, so auch jetzt den Anfang macht; die Kunst des Krisistaphanes aber besteht nun hierbei darin, daß er ein altes und bekanntes⁷²⁾ für die gegenwärtige Situation passendes Drafel zu finden weiß, dieses dann komisch umbildet, dabei aber den Ton der Drafel und ihren Styl, die nöthige Zweideutigkeit, Dunkelheit festhält, also die üblichen epischen Wendungen, die zum Theil aus Homer stammen, den die neuen Drafeldichter sehr⁷³⁾ bewußt, nicht verdrängt; daß er ferner die Betrügerei recht deutlich zeigt und damit die Schmeichelei gegen das Volk; daß er endlich Alles so behandelt, daß Kleon sich selbst perstirt und so spricht, daß auf übertragende Weise Nachtheil aus seinem eigenen Drafel für ihn sich entwickeln läßt. Um dies genauer zu beweisen, betrachten wir das erste Drafel etwas näher:

1013. *ἔφαζεν, ἔργαθ' ἰδὼν, τὸν νότον ἰούλ.
λαγὲν ἰδ' αὐτόντο δια τρεῖς ὄντων ἰστέλων.*

66) Arist. Av. 974. 67) Arist. Equit. 188. 68) Plutarch. Nic. 13. 69) Scholl. ad Arist. 989; Bergk. Comm. de relig. comm. Att. ant. p. 171. 70) Sophocl. Oed. Tyr. 385. 71) Plutarch. Nic. 4 seq. 72) Es läßt sich das freilich nicht immer nachweisen und einige Drafel, z. B. Arist. Equit. 128 seq., mag Krisistaphanes selbst gebildet haben; aber so oft ist das nicht der Fall, wie Bechaget (De veteri comedia Deos irridente diss. I. p. 23 seq.) annimmt. 73) Arist. Pae. 1089 seq.

*αὐτοῖσι δ' ἔλκυσσε λὶγὸν νότον κατὰ γόδοντα,
ὅς μοι αἰὲρ γόωναι καὶ ὄντι σοὶ δὲναι κατὰ γόονα;
καὶ μὲντοι ποτὶ, καὶ μὴ δὲν τὰν, ἀνελίκεν.*
1020. *Πολλὸν γὰρ κίεσι ἐπε κατὰ γόονα νοσολοί.*

So höre denn und laß mir ein aufmerksames Ohr! Ach, Ersehnte, den Pfad der Drafel, so Phobos' Apollon Dir aus heiligen Stelle verleiht durch herrliche Drafel. Dir zu erhalten hebet er den heiligen gottgeordneten Fund, der taumelt für sich und für dich auch fürchterlich bellend, Täglichen Sold dir verschafft; wenn er's nicht thut, geht er zu Grunde: Denn es umklehn ja rings ihn mit Fuß unzählige Dohlen!

Es zerfällt dies Drafel in zwei Theile, die Einleitung und das Drafel selbst; für die erstere ist zu beachten die Aneide an das Volk, wie denn der, dem ein Drafel gegeben wird, gern⁷⁴⁾ dasselbe anredet; dann die Aneide selbst; sie schmachtet dem Volke, da sein Alter dadurch angedeutet wird; um dies ganz zu würdigen, muß man sich erinnern, wie nicht jede der Abstammung entlehnte Benennung den Älteren⁷⁵⁾ angenehm war; ferner die Nennung des Gottes, der das Drafel gibt, die des Adipon, der Dreißige; alles⁷⁶⁾ dies ist dem Drafeln oder Homer entlehnt, und zwar so, daß das Ganze erhaben ist, wozu auch noch das Wort *γάμον*⁷⁷⁾ beiträgt, und der Klang, auf den die⁷⁸⁾ Drafel auch Rücksicht zu nehmen pflegten; es ist also im Anfange der Drafeln ganz vortreflich getroffen und wurde dies durch den Vortrag selbst wol recht hervorgehoben. Nun aber das Drafel selbst; auch hier tritt der Drafeln hervor; ein seltneres⁷⁹⁾ und Homerisches Epitheton, der⁸⁰⁾ Befehl, die Angabe⁸¹⁾ eines Grundes, die Nennung und der Gebrauch⁸²⁾ von Thieren, dies Alles ist dem Drafel gemäß, und es wird daher schon hieraus sehr wahrscheinlich, daß ein wirkliches Drafel zu Grunde liege. Aber dabei nimmt es nun ganz offen auf Kleon selbst Rücksicht, und zwar auf eine Weise, welche noch deut-

74) Herod. I, 55: *ἄνδ' ἀνὰ πᾶσι*; I, 85: *μῆνα νῆμα* Kpote; VI, 86: *ἄνδ' ἑκατόν*; VII, 220: *αὐτὸς ὁμοῦτος ἐργασίον*. Vergl. Arist. Equit. 1055, 1067. 75) So *ἔργαθ' ἰδὼν* Plut. l. c. 11, 19; von Zenien wollten die Älteren aber Nichts wissen, Herod. I, 145, daher die Aneide davon zu nehmen, wäre unverständlich gewesen. 76) So wird Apollon genannt Herod. IV, 153; das Wort Herod. VII, 140, 12, damit zu vergleichen *ἐν ἀπὸν* Hom. Od. 328: *ἐν ἀπὸν* Hom. hymn. in Apoll. 218; die Dreißige: Hom. hymn. in Apoll. 265: *ἐν ἀπὸν* verstanden die *ἐκ τῶν τριῶν ἰστέλων*; der Plutarch ist ganz richtig zu nehmen, da im Wdten mehr Dreißige waren; Wieseler in Gött. Gel. Anz. 1842. St. 100. S. 988; die Präposition *διὰ* oder die ganze Wendung liebt den wegen ihrer Verbindung mit *λαγὲν* offenbar eine parabolische: man sieht das Streben, erhaben sein zu wollen. Dieser ganze Vers ist, wie man hiernach also sieht, aus andern Drafeln genommen. 77) Herod. VIII, 20. 78) So *ἐκ τῶν τριῶν ἰστέλων*, dazu Arist. Equit. 1057 seq.; *ἐκ τῶν τριῶν* bei Herod. IV, 157. I, 67. V, 988. 79) *ῥᾶμδι κατὰ γόονα*; so Hom. II, N, 193: *νεῦν ἐνὸ κατὰ γόονα*; A, 360: *κατὰ γόονα* ἐνὸν *νῆμα*; vergl. Arist. Vesp. 1031. Pae. 154; grade die Epitheton bewegt mich zu der Annahme, daß ein wirkliches Drafel hier zu Grunde liege. Dazu f. unten Not. 83. 80) So *ποτὶ* und dergleichen; Herod. I, 85. 81) Herod. VII, 140. 82) S. *ναρὰ γὰρ κτλ.* 82) Herod. I, 55. 62. 47.

licher als das Verbrechen und zeigt, daß hier wirkliche Drafel zu Grunde liegen; denn daß sich Kleon durch einen Hund bezeichnet, ist unmöglich seine Erfindung, stammt vielmehr, wie aus einer Stelle bei *) Demosthenes hervorgeht, aus einem Drafel, in welchem die Wolffleiste *σὺναι κύνος* genannt waren; er denkt sich damit von seiner guten Seite, als treuer *) Bänder, darzustellen, erinnert aber zugleich an seine Fehlsinn an seine raube, polternde **) Stimme, an die Verschwendung der Staatsgelder, sein räuberisches, unerschämtes Wesen, also er perfiliert sich selbst und so fällt ihr gesuchte Zweideutigkeit des Drafels zu seinem eigenen Schaden aus, indem er selbst dem Wurfhändler den Weg für die Darstellung seiner, des Kleon, Schlichtigkeiten zeigt. Aber auch bei dem Demos findet das Drafel seine Gnade; er, der Anspielungen in der Poesie, wie Stellen in verschiedenen ***) Komödien des Kriophanes andeuten, gar eigenhändig und auf einer unehrenbaren Art auftritt, fühlt sich durch die Zusammenstellung des Gerechtheits mit Hund und Dohlen verhöhnt und durch die Dunkelheit des Ganzen unangenehm berührt. Auch Kleon's weitere Erklärung befriedigt ihn nicht; Kleon selbst tritt dadurch zu sehr hervor, Demos selbst aber gar nicht, und so meint er in dem Drafel ein feindliches zu erkennen, gegen das er sich wehren mußte. So hat denn der Wurfhändler das Widerlegende leicht; er sagt geradezu, daß das von Kleon vorgetragene Drafel nicht das richtige, sondern von Kleon entstellt *) sei; er dagegen hob das richtige; man sieht, es gab von einem Drafel verschiedene Formen, man stritt, in welcher Sammlung, von welchem Wahrsager das richtige sei. Demos geht sofort auf diese Ansicht ein, verlangt gewissermaßen zu seinem Schutze das richtige zu hören; der Wurfhändler geht sofort an das Retizieren, wahrscheinlich aber erst nach einem Verze, der zur Aufmerksamkeit auffordert und seine Verachtung gegen den Paplagoanier zeigt:

Wo höre: doch der da heiße sich wie ein Hund es thut;
wahrscheinlich, denn die Handschriften haben *) den
Vers nicht. Unmittelbar darauf folgt nun das Drakel
selbst, was natürlich von einem Hunde handeln muß;
es ist das Drakel nun einfach, bestimmt, läßt den poeti-
schen Schmuck und Bombast weg, ist daher verständlich
und macht somit einen scharfen Gegensatz zu dem des

Parlagoniers; auch benutzt der Wurfthändler die Kritik des Demos und läßt daher kein anderes Thier neben dem Hunde erscheinen. Er recitirt:

1030. **Φαίδρος**, Ἐργασθεῖς, κἀνὰ Κίβδηρον ἀνδροκοπέστην,
 ὃς παρὰ καὶνοῦ ἐν ὀνόματι διαμνηθῆ, ἐκταχθῆς,
 ἐξέδωκεν οὐ τοῖσιν, ὅταν οὐκ ποτ' ἔλλοιτο χάριτος
 ἰσχυροῦς τ' ἑὶ τοῖσιν ἀνὴρ λήξει αἰ κενὸν
 νουτὰς τὰς λοιπὰς καὶ τὰς ἡμέας διαλύειν.
 Ἄφθ, Ἐρεθισθεῖ, δὲν ῥίδη, δὲν Κερειός· Ἐλλαντες δὲ
 στέχοντες,
 Doch mit dem Schwanz stromm weidlich belauert er, sich
 du bei Tafel,
 Dich und stibst dir das Essen weg, wenn du wozu anders
 auch, ohn' daß du es merkst, hässlich himmlischer Weiß
 Er sich des Rauchs und leidet dir
 die Schüssel und den Infus
 zusammen auf!

Er nennt den Kleon einen Kerberos, um sein häßliches Wesen, einen Sklavenlieb, um sein räuberisches, gemaßsamtes *) Betragen zu bezeichnen, nimmt dann, um sein falsches Wesen zu bezeichnen, ein Sprüchwort, was *) er aber dem gegenwärtigen Fall anpaßt und ihm zugleich einen Homerischen **) Ton gibt, läßt auch einen Vorwurf für den Demos selbst *) einfließen, und schließt mit einer dem Demos angepaßten Darstellung des räuberischen Wesens des Kleon; auch dies letztere, wenn schon von ganz gewöhnlichen Dingen gesprochen wird, ist doch dem Tone der Drafel nicht fremd, da auch diese von ganz *) alltäglichen Gegenständen redbeten; es kann also ein Drafel zu Grunde liegen, wenngleich ein bei weitem mehr als das des Kleon verändertes; dafür spricht auch die fisonische Umgebung in τὰς φρονί. Der Demos ist von diesem Drafel sofort einzunehmen:

Welt besser, Glanis, bei Posidon, redeſt du;

Es gibt daher der Paphlagonier den Streit über diesen Drakel auf; er hat in seinem Korbe ja noch so viele andere vortreffliche, die werden ihm schon beschaffen. Allein wie hier so verreckt er sich auch in der Folge immer und der Wurfhändler bleibt Sieger. Wie der Paphlagonier hatte aber auch der Wurfhändler ein Drakel gefaßt; sein Glanz muß sich von ihm also ebenso behandeln lassen, wie der Bakis von Kleon, nur ist er wahrlich nicht im Falschen noch unerschämter.

83) Demosth. cont. Aristogeit. I. f. 40. p. 782: τὴν ἐπὶ τοῖς νόμοις, κἀνὰ, καὶ Δία, ὅτι οὐκ ἔστιν, καὶ οὐδ' ἀποδοκιμαζέσθαι; οἷός, οἷος πλεονάζουσιν ἀκούσις λέγειν, καὶ δεικνύειν, ὁ δὲ πρὸς ποταμὸν ἀναστρέφεται κατέφυγεν; εἰ γάρτοι καὶ ταύτῃ αὐτὸν ἐπιτρέψαντες ἐπὶ τοῖς νόμοις; daraus erhellt sich die Verbindung besser als aus Schaefer. Appar. ad Demosth. T. IV. p. 333 theut., aus der Rebecker'schen des täglichen Lebens. Wie bekannt die Verbindung überaus war, zeigt Theophr. Charact. XIX., vergl. Zelt. de Theophr. Character. indelede diss. II. p. 32 seq. 84) Aesch. Agamemnon. 396. 863. 85) Arist. Equit. 256. T. 304. 419; e. Philol. I. p. 409 seq. 86) Arlet. Ren. 930. 87) Das ist aber nicht ein Sinn von νεφελέωδης, was der Schellart in seinem ganzen Umfang zu verstehen scheint, sondern Bergg. v. Geymann in Altmann'sch. Beiträgen f. Naturph. 1837. Nr. 90. S. 739; vergl. oben Not. 50.

89) Es ist *ἀνδροειδέος* eines der fremde Sklavensiebel und dann verlaßt: lateinisch auf *Harpagion*, d. *androschēdes*, Herodotus, *Arist.* Genet. p. 508 E.; es mag das in Thien öfter vorkommen sein. Das e auch geistliche Bestimmungen tragen ab; z. B. die Statuten des Mönchs. I. S. 497, ed. v. 2. Des Schell nennt Theophrast. II. 111 49 f. zu *Silla basileuteros* urk. — 90) Kollat, ad Arist., *Metaphysica*. 1028f: *καὶ τὰ κατὰ τῆς ψυχῆς ἡλικίας ἀποκρίνοντο, καὶ αὐτὸ τοιοῦτον ἐστίν*, Xenoph. III, 90 libq. ancient, Apost. X. 66 a; dem Sophocles hat nach Gualtarios den Bers Naxos. Symbol. fr. n. 500 zugescriben. Es stammt vielleicht aus einem Drafel, cf. sup. not. 17. — 91) Hom. Od. P. 301: οὕτω δ'αὖτε βίβ' εὔχοιτο κτά'; Bloom; ad Aesch. Sept. c. Theb. gloriola 379 92) Es erinnert das an *Kyrenaios* mit dergl.; annot. ad Zenob. Prov. I, 8. — 93) So dem Reichen: Herod. I. 47. 94) Bergal. Arist. Regult. 134. Es zeigt sich diese Unübersetzbarkeit auch in dem offenen Versatz des Gesagten auf Riton; Schell, ad

als jener verfahren. So dient denn Glanis auch dazu, das Treiben der Wahrsager in jener Zeit zu veranschaulichen; er ist einer von den vielen Wahrsagern alter Zeit, von denen man vielleicht eigenhändige Drafel besaß, und auf die man in des Arisophanes' Epoche neu oder umgeformte Drafel zurückführte; wie hier verfahren ist, so verfahren in ähnlicher Weise die Lampon, Diopitres, Stilbides, Hierokles und Andere. Sonach kann diese Besprechung des Glanis zu einer Ergänzung des Aristoteles (Drafel in dieser Encyclopädie dienen; aber auch, namentlich wenn man die Erklärung zu den Ritten des Arisophanes vergleicht, aufmerksam darauf machen, wie sehr wir noch in der Erklärung dieses so ausgezeichneten Komikers zurück sind. (Ernst v. Leutsch.)

GLANO wird im Itinerarium Antonini 343 (p. 163. ed. Parthey u. Pinder) unter den Städten und Dörfern aufgeführt, durch welche die Reise von Mediolanum über die Alpen nach Arelate führte. Da im bezeichneten Itinerarium nur noch ein Ort (statio oder mansio) zwischen Glano und Arelate erwähnt wird, nämlich Ernagino, so muß Glano in Gallien, nicht fern von Arelate, gelegen haben. Auch Ptolemäus (II, 10, 15) führt *Tabors* neben *Arelatus* auf und bezeichnet den letzteren Ort mit dem Prädicate *colonia*. Jedenfalls ist Glano derselbe Ort, welcher von Plinius (H. N. III, 5) unter den *agricolae coloniae Galliarum* (deren Reihe Arelate Sextanorum beginnt) mit dem Namen Glanum Livii aufgeführt wird. Nach Einigen soll Glano das heutige Cabane, nach Andern S. Rens sein. (Krause.)

GLANOVENTA (oder wol richtiger Glanoventa), eine vom Itinerarium Antonini erwähnte Stadt im alten Britannia (Itiner. 481. p. 230. ed. Parthey u. Pinder), soll gegenwärtig Godermouth, nach Andern Landchester, oder Penrith, nach Mannert (II, 2. p. 148)

Arist. Equit. 1000: *ἐς τοὐπατάσιον ἀνελ τοὺ ἐν τῷ ποταμῷ* [vergl. Arist. Equit. 280; Wachtel. De Cleonis ap. Aristoph. persona p. 24] *ἐκείν, ἐκεῖ ἐς τοὐπατάσιον, τοῦτον ἐλθ τοὺ μαργιτίου; id. ad 26. 1031: πῶς ποτὶ τὰς κοπάδας; οἱ τοὺς πόρους τὰς νήσους καὶ τὰς πόλεις ἀρραπαῖες. ἀς οἱ κῆρυς οἱ ἐλθ τοὺ μαργιτία ἐλάντιον περὶ τῶν τὰς λονδας καὶ τὰς νήσους, οἷον καὶ ὁ Κλέων, ἴαν τι τοὺς νηυσὶν περὶ τῶν καὶ τοῦ λαφύρου. ἀλλὰ καὶ ἡμεῖς ποτὶ τὸ γυνάμιον ὡς τὰ νήσους. οἷον γὰρ ἀρραπαῖες τι ἐλθ τῶν ἐλθ τοὺς πόρους ἵππους τῶν ποτὶ ἀνταρραπαῖες ἵππους. — Καὶ τὰς νήσους ἀνελάντων; οἱ ἀνελ τοὺς ἐκείν τὰς νήσους, κατὰ τῶν ποτὶ τὰς νήσους, τοῦτον τὸς τὰς πόρους πόρους διαγράψαν καὶ τοὺς νηυσὶν διαγράψαν. Auf die schlechte Bezeichnung, welche von den Democriten die Bundesgenossen erufen, macht Arisophanes auch ungenau oft aufmerksam, und mahnt, von dieser Bezeichnung abzulassen; aber, wie in so vielen Dingen, vergebens. Dabei ist nur noch zu beachten, daß in den folgenden Drafeln des Kleon Beziehungen auf Drafel klar vorliegen, in denen des Wuchthändlers eben nicht; sie geben also weiter von ihnen ab: das zeigt sich in *Καποδίσκος καποδίσκος* Arist. Equit. 1035 coll. ann. ad *Hand. Proverb.* 1, 3 in *Proverb.* Graec. T. II., in 1067 *καποδίσκος*, in 1081 *καποδίσκος* auf *Profr.* und war auf Symmetrie nicht zu achten. *Id.* 1056 *ἵππ.* v. Schell.; merkwürdig ist auch, daß die Gabel hervortritt: *Id.* 1068, *Interp.* ad *Archil.* fr. XXXIX in *Gabel.* Poet. Min. Gr. T. II. p. 112. Lips.; *Brer.* ad *Cle.* Off. 1, 13, 41, wobei wohl zu beachten, daß *ἄσπος* überall be-
kannt war.*

Old Cartile oder Abbey Holme sein, und liegt am kleinen Fluße *Wiza*, der bei dem Städtchen *Solim* in den Seebusen fällt. Die *Notitia imperii* nennt einen Ort *Glannibanta*; ob es mit Glanoventa derselbe oder ein anderer ist, läßt sich nicht genau entscheiden. (Krause.)

GLANTSCHNIG (Ulrich), ausgezeichnet als Historienmaler, Vater einer achtbaren Künstlerfamilie. Geboren zu Hall im Zantthale im J. 1661, Sohn eines Gerbers, der 1671 nach Bogen übersiedelte, also noch als Knabe dahin gekommen, ward er später für ein begneter Stadtkind gehalten, wofür er selbst in amtlichen Schriften, z. B. in einem begneter Rathesprotocoll von 1686, gilt. Im Wunde des Volkes hieß er nach einer etwas freien Onomatopoeie seines eigentlichen, etwas schwierig auszusprechenden Familiennamens indgemein „Landschned“; er ließ sich diesen, seinen Umgebungen mundgerechteren Namen in der Mode gefallen, daß er selbst auf Arbeiten seines Pinsels ihn andeutete, z. B. auf einem Pfandgemälde im v. Wapf'schen Kanonischthaus in Bogen, wo der Genius der Erde eine Kugel hält, an welcher eine Schnecke klebt. Dergleichen er in der Regel seine Gemälde mit dem Namen „Glantschnig“ bezeichnete, so kommt doch der Nebenname Landschned selbst in gleichzeitigen Urkunden vor; unter ihm war er in ganz Xrol so bekannt und gefeiert, daß ein Gemälde von Landschned und ein sehr gutes Gemälde gleichbedeutende Ausdrücke waren. Seine Nachkommen, die sich zu Borgo di Bassugana in Xrol niederließen, nahmen den Namen Landschned förmlich an. Es ist daher wol erklärlich, daß Ulrich unter ihm auch in der Kunstgeschichte heimisch geworden ist. Eigentlich zur Fortführung des Namens seines Vaters bestimmt, gab ihm sein Talent zum Zeichnen und Malen die Paläste in die Hand. Seinen ersten Unterricht erhielt er bei dem begneter Waler Deutenhoffer; von ihm, den er bald überflügelte, ging er zu seiner weiteren Ausbildung nach Wienitz, wo Heinrich Frisch und Joh. Carl Koch seine Lehrer waren. Er durchkreuzte Italien, hielt sich längere Zeit in mehreren Städten der Schweiz und in München auf und etablierte sich dann als Waler in Bogen, wo er auch bis zu seinem Tode im J. 1722 blieb. Deshalb findet man auch dort seine Gemälde am zahlreichsten. Sein Ruhm fing zu Ende des 17. Jahrh. an sich auszubreiten und er fand mit seinen Gemälden vielen und guten Absatz nach Italien und nach der Schweiz. Seine meisten Gemälde sind historisch, vornehmlich religionsgeschichtliche Sujets; doch malte er auch ländliche Gesellschaftsstücke grotesken Inhalts, im Geschmacke der holländischen Schule, stets in größeren Figuren, seltener isolierte Portraits; doch finden sich dergleichen häufig auf seinen größeren historichen Compositionen; auch sein eigenes Portrait brachte er fleißig an. Glantschnig war ein graver, treudener Mann, der es nie an einer derben Antwort fehlen ließ, wenn man ihm von dem Preise für seine Gemälde etwas abhandeln wollte. Auch darin war er eine echte Künstler-natur, daß Wirtschaftlichkeit nicht eben seine Sache war. Wenn es galt, arbeitete er viel und schnell.

Daher mag es auch kommen, daß die Gemälde, welche für seine Arbeiten ausgegeben werden, von sehr ungleichem Gehalte sind; denn neben wahrhaft vortrefflichen Studien finden sich andere, die kaum über das Mittelmäßige hinausgehen. Die Ursachen dieses Unterschiedes sind diese: Einige sind Arbeiten seiner Jugend, in der er seine volle Ausbildung noch nicht erreicht hatte; seine besten Stücke sind erst nach dem Anfange des 18. Jahrh. gemalt. Dann wuchsen seine beiden Söhne heran, die er in der Malerei fleißig unterrichtete; viele Stücke, die ihm zugeschrieben werden, mögen von seinen Söhnen herrühren, nur daß er sie da und dort verbessert haben mag. Bei seinem Fleiße während einer langen Künstlerlaufbahn haben ungemein viele Gemälde in Kirchen und Klöstern in und um Bogen seinen Namen im besten Andenken erhalten. Für sein Meisterstück gilt ein Altarblatt in der Pfarrkirche zu Bogen, „die drei Weisen aus dem Morgenlande“, ausgezeichnet durch Richtigkeit der Zeichnung, Wahrheit des Ausdrucks und Glanz des Colorits; in der nämlichen Kirche rühren noch zwei andere Altarblätter von ihm her. Aber das am Hochaltare, die Himmelfahrt Maria darstellend, ist das Werk seines Bruders, des venetianischen Malers Lazzaro Lazzarini. Mit ihm hatte der Magistrat von Bogen um eine beträchtliche Summe für seinen Altarschmuck abgeschlossen. Glantschnig, der Lazzarini als einen geschickten Maler schätzte, doch auch ihm gegenüber in erlaubter Selbstschätzung wie Correggio sagen durfte: „Auch‘ io sono pittore“, hatte sich im Auftrusse patriotischer Gesinnung erboten, für dieselbe mit Lazzarini stipulirte Summe sieben Altarblätter zu malen, sodaß auf jedes Haupt-Marienfest ein anderes Blatt vorgeschoben werden könnte. Aber er mußte, wie mancher andere Künstler, das Sprüchwörtliche von dem Propheten, der in der Vaterstadt Nichts gut, an sich in Erfüllung gehen sehen. Auch in anderen Kirchen von Bogen, in der Franziskaner- und Grabkirche, in der Maria-Schneepelle und im Dominikanerkloster daselbst existiren noch Schöpfungen seines Pinsels, sowie in Kirchen zu Kitzbühel, Innsbruck, Korbach und in vielen anderen Orten. Eins seiner hervorragendsten Gemälde war die „Hochzeit zu Kana“, 20 Schuh lang, 9 Schuh hoch, die künstlerische Färbung der feierlichen Hochzeit eines reichen Hohen, eines Herrn von Mayrl. Alle Köpfe der Hochzeitgäste sind Portraits der Personen, die auf der Hochzeit waren. Dieses Stück soll sich jetzt in der Prälaten Residenz bei Bräun befinden. Als Unterlagen für seine Epistelföpfe, die zu Anfange dieses Jahrhunderts im Besitze eines Herrn von Egger in Innsbruck waren, hatte Glantschnig während eines Sommeraufenthaltes auf den Gebirgen bei Bogen die sprechenden Phylognomien dortiger Bauern copirt. Seine zahlreichen ländlichen Dorfkapitelsstücke zeigen seine meisten Figuren in der fleißigen Proportionaltracht und er war unersparlich in den Variationen der Gegenstände, die er auf solchen Gemälden mit Humor anzubringen wußte. Von fünf Kindern, welche er hinterließ, erhielten namentlich zwei Söhne als Maler das

Andenken an ihn aufrecht. Johann Ulrich ließ sich zu Borgo di Valfugana nieder, lebte aber später nach Innsbruck zurück, wo er starb, ohne jedoch an dem Ruhm seines Vaters hinzuzureichen. Mehr wer dies Joseph Anton Glantschnig beschieden, geboren zu Bogen 1695. Von seinem Vater wohl unterrichtet, verließ er um 1720 Bogen, um zunächst nach Wien zu gehen, wo er reiche Anerkennung hatte. Von ihnen unterstützt setzte er seine Reise fort und kam in einer für sein Geschick günstigen Zeit nach Würzburg, wo Aetrien und Klöster, reiche Domherren und andere Stiftsgeistliche geschickte Maler zur Verzierung der Kirchen, Schlösser und Wohnungen fleißig beschäftigten und ihre Arbeiten gut belohnten. Glantschnig, der in allen Fächern der Malerkunst mit gleich großem Erfolge arbeitete, wurde so sehr an Würzburg gebunden, daß er sich daselbst niederließ und durch die Verheirathung mit einer Würzburgerin, Barbara Jäger, seinen eigenen Hausstand gründete. Glantschnig widmete sich nicht ausschließlich einem Fache, sondern er nahm Aufträge für die verschiedensten Leistungen — in geistlichen und weltlichen Disziplinen, Schlachtstücken und Quotilibris, Zier- und Obststücken, Landschaften und Architekturgegenständen — an und man konnte kaum sagen, worin er seine vorzügliche Stärke besessen habe. Er arbeitete viel und meist gut, im Kleinen wie im Großen. Richtige Zeichnung, schöne Gruppierung der Gegenstände, lebhaftes Färbung, treue Nachahmung der Natur führten ihm Beifall und Gönner zu und festelten sie an ihn. Lebhaft in der Erfindung, schnell in der Ausführung, schloß er sich ihm nur an der Beharrlichkeit in der Arbeit. Er hatte an dem Grafen von Seinsheim, nachherigen Fürstbischof zu Würzburg, an den Grafen von Schönborn, von Ostein, von Rotenhan u. A. Mäcene gefunden, auf deren Schlössern er sich oft lange aufhielt und sie mit Werken seiner Kunst zierte. Aber er ließ es auch mit dem Arbeiten an sich kommen; denn Jagd- und Gartenliebhaber nahmen ihm viel Zeit weg; hatte er aber einmal den Pinsel ergriffen, dann brachte er schnell ein Bild um das andere zu Stande. Seine beiden Kinder unterrichtete er fleißig in seiner Kunst. Sein Sohn, Johann Michael, trat in den Staatsdienst. Seine Tochter aber brachte es zu großer Kunstfertigkeit; in Würzburg und Bamberg, wo sie sich mit ihrem Vater längere Zeit aufhielt und verheirathete, hatte sie es geschafft Malerin viel Nachfrage und guten Verdienst; sie malte vorzugsweise Altarblätter und Heiligenbilder, wies aber, ähnlich ihrem Vater, auch andere Bestellungen nicht zurück. Dieser selbst hatte sich nach dem Tode seiner ersten Frau mit seiner Waise wieder verheirathet. Da sie eine schlechte Haushälterin war und heimlich die Kunstfachen ihres Mannes verkaufte, so gerieth Glantschnig am Abende seines Lebens in große Noth, mußte sie wohl eingerichtete Haus verkaufen und starb völlig verarmt am das Jahr 1755 *). (J. E. Volbeding.)

*) Ueber Ulrich Glantschnig und seine Descendenten vergl. Nagler's Künstlerlexikon. 5. Bd. S. 227—231.

GLANVIL. *) (Bartholomew), ein englischer Theolog und Naturforscher des 14. Jahrh. und wahrscheinlich in dem ersten Jahrzehnte desselben geboren, stammte aus der Familie der Grafen von Suffolk und trat, nachdem er auf den Universitäten von Oxford, Paris und Rom seine Studien beendet hatte, in den Orden der Minoriten. Von seinen sonstigen Lebensverhältnissen ist zwar nichts Näheres bekannt, man darf mit Sicherheit voraussetzen, daß er einen großen Theil seiner Zeit auf die Sammlung philosophischer und naturwissenschaftlicher Materialien verwendete, welche er in seinem mehrer Jahrhunderte hindurch berühmten und von vielen andern Schriftstellern als Quelle benutzten Werke über die Eigenschaften der Dinge (*De proprietatibus rerum*) niederlegte. Diese zwar meist Aristoteles' und Plinius folgende, aber sich doch zuweilen auch auf eigene Beobachtung stützende Encyclopädie in 19 Büchern [1] von Gott; 2) von den guten und bösen Engeln; 3) von der vernünftigen Seele; 4) von dem körperlichen Stoffe; 5) von den Theilen des menschlichen Körpers; 6) von den verschiedenen Alter; 7) von den Krankheiten; 8) von der Welt und dem Himmel; 9) von der Zeit und ihrer Eintheilung; 10) von der Materie und ihren Elementen, besonders vom Feuer; 11) von der Luft; 12) von den Insekten und Niderräusen; 13) vom Wasser und von den Fischen; 14) von der Erde und ihren Theilen; 15) von der Geographie; 16) von den künstlichen Steinen, sowie von den Metallen; 17) von den Pflanzen; 18) von den vierfüßigen Thieren, Amphibien, Schlangen, kriechenden Insekten und Landwürmern; 19) von Farben, Geräuschen und schmackhaften Dingen] ist in einer sehr klaren und doch gedrängten Sprache geschrieben und verdient immer noch ihres überaus reichen Inhaltes wegen in der Geschichte der Naturwissenschaften*) schon deshalb Beachtung, weil die aus der nicht geringen Menge der noch vorhandenen Handschriften, aus den zahlreichen Ausgaben und aus den Uebersetzungen in mehrer Sprachen sich ergebende große Verbreitung dieses Buches auf den Gang der Wissenschaft nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Die ersten undatierten Ausgaben dieses Werkes sind in Teuffelsland gedruckt, und zwar zu Köln von Utr. Zell *) und zu Basel von Bernh. Rigol *). Die erste seit jetzt bekannt gewordene datirte Ausgabe druckten Nic. Pistor von Bensheim und Mar. Reinhard von Strassburg zu Lyon (1480. fol.); dieser folgten schnell viele andere (Colon. 1481. fol. Lugduni 1482. fol. S. L. 1482. fol. Colon. 1483. fol. Norimb. 1483. fol. Argent. 1485. fol. Ibid. 1488. fol. S. L. 1488. fol. Argent. 1491. fol. Norimb. 1492. fol. Argent. 1495. fol.

Ibid. 1505. fol. Norimb. 1519. fol. Venet. 1571. fol.). In einer der letzten Ausgaben, welche unter dem sonderbaren Titel: *Algoriae seu tropologiae in utrumque Testamentum* (Paris. 1573. fol.) erschien, hat man noch ein 20., aber nicht von Glanvil berührendes Buch: *De rerum accidentibus, numeris, mensuris, ponderibus et sonis* und des Thomas von Cantimpré Buch über die Dinnemacht (*De proprietatibus apum*) hinzugefügt. Als die neueste Ausgabe darf man wohl die von G. B. Pontanus besorgte (Francof. 1601. 8.) betrachten. Glanvil's Werk wurde schon während seiner Lebzeit im J. 1348 (nicht 1398) von J. Trevisa ins Englische übersezt und durch zahlreiche Abschriften verbreitet; auch die erste Ausgabe, welche der Buchdrucker Wynkyn de Worde zu London unter dem lateinischen Titel: *De proprietatibus rerum* (s. l. et a. fol.) besorgte, fand so großen Beifall, daß sie noch öfter abgedruckt wurde (Lond. 1515. fol. Ibid. 1535. fol. und nicht mit Zusätzen und Verbesserungen von St. Batmann [Lond. 1562. fol.]). Eine französische Uebersetzung verfaßte auf Befehl des Königs Karl V. dessen Kaplan Jean Gerbichen, ein Augustinermönch, im J. 1372, sie wurde später von Pierre Terget, einem andern Augustinermönch, umgearbeitet und willkürlich verändert, und nach dieser Umarbeitung unter dem Titel: *Cy commence unt tres excellent livre nommé le propriétaire des choses translaté de latin en francois* (Lyon 1482. fol. Ibid. 1485. fol. Ibid. 1487. fol. Ibid. 1491. fol. Ibid. 1495. fol. Ibid. 1500. fol. Paris, s. l. et a. fol. Lyon, s. l. et a. fol.) gedruckt, weshalb die Handschriften, deren sich noch in vielen Bibliotheken befinden, einen desto größeren Werth haben. Als sehr selten gilt die spanische Uebersetzung von Vicente de Burgos (*El libro de la las propiedades de las cosas trasladado de latin en Romance*. [Toledo 1494. fol. Toledo 1529. fol.]) und weniger bekannt ist die holländische Bearbeitung unter dem Titel: *Bartholomeus Engelman van de eigenschappen der dingen* (o. D. 1479. fol. und Haarlem 1485. fol.) *). Glanvil erwarb sich auch als Kanzleireder großen Ruhm, seine Reden (*Postillae Scripturarum*) finden sich aber nur noch in wenigen Handschriften vor; denn die von einigen Bibliographen angeführten Ausgaben (Argent. 1431 und 1495. fol.) beruhen auf einer Verwechslung mit den Ausgaben des Werkes: *De proprietatibus rerum*. Ein medizinisches Werk (*Breviarium Practicae*), welches von Randsen Glanvil zugeschrieben und unter den Handschriften mehrer Bibliotheken Englands genannt wird, soll für die Geschichte der Medicin nicht ohne Werth sein, gehört aber einem jüngeren Bartholomäus an; denn der Verfasser des erwähnten Buches führt Bartholomäus Glanvil ausdrücklich als einen seiner

1) Nach anderer Schreibart Glanvill, Glanville, Glanvilia und Glanvillia, auch Bartholomaeus Anglicus genannt. 2) Hal. C. Sprenger, *Historia rei herbariae*. Tom. I. p. 288 seq. 3) Nach Andron von Joh. Köhler; eine andere Ausgabe (vielleicht die erste) wurde von W. H. Garton zu Köln (angeblich im J. 1470) gedruckt, bis jetzt hat man aber noch kein Exemplar desselben aufgefunden. 4) Der von Rich. Wensler. Beide Ausgaben sind in Folio gedruckt.

5) Ueber die Ausgaben des Originals sowie als auch der Uebersetzungen geben nähere Auskunft Zan. Clement (*Bibliothèque curieuse*. Tom. II. p. 467—472), Dr. Ad. Erst (*Bibliographisches Lexikon*. I. Bd. S. 686), Eubm. Hain (*Repertorium bibliographicum*. Vol. I. P. I. p. 323—326) und Joh. G. Throd. Weiske (*Lehrbuch einer Literargeschichte*. 2. Bd. Abth. 2. S. 585).

Quellen an *). Auch andere Schriften (*Practica juris*, *Chronicon de Sanctis*) kommen fälschlich unter seinem Namen vor und gehören andern gleichzeitigen Schriftstellern an, welche den Namen Bartholomäus führen. Eine Invektive gegen Laurentius Vallā, welche sich ebenfalls in englischen Bibliotheken unter seinem Namen vorfindet, verdient schon deshalb kaum eine Erwähnung, weil Vallā hundert Jahre später lebte *). (*Ph. H. Kälb.*)

GLANVIL oder **GLANVILLE** (Sir John), englischer Staatsmann und Rechtsgelehrter, um das Jahr 1590 zu Tavistock in Devonshire geboren, machte seine juristischen Studien auf der Universität zu Oxford und widmete sich, nachdem er einige Zeit bei einem Anwalte gearbeitet und sich praktisch ausgebildet hatte, selbst diesem Berufe, in welchem er sich durch seine Kenntnisse und seinen Eifer ein so großes Ansehen erwarb, daß ihn die Stadt Plymouth wiederholt als ihren Abgeordneten in das Parlament schickte. Zum Präsidenten des im April 1640 verammelten Parlaments erwählt, zeigte er sich für die Sache Karl's I. sehr thätig, obgleich er bis jetzt stets die königlichen Vorrechte bekämpft hatte. Zur Belohnung seines Eifers wurde er unter die Hofbeamten aufgenommen und in den Ritterstand erhoben. Das Parlament billigte indessen sein Benehmen nicht und als er sogar im J. 1641 mit dem Könige London verließ und ihm nach Oxford folgte, wurde er des Hochverraths angeklagt und im J. 1645 in das Gefängniß gebracht, aus welchem er sich erst im J. 1648 und nur dadurch zu befreien vermochte, daß er sich mit der neuen Regierung verständigte. Nach der Restauration erhielt er seine frühere Stelle am Hofe wieder und stand bei Karl II. in hoher Achtung und Gnade. Er starb am 2. Oct. 1661. Seine von Lordham herausgegebenen Berichte über streitige Wahlen (*Reports of cases of controverted elections* [Lond. 1675. 8.]) und seine im Parlamente gehaltenen Reden, welche man in John Rushworth's *Historical collections of remarkable proceedings in parliament* (Lond. 1659 seq. fol.) findet, sind für die Geschichte jener bewegten Zeit sehr wichtig. (*Ph. H. Kälb.*)

GLANVIL (John), ein Enkel des Vorhergehenden und ebenfalls Rechtsgelehrter, im J. 1664 zu Broad-Hinton geboren, wählte, nachdem er seine Studien auf der Universität zu Oxford beendet hatte, die unabhängige Stellung eines Anwalts und beschäftigte sich in seinen freien Stunden mit der Literatur und Poesie. Er lieferte die erste englische Uebersetzung des berühmten Werkes Fontenelle's über die Weisheit der Völker und versuchte sich in kleineren Gedichten, welche sich des Beifalles seiner Zeitgenossen erfreuten; die vorzüglichsten derselben hat Nichols in den vierten Band seiner Sammlung englischer Gedichte aufgenom-

men. Glanvil starb im J. 1735 an seinem Geburtsorte *). (*Ph. H. Kälb.*)

GLANVILL (Joseph), englischer Theolog und Philosoph, wurde im J. 1636 zu Plymouth geboren und auf der Universität zu Oxford gebildet, im Collegium von Exeter, wo er auch seine ersten akademischen Grade erhielt. Im J. 1658 wurde er als *magister artium* im Collegium von Lincoln aufgenommen. Hier auf erhielt er eine Kaplanstelle bei Francis Rous, dem Obersten des Collegs von Eton, welcher zu den Wännern gehörte, die Cromwell für die Aufseinerhebung einer neuen Lordskammer ausgewählt hatte. Als aber dieser sein Patron starb, kehrte Glanvil ins Colleg von Lincoln zurück, wo er bis zur Restauration verblieb. Während dieser Zeit schrieb er sich eng an Richard Baxter an, dessen Predigten und Schriften er außerordentlich hochschätzte. Er selbst machte sich im J. 1661 durch eine Abhandlung bekannt, welche zu seinen Hauptworten zu rechnen ist, unter dem Titel: *The Vanity of Dogmatizing, or confidence in opinions manifested in a discourse of the shortness and uncertainty of our knowledge, and its causes, with some reflections on peripateticism and an apology for philosophy* (London). Dieses Werk trug ihm das Rectorat von Wimbish ein, in der Grafschaft Essex, und die Pfarre von Frome-Seelwood in der Grafschaft Somerset. Sein Ruf vergrößerte sich durch Herausgabe der *Lux orientalis*, or an enquiry into the opinion of the eastern sages concerning the pre-existence of souls; being a key to unlock the grand mysteries of Providence, in relation to man's sin and misery, 1662; namentlich aber durch die philosophische Schrift, welche seinen Standpunkt am kenntlichsten aufweist: *Necopsis scientifica*, or confessed ignorance in the way to science; in an Essay on the Vanity of Dogmatizing and confident opinion. (Londen 1665.) Hingugefügt ist diesem Buche noch eine Antwort auf Angriffe eines gewissen Theodos Albius. In Folge dieses Werkes, welches als eine weitere Entwicklung der Gedanken der oben genannten Schrift gegen den Dogmatismus anzusehen ist, wurde er Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London. Inbessen eigenthümliche Ereignisse, in welche er verwickelt wurde, Begegnisse gespenstischer Art, als deren Augenzugen er sich darstellte und welche seinen bereits durch die *Lux orientalis* documentirten Genuß nach Ungewöhnlichen und Geisterhaften aufs Äußerste steigerten, sollten seinem philosophischen Rufe einen bedeutenden Stoß geben. Derselbe Wonn, der eine wissenschaftliche Eclési als einziges Heilmittel gegen Unglauben und Aberglauben aufstellte, wurde zum Vertheidiger des letzteren in seinen *Some philosophical Considerations touching the Being of Witches and Witchescraft*, 1666. Eine Schrift unter dem Titel: *Sadducismus triumphans* kam nach seinem Tode 1681 heraus, die auch ins Teutsche übersezt worden ist (1701), nachdem sie 1682 eine vermehrte Auflage erfahren; deren

6) Bregl. J. Freind, *Historia medicinae* (Lugd. Batav. 1734. 8.) p. 370 (Opp. med. [Lond. 1733. fol.] p. 555). 7) Casim. Oudin, *Commentarius de scriptoribus ecclesiasticis*. Tom. III. p. 909.

*) *Biographie générale*. Tom. XX. p. 787.

hauptsächlichen Inhalt 26 Spulgeschichten bilden, zur Bekräftigung jener philosophischen considerations mitgetheilt. Die bestige Befämpfung, welche er in Folge seiner Schrift erfuhr, hat ihm einige Jahre seines Lebens gekostet. Trodem erhielt er im J. 1666 die Pfarre von Abchurch zu Bath. In der 1668 erschienenen Schrift: *Plus ultra, or the progress and advancement of knowledge since the days of Aristotle: in an account of some of the most remarkable late improvements of practical useful learning to encourage philosophical endeavours; occasioned by a conference with one of the National Way (London)* vertheidigt er die neuere Wissenschaft gegen einen Geistlichen der Zeit, welcher behauptet hatte, daß Aristoteles in sich allein mehr Kenntnisse vereinigte, als die königliche Gesellschaft von London und das 17. Jahrh. in seiner ganzen Ausdehnung. Er zog sich hierdurch einen sehr heftigen Gegner zu in der Person des Heinrich Stabius (Stubbs?), eines Arztes von Warwick; aber nach einem sehr lebhaften Streite hielt er dennoch diesem seinem Antagonisten, als er durch einen Zufall dem Leben entrückt wurde, eine in hohem Grade lobende Grabrede. Seit 1668 war er Rector zu Bath, seit 1678 Pfürndner der Kirche von Worcester, und starb zu Bath am 16. Nov. 1680, nachdem er noch folgende Schriften veröffentlicht hatte: *Δόλον ὁρῶντα, or a seasonable recommendation and defence of reason in the affairs of religion, against infidelity, scepticism and fanaticism of all sorts, 1670. Philosophia pia, or a discourse of the religious temper and tendency of the experimental philosophy which is professed by the Royal Society. (London 1671.) Essays on several important subjects in philosophy and religion. (London 1676.) Antifanatic Theology and free philosophy, 1676. An Essay concerning preaching, written for the direction of a young divine, with a seasonable defence of preaching and the plain way of it, 1678. The zealous and impartial Protestant, showing some great but less heeded dangers of popery, 1680. Außerdem Predigten. Eine ziemlich große Anzahl anderer Schriften Glanvill's sind weniger wichtig. Kurz nach seinem Tode gab H. Horne's einige Predigten und andere nachgelassene Schriften von ihm heraus, unter dem Titel: *Some Discourses, sermons and remains, 1681.* Sein Styl wird als klar, gewandt und selbst gerühmt. Was nun seinen philosophischen Standpunkt anlangt, so ist Glanvill deshalb für die Geschichte der Philosophie nicht ohne Wichtigkeit, weil er für den Ruf der englischen Nation im 17. und 18. Jahrh., dem französischen Dogmatismus das Gegengewicht des Scepticismus und Criticismus zu bieten, und somit der deutschen Philosophie vorzuarbeiten, ein neues Zeugnis gibt. Wir wissen, wie eng sich Kant's Forschungen an die der Engländer und Schotten anlehnen, wir wissen, was ihm Locke und namentlich was ihm Hume gewesen (Andere, wie z. B. die italienischen Philosophen ließen ihn mit Thomas Reid in Verbindung zu bringen), und bedürf-*

ten es nicht zur Feststellung dieses Verwandtschaftsverhältnisses, daß Kant selbst einer schottischen Familie entstammt ist und in dem eigenthümlich gentlemanlichen Tone seiner Schriften vielmehr eine nordische Salbung und Würde mit brittischem Humor, als die seiner Zeit sonst so eigene französische Galanterie und Plaisanterie aufweist. Auch Glanvill gehört der kritischen Strömung an, welche im Zeitalter des Dogmatismus neben der dogmatischen selbst einhergeht, und welche ebenso wie diese im Cartesianismus wurzelt. Er ist sich dieser Stellung auch wohl bewußt; denn er belegt seinen Gegner selbst mit dem Namen des Dogmatismus und Scepticismus, welchen letzteren er nur für eine Art des ersten halten kann. Darum ist er nicht selbst Sceptiker als vielmehr Kritiker zu nennen, in dem Sinne, welcher durch die „Kritik der reinen Vernunft“ gäng und gäbe geworden. Zwei Parteien gab es damals in England: die eine mißbrauchte den Namen der Philosophie, um den Atheismus im Ansehen zu heben; die andere mißbrauchte den Namen der Religion, um den Aberglauben zu rechtfertigen. Glanvill beklagte diese doppelte Verirrung; er sah ein, daß die Philosophie einer Reform bedurfte und arbeitete daran, mehr diese vorzubereiten, als sie selbst auszuführen. Er wird auf diese Weise der Vorläufer Hume's; aber seine Religiosität hielt ihn noch innerhalb der Schranken, welche dieser Denker durchbrach. Er lehrte den Scepticismus nicht als eine Nothwendigkeit des menschlichen Verstandes, sondern bediente sich seiner nur als einer polemischen Waffe. Er beschränkte die Vernunft, ohne ihr alle und jede Macht abzubrechen; aber für die Schwäche der menschlichen Erkenntniß konnte er das Dogma vom ursprünglichen Sündenfalle als Argument denugen. Im Uebrigen dienten ihm Montaigne und Charon zu Führern. Die peripatetische Lehre und das System des Descartes lieferten ihm selbst die Waffen zu ihrer Bekämpfung, und auch in den schnellsten Fortschritten, welche die Physik in dieser Zeit gemacht hatte, fand er Motive zur bessern Erkenntniß unserer Unwissenheit. Ein häufiger Gegenstand seiner Kritik ist Hobbes. Der Punkt seiner Lehre, welcher ihn vor Allen als Vertäufelter Hume's kennzeichnet, ist seine Untersuchung des Causalgesetzes. Wir wissen nach ihm nur dies, daß die Dinge einander treffen und einander folgen, aber nicht, daß sie sich hervorbringen; wir sehen ihre Beziehung oder ihre Berührung, aber nicht das Band, welches sie eint: so ist denn die Beziehung der Wirkung auf ihre Ursache für uns ein bloßes Factum, aber kein wahrhaftes Gesetz. — Quellen: *Biographia Britannica. Wood, Athenae Oxonienses. T. II. Chalmers, General Biographical Dictionary. Dictionnaire des Sciences philosophiques. Biographie universelle ancienne et moderne. (Paris 1816.) T. XVII. Nouvelle biographie générale depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. (Paris 1857.) T. XX. Krug, Philos. Wörterbuch.*

(Rud. Seydel.)

GLANVILLE oder GLANVIL (Ranulph von), ein berühmter englischer Staatsmann, in der ersten

Hälfte des 12. Jahrh. zu Stratford in der Grafschaft Suffolc geboren, trat sehr früh in Kriegsdienste und wurde im J. 1171 Befehlshaber der Festung Richmond. In dieser Eigenschaft machte er einen Feldzug gegen die Schotten, welche unter der Führung ihres Königs Wilhelm einen Einfall in den nördlichen Theil Englands unternommen hatten, mit und war am 12. Juli 1174 so glücklich, durch einen gewagten Handstreich den König Wilhelm bei Alnwick gefangen zu nehmen, wodurch er sich die Gunst des Königs Heinrich in so hohem Grade erwarb, daß dieser ihn im J. 1175 zum Scherif der Grafschaft York, im folgenden Jahre zum Richter am königlichen Gerichtshofe und im J. 1180 zum Oberjusticiarius (Chief Justiciary) von England ernannte. Diese Stelle war damals die höchste und einflussreichste des Königreiches, da ihr außer der obersten Leitung der Rechtspflege auch während der Abwesenheit des Königs der Oberbefehl über das Heer und die Regierung des Landes anstand. Glanvil besaß das unbedingte Vertrauen seines Souverains und diente ihm in den verschiedensten Eigenschaften als Staatsmann, Krieger und Richter mit der größten Ergebenheit und mit rastlosem Eifer, erlaubte sich aber manche Bedrückung und sogar manche Ungerechtigkeiten, wenn es galt, seine Ansicht über seinen Willen durchzusetzen. So ließ er, um nur eines Falles zu erwähnen, Plumpton, einen Ritter von edler Herkunft, welcher so unverfälscht war, eine Dame, welche Glanvil sammt ihrem Vermögen seinem Freunde Rainer, Scherif von Yorkshir, verpfändet hatte, zu bewachen, um sein Wort zu halten, als Verräther in Verhaft nehmen und von dem Könige zum Tode verurtheilen, und ohne Zweifel wäre der unglückliche Gatte trotz seiner offensbaren Unschuld hingerichtet worden, wenn nicht der Bischof von Worcester, der ihn zum Galgen begleitete, die Vollstreckung des Urtheils zu unterlassen genöthigt hätte. Plumpton kam zwar mit dem Leben davon, blieb aber bis zu dem Tode Heinrich's II. (1189) im Kerker¹⁾. Nach dem Regierungsantritte Richard's I. legte Glanvil, da er mit manchen Königsregeln des neuen Königs nicht zufrieden war, sein Amt nieder, nahm das Kreuz und fiel tapfer schend bei der im J. 1190 unternommenen Belagerung von Saint Jean d'Acre²⁾. Noch berühmter, als durch seine Thaten als Krieger und Staatsmann, ist Glanvil durch das von ihm selbst oder doch unter seiner Leitung wahrscheinlich auf den ausdrücklichen Befehl des Königs zwischen den Jahren 1154 und 1189 verfaßte englische Gesetzbuch (Tractatus de legibus et consuetudinibus regni Anglie) in 14 Abtheilungen, welches ein vollständiges System des englischen Rechtes für alle bei dem königlichen Gerichtshofe damals vorkommende Fälle enthält und für die Kenntniß der englischen Verfassung im 11. und 12. Jahrh. unentbehrlich ist. Große Ähnlichkeit hat es mit dem schottischen Gesetzbuche, nach seinen Anfangsworten gewöhnlich Regiam Majestatem genannt,

und es kann kein Zweifel obwalten, daß eines dieser Gesetzbücher dem andern nachgebildet ist, weshalb sich auch ein großer Streit erhoben hat, welchem von beiden die Ehre des Originals gebühre; da aber das schottische alle Anzeigen an sich trägt, daß es in der Absicht geschrieben wurde, das englische zu erläutern, und verschiedene Befehle aus englischen Statuten von einem früheren Datum hergenommen sind, so muß die unparteiische Entscheidung gegen die Ansprüche der Schotten ausfallen³⁾. Die erste Ausgabe dieses englischen Gesetzbuchs besorgte der Rechtsgelehrte William Stainford zu London, o. J. (1554) 12., wiederholt London 1604 und 1673. 12., die beste und neueste Ausgabe nach mehreren Handschriften lieferten J. Kayner und J. C. Wilmot (London 1780. 8.); auch hat es Dav. Howard in seine *Traites sur les coutumes anglo-normandes*, publiés en Angleterre depuis le onzième jusqu'au quatorzième siècle. (Londres et Paris 1776. 4.) Tom. I. p. 373—581 aufgenommen. Eine englische Uebersetzung mit guten Erläuterungen gab John Beames. (London 1812. 8.) (Ph. H. Kall.)

GLANZ. Man gebraucht das Wort Glanz, splendor, sowohl von selbstleuchtenden Körpern, welche die Wirkung des Lichtes um sich her verbreiten, als auch von erleuchteten Körpern, welche die Wirkung, welche sie von jenen empfangen haben, zurückgeben, und bezeichnet mit ihm den Eindruck, welchen die Intensität der Lichtausströmung eines Körpers auf das Auge hervorbringt. So spricht man von Glanz der Sonne, der Sterne, des Diamants, der Lustarten, der meisten tropfbaren Flüssigkeiten, besonders des Wassers, des Glases u. s. w. Allein das Auge gibt nicht immer ein sicheres Anhalten über den Grad der Erleuchtung, weil der Eindruck, welchen einleuchtendes Licht auf unser Auge wegen der ungleichen Öffnung der Pupille hervorbringend, ungleich ist, und weil das Auge nur den gesammten Glanz, nicht aber das Maß des Glanzes zu beurtheilen vermag. Da die Intensität des Lichts bei leuchtenden Körpern verschieden ist, so ist auch der Glanz des Körpers bei bestimmter gleichbleibender wahrer und scheinbarer Größe ungleich. Hiernach ist auch die dem Auge erscheinende Helligkeit verschieden. Man unterscheidet daher absolute Helligkeit, die Lichtmenge, welche von einer Quelle ausgeht, und wirklichen Glanz, die von der Flächeninhalt ausgehende Lichtmenge. Die Helligkeit, sofern sie dem Auge erscheint, nimmt mit der Entfernung dann ab, wenn das Licht in den Medien, welche es durchläuft, eine Schwächung leidet, sie bleibt aber unverändert, wenn hierauf nicht Rücksicht genommen wird. Dagegen ist der gesammte Glanz eines entfernten Lichtes geringer als des nähern, und ebenso ist auch die Erleuchtung geringer, welche es hervorbringt. Wird dieses auf selbstleuchtende Körper angewendet, so würde

1) Bergl. Philippa, Englische Reichs- und Rechtsgeschichte. 2. Bd. S. 335 fg. 2) Crabbe, Geschichte des englischen Rechts. Cap. 8. S. 62 fg. 3) O. Th. Gräfe, Lehrbuch der Literaturgeschichte. 2. Bd. Abth. 3. S. 608.

1) J. Lingard, Geschichte von England. 2. Bd. S. 360. 2) Biographie générale. Tom. XX. p. 785.

heit in der Lichtstärke keine zuverlässige Empfindlichkeit hat.

Der Glanz bei erleuchteten Körpern ist von der Intensität der Zurückwerfung des Lichts (Reflexion) abhängig, und gewöhnlich ist nur der mehr oder weniger spiegelnden Körpern die Rede vom Glanze. Jede polirte Oberfläche eines Körpers gibt Glanz, aber alle glänzenden Körper müssen ebene oder gekrümmte glatte Oberflächen haben. Unter allen festen Körpern sind es nur einige einfache und zusammenge setzte Metalle, welche einen vollkommenen Glanz empfanglich sind, und selbst die Glasziegel machen hiervon keine Ausnahme, da eigentlich das Zinnamalgalam, womit die Hinterfläche belegt ist, das Spiegeln oder Glänzen bewirkt. Je größer die Stetigkeit eines Körpers ist, um so mehr wird er glänzen können, da die zurückgeworfenen Strahlen in ihm stets in der Ordnung, in welcher sie auffallen, parallel zurückgeworfen werden, und zwar um so mehr oder weniger vollkommen, je mehr und weniger die Strahlen nach den Gesetzen der Reflexion zurückgeworfen werden. Es kommt hierbei hauptsächlich das senkrecht einfallende und zurückgehende Licht, und die Beschaffenheit des Körpers in Betracht, welcher das Licht zurückgibt. Je stärker ein Körper das Licht bricht, um so größer wird sein Glanz sein, was sich namentlich beim Diamant zeigt. Die Gesetze hierüber leitet die Dioptrik. Aus ihnen entnehmen wir, daß, wenn ein Lichtstrahl aus einem Mittel in das andere übergeht, er so gebrochen wird, daß die Sinus der Winkel, welche der Strahl in beiden Mitteln mit dem Einfallslothe macht, für jede zwei Mittel ein unveränderliches Verhältniß haben. Dieses Gesetz heißt das Brechungsgesetz, und dieses Verhältniß das Brechungsverhältniß. Dasselbe läßt sich, wenn i den Einfallswinkel, r den Brechungswinkel und n den Brechungscoefficienten, d. h. das Verhältniß bezeichnet, in welchem der Sinus des Einfallswinkels zum Sinus des Brechungswinkels steht, kurz so ausdrücken: $\frac{\sin i}{\sin r} = n$. Man berechnet die Brechungsverhältnisse aus der Ablenkung, welche ein Strahl durch ein Prisma aus der betreffenden Substanz erfährt, indem man das Licht in einer auf der Kante des Prismas's senkrechten Ebene einfallen läßt. Dichtere Körper brechen das Licht stärker, als dünnere. Allein das Brechungsvermögen hängt nicht bloß von der Dichtigkeit, sondern auch von der chemischen Beschaffenheit des Körpers ab. So hat man beobachtet, daß brennbare Körper das Licht stärker brechen, als nicht brennbare. Deswegen hielt Newton den Diamant für einen brennbaren Körper schon zu einer Zeit, wo er noch allgemein den Rieselstein zugehörig wußte, und deswegen schloß er auf einen brennbaren Bestandtheil im Wasser, als noch alle Welt an die elementare Einsichtlichkeit desselben glaubte.

Um die Messung der Brechungsverhältnisse hat sich namentlich Rubberg große Verdienste erworben. Nimmt man noch ihm für zwei bestimmte Mittel $\frac{\sin i}{\sin r} = n$

als eine beständige Größe, den leeren Raum als das erste Mittel, so ist n das Brechungsverhältniß des zweiten Mittels. Dieser Coefficient ist für alle bekannten Körper größer als 1, oder es ist in allen die Geschwindigkeit des Lichts geringer, als im leeren Raume. Je geringer diese Geschwindigkeit ist, desto stärker brechend ist das Mittel. Frage und Biot, ferner Dulong haben die Brechungsverhältnisse einer großen Reihe von Körpern bestimmt, aus denen hervorgeht, daß im Allgemeinen die Körper von größerem specifischem Gewicht das Licht stärker brechen, daß um so mehr Licht zurückgeworfen wird, je verschiedener die Brechungscoefficienten der an einander grenzenden Mittel sind.

Der Glanz, welchen Mineralien an glatter Oberfläche zeigen, wächst daher mit ihrem Brechungscoefficienten. Glasganz haben Körper, deren Brechungsverhältnisse zwischen 1,3 und 2,0 liegen; Diamantganz solche zwischen 2,0 und 2,5; Metallganz solche zwischen 2,5 und 3,0. Die Mineralogie, namentlich in der Berner'schen Schule, hat vorzugsweise einen wissenschaftlichen Gebrauch vom Glanze der Körper gemacht. Man unterscheidet: 1) den äußeren Glanz, welcher an der Oberfläche der Mineralkörper, und zwar sowohl an der natürlichen äußeren Oberfläche, als auch an den künstlich entblößten Bruchflächen und Spaltungsflächen sich zeigt. 2) Den inneren Glanz, welcher durch das aus dem Innern, von Abfendungsflächen zurückgeworfene Licht entsteht. 3) Den Glanz des Striches, welcher auf einer künstlich durch Reiben, Streichen, Schaben, Schleiden oder Ribben gebildeten Fläche sich zeigt. Manche Mineralien erlangen einen stärkeren Glanz, wenn sie mit einer stumpfen Stahlsäge gerät oder auf einer feinen Feile gestrichen werden. Bei niedrigen Härtegraden bewirkt oft der Druck des Fingernagels einen Strichganz. Man sagt dann, das Mineral werde glänzend im Striche, und man gebraucht diese Erscheinung häufig als Merkmal der Unterscheidung und Erkennung. Diese Unterscheidung der Art des Glanzes und der Stärke desselben geschieht aber nur empirisch nach dem sinnlichen Eindrücke, und es ist bis jetzt nicht nachgewiesen, daß die Art des Glanzes specifisch verschieden sei. Man bedient sich daher zur Unterscheidung der Grade des Glanzes, welche von der verschiedenen Dichtigkeit, von der Beschaffenheit der Flächen, von dem Zusammentreffen des inneren und äußeren Glanzes abhängig sind, folgender Ausdrücke: 1) Stark glänzend, wenn man schon in einer beträchtlichen Entfernung lebhaften Glanz bemerkt, wenn das Mineral das Licht sehr vollständig reflectirt und in Krystallflächen oder Spaltungsflächen scharfe und lebhaftere Spiegelbilder der Gegenstände gibt. Es gehören hierher die Krystallflächen von Bleiglanz, Schwefelganz, die Bruchflächen von Obsidian, Kalkspath. 2) Glänzend, wenn der Glanz noch in ziemlicher Entfernung, deutlicher aber in der Nähe bemerkbar, die Reflexion also weniger intensiv ist, wie z. B. bei den Krystallflächen von gemeinem Quarz, die Bruchflächen von Halbopal, der Barytspath. 3) Wenig glänzend,

wenn der Glanz nur in der Nähe bemerkbar, die Reflexion also noch schwächer ist, nur einen allgemeinen Lichtschein gibt, in welchem die Bilder der Gegenstände gar nicht mehr zu unterscheiden sind. Diese Eigenschaft findet sich häufig an zusammengelegten Mineralien, z. B. am pyramidalen Kupferkies, an tetraëdrischen Kupferglanz, und an den Bruchflächen des gemeinen Quarzes. 4) Schimmernd, wenn auch in der Nähe kaum Glanz sichtbar ist, indem nur von einzelnen Punkten Licht zurückgeworfen wird, wenn gleichsam nur ein schwacher Schein auf der Fläche des Minerals entsteht, z. B. beim Bleisulfid, bei den Varietäten des rhomboëdrischen Quarzes, welche Feuerstein, Chalcedon, Hornstein genannt werden. Ueberhaupt sind die meisten mikroskopisch-kristallinen Aggregate nur schimmernd. 5) Matt, wenn gar kein Glanz bemerkbar ist, wie z. B. Kreide, Porzellanerde. Manche Mineralien lassen zwischen Uebergänge sowohl hinsichtlich der Stärke als der Art des Glanzes wahrnehmen, andere zeigen Verschiedenheit in dieser Beziehung an verschiedenen Flächen, wie z. B. Schimmer. In einigen erleidet der ursprüngliche Glanz durch Verwitterung eine Umänderung oder er verschwindet selbst ganz, z. B. Laumontit.

Als verschiedene Arten des Glanzes unterscheidet man besonders folgende Abstufungen: 1) Metallglanz; der sehr intensive und ganz eigentümliche Glanz der Metalle; er ist den verarbeiteten Metallen und metallischen Legirungen eigen, wie dem Golde, Silber, Messing und andern, und ist gewöhnlich mit vollkommener Undurchsichtigkeit verbunden. Diese Eigenschaften besitzt vorzugsweise der vollkommene Metallglanz. Der unvollkommene Metallglanz ist weniger hoch, und zeigt sich auch, wie der Ausdruck anzeigt, gegen die anderen Arten des Glanzes hin; so am Tantalit, und ausgezeichnet am Antkratit. Nach Versuchen mit Ritchie's Photometer gibt ein Metallspiegel von dem senkrecht auf ihn fallenden Lichte etwa $\frac{1}{2}$, und Quecksilber $\frac{1}{3}$ zurück. Wird das einfallende Licht mit 1 bezeichnet, so geben die Zahlen 0,50 bis 0,86 etwa die Intensität, welche durch Metallglanz ausgedrückt wird. 2) Diamantglanz. Man sieht denselben in seiner höchsten Vollkommenheit am Diamant, er mag reif oder geschliffen sein. Es ist ein Metallglanz in Verbindung mit Durchsichtigkeit oder Durchsichtigkeit, welcher im Reflexionswerthe dem Metallglanze wenig nachsteht, und dann als metallähnlicher Diamantglanz unterschieden wird, wie bei den dunkelsten Veränderungen der Rubinblenden oder dem Rothglitzerz, bei den dunkelrothen Veränderungen der hochädrischen Granatblenden oder der Zinkblende, und den genau Varietäten des diptematischen Bleibaries oder Weißbleibers. Den gemeinen Diamantglanz zeigt der Diamant und die hochfarbigen Rubinblenden. 3) Fettglanz. Er ist dem Glanze irgend eines mit Oel beschriebenen Körpers ähnlich, brecht offenbar in geringerer Reflexion als der Metallglanz, und zeigt sich bei allen fetten Oelen, beim Granat, Pechstein, Eläolith, Fettquarz. Wird Bergkrypthall oft angefaßt, so wandelt sich sein Glanz in Fett-

glanz um. Oel spiegelt schlechter als Quecksilber, aber besser als Wasser. Werden die spiegelnden Flächen sehr klein, so vermindert sich der Fettglanz zum Wachsglance. 4) Glasglanz. Er ist der Glanz des gemeinen Glases; er findet sich beim Quarz, Smaragd und den meisten übrigen Gesteinen, beim Wasser, Eise n. Versuche mit Ritchie's Photometer ergaben den Reflexionswerth für Glas = 0,025, für Wasser = 0,018, somit viel geringer als beim Metallglanze. 5) Perlmutterglanz. Er findet sich nur da, wo Lamellen vorhanden sind, und das reflectirte Licht der vordern Fläche durch Reflexion im Innern an der hintern Fläche durch das vorn austretende Licht gleichartig verstärkt wird. Er kommt besonders bei Körpern vor, welche dem Pichte mehr oder weniger den Durchgang verhalten und auf Flächen, deren Spaltungs- oder Zusammensetzungs-Abänderungen entsprechen. Man unterscheidet den gemeinen Perlmutterglanz, besonders bei Körpern von höherem Grade von Durchsichtigkeit, wie der eigentümlich: milde Glanz der Perlmutter, Gyps, Schaumkalk, Stibit. Er hat seinen Namen von der Muschel, an welcher er am ausgezeichnetsten vorkommt. Man unterscheidet ferner metallähnlichen Perlmutterglanz, wenn er sich dem Metallglanze nähert, wie z. B. beim Hypersten und Schimmer. 6) Seidenglanz oder auch Atlasglanz, ähnlich dem Glanze der Seide, des Atlas, eine wenig intensive oft nur schimmernde Varietät des Glanzes, welche in der feinfaserigen Aggregation des Körpers begründet ist, wie bei der Seide, dem Albest, Faserasph.

Was bei allen diesen Arten des Glanzes den Grad desselben unterscheidet, ist eigentlich nur die Regelmäßigkeit der Reflexion, die mehr oder weniger vollkommene Ebenheit und Politur der Oberfläche. In einigen Mineralien kommt zuweilen die Erscheinung vor, daß gewisse Theile einen verschiedenen Glanz zeigen, denselben wechseln, je nachdem man sie in verschiedene Lage bringt. Man unterscheidet hierbei: 1) das Schillern; wenn bei verschiedener Lage bald von dieser, bald von jener Fläche Licht zurückstrahlt, wie beim Eisenglimmer. 2) Das Schillern; wenn an den Flächen bald ein äußerer, bald ein innerer Glanz, je nachdem sich die Lage ändert, an einer bestimmten Stelle erscheint, wie bei blättrigen Körpern, Schillerspath, Borazit, Faserasph. Durch converes Anfschleifen wird die Erscheinung ausgezeichnet. Man wendet dieses Mittel an bei der Verarbeitung von sogenanntem Kagenauze, faserigem Bitterkale zu Schmucksteinen. 3) Das Schielern; wenn gewisse Flächen eines Körpers einen Glanz zeigen, welcher in einer anderen Lage verschwindet, wie z. B. bei einigen Kalkspathkristallisationen. 4) Das Schielern; wenn sich an den Mineralien ein durch Zurückwerfung von Licht aus dem Innern bewirkter, oft gesähter heller Schein darstellt, welcher einfach oder kernförmig theilt. So ist z. B. ein bläulicher Lichtschein am mandem Gypsobryll, ein weißer oder bläulicher mandem Adularfeldspathen eigen, was durch eine Parallaxstrahlung von Spaltungsabänderungen entsteht. Ein

sternförmiger Lichtschein zeigt sich bei dem sogenannten Sternsaphir (Asterie) und zuweilen bei dem Granate und dem Diamantspathe (Korund).

An Mineralien unterscheidet man endlich noch zufälligen Glanz vom wesentlichen. Zu ersterem gehört der Glanz der zufälligen Oberfläche, welche unwesentlich, d. h. durch äußere Einwirkungen gebildet, zufällig verändert ist, sowie derjenige, welcher durch Begreifen oder Reiben hervorgebracht ist. Es gehören hierher die zufälligen Spiegelflächen an Bleisulfid, Kothseifenstein, Quarz. Durch Begreifen nehmen einige weiche und härtere, im unveränderten Zustande matte Mineralkörper einigen Glanz an, welcher ihnen ursprünglich nicht eigen war. So z. B. die Bruchflächen des Pikrotsins. Im festen Kalkstein und Schieferen wird durch Bergkratz, Topas u. A. beobachtet man auch, wie ursprünglich glänzende Flächen durch gegenseitiges Abreiben matt werden. Auch durch Verwitterung erleidet der ursprüngliche Glanz eine Umänderung, und verschwindet oft gänzlich, wie beim Feldspat, Laumontit, Asenit. Die Veränderung des Glanzes gehört daher oft mit zu den Kennzeichen, daß auch eine Veränderung in der Mischung des Minerals eingetreten ist.

(C. Reinhardt.)

GLANZBLENDE, nach Mohs herabgesetzte Glanz-
blende, ist eine ältere Bezeichnung für Manganglan-
zblende, Schwefelmangan, ein Mineral von eisen-
schwarzer bis dunkel staßgrauer, bräunlichschwarz an-
laufender Farbe, halbmattglänzend, wenn ange-
läuft fast matt, Strich grün. Die chemische Zusam-
mensetzung ist nach der Analyse von Kretschschmar
mit 63,6 Mangan und 36,4 Schwefel. Es findet sich
auf den telluriumführenden Gängen zu Nagay in Sie-
benbürgen, auch in Mexico und Brasilien.

(C. Reinhardt.)

GLANZE, GLANZERZE. Nach älteren bergmännischen und selbst mineralogischen (nach St. Robt.) Benennungen begriff man hierunter alle diejenigen natürlich vorkommenden metallischen Verbindungen, welche durch Glanz und Farbe das in ihnen vorhandene Metalle andeuten. Das mineralogische System nach Wobst stellt eine besondere Gruppe der Glanze dar, und zählt hierunter: Kupfer-, Silber-, Blei-, Zinn-, Wismuth-, Antimon- und Melanglanz. Die Mineralogen der neuesten Zeit (nach Raumann) bezeichnen unter Glanze eine Classe Schwefel-, Selen- und Tellurmetalle von metallischem Habitus und meist grauer und schwarzer, selten von weißer oder tombackgelber Farbe, welche milde oder geschmeidig, selten etwas spröde find, und eine geringe Härte bis zu der des Kalispathes (zwischen Galf und Kalkspath) besitzen.

Die Bezeichnung Glaserz wird sehr häufig für Silberglanz gebraucht und besteht aus 87 Theilen Silber und 13 Theilen Schwefel. Es ist weich und biegsam, und wird auf Gängen zu Joachimthal in Böhmen gefunden; f. d. Art. Glaserz. (C. Reinhardt.)

GLANZEISENERZ, GLANZEISENSTEIN,
gehören zur Classe der wasserfreien Metalloxyde, ersteres

späriger Eisenglanz, letzterer strahliger, wesentlich Eisen-
oxyd, mit 70 Eisen- und 30 Sauerstoff, außerdem
etwas Titanoxyd, Chromoxyd oder Silicia. Das Glanz-
eisenerz findet sich in derben Massen von spaltiger und
förmiger Zusammensetzung. Die sehr dünnblättrigen und
feinschuppigen Varietäten hat man Eisenglimmer ge-
nannt. Es findet sich auf Gängen und Lagern, auch
auf Deufelsräumen oder eingemengt in verschiedenen Ge-
birgsarten mit anderen Eisenerzen bei Siegen, Schönau
in Bohmen u. s. w. (C. Reinhardt.)

GLANZGRAS. Mit diesem Namen bezeichnet man im Deutschen mehrere zu der Pflanzengattung *Phalaris* gehörige Arten, deren glänzende Samen wegen ihrer Verwendung zum Futter für die Kanarienvögel meist bekannter sind, als die sie liefernden Pflanzen. Diese haben einen zweifelhafte Reiz, welcher eine vollstän- dige und einen Anlauf zu einem oder zwei unteren Blü- then, die als kleine lanzettliche ungefügte Schuppen an dem Grunde der zweifelhafte Blüthe ansetzen, einschließt. Die Klappen sind zusammengedrückt, gefalt, spitz, häutig und fast gleich groß. Die zweifelhafte Blüthe ist zweifelhafte, lederartig, grannenlos, die obere Spelze ist schmäler, zusammengeseigt, einseitig. Die beiden Deckspelzen sind länglich, spitz. Der Frucht- knoten ist zahl, der Griffel sehr lang. Die zottigen Narben treten fast sprengend aus der Spitze des Fruchtkorns hervor. Der glänzende Same ist von der ergrüneten Blüthe umschlossen.

Die in Teutschland vorkommenden, zu dieser Gattung Phalaris gehörenden Arten lassen sich in zwei Gruppen bringen, von denen nur die eine der zweiten Gruppe allgemein verbreitet ist, während die vier der ersten Abtheilung nur im österrreichischen Littorale vorkommen und höchstens hin und wieder verwildern.

Erste Gruppe.

Die Gehörchen sind auf der vorderen Seite etwas erhaben, auf der hinteren etwas ausgehöhlt und stehen in ährenförmigen Rispen. Die Klappen sind auf dem Kiele geflügelt und fast gleichlang.

1) *Phalaris canariensis* Lindl. Die Rispe ist eiförmig, die Klappen sind zugespitzt, am Rande einnervig, auf dem Rücken mit einem ganzrandigen Flügel versehen, die beiden unfruchtbaren Blüthen sind halb so lang als die fruchtbare, die Spelzen der letztern sind angedrückt-behaart.

Da diese Art wegen des Verbrauchs ihrer Samen als Vogelfutter in verschiedenen Gegenden gebaut wird, so vermehrt sie auch hin und wieder; sonst kommt sie nur in Ästern vor. Ihre saftige Wurzel treibt mehr, 2—3 Fuß hohe, einfache oder 2köpfige, aufsteigende oder aufrechte, scharfblättrige Stengel. Die Blätter sind groß, röhrrig, linealisch-lanzettlich, lang zugespitzt, auf beiden Seiten und am Rande scharf. Von den scharfkantigen Blattscheiden ist die obere häufig erweitert. Das Blattbüschchen ist groß. Die Köpfe ist in eine runde Blüte zusammengebrängt und am Grunde oft mit einem Deckblatte versehen. Die Ähre sind kurz.

vielflüchtig, scharf. Die stark zusammengedrückten Aehren haben eine verkehrt-eirunde Form. Die Klappen sind fast doppelt so lang als die Blüthe, oben beinahe abgestutzt und nach dem Riele kurz zugespitzt, auf dem Riele breit geflügelt, der Flügel ist ganzrandig, auf der Oberseite mit einzelnen Dornen besetzt, mit einem starken Nerven auf jeder Seite durchzogen, weißlich, beiderseits durch zwei grüne Streifen geziert; die untere Spitze ist länglich-eiförmig, zugespitzt, behaart, die obere länglich-langzählig, auf dem Riele und an der Spitze behaart; die Anfüge der beiden unteren verkümmerten Blüthchen bestehen aus zwei gegenständigen, lanzettlichen, spizen, nach Oben weichhaarigen Schuppen von der halben Länge des zweigeschlechtlichen Blüthchens.

Die drei übrigen Arten dieser Gruppe sind der oben beschriebenen sehr ähnlich, weshalb es genügt, hier blos ihre Diagnosen anzugeben.

2) *Phal. aquatica* Linné. Die Rispe ist ährenförmig, länglich; die Klappen sind zugespitzt, flachspitzig, am Rande einnervig, auf dem Rücken mit einem ausgehissenen-gezähnelten Flügel versehen; es ist nur eine und zwar sehr kleine unfruchtbare Blüthe vorhanden; die Spelzen der fruchtbaren Blüthe sind kahl; die Basis des Halmes ist knollenartig verdickt. Hierher gehört *Phalaris caerulea* Desfontaines.

3) *Phal. minor* Retzius. Diese Art unterscheidet sich von der vorigen nur dadurch, daß bei ihr zwei unfruchtbare Blüthen vorhanden sind, von denen die eine gleichfalls sehr klein, die andere halb so lang als die fruchtbare ist und die Spelzen der letzteren angedrückt-behaart sind, und daß der Halm an der Basis gleich dick ist.

4) *Phal. paradoxa* Linné. Die Rispe ist walzenförmig; die Aehren tragen sechs Aehren, von denen das mittlere zweigeschlechtlich, die seitenständigen geschlechtslos und zwei- oder viermal kleiner und die vier vorderen der unteren Aehren keulenförmig, sehr stumpf und fleingekrümmt sind; die Klappen der fruchtbaren Blüthen sind lang, zugespitzt, am Rande dreinervig, auf der Mitte des Rückens mit einem lanzettlichen zahnförmigen Flügel versehen.

Zweite Gruppe.

Die Aehren sind zwar zusammengedrückt, aber auf beiden Seiten convex und stehen in weißlichweißigen Rispen; die untere Rispe ist etwas kürzer. Wegen des ausgebreiteten-rispiigen Blütenstandes haben einige Botaniker diese Gruppe als eigene Gattung angesehen und sie *Digraphis* (so *Erinius*) oder *Baldingera* (so die Verfasser der Flora der Wetterau) oder auch *Typoides* (so *Wöhrn*) genannt.

5) *Phal. arundinacea* Linné mit zur Blüthezeit absterbender Rispe, büschelig-zusammengesetzten Aehren, flügellosen Klappen, kahler zweigeschlechtlicher und behaarter unfruchtbare Blüthe. Hierher gehört *Arundo colorata* Aiton, *Baldingera colorata* Flora der Wetterau, *Typoides arundinacea* Wöhrn und *Calamagrostis colorata* Sibthorp.

Diese Art wächst an Ufern der Bäche, Flüsse, Teiche und Gräben häufig. Sie hat eine kriechende, dicke, holzige, gegliederte Wurzel, aus welcher mehrere 2—6 Fuß hohe, steif-aufrechte, kahle Halme emporsteigen. Die Blätter sind groß und breit, linealisch-lanzettlich, zugespitzt, auf der Außenseite nach Oben und am Rande scharf. Die Blattstiele sind kahl. Das Blatthäutchen ist groß. Die Rispe ist einen Fuß lang, aufrecht, an der Spitze etwas überhängend, zur Blüthezeit absterbend, vor und nach dem Verblühen ährenförmig zusammengelagert; die unteren Aeste stehen zu zweien oder dreien, am Grunde nackt, nach Oben wiederum ästig, am Grunde zuweilen mit einem kleinen Deckblatte versehen. Die ungleich langen Blütenstiele sind zugleich mit dem oberen Theile der Aeste rauh. Die Aehren sind eiförmig-lanzettlich. Die Klappen sind etwas ungleich, spitz, kahl, zusammengedrückt, aber doch auf beiden Seiten etwas convex, weißlich oder röthlich und von drei grünen, scharflichen Nerven durchzogen. Die Blüthe ist um den dritten Theil kürzer als der Kelch; die untere Spitze eiförmig-lanzettlich, glänzend, mit zarten Härchen besetzt, die obere lanzettlich, blos an der Spitze weichhaarig. Als Anfüge der verkümmerten Blüthchen sind zwei schmale, behaarte Schuppen von der halben Länge der Spelzen anzusehen. (Garcke.)

GLANZKÄFER (*Nibidula*), eine Käferart der Familie *Clavicornes* mit keulenförmigen Fühlhörnern, gleichen sehr den Aaskäfern, sind aber viel kleiner; die meisten leben von thierischen und pflanzlichen Stoffen. Der haarige (*N. tomentosa*) ist schwarz, mit gelbrothen oder olivenfarbigen Wollhaaren, und kommt in Wäldern auf Ranunkelblüthen vor; der zwiebälterige (*N. bipustula*) ist schwarz mit einem rothen Punkte auf den Flügeldecken, lebt in Aas und Excre; der gestreifte (*N. porcata*) ist schwarz, auf den Flügeldecken mit erhabenen Streifen, kommt im Rindviehmiste vor; *N. aenea*, schwarz, ist dem blühenden Raps und Rübsen sehr schädlich. Er umschwärmt diese Feldfrüchte bei warmer, heiterer Witterung und Sonnenschein in Unzahl, durchragt die Blüthenhüllen, zerfrisst das Pflänzchen und macht so die Entkeimung von Samen unmöglich. Hoher, freier, luftige Lage des Acker und eine möglichst zeitige Saat sind die besten Schutzmittel. Hat sich der Glanzkäfer eingestellt, so räumt man folgende zwei Mittel als die allein helfenden: 1) Man bestreut die Desfonten früh im Abau mit Kalkstaub. 2) Man bindet je zwei Steden, die grade so lang als die Beete breit sind, an beiden Enden so zusammen, daß sie in paralleler Richtung ungefähr $\frac{1}{4}$ Fuß weit von einander abstehen. Mit diesen Steden gehen in den Frühstunden von 8 Uhr an, wo der Glanzkäfer hauptsächlich sein Zerstörungsgeschäft betreibt, zwei Männer der Länge der Beete nach und tragen die Steden so, daß die unteren an dem Bindfaden schwebenden die Spizen der Raps- oder Rübsenpflanzen stark streifen. Wird dieses Abstreifen noch einige Male wiederholt, so werden die Käfer bald des Krieges müde und wandern aus. Statt der

Steecken kann man auch Keinen anwenden und dieselben mit Bogenschmiede bestricken. (Dr. W. Löbe.)

GLANZKOBALT (Kobaltglanz), ist das geschätzteste Kobalterz, hat eine rötlich-silberweiße Farbe, dem metallischen Wismuth ähnlich, einen graulich-schwarzen Strich, Härte zwischen Apatit und Feldspath. Es kommt dick und besonders schön, in Octaedern oder Bürfeln mit untergeordneten Pentagonodoktaederflächen krystallin eingeschlagen vor als arsenförmige Gemengtheil des Gneuses und Glimmerchiefers zu Stutterud und Snarum im Nodum-Kirchspide in Norwegen, Lunaberg, Riddorhyttan und Bena in Schweden, in einzelnen Krystallen und größeren krystallinischen Partien. Die mit Glanzkobalt imprägnirten Massen bilden lagerförmige Zonen (Kallbänder). Der Kobaltglanz ist nach den Analysen von Stromeyer in seiner Mischung von dem Speiskobalt wesentlich verschieden, und zwar vorzüglich dadurch, daß in dem Kobaltglanze das Kobalt als Schwefelkobalt vorhanden ist, während es im Speiskobalt als Arsenikfobalt vorkommt. Daß in beiden diese Kobaltverbindungen mit Arsenik verbunden sind, wodurch der Kobaltglanz sich wieder vom Arsenikfobalt unterscheidet, ist eine Uebereinstimmung beider Kobalte. Auch enthalten beide Schwefelkies, und zwar der Kobaltglanz in größerer Menge, als der Speiskobalt, in welchem letztern derselbe entweder mit Arsenikfobalt zu Arsenikfobalt, oder mit Schwefelkupfer zu Kupferfobalt vereinigt ist. Das spec. Gewicht des Kobaltglanzes beträgt 6,23; das des Speiskobalts = 6,44. Das Mittel aus mehreren Analysen hat, mit Ausschluß einer sehr geringen Menge beigemengten Quarzes und Kalispathes, folgende Zusammensetzung ergeben:

1) Für den Kobaltglanz von Stutterud, nach Stromeyer:

Artenik	43,4644
Kobalt	33,1012
Eisen	3,2324
Schwefel	20,0840

2) Für den Kobaltglanz von Lunaberg, nach Klaproth, nach Tessart:

Artenik	55%	49
Kobalt	44	36%
Schwefel	%	6%
Eisen	—	5%

Für den krystallisirten Speiskobalt fand dagegen Stromeyer:

Artenik	74,2174
Kobalt	20,3135
Eisen	5,4257
Kupfer	0,1586
Schwefel	0,8860

Die Krystallisationen beider Kobalte sind von denen des Schwefelkies herzuweisen. Sie gehören zur Classe der Pyritoiden oder Kiese. (C. Reinhardt.)

GLANZKOHLE, Anthracit, Kohlenblende (von *ἀνθραξ*, Kohle), eine eisenschwarze unbrüchliche, im Bruch flachmuschelige Kohle von metallähnlichem Glanze

(Stadglanz), welche im Grauwacken- und älteren Steinkohlengebirge ganze Rester, Stöcke und Lager bildet, selten aber in kleineren Partien, auf Gängen und Lagern geföhden wird. Es ist die älteste Steinkohle, besteht aus reinem Kohlenstoffe mit Beimengungen von Kiesel-erde, Thonerde, Eisenoryd. Das spec. Gewicht ist 1,4 bis 1,7; Härte = 2. Wegen der großen Dichtigkeit verlangt diese Kohle eine große Hitze, eine ganz allmähliche Erwärmung bis zu der Temperatur, bei welcher sie verbrennen kann. Bei plötzlicher Erhözung zerpringt sie und verwandelt sich in Staub. Sie hinterläßt nur wenig Asche. Die Anthracitlager in Nordamerika zwischen dem Susquehanna und Delaware im Grauwacken-gebirge sind die berühmtesten. Sie erreichen dort eine Mächtigkeit von 27 bis 59 Fuß. Diese Kohle wird hier zu hüftenmännischen und auch zu häuslichen Zwecken verwendet. Schottland und England fördert hiernächst die meisten Quantitäten. Im Rheinsthale hat man in neuerer Zeit angefangen, die dortigen Anthracitlager aufzuschließen. (C. Reinhardt.)

GLANZKRAUT ist der deutsche Name für die Pflanzengattung *Liparis*, welche in Teutschland nur in einer einzigen Art, *Liparis Loeselii* von Richard, vertreten ist. Diese hat einen dreieckigen, am Grunde mit zwei elliptisch-lanzettlichen Blättern besetzten Stengel, eine 3—4blüthige Aehre und eine eiförmige, stumpfe, feingekerbte Lippe und kommt auf nassem, torfigen Wiesen und in Mooren vor. Als Synonyme gehören zu ihr *Ophrys Loeselii* Lämle, *Sturmia Loeselii* Reichenbach und *Malaxis Loeselii* Nees. (Garrcke.)

GLANZLOHE ist gleichbedeutend mit Spiegelrinde. Man versteht darunter die Rinde von jungen, nicht über 20 bis 24 Jahre alten Eichen, welche noch nicht aufgeborkt ist und noch den glänzenden Ueberzug der Rinde des jungen Holzes hat. Da sie größtentheils nur aus dem grünen Rindenfelle und der Basthaut besteht, worin der Gerbstoff enthalten ist und noch keine eigentliche Borke hat, so wird sie von den Gerbern höher geschätzt als die Rinde von ältern Eichen (s. Schälwaldungen und Lohschläge). (Pfeil.)

GLANZMANGAN (Glanzmanganerz, Manganit, Graubraunstein) ist ein sehr lebhaft glänzendes und ausgezeichnet rhombenprismatisch krystallisirtes Manganerz, welches namentlich zu Jeseid am Harze gefunden wird und welches Breithaupt unter dem obigen Namen als eigene Species aufführt. Das spec. Gewicht ist 4,3 bis 4,4, Farbe dunkelstahlgrau bis fast eisenschwarz, oft bräunlichschwarz. Zusammensetzung: 68,9 rothes Manganoryd mit 10,1 Wasser. Es kommt auf Gängen im Porphyry, von Borys- und Kalispath begleitet, vor. (C. Reinhardt.)

GLANZRUSS. Bei jeder leuchtenden Flamme wird in jedem Augenblicke ein gewisser Antheil Kohlenstoff ausgeschieden, welcher ohne äußere Behinderung im nächsten Augenblicke wieder verbrannt, welcher aber durch Abkühlung oder Mangel an Zufuß am Verbrennen verhindert, in Gestalt von Ruß abgesetzt wird. Dieser Ruß — freigewordener Kohlenstoff — ist stets das An-

zischen einer unvollkommenen Verbrennung, es entsteht Rauch, welcher aber selbst bei der besten Construction der Feuerungsanlagen nicht gänzlich vermieden werden kann, da das Brennmaterial ebenso wenig gänzlich verbrennt, als aller Sauerstoff der zugeführten Luft verzehrt wird. Daher setzen die inneren Wände der Zugröhren und Heizkanäle, die Rauchröhren, der mittlere und obere Theil der Schornsteine einen zarten köhligen Niederschlag aus dem nicht verbrannten, aber in der Hitze zerfallenen Kohlenwasserstoffgasen ab, welcher mehr nach dem Feuer zu eine feinstartige glänzende, dunkelbraunschwarze Dede oder Kruste bildet und Glanzruß genannt wird. Er besteht (nach Braconnot) aus ausgetrocknetem Theere mit wenig Kohle (3,8 Proc.). Man gebraucht ihn fein gerieben, mit Wasser abgeseiht und geschlämmt, als Forbematier unter dem Namen Bister in der Wassermaerei. Ein mit Wasser bereiteter kalter Aufguss des Glanzrußes dient zum Bewahren des Fleisches gegen Fäulniß, welches von der im Glanzruße enthaltenen brennlichen Essigsäure durchdrungen wird. Vom Glanzruße ist der Flatterruß zu unterscheiden. Dieser erscheint in dem vom Feuer entfernten Theilen als Ruß mit viel mehr Kohle als ein brauner, flockiger Staub, und besteht, je nach der Verschiedenheit des verbrannten Materials, aus einer größeren oder geringeren Menge Kohlenstoff, Brandholz, Kaphthalin und verschiedenen Ammoniak-, Kali-, Kalksalzen. Verbrannt man Holz, so erhält man nur Glanz- und Flatterruß. Verbrannt man sauerstoffarme, aber kohlenstoffreiche, also mit sehr leuchtender Flamme brennende Stoffe, wie Harz, Fette, Terpenthinöl u., so erhält man Ruß, der wesentlich aus Kohlenstoff besteht und Kienruß genannt wird. Dieses Product ist dunkel, tiefschwarz und wegen der chemischen Unzerstörbarkeit der Kohle eine der wichtigsten Dendfarben. Er enthält nach Braconnot in 100 Theilen 79,1 Kohlenstoff, 7,0 Brandholz und der Rest Ammoniaksalze und mineralische Bestandtheile. Der feinste Ruß ist der sogenannte Lampenruß, welcher aus gewöhnlichen Lampen mit zusammengedrehtem Dochte durch Abseigen reiner Kohle mit brenzlich-harzigen und öligen Theilen entsteht. (C. Reinhardt.)

GLAPHYORHYNCHUS, vornehmlich Saurier, welchen S. v. Meyer (Donn's Neues Jahr. für Mineral. 1845. S. 232) auf einige Kieferfragmente aus dem Eocänen von Aalen in Würtemberg aufstellte, denselben von den übrigen schmaltziferigen Sauriern durch die ovalen, schräg gestellten Äkrolien unterscheidend. Näheres ist darüber nicht bekannt geworden. (Giebel.)

GLAPHYRA, Gemahlin des Archelaus, Hohenpriester aus dem berühmten Tempel der Artemis zu Laica (Anaitis, Bellona) zu Komana in Kappadocien, lebte zur Zeit des Marcus Antonius, und wußte diesen während seines Aufenthaltes in dieser Provinz durch ihre Reize so sehr zu fesseln, daß er ihre Bereitwilligkeit, seinen Wünschen zu genügen, im J. 41 v. Chr. durch die Erhebung ihres Sohnes Sittina auf den Thron von Kappadocien, auf den er kraft seiner Abstammung von dem königlichen Geschlechte, welchem die Hohen-

priester der Artemis angehörten, Anspruch machen konnte, belohnte und Ariarathes, den Nebenbuhler desselben, welcher sich im Besitze des Königthums befand, gewaltsam entfernte¹⁾. Auch scheint Marcus Antonius den Gemahl Glaphyra's erst wieder in seine Würde eingesetzt zu haben; denn diese war von Cäsar auf seinem Feldzuge nach Kleinasien (im J. 47 v. Chr.) Lycomedes, einem Bithynier von hohem Adel, verliehen worden²⁾. Cäsar hatte auch den kappadocischen König Ariarathes wieder eingesetzt und ihm seinen Bruder Ariarathes zur Seite gegeben, woraus hervorzugehen scheint, daß der Kampf um die Herrschaft zwischen zwei Geschlechtern ununterbrochen fortbauerte, wie denn auch bald darauf Ariarathes wieder auf den Thron kam, ohne daß man erfährt, was aus Sittina wurde; man weiß nur, daß Marcus Antonius während seines Feldzugs gegen die Parther (36 v. Chr.) sich veranlaßt fand, Ariarathes zum zweiten Male zu vertreiben und Archelaus, einem andern Sohne der ihm fortwährend gefälligen Glaphyra, die Herrschaft über Kappadocien zu verleihe³⁾. Man hat die müßige Frage aufgeworfen, warum Glaphyra nicht schon dem solchen Versuchungen keineswegs unzugänglichen Cäsar gegenüber ihre Reize geltend gemacht habe, um die Ansprüche des Lycomedes auf die Hohenpriesterwürde zu vereiteln, und die Vermuthung aufgestellt, Archelaus habe wahrscheinlich seine schöne junge Gemahlin den Wilden des als Wüstling bekannnten Feldherrn entzogen⁴⁾, da man doch eher einen triftigeren Grund in dem kurzen Aufenthalt Cäsar's, welcher in Eilmärschen durch Kappadocien zog und schnell einen politischen Zwist schlichtete, finden könnte⁵⁾. Das Benehmen des Marcus Antonius erregte übrigens in Rom nicht geringes Aufsehen und im höchsten Grade den Zorn seiner Gemahlin Fulvia, welche sich dadurch zu rächen suchte, daß sie in Detavien drang, mit ihr auf dieselbe Weise zu verfahren, wie ihr Gemahl mit Glaphyra verfahren war, und ihm, als er sich weigerte, mit einer Kriegserklärung drohte, welche Detavien aber, wenn man seinen eigenen Worten⁶⁾ Glauben schenken will,

1) Appian (De bell. civ. V. 7) sagt genau: „aus Rücksicht auf die Schönheit der Glaphyra.“ 2) De bell. Alexandr. c. 66. 3) Cassius Dio B. XL. Cap. 32; dieser Historiker spricht weniger allgemein von Glaphyra und nennt sie geradezu eine Hühlerin. „Ο δ' Αρτζλαος υγιος ην α ηυρετος ημισιος Γλαφυρας ηυγυισσας.“ 4) Bergl. P. Beyer, Dictionnaire historique et critique, Art. Glaphyra. Rom. D. Beyer macht nach seiner gemeinen Weise noch die Bemerkung: Les charmes de Glaphyra devaient etre plus puissans qu'en 713: ce n'est pas un fruit que le temps rendo malleure. 5) Cupiditate proficiscendi ad bellum gerendum. non dicitur moratur, magnique itineribus per Cappadociam confectis. De bello Alexandr. c. 66. 6) Detavien dicitur bei dieser Gelegenheit des folgenden von Martialis (IX, 20) außersprochne (sardalide) Epigramm:

Quod fuitit Glaphyren Antonius, hanc mihi poenem
Fulvia constituit, se quoque ut fuissem.
Fulviam ego et fuissem? Quid si me Manlia orat
Poedice, faciam? Non puto, si sapiam.
Aut fuissem, aut pugnemus, ait. Quid, quod mihi vita
Carior est ipsa mentula? Signa canant.

verachtete. Ueber die späteren Schicksale dieser berühmten Frau, sowie über die Zeit ihres Todes findet sich nirgends eine Nachricht. Ihre Entlein.

Glaphyra, eine Tochter des kappadocischen Königs Archelaus, welche im J. 15 v. Chr. mit Alexander, einem Sohne Herodes des Großen und der Mariamne, vermählt wurde, war eine bessere Gattin, als ihre Großmutter, verursachte aber durch ihren unbändigen Stolz in der Familie ihres Gemahls großes Unheil. Sie rühmte sich durch ihren Vater von dem Herrlichen Ktemenos, dem mythischen Könige von Argos, und durch ihre Mutter von Darius, des Hykaspes Sohne, abzukommen, und warf, während sie oft und absichtlich ihre hochgeborenen Ahnen aufzählte, Salome, der ränkevollen Schwester des Herodes, stets ihre niedrige Herkunft vor, sowie auch seinen Weibern, die er alle lediglich wegen ihrer Schönheit, nicht aber um ihres Adels willen gemählt habe. Diese Proklamationen und Schmähreden machten alle diese Frauen zu erbitterten Feindinnen ihres Gemahls Alexander, gegen welchen der argwöhnische König ohnehin großen Verdacht hegte, und hatten die traurige Folge, daß sich das Gemitter, welches sich in der Familie zusammengezogen hatte, allmählich gegen Alexander wandte und sich gänzlich auf das Haupt desselben entlud⁷⁾. Auch dieser wurde durch das Mißtrauen seines Vaters gegen ihn und außerdem durch das falsche Gerücht, daß dieser einen verbotenen Umgang mit seiner Gemahlin unterhalte⁸⁾, so sehr erbittert, daß trotz des klugen und gelungenen Versuches seines Schwiegervaters, eine Veröhnung herbeizuführen⁹⁾, bald wieder das Feuer der Zwietracht hell auflebte und Alexander des Hochverrathes gegen seinen Vater angeklagt und eingekerkert wurde. Bei dem Verhöre stellte sich zwar Nichts weiter heraus, als daß er, um dem ewigen Argwohn zu entgehen, zu entfliehen gedachte, daß er aber nie nach des Vaters Leben getrachtet habe; er wurde hierauf gefesselt zu seiner Gattin Glaphyra geführt. Nachdem beide gegenseitig den Thränen der Wehmuth freien Lauf gelassen, ward Alexander befragt, ob seine Gattin Mitwisserin seines Verrathens sei? Alexander betheuerte, daß er seiner Gattin, welche er mehr liebe, als sein Leben, nie etwas verdächtig habe. Glaphyra wußte aber ebenfalls nur von einer Flucht zu ihrem Vater Archelaus und von da nach Rom¹⁰⁾. Herodes schwankte nach diesen Aussagen noch einige Zeit zwischen Angst und Mitleid, als man ihm aber noch andere Verdachtsgründe beibringen wußte, ließ er (im J. 9 v. Chr.) seinen Sohn Alexander zu Seaste erdroffen¹¹⁾ und schickte dessen Gemahlin zurück nach Kappadocien zu ihrem Vater, ihre beiden Söhne Alexander und Tigranes aber behielt er zurück; diese fielen jedoch später von der jüdischen Religion ab und begaben sich ebenfalls zu ihrem Großvater. Glaphyra

vermählte sich bald darauf mit Juba, einem Könige der Libyer, kam aber nach dem Tode desselben zum zweiten Male in das väterliche Haus zurück, wo der Erbnach der Juden Archelaus, der Stiefbruder ihres ersten Gemahles, sie sah und sich dergestalt in sie verliebte, daß er seine Gemahlin Mariamne sogleich verließ und sie gegen das ausdrückliche Verbot des jüdischen Völkchens heirathete. Kurz, nachdem sie wieder nach Juba gekommen war, träumte ihr, als stände Alexander vor ihr und spräche: „Die Deirach in Libyen hätte dir genügen sollen; aber nicht zufrieden damit sehest du an meinen Herd zurück und nimmst den dritten Mann, und zwar, o Verwegener, meinen Bruder! Diesen Schimpf lasse ich nicht hingehen; ich hole dich, du magst weilen oder nicht.“ Kaum zwei Tage, nachdem sie diesen Traum erzählt, war sie eine Leiche¹²⁾. Da Archelaus nur von dem Jahre 3 bis zu dem Jahre 7 n. Chr. Erbnach (König) von Juba war, so muß der Tod Glaphyra's in diese Zeit fallen. (Ph. H. Kall.)

GLAPHYRA, eine Heilige des 4. Jahrh., welche aus Italien kamte und als junges Mädchen unter die Töchter Konstantin's, der Gemahlin des Kaisers Valentinianus, einer Schwester des Kaisers Konstantin, aufgenommen wurde¹⁾. Sie folgte ihrer Geliebten, nachdem Valentinianus durch den Tod Maximin's (313) alleiniger Herrscher des Orients geworden war, nach Syrien und befand sich bei ihr zu Nicomedia, als der Gemahl derselben aus Argier über die Fortschritt Konstantin's seine bisher beobachtete christenfreundliche Politik änderte und sich auf die entgegengekehrte Seite neigte. Er buldigte von nun an nicht nur dem Götzendienste, sondern ergab sich auch den abentheuerlichsten Ausschweifungen, so daß Konstantia sich veranlaßt sah, bei ihrem Bruder Klage über ihn zu führen. Die ehrbarsten und angesehensten Damen und selbst die Frauen der Senatoren mußten sich als Werkzeuge seiner Leppigkeit, die er ohne Scheu und öffentlich übte, gebrauchen lassen. Auch Glaphyra erregte durch ihre Schönheit seine Aufmerksamkeit, und er

12) Josephus, De bello jud. II, 7, 4. Antiq. jud. XVII, 13, 4. Da Juba, König von Mauritania, erst im Jahr 23 nach Chr. starb, so kann dieser, obgleich man es gewöhnlich annimmt, nicht gemeint sein, wie Grun (in seinen Recherches sur la vie et sur les ouvrages de Juba le Jeune, in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions. Tom. IV. p. 461 seq.) gegnügt dargehen hat. Josephus spricht aber auch nicht von dem Könige Juba von Mauritania, sondern nur von einem libyschen (afrikanischen) Könige (Ἰσὴρ τῷ βασιλεὺς Λιβύης, — Ἰσὴρ τῷ Ἀφρικανῶν βασιλεὺς), und man braucht ihn deshalb nicht des Arthurs zu beschuldigen und die Unfalsch aufzustellen, Glaphyra sei von ihrem jüdischen Gemahle verlassen worden, sondern nimmt an, Josephus meine einen andern König, welcher ebenfalls den libyschen Namen Juba getragen habe; vergl. P. Boyie I. c. Rem. B.

1) Tölg τῷ ἑλλήνι ἀσπασμένῳ Ἰουδοῦ βασιλεὺς ἐκπαύσεως ἀντιόχεια, διακομὴς ἑξῆς ἀποσταλμένη τοῖς βασιλεῦσιν, Ἰουδοῦς θραύσαν τοὺς ἀλλοτρίους, ἀπαγαγόντες αὐτὴν εἰς τὴν αὐτοκρατορὴν ὑπαίαν τῶ ἀποστόλου τῆς ἀρχιεπισκοπῆς καὶ ἀποστῆναι ἐπὶ τοῖς ἀποστόλοις καὶ τῶν ἐκκλησιαστικῶν πρεσβυτέρων συνέλευσι. Joannis Presbyt. Nicomced. Acta Martyrii S. Basilii c. 3.

7) Josephus, De bello jud. I, 24, 9; vergl. Antiq. jud. XVI, 7, 2. 8) Derselbe Antiq. jud. XVI, 7, 4. 9) Ders. De bello jud. I, 25. 10) Ders. Antiq. jud. XVI, 10, 7. 11) Ders. De bello jud. I, 27. Ant. jud. XVI, 11, 7.

scherte sich nicht, durch Geschenke, welche er ihr durch Demianus, einen seiner Kammerherren, anbieten ließ, zur Unzucht aufzuwerthen. Die Zofe, welche dem Christenthume mit dem größten Eifer anhing, theilte der Kaiserin den ihr gemachten Antrag mit und bot sie inständigst, sie vor dieser Schmach zu schützen. Constantia, durch den Jammer der frommen Jungfrau erschüttert und über die rücksichtslose Eitellosigkeit ihres Gemahles ergrimmt, richtete ihr ein bedeutendes Geschenk an Gold und Silber und übergab sie als Mann verkleidet einigen zuverlässigen Dienern, um sie nach Armenien zu bringen. Als sie nach Amasia, der Hauptstadt der pontischen Provinz, kamen, gefiel es Glaphyra an diesem stark befestigten und sicheren Orte. So wohl, daß sie ihn als Aufenthalt zu wählen wünschte, wenn schon Christen daselbst vorhanden seien. Bei näherer Erkundigung erfuhr man, daß hier bereits eine bedeutende christliche Gemeinde bestand, und daß Basileus, der Bischof derselben, eben mit dem Bau der ersten christlichen Kirche beschäftigt war. Glaphyra eilte zu dem Bischofe und stellte ihm nicht nur ihre mitgebrachte Habe zu diesem Zwecke zur Verfügung, sondern schrieb auch an die Kaiserin, um sie um eine Besäuer anzusprechen. Constantia gewährte ihre Bitte und richtete zugleich ein Schreiben an den Bischof, worin sie ihm Glaphyra empfahl. Der Bischof Glaphyra's war unterdessen durch die Unvorsichtigkeit der Kaiserin in die Hände des Demianus gefallen und von ihm dem Kaiser übergeben worden. Dieser ließ in seiner Wuth sogleich einen Boten an seinen Statthalter zu Amasia abgehen, dem Befehle, den Bischof und die entflohene Zofe gefesselt nach Nicomedia zu schicken. Glaphyra war, als der Befehl eintraf, zu ihrem Glück kurz vorher gestorben, Basileus aber wurde nach Nicomedia gebracht und daselbst bald nach seiner Ankunft (um das Jahr 322) hingerichtet. Die für die Kenntniß des Charakters des Kaisers Licinius nicht unwichtige Geschichte Glaphyra's erzählt ihr Zeitgenosse, der Priester Joannes von Nicomedia, in seinem noch vorhandenen Berichte *) über den Martirer des heiligen Basileus. Glaphyra erhielt ihrer Tugend wegen eine Stelle unter den Heiligen und wird von der römischen Kirche am 13. Jan. von der griechischen aber am 26. April mit dem heiligen Basileus verehrt.

(Ph. II. Kalk.)

GLAPHYRANTHUS. Mit diesem Namen besetzte Endlicher die dritte Unterabtheilung der zu der Familie der Myrtaceen gehörigen Gattung *Metrosideros* von Rob. Brown. Diese hat achsel- oder endständige gestielte Blüten, glockenförmige, am Grunde mit dem Fruchtknoten verwachsene, rundliche Kelchröhren und

einen fünfspaltigen oder fünzfächrigen Reichsaum. Die fünf Kronblätter sind einem Ringe im Reiche eingefügt und wechseln mit dessen Zipfeln ab. Derselben dem Schlund des Reiches begrenzenden Ringe sind auch die 20—100 Staubblätter eingefügt; die freien, fadenförmigen Staubfäden ragen sehr weit hervor, die zweifächerigen Staubbeutel tragen der Länge nach auf. Der Fruchtknoten ist halbunterständig, 2—3fächerig, seine Fächer sind vielzellig. Der Griffel ist cylindrisch, die Narbe einfach oder kopfförmig. Die innerwärts der Kelchröhre freie, 2—3fächerige, fuchspaltig-auffpringende Kapfel beherbergt viele unachseförmige Samen.

Zu dieser Gattung gehören Bäume und Sträucher in Neu-Holland und Neu-Seeland, am Cap der guten Hoffnung, auf den Molukken und auf den Sandwich-Inseln einheimisch mit gegenüberstehenden oder wechselständigen, nebenblättrigen, ganzrandigen Blättern und achsel- und endständigen achseligen Blüten.

Endlicher bringt sie in drei Unterabteilungen:

1) *Eumetrosideros* mit zweifächeriger Kapsel, einfacher Narbe und gegenüberstehenden Blättern.

2) *Agalmanthus* mit dreifächeriger Kapsel, einfacher Narbe und gegenüberstehenden Blättern.

3) *Glaphyranthus* mit dreifächeriger Kapsel, kopfförmiger Narbe und wechselständigen Blättern. (*Gärcke.*)

GLAPEYRIA. Dies ist der Name einer nur unvollständig bekannten, von Jack aufgestellten, wahrscheinlich für die natürlichen Familie der Myrtaceen gehörigen Pflanzengattung. Sie hat einen flusspinnigen Kelschaum, fünf Kronblätter, eine flussfächerige, vielmäulige Beere und in jedem Fach in doppelter Reihe der Achse angeheftete Samen. Zu ihr gehören kleine in Indien einheimische Bäume mit sehr kleinen, wechselfälligen, von Nebenblättern begleiteten Blättern und wenigblütigen, achselständigen Büscheln. Nur zwei Arten sind hiervon bekannt, nämlich:

1) *Gl. nitida* Jack mit verkehrt-eiförmigen Blättern. — Dieser Baum findet sich auf hohen Bergen Ostindiens bei Sugarlaf und Gunong Demgo; seine Blätter werden anstatt der Theeblätter gebraucht.

2) Gl. *sericea* Jack mit lanzettlichen zugespitzten Blättern. Das Vaterland dieser Art ist die westlich von Sumatra gelegene kleine Insel Pulo-Pinang. Die Kelche, Blüthenstiele und jungen Blätter sind seidenhaarig. (Gareke.)

GLAPHYRUS nannte Latreille eine Käfergattung aus der Familie der Lamellicornier, deren Arten bis dahin unter Melolontha (f. d. Art.) standen.

Giebel.)

GLAPION (Jean), ein gelehrter Franziskaner-
monch und gewandter Diplomat, um die Mitte des
15. Jahrh. zu La Ferté-Bernard (im jetzigen Departe-
ment der Sarthe) geboren, trat, nachdem er seine
theologischen Studien an der Sorbonne beendet hatte,
in den Franziskanerorden und erlangte durch seine Kom-
missionen und seine Klugheit bei denselben ein so großes
Ansehen, daß er sich bald zum Generalsekretär be-
trachtete, der päpstlichen Stuhl und zum Provinzial von An-

2) Καταλαμβάνουσι τὸ τῶν Ἀραβίων ἔθνος, μητρόπολιν δὲ αὐτῆς τῆς Ποντικῆς βασιλείας ὁμογενεῶν τὴν πύλιν. Ibid. c. 5. Die Stadt heisst jetzt noch Amasia oder Amassia, und man findet noch viele Spuren ihrer früheren Grösse. Vergl. H. B. Forbiger, Handbuch der alten Geographie. 2. Bd. S. 426.
3) Man findet ihn griechisch und lateinisch in den Act. SS. Antverp. Aprilis. Tom. III. p. 416—422. Append. p. L—LVI. Beral. Januarii Tom. I. p. 771 seq.

den und Burgund emporschwang. Da er als solcher seinen Sitz zu Brügge hatte, so wurde er während des Aufstandes der Glämingen gegen den römischen König Maximilian in Genabrum gebracht, bald aber, da ihn der Cardinal Kinnus als Unterhändler mit den Aufständischen bezeichnet, wieder frei gelassen. Glapton entsetzte sich seiner Aufträge mit solcher Gewandtheit und so unerwartet günstigem Erfolge, daß Maximilian ihn zu seinem Reichsobersten und ersten Almonskirer wählte und fortan bei den wichtigsten Angelegenheiten fast immer seinem Rathe folgte, welcher nie einen andern Zweck hatte als die spanische Macht zu vergrößern und Frankreich zu schwächen. Unter Karl V. wurde er auf den bischöflichen Stuhl von Toledo erhoben und zum Generalcommissar seines Erbens für Indien bestimmt; sein politischer Einfluß hatte übrigens jetzt bereits aufgehört. Glapton starb am 15. (nach Andern am 22.) Sept. 1522. Er galt bei seinen Zeitgenossen als ein eifriger Förderer der Wissenschaft und stand mit Erasmus von Rotterdam und andern berühmten Gelehrten seiner Zeit in freundschaftlichen Verkehre; auch versuchte er sich selbst als Schriftsteller, sein moralisch-ästhetisches Werk: *Le Passe-temps du pelerin de la vie humaine*, wurde jedoch nicht gedruckt, handschriftlich befindet es sich auf den Bibliotheken zu Arras und Besançon *). (Ph. H. Kälb.)

GLAPTHORNE (Henry), einer der beliebtesten englischen dramatischen Dichter aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh., dessen Lebensverhältnisse aber nicht näher bekannt sind. Den meisten Beifall fand seine Tragödie *Albertus Wallenstein* (Lond. 1634. 4.), welche gut geschrieben ist und jetzt noch aufgeführt werden könnte; auch sein Lustspiel *The Ladies Privilege* (Lond. 1640. 4.); *The Hollander* (Lond. 1640. 4.) und *Wit in a Constable* (Lond. 1640. 4.) enthalten, obgleich sie im Ganzen nicht als Meisterstücke betrachtet werden können, doch sehr gelungene Scenen und ebenso verdient seine Tragödie *Argalus and Parthenia* (Lond. 1639. 4.) Anerkennung. Ueber die Bühne gingen, aber ungedruckt blieben, die in der Durchführung der Charaktere gelungenen Tragödien *The Vestal*; *The Dutchess of Ferdinandia* und *The Partridge, or revenge for honour* und die Tragödie *The noble Tryal*. Alle diese dramatischen Werke, sowohl gedruckt als ungedruckt, sowie seine kleineren Gedichte, sind übrigens jetzt vergessen, obgleich sie mehr inneren Werth und mehr Natürlichkeit besitzen, als manche geprüfte Nachwerke der neueren Zeit †). (Ph. H. Kälb.)

GLAREANUS (Heinrich, eigentlich Heinrich Loriti zugenannt Glareanus), ein als Förderer des Studiums des classischen Alterthums verdienstvoller Gelehrter der ersten Hälfte des 16. Jahrh. Er wurde geboren im Juni 1488 in dem glarnerischen Dorfe Mollis, wo seine Väter ein Gut besaßen. Daß er sich den Namen Glareanus wenigstens später von dieser Be-

sitzung und nicht vom Lande Glarus hergeleitet hat, beweist folgende Stelle seiner *Accessiones ad Paenegyricou Helvetiae*: *Obiter hic notandum poetam nostrum (Glareanum) scribit de sich selbst*; *Claronensem vocari a patria; Glareanum autem a familia atque a paterna domo a glarean, am Steinacker*. Deswegen nannte er sich auch in seinem Testamente „Heinrich Poriti von Glaris, poeta laureatus, genannt Glareanus.“ Auf den Titeln seiner Schriften nennt er sich vom Jahre 1540 an *Patrius Glaronensis*. Doch noch 1520 nennt er einen feiner Zöglinge zu Paris, den Glarner Gallati, auch Glareanus, was neben dem Namen Glareana, welchen er zuerst für Glarus braucht, der Veranlassung Raum gibt, daß er erst später auf jene Erklärung seines Namens, der anfanglich Glarner bedeuten sollte, gekommen sei. Seine Väteren scheinen wohlhabende Leute gewesen zu sein, und der Titel *Patrius* deutet unfehlbar an, daß sie zu den größten Geschlechtern der „freien Wappengenossen“ des Glarnerlandes gehörten. Wie sein ärmerer Raubmann aus Wallis, Thomas Plattler (s. d. Art.), in der Jugend das Vieh hütete, so wurde auch Glareanus von seinen Väteren bis ins zwölfte Jahr dazu gebraucht. Nach seinen eigenen Äußerungen versuchte er sich damals schon als Dichter in der Dichtkunst. Es scheint, daß die Väteren seinem höhern Streben nicht abgeneigt waren, und schon vorläufig in ihm den zukünftigen Pfarrer ihrer Gemeinde erblickten. Er wurde dann, das Jahr ist ungewiß, zu Rubellus, gehörig von Rotweil am Neckar, nach Bern gesandt, und als dieser Bern verließ und nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, folgte er ihm dorthin. Zu Rotweil blieb er zwei Jahre und legte unter Rubellus' Anleitung den Grund zu seinem guten lateinischen Style und zu seiner Kenntniß der Kunst. Dort schloß er auch innige Freundschaft mit Wyconius von Zugern, die erst gekört wurde, als Glareanus sich entschieden gegen die Reformation erklärte. Im J. 1508 bezog er die Universität zu Geln. Daß er vorher mit Hadrianus und Zwingli zu Wien gewesen sei, scheint irrig (vergl. Schreiber's *Heinr. Poriti Glareanus* S. 5). Nachdem er die philosophischen Studien absolviert und 1510 die Magisterwürde erhalten hatte, studierte er Theologie; um diese Zeit beginnt auch seine vertraute Freundschaft mit Zwingli, damals noch Pfarrer zu Glarus, und ein lebhafter Briefwechsel zwischen beiden Freunden, der später aus denselben Grunde abgebrochen wurde, welcher die Freundschaft mit Wyconius löste. Damals machte auch Glareanus eine Sammlung seiner Gedichte, die er Zwingli zusandte, und die dann später unter dem Titel: *Duo elegiarum libri Henrici Glareani; Basil. in aedibus Joannis Frobenii, 1516* gedruckt erschien. Als dann Kaiser Maximilian 1512 einen Reichstag zu Geln hielt, versetzte Glareanus ein lateinisches Gedicht auf denselben. Er wurde nun aufgefordert, dasselbe öffentlich vor der Versammlung des Reichsfürsten vorzutragen, worauf er es nach der dorischen Melodie absang, dann vom Kaiser eigenhändig mit einem Vorbertrange geschmückt, mit einem fest-

*) Ant. Sanders *Flandria illustrata*. Tom. II. p. 168. *Biographie générale*. Tom. XX. p. 790.

†) *Biographie générale*. Tom. XX. p. 791.

baren Fingerringe beschenkt und aus Goldreichthum entlassen wurde. Diese Auszeichnung scheint mit dazu beigetragen zu haben, daß er sich von der Theologie ganz abwandte und nur die schönen Wissenschaften cultivirte, zugleich verschaffte sie ihm zahlreiche Zuhörer, da er ohne öffentliche Anstellung Unterricht zu erteilen anfang. Indessen war ihm der Aufenthalt zu Gölz nicht behaglich. Er fand die dortige Lebensart seiner Gesundheit nicht zuträglich. Dazu kam der Neudruck der über den Kampf zwischen den Periclitern und den Scholasticern, der ihm den Aufenthalt zu Gölz bei seiner hohen Achtung für Reuchlin und bei seiner Liebe für die classischen Studien doppelt unangenehm machen mußte. Nachdem nun der Reichsrichter Hochstraten Reuchlin's Schrift gegen Pfefferkorn, „Augenspiegel“ betitelt, öffentlich den 10. Febr. 1514 hatte verbrennen lassen, verließ Glareanus Gölz sogleich und begab sich nach Basel, wo er den 1. Mai 1514 bei der Universität eingeschrieben wurde. Eine würdige Stelle bei derselben hat er indessen nie bekleidet. Er errichtete ein Kosthaus für eine Anzahl junger Leute, allmählig bis auf 30, die unter seiner Aufsicht beisammen wohnten, und denen er Unterricht in der lateinischen und griechischen Grammatik, Poesie, Ruffik und Mathematik erteilte. Da Erasmus grade damals nach Basel gekommen war, so kam Glareanus auch mit ihm in Verbindung. Seine Verehrung und wirklich kindliche Liebe für den Beförderer der Kunst und Wissenschaft drückte er in seinen Briefen aufs Lebhafteste aus, indessen Erasmus, der überhaupt für Schmeicheleien empfänglicher war, als für die Eindrücke aufrichtiger Freundschaft, zwar den jüngern, eifrigen Mann lobt, aber sich immer in der höhern Stellung eines gereizten Gönners erhält. — Glareanus' Eifer für die classischen Studien und seine Verbindung mit Erasmus konnten ihn übrigens der Partei der Scholastiker, die er immer Sophisten nennt, nicht empfehlen; denn auf allen Universitäten hatte derselbe Kampf statt, wie zu Gölz. Daher wurden von Professoren die Anschläge, worin er Collegien ankündigte, abgelesen, und sie verboten ihm, über Seneca zu lesen. Daß übriges Glareanus auch nicht unterließ, seine Gegner durch Spott zu reizen, zeigt folgende Anecdote: bei einer akademischen Disputation ritt er, nach den Einen auf einem Pferde, nach Andern auf einem Esel grade in die Aula hinein, und antwortete vom Rectator zur Reide gestellt, er müsse sich selbst einen Sitz verschaffen, da er schon seit mehreren Monaten nicht dazu habe gelangen können, daß ihm von der Universität ein gehöriger Platz angewiesen werde. Dagegen ließ sich folgende geschä, so wenigstens er sich dennoch abzuheben, die Disputation mußte daher auf den folgenden Tag verschoben und ihm bei derselben sein Platz mit den üblichen Höflichkeit anzuweisen werden. Auch andere Anekdoten lassen in ihm zwar einen wichtigen, aber anmaßlichen Mann erkennen. Glareanus erscheint auch in den Epistolis obscurorum virorum in dem: „Carmen Rithmicale Magistri Philippi Schlaurnach, quod compilavit et comportavit, quando fuit cursor in Theologia et ambulavit per

totam Alamanniam superiorem;“ als einer der vielen Keger, die in Groben's Hause sein, und der Wagner erzählt, Glareanus habe ihn geprägt und die Kerpe hinuntergeworfen. Dagegen dieß nur Dichtung ist, so ist die Anekdote, die ihn der Verfasser spielen läßt, seinem Charakter ganz angemessen; denn sein heftiges Temperament, das ihn grade nicht zum Erzieher eignete, trat auch zuweilen im Verhältnisse gegen seine Zöglinge hervor. Erasmus schildert sein Verhältniß zu den scholastischen Theologen in einem Schreiben an den Bischof von Paris den 14. Febr. 1517, worin er Glareanus diesem Freunde der Wissenschaften empfiehlt. Er sagt darin: „Venus seculi mōchte an ihm keinen andern Fehler entdecken, als die allzu große Freimüthigkeit, womit er gegen die spitzfindigen Sophisten verfährt.“ — So wenig es auch wol sonst jemand mit ihnen im Schreien aufnehmen kann, so ist Glareanus doch auch hierin der Mann für sie; es versagt ihm die Zunge nicht und noch weniger sein nachstark verflüssigter Mund. Das ist der Grund, warum er auch mit den Theologen nicht im besten Vernehmen steht.“

Glareanus blieb drei Jahre zu Basel. Während dieser Zeit veröffentlichte er folgende Schriften. 1) *Helvetiae descriptio et in laudatissimum Helveticorum foedus Panegyricum Henrici Glareani, Poetae laureati* (Basil. 1515.), eine poetische Geographie der Schweiz, worauf das Panegyricum folgt, ein Lobgedicht, worin die Vorträge und Verdienste der einzelnen Cantone gerühmt werden. (Wyttonius gab Beides 1519 mit einem Commentar zu Basel wieder heraus, wozu Glareanus 1554 noch Accessiones schrieb; abgedruckt im *Thesaurus Hist. Helv.* [Türzi 1755.]) Glareanus sandte den eben zu Zürich versammelten Mitgliedern der Loggathen Exemplare, und die Versammlung beschloß, ihm dafür ein Geschenk von 20 Gulden zu übermachen und den Herzog Maximilian Sforza zu Mailand, der ganz von den Schweizern abhing, aufzufordern, ihm ein Stipendium zum Besatze der Universität Pavia auszusprechen. Glareanus reiste auch wirklich im Frühjahr 1515 nach Italien, kam aber bald nach Basel zurück, sei es nun, daß das Stipendium nicht ausbezahlt wurde oder wegen der neuerdings beginnenden Kriegsunruhen. 2) *Isagogae in Musices Henrici Glareani Helvetii Poë. Laur. o quibusque bonis authoribus latinis et graecis ad studiosorum utilitatem multo labore elaborata.* (Bas. 1516. 4.) 3) *De ratione syllabarum brevis isagogae, qua nulla magis succinata esse poterit.* De figuris compendiosis hunceratio, ex probatissimis authoribus praesertim Diomedis. Item Elegiae quaedam Henrici Glareani. (Basil. 1516. 4.) In demselben Jahre erschienen auch die oben angeführten zwei Bücher Elegien, von denen Glareanus in seiner Dedication an Zwinger sagt: *Duos igitur libros Elegiarum institui. Primum qui sit *αὐτογραφός*; quippe in quo laude dignos extuli, alter *διδοικαὶν*, videlicet in quo optime iuvenis ad virtutes et praecipue ad pudicitiam adhortatus sum.*

Im J. 1517 erhielt Glareanus auf Veranlassung der

Zugelassung von Franz I. ein Stipendium zum Besuche der Universität zu Paris. Im Mai dieses Jahres finden wir ihn dort, und bei ihm auch die meisten seiner bisherigen Zöglinge. Er mietete daher wieder ein Haus und setzte dieselbe Einrichtung fort. Er erklärte seinen Zöglingen Caesar's gallischen Krieg, dann vorzüglich Livius, und nahm selbst Unterricht im Griechischen bei Janes Kastaris, der mit ihm die Obduse las, die er dann später seinen Zöglingen erklärte. Der Ruf, welchen seine Anstalt in der Schweiz erlitt, bewirkte, daß ihm aus allen Cantonen junge Leute zugeführt wurden. Schon in Basel wurde in derselben nur Latein gesprochen. Zu Paris gab er ihr dann eine Art republikanischer Einrichtung. Das Ganze nannte sich *Senatus Populusque Romanus*. An der Spitze stand er selbst mit dem Titel Consul. Die Zöglinge wohnten aus ihrer Mitte einen Censor, Prätor, Quästor, Volkstribunen u. s. w. Ob die Sache ein bloßes Spiel war, oder ob Glarean hoffte, auf diese Weise eher Gehorsam und Ordnung erhalten zu können, ist ungewiß. Daß dies ihm aber manchmal ziemlich schwer wurde, zeigt sich aus seinen Briefen. Im J. 1518 wurde ihm die Professur der Poesie zu Paris angetragen, wogegen er aber auf sein Stipendium verzichten sollte. Allein er lehnte den Antrag entschieden ab. Ganz unrichtig wird daher in der Biographie universelle gesagt, er habe 1521 eine Stelle als *professeur de belles-lettres au collège royal de France* erhalten und dieselbe drei Jahre bekleidet; der Ausdruck *Stipendium regium* wird dort irrig als Beförderung der Professur gedeutet. — Von literarischen Arbeiten ist aus der Zeit seines Aufenthaltes zu Paris Nichts bekannt; sein Erziehungsinstitut und der Umgang mit einigen wenigen Gelehrten, wie Budäus, Wilhelm Copus, Faustus Andralinus, und ganz besonders mit Faber Stapulensis scheint seine Zeit ganz ausgefüllt zu haben. Von eigenen Studien erwähnt er Nichts, obschon nicht zu glauben ist, daß er die reichen Büchersammlungen zu Paris nicht benutzt habe. So viel vermochte er über sich, daß er jeden Streit mit den scholastischen Theologen vermied, da ihn dies zu Paris hätte in Gefahr bringen können. Seine Briefe an Zwingli und Myconius beweisen, daß damals die Freundschaft noch fest bestand. Dagegen machte er fränkende Erfahrungen mit Erasmus. Dieser gab 1518 sein Lob der Ehe heraus, ohne seinem Versprechen gemäß eine Abhandlung Glarean's über Verachtung des Todes beizufügen. Glarean, der gehofft hatte, dadurch seinen Namen weiter verbreitet zu sehen, war tief gekränkt und drückte auch seinen Verrag über diesen, wie er überzeugt war, nur aus Eifersucht entstandenen Streich in einem Briefe an Myconius unverhohlen aus. Indessen lud ihn dann Erasmus wiederholt ein, nach Löwen zu kommen, und da der Streit zwischen Franz I. und Karl V. um die Kaiserkrone den Aufenthalt zu Paris für Schweizer gefährlich machte, weil die Zugelassung den Aufsuchen die Wahl von Karl empfohlen hatte, so unternahm Glarean Ende Juni 1519 die Reise, wahrscheinlich um sich zu Löwen näher umzusehen. Vorher (15. Mai)

hatte er an Zwingli eine kleine, jetzt nicht mehr vorhandene Schrift gesandt: De pronunciatione graecae linguae, mit der Bemerkung, daß seine Meinung einigen Gelehrten gefallen habe: *Motior autem ea in re uenicio quid, ad minimum quae secula nostra et literas graecas adjuvare queant*. Es muß sich dies auf den später nach Erasmus benannten Etacismus gegen den damals noch allgemein eingeführten Itacismus bezogen haben. Ein Augenzeuge erzählt nun, Glarean habe bei einem Gastmahle zu Löwen gegen Erasmus etwas von seiner Entdeckung geäußert, aber vorgegeben, es seien gelehrte Griechen nach Paris gekommen, welche das griechische *z* wie *e* aussprechen u. s. w. Bald nachher erschien die Schrift von Erasmus: *Dialogus de recta latini graecique sermonis pronuntiatione*, ohne daß des Glareanus mit einem Worte gedacht war ¹⁾. Dieser war unterdessen nach Paris zurückgekehrt, und das durch diese Schrift geleitzte Mißtrauen gegen Erasmus mußte ihn um so mehr abhalten, der Aufforderung, sich in Löwen niederzulassen, Folge zu leisten. Er machte daher im Frühjahr 1520 eine Reise nach der Schweiz und versuchte sich zu Basel eine Stellung nach seinem Wunsche zu verschaffen. Da er dort bei mehreren einflußreichen Männern günstige Aufnahme fand, so entwarf er einen Plan zur Errichtung einer nur von ihm abhängigen, zwar dem Rathe zu Basel, aber nicht der Universität untergebenen vorzugsweise philologischen Lehranstalt, die einzig aus den Beiträgen der Schüler sollte unterhalten werden; die Rectoren sollten nur von ihm ernannt werden. Natürlich fand ein solches Project bei den Gegnern der klassischen Studien großen Widerstand. Daher rief ihm dann der Theologe Verus (Vör) in einem Briefe nach Paris, in Basel wieder wie früher ein Pensionat zu errichten; nach und nach werde sich dann Manches geben. Glarean war nämlich schon im Juli 1520 wieder in Paris. Dort hatte sich die Stimmung gegen die Schweizer günstiger gestaltet, seitdem Franz I. das Bündnis mit der Schweiz zu erneuern suchte, was ihm dann bei allen Cantonen mit einziger Ausnahme von Zürich 1521 gelang. Deswegen wurden auch die Stipendien für die jungen Schweizer zu Paris damals pünktlich ausgezahlt. Indessen gab Glarean sein Verhaben, nach Basel zurückzukehren, nicht auf, und die Zugelassung wirkte 1521 bei dem Könige aus, daß ihm auch in Basel ein Theil seines Stipendiums obere, wie es officiell hieß, seiner Pension einzuweisen bleiben solle. (Ueber das Pensionatwesen in der Schweiz vergl. d. Art. Eidgenossenschaft.) Im März 1522 kam er nun nach Basel zurück und wurde dort von der Bürgerschaft und den Studenten mit Jubel empfangen. Er errichtete sogleich wieder sein früheres Pensionat, das nach und nach bis auf 25 Zöglinge anwuchs, und hielt auch öffentliche Vorlesungen, welche stark besucht wurden. Die Zahl der Zuhörer stieg, was

1) Man findet diese Nachricht in J. Rod. Wettstein's *Oratio apologetica pro graeco et genuina lingua graeca pronuntiatione*. Orat. V (Basil 1680, u. 1686.) und in der Ausgabe von Erasmus' *Werken* von Clericus. I. Bd. S. 911.

damals etwas Ungenügendes war, bis auf 50, zu großem Aerger der Gegner der klassischen Studien. Eine eigentliche Anstellung bei der Universität hatte er nicht, obgleich er von früher her bei derselben eingeschrieben war; auch wird nicht gemeldet, daß er je eine solche erhalten habe. In demselben Jahre (1522) verheiratete er sich mit einer Baslerin. Die Ehe blieb aber kinderlos, und als diese Martin 1539 starb, heiratete er zu Freiburg eine Witwe mit fünf Söhnen, von welcher er auch keine Kinder erzeugte.

Als Glarean nach Basel zurückkam, traf er Erasmus schon daselbst, das Verhältnis war anfänglich etwas gespannt; aber der geistige Einfluß des berühmten Mannes auf Glarean konnte nicht ausbleiben. Zwar konnte die frühere Herabwürdigung des jüngeren Glareanus, die in Erasmus fast beherrendem Verstande keine Erwiderung fand, nicht zurückgehen; aber der Mangel an Charakterfestigkeit gab ihm den Einflüssen des längere Zeit schau zwischen den Parteien in der Mitte stehenden Gönners Preis. Die Besorgnisse wegen der Gefahren, womit der Gang der Reformation das Studium des klassischen Alterthums bedrohte, die dieser bei ihm erregte, entfernten Glarean immer mehr von seinen bisherigen Freunden. Denn nur diese Studien lagen Glarean wirklich am Herzen. Zieferer, religiöser Sinn, die Erkenntniß, was wirklich zur Herstellung seiner Gottesverehrung geschehen müsse, dies war Glarean fremd; die Studien des klassischen Alterthums waren ihm Jwed an sich, nicht Mittel zu einem höhern Zwecke. Zu Paris hatte er sich 1521 in einem Briefe an Zwingli noch ganz entschieden für Luther geäußert und ihn einen großen Mann genannt, und als zu Zürich im Januar 1523 das erste Religionsgespräch über die von Zwingli aufgestellten 67 Artikel angeordnet wurde, erklärte er ohne Rückhalt seinen Beifall und wünschte ihm noch den 4. Febr. Glück zu dem errungenen Siege. Allein schon den 14. Febr. 1523 schreibt er weit zurückhaltender an Zwingli, und von da an findet sich kein Brief mehr an ihn. Etwas länger dauerte noch sein freundschaftliches Verhältnis zu Apollonius fort; aber auch dieses erlischt im Spätjahre 1524. In seinem letzten Schreiben vom 4. Sept. 1524 läßt Glarean zwar Luther in Beziehung auf Achtung für die schönen Wissenschaften noch Gerechtigkeit widerfahren, schimpft aber auf die Anhänger und Beförderer der Reformation, die Alles verderben. Wie aber gewöhnlich getrennte Freunde desto bittere Feinde werden, so geschah es auch hier. Immer mehr zeigt Glareanus eine wirklich feindselige Bekennung gegen Zwingli; besonders aber gegen Deslapomadius, der damals zu Basel immer größeres Ansehen gewann. Die Gährungen, welche durch die Fortschritte der Reformation unter den Bürgern und durch den Widerstand des Rathes immer heftiger wurde, beunruhigte Glareanus nicht weniger als Erasmus, und je mehr Glarean's Abneigung gegen die Reformation, zu der des Erasmus Einwirkung so viel beitrug, sichtbar wurde, desto mehr sank sein Credit, die Zahl seiner Zuhörer nahm auffallend ab; die ökonomische Verlegenheit vermehrte seine

Bitterkeit; denn von der Universität hatte er keinen Gehalt. Er war also genöthigt, ein anderes Unterkommen zu suchen. Er erhielt 1529 die Professur der Poesie zu Freiburg im Breisgau anfänglich zwar nur auf Probe für ein Jahr, wurde dann aber im Januar 1530 definitiv beständig. Den 20. Febr. 1529 zog er nach Freiburg, nachdem die Reformation zu Basel durch den Aufstand der Bürger am 8. Febr. entscheidend gestiftet hatte. Bekanntlich zog dann auch Erasmus dorthin, lebte aber 1535 nach Basel zurück.

Durch den Umzug nach Freiburg trat in Glarean's Verhältnissen bedeutende Verbesserung ein. Sein Pensum erhielt dort, da er sich als entschiedener Gegner der Reformatoren erklärt hatte, bedeutenden Zulauf. Er entwickelte auch große Thätigkeit. Theils öffentlich, theils privatim las er oft fünf Stunden des Tages von Livius, Homer, Ovid's Metamorphosen und Virgil vor einer so großen Zuhörersahl, daß ihm mehre Male die Aula eingeräumt werden mußte, weil die Hörer zu klein waren. Zugleich begann nun auch seine größere schriftstellerische Thätigkeit. Während des Aufenthaltes zu Basel war dieselbe nicht bedeutend. Außer einer Abhandlung über die Spitzenmaße des Poraz, die aber nicht gedruckt wurde, und Anmerkungen zur Geographie des Ptolemaus, die sich in der ersten Ausgabe dieses Christlicher's von Pirchheimer finden, schrieb er dort nur eine kleine Schrift über mathematische Geographie. (D. Henrici Glareani poetae laureati de Geographia liber unus. [Basil. 1527. 4.]) Derselbe fruchtbarer war sein Aufenthalt zu Freiburg (s. unten). Mit Erasmus scheidet er, während sich dieser zu Freiburg aufhielt, auf freundschaftlichem Fuße gesandten zu haben; wenigstens läßt dieser Glarean's Eifer und Kenntnisse in seinen Briefen aus dieser Zeit Gerechtigkeit widerfahren; aber das alte Verhältnis konnte nicht hergestellt werden, und als Erasmus 1535 nach Basel zurückkehrte, wurde die Verbindung ganz gelöst. Erasmus überging daher auch Glareanus ganz in seinem Einkamte, worin er andern Freunden und Bekannten allerlei Geschenke als Andenken vorordnete. Der Hauptberath Ulrich von Sickingen beschieden Glarean dessenungeachtet einen silbernen Becher aus dem Naglasse. Inniger war Glarean's Freundschaft mit seinem frühern Schüler, dem Geschichtschreiber Regidius Schudi, der als einer der eifrigsten Gegner der Reformation in der Schweiz bekannt war. Dies allein hätte hinreichend, ihm Schudi theuer zu machen. Darn seine Bitterkeit gegen alle Freunde der Reformation wurde immer größer. In seinen Briefen drückt sich immer mehr Disharmonie gegen seine Zeit überhaupt aus, und da es ihm bei zunehmenden Jahren noch schwieriger wurde, Ordnung und Disziplin unter seinen Zöglingen zu erhalten, und er sich auch zuweilen derbe Ausfälle gegen Verordnungen der Universität über die Kleidung, über das Verbot, Degen zu tragen, u. dgl. erlaubte, so schloß es ihm nie an Verdruss. Aus Widerspruch verteidigte er jetzt Manches, was er in jüngern Jahren ausgesprochen verworfen hatte. Es wird von ihm erzählt, als der Rath zu Freiburg gegen das

ärgerliche Leben der von Basel dorthin gewanderten Domherren mit ihren sogenannten Hausbäuerinnen habe einschreiten wollen, sei er mit dem Paternoster vor dieselben getreten und habe begehrt, daß man die Domherren bei ihrer alten Übung lasse, damit der Rath nicht für lutherisch verschrien werde. Diese Mißthimmung nahm immer mehr zu; doch erzeute er sich lange einer guten Gesundheit; erst in den letzten Jahren litt er an Augen- und Brustbeschwerden. Im J. 1560 erklärte er dann, daß er sich gänzlich schreie, seine öffentlichen Vorlesungen auf einige Stunden in der Woche zu beschränken; etwas später scheint er die Vorträge für seine Zöglinge fortgesetzt zu haben. Er starb in der Nacht vom 27. auf den 28. März 1563. Das Denkmal, welches ihm die Universität im Predigerkloster, wo er verlangt hatte, begraben zu werden, setzte, wurde in neuerer Zeit nach Aufhebung dieses Klosters in den Kreuzgang des Münsters versetzt. Seine reiche Bibliothek hatte er früher an den Bischof von Augsburg, Johann Keigolp von Anöringen, verkauft, sich aber den Gebrauch derselben auf Lebenszeit vorbehalten. Der Bischof schenkte sie nachher der Universität Ingolstadt, von wo sie dann in neuerer Zeit nach München kam.

Glarean's literarische Thätigkeit zu Freiburg war sehr bedeutend und zeugt, wenn daneben noch seine vielen Collegen in Rechnung gebracht werden, von ungemeinem Fleiße. Sein Hauptberuflich besteht jedoch mehr in der Beförderung der klassischen Studien durch Unterricht, wobei er vorzüglich die Richtung auf die Realien hervorhob, als in seinen Schriften, welche zwar für seine Zeit anerkennenswerth, aber keineswegs Bräufse ausgezeichneten Talente sind. Zuerst erschien: *Chronologia sive temporum supputatio in omnes J. Livii Decadas* — per *Henricum Glareanum*. (Basil. 1531. fol.) Sie ist den 1531 u. 1535 in Basel bei Froben erschienenen Ausgaben des Livius beigelegt. Ferner: *Henrici Lorii Glareani, Patricii Claronensis apud Helvetios, in omnes, quae quidem extant J. Livii Patavini clarissimi historici decadas annotationes; cum ejusdem chronologia in totam Romanam historiam, nunc primum non sine honore recognita*. (Basil. 1540. fol.) Glarean las schon zu Basel und dann zu Freiburg oft über Livius und setzte daher auf seine Anmerkungen einen großen Werth; in der That waren seine Leistungen verdienstlich; aber es fehlten ihm manche Hilfsmittel und er konnte sich mehr von Polibijs, noch von Dionysius von Halikarnassus griechische Texte verschaffen. Als nun Sigonius 1555 seine Ausgabe des Livius zu Venedig erscheinen ließ, fand er Vieles in Glarean's Anmerkungen zu berichtigen. Der überhaupt ritter und anmaßliche Glarean sendte dann an den Buchdrucker Hermann zu Basel eine sehr schwache Berichtigung, welche 1557 zu Paris gedruckt wurde: *Henrici Lorii Glareani epistola ad Joh. Hervagium, quia continetur apologia adversus Caroli Sigonii maledicta in ipsum, et judicium de illius doctrina et emendationibus Livianis* (Pataw. 1557); worauf Sigonius noch eine

Widerlegung folgen ließ: *Caroli Sigonii Livianorum scholiorum aliquot defensiones adversus Glareanum et Robortellum*. Man findet diese Streitschriften, sowie Glarean's Anmerkungen in *Dradenborch's Ausgabe des Livius*. — *Dionysii Halicarnassensis antiquitatum sive originum Romanarum libri XI, a Lapo Birago Florentino latine versi, ac per Henricum Glareanum P. L. recogniti, ab innumerasque mendis repurgati et illustrati annotationibus*. Adjuncta est per Eundem Chronologia temporum in Dionysii historia comprehensorum. (Basil. in off. Frob. 1532. fol.) Der griechische Text des Dionysius war noch nie gedruckt worden. Von der lateinischen Uebersetzung war ein neuer Abdruck nöthig. Glarean übernahm die Bearbeitung und suchte die Uebersetzung, so viel es ohne den griechischen Text und durch bloße Conjectur möglich war, zu berichtigen. Er anerkennt selbst, daß seine Arbeit keineswegs fehlerfrei sein könne, will aber doch ausf. Bemühe 6000 Fehler berichtigt haben. Er fügte eine Anzahl Anmerkungen und eine Chronologie bei von dem trojanischen Kriege an bis auf die ersten Kriegstribunen mit Consulargewalt. — *Commentariorum Caesaris elenchus. De bello Gallico libri VIII. De bello civili Pompeiano libri III. De bello Alexandrino libri I. De bello africano libri I. De bello Hispaniensi libri I.* — *Atque haec omnia ex D. Herr. Glareani P. L. castigatione et scholii ejusdem*. (Friburgi Brisingae 1538. 8.) Die Anmerkungen sind unter eigenem Titel beigelegt; in spätern Ausgaben finden sie sich unter dem Texte. — *Q. Horatii Flacci poemata omnia, studio ac diligencia Henr. Glareani recognita, ejusdemque annotationibus illustrata* (Friburgi Brisingae 1538. 8.) (nicht 1523, unter welchem Jahre diese Ausgabe von Mitscherlich angeführt wird). — *In C. Crispi Salustii historici clarissimi, quae adhuc extant historiarum Fragmenta, Henrici Glareani Helvetii annotationes*. (Basil. 1538. 8.) — *Henr. Glareani annotationes in Ciceronis librum de senectute*. (Basil. 1544.) — *Ferner Anmerkungen zu Ovid's Metamorphosen* (1538), *Valerius Maximus* (1553), *Eutropius* (1555), *Lactius Germania*, *Suetonius* (1560), *Terentius* (1540), *Lucanus* (1551), *Homers* *Batrachomyomachia* (1547). Für die Ausgabe des Boethius (Basil. 1546. fol.) bearbeitete er den mathematischen und musikalischen Theil. Zu einer Ausgabe des Dantes (1534) und zu der Dialektik des Cäsarius (1536) machte er erklärende Anmerkungen. Von eigenen Schriften gab er zu Freiburg heraus: *Henr. Lorii Glareani patricii Claronensis, liber de Asse et partibus ejus*. (Basil. 1530. fol.) — *De sex Arithmeticae practicae speculibus Henr. Glareani epitome*. (Friburgi Brisingae 1539. 8.) — *Glareani* *Arithmeticae* (Basil. 1547.) über die Lehre von den Zenarten; für die Geschichte der Musik höchst wichtig. Glarean's Zeiten wichtig. Glarean's Dodekachordon ist ein für die Geschichte der Musik höchst wichtiges Werk. Allein die Behauptung, er habe die alten griechischen

Zonarten hergestellt, ist nicht richtig. Er lehrt nur, daß statt der bis auf seine Zeit gangbaren acht Zonarten deren zwölf bestehen, denen er dann wegen seiner Vorliebe für das Griechische ganz willkürlich griechische Namen gab. Allein diese Glareanischen Zonarten gehen nur aus von den griechischen, stimmen aber im Weiteren nicht mit ihnen überein; denn sie sind eine Fortsetzung der alten Gregorianischen oder vielmehr Ambrosianischen Zöne. Da nämlich diese bloß die Zonreihen C D E F begriffen, so ergänzte Glarean den Geklus, indem er noch die Zonarten A und C beifügte'). (Lacher.)

GLAREOLA. Linné's Hirundo pratineola wurde von spätern Ornithologen als eigenthümliche Gattung erkannt und ist in neuerer Zeit selbst zum Typus einer kleinen Familie in der Ordnung der Graculatores erhoben. Sie begreift hochbrünne Schwabengestalten mit kurzem aufsamengerücktem Schnabel, großem, zumal sehr breitem Schnabel, schwachen Füßen und kurzen Beinen mit kleiner Spannhaut zwischen der äußeren und mittleren. Die Krallen sind lang und schwach, die Flügel außerordentlich lang und sehr schmal, der Schwanz lang und gebogen. Die Gattung Glareola hat neuerdings Naumann in seinen Vögeln Deutschlands, II. Bd. S. 432 am ausführlichsten geschildert unter sehr freier Beschreibung der einzigen europäischen Art, *Gl. torquata* (*Gl. austriaca* autor), österreichischer Glarealvogel oder gemeines Sandhuhn. Diese unterscheidet sich von ihren außeruropäischen Verwandten hauptsächlich durch den tief gelblichen Schwanz, die weiße Oberschwanzdecke und die rostrote Farbe der größten Deckfedern unter den Flügeln. Sie hat die Größe der Eingetroffel und lebt im größten Theile Asiens, im nördlichen Afrika und südlichen Europa, hier noch in Desterreich und der Schweiz als Zugvogel. Ihre Nahrung besteht in großen Insekten, meist Käfern und Heuschrecken und ihr Nest baut sie nachlässig am Boden. Andere Arten, wie *Gl. naevia*, *Gl. seuegalensis*, *Gl. isabellina*, bewohnen das südliche Asien und Afrika und kommen nicht in gemäßigten Ländern vor. (Giebel.)

GLARI werden von Plinius (H. N. VI, 32) unter den kleinern arabischen Völkerschaften, und zwar neben den Schyphagen, aufgeführt (item Ichthyophagorum. Veinde *Glari*. Littus Hammaeum, ubi auri metallum). (Krause.)

GLARUS (nicht Glaris, wie das Land nur in der Volkssprache heißt; die ältesten Urkunden haben immer Glarus), Name eines schweizerischen Cantons, sowie des Hauptortes desselben.

A. Geographie und Statistik.

Das Glarnerland liegt zwischen 46° 51' und 47° 13' der nördlichen Breite und 26° 30' und 26° 57'

der östlichen Länge vom Meridian von Ferro. Es wird begrenzt im Süden durch Graubünden, im Norden und Osten durch den Canton St. Gallen und im Westen durch die Cantone Uri und Schwyz. Nur im Norden öffnet sich ein zwar nicht sehr breiter ebener Eingang; sonst ist das Land überall von hohen Gebirgen umgeben, deren Wasserscheide im Süden und Osten fast durchweg die Grenze bildet. Im Westen greift das Gebiet von Uri und Schwyz in zwei Seitenthälern noch über die Berge herüber, und diese Theile gehören auch dem Flußgebiete der Linth, des Hauptflusses des Glarnerlandes, an. — Die größte Länge des Landes von Süden nach Norden beträgt ungefähr neun Stunden, die größte Breite fünf bis sechs Stunden. Der Flächeninhalt wird zu 13 □Meilen berechnet. Die Thalsohle des Hauptbales, deren nördlichste Theile gegen 1400 franz. Fuß über dem Meere liegen, ist nirgends über eine halbe Stunde, meistens nur eine Viertelstunde breit. Von denselben erheben sich die Berge auf beiden Seiten sehr steil. Dieses Hauptthal erstreckt sich von Norden gegen Süden bis zum Dorfe Schwanden, ungefähr 3 1/2 Stunden weit, und steigt bis dorthin um 330 franz. Fuß an. Von Westen her läuft neben drei engen Bergschluchten bei Witten, Niederurnen und Oberschwendi das Seitenthal Serüti oder Klönthal in das Hauptthal aus. Bei Schwanden trennt sich von dem Hauptbale gegen Osten das Klein- oder Serntthal ab. Ersteres geht noch ungefähr vier Stunden weit, allmählig nur jaletsch steil um 1400 Fuß ansteigend, bis zur Pantenbrücke, wo er sich in furchtbare Bergschluchten theilt, die endlich in den höchsten Gletschergebirgen des Landes ausgehen. Tiefer unten laufen in das Hauptthal, welches auch Großthal genannt wird, einige Seitenthäler aus; von Osten das Durnagel- und das Dießbachtal, von Westen das Thal des Urnerbodens. — Der andere Hauptzweig des Thales, das Sernt- oder Kleinthal, ist anfänglich von Schwanden an bis zum Dorfe Engi eine schmale Kluft, die 800 Fuß ansteigt; von da an breitet es sich in schönen Wiesengründen weiter aus und bildet einen weiten, fast halbkreisförmigen Bogen. Es hat auf der Westseite nur einige kurze und kleine Seitenzweige. Größere Seitenthäler, das Mühlbach-, Krauch- und Unterthal, münden von Osten her in dasselbe; gegen Süden läuft es in den Panzerpos, welcher nach Dunden führt, aus. In den Bergen zwischen dem Groß- und Kleinthal liegt noch ein zwei Stunden langes Thal, das Niederenthal, das bei Schwanden ausläuft. Alle Gewässer des Cantons, mit Ausnahme weniger Bäche, welche unmittelbar in den Walenflattersee fließen, stießen zuerst der Linth zu, welche dieselben durch die Limmatt und die Aare dem Rheine zuführt. Der ganze Canton Glarus gehört daher zum Flußgebiete des Rheins. Die Linth entspringt in den südlichsten Gebirgen des Cantons, aus den Gletschern des Tödi und seiner Nachbarn. Eine Menge von Gletscherflüssen strömen dort zusammen; die bedeutendsten sind der Sandbach und der Limmernbach, welche nach ihrer Vereinigung oberhalb der Pantenbrücke den Namen Linth er-

2) Athenae Lauriacae. Adami Vitae Philosophorum. Heinrich Voss Glarum; seine Freunde und seine Zeit, von Dr. Heinrich Schreiber (Strubing 1837.), wo man auch genaue bibliographische Nachrichten von den verschiedenen Ausgaben von Glarean's Schriften findet.

halten. Schon bis zu dieser Brücke fallen diese Gewässer um 3000 Fuß und von da bis Linththal noch um 1000 Fuß herunter. Sie bilden daher mehr prachtvolle Wasserfälle. Dasselbe ist der Fall mit den Bergströmen, welche tiefer unten der Linth von beiden Seiten zukürzen. Den stärksten Zufluss der Linth bildet der Sernf (Sernis), welcher sich der Schwanden mit derselben vereinigt und ihr die sämtlichen Gewässer der Gletscher und Berge des Kleinthals zuführt, daher gewöhnlich seine Wassermaße nicht kleiner ist, als die der Linth. Er wird durch die Vereinigung des Mighen- und des Jagbachs, den Abflüssen der südwestlichen Gletscher des Kleinthales, gebildet. Von beiden Seiten erhält er zahlreiche Zuflüsse, die ihm oft gewaltige Gletschermassen zumäßen. Er richtet furchtbare Verheerungen an und hat einen großen Theil der Thalsohle unterhalb Matt mit unfruchtbarem Gesteine überfüllt. Ähnliche verheerende Bergwasser hat auch die linke Seite des Hauptthales von Schwanden abwärts, die gewöhnlich unbedeutend sind, bei Gewittern aber gewaltig anschwellen. Einen bedeutenderen Wasserzufluss führt der Linth bei Retfal die Rönzsch zu, welche durch die Gewässer des Rönthales gebildet wird. Alle diese Gewässer des ganzen Glarnerlandes in der Linth vereinigt, strömen bis 1811 in unregelmäßigem Laufe durch das sogenannte Unterland, den nördlichen Theil des Cantons, und dann durch das Gasterland dem Zürichsee zu. Durch die Gletschermassen, welche die Linth seit Jahrhunderten daher wälzte, wurde der Abfluss immer mehr gehemmt und große Strecken des glarnerischen Unterlandes und des Gasterlandes in tiefen Sumpf verwandelt. Zugleich wurde dadurch der Abfluss des Balenstattersees in die Linth, die Waag, gehemmt und der Spiegel des Sees so erhöht, daß die angrenzenden Orte theils beständig, theils beim höhern Wasserstande im Sommer ganz unter Wasser gesetzt waren. Die Sümpfe dehnten sich jährlich weiter aus. Nicht nur wurden dadurch viele der fruchtbarsten Strecken dem Ackerbaue gänzlich entzogen, sondern die verderblichen Wirkungen der Sumpfluft traten in dem Gesundheitszustande der Bewohner näherer und entfernterer Orte immer stärker hervor. Der aufopfernden Thätigkeit Joh. Konrad Escher's von der Linth (s. d. Art.), die durch gemeinnützige Beiträge aus der ganzen Schweiz unterstützt wurde, gelang es, nicht nur dem Verderben Einhalt zu thun und die versumpften Gegenden der Cultur zurückzugeben, sondern auch die Quelle des Uebels für die Zukunft zu verstopfen. Die Linth wurde von Mollis an längs des Balenberges in den Balenstattersee geleitet, in dessen Tiefen sie nun ihr Geschiebe ablegt. Zugleich wurde durch Erweiterung und Ausräumung des Auslaufs der Spiegel des Sees um 10—12 Fuß erniedrigt und der gereinigt aus dem See heraus tretende Strom in geraden Kanälen drei Stunden weit dem Zürichsee zugeführt. Das ganze Werk wurde im September 1807 begonnen und im 1. 1817 mit einem Aufwande von 974,553 Schweizer Franken, wovon ein großer Theil durch Beiträge von Privaten zusammengebracht war, vollendet. Das Unter-

nehmen war um so schwieriger, weil die Kanäle vom Balenstattersee an fast überall durch Sümpfe mußten gegraben werden. — Von den 13 Seen des Glarnerlandes sind nur zu erwähnen der vier Stunden lange Balenstattersee, wovon ungefähr der vierte Theil zum Canton gehört, und der Rönthaler- oder Serrüster, der etwa $\frac{1}{2}$ Stunde lang und $\frac{1}{4}$ Stunde breit und sehr fischreich ist. Alle übrigen sind kleine Alpenseen, von denen der höchstgelegene, Muttenfer, 7579 Fuß über dem Meere liegt. Sechs von diesen Wasserflämmern haben nur unterirdische Abflüsse, die tiefer unten als Bäche hervortreten. In den über der Tannengrenze gelegenen Alpen finden sich keine Fische. — Die Gebirge des Cantons Glarus, mit den angrenzenden Theilen der Cantone St. Gallen und Graubünden, bilden das östliche Ende der großen Alpenkette, welche auf der Nordseite von Wallis und durch Uri in der Richtung von Westsüdwest nach Ostnordost sich erstreckt. Diese zieht in hoher verzweigter Bergkette längs der ganzen Südgrenze des Cantons fort und gefaltet nur einzeln, zum Theil gefährliche, Pässe nach Graubünden. Der höchste Berg in derselben und zugleich in der ganzen östlichen Schweiz ist der Adli, 11,144 Fuß über dem Meere. Ein nördlicher Ausläufer dieser Kette auf der Westseite des Landes erhebt sich dann im Glarnerthale wieder bis auf 8895 Fuß. — Die nördlichen und westlichen Berge bestehen aus Kalk, die südsüdlichen aus Schiefer, liegen aber in den höhern Regionen einige Kuppen von Kalk oder porphyrtartigem Gesteine. Wahrer Granit und Gneis sind bis dahin nirgends in ansehnlichen Massen gefunden worden. (Ausführlich werden die höchst merkwürdigen und zum Theil noch unerklärlich geographischen Erscheinungen des Glarnerlandes dargestellt in: Gemälde der Schweiz. 7. Bd. S. 31 ff.) Das Kalk- und Schiefergebirge ist reich an Versteinerungen, letztere besonders an Versteinerungen von Fischen. Die Linie des beständigen Schnees ist zwischen 7—8000 Fuß über dem Meere, je nach der Himmelsgegend, gegen welche die Abhänge gerichtet sind. Das Klima ist natürlich je nach der Lage verschieden. In dem Thälern ist der Winter meist etwas milder als in der oberen Schweiz, weil der Südwind (Zöhn) dort öfter herrscht. Dagegen wird die Temperatur des Sommers durch den häufigen Regen und Schnee, der in den Gebirgen fällt, herabgedrückt. Dazu trägt auch die Richtung der Thäler von Nord nach Süden bei, indem die hohen Berge auf beiden Seiten die Zeit, wo die Sonnenstrahlen in die Thäler fallen, abkürzt. Deswegen verschwindet dann auch im Winter die Sonne den hinteren Theilen des Groß- und Kleinthales während mehrerer Wochen gänzlich, im Unterthale bei Elm sogar während ganzer drei Monate. Eine merkwürdige Eigenschaft ist das sogenannte Martinsthölz, eine große Höhle, die durch einen hohen Felsen in der südlichen Grenzlinie des Kleinthales hindurchgeht, und durch welche die Sonne zwei Male jährlich, im März und October (um Michaelis nach dem Julianischen Kalender), an drei Tagen auf das Dorf Elm scheint. — Jene Richtung der Thäler ist auch die Ursache, daß die Ost- und West-

winde, wo sie aus Stenthöhlen hervor kommen oder an den Bergen herunterfallen, die Richtung der zwei Hauptwinde annehmen: der Südost- und der Südwestwind werden zum reinen Südwinde, der Nordost und Nordwest zum Nordwinde. Der wirkliche Südwind oder Föhn tritt oft mit furchtbarer Heftigkeit auf, reißt Bäume aus und deckt Häuser ab. Er hält gewöhnlich zwei bis drei Tage an, und während dieser Zeit dürfen die Feuerarbeiter, Bäcker, Färber u. s. w. kein Feuer anzünden; in Nollis darf es nicht einmal in den Kuchn geschehen. Von diesen unregelmäßigen, durch die allgemeinen Bewegungen der Atmosphäre bewirkten Winde sind die regelmäßigen, aus localen Gründen entstehenden und weniger heftigen Winde zu unterscheiden. Bei schönem, hellem Wetter weht ziemlich regelmäßig von Witternacht an bis Morgens 10 oder 11 Uhr ein mäßiger Südwind, der dann allmählig in Nordwind über springt. Die Luft der Thäler, von der Sonne während des Tages erwärmt, strömt natürlich aufwärts, also nach der Richtung und Erhebung der Thäler gegen Süden; nach Sonnenuntergang wieder erkalmt, strömt sie dann durch die Thäler in nördlicher Richtung wieder zurück. — Temperaturwechsel treten wie in allen Gebirgsländern sehr plötzlich ein. Regen und Schnee fallen in großer Menge, zumal das Land gerade im Gebiete der Kämpfe der südlichen und nördlichen Winde liegt. Dagegen bringen die Nebel, welche im Spätherbste und im Anfange des Winters oft längere Zeit die ebneren Schweiß bedecken, selten tief ins Land hinein. An Quellwasser ist das Land sehr reich. Nur an den Abhängen der Kaltgebirge sind dieselben weniger häufig, weil diese Berge meist viel krockter und stärker zerklüftet sind als die Schieferberge, daher dann aber auch an deren Fuß sehr reiche Quellen hervorbrechen. Mehr über die Abhänge verbreitet und nicht so wasserreich sind die Quellen in den Schieferbergen des Sennstbales. Von Mineralquellen ist die Stachelbergerquelle im Linththale sehr berühmt. Es ist dies eine der stärksten Schwefelwasser, die man kennt; aber die Quelle ist nicht wasserreich; sie liefert in der Rinnute nur ungefähr eine Flasche. Aus der Nähe und Ferne wird dieses in der Gemeinde Linththal gelegene Bad stark besucht und das Wasser weit verfrachtet. Drei andere Schwefelquellen bei Luchlingen und im Sennstbale auf der Alpe Wichten sind schwächer und werden wenig benutzt. — Die Flora des Landes ist theils wegen der verschiedenen Höhe der Standorte der Pflanzen, theils wegen der Verschiedenheit der Boden- und Gebirgsarten sehr mannichfaltig und bietet dem Botaniker eine reiche Ernte dar. (Vergl. das oben angeführte Werk S. 122 ff.) Von den Waldbäumen geht die Kothanne an sonnigen Abhängen bis 5800 Fuß über Meer hinauf, an Schattenseiten dagegen nur bis auf 5000 Fuß. Die Larche selbst dem Glarnerlande ganz. Tannen finden sich an einigen Stellen bis zu einer Höhe von 6000 Fuß über Meer. In den Sträuchern sind vorzüglich zu bemerken die Alpenrosen (im Glarnerdialekte Rosastuten), die durchs ganze Land in großer Menge

verkommen und auf den Alpen häufig als Brennholz dienen. Die eine Art, die rothfarbige Alpenrose, geht in einzelnen Exemplaren bis über 7000 Fuß über Meer; die andere, die haarige, bis 7000 Fuß. Unter den krautartigen Gewächsen finden sich einige sehr seltene und eine (*Hypericum coris* L.), die sonst nirgends in der Schweiz vorkommt. — Von Thierarten zählt Herr 213 Arten Wirbelthiere, 5000 Gliederthiere, vorzüglich Insekten, 50 Arten Würmer, 100 Reptilien und 200 Pflanzenthiere auf. Bei 9000 Fuß über Meer ist alles thierische Leben gänzlich verschwunden. Am höchsten wohnt die Schneecams (*Hypadaeus nivalis* Mart.), von der ein Exemplar 8400 Fuß über Meer gefunden wurde. Die früher sehr häufigen Murmelthiere, welche in Höhen von 4000 bis 8000 Fuß leben, haben sich sehr vermindert. Der weiße Hase ist häufiger als der gemeine Hase und wird im Sommer bis zur Höhe von 7500 Fuß gesehen. Die Gemsen, von denen man zwei Arten, das kleinere, in größerer Höhe lebende Fim- oder Grauthier und das Waldbthier, unterscheidet, werden auch immer seltener. Schon 1569 fühlte man die Nothwendigkeit, für die Erhaltung des Wildes einige Sorge zu tragen. Die Kette der Freirüge zwischen dem Groß- und Kleintbale wurde damals in Bann gelegt, und selbst das Halten von Hunden auf den Alpen dieses ganzen Bezirks verboten. Nur acht beridigte Schützen durften während der Jagdzeit, von Jacobi bis Martinstag, für jeden Glarner, der Jagdzeit hielt und um die Erlaubnis nachsuchte, dort zwei Gemsen schießen; außerdem mußten sie jährlich dem Landammann und dem Landesstatthalter jedem ein Stück und dem Bürgermeister von Zürich für die Brodtzute zwei Stück liefern. Diefelbe Verordnung wurde nachher zu verschiedenen Zeiten erneuert. Allein in den neuesten Zeiten sind die Gemsen auch dieses Alpis bebraut worden, so daß auch in den Herbergen nur wenige übrig bleiben, nachdem Rehe und Hirsche, welche früher in jenen Verordnungen ebenfalls vorkommen, schon lange gänzlich verschwunden sind. Dasselbe ist der Fall mit dem Steinbock, wovon das letzte Stück am Glarisch im J. 1550 soll erlegt worden sein. Im J. 1843 wurde zwar durch die Landsgemeinde ein allgemeines Jagdverbot auf drei Jahre beschlossen, das aber nicht gehörig befolgt wird. Bären, Wölfe und Luchse sind gänzlich ausgerottet. Die Luchse waren noch im 18. Jahrh. nicht ganz selten; von 1712 bis 1774 sollen 30 erlegt worden sein. — Füchse, Haus- und Weimarder, Iltisse, Hermeline (bis auf 7870 Fuß über Meer) sind ziemlich häufig; Dachs dagegen selten, und noch seltener die Fischotter, die nur zuweilen in den untersten Gegenden des Landes gefunden wird. — Von Vögeln werden 63 Arten aufgezählt, die das ganze Jahr bleiben; von Zugvögeln 76 Arten. Von jagdbaren Vögeln sind besonders der Auerhahn, das Bruchhuhn und das Haselhuhn, die man bis zur Waldgrenze findet, und höher hinauf das Schneehuhn und die Pernis oder Steinbrühen. — Der Kämmereier ist in neuerer Zeit sehr selten geworden; häufiger ist der Stein- oder Gold-

abler. — Von Fischen werden, wenn die 20 Arten des Balenstattersees dazu gerechnet werden, 38 Arten aufgeführt.

Die Bevölkerung des Cantons ist in Folge der Fabrikindustrie in fortwährender Zunahme begriffen, besonders ist dies bei den mehr industriösen Reformirten der Fall. Im Laufe des 18. Jahrh. hat sie sich mehr als verdoppelt. Die Volkszählung im J. 1837 zeigte Cantonsangehörige: 13,681 männlichen, 14,336 weiblichen Geschlechts; aus andern Cantonen: 481 männlichen und 340 weiblichen Geschlechts; Ausländer: 201 männlichen und 109 weiblichen Geschlechts; im Ganzen 29,348 Seelen. Außerdem hielten sich noch 4046 Angehörige des Cantons theils in andern Cantonen, theils im Auslande auf. Das Verhältniß der katholischen zu den reformirten Cantonsangehörigen war ungefähr wie 1:8; dasjenige der ehelichen zu den unehelichen Geburten in den fünf Jahren 1839 bis 1843 wie 106:1. Die neueste Volkszählung vom Jahre 1850 zeigt nun folgendes Resultat: Cantonsbürger und Angehörige 28,969. Angehörige anderer Schweizercantone 978. Ausländer 232. Heimathlose 18. Zusammen 30,197, wobei die in andern Cantonen oder im Auslande sich aufhaltenden Cantonsbürger nicht gerechnet sind. Im ganzen Canton sind nur zwei Gemeinden, Rüfels und Oberurnen, ausschließlich katholisch; die Gemeinden Glarus, Ennenba, Miedöbi, Einthal, Restal und Niederrurnen haben Einwohner beider Religionen; die übrigen Gemeinden sind ganz reformirt. — Die physische Beschaffenheit der Einwohner hat sich bei einem großen Theile durch die bestandige Beschäftigung in den Fabriken und durch den Genuß gebrannter Wasser sehr verschlechtert, während ein anderer Theil, der sich mit der Alpmrthschaft u. s. w. beschäftigt, noch mehr an die frühere große und starke Bevölkerung erinnert. — Der Kretinismus ist nicht häufig. Eigentliche Kretins wurden bei sorgfältiger Nachforschung in neuerer Zeit nur 30 gefunden, neben 60, welche mehr oder weniger Uebergangsformen bilden. — Bei weitem der größte Theil der Bevölkerung wohnt in den Thälern; die am höchsten gelegene größere Ortschaft ist Elm im Reintal bei 3000 Fuß über Meer. Einzelne Häuser, die auch im Winter bewohnt bleiben, finden sich bis zu 5100 Fuß. — Durch die Natur des Landes sind die Bewohner zunächst auf die Alpmrthschaft angewiesen. Die Alpen, d. h. die Viehweiden auf den Bergen, gehören theils Gemeinden, theils Privaten. Wie viel Vieh auf jede Alpe im Sommer dürfe getrieben werden, wurde schon in früherer Zeit theils durch Uebereinkünfte der Besitzer, theils durch obrigkeitliche Verordnungen bestimmt, von Zeit zu Zeit oder auch Veränderungen darin getroffen, wenn es sich zeigte, daß einer Alpe zu viele Cows angewiesen seien. Ein Cows wird nämlich so viele Alpenweide genannt, als zum Unterhalte einer Kuh während des Sommers erforderlich ist, und die Größe und Ertragsfähigkeit einer Alpe wird nach Stößen berechnet. Die Verzeichnisse verschiedener Jahre zeigen eine fortwährende Verminderung derselben. Im J. 1710 werden 12,548 Stöße, 1772 — 11,936,

1809 — 11,676 $\frac{1}{2}$, 1843 nur 9743 Stöße angegeben. Die Gründe davon liegen nur zum kleineren Theile in der Verwilderung einzelner Alpen durch Wassergüsse, welche den Boden mit Sand und Gerölle überführen, die Folge unvorsichtigen Abholens der Gehirgsabhängige. Weit mehr trägt dazu bei, daß bedeutende Stücke von den Alpen durch die Gemeinden verkauft werden, die dann nicht mehr als Weide im Sommer benutzt, sondern von denen das Heu eingesammelt und zur Fütterung für den Winter verwendet wird, weil bei der starken Vermehrung der Bevölkerung viele Wiesen im Thale zum Anbau von Culturpflanzen, besonders Kartoffeln, benutzt werden. Da nun schon früher das Glarnerland nicht hinlänglich Winterfutter für alles Vieh lieferte, welches im Sommer auf den Alpen Nahrung fand, und deswegen auch Vieh aus benachbarten Cantonen auf die Alpen genommen wurde, so ist dieses Minderverhältniß in neuerer Zeit noch mehr angefliegen und hat jene Veränderung zur Folge gehabt, die eine Verminderung der Stöße nothwendig machte. Der Nachtheil liegt darin, daß solchen zu Bergen (Heumiesen) verwendeten Theilen der Alpen keinerlei Dünger mehr zu Theil und dadurch die Productionsfähigkeit geschwächt wird. — Im Sommer des Jahres 1842 zählte man im ganzen Lande 287 Pferde, 8477 Stück Rindvieh, 11,655 Schafe, wovon ein großer Theil aus Wäldern eingeführt, aber im Herbst geschlachtet wird, 6450 Ziegen und 3211 Schweine. Die Ausfuhr von Vieh nach Italien ist nicht sehr bedeutend und beträgt nur etwa 800 bis 1000 Stück, meistens zweijährige Ochsen (Mästiere), während früher bis auf 2700 Stück Rindvieh aus den großen Viehmarken zu Lugano geführt wurden. Dagegen wird jährlich sehr viel Vieh aus andern Cantonen eingeführt. Nach einer Angabe beträgt diese Einfuhr 1050 Stück Rostvieh, 200 Stück Zugvieh, circa 2000 Kälber zum Schlachten und circa 8200 Schafe und Ziegen. — Die Schafe, welche in bedeutender Zahl den Sommer über auf den Alpen sind, werden mehr zum Schlachten als wegen der Wolle gehalten. — Die Ziegen sind besonders für den ärmern Theil der Bevölkerung von großer Wichtigkeit. Auf jeder Gemeinde wird die Ziegenherde vom Frühlinge bis zum Herbst täglich mit den frühesten Morgen auf die Weide geführt und geht bis zu den höchsten Alpenflanken hinaus. Auf den meisten Alpen haben die Ziegen bestimmte Rechte von alten Zeiten her, sodaß sie in bestimmten Bezirken oder eine gewisse Zahl von Tagen dort weiden dürfen. Der Schaden, den diese Thiere besonders in jungen Waldungen anrichten, ist bekannt; aber die Verhältnisse gestatten nicht leicht Abhilfe. — Die Käsebereitung auf den Alpen beträgt jährlich ungefähr 2000 Centner an fetten Käsen, die der Qualität nach zu den mitterlen Schweizerkäsen gehören. Die mageren Käse, die im Frühlinge und Herbst im Thale verfertigt werden, gehen nicht aus dem Lande, und die Ausfuhr der fetten wird durch die Einfuhr aus andern Cantonen völlig ausgeglichen. — Die Butterproduction auf den Alpen wird auf 2580 Centner geschätzt, wozu noch 1300—1400 Centner kommen mögen, die vom

Hörste bis zum Frühlinge bereitet werden; dennoch werden jährlich noch 800—1000 Centner eingeführt. — Ein eigenthümliches Product der glarner Milchwirtschaft ist der Schabziger. Ziger nennt man die festen Theile, welche von der Milch nach Ausschöpfung der Butter oder des Käsefettes zurückbleiben. Die erstere Art des Zigers wird mit dem Saft des Zigerklee (Melilotus caerulea) gewürzt und erhält dadurch eine grüne Farbe. Schon im 15. und 16. Jahrh. wird derselbe erwähnt und bildete damals schon einen Ausfuhrartikel. Er wird weit verbreitet, auch nach Rußland und bis nach Amerika. Jährlich sollen zwischen 4—5000 Centner bereitet werden. Er hält sich sehr lange und wird desto besser, je älter er ist. Der Schabziger, der in einigen andern Cantonen verfertigt wird, ist von weit geringerer Qualität. — Als ein Product der Alpen ist auch zu erwähnen der Glarnerher, der aus einigen Alpenpflanzen und andern officinellen Kräutern besteht, und schon um die Mitte des 17. Jahrh. in nicht unbedeutender Menge ausgeführt wurde, in neuerer Zeit aber viel von seinem Credit verloren hat. Wichtiger ist die Ausfuhr der Schieferplatten. Dieselben werden im Knechtbale in dem Plattenberge, der zu den Freibergen gehört, gebrochen. Je nach ihrer Härte und Dicke werden sie zu Dachbedeckungen, Bodenbelagungen, Schiefertafeln, Tischblättern, Dienstplatten, Gerbereistichen oder Grifflen verwendet. Sie enthalten nach der von Agassiz angestellten Untersuchung 18 Geselechter und 41 Arten vertheimter Fische, die sonst nirgends gefunden worden sind. Es scheint, daß schon zu der Zeit, als Helvetien unter den römischen Kaisern stand, Schieferplatten gebrochen wurden, indem man in den Ruinen römischer Gebäude zu Kloten im Canton Zürich mehrere Stücke solcher Platten gefunden hat, die wahrscheinlich zu Belagungen von Wänden oder Fußböden gedient haben. Valerius Cordus erwähnt die Schieferplatten 1544 unter dem Namen marmor meusarium nigrum. Im 17. und 18. Jahrh. wurden Tischblätter und Schiefertafeln nach Deutschland und Holland und von hier nach England, Dänemark und Schweden ausgeführt. In neuerer Zeit ist besonders die Ausfuhr von Platten zu Dachbedeckungen bedeutend geworden, sie findet aber in den Schieferbrüchen am Rhein und andernwärts eine gefährliche Concurrenz. — Von Culturpflanzen ist die wichtigste die Kartoffel. Die Höhengrenze derselben liegt ungefähr 4500 Fuß über Meer; doch wird sie in dieser Höhe in kalten Sommern nicht mehr reif. — Der Getreidebau ist unbedeutend; Weizen und Korn findet sich nur in den untern, nördlichen Gegenden des Landes; Gerste dagegen bis in dieselbe Höhe wie die Kartoffeln. Ebenso hoch gehen einige Gemüsearten. — Die Früchte der Kesselfrüchte reifen bis auf 3000 Fuß Höhe. Die untern Gegenden des Landes liefern vorzüglich Äpfel von den besten Sorten und in großer Mannichfaltigkeit. Einige Pflaumenarten gehen ebenso hoch als die Kesselfrüchte. Weniger hoch ist die Grenze für die Birnbäume, deren Product auch weder in Rücksicht der Menge, noch der Qualität mit den Kesselfrüchten in Vergleichung kommt. Kirschbäume findet

man bis zur Höhe von 3500 Fuß. Sie leiden aber sehr oft von Frühlingsfrösten, sowie vom Johneindru, wenn er zur Zeit der Blüthe eintritt, so daß der Ertrag in den meisten Jahren sehr unbedeutend ist. Nußbäume erheben sich bis auf 2000 Fuß über Meer. Der Weinbau ist unbedeutend und die Qualität gering; die höchste Stelle, wo noch Weinstöcke gefunden werden, ist bei Schwanden, 1700 Fuß über Meer. Der Anbau von Futterkräutern fehlt fast gänzlich. — Aus dem bisher Befagten ergibt sich, daß das Glarnerland nicht hinreichend Naturproducte zur Ernährung seiner zahlreichen Bevölkerung liefert. Die Ausfuhrartikel: Käse, Schabziger, Schieferplatten und Glarnerher, konnten schon seit Längem den Wandel nicht ersehen, und die Ausfuhr von Nußbaumdretern mußte theils wegen Verminderung dieser Bäume, theils wegen der Concurrenz der amerikanischen Möbelschneider abnehmen. Aber diese Ausfuhrartikel führten die Glarner auf die fremden Märkte und weckten unter ihnen den Sinn für den Handel. Im 18. Jahrh. ließen sich mehrere Glarner im Auslande nieder, nachdem sie früher nur ihre Waaren dorthin versandt und dann nach deren Verkauf in die Heimat zurückgekehrt waren. Ihr Beispiel wurde nachgeahmt, und heutzutage finden sich beinahe in jeder Handelsstadt von Europa und in andern Welttheilen Häuser von Glarneraufseutern. Dadurch mußte dann auch der Sinn für Industrie ins Land selbst verpflanzt werden. Nachdem schon im 17. Jahrh. die Wollenindustrie ohne bedeutenden Aufschwung war versucht worden, begann 1712 das Leichte und damals gerinnreiche Spinnen der Baumwolle, das sich dann sehr schnell über das ganze Land verbreitete. Bald folgte Weberei und Rattendrucker. Die furchtbaren Kriege zu Ende des 18. und im Anfang des 19. Jahrh. unterbrachen die Fortschritte dieser Industrie, und zugleich mußte das Handgeschäft der Baumwolle, bei welchem ein großer Theil der Bevölkerung seinen Unterhalt fand, durch die Erfindung der mechanischen Spinnmaschinen allmählig ganz aufhören. Deste rascher dehnte sich dann aber die Fabrication während der folgenden Friedensjahre aus. Jetzt hat das Glarnerland zehn mechanische Baumwollspinnereien mit 62,000 Spindeln; drei mechanische Baumwollwebereien, welche jährlich 15,300 Stücke von 40 aunes liefern; 21 Rattendruckerien und Färbereien. Mit dieser Baumwollindustrie ist beinahe ein Viertel der Bevölkerung beschäftigt. — Das Verhältniß der ganzen Ein- und Ausfuhr des Landes läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Nach einer ungefähren Berechnung würde erlere 3,314,000 Gulden, die Ausfuhr dagegen 3,620,000 Gulden betragen.

Die Verfassung des Cantons Glarus ist rein demokratisch. Die höchste Gewalt steht bei der Landgemeinde, zu welcher jeder Landmann gehört, der das 18. Altersjahr zurückgelegt hat, mit Ausnahme der Polliten und der durch ein Urtheil in der Ausübung des Bürgerrechtes Eingestellten oder mit einer entsprechenden Strafe Belegten. Um das Landrecht erwerben zu können, muß ein Fremder zuerst die Aufnahme erhalten, daß er in

einen der 17 Tagwen (Wahlbezirke), in welche das ganze Land zerfällt, und die über eignen Gemeinderäthe, Alpen u. s. w. besäßen, als Antheilhaber werde aufgenommen werden; die wirkliche Ertheilung dieses Tagwenrechtes kann aber erst stattfinden, nachdem er das Landrecht erhalten hat; dadurch wird dem frühern Misverhältnisse vorgebeugt, nach welchem eine bedeutende Zahl von Einwohnern, die früher theils durch Einkauf, theils durch Schenkung Antheil an den Gemeinden-, Kirchen- und Schulgütern erhalten hatten, dennoch vom Stimmrechte nicht nur an der Landgemeinde, sondern sogar bei Tagwen-, Kirch- und Schulgemeinderassammlungen bis 1834 ausgeschlossen waren. Die gesetzgebende Gewalt, welche der Landgemeinde zusteht, ist von der ausübenden und richterlichen getrennt. Zunächst unter der Landgemeinde steht der dreifache Landrath, der aus 117 Mitgliedern besteht, von denen 70 durch die Tagwen gewählt werden. Die übrigen 47 Mitglieder sind die Mitglieder des Rathes und der Standescommission und zwei vom dreifachen Landrathe selbst gewählte katholische Mitglieder aus denjenigen Gemeinden, die nicht schon katholische Repräsentanten im Landrathe haben. Der dreifache Landrath hat alle Vorschläge, welche zur Beratung vor die Landgemeinde gebracht werden, zu bekräftigen, Truppenausstellungen anzubringen, die Staatsrechnungen zu prüfen, den Voranschlag (Budget) festzusetzen und verschiedene Wahlen von Civil- und Militärbeamten vorzunehmen. Die eigentliche Vollziehungs- und Verwaltungsbehörde des Cantons ist der (einfache) Rath, welcher aus den neun Mitgliedern der Standescommission besteht, die von der Landgemeinde gewählt werden, Einem vom dreifachen Landrathe gewählten katholischen Mitgliede und 35 Mitgliedern, welche durch die Tagwen nach Verhältnis ihrer Bevölkerung gewählt werden. Stellvertreter dieses Rathes für weniger wichtige Angelegenheiten ist die Standescommission, welche aus neun Mitgliedern besteht und von der Landgemeinde gewählt wird. Wenigstens ein Mitglied muß aus den katholischen Landenten gewählt werden. Ebenso muß in jedes Gericht wenigstens ein katholischer Mitglied gewählt werden. Diese Gerichte sind ein Appellationsgericht, ein Criminal-, ein Polizei-, ein Civil- und ein Ehegericht. Alle diese Verwaltungs- und Justizbehörden werden für eine Amtsdauer von drei Jahren gewählt, und während dieser Zeit dürfen keine Austrittserklärungen eingegeben werden.

Das Schulwesen des Cantons, das früher auf einer sehr niedrigen Stufe stand und ausschließlich Sache der Gemeinden war, hat sich in neuerer Zeit bedeutend gehoben, besonders seitdem zuerst die evangelische Landgemeinde 1835 den Beschluß faßte, das sämtliche evangelische Schulen unter Beaufsichtigung und Leitung des evangelischen Schulrathes sollen gestellt werden, die Oberleitung aber dem evangelischen Rathe zuzuschreiben solle. Durch die Verfassung vom Jahre 1836 wurde dann das Unterrichtswesen des ganzen Cantons unter die Aufsicht des Staates gestellt. Früher ist der Unterricht in den Volksschulen sehr verbessert worden, und freiwillige Beiträge haben auch die Mittel zur Erbauung vieler Schulhäuser

und zur Erhöhung des Gehalts der Schullehrer gegeben. Dagegen entsprach der Einfluß der verbesserten Volksschule auf die sittliche Besserung der Bevölkerung den größten Erwartungen weniger. Höheren Unterricht ertheilt von öffentlichen Anstalten nur die im J. 1833 durch Beiträge der Bürger errichtete Secundarschule im Flecken Glarus, welche die Schüler für obere Classen der Gymnasien und Industrieschulen anderer Cantone vorbereitet. — Die bedeutendsten Dörfschaften des Cantons sind nach der Richtung des Hales von Norden nach Süden: Bülten, reformirte Gemeinde mit 689 Einwohnern, in fruchtbarer Gegend. Niederurnen, mit 1342 größtentheils reformirten Einwohnern, und Oberrurnen, mit 637 katholischen Einwohnern. Räfels, mit 1847 katholischen Einwohnern, bekannt durch den in dieser Gegend im J. 1838 erlittenen großen Sieg der Glarner über das eingebrungene österreichische Heer. Rellis, reformirte Gemeinde mit 2064 Einwohnern. Retstal, mit 2028 Seelen, wovon ungefähr $\frac{1}{2}$ reformirt, $\frac{1}{2}$ katholisch ist. Glarus, der Hauptort des Cantons, mit 4094 Einwohnern, von denen $\frac{1}{10}$ des reformirten, $\frac{9}{10}$ der katholischen Kirche angehört. Ennen-a (enner der Aa, d. h. jenseits des Gewässers von Glarus her), reformirtes Dorf auf der rechten Seite der Linth, mit 2129 Einwohnern, bekannt durch große industrielle Thätigkeit. Miltäb, mit 623 Einwohnern, von denen etwa $\frac{1}{10}$ der katholischen Kirche angehört. Schwändi, mit 718 reformirten Einwohnern. Rätti, mit 814 reformirten Einwohnern. Schwanden, mit 2310 reformirten Einwohnern. Linththal, Gemeinde von 1617 Seelen, wovon nur 40 bis 50 katholisch sind. Im Klein- oder Sernsthal sind die reformirten Dörfer Engi mit 1098, Ratt mit 736 und Elm mit 1013 Seelen. Am Balenstattersee liegt das gewerbfame reformirte Pfarrdorf Mühlehorn.

B. Geschichte.

Die ursprüngliche Bevölkerung, auch unter römischer Herrschaft, scheint dem christlichen Stamme angehört zu haben, nicht wie die Helvetier dem keltischen. Manche Ortsnamen, besonders von Alpen, weisen darauf hin, und die Rätier richteten über den Balenstattersee und durch das Gasterland (Castrum rhaetica), gegen welches sich das Glarnerland öffnete, abwärts bis gegen den Zürichsee. Auch glaubt man an einigen Orten, besonders im Dorfe Ratt im Sernsthal, noch jetzt an den Einwohnern Spuren rätischer Abstammung zu bemerken. Zahlreich sind aber jedenfalls diese Abstammungen der ursprünglichen Bevölkerung nicht. Die jetzige Bevölkerung ist fast ausschließlich alamannischen Ursprungs. Mit dem übrigen Rätien kam auch das Glarnerland unter römische Herrschaft um 15 v. Chr. Spuren der römischen Herrschaft haben sich in aufgefundenen römischen Münzen und einigen andern Antiquitäten gefunden. Auch hat man in neuerer Zeit bei genauerer Untersuchung der Ueberbleibsel der sogenannten „Lehi“ (Grazmauer), welche bei Räfels da, wo die Berge von beiden Seiten am nächsten zusammentreffen, den Eingang

ins Thal abschloß, die Entdeckung gemacht, daß die Bauart dieser Mauer ganz römisch ist. Wenn, wie es sich kaum bezweifeln läßt, diese Beobachtung richtig ist, einmal man auch römische Münzen, wie von Probus, Licinius und Constantin dem Großen in der Mauer gefunden hat, so wurde die Mauer wahrscheinlich um die Mitte des 4. Jahrh. gegen die immer weiter in Helvetien und Rhätien vordringenden Alamannen erbaut. Daß sie aber von den Barbaren überwältigt wurde, und die alte Bevölkerung, wie im alamannischen Helvetien, verschwand, ist unleugbar, obgleich kein Geschichtsschreiber den Untergang berichtet. Wie im übrigen Rhätien hatte wahrscheinlich während der römischen Herrschaft das Christenthum auch im Glarnerlande Eingang gefunden. Die Legende der Geschwister Felix und Regula (s. d. Art. Felix, Sanctus) erzählt, daß sich diese Märtyrer nach ihrer Flucht aus dem Kaiserlande um die Mitte des 3. Jahrh. eine Zeit lang in Glarus aufgehalten haben. Durch den Einbruch der Alamannen wurde dann aber die noch junge Pflanze wieder zerstört. — Wenigstens drei Jahrhunderte lang nach der Einwanderung der Alamannen liegt nun tiefes Dunkel auf der Geschichte des Landes; aber in dieser Zeit muß sich allmählig die Bevölkerung vermehrt und die Viehzucht, die Hauptbeschäftigung der Alamannen, immer weiter in die höhern Alpenstrichen ausgedehnt haben. Zuerst wird nun das Glarnerland im 7. Jahrh. in der Legende des heiligen Fridolin, des Landespatrons, erwähnt (s. d. Art. Fridolin. I. Sect. 51. Bb. in den Nachträgen). Ob in der dort angeführten Sage, daß ihm die beiden Brüder Ursus und Landolf das Land abgetreten, und er es dann dem Stifte Seddingen geschenkt habe, etwas Wahres liege, läßt sich nicht entscheiden. Eine andere Ansicht wurde von Konrad Fueslin (Staats- und Erdbeschreibung der schweizerischen Eidgenossenschaft 2. Bb. S. 30) aufgestellt. Nach derselben wäre das Land durch eine königliche Schenkung an Seddingen gekommen, wie das Urnerland im J. 853 durch Schenkung Ludwig's des Deutschen zu Gunsten seiner Tochter Hildegard, der ersten Abtissin des Fraumünsters in Zürich, an dieses Reichstift gelangte. Da Seddingen ebenfalls eine Reichsabttei war, und Prinzessinnen vom karolingischen Stamme dort erschienen, auch Karl's des Dicken Gemahlin nach dessen Tode sich dorthin begab, so wäre eine königliche Schenkung allerdings denkbar; Beweise für diese Vermuthung sind jedoch nicht vorhanden, und auch in der Sage von der Schenkung durch die zwei alamannischen Brüder liegt nichts Unmögliches, sobald sie von der legendenhaften Einbildung befreit wird. Auch läßt es sich weit weniger erklären, warum von einer königlichen Schenkung weder eine urkundliche Spur, noch auch nur eine mündliche Ueberlieferung im Kloster Seddingen erhalten wurde, während der seddingischen Mönch Balther, der sein Leben des heiligen Fridolin gegen die Mitte des 10. Jahrh. schrieb, dabei wahrscheinlich eine im Kloster erhaltene Sage vor Augen hatte. Auf welche Art aber auch Glarus an Seddingen gekommen sein mag, so erscheint das Land

unzweifelhaft im 10. Jahrh. unter der Hoheit dieser Abtei, und von da an beginnt auch dessen wirkliche Geschichte. Diefelbe zerfällt in drei Perioden: 1) die Zeit der Seddingischen Grundherrschaft und der Lenzburgischen und Habsburgischen Voigtengewalt bis zur Anerkennung der Reichsunmittelbarkeit 1415. 2) Glarus selbstständig bis 1798. 3) Die Zeit der helvetischen Einheitsverfassung, der Mediationsregierung und des Bundes von 1815 bis zur Einführung der neuen Bundesverfassung 1848.

• Erste Periode bis 1415. Das Land Glarus, ein Bezirk des Herzogthums Alamannien, daher auch zum constanz, und nicht, wie der benachbarte Gaster, zum hurer Bisthume und zum churlichen Rhätien gehörig, erscheint vom 10. Jahrh. an als großer herrschaftlicher Hof, Dominicum oder curtis indominicata. Grundherr ist die Abtissin von Seddingen und aller Besitz von Grund und Boden ist nur ein abgeleiteter, entweder sogenanntes Erbe oder wirkliches Lehen. Doch hat dieser Hof noch nicht dieselbe Ausdehnung, welche das Land im 14. und 15. Jahrh. erhielt. Die Gemeinden am Belenberge und am Kreuzenberge auf dem linken Ufer des Walenstattersees, sowie das Dorf Bülten gehörten damals noch zum Gaster, und ein Theil des Dorfes Niederurnen dem Stifte Schänis. — Die Benützung und Verwaltung des ganzen Hofes war dieselbe wie in andern großen, besonders in den der Kirche angehörigen Besitzthümern. Ein Theil des Bodens bildete den Meierhof in der Gegend des jetzigen Helden Glarus. Der Meier verwaltete neben seiner ursprünglichen Aufgabe, der Bewirthschaftung des Meierhofes, die Rechte der Abtissin im Lande. Er stand an der Spitze des grundherrlichen Gerichtes, das er in ihrem Namen hielt, über Erbe und Eign und über kleinere Polizeivergehen; denn die Civilgerichtsbarkeit geböhrte im Mittelalter nicht zur Voigtei, sondern zu den Rechten des Grundherrn. Das Gericht bestand aus zwölf Richtersprechern, welche die Abtissin bei ihren Besuchen im Lande, die sie gewöhnlich alle vier Jahre machte, aus den Landruten wählte. Daß bei den ordentlichen (ungebotenen) Jahrgerichten des Meiers alle Angehörigen des Stiftes zu erscheinen verpflichtet waren, ist nicht zu bezweifeln, da diese Verpflichtung überall in den Hofrechten vorkommt. Von dem Urtheile des Meiergerichtes konnte dann die Sache vor das Hofgericht, das die Abtissin selbst zu Seddingen hielt, gezogen werden, und zwar nicht bloß, wie sonst allgemein galt, durch eine Widerheit der Richter, sondern durch die Parteien selbst, während anderwärts wirkliche Appellation nicht leicht vorkommt. Diese Stellvertretung des Grundherrn erhob auch hier den Meier, der ursprünglich nur ein höriger Ministerial war, schon früh zu höherem Range. Aus einer bloßen Beamtung wurde ein wirkliches Lehen, und schon in einer Lebensurkunde vom Jahre 1029 (Ishubi's Chronik I. S. 11) erklärt der Meier Rudolf von Glarus (de Clarona), daß er, wie sein Vater, Großvater, Urgroßvater und dessen Vater

das Viceramt von der Abtiffin zu Lehen empfangen habe. Dasselbe war in diesem Geschlechte, das dann von 1127 an mit dem Namenen Schudi (Schudi) erscheint, erblich geworden, und blieb bei demselben, bis der directe Stamm um die Mitte des 13. Jahrh. erlosch. In derselben Gegend lag der Hofhof, welchen der Keller (cellerarius) bewirthschaftete. Diesem lag die Einkommung und Ablieferung der Einkünfte des Stiftes ob. Der größte Theil des Bodens aber war theils an hörige, theils an freie Gottshausleute gegen Zinsen und Dienste erblich ausgegeben. Von freien Gottshausleuten werden in dem fechtlichen Urbarium, aus welchem man die ältern Verhältnisse von Glarus kennen lernt, 34 Geschlechter erwähnt. Da sie auf Gütern saßen, deren Grundherrschafft dem Stifte zukam, so waren sie auch deren Gerichten unterworfen. Als persönlich frei hatten sie diejenigen Lasten nicht zu tragen, welche ursprünglich nur auf dem „Reibe“ des Hörigen lasteten, z. B. die Frohdienste. Aber wenn sie Güter erwarben, die vorher von Hörigen besessen wurden, so mußten sie auch die Lasten übernehmen, die der Hörige zu tragen hatte, sie mochten nun auf dem Gute oder auf seiner Person lasten; denn im Fortgange der Zeit trat der Begriff von rein persönlichen Lasten mehr in den Hintergrund, während derjenige der dinglichen, auf dem Boden stehenden mehr herortrat: — Eine besondere Classe der Einwohner bildeten zwölf Geschlechter, welche in dem Urbarium genannt werden: *Armigeri et liberae conditionis feudatarii Viri Ecclesiae Seconiensis*. Diese zwölf Geschlechter der „freien Wappengenosien“ waren die Dienstmannen des Stiftes, d. h. diejenigen ursprünglich unfreien Ministerialen, die durch die Geburt zum Kriegsdienste verpflichtet, dagegen aber von allen andern Lasten und Zinsen befreit waren. Bekanntlich erhoben sich diese Ministerialen der geistlichen Stiftungen überall zu dem Range von Ritterbürtigen empor, und deswegen erscheinen sie auch im Glarnerlande mit eigenen Siegeln und Wappen. Nach dem Urbarium waren sie aber nur zur Vertheidigung der Rechte von Seckingen im Glarnerlande selbst verpflichtet und dem Hofrechte, wie die übrigen Gottshausleute, unterworfen. Wenn eines der zwölf Geschlechter erlosch, so ergänzte die Abtiffin die Zahl durch Erhebung eines Geschlechtes der freien Gottshausleute in die Zahl der freien Wappengenosien; dasselbe wurde dann dadurch von allen andern Lasten befreit. — Ganz verschieden war aber das Verhältnis der sogenannten „Burgassen.“ Es werden nämlich im Glarnerlande fünf Burgen erwähnt, zu Schwanden, Soel, Schwändi, Käfels und Oberurnen, die drei erstern lagen nahe bei einander in der Mitte des Thales; die beiden letztern am nördlichen Eingange desselben. Alle fünf waren ebenfalls Eigentum von Seckingen und die Abtiffin beehrte mit denselben und den dazu gehörigen bedeutenden Einkünften auswärtige Edelleute gegen die Verpflichtung zur Vertheidigung des Landes. Einer dieser Vasallen, der Herr von Schwanden, gehörte in der höhern Classe der Semperfreien, die im 13. und 14.

Jahrh. *Viri nobiles*, Edelfreierren, genannt werden; die Burg Schwändi war ein Aftleben von diesem Freiherrn J. Drei aus dem Geschlechte von Schwanden waren im 13. Jahrh. Abte zu Einsiedeln. Die vier übrigen Vasallen gehörten zu den Mittelfreien, gewöhnlich Edelfreie genannt, die nicht vom alten Adel abstammten, sondern sich nur durch den ritterlichen Waffendienst über die Gemeinfreien erhoben hatten. Diese Burgassen standen als wirkliche Vasallen nicht unter dem Hofrechte, sondern unter dem Lehnsrechte. Von den grundherrlichen Rechten des Stiftes Seckingen im Glarnerlande ist die Voigtei daselbst zu unterscheiden. Dem Voigte (Advocatus) kam die Strafgerichtsbarkeit „Dub (Diebstahl) und Frevel“ zu. Diese Voigtei über Glarus war ein Lehen vom Reiche, das, wie andere Lehen, erblich geworden, und mit der Kastvoigtei über das Stift selbst nicht notwendig verbunden war. Die Grafen von Lensburg besaßen dieselbe bis zu ihrem Erlöschen im J. 1172. Dann verlich Kaiser Friedrich I. die Hinterlassenschaft der ältern lenzburgischen Linie mit der Voigtei über Glarus an seinen Sohn, den Pfalzgrafen Otto von Heimburgund, nach dessen Tode (1200), da er keine männliche Descendenz hinterließ, das habsburgische Haus im Besitze der Kastvoigtei über Seckingen, die Grafen von Kyburg aber im Besitze der Voigtei (Reichsvoigtei), über Glarus erschienen. Nach dem Erlöschen des lenzburgischen Hauses kam auch die Voigtei über Glarus an Habsburg. Unter der milden fränkischen Herrschaft scheint Glarus an Bevölkerung und Wohlstand bedeutend zugenommen zu haben. Freiber war, wie auf andern herrschaftlichen Höfen, nur eine Pfarrkirche für das ganze Land auf dem Reichthum zu Glarus; hier und dort waren Kapellen. Im J. 1213 wurde nun die Kapelle zu Matt für das Erststahl zur Pfarrkirche erhoben, und 1283 erkaufte die Pfarrkirche zu Molis und Eintsthal. Wieder der Investitur streit unter Heinrich IV. und V., nach der Kämpfe der Hohenstaufen beunruhigten das abgeschlossene Alpenthal, und die Geschichte weiß wenig aus dieser Zeit zu berichten. Im J. 1249 wird die Abtheilung von Glarnern (ohne Zweifel freien Gottshausleuten, welche als solche waffenfähig waren) an dem Zuge von Leuten

1) Nach Kopp (Gesch. der Eidgenössischen Bünde 2, 391) gehörten die Herren von Schwanden nicht zu den Reichsfreien, weil alles Grundeigentum an Seckingen gehört habe. Allein in der Urkunde von 1274 (Argvis für S. 302). Gesch. 3, 86) kommen als Zeugen vor: C. de Palma, U. de Ruazerge, Heinricus de Schwanden *Litteris, Viri Nobiles*. Die folgenden Bünden werden dann nur „*Libere conditionis Viri*“ genannt. Auch das die Freiherren von Schwanden den Gerichtswang zu Schwanden besaßen, während das ganze übrige Land zu dem Königreiche gehörte, zeugt für ihre höhere Stellung. Wie der pagellus Uranus von Ludwig dem Teufeln an das Pfaffenheim in Zürich gesandt wurde, und doch für den Reichsfreien von Wittenhausen Raum blieb, so konnte es auch im Glarnerlande der Fall sein; aber die Reichsfreien von Schwanden waren ursprünglich keine Glarner und erhielten dieses Lehen von der Abtiffin, was ihre Reichsfreiheit keinen Abbruch that, denn konnte die Urkunde vom Heinrich von Schwanden nicht so bestimmt von den Mittelfreien unterseiden.

auss den drei Ländern erwähnt für den Abt Berchtold von St. Gallen gegen den Bischof Eberhard von Constanz (Zschudi, Chronik I, 145). Ebenso im J. 1261 Hülfe, die sie gemeinschaftlich mit Scheniz der weitverweten Gräfin von Rapperschwil gegen denselben Abt Berchtold leisteten (ebenda. S. 159). Auch sollen unter Graf Rudolf von Habsburg Soldner aus Glarus in dem Reize zwischen dem Bischofe und der Stadt Strassburg im Elßig gekämpft haben (ebenda. S. 161). In diese Zeit der Ruhe fällt ferner eine Streitigkeit mit Uri über die Grenzen der Alpenweiden, welche im J. 1193 unter Genehmigung des Pfalzgrafen Otto als Voigt der Glarner verglichen wurde. Aber im J. 1253 wurde der Grund gelegt zu späterer Störung dieses ruhigen Zustandes. In diesem Jahre starb der Meier Rudolf Zschudi kinderlos. Das Lehen des Meieramtes, welches die Zschudi seit mehr als 200 Jahren besessen hatten, fiel also der Wittifin heim, da es nie in direkter Descendenz scheint richtig gewesen zu sein. Mit der Schwesster des verstorbenen Meiers war Hartmann vom Winder (im Gaster), dessen Sohn Diethelm dann 1255 mit dem Meieramte belehnt wurde, obgleich der Vatersbruder des letzten Zschudi und dessen Sohn beharrliche Einsprüche dagegen erhoben. So kam das wichtige Meieramt an ein fremdes Geschlecht. Die Besorgnisse mußten vermehrt werden, als die Wittifin im J. 1288 nach dem Tode Diethelm's von Winder nicht dessen Sohn, Hartmann, sondern die Schwöherin Königin Rudolfs, die Herzöge Albrecht und Rudolf von Oesterreich mit dem Meieramte belehnte. Der Widerspruch Hartmann's war vergeblich, und erst 1308 kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem Herzog Leopold ihn entschädigte. So kam neben der Reichsvoigtei auch die Verwaltung der grundherrlichen Rechte in österreichische Hände, und die Rechte des Grundherrn wurden dadurch nicht weniger gesichert, als die erworbenen Freiheiten der Gottshausleute. Es gehörte auch dies zu den Bestrebungen König Rudolfs, für seine Söhne ein Fürstenthum in den Gegenden der Schweiz zu bilden. Die Aufgabe, das armenische Reich für seinen Sohn Hartmann herzustellen, der sich mit Eduard's I., König von England, Tochter vermählen sollte, die Art, wie der Abt von Murbach zum Verkauf von Luzern, der Abt von St. Gallen zur Abtretung von Brünningen genöthigt wurde, lassen vermuten, daß die Belohnung mit dem Meieramte von der Wittifin kaum freiwillig sei erteilt worden. Bald zeigten sich auch die Wirkungen. Die Voigtsteuer wurde verdoppelt, und da seit dem Ubergange des Meieramtes an Diethelm von Winder der Meier nicht mehr im Lande wohnte und deswegen einen Stellvertreter aus den Landleuten hatte, der mit dem Vamen minister oder Ammann bezeichnet wird, so geschah dasselbe auch von den Herzögen; aber wie König Albrecht die Reichsvoigtgräfschaft in den drei Waldstätten zuerst dem habsburgischen Voigten zu Rotenburg und Luzern übertrug, damit die Reichsvoigtei in den drei Ländern allmählig zur erblichen habsburgischen Voigtei werde, so erscheint auch 1302 ein gemein-

schaftlicher Ammann für Glarus und Gaster, der das Voigt- und das Meiergericht hält. Da Glarus einem Reichsstifte gehörte, also nach dem frühesten Begriffe Reichsgut, die Voigtei aber Lehen vom Reiche, und die Herzöge gewissermaßen nur Beamte waren, so sollte auch hier die Vermählung mit einer habsburgischen Herrschaft denselben Zweck erreichen. Kurz vorher war ein anderer wichtiger Schritt zur Befestigung der österreichischen Herrschaft geschehen. Der Freiherz Burkard von Schwanden war in dem Kampfe Herzog Albrecht's gegen König Adolf von Nassau dem Letzten zugezogen, vielleicht daß er auch die steigende Macht von Oesterreich im Lande fürchtete. Nach Adolf's Niederlage und Tod in der Schlacht am Hasenbühl 1298 wurden Burkard's Burgen Schwanden und Toel von den Oesterreichern zerstört, und ebenso die Burg Schwändl, welche ein Vassal des Freiherzen besaß. Sein Schicksal erregte Mitleiden und Schrecken und trug dazu bei, daß noch längere Zeit kein Widerstand gegen die österreichischen Annäherungen versucht wurde. Aber noch 50 Jahre später gedachten die Glarner in den Klagen über Oesterreich dieser Ereignisse²⁾. Daß aber die Herzöge das Land schon wie andere ihnen angehörende Herrschaften anfaßen, zeigt sich daraus, daß sie dasselbe einem Landvoigten, „Pfleger“, unterwarfen, der gewöhnlich eine größere Provinz zu verwalten hatte. Im J. 1315 erscheint als Pfleger des obern Amtes (Glarus) und des niedern (Gaster) der Graf Friedrich von Ziegenburg. Zwei Jahre vorher war über das Erbe des kinderlos verstorbenen Meiers von Bürglen in Uri zwischen dessen Schwessteröhnen, dem Glarner Rudolf Zschudi und dem Uerner Hans von Seedorf Fehde entstanden. Zschudi mit seinen Anhängern raubte Vieh im Schächenthale, und der Uerner erwiderte dasselbe im Rintzthale. Endlich wurde dann ein Vergleich über das Erbe zu Stande gebracht. Allein der österreichische Anhang in Glarus erregte bald wieder Feindseligkeiten auf den Alpen, da

2) Was dann Zschudi (Chronik S. 220) noch beifügt, Burkard sei geflohen, dann in den Seckmattwäldern getödtet und als oberster Richter des Oebens in teuflichen Fanden, der letzte seines Geschlechtes, gestorben, beruht (zum Theil) auf einer Verwechselung der Personen. Dieser Spitalbruder Burkard war aus dem Geschlechte der Freien von Schwanden, deren Burg bei Friesenberg im Canton Bern lag (s. Kopp, Gesch. der Eidgenössischen Bünde. Buch 2. S. 768). Er war aber oberster Richter des Oebens der teuflichen Herren. Dagegen erscheint ein Burkard von Schwanden 1307 als Johanniter-Komthur zu Zumpfen, Buchsen (beides im Canton Bern) und Reyden (im Canton Luzern). Soloth. Wochenblatt. 1823. S. 232. Ob dies nun der von Zschudi erwähnte oder derjenige, welcher 1306 als Johanniter-Komthur zu Einsiedeln erwähnt wird, gewesen sei, ist schwer zu entscheiden (Kopp ebenda. S. 220). Das Geschlechtliche Uebereinstimmen aber, das Geschlecht von Schwanden sei mit Heinrich reichlich und das Leben an Zeitungen zurückgefallen, worauf die Burg in Verfall gekommen sei. Nach Zschudi hatte Heinrich drei Söhne, wovon einer Abt zu Einsiedeln, ein zweiter König dageselbst und der dritte dieser Burkard war. Wenn nun dieser die Waffen gegen Albrecht, den Kärntner von Stedingen, ergriff und dann Johanniter wurde, so ist sehr begreiflich, daß er in dem Ueber obers so wenig als seine geistlichen Brüder bedrücktigt wurde.

Defterreich mit den drei Bändern seit Vertreibung der Boigate in Feindschaft war. Als aber der Angriff Herzog Leopold's gegen die drei Bänder bei Morgarten so unglücklich ausfiel, schlossen Boten von Uri, Glarus und Gasterland den 25. Juli 1315 einen Frieden auf unbestimmte Zeit mit 14tägiger Aufschubung, welchen der Pfleger und die Landleute von Glarus, die Bürger von Wesen und die Landleute des niederen Amtes besiegelten³⁾. In diesem Vertrage erkennt man die Spur einer Volksgemeinde im Glarnerlande nicht bloß für die Haltung des Gerichts, die vielleicht die der Universitas vallis Uraiae nur aus den freien Gottshausleuten bestand; denn Blumer (Das Thal Glarus unter Seckingen und Defterreich)⁴⁾ sagt nicht richtig, „der Friede sei im Namen der Glarner von Graf Friedrich geschlossen worden.“ Die Urkunde fängt allerdings an: „Wir Graf Friedrich u. s. w.“ fährt dann aber fort: „und wir die Landlute von Glarus,“ und diese siegeln dann auch neben dem Grafen mit eigenem Siegel. Allerdings war diese Volksgemeinde nicht eine freie nach Art der spätern Landsgemeinden, sondern wahrscheinlich das Boigding, das der Ammann, der Stellvertreter des Boigates, hielt; aber in ihr lag der Keim zu einer solchen. Deswegen wird dann auch der Bund mit den Eidgenossen 1352 von dem „Ammann und den Landluten gemeinlich zu Glarus“ geschlossen.

Der Stillstand, welchen die drei Bänder 1318 mit Defterreich schlossen, unterbrach auch im Glarnerlande die Umtriebe der österreichischen Partei. Als dann aber der Krieg 1323 wieder ausbrach, zeigte sich zum ersten Male offener Widerstand gegen die österreichischen Ausmachungen. Schon vor dem Stillstande hatte man vergeblich gesucht, die Glarner zur Aufschubung des Friedens mit Uri und an Feindseligkeiten gegen Schwyz zu bewegen. Jetzt wurden sie neuerdings dazu ermahnt; allein sie verworfen die Forderung, zu welcher Defterreich auch keineswegs berechtigt war. Die Niederlage bei Mühldorf, den 28. Sept. 1322, durch welche Herzog Leopold's Bruder, König Friedrich, in Ludwig's des Baiers Gefangenschaft gerieth, wirkte, wie früher die Schlachten am Morgarten, auch auf die Gesinnungen der Glarner. Daher benutzten sie nun das den freien Gottshausleuten zustehende Recht⁵⁾ zu einem wirklichen Bündnisse mit Schwyz auf drei Jahre den 1. Sept. 1323. In demselben vertrug man sich gegenseitig Hilfe und Rath. Glarus bezieht sich Seckingen und Defterreich vor, daß es nicht zum Kriege gegen dieselben verpflichtet sein solle, versprach aber dagegen auch Defterreich seine Hilfe gegen Schwyz zu leisten und so viel wie möglich österreichische oder andere Angriffe von ihrem Lande aus zu verhindern. — Dieses Bündniß mußte Herzog Leopold heftig erbittern. Nach Tschudi suchte er den Grafen von Toggenburg und die

Leute zu Wesen und im Gasterlande vergeblich zu einem Angriffe gegen die Glarner zu bewegen. Er gewann zwar den Grafen Johann von Rapperschwil aus dem Hause Habsburg-Laufenburg, der ihm in einem Dienstvertrage vom 22. Sept. 1323 verspricht „zu helfen wider die Waldstatt Schwyz und Glarus.“ Allein, da Leopold alle seine Kräfte gegen Kaiser Ludwig nöthig hatte, der Graf aber ohnehin seine Hilfe keinen Angriff hätte wagen dürfen, so kam es zu keinen Thatlichkeiten. Nachdem dann Leopold's Bruder (Leopold gest. 1326), Herzog Albrecht, 1326 mit den drei Bändern einen Stillstand geschlossen hatte, wurde die Gefahr für Glarus wieder größer, zumal dann auch der Bund mit Schwyz zu Ende ging. Die Herzöge verkauften nun von den Edelnechten von Wägenberg das seckingische Lehen der Burg zu Räfels und setzten 1329 Hermann von Landenberg auf dieselbe als Boigt über das obere und niedere Amt Glarus; denn so wurde nun auch das Gasterland genannt, als ob das Verhältniß beider Landschaften dasselbe sei. Der Aufenthalt eines fremden, von Kriegsnutzen begleiteten Beherrschers mußte den geheimen Unwillen vermehren, und Vergleichen mit dem früheren Zustande und mit den Ereignissen in den drei Waldstätten, wo besonders Uri, als ebenfalls einem weiblichen Stifte angehörig, manche Uebelthäten dardot, konnten nicht ausbleiben. Inzwischen gingen im folgenden Jahre freiwillige Krieger aus dem Glarnerlande zu dem Herre, mit welchem Herzog Otto von Defterreich Solmar vergeblich belagerte. Als aber die Belagerung aufgehoben und die Glarner ohne Sold nach Hause geschickt wurden, mußte der Unwille steigen. Nach Tschudi weigerten sich daher auch die Glarner, an dem großen fünfjährigen Landfriedensbunde Theil zu nehmen, welchen die österreichischen Landvögte im Toggau, Thurgau, Sundgau, Elsass und Breisgau und die dort gelegenen Städte und Herrschaften der Herzöge mit den Städten Konstanz, Zürich, Bern, Solothurn, Basel und St. Gallen im J. 1333 schlossen. Diese Nachricht erhält dadurch Wahrscheinlichkeit, daß das Niederamt zu Glarus ausdrücklich darin erwähnt, das obere Amt aber das Glarnerland selbst hingegen nicht genannt wird. Als dann 1337 eine Feuersbrunst den allmählig auf dem Meierhöfen entstandenen Flecken Glarus mit der Kirche verzehrte und dabei auch die Urkunden zu Grunde gingen, welche die Rechte der Landlute sicherten, wurde ihnen nicht nur die Erneuerung derselben Urkunden, welche sie von König Albrecht und den Herzögen von Defterreich erhalten hatten, verweigert, sondern auch die Herabsetzung derselben, die vom Stifte Seckingen und frühern Kaisern herrührten. Die Erbitterung stieg daher und es mußte, sobald die Umstände günstig waren, ein Ausbruch erfolgen. Die Glarner waren allmählig zur Freiheit herangereift. Unter der milden geistlichen Herrschaft eines entfernten weiblichen Stiftes, an dessen Stelle Jahrhunderte durch einheimische, dem Volke nahe stehende Beamte das, was einer einsachen Bevölkerung das Wichtigste ist, die privatrechtlichen Verhältnisse verwalten, hatten sich die verschiedenen Classen einander immer mehr

3) Urkunde bei Tschudi I. 270.
 4) Verhöl für Schweizerische Gesch. 3. Bd. S. 31. 1845.
 5) Siehe des Verfassers dieses Artikels Abhandlung: Ueber die Verhältnisse der freien Gottshausleute. Ebendaf. 6. Bd.

genähert. Die Voigtel war früher bei den einfachen Verhältnissen wenig drückend gewesen, und als die Habsburger dieselbe in wirkliche Landeshoheit zu verwandeln suchten, war es schon zu spät. Einstweilen siegte zwar noch die Gewalttherrschaft der auf der Burg zu Räsels stehenden Voigte und mehrre aus den angeseheneren Geschlechtern des Landes flohen nach Uri. Daß sie dort nicht unthätig blieben, darf wol angenommen werden. Da nun der Druck Hohe und Niedere gleich traf und das Beispiel der drei Länder lockend vor ihren Augen stand, so mußte sich immer mehr die Ueberzeugung befestigen, daß nur durch entschlossenen Widerstand die Rettung und vielleicht auch die Ausdehnung der alten Freiheiten möglich sei. Daher, als 1351 Zürich sich mit den vier Waldstätten verbündete und der Krieg mit Oesterreich wieder ausbrach, weiterten sich die Glarner, wie früher Hülfe gegen die Eidgenossen zu leisten, und als der Voigt, Walthar von Etobion, Anstalt zu machen schien, Kriegsvolk ins Land zu ziehen, kamen ihm die Eidgenossen zuvor. Die Banner von Zürich, Uri, Schwyz und Unterwalden (Luzern hatte wegen seines Verhältnisses zu Oesterreich keinen Theil) nahmen im November 1351, ohne Widerstand zu finden, das Glarnerland ein; die Glarner schworen ihnen Treue und 200 Mann zogen zur Verstärkung der Besatzung nach Zürich. Walthar von Etobion war nach Wesen geflohen. Als er dann den 2. Febr. 1352 mit Truppen, die er im Gaster, von Kappferschweil in der Ward und andern österreichischen Besatzungen gesammelt hatte, wieder ins Glarnerland eindringen wollte, wurde er auf dem Rautstfelde, zwischen Räsels und Oberurnen, mit großem Verluste geschlagen und fiel selbst im Kampfe; dann gestörten die Glarner die Burg zu Räsels, deren kleiner Besatzung sie freien Abzug ohne Waffen gestatteten. Jetzt war nur noch in einem Bündnisse mit den Eidgenossen Sicherheit zu finden, das auch diesen willkommen war, da sie, seitdem Zürich in den Bund getreten war, selbst zur Ausdehnung desselben genöthigt waren. Da indessen Glarus von den Eidgenossen eingenommen worden, seine Befreiung von der österreichischen Herrschaft noch keineswegs entschieden und im Lande selbst noch Anhänger von Oesterreich waren, die ökonomische Vorteile von dorthin genossen, so war es ganz natürlich, daß Glarus durch die Bedingungen, welche die vier Orte in dem Bundesbriefe vom 4. Juni 1352 einseitig festsetzten, in ein etwas untergeordnetes Verhältniß kam. Während die Glarner den Eidgenossen überall, wohin sie gemahnt werden, zuziehen müssen, verpflichten sich diese nur zur Hülfe „in den Landtmarden“ der Glarner, und wenn die Eidgenossen erklären, daß die Glarner in der Sache, wegen deren sie mahnen, Unrecht haben, so sollen sie ihrer Abmahnung gehorchen. Ohne Bewilligung der vier eidgenössischen Orte dürfen die Glarner kein neues Bündniß schließen; dagegen behalten sich die vier Orte dieses Recht vor und verpflichten die Glarner, an Bündnissen, die sie schließen, wenn es von ihnen gefordert wird, Theil zu nehmen. Wenn die vier Orte einstimmig eine Belagerung beschließen, so hat Glarus auch seinen Theil

u. Genoff. I. B. u. S. Erste Section. LXVIII.

an den Kosten zu tragen. Streitigkeiten aller vier Orte mit Glarus werden zu Einseiteln nach den Bestimmungen der Bundesbriefe der Eidgenossen, d. h. durch zwei Schiedsrichter von jeder Seite und einen Obmann, entschieden; hat aber nur ein Ort Streit mit Glarus, so entscheiden die drei andern. Wenn Jemand der Landleute von Glarus geheime Anschläge mit Fremden macht, woraus den Eidgenossen Schaden entstehen könnte, „des Lib und des Gut soll uns den Eidgenossen gemeinlich gar und ganz verfallen sein; dem Gericht (d. h. dem Richter im Lande) der Lib und uns (Eidgenossen) das Gut.“ Die österreichischen Rechte werden nicht ausdrücklich, wie vorher im Bunde der drei Länder und Luzerns mit Zürich (1351), vorbehalten, sondern es heißt nur allgemein, die fünf verbündeten Orte behalten sich vor „alle Dienst und Rechnung, so unser jeglich Irer Herrschaft billich und durch Recht thun soll, und es von Alter Herkommen ist.“ Endlich behalten sich die vier Orte Abänderungen des Bundesbriefes vor und die Glarner werden ausdrücklich verpflichtet, dieselben anzunehmen⁶⁾. Uebrigens erhielten die Glarner nach ihrem Siege bei Räsels das Versprechen, daß ihnen günstigere Bedingungen sollen gestellt werden. Dies geschah indessen erst im J. 1450, worauf dann auch Luzern und Zug 1454 neue Bundesbriefe erhielten, worin der Vorbehalt von Oesterreich weggelassen wurde. Einzig Zürich schloß schon 1408 ein neues Bündniß mit Glarus, worin völlige Gleichheit der Rechte und Pflichten beider Theile festgesetzt wurde. Da aber die Glarner nach dem Bunde von 1352 ohne einstimmige Einwilligung der übrigen Orte keine neuen Bündnisse schließen durften, so enthält der Bund von 1408 die Bestimmung, daß der frühere Bund bleiben solle, wenn dieser Bund „mit dem Rechten abgesprochen wurde.“ Dieser neue Bundesbrief findet sich bei Ischoldi. Daß dieser Bund mit Zürich wirklich abgeschlossen wurde, obgleich er sonst nirgends erwähnt wird, ergibt sich daraus, daß die Glarner in den Verhandlungen vor dem alten Zürichkriege 1437 sich auf denselben beriefen, um ihr Recht zu beweisen, mit den Angehörigen des Grafen von Toggenburg Landrechte zu schließen.

Nachdem dann noch im J. 1352 auch Zug in den Bund der Eidgenossen getreten und durch den Markgrafen Ludwig von Brandenburg zwischen Oesterreich und den Eidgenossen ein Friede war vermittelt worden, nach welchem jedem das Seinige wieder zugestellt werden sollte, wurden auch die österreichischen Rechte im Glarnerlande hergestellt. Wie die übrigen eidgenössischen Orte jeder einzeln, so erklärte auch Glarus, daß es mit dem Herzoge Albrecht durch den Markgrafen „vereint und verrückt“ sei, und Herzog Albrecht stellte den 14.

6) Luzern hatte zwar an diesem Bunde keinen Theil; allein es wurden mit den drei Ländern wahrscheinlich Verabredungen getroffen, daß auch Luzern, wenn die drei Länder von Glarus gemahnt werden und darauf Zugern mahnen, ihnen zuziehen, und hinwieder die drei Länder, wenn sie von Zugern gebeten werden, auch Glarus zu mahnen, dies thun sollen. Siehe Uebersicht Sammlung der ältern eidgenössischen Abschlüsse. 1839. S. 5.

Sept. 1352 eine Urkunde aus, in welcher er Verzeihung für alles Borgeschallene erklärte, wogegen die Glarner ihm und seinen Erben „fürbass dienen und gehorsam sin sollend.“ Das Gericht wurde von da an durch Untervoigte gehalten, da die Verzüge keinen Vortheil mehr ins Land sandten, sei es nun, weil seit Zerstörung der Burg zu Räfels für einen solchen kein besitziger sich vorhanden war, oder weil die Erfahrung bewiesen hatte, daß ein Ritter als Voigt sich nicht behaupten könne. Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren daher in dieser Zeit nicht im Lande und haben größere Bezirke der österreichischen Besitzungen zu verwalten. Aber während die Rechte Oesterreichs ungeschmälert hergestellt und Glarus dessen Hoheit wieder unterwerfen war, dauerte zwischen den Eidgenossen und Oesterreich ein beharrlicher Streit fort über die Gültigkeit der Bünde von Glarus und Zug mit den Eidgenossen. In dem Frieden mit Oesterreich verpflichteten sich die Eidgenossen, sich „fürbass“ nicht mehr mit österreichischen Angehörigen zu verbünden. Daraus folgerten sie, daß die vor dem Friedensschlusse entstandenen Bündnisse in Kraft blieben. Als daher Glarus und Zug sich weigerten, dem Bunde zu entsagen, bis sie einwilligten von den Eidgenossen ihrer Eide entlassen werden, dies aber von letztern abgeschlagen wurde, so brach der Krieg 1354 neuerdings aus. Inzwischen nahm Glarus jetzt seinen Theil. Als dann aber 1355 unter Vermittelung Kaiser Karls IV. wieder Friede geschlossen wurde, der Kaiser selbst die Eidgenossen aufforderte, Zug und Glarus den Bund auszufühnen, Oesterreich in beiden Ländern Verzichtleistung auf den Bund fordernde und die übrigen Orte den Streit in die Länge zu ziehen suchten, sollen die Schwyzler, zu allen Zeiten rasch in Entschlüssen, Zug und Glarus befehligt und in beiden Ländern den Bund von 1352 erneuert haben⁷⁾. In dessen wurde die Erneuerung des Krieges durch die Züricher und den Freiherren von Thurgau abgewandt und 1356 kam der sogenannte Thorbergische Friede zu Stande, der dann verschiedene Male verlängert wurde und bis 1385 dauerte. Glarus, das seinen Theil am Kriege gegen Oesterreich gehabt hatte, wird deswegen auch in dem Frieden nicht genannt. Ebenso wenig wird Glarus in den Verlängerungen des Friedens von 1367 und 1376 genannt. Es war noch durchaus ungewiß,

wie sich das Schicksal des Landes entwickeln und ob vielleicht am Ende der Bund mit den Eidgenossen wieder erlöschen werde. Denn aus den Zeilen der letzten geschah wenigstens öffentlich Nichts, um denselben zu beschützen. Als sie 1370 den sogenannten Pfaffenbrief zur Sicherung ihres Bundes errichteten, hatten Luzern und Zug, wo Oesterreich auch noch gewisse Rechte besaß, Antheil, Glarus dagegen erscheint in demselben keineswegs. Zwar hatten die Eidgenossen 1369 eine Uebereinkunft mit Oesterreich getroffen, welche 1372 durch die Uebstiss von Seckingen völlig zu Stande gebracht wurde. Aber dieselbe betraf nicht blos Glarus. Sie bestimmte nämlich, daß in Kriegen der Eidgenossen mit Oesterreich der Graf von Werdenberg zur Sargans,erner Valenstatt, Wesen, Gaster, die Rorsch und Glarus neutral bleiben und dem zufolge Glarus den Eidgenossen keine Hilfe gegen Oesterreich leisten sollte. Jedem Theile blieb vorbehalten, den Vertrag wieder aufzukündigen. Glarus erscheint also hier in denselben Verhältnissen, wie die übrigen österreichischen Besitzungen in jener Gegend. Auch das Verhältnis zu Seckingen wurde, soweit dies, nachdem Oesterreich alle Gewalt an sich gerissen hatte, möglich war, hergestellt. Im J. 1372 bezahlten die Glarner alle Zinsen nach, welche seit Anfang des Krieges zwischen Oesterreich und den Eidgenossen ausgieblen waren, und es wurde eine Uebereinkunft getroffen, nach welcher die Uebstiss wieder alle vier Jahre ins Land kommen, oder, wenn sie durch ein unzulässiges Zeugnis ihres Capitels bewiesen könne, daß sie persönlich verbunden werde, Bevollmächtigte schicken solle, um aus den Landleuten die zwölf Richter zu wählen. Würde dies im vierten Jahre unterlassen, so sollen, mit einziger Ausnahme von Kriegszeiten, wenn man nicht sicher nach Glarus kommen könnte, alle Zinsen dem Lande Glarus bleiben, bis jene Verpflichtung wieder erfüllt wird. In der Quittung, womit die Uebstiss den Empfang dieser rückständigen Zinsen bezeugt, erscheint nun ein Rath zu Glarus. Wann aber derselbe entstanden und wie er gewählt worden sei, ist durchaus ungewiß. Schon in dem Bunde der Glarner mit den Eidgenossen (1352) kommen die Worte vor: „weß si (die Glarner) sich da in irem Rat erkennen.“ Blumer (a. a. O.) glaubt, er sei erst durch diesen Bund entstanden. Wahrscheinlicher ist, daß er sich vorher durch den Zusammenritt einzelner angesehenen Männer, welche die Bewegung gegen Oesterreich leiteten, anfänglich ohne öffentliche Auctorität, oder vielleicht im Einverständnisse mit den Eidgenossen bildete.

Inzwischen konnten die einmal entstandenen Wünsche, sich den Eidgenossen ganz anzuschließen und dadurch zu völliger Unabhängigkeit zu gelangen, nicht mehr erlöschen, und sie wurden wohl auch durch die Nachbarn von Schwyz und Uri genährt. Mit andern eidgenössischen Söldnern zogen 1373 auch Glarner in Dienste der Brüder Galeazzo und Barnabas Visconti nach Mailand, und als 1383 der Krieg der Eidgenossen gegen den Grafen von Kyburg ausbrach, sandten die Glarner, gemahnt von den Verbündeten, 200 Mann zur Belage-

7) Zschudi, Chronik I. S. 447. Er setzt diese Einnahme von Zug ins J. 1356. Dies scheint jedoch unrichtig: Eynl. Blumer, Staats- und Rechtsgeschichte der Schweizernischen Demokratie I, 229. Das die Erneuerung des Bundes mit Glarus bezieht, so findet sich dafür hinreichende Beweise. Noch weniger glaubwürdig ist, was Zschudi S. 451 sagt, daß in der Erneuerung des Friedens mit Oesterreich 1358 sei eingeschrieben worden, daß der Herzog, so lange der Waffenstillstand dauere, den Glarner „einen Burger von Zürich aus der Stadt zum Vogt“ geben soll. Glarus war damals wieder ganz unter österreichischer Hoheit; im Frieden von 1356 wird es so wenig als in den spätern Verlängerungen genannt, und wenn auch ein glücklicher Bürger, der Ritter Gottfried Müller, 1359 und 1368 als Voigt über Glarus erscheint, so war derselbe als Burgvogt von Rapperschwil (den österreichischen Dienstmannen). Dagegen war Räfels von Amst, der 1367 als Voigt zu Seckingen und Glarus erscheint, nicht Bürger zu Räfels.

rung von Burgdorf. Da Oesterreich an diesem Kriege scheinbar nicht Theil nahm, so wurde der Vertrag von 1372 dadurch nicht verletzt. Um aber gegen Oesterreich selbst mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolges aufzutreten zu können, mußte ein neuer Krieg der Eidgenossen abgewartet werden. Derselbe brach in den letzten Tagen des Jahres 1385 aus, und wurde dann durch einen Waffenstillstand bis zum 22. Juni 1386 unterbrochen. Während desselben kündigten auch die Glarner den Neuroltschvertrag von 1372 auf. Sie nahmen das Dorf Bilenpach (jetzt Filsbach), das, wie die übrigen Orlschaften an und auf dem Kerensbergerge, zum Oesterreich gehörte, in ihr Landrecht auf; ebenso diejenigen Reute von Niederurnen, die nicht lehnsherrliche Gotteshausreute waren, zerstörten die Burg der obern Bindel der Niederurnen, und als Bilenpach aus den benachbarten österreichischen Besitzungen sollte überfallen werden, kamen sie den Feinden zuvor und schlugen sie mit großem Verluste in die Flucht. Nach dem Siege der Eidgenossen bei Sempach (den 9. Juli) wurde die Stadt Wesen von den Glarnern mit Hilfe von Zürich, Uri und Schwyz eingenommen und die nahe dabei gelegene Burg Mäli (Mähle) zerstört. Dennoch wird Glarus in dem 1388 den 4. Oct. geschlossenen und hierauf als Bismesse 1388 verkündeten Waffenstillstande zwischen Oesterreich und den Eidgenossen nicht genannt; wahrscheinlich gaben es die Oesterreicher nicht zu, obgleich er in der Wirklichkeit auch für die Glarner galt. Während dieses Stillstandes wagten sie nun einen entscheidenden Schritt zur Gründung eines unabhängigen Gemeinwesens. Den 11. März 1387 traten „der Ammann und die Landtüt gemeinlich zu Glarus“ in eine Gemeinde zusammen, und stellten mit Verweisen und Einwilligung von Zürich, Zugern, Zug, Uri, Schwyz und Unterwalden eine Landesordnung (Landrechtsbrief) auf. Nach derselben soll die Gemeinde jährlich auf St. Johann's Tag im Sommer aus jedem der 15 Tagewen (Weirke) einen Mann zum Richter wählen. Diese 15 bilden das Gericht für das ganze Land, und von ihrem Ausspruche darf die Sache nicht weiter gezogen werden. Wer den Andern mit fremden Gerichten beunruhigt, bezahlt 10 Pfund Buße dem Lande und muß allen Schaden ersetzen. Bei einer Buße von 50 Mark Silber soll kein Glarner mehr das Kellereamt von der Weisheit annehmen (ohne Zweifel weil die reichen Einkünfte leicht zum Verrathe am Lande verleiten konnten). Wenn Streit entsteht, so soll jeder Friede fordern; wer dann den Frieden bricht, der wird als Mörder gerichtet. Kein Priester soll einen Leichnam oder Bannbeisetz anders annehmen als an offener Kanzel, wann die Kirchgenossen in der Kirche sind. Was die Weisheit der Landreute beschließt, dem hat die Winderkeit Folge zu leisten. Neben diesen Bestimmungen über die Verfassung enthält die Urkunde noch andere, welche das Erbrecht betreffen, sowie verschiedene strafrechtliche Bestimmungen. — Auf diese Weise entwickelte sich aus dem früheren Bistum und Meierdinge die wirkliche Landsgemeinde mit geschickelter Gewalt. Weder der Weisheit, noch der österreichi-

schen Weisheit geschieht in der Urkunde irgend eine Erwähnung, und das sonst von der Weisheit ernannte Zwölfergericht verschwindet vor dem durch die Landsgemeinde eingesetzten Fünfzehnergerichte, das nun Weisheit, die privatrechtliche und die Criminalgerichtsbarkeit vereinigte.

Der Waffenstillstand ging Mitte Februars 1388 zu Ende und der Krieg begann von Seiten der Oesterreicher mit der Einnahme von Wesen, das durch 50 Glarner unter einem Boigte von Uri besetzt war, aber durch Verrath der Bürger den in der Nacht vor der Stadt angekommenen Oesterreichern geöffnet wurde. Nur der kleinere Theil der Besatzung entrannte durch die Flucht dem Tode. Jetzt mahnten die Glarner ihre Verbündeten, und die Züricher, Urner, Schwyzer und Unterwaldner trafen zu Pfäfers am Zürchersee zusammen. Als sie aber vernahmen, daß das österreichische Heer mit Zurücklassung einer starken Besatzung in der gut besetzten Stadt Wesen sich aufgelöst habe, entschlossen sie sich den 23. Febr. wieder umzukehren, theils weil eine Belagerung von Wesen in dieser Jahreszeit und wegen der Unmöglichkeit, das hier mitten durch feindliches Gebiet mit Lebensmitteln zu versehen, keinen Erfolg haben konnte, theils weil sie sich selbst auf anderen Seiten bedroht sahen. Von ihren Freunden gänzlich verlassen und an den Grenzen ihrerwährender beunruhigt traten nun die Glarner mit den österreichischen Oberleuten in Unterhandlung. Allein die Bedingungen, welche diese machten, waren so hart, daß die Glarner dieselben nicht annehmen konnten. Alle bisherigen Freiheiten und Rechte auch der freien Gotteshausreute, der freien Wappengemeinden und der Burglosen sollten unterdrückt, der Bund mit den Eidgenossen aufgehoben, und Oesterreich als der „rechten natürlichen Herrschaft“ Gehorsam geschworen werden. Die Glarner erboten sich vergütlich, ihrem „neuen Landrechtsbrief“ wieder anzuhängen und ganz in das Verhältnis, wie vor dem Kriege, zurückzutreten, nur auf den Bund mit den Eidgenossen wollten sie nicht Verzicht leisten. Jetzt wurden Anstalten zum Angriffe auf das Glarnerland gemacht. Den 7. und 8. April 1388 trafen die Truppen von allen Seiten in der Gegend von Wesen und zu Schänis und Balenstett ein. Nur mit Mühe gelangte ein Botz der Glarner über die noch mit tiefem Schnee bedeckten Berge am 8. April Morgens nach Schwyz. Alsobald eilten 30 kriegerische Männer voraus und gelangten noch am Abende in die riefenhafte Alpe ganz hinten im Rindthal. Dort mußten sie den Morgen erwarten. Nach Zürich konnte durch das feindliche Heer kein Botz durchkommen, und die Wohnung an Uri mußte zu spät eintreffen. Der 9. April, der Schlachttag bei Mäli, war der Tag der Entscheidung. An der bergeshellen Rege bei Mäli und Röllis machte der Hauptmann am Hüel mit 100 Mann, die beim Anrücken der Feinde sich noch um 100 Mann aus den nächsten Dörfern verstärkten. Allein diese Zahl war zu klein, um die angedrohte Linie zu behaupten. Die Rege wurde durchbrochen, und die Feinde ergossen sich bald ohne Ordnung

plündernd über die benachbarten Dörfer. Nöfels wurde verbrannt und das Vieh aus den Dörfern weggetrieben. Einige Ritter kamen bis in den Flecken Glarus, der, wie alle davor liegenden Dörfer, ganz verlassen war; denn Weiber und Kinder waren in die hinteren Thäler geflohen. Unterdessen hatte der Hauptmann am Hüel und der Randamann Vogel mit einer kleinen Schar der bei der Lege zerstreuten Glarner an dem steilen Abhänge des Biaggie eine feste Stellung auf der Rauti eingenommen. Das auf der Anhöhe stehende Landesspanner rief die übrigen herbei, und allmählig kamen auch die Krute aus den hinteren Thälern auf dem Kampfsplatze an. In Scharen von 30 bis 60 schlugen sie sich durch die aufgestellten Häufen der Feinde zu dem Panzer durch. So sammelten sich diese wieder und rückten, die Ritter voraus, gegen die Stellung der Glarner an. Aber wie in der Schlacht am Morgarten, so trug ein furchtbarer Hagel von Steinen Tod und Verwundung in die Reihen der geharnischten Reiter. Die schon gewordneten Kampfsreife konnten nicht mehr gedeckt werden, und als die Ritter auf das Fußvolk zurückwichen, geriet auch dieses in Verwirrung. Den günstigen Augenblick benutzend fielen die Glarner in die Feinde; aber die kleine Zahl hatte einen harten Kampf zu bestehen. Da mitten in der größten Roth Räume zum Rückzuge her eine Schar mit lautem Kriegsgeschrei heron. Es waren die 30 Schwärze mit einigen Glarnern aus entfernteren Thälern; der Schreden vergrößerte ihre Zahl in den Augen der Feinde, und bald, ungefähr um 9 Uhr Vormittags, löste sich das Heer in wilder Flucht auf. Die Glarner, zu denen nun auch die Entferntensten aus Lintthal und Sersenthal gekommen waren, verfolgten sie unausgesetzt über Nöfels, durch die Lintb, die damals noch nicht in den Walenflatterssee geleitet war, gegen Wesen. Die Brücke über die Raag brach unter der Last der Flüchtenden ein. Eine unbekannte Zahl kam im Wasser um, Viele wurden von den verfolgenden Glarnern noch hineingetrieben, und gingen, beschwert von den Ponzen, zu Grunde. Auf der Wallstatz lagen über 2500 Erschlagene, unter ihnen 183 Edelleute. Sie wurden dann in großen Gruben außerhalb der Lege begraben. Von den Glarnern blieben nur 55. Wosfen aller Art, viele Pferde, gegen 1800 Hornische und eif. Hauptpanzer, unter denen ein österreichisches, das teggenburgische, das der Grafen von Montfort und mehr von Städten fielen in die Hände der Sieger; wos die Feinde geraubt hatten, wurde ihnen Alles wieder abgenommen. Während dies vorging, war Graf Johann von Werdenberg aus dem Sarganserlande mit 1500 Mann über den Kerenzerberg bis Beglingen gekommen, um die Glarner von der Seite anzugreifen. Als er aber von der Höhe die Flucht des Heeres sah, kehrte er eilends wieder um, ohne irgend etwas zur Rettung der Seinigen zu wagen. Der Schreden war überhaupt so groß, daß nicht einmal eine Befragung zu Wesen gelassen wurde. Als daher die Glarner zwei Tage nach der Schlacht vor Wesen zogen, hatten sich alle Einwohner geflüchtet. Die Stadt wurde geplündert, zur Noche für den Verrath in Brod

gesteckt und die Mauern zerstört. Am nämlichen Tage waren die Züricher ausgezogen, um die Glarner bei der erwarteten Belagerung von Wesen zu unterstützen. Da nun Wesen ohne Widerstand war eingenommen worden, so zogen sie vor Kappfersweil und mähnten die übrigen Orte. Auch die Glarner zogen zu dem Belagerungsheer. Aber die Stadt war stark besetzt und mit allem Nöthigen versehen, sodaß die Belagerung nach drei Wochen wieder mußte aufgehoben werden. Der Krieg der Eidgenossen mit Österreich dauerte dann bis in den Monat März 1389 mit Raub und Brand auf allen Seiten fort; zu einer wichtigen Schlacht kam es jedoch nicht mehr. Endlich oermittelten die Äbte von Einsiedeln und Bettingen nebst mehrern freien Reichsstädten einen Frieden auf sieben Jahre den 1. April 1389. Auch in diesem Friedensschlusse wird Glarus nicht genannt. Von österreichischer Seite zog man wahrscheinlich vor, die dortigen Verhältnisse unbekannt zu lassen, den Eidgenossen aber genügte für jetzt, daß in dem Friedensschlusse festgesetzt wurde, sie sollen, so lange dieser Friede dauert, ruhig inne haben, „was sie sich uners (der Herzoge) Guts unterzogen hand und ingonnen“, und es sollen die Krute, die in diesen Städten und Thälern wohnen, bei den Bündnissen bleiben dürfen, die sie mit den Eidgenossen gemacht haben. Unter diesen war allerdings auch das Glarnerland begriffen, sowie die Dörfer Füllbach und Niederurnen, die sich während des Krieges an Glarus angeschlossen hatten. Daß dann aber Glarus strebte, die für sieben Jahre anerkannte Unabhängigkeit in eine immerwährende zu verwandeln, war unermesslich. Zur Unterhaltung des Freiheitsguths wirkte dann entscheidend mit die durch einen Beschluß der Landsgemeinde vom 14. April 1389 angeordnete nässeler Fahrt, eine religiöse Feiertag der Errettung durch den Sieg der Nässler, welche jährlich auf dem Schlachtfelde gehalten werden und an der aus jedem Hause im ganzen Lande das Haupt der Familie Theil nehmen sollte. Diese Fahrt hat sich mit einer kleinen Veränderung, die später durch die Religionsentrennung nöthig wurde, bis auf den heutigen Tag erhalten. Dagegen wurde die Bitte der Verwandten der erschlagenen Edelleute um Bewilligung zur Erbauung eines Klosters auf dem Schlachtfelde abgeschlagen, damit nicht die Einwohner durch Ankauf von Grund und Boden beinträchtigt würden. Der Abt zu Rütli im Canton Zürich ließ daher, da sein Bruder aus dem Geschlechte von Wagnenberg auch erschlagen worden war, zwanzig Monate nach der Schlacht drei der großen Gruben, in denen angeblich die Leichname der unentfesselt gewordenen Edelleute lagen, ausgraben, und führte 579 zum Begräbnis noch dem Kloster Rütli, das nun bedeutende Schenkungen für Seelenmassen erhielt.

Indessen war durch den siebenjährigen Frieden über die Verhältnisse zu Sedingen Nichts bestimmt worden, und in jener Zeit glaubte man noch nicht, privatrechtliche Verpflichtungen ohne Ersh aufheben zu können; in solcher aber war die ehemalige Grundherrschafft nach und nach übergegangen. Schon 1376 waren Grund-

hießen im Einkhofe um den 20fachen Betrag durch die Besitzer der Güter, aus welchen die Zinsen hasteten, aus-
gekauft worden. Im J. 1390 wurde nun unter zürcher-
licher Vermittelung die Verkaufssumme für alle Natu-
ralzinsen im ganzen Lande festgesetzt. Im J. 1395 fand
dann die Abzahlung statt. Zugleich belehnte die Ab-
teissin das Land mit den Zehnten und Zällen gegen einen
jährlichen ewigen Zins von 32 Pfund, der auch bis zum
Jahre 1798 bezahlt wurde. Von allen ihren übrigen
Rechten behielt sich die Abteissin einzig den Kirchenzins
zu Glarus vor. Ihre Zustimmung zu dem Vertrage
von 1395 hatten die Herzöge förmlich durch Gesandte
zu Zürich erklären lassen, eine schriftliche Erklärung
jedoch verweigert.

So befreite sich Glarus durch Loskauf aus un-
zweifelhaft rechtmäßiger Weise von der feingoldenen Ho-
heit. Im Gefühle der errungenen Freiheit faßte dann
die Landsgemeinde 1391 einen Beschluß, wodurch jede
Verabredung oder Verschönerung gegen „des Landes
Eer, Rug und Notdurft“ verboten wird. Die im
Eingange vorkommenden Worte „von etwas Summell
und Gebrechen wegen, so wir hättend in unserm Land,“
deuten auf Parteilichkeit Einzelner, wahrscheinlich für
Oesterreich. Noch fragte es sich, ob auch die Voigtrei-
rechte, welche Oesterreich besaß, rittlos seien. In der
nach dem Bündnisse der Herzöge 1394 beschlossenen Ver-
längerung des Friedens um 20 Jahre wird nun Glarus
in der Reihe der übrigen eidgenössischen Orte genannt,
nachdem es schon im Jahre vorher, wahrscheinlich in
Folge jenes Vertrags von 1390, in dem sogenannten
sempacher Briefe als nun gleichberechtigt neben ihnen
erschieden war. Der Friede von 1394 setzte fest, daß die
Glerner jährlich, so lange der Friede dauere, an Oester-
reich 200 Pfund bezahlten, dagegen aber ihre Gerichte
frei besetzen sollten. Urnen und Füllbach bleiben bei
Glarus; ersteres bezahlte 22 Pfund, Füllbach 3 Pfund.
Diese Voigtsteuer scheint aber nie bezahlt worden zu
sein; denn in der Verlängerung des Friedens auf 30
Jahre (1412) willigt Herzog Friedrich ein, daß die
Glerner die „versehenen Steuern,“ die sie nach dem
Währigen Frieden bezahlen sollten, „inne haben,“ und
auch bis zu Ende des Währigen Friedens die Steuer
nicht bezahlen sollen. Der Vorbehalt, daß dies nach
Ausgang des Friedens beiden Theilen an ihren Rechten
unschädlich sein solle, wurde 1415 nach der Achtung
des Herzogs Friedrich durch eine Urkunde Kaiser Sigis-
munds aufgehoben, welche Glarus förmlich für ein
Reichsland erklärt, das Land von allen fremden auch
den Reichsobergeboten freisetzt, denselben den Blutbann
verleiht, und alle Rechte, Zinsen, Steuern u. s. w.,
welche die Herzöge von Oesterreich im Lande besaßen
haben, für immer aufhebt⁸⁾. So war die Reichsun-
mittelbarkeit des Glarnerlandes nun auch durch das
Reichsoberhaupt selbst anerkannt, nachdem die Unabhän-
gigkeit von geistlicher und weltlicher Fürstengewalt seit

dem Jahre 1394 factisch errungen und Glarus schon
als selbständiger Staat in den Bewegungen in Klätten
und im Freiheitskriege der Appenzeller aufgetreten war.
Nachdem nämlich in einer langwierigen Fehde des Frei-
herren zu Rätzens gegen den Bischof Hartmann von
Chur eine Freischar aus Glarus dem Erbherrn zugezogen,
und der Rammann von Glarus, Jakob Puphan, an dem
schiedsrichterlichen Spruche über diese Fehde vom 3. Jan.
1396 als von dem Erbherrn genädigter Schiedsrichter
Theil genommen hatte, schloß Glarus den 24. Mai
1400 ein Bündniß mit den schon unter sich verbündeten
Herren der sogenannten obern Part in Graubünden,
dem Abte zu Disentis, den Freiherren zu Rätzens und
den Herren von Sar zu Masor und allen ihren Ange-
hörigen. Gegenseitig verspricht man sich Hilfe auf
Wahrung mit gesamteter Macht ohne Sold, nur daß
der Wahnende für den Unterhalt sorge. Werden nur
Söldner verlangt, so sendet man so viele als begehrt
werden. Die Glerner behalten zwar ihren Bund mit
den Eidgenossen vor; ob aber von diesen die Erlaubniß
zu dem neuen Bunde sei gegeben worden, wird nicht
berichtet, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß diese
Herren und ihre Leute in Klätten auch ein Bündniß
mit den Waldstätten hatten. Entweder wegen dieses
Bündnisses oder aus andern Gründen entstand dann
Freundschaft mit dem Bischofe von Chur, und da dessen
Leute einigen Glarnern Vieh und Pferde raubten, so
zogen die Glerner verstärkt durch Freischärer von Schwyz,
Zug, Entlibuch und aus Appenzell 1402 bis in die
Rähe von Chur und führten einen großen Raub an
Vieh mit sich fort. Durch Vermittelung des Voigtes
zu Sargans und mehrerer österreichischer Angehöriger kam
dann ein Friede zu Stande, nach welchem jeder Theil
seinen Schaden selbst tragen sollte. Unterdessen waren
die Bewegungen im appenzeller Lande gegen den Abt
von St. Gallen entstanden; Schwyz hatte mit den Ap-
penzellern ein Landrecht geschlossen, und als 1403 die
mit dem Abte verbündeten Reichsklöster sich zum An-
griffe rüsteten und die Schwyzler den Appenzellern 300
Mann sonkten, wurde auch zu Glarus öffentlich aus-
gerufen, daß es jedem frei stehe, den Appenzellern zu-
zulaufen. Zweihundert Glerner zogen daher nach Appen-
zell, und trugen mit zu dem Siege bei Röschensied oder
Speicher bei. Auch nachher waren während der Dauer
des appenzeller Kriegs (bis 1408) meistens Glerner dort,
und 1411 schloß Glarus nebst den übrigen eidgenössischen
Orten ohne Bern ein Burg- und Landrechtsbündniß
mit Appenzell. Die Verabredung eines besondern Bün-
dnisses mit Zürich im J. 1408 ist schon erwähnt wor-
den. Es scheinen dazu vorzüglich Glerner, die sich zu
Zürich niedergelassen hatten, und von denen drei,
ein Klammatter, ein Landolt und ein Stüßi, 1390 im Rathe
zu Zürich saßen und die Uebereinkunft mit der Abteissin
von Seftingen vermitteln halfen, beigetragen zu haben.
Ebenso selbständig handeln die Glerner während des
constanzter Conciliums, als gegen Herzog Friedrich von
Oesterreich der Kirchendebau und die Reichsacht erklärt
wurde. Damals vereinigen sie mit ihrem Lande das

8) Die Urkunde ist abgedruckt bei L (Schubli), Chron. 2. Bd.
S. 19.

Dorf Bitten, das noch unter österreichischer Vögtei stand, sowie die noch zum Glarus gehörigen Orte auf dem Kerenzerberge, wodurch das Land diejenige Ausdehnung erhielt, die ihm dann geblieben ist. An der Eroberung des Morgau und an der Entdeckung des unglücklichen Systems der geminen Herrschaft hatte Glarus ebenfalls Theil (s. v. Uet. Eidgenossenschaft).

Zweite Periode von 1415 bis 1798. Die Geschichte des Glarnerlandes ist von jetzt an unter der allgemeinen Geschichte der Eidgenossenschaft enthalten. Doch bietet dieselbe noch Manches dar, was in jenem Artikel (I. Sect. 32. Bd.) nicht berührtig werden konnte. Die Reformation bildet in dieser Periode eine Haupt-epoche, woznach dieselbe in zwei von einander sehr verschiedene Zeiträume zerfällt. Erster Zeitraum bis auf die Anfänge der Reformation 1523. Hier erscheint zuerst ein merkwürdiges Gesetz, welches am 12. März 1419 von der Landsgemeinde angenommen wurde. Durch dasselbe wurde verordnet, daß der Wochenmarkt für das ganze Land am Montag, „in dem Doef zu Glarus“ solle gehalten und an diesem Tage zu Räfels gar Nichts öffentlich zum Verkaufe dürfen ausgestellt werden; nur in den Häusern und Kellern solle erlaubt sein, dort und an andern Orten etwas zu verkaufen. Die bisherigen Jahrmärkte zu Räfels werden aufgehoben. Auf fremde Märkte, namentlich auf die Wochenmärkte zu Wesen und Schänis, soll Niemand irgend etwas zum Verkaufe bringen, „daß unser Markt dert minder geschmachtet werden.“ Alle Gerichte sollen zu Glarus gehalten werden. Wer an Tage- oder Wochenmärkten, Gerichten, Rath- oder Landsgemeinden oder Kirchweihen in einem angegebenen Bezirk um Glarus Streit anfängt, soll „dem großen Einung“ (Buße) verfallen sein. Zugleich enthält der Beschluß ein Erpressungs-gesetz, um die Vergrößerung des Doefes Glarus zu beschränken. Landleuten, die zu Glarus Häuser bauen wollen, soll man Hofstätten um den Preis zu kaufen geben, der durch drei von der Landsgemeinde aufgestellte Schöher bestimmt wird; nur, wer selbst auf der Hofstatt bauen will, soll nicht zur Abtretung verpflichtet sein. Durch diesen Beschluß wurde nun Glarus, wo allerdings der Reichthum von früher her einen Mittelpunkt bildete, als Hauptort des ganzen Landes erhöht; aber eine gewisse Eifersucht von Räfels zeigte sich auch nachher noch öfters. Wahrscheinlich hatte man auch bei der Bestimmung des Beschlusses, daß jeder, der wegen Verlegung des Marktes nach Glarus dem Rathe oder einem Landmanne Vorwürfe mache, um 50 Rael Silber solle gebüßt und, wenn er nicht bezahlen könne, aus dem Lande verwiesen werden, vorzüglich die ihres Jahrmarktes beraubten Räfeler im Auge.

In demselben Jahre schloß Glarus mit dem Grafen Friedrich von Toggenburg, der auch in einem Bueg-rechte mit Zürich und in einem Landrechte mit Schwyz stand, und durch diese Verbindung in der damaligen Währung seine Herrschaft zu sichern mußte, ein Bünd-niß auf zehn Jahre, worin Glarus unter Andreem Hilfe gegen ungehorsame Angertheile des Grafen verspricht.

Auch nahmen ebenfalls 1419 drei Brüder, Freiherren zu Rätens, auf Lebenszeit das Landrecht von Glarus an, wobei sie Definition ihrer Burgen, so oft es nöthig sei, versprochen; übrigens solle dadurch dem Bündnisse von 1400 kein Abbruch geschehen. Allein das gewöhnliche Selbstgefühl, welches alle dieartigen Ereignisse, der Sieg bei Räfels, die Gleichstellung mit Zürich in dem Bundesvertrage von 1408, die kaiserliche Anerkennung gänzlicher Reichsfreiheit, den Antheil an den 1415 eroberten gemeinen Herrschaften im Morgau, und die Bündnisse mit dem hohen Adel, in dem Glarnervolke verankert hatten, mußte notwendig bei der Menge in einen Uebermuth ausarten, der, wo sich Lustthat auf Vergrößerung zeigte, den Pfad des Rechtes unbedingt verließ. Dies zeigte sich zuerst im Jahre 1428. Das Sarganserland besaß damals Graf Friedrich von Toggenburg als österreichische Pfandschaft. Die Burg Greplang bei Flums war in Folge des Bueg-rechts, welches der Bischof von Chur, vorzüglich um sich gegen den Grafen von Toggenburg, die Herren im bündnerischen Oberlande und deren Verbündete, die Glarner, zu sichern, im J. 1419 auf 51 Jahre mit Zürich geschlossen hatte, letzterer Stadt verpfändet worden. Nun gelang es einer Anzahl höfliche Leute des Grafen und Solcher, die an Greplang gehörten, sich unter den Glarnern einen so starken Anhang zu machen, daß ihnen wider den Willen der rechtlich Besessenen das glarnerische Landrecht von der Landsgemeinde ertheilt wurde. Da die Bemühungen des Grafen und der Züricher die Aufhebung des Landrechtes zu bewirken vergeblich waren, so machten sie Anstalt, die Ueberer des Ungehorsams zu verhaften. Allein diese entflohen nach Glarus, und als der Graf auf ihr Eigenthum Beschlag legte, sandten die, welche an Greplang gehörten, einen Glarner nach Flums, um ihr Vieh auf Glarnerboden zu treiben. Er wurde zwar von Leuten aus Balenstätt aufgefangen, dann aber wieder losgelassen und gelangte ungehindert mit seiner Herde ins Glarnerland. Unterdessen hatte sich aber das Gericht verbreitet, er sei erschlagen worden. Sogleich rief der Landsturm und das Volk zog mit dem Panner nach Räfels. Mit Wähe gelang es, die Menge von einem Angriffe auf die Toggenburgerßen Besetzungen abzuhalten. Die Ankunft jenes Glarner mit der Herde verhinderte dann zwar für den Augenblick Thätlichkeiten mit den Leuten, die der Graf in seinen Besitzungen angemahnt hatte; auch nach Zürich sandte er eine Abordnung. Allein da die Eidgenossen schon vorher sich des Streites wegen jener eigenen Leute angenommen und einen Tag besorgen nach Zug geschickt hatten, bis zu welchem der Streit ruhen sollte, so erklärten die Glarner jene kühne Vergrößerung ihres Landesmannes für einen Bruch dieses Stillstandes. Doch gelang es dem schwyzischen Ammann Hegner in der Nacht, beide Theile zu dem Versprechen zu bewegen, den Speich der Eidgenossen zu Zug abzuwarten. Derselbe geschah den 13. März 1428 und ging dahin, daß die Glarner unverzüglich jene eigenen Leute des Grafen und der Stadt Zürich aus ihrem Landrechte entlassen

und sie gegen ihre Herren nicht schützen sollen. Dagegen werden aber der Graf und Zürich gebeten, dieselben zu begnadigen und wieder zu dem Thron kommen zu lassen. Daß man aber den Streit als von höchster Wichtigkeit ansah, zeigt sich daraus, daß nicht nur von allen sechs eidgenössischen Orten (ohne Zürich und Glarus, welche Partei waren), sondern auch von Freiburg, Solothurn, Baden und Bremgarten, und zwar fast von allen Orten zwei Gesandte als Richter den Ausspruch thaten. — So wurde zwar der Streit beiseitigt; aber in demselben ist neben den Verhältnissen zum Bischofthum Gaur der Ursprung der feindseligen Gesinnung der Glarner gegen Zürich zu suchen, welche in dem, nach dem Tode des Grafen von Zeggendorf (gest. 1434), über dessen Erbe entstandenen, alten Zürichkriege so bitter hervortrat. In diesem Kriege, der in die allgemeine Geschichte der Eidgenossenschaft gehört, gewann Glarus mit Schwyz die Waigstei über Uznach und Gaster, wodurch das System der gemeinen Herrschaften eine neue Ausdehnung erhielt. Nach Beendigung dieses Krieges gelang es den Glarnern 1450, die Erlösung des Versprechens, das ihnen nach der nässeler Schlacht war gegeben worden, zu erhalten. Der neue Bundesbrief wurde auf das Datum des alten von 1352 gestellt und ist größtentheils gleichlautend mit dem Bundesbriefe der Züricher mit den vier Waldstätten, sodasß sogar bei der Garantie der zürcherischen Zusatzverfassung die Worte wieder aufgenommen sind: „wäre, daß jemand Herr Rudolf Brum Ritter, der ich Zürich Burgermeister ist, oder welcher jener da Burgermeister würd, die Rät, die Bänkt und die Burger — befränden oder bekümbren wolt u. s. w.“ Den Glarnern wird gestattet, auch mit Bern, Luzern und Zug Bündnisse zu schließen, für andere Bündnisse dagegen bedürfen sie der Einwilligung der vier Orte, in dessen letztere sich das Recht, neue Bündnisse zu schließen, die aber dem gegenwärtigen Bunde nachstehen sollen, vorbehalten.

Nach Beendigung des alten Zürichkrieges richtete sich die Aufmerksamkeit auch wieder auf die innern Verhältnisse. In einem Zeitraume von ungefähr 20 Jahren wurde eine Reihe von Gesetzen erlassen, die dem sogenannten Landbuche beigelegt wurden. Eine Landsgemeinde vom Jahre 1445 beschloß nämlich die Sammlung der schon vorhandenen Landgesetze, wodurch das Landbuch entstand, welches auch folgende Grundzüge der Verfassung enthält. Die Landsgemeinde, an welcher jeder Landmann, der über 16 Jahre alt ist, sich einfinden soll, versammelt sich jährlich ein Mal, um „unser Land zu besorgen und besorgen nach aller Nothdurft“ außerordentlicher Weise soll sie sich versammeln, wenn sie vom Landmann oder seinem Gewaltthäter verführt wird. Ihr Hand, die geschehene Gewalt, die Entscheidung über Krieg, Frieden, Bündnisse, Ertheilung des Landrechtes und die Wahl des Landammanns, der Richter u. s. w. zu. Der Rath, der früher bald aus 30, bald aus 60 Mitgliedern bestand, blieb nun 60 Mitglieder stark, indem jeder der 15 Tagewen vier Mitglieder wählte. Auch das Waldfriedgericht fiel ihm zu, nachdem Kaiser Sigismund

das Land mit dem Blutsbanne belegt hatte. Der Landammann hatte den Vorschlag im Rathe und Gerichte und bei der Landsgemeinde. Das im J. 1387 eingesetzte Gericht von 15 Mitgliedern scheint nicht lange bestanden zu haben, und es erscheint dann 1414 ein Reuengericht, welches über Ebre, Erbe, Schädigung an Leib und Gut bis an das Blut richtete. Später um die Mitte des 15. Jahrh. kommt dazu noch ein Gericht von fünf Mitgliedern, das vorzugsweise über Schuldforderungen entschied. — Zu jener Zeit war die Idee von der Verschlingung der Verwandten eines Getödteten zur Blutrache noch nicht verschwunden, und es finden sich Beispiele, wo durch den Rath eine Sühne vermittelt wurde. Besonders merkwürdig ist aber, daß noch in dieser Zeit (1423) ein förmlicher gerichtlicher Zweikampf stattfand. Ein reicher, kinderloser Mann, Wäli Blumer, wurde von seinem einzigen Erben, dem Witten seiner Schwester, Namens Heinz, von einer Felswand heruntergestoßen. Da Blumer mit dem Leben davon kam, so gab Heinz vor, er habe ihn vor einigen Tagen in fleischlicher Vermischung mit Vieh überfallen, und aus Besorgniß, daß er es wiederholen und daraus Schande für die Familie entstehen würde, die That begangen. Da die Sache ruhmbar wurde, so wurden beide verhaftet, und als Blumer beharrlich das ihm angelastete Verbrechen leugnete, Heinz aber auf seiner Aussage beharrte, so wurde von dem Blutgerichte ein Zweikampf auf Leben und Tod zwischen ihnen angedröhrt, in welchem Blumer siegte. Sterbend bekannte dann Heinz noch, daß die Anschuldigung gegen Blumer erdichtet gewesen sei *).

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. erscheint Glarus gleich den übrigen Eidgenossen auf Ausdehnung des Bundes und im Einverständnisse mit Schwyz, wie im alten Zürichkriege, auf Erweiterung der erworbenen Herrschaften bedacht. Im J. 1451 trat der Abt von St. Gallen für alle seine Besitzungen zwischen Bodensee und Zürichsee in ein Burg- und Landrecht mit Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus. Dieselben Orte nebst Bern und Zug schlossen 1454 ein ewiges Bündniß mit der Stadt St. Gallen und ein anderes auf 25 Jahre mit Schaffhausen. Zwei Jahre vorher, 1452, hatten die sieben Orte (ohne Bern) das Burg- und Landrecht mit den Appenzellern vom Jahre 1411 in ein ewiges Bündniß verwandelt. Als im J. 1458 die Grafen Wilhelm und Georg von Werdenberg die Erneuerung des von ihrem Vater mit Schwyz und Glarus geschlossenen Landrechtes erhielten, wurde ihnen zur Bedingung gemacht, daß sie die Burg Sargans mit der dazu gehörigen Herrschaft ohne Einwilligung von Schwyz und Glarus Niemandem verpfänden oder verkaufen, und wenn sie sich

*) Schwyz, der in seiner Chronik (S. 152) auch den Tag ansetzt, an welchem der Zweikampf stattfand, erzählt, man habe zuerst durch friedliches Mäthen von dem Eiben oder Andern ein Verständniß zu erzwängen gesucht. Ueber die Frage der Anwendung der Felle in dieser Zeit vergl. Blumer, Staats- und Rechtsgeschichte der schweizerischen Demokratie I. 540 und der Canton Glarus von Heer und Blumer. 1846. S. 555.

dazu genöthigt sahen, die Verspänbung oder den Kauf zuerst den beiden Orten anbieten sollen. Im nämlichen Jahre unterwarf sich Rapperschwil, als die Truppen von Uri, Schwyz und Unterwalden aus dem Thurgau dort durchzogen (s. d. Art. Plappartkrieg), diesen drei Orten, nebst Glarus, wobei gleich Anfangs verabredet wurde, daß sich Rapperschwil sonst gegen Niemanden verpflichten dürfe. Es war dies gegen Zürich gerichtet, dessen Ausbreitung in jenen Gegenden Schwyz und Glarus schon durch den alten Zürichkrieg verhindert hatten. Der Vertrag selbst, durch welchen Rapperschwil verpflichtet, den vier Orten „mit aller Gerechtigkeit gehorsam und gewertig zu sein,“ welche Oesterreich gehabt habe, kam dann 1464 zu Stande. Unterdessen war 1460 wieder ein Krieg mit Oesterreich ausgebrochen, der die gemeinen Herrschaften der Orte noch vermehrte. — In dem Landrechte, das Schwyz und Glarus 1437 mit den Erben des Grafen Friedrich von Toggenburg schlossen, hatten diese schon versprochen müssen, wenn sie oder ihre Erben jemals Linach oder irgend einen Theil des Toggenburgs verspänen oder verkaufen würden, dies nicht ohne Einwilligung von Schwyz und Glarus zu thun und das Anerbieten zuerst an sie zu richten. Derselbe Bestimmung enthält der Landrechtbrief, welchen die Brüder Hiltprand und Petermann von Karon als Besitzer des Toggenburgs im J. 1440 gegen Schwyz und Glarus ausstellten. Noch vor jenem Landrechte mit den Erben vom Jahre 1437 hatten Gesandte dieser beiden Orte die Leute in Toggenburg überredet, mit ihnen ein Landrecht zu schließen, das 1436 in der Kirche zu Wattwil beschworen wurde. Als dann aber die Urkunde selbst sollte ausgesetzt werden, entstanden Schwierigkeiten. Nur das niedere Amt der Grafschaft Toggenburg, abwärts von Lichtensteg und im Neckarthale, verstand sich dazu, und der Landrechtbrief für dasselbe wurde im J. 1440 errichtet. Dagegen weigerte sich die Stadt Lichtensteg und das ganze obere Amt, Wattwil, Thurhuth, Wildhaus u. s. w. eine gleichlautende Urkunde auszustellen, indem sie behaupteten, dieselbe enthalte Bestimmungen zu Gunsten von Schwyz und Glarus, die bei Errichtung des Landrechtes im J. 1436 nicht sein beschworen worden. Erst 1463 wurde der Streit darüber durch den Rath zu Bern zu Gunsten von Schwyz und Glarus entschieden; doch dauerte es noch bis 1469, ehe der Landrechtbrief zu Stande kam. Die Verspänbung von Linach an Schwyz und Glarus im J. 1437, nachdem diese Herrschaft mit den beiden Ländern ein Landrecht geschlossen hatte, und die in dem Landrechtbriefe mit den toggenburgischen Erben deutlich ausgesprochene Absicht, auch das Toggenburg unter ihre Hoheit zu bringen, hatte bei den Toggenburgern, die durch ihr Landrecht nach dem Beispiele der Appenzeller zu völliger Unabhängigkeit zu gelangen gehofft hatten, einen ungünstigen Eindruck gemacht. Als nun aber Petermann von Karon den 15. Dec. 1468 das Toggenburg an den Abt von St. Gallen um 14,500 Gulden verkaufte und der Abt und Convent auch das Landrecht erneuerten, entschloß sich auch das obere Amt, um wenig-

stens seine bisherigen Rechte gegen den neuen Herrn zu sichern, zur Annahme jenes Landrechtbriefes. Daß übrigens der Kauf mit Einwilligung von Schwyz und Glarus geschehen sei, sagt der Abt ausdrücklich in dem Landrechte mit den beiden Ländern, sei es nun, daß die Abtregung der Toggenburger, oder die Größe der Kaufsumme oder andere Gründe sie vermochten, von dem Rechte, das ihnen der Landrechtbrief mit den Orten gab, keinen Gebrauch zu machen. Auch wird in dem Landrechte mit dem Abte das Vöhrrecht der beiden Länder an Toggenburg nicht mehr vorbehalten, sondern nur festgesetzt, daß ohne ihre Einwilligung Nichts davon solle verkauft werden. Uebrigens hatten sie im Anfange desselben Jahres durch Nachzahlung von 550 Gulden an den Freiherren von Karon die Verspänbung von Linach in einen unwiderruflichen Kauf zu verwandeln gezwungen. Später, 1497, gelang es ihnen auch, die Hoheit über das zur Herrschaft Sar gehörige Dorf Gams und dessen Bezirk zu erwerben. Als nämlich in diesem Jahre die Freiherren von Bouslätten die Herrschaft Hohenfarn an den Freiherren von Gahelwart, Besitzer von Werdenberg, verkauften, soll sich dieses Dorf ganz losgekauft haben. Nach Andern hätte der Loskauf schon 1468 stattgefunden, und es sollen die Einwohner bis 1497 ganz unabhängig gewesen sein. In diesem Jahre nun wurde ihnen die Loskaufsumme, 4000 Gulden, von Schwyz und Glarus vorgeschossen, wovon sie dann bis 1794 jährlich den Zins bezahlten. Ob sie damals Schwyz und Glarus nur als Schutzherrn anerkannten, oder sich wirklich ihrer Hoheit unterworfen haben, ist in Ermangelung von Urkunden ungewiß; jedenfalls erscheint Gams dann als besonderer Ort mit großen Freiheiten unter der Hoheit der schwyzischen und glarnerischen Vögte des Gasteres. — Endlich gelang Glarus allein noch im J. 1517 der Ankauf der kleinen Grafschaft Werdenberg mit der im Sarganserlande liegenden Herrschaft Wartau. So war auch bei den Glarnern, die, als sie noch selbst um die Befreiung von Oesterreich rangen, sich durch die Aufnahme der Bewohner von Niederurnen, Bülten und des Kreuzenbergs als gleichberechtigter Wittbürger zu versäßen wußten, das Bestreben vorherrschend geworden, nur noch Unterthanen zu gewinnen. Das Beispiel hatte allerdings im Anfange des 15. Jahrh. Schwyz gegeben, als es sich, zuvörderst dem Frieden mit Oesterreich, von den Appenzellern, welche nach Verabredung mit Schwyz die March eingenommen hatten, diese Landchaft schenken ließ, woran dann 1415 bei der Eroberung des Kargaus die Entsetzung der gemeinen Herrschaften folgte. Darum wurden dann auch die Leute im Gasterlande, denen Herzog Friedrich von Oesterreich 1437 die Verwaltung seiner herrschaftlichen Rechte auf unbestimmte Zeit überlassen hatte, durch Drohungen und durch Ankündigung von Parteilichung dahin gebracht, daß sie selbst die Uebertragung dieser Rechte an Schwyz und Glarus vom Herzoge Friedrich verlangen mußten.

In den Kriegen, welche die Eidgenossen während dieses Zeitraumes gegen Oesterreich (1468), gegen Her-

zog Karl den Kühnen von Burgund (1474 — 1477), gegen Kaiser Maximilian I. und den schwäbischen Bund (1499) und im Anfange des 16. Jahrh. in Italien führten, theilt Glarus den hohen Rufnamen der übrigen Eidgenossen, aber zugleich auch das innere Verderben, das durch die Entziehung von friedlichen Beschäftigungen, durch die fremden Bestellungen und durch das geschlossene Reiselaufen überall entstand. Besonders fand das französische Geld seinen Weg in das glarnerische Alpenland, und die Glarner gehörten entschieden, mit wenigen Unterbrechungen, zur französischen Partei, bis im J. 1510 die Eidgenossen mit Frankreich feindlich in Krieg geriethen. Sobald aber nach der Schlacht bei Marignano (1515) die Eidgenossen sich in zwei Parteien sonderten, fand Glarus wieder entschieden auf Seiten derjenigen Orte, welche nicht nur Frieden, sondern auch ein Bündniß mit Frankreich schloßen wollten. — In der großen Parteilung zwischen den Städten und den demokratischen Orten der Eidgenossenschaft, welche durch das Stanser Verkommniß (1481) einigermaßen gestillt wurde, hatte Glarus auf Seiten der Länder gestanden. — Daß nun in solcher Zeit weder für wissenschaftliche Bildung oder Gesittung des Volkes, noch für die fernere Entwicklung der innern Organisation irgend etwas geschehen konnte, war eine notwendige Folge der allgemeinen Zerrüttung. Doch noch bevor die Kriege in Italien ausgebrochen hatten, wurde der Grund gelegt zu gänzlicher Veränderung des innern Zustandes.

Zweiter Zeitraum von 1523 bis 1798. Im J. 1506 wählte die Gemeinde zu Glarus, gemäß dem Rechte, welches Papst Julius II. dem Lande ertheilt hatte, alle geistlichen Stellen zu besetzen, Ulrich Zwingli, den nachher so berühmten gewordenen Reformator der Schweiz, zu ihrem Pfarrer. Zehn Jahre versah er dieses Amt und kreuzte unter manchen Anseindungen den Samen aus, der dann später mit Erfolg aufging. Es gelang ihm, die Errichtung einer Lateinschule im Steden Glarus zu Stande zu bringen, in welcher mehrere junge Glarner, die später als wissenschaftlich gebildete Männer erscheinen, sich für den Besuch auswärtiger Hochschulen vorbereiteten. Zwar nahm er 1516, als die Anhänger des Pensionswesens, das er eifrig bekämpfte, im Lande die Oberhand gewonnen, einen Ruf als Leutpriester zu Einsiedeln an: aber da die Mehrheit seiner Gemeinde für ihn war und seine Rückkehr wünschte, so entsagte er der Pfarrstelle erst 1518, als er auf den ihm von der Vorherrschaft bestimmten Schauplatz nach Zürich berufen wurde. Aber auch von Einsiedeln und von Zürich aus wirkte er durch seine Freunde, und von ihm empfohlen, wurde 1518 sein Bögling Valentin Schudi, der damals noch zu Paris studirte und erst 1522 seine Stelle antrat, zu seinem Nachfolger gewählt. Ein anderer Bögling von Zwingli, Johannes Herr, war dessen Gehilfe. Beide waren gemäßigte Männer, die zwar in ihren Predigten sich einzig an die heilige Schrift hielten, aber die Lehren und Gebräuche der Kirche nicht öffentlich angriffen. Kühner traten andere Prediger, beson-

ders Fribolin Brunner, Pfarrer zu Mollis, gegen das Verderbniß der Kirche auf. Die Wirthungen zeigten sich zuerst öffentlich in einem Beschlusse der Landsgemeinde vom Jahre 1525, durch welchen die übliche jährliche Kreuzfahrt nach Einsiedeln abgeschafft wurde. Derselbe Beschluß war 1524 zu Zürich gefaßt worden, wo besonders die Stillschließlichkeit, die dadurch befordert wurde, als Grund angegeben wurde. Bald aber entstand im Lande heftige Parteilung und wider die Reformation. Doch besaßen noch längere Zeit die Katholiken die Mehrheit. Als daher die Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Solothurn 1525 die Glarner durch Gesandte zum Festhalten an der alten Religion ermahnen ließen, versprach es die Landsgemeinde. Noch zwei Male, 1526 und 1528, siegten die Katholiken an der Landsgemeinde, aber das letzte Mal nur noch mit der Mehrheit von 33 Stimmen; denn die Zahl der Reformirten vermehrte sich täglich. Die Mehrheit des Rathes war aber noch gegen die Reformation und verbot, gegen die Lehren und Gebräuche der Kirche zu predigen. Drei Pfarrer, die das Verbot nicht achteten, wurden deswegen 1527 aus dem Lande verwiesen; allein da in ihren drei Gemeinden, Schwanden, Betschwanden und Watt, die Reformirten schon die Mehrheit hatten, verweigerten sie die Aufnahme katholischer Priester, sodaß dort einige Zeit aller Gottesdienst aufhörte. Die Erbitterung wurde nun immer größer. In mehreren Orten wurden die Bilder weggeschafft. Eine Landsgemeinde, die am 10. Mai 1528 gehalten wurde, kam zu keinem Beschlusse und ging in Verwirrung aus einander. Als hierauf in den Gemeinden, wo die Reformirten die Mehrheit hatten, die katholischgeheimten Rathsglieder entsetzt wurden, so weigerten sich die übrigen, in die Minderheit gekommenen katholischen Rathsglieder, im Rathe zu erscheinen, sodaß geraume Zeit weder Rath noch Gericht gehalten werden konnte, und nur der von beiden Parteien gewählte Landammann Aebi stand noch vermittelt zwischen ihnen. Da die Eidgenossen selbst unter sich getrennt waren, so konnten die Vermittelungsversuche, welche auf einigen Tagsakungen und durch Gesandte von allen zwölf Orten zu Glarus selbst gemacht wurden, keinen Erfolg haben. Endlich wurde man doch der Unordnung und der wiederholten Ausläufe und Gewaltthatigkeiten, wobei es indessen nie zum Blutvergießen kam, müde. Es gelang dem Landammann Aebi, zuerst einen Vergleich wegen Verletzung von Gericht und Rath, und hierauf den 17. April 1529 einen doppelten Landrath zu Stande zu bringen, wo dann beschloßen wurde, daß von jeder Partei 15 Männer sollten bezeugt werden, um gemeinschaftlich Vergleichsvorschläge zu entwerfen. Nach diesen Vorschlägen sollten Miß und Bilder, wo sie noch nicht abgeschafft seien, bleiben, bis die Gemeinde die Abschaffung beschliesse; wo sie schon abgeschafft seien, sollen sie nicht hergestellt werden. Zudem soll frei stehen, den katholischen oder den protestantischen Gottesdienst zu besuchen. Die Prädicanten sollen sich allein an Gottes

Wort halten. Jedermann soll sicher im Lande wandeln. Endlich werden eine Anzahl Feste bestimmt, welche sollen gefeiert werden, unter denen auch der Frohnleichnamstag vorkommt. Diese Beschlüsse wurden nun von der Landsgemeinde beinahe einstimmig angenommen, und zur Befestigung des Friedens wurde von der schon weit zahlreicheren reformirten Partei ein Katholik, der später als Geschichtsschreiber berühmte gewordene Regulus Ischudi, zum Landvoigte der gemeinen Herrschaft Sargans gewählt. Wenige Tage nachher publicirte noch der Landrath eine allgemeine Anweisung. Die Ruhe wurde nun einige Zeit erhalten, und als im Juni 1529 der sogenannte erste cappelser Krieg ausbrach, blieben die Glarner neutral und bekehrten Utsch, um dessen Neutralität zu sichern. Der Friede zwischen den reformirten und katholischen Orten wurde damals vorzüglich durch die Bemühungen des Landammanns Hebli zu Stande gebracht. Als nun aber im August 1529 die Landsgemeinde mit kleiner Mehrheit sich für Abtheilnahme an den eigenmächtigen Maßregeln der Züricher gegen die Abtei St. Gallen entschied, so erob sich neuer Streit. In einer Landsgemeinde den 2. Nov., vor welcher Gesandte von Schwyz Kagen wegen der St. gallischen Angelegenheiten vordrachten, kam es soweit, daß nur mit Mühe und durch Vermittelung dieser Gesandten selbst Blutvergießen konnte verhindert werden. Auf der Landsgemeinde im Frühjahr 1530 beschloßen dann die Reformirten wiederum dem früheren Vertrage, daß in Zeit von 14 Tagen die Bilder aus allen Kirchen sollten entfernt werden, und der Beschluß wurde dann auch im Flecken Glarus vollzogen. Die Erbitterung stieg, als der Pfarrer von Niederurnen, ein heftiger reformirter Eiferer, auf der Straße todtgeschlagen wurde, und die Häter, die sich nach Einsiedeln flüchteten, bei den Schwyzern Schutz fanden. Indessen beschloß eine Landsgemeinde den 2. Juli 1531, als der Krieg zwischen den reformirten und katholischen Eidgenossen ausbrechen drohte, wieder neutral zu bleiben und an Erhaltung des Friedens zu arbeiten, aber auch Schwyz nicht zu gestatten, gegen Gaster, welches nach der Aufforderung von Zürich den Schwyzern die Zufahrt gesperrt hatte, Gewalt zu brauchen, sondern eher Recht zu bieten, und Zürich Hülfe zu leisten, wenn es „von Gotteswort, Bünden und Rechten sollte gedrängt werden.“ Als der Krieg dann im October wirklich ausbrach und ein Theil der Reformirten den 11. Oct. schon ins Gaster ziehen wollte, gelang es, sie zurückzuhalten, und als am folgenden Tage die Nachricht von der Niederlage der Züricher bei Cappel eintraf, beschloß die gerade versammelte Landsgemeinde, am Kriege nicht Theil zu nehmen und sich gegenseitig zu schützen, wozu die nöthigen Anstalten getroffen wurden. Einige Tage später bewirkte ein falsches Gerücht von einem Einfälle der Leute aus der March ins Gasterland, daß der Landsturm erging und das Landpanner bis an die Grenze zog. Die Leute wurden zwar bald wieder entlassen; aber als nun Zürich, das Gaster und die dort stehenden Bündner von Glarus Zuzug verlangten, so wurde den

24. Oct. wieder eine Landsgemeinde gehalten. Der Beschluß, 300 Mann zum Schutz ins Gaster zu legen, verursachte einen fürchterlichen Tumult. Es war nahe daran, daß die Parteien handgemein wurden. Die Katholiken verließen die Versammlung mit der Drohung, den fünf Orten zuzuziehen. Während nun Anstalt zur Aushebung der 300 Mann gemacht wurde, kam die Nachricht von der Niederlage der Reformirten auf dem Zugerberge (in der Nacht vom 23. auf den 24. Oct.). Jetzt wurde der beschlossene Zuzug eingestellt und die Landsgemeinde übergab die Leitung der Angelegenheiten dem Landrathe. Gesandte beiderseits vermittelten dann einen Waffenstillstand im Gaster, der bis zum Abschlusse des Friedens fortdauerte. Durch diesen Friedensschluß, in welchem das Uebergewicht der fünf katholischen Orte entscheidend ausgesprochen wird, entstand auch im Glarnerlande neuerdings heftige Bewegung. Die Katholiken, obgleich nur ein Drittel der Bevölkerung, aber unterstützt von den fünf Orten, vergalten nun den Reformirten den vorigen Lebermuth. Sie verlangten die Unterdrückung der reformirten Confession im ganzen Lande. Eine Gesandtschaft der fünf Orte forderte von einer Landsgemeinde den 8. Dec. 1531 die Erfüllung der früheren Zusagen, daß Glarus beim alten Glauben bleiben wolle. Nach einer heftigen Verhandlung wurde endlich beschloßen, den fünf Orten zu erklären, daß man zu Glarus, Näfels, Schwanden und Einsiedeln die Wesse herstellen wolle, daneben soll aber zu Glarus und Schwanden auch reformirter Gottesdienst bestehen. Dasselbe Antwort wurde von der Landsgemeinde im April 1532 beschloßen, als neuerdings Gesandte der fünf Orte mit derselben Forderung erschienen; aber da die Katholiken für sich eine besondere Forderung gaben, beim alten Glauben bleiben zu wollen, so entstand heftiger Streit. Dennoch blieb die Minderheit bei dieser Forderung, und die fünf Orte versprachen ihr Schutz. Als dann aber im November desselben Jahres neuerdings Unruhen entstanden, so versammelte der Landammann zwei abgesonderte Landsgemeinden zu Glarus und zu Schwanden, bei denen auch Gesandte der fünf Orte, aus Toggenburg, Bündten und vom Orte von St. Gallen erschienen. Nach dreitägigen Verhandlungen kam endlich ein Vertrag zu Stande, wodurch die Freiheit beider Confessionen sowohl im Glarnerlande als in der Reigerei Werdberg gesichert, der Landfriede und die früheren Einrichtungen bestätigt, alle gegenseitigen Schmähungen wegen der Religion besonders auch den Geistlichen beider Parteien endlich verboten, die zu feiernden Feste bestimmt, für Streitfachen, welche den Glauben betreffen, ein in gleicher Zahl aus Katholiken und Reformirten bestehendes Gericht unter Vorbehalt des Landammanns errichtet und festgesetzt wurde, daß Beschwerden von Richtern der Confession der Parteien sollen entschieden werden. Da der Vertrag auch von den Gesandten der fünf Orte bezeugt wurde, so schienen die Reformirten für die Zukunft gegen weitere Aufstachelungen von Außen gesichert, und der Einfluß gemäßigter Männer von bei-

den Parteien erhielt den innern Frieden über 20 Jahre lang. Aber als dann nach der Mitte des 16. Jahrh. die Wirklungen der von Rom ausgehenden Reaction gegen den Protestantismus überall sichtbar wurden, konnte auch das Glarnerland nicht unberührt von derselben bleiben. Den Ausdruck beschleunigte ein unbefangener reformirter Eiferer, Matthias Bodmer, der 1555 als Pfarrer zu Schwanden und Lintthal austrat und sich auf der Kanzel Schmähungen gegen die katholische Kirche erlaubte. In der Kirche zu Lintthal hatte nämlich seit 1537 der katholische Cultus ganz aufgehört, weil wegen des geringen Einkommens kein Priester mehr dort bleiben wollte. Auf einstimmige Bitten der katholischen und reformirten Lintthaler hatte dann der Pfarrer von Schwanden, Fridolin Brunner, auch zu Lintthal gerechtdigt und während einer anstehenden Krankheit die Kranken beider Confessionen besucht. So war auch Katharin Tschudi zu Glarus, obgleich er aufgehört hatte, Messe zu lesen und sich verheiratet hatte, doch bis an seinen Tod von beiden Religionsparteien als Prediger anerkannt geblieben. Wie zu Lintthal, so hatte auch zu Schwanden 1545 der katholische Cultus ganz aufgehört, indem nach und nach die meisten Katholiken zur reformirten Kirche übergetreten und die letzten dort gestorben waren. Diese freundlichen Verhältnisse der beiden Parteien störte nur jener Pfarrer Bodmer. Katholische Lintthaler und andere klagten daher in den fünf Orten und begehren durch übertriebene Berichte von angeblicher Unterdrückung der Katholiken das Volk darauf auf. Eine Landsgemeinde im August 1556, vor welcher Gesandte der fünf Orte ihre Beschwerden eröffneten, beschloß nun zwar die Anstellung eines Priesters zu Lintthal, und daß dasselbe zu Schwanden geschehen solle, sobald sich Personen dort finden, die es begehren. Als dies nach drei Wochen nicht geschehen war, erfolgten neue Drohungen der fünf Orte, worauf eine Landsgemeinde den 2. Nov. den Beschluß faßte, daß an beiden Orten die Messe unverzüglich wieder solle gefeiert werden. Da Schwanden keinen Priester fand, so wurde mit einem Priester zu Glarus die Uebere getroffen, daß er wöchentlich ein oder zwei Male dort Messe lesen solle. Als aber Niemand bei derselben erschien, hörte er wieder auf. Ein Priester, den Schwanden dann berief, entfernte sich 1559 aus demselben Grunde wieder. Obgleich nun zu Lintthal die Kirche den wenigen Katholiken wieder ausschließlich war eingeräumt worden, so dauerten doch die Drohungen der fünf Orte fort, indem die Massen dort fortwährend durch lächerhafte Berichte aufgehetzt wurden. Im 3. 1560 traten sie sogar wieder mit der Forderung auf, daß Glarus gemäß jener früheren, aber durch den Vertrag von 1532 ungültig gewordenen Fassung wieder zum katholischen Glauben zurückkehren solle. Das im 3. 1532 gegebene Versprechen der Herrschaft des katholischen Gottesdienstes zu Schwanden legten sie nun so aus, daß dadurch fernere Uebertritte zur reformirten Kirche seien verboten worden. Sie kündigt daher den reformirten Glarnern, weil sie ihre

Zusage gebrochen hätten, den Bund auf. Als diese ihnen dagegen Recht boten, verweigerten sie die Annahme, und laut sprach man davon, die Glarner mit Gewalt zur Annahme der katholischen Confession zu zwingen. Sie erklärten den Glarnern 1561, daß sie nicht mehr neben ihnen auf Tagelöhnen sitzen und seine Glarnerloose in den gemeinen Herrschaften buiden würden, obgleich die Glarner nach dem Wunsche der übrigen sieben Orte grade damals einen Katholiken zum Landvoigte der freien Ämter gewählt hatten. Auch die katholischen Glarner wurden nach und nach von ihnen so aufgebracht, daß sie sich weigerten, am Rathe oder Landsgemeinden Theil zu nehmen. Diese Erbitterung zwischen den beiden Parteien im Lande selbst wurde daher immer heftiger. Im Gefühle ihrer Schwäche gegenüber den weit zahlreicheren Reformirten, schlossen sich die Katholiken immer offener an die fünf Orte an. Aber auch die Reformirten mißbrauchten oft ihr Uebergewicht, und da die Angehörigen, um die Volksgunst nicht zu verlieren, den Schmähungen und Beleidigungen, die von beiden Seiten stattfanden, nicht Einhalt thaten, so wurde die Gefahr eines Gewaltausbruchs im Lande selbst immer größer. Beide Theile stellten Wachen gegen einander auf. Indessen schredten starke Krieger von Zürich und Bern die fünf Orte von Gewaltthat ab. Besonders waren Zugern und Zug, die bei einem neuen innern Kriege der Gefahr zunächst ausgesetzt waren, nicht geneigt, es aufs Aeußerste kommen zu lassen. Sie mahnten daher auch Schwyz, wo Anschläge zu einem Einfall ins Glarnerland gemacht wurden, förmlich davon ab. Dazu kam, daß der französische Gesandte dringend zum Frieden ermahnte, weil durch diese Bewegungen die Werbungen für Frankreich gestört wurden. Nach langen Unterhandlungen gelang es dann endlich den sieben unparteiischen Orten, 1564, sowohl die Glarner, als die vier Orte Zugern, Uri, Unterwalden und Zug zur Annahme folgenden Vergleichs zu bewegen: Die seit 1531 errichteten Verträge bleiben in Kraft; doch soll zu Schwanden, weil Niemand dort die Messe begehrt, kein Priester, dafür aber im Fiedlen Glarus ein dritter katholischer Priester angestellt und zu dessen Befoldung von Schwanden jährlich 52 Sonnenfronen (zu 3 Franken) bezahlt werden. Wenn aber zu Schwanden wieder von Einigen die Messe verlangt wurde, so haben die Katholiken zu Glarus zu entscheiden, ob dieser Priester nach Schwanden solle versetzt werden, in welchem Falle ihm das Haus soll eingegeben werden, das der Priester früher bewohnte. Neben den zwei Messpriestern soll zu Glarus ein Predicant sein, und wenn das Einkommen für alle drei nicht hinreicht, so soll die Landescasse (Landfiedel) das Erforderliche beitragen. Der katholische Gottesdienst soll da, wo er stattfindet, Morgens vor dem reformirten gefeiert werden, oder zu einer bestimmten Stunde beendet sein. Alles bisher Vorgefallene soll vergessen und Schmähungen wegen des Glaubens besonders auch den Geistlichen beider Confessionen ernstlich verboten sein. Die Predigt bei der näcststen Fahrt, die bis dahin immer ein Reformirter gehalten

hatte, soll jährlich zwischen Geistlichen der beiden Confessionen wechseln. Bei Besetzung der Ämter soll auch auf die Altgläubigen Rücksicht genommen werden. Wessen, Gaster und Linach behalten ihre Freiheiten und sind in die allgemeine Annahme eingeschlossen; Glaubenssachen daselbst bleiben aber Schwyz vorbehalten. Bei den Unterhandlungen hatten die fünf Orte das gefordert, daß die reformirten Glarner sich dem Concilium von Trient unterwerfen sollten. Endlich hatten sie, mit Ausnahme von Schwyz, so weit nachgegeben, daß in dem Vergleich nur gesagt wurde, die vier Orte seien der Hoffnung, daß die Glarner dies thun würden. Schwyz beharrte daher auch trotz der ernstlichen Aufforderungen aller übrigen Orte noch lange auf seiner Weigerung, den Vertrag anzunehmen. Indessen wurde die Ruhe dadurch nicht weiter gestört; aber wie der ganze Streit die Erbitterung zwischen den katholischen und reformirten Orten vermehrt hatte, indem sich erstere durch diese genöthigt sahen, von der Forderung, daß alle Glarner zur katholischen Kirche zurückkehren sollten, abzustehen und durch die Einstellung ihres Cultus zu Schwanden die Berechtigung zum Uebertreten zur reformirten Kirche anzuerkennen, so konnte auch die feindselige Gesinnung der beiden Parteien im Glarnerlande selbst sich nicht sobald wieder verlieren. Ein Schreiben, das ein katholischer Geistlicher zu Luzern kurze Zeit nach der Annahme des Vergleichs an den Rath zu Glarus richtete, und worin er die Regierungen der fünf Orte zu entschuldigen suchte, indem er alle Schuld auf katholische Glarner Jakob, die durch falsche Berichte das Volk aufgehetzt und noch zuletzt auch die Annahme des Vergleichs zu hindern gesucht hätten, mußte, obgleich in guter Meinung und als Warnung für die Zukunft geschrieben, den doch nur vermehren. Selbst der berühmte Landammann Regidius Schudli, der allerdings eifrig für die katholische Kirche nicht nur im Glarnerlande, sondern in der ganzen Eidgenossenschaft wirkte, war den reformirten Glarnern so verhasst geworden, daß er sich geraume Zeit zu seiner Sicherheit zu Rapperschwil aufhielt. Im J. 1565 wurde er dann nach dem Wunsche der eifrig eidgenössischen Orte durch den Rath zur Rückkehr eingeladen. — Ungeachtet der gegenseitigen Abneigung wurde doch die innere Ruhe lange Zeit nicht mehr durch Religionsstreitigkeiten gestört, und die französischen Kriegsdienste gaben einen Abseiter für die Unruhigen. Doch verursachte die Verstärkung einzelner Geschlechter mit Officiersstellen vielen Reid und Hader. Die Bartholomäusnacht (1572) erregte solche Erbitterung, daß noch 1576 die Werbungen für Frankreich durch die Landsgemeinde aufs Strengste verboten und erst 1581 wieder gestattet wurden. Im folgenden Jahre erneuerte auch Glarus das Bündniß mit Frankreich. In den eidgenössischen Angelegenheiten stand Glarus wegen des Uebereinkommens der Reformirten auf der Landsgemeinde mehr auf Seiten der reformirten Orte und empfahl deswegen auch die Aufnahme von Gens ins eidgenössische Bündniß und der Wadt in eid-

genössischen Schutz. Ebenso schloß Glarus in Verbindung mit Zürich 1590 ein Bündniß mit dem Zehn-gerichtenbunde, als die fünf Orte die Aufnahme desselben in den Bund mit dem obren und dem Gottshausbunde ablehnten, und trat 1619 dem Bunde bei, welchen Zürich und Bern 1615 mit Friburg geschlossen hatten. Bei Streitigkeiten unter den Orten bewährte es jedoch eine vermittelnde Stellung und erhielt dadurch seinen innern Frieden, obgleich von Schwyz her mancherlei Anfechtungen gefahren. So widersetzte sich Schwyz beharrlich 1590 der Einföhrung eines reformirten Glarners als Landvoigts im Gaster. Die Gährung, welche schon vor dem Ausbruche des 30jährigen Krieges in Teutschland immer größer wurde, verbreitete sich nun aber auch in die Schwyz, und die katholischen Glarner erhoben neuerdings Beschwerden gegen ihre reformirten Landleute. Sie behaupteten, bei Besetzung der Ämter, besonders der Landvoigteien, zurückgesetzt zu werden; ebenso bei der Aufnahme Fremder ins Landrecht u. s. w. Sie forderten daher, daß alle Ämter zwischen beiden Parteien gleich sollten getheilt werden, obschon sie nicht einmal den vierten Theil der Landleute ausmachten. Im Hintertzuge lag das Bestreben, sich möglichst unabhängig zu machen, besonders um fremde Werbungen auch dann erlauben zu können, wenn sie von der reformirten Mehrheit verweigert würden. Die fünf Orte, in denen die spanische Faction das entschiedene Uebergewicht hatte, begünstigten diese Bestrebungen und suchten sogar eine Theilung des Cantons zu bewirken, wie sie 1597 im appenzeller Lande stattgefunden hatte. Durch ein eidgenössisches Schiedsgericht wurde endlich 1623 folgender Vertrag zu Stande gebracht, der zugleich die verschiedenen Streitfragen löst. 1) Gesuchen sollen von dem Richter der Confession der Streitenden entschieden werden; gehören sie verschiedenen Confessionen an, so entscheidet der Richter des Beklagten. 2) An fromme Stiftungen darf nicht mehr als zehn vom Hundert des Vermögens vermacht werden, ausgenommen, wenn keine Verwandten vorhanden sind. 3) Jeder Theil hat das Recht, den Seinigen fremde Kriegsdienste, im Einverständnisse mit der Mehrheit der eidgenössischen Orte von seiner Confession, zu erlauben oder zu verbieten. 4) Drei Jahre lang soll ein reformirter, zwei Jahre ein katholischer Landammann sein, und jede Confession hat einen Landshauptmann und Landeshöfndrich zu wählen; die Pannergerratsstelle ist lebenslänglich und wechselt zwischen beiden Parteien ab. Während die eine Partei den Landammann oder Pannergerrath hat, wählt die andere den Statthalter oder den Pannervortrag. 5) Alle andern Beamtungen und die Voigteien werden zwei Male mit Reformirten, das dritte Mal mit Katholiken besetzt, und jede Partei nimmt ihre Wahlen in abgesonderter Landsgemeinde vor. 6) Wenn die Reformirten neue Landleute annehmen, so kann eine gleiche Zahl auch von den Katholischen angenommen werden. 7) An die Tag-satzungen sendet jeder Theil einen Gesandten. 8) Im Landrathe sollen die Katholiken von 60 Stellen 15, im

Neuengerichte drei, im Fünfergerichte zwei besetzen; die Regierung selbst aber soll ungetrennt bleiben. 1) Schmä-
nungen wegen der Religion bestrafen zwölf Richter,
wovon jede Partei sechs ernannt, unter einem Obmann
von der Confession des Beklagten. An Kosten dieses
Streites bezahlen die Katholiken einen, die Reformir-
ten zwei Dritttheile. — Allein dieser Vergleich konnte
den Frieden nicht herstellen, weil Schwyz fortfuhr, keine
reformirten Voigte zu Lünach und im Gaster zu dulden.
Da die Vorstellungen der übrigen Orte vergeblich wa-
ren, so schlossen die Glarner auch ihre katholischen Land-
leute von der Landvoigtei Werdenberg aus. Nach lan-
gem Streite wurde endlich 1638 durch eidgenössische
Schiedsrichter ein Vergleich zu Stande gebracht, nach
welchem die Landvoigtei zu Lünach und im Gaster nur
Katholiken, die zu Werdenberg Reformirte sein sollten.
Dennoch dauerte Spannung und unfreundliches Benehmen
fort; der durch den 30jährigen Krieg, durch die gleich-
zeitigen Ereignisse in England u. s. w. überall gesteigerte
Religionshaß mußte auch auf die Schweiz zurückwirken.
Der Eintritt der katholischen Glarner in den bormiä-
schen oder goldenen Bund war eine öffentliche Erklärung
der Feindschaft. Im J. 1654 gab die näsische Fahrt
Veranlassung zu neuem Streite. Schon seit mehreren
Jahren fanden die Reformirten Anlaß an verschiednen,
zum Theil neu eingeführten Ceremonien bei dieser Feier.
Als nun 1654 der katholische Geistliche sich in der Pre-
digt heftige Ausfälle gegen die reformirte Kirche er-
laubte und dafür keine Entschuldigung gegeben wurde,
so beschloßen die Reformirten, an der Fahrt nicht mehr
Theil zu nehmen, sondern in jeder Gemeinde eine kirch-
liche Feier jenes Tages der Errettung zu halten. Dies
erklärten die Katholiken für eine Verletzung der früheren
Verträge; allein die Reformirten blieben bei ihrem Ent-
schlusse, wodurch allein Thätlichkeiten, die leicht wegen
der Stimmung der Parteien bei einer gemeinsamen Feier
entstehen konnten, zu verhüten waren. Die Erbitterung
der Katholiken wurde indessen immer heftiger, zumal da
sie von Schwyz her fortwährend ausgeübt wurden.
Endlich traten die katholischen Orte auf der Tagelagerung
zu Baden mit bittern Klagen auf über Unterdrückung
ihrer Glaubensgenossen im Glarnerlande, die im Land-
rathe und den Gerichten nach dem Vertrage von 1623
immer in der Minderheit blieben. Sie schlugen daher
vor, daß ihnen in diesen Behörden gleich viele Stim-
men eingeräumt oder das Land gänzlich getheilt werde.
Dazu kam, daß die katholische Landgemeinde 1674 die
Erbauung eines Capucinerklosters zu Räfels beschloß,
die dann auch im folgenden Jahre begonnen wurde, daß
die katholischen Glarner sich nach dem Beispiele von Schwyz
vom eidgenössischen Defensional (s. diesen Art.) löstigten,
und als die Reformirten 1676 Truppen zur Grenz-
besetzung nach Basel sandten, denselben den Durchmarsch
durch Gaster verwehren wollten, auch das Mannschafts-
recht dort und zu Lünach und damit das Recht, für
fremde Kriegsdienste zu werben, für sich allein anzu-
spruchen. Vor einer Tagelagerung zu Baden 1678 forderten

nun die katholischen Glarner entweder Gleichheit der
Stimmen im Rathe und Gerichten oder gänzliche Land-
theilung, wie im appenzeller Lande, und die katholi-
schen Cantone unterstützten nicht nur diese Forderung,
sondern sie beharrten darauf, daß die Sache durch alle
zwölf Orte, von denen sie sieben Stimmen ausmachen,
müsse entschieden werden, während die reformirten Orte,
weil diese eine Religionsache sei, ein eidgenössisches
Schiedsgericht, worin beide Confessionen gleich repräsen-
tirt seien, verlangten. Die Spannung stieg nun von
Tage zu Tage; im Lande selbst und in den angrenzen-
den Landschaften rüstete man sich, und dasselbe geschah
in katholischen und reformirten Cantonen. Im J. 1682
versuchten vier von den Parteien gewählte Schiedsrichter
vergeblich eine Vermittelung. Die Katholiken beharrten
auf der Landtheilung, obgleich sich selbst ihr Schieds-
richter aus Uri und Luzern von der Unmöglichkeit über-
zeugten. Das Verhältniß war nämlich hier ganz anders
als im appenzeller Lande, wo die beiden Religionspar-
teien schon vor der Trennung durch die geographische
Lage keine ganz ausgedehnten waren. In Glarus
hingegen wurde nachgewiesen, daß in dem von den Ka-
tholiken angesprochenen, ebenfalls fruchtbareren Theile des
Landes, zwischen der Linth und dem Lössth bis zur
nördlichen Grenze des Landes, 1663 Reformirte wohnten,
die also ihre Häuser und Güter verlassen mußten, wenn
sie nicht katholisch werden wollten, während in dem
übrigen Theile des Landes nur 93 Katholiken seien,
die bei weitem nicht im Stande gewesen wären, jene
Reformirten zu entschädigen. Auch die völlige Tren-
nung von Rath und Gerichten verwarfen die reformir-
ten Glarner. Auf Aufforderung der Tagelagerung wählten
dann die Parteien 1683 zu den bisherigen vier Schieds-
richtern noch einen Schwyzer und einen Baseler. Diese
brachten dann endlich nach langen Verhandlungen einen
Vertrag zu Stande, der von allen Cantonen, mit Aus-
nahme von Schwyz, sowie von den reformirten Glar-
nern angenommen wurde. 1) Jede der beiden Religions-
parteien soll für ihre Angehörigen einen eigenen Rath
und eigene Neuener- und Fünfergerichte haben für die
Beurtheilung aller Civil- und Criminalproceße. 2) Wenn
jedoch die Parteien verschiedenen Confessionen angehören,
so soll die Sache von einem besondern Gerichte ent-
schieden werden, dessen Mitglieder in gleicher Zahl aus bei-
den Religionsparteien, der Vorsteher aber von der
Partei des Beklagten genommen wird. 3) Ueber Cri-
minalfälle, bei denen von der andern Religion kein
wirklich betheiligter Kläger erscheint, hat das Gericht
von der Confession des Angeklagten zu entscheiden,
und auch die Bußen für ihre besondere Gasse zu be-
ziehen. Dagegen sollen die von einem gemischten Ge-
richte aufgelegten Bußen in den allgemeinen Landfidel,
mit Ausnahme von Waleisfällen, von welchen die Bußen
und Confessionen der Partei des Verurtheilten ange-
hören. 4) Alle übrigen gemeinen Einkünfte bleiben dem
Landfidel und die Kopf- und Vermögenssteuern sollen
dem Herkommen gemäß bezahlt werden; derselbe trägt

auch die bisherigen Ausgaben; nur hat jede Confession die Kosten der Gefandtschaften zu der Jahrrechnung zu Baden und nach den italienischen Voigteln für sich zu tragen. 5) Im Uebrigen soll Glarus ein unzertrennter Ort der Eidgenossenschaft sein; auch in Beziehung auf die Verwaltung der gemeinen äußeren Herrschaften und auf ausländische und einheimische Sachen, woraus dem gemeinen Landstadel einiger Vortheil zufließt, soll von keinem Theile irgend etwas veräußert werden. 6) Die Instructionen für die Tagssagungen sollen in dem allgemeinen Landrathe beschloffen werden; kann man sich nicht darüber vereinigen, so bleibt jedem Theile überlassen, seine Entschlüsse für sich zu fassen. 7) Bei der Besetzung der Landesämter, Voigteln u. s. w. gelten die bisherigen Verträge. 8) Bei kriegerischen Auszügen steht jedem Theile für sich das Commando über die Seinigen zu. 9) Ueber die Annahme neuer Landleute soll man sich je nach zehn Jahren berathen; schlägt sie der eine Theil ak, so steht dem andern dennoch frei, zwei Männern das Landrecht zu geben. — Indessen verhängten die katholischen Glarner noch bis ins Jahr 1687 die förmliche Annahme des Verleihs; sie fanden dabei fortwährend Unterstützung bei Schwyz. Da aber die übrigen katholischen Orte wiederholt auf Annahme drangen, so verstanden sie sich endlich dazu, nachdem noch einige Erläuterungen waren beigelegt worden. Des Streit es über das Mannschafftsrecht und den Durchpaß im Gaster und zu Uznach wird in dem Verträge nicht gedacht, da die Sache auch Schwyz berührte. Die katholischen Glarner erkannten nachher an, daß die Verträge über Gaster und Uznach die Hebeln dem ganzen Lande zusicherten, erklärten aber dabei, daß die Reformirten sich darüber mit Schwyz zu verständigen hätten. Die Sache blieb dann liegen, und ohne wirkliche Uebereinkunft enthielten sich die Reformirten der Verbungen in diesen Landschaften, die Katholiken der Verbungen in der Voigtei Werdenberg. — Durch jenen Vertrag gelangte endlich Glarus wieder zu innerer Ruhe; denn wenn auch die Abneigung der Religionspartien noch lange sich dauerte, so waren nun doch die Hauptveranlassungen der Streitigkeiten durch die Aufstellung getrennter Gerichte entfernt. Aber ein anderes Uebel, das schon seit Langem am Vohle des Landes nagte, konnte dadurch nicht beseitigt werden. Die fremden Pensionen hatten schon seit dem Ende des 15. Jahrh. unter Hohen und Niedern eine Gelducht verbreitet, die allmählig auch die innern Verhältnisse auszubuten streifte. In dem Besitze der gemeinen Herrschaften sah man nach und nach weniger eine Verstärkung der Kriegsmacht, als ein Mittel für die Voigte, sich durch Erpressungen zu bereichern; und die höchsten Beamungen im Lande wurden oft benutzt, um von den Fremden Pensionen zu ziehen. Dadurch entstand ein Jagen nach Knechten, bei welchem auch Besetzungen angewandt wurden. Da der gemeine Mann an dem Gewinne der Voigte Antheil haben wollte, so wurden allmählig den Bewerbern öffentlich größere oder kleinere Summen zur Vertheilung unter die Land-

leute auferlegt, die dann natürlich in der Voigtei wieder erpreßt wurden. Dieser Verberbniß, das sich dann später auch in die andern demokratischen Orte verbreitete, tritt zuerst im Glarnerlande öffentlich hervor. Schon in den Tagssagungsabschieden von 1584 und 1586 finden sich Verordnungen gegen dieses Erkaufen der Voigteln, die aber unwirksam blieben. Auch bei den Wahlen für die Knecht im Lande selbst wurden Bestechungen immer häufiger. Schon im 16. Jahrh. eiferte gegen dieses Unwesen der Landammann Schuler, derselbe, der nebst Landammann Wäldi den Bestrebungen der mächtigen katholischen Familie Ischudi, die Reformation mit Hilfe der fünf Orte zu unterdrücken, erfolgreichen Widerstand leistete. Im 17. Jahrh. wählte man in der Einführung des Looses bei den Wahlen ein Heilmittel gegen das „Gauzen“ (so nannte die Volkssprache diese Urtriebe) zu finden. Im J. 1638 beschloß die reformirte Landsgemeinde, es sollten für jedes Amt acht Männer nach einem bestimmten Verhältnisse aus den verschiedenen Landestheilen gewählt werden, zwischen denen dann das Loos entschied. Allein auch dies half dem Uebel nicht ab, indem man nun dieselben Mittel anwandte, um in die Wahl der Loosen gewählt zu werden, sobald im J. 1667 mehr deswegen bestraft wurden. In den Jahren 1655 und 1661, in welchen Glarus Landvoigte ins Thurgau und nach Baden zu senden hatte, erklärte die Tagssagung, in Zukunft keine Glarnervoigte in den gemeinen Herrschaften mehr zuzulassen, wenn nicht jenem Mißbrauche abgeholfen werde. Dennoch wurden 1669 dem neuen Landvoigte für Thurgau 3000 Gulden und dem für Lugano 2100 Kronen (zu 25 Bahen) auferlegt, und als die Tagssagung sich weigerte, den Landvoigt im Thurgau einzusetzen, wenn jene Auflage nicht bedeutend vermindert werde, berief sich Glarus auf seine Souverainetät, kraft deren es im Lande beliebige Beschlüsse fassen könne; ihre Landvoigte hielten die Unterthanen nicht strenger als andere; sie schlugen daher das eidgenössische Recht vor. Auf der folgenden Tagssagung 1670 bewilligten dann von den sieben im Thurgau regierenden Orten Schwyz, Unterwalden und Zug nebst Glarus selbst die wirkliche Einsetzung des Landvoigts im Thurgau. Zwar wurde noch einmal ein Schreiben mit der früheren Drohung von allen sechs Orten an Glarus erlassen; allein dieselbe wurde nie vollzogen, und so dauerte der Mißbrauch beständig fort.

In den übrigen eidgenössischen Verhältnissen, besonders bei den vielen Streitigkeiten, erbhält Glarus auch im 17. Jahrhundert immer in neutraler und vermittelnder Stellung. So im rapperschwiler Kriege 1666, in welchem jedoch den reformirten Glarnern eine Zeit lang Gefahr eines Ueberfalls von Seiten der fünf Orte drohte. In auswärtigen Verhältnissen dagegen ging jede der beiden Religionsparteien ihren eigenen

10) Die Streitigkeiten von 1561—1564 wurden in den fünf Orten der Aargauigkeit genannt, indem besonders einige Weiber von Regibius Ischudi die Katholiken aufregten.

Beg. Daher verbot die evangelische Landsgemeinde wegen der Verfolgung der Reformirten in Frankreich unter Ludwig XIV. vom Jahre 1690 an mehr Jahre lang jede Werbung für Frankreich bei hoher Strafe, und schloß 1693 eine Militaircapitulation mit dem Generalstaaten, in deren Diensten im spanischen Erbfolgekriege viele Glarner gegen Frankreich fielen. In dem Streite des Abtes von St. Gallen mit den Toggenburgern im Anfange des 18. Jahrh. standen beide Religionsparteien geraume Zeit entzweit auf Seiten der Letztern und wirkten dazu mit, daß auch Schwyz sich für sie erklärte. Als es dann aber dem Abte gelang, dem Streite den Schein einer Religionsache zu geben, und die Toggenburger sich an Zürich und Bern angeschlossen, zog sich Glarus zurück, und blieb dann während des Krieges der fünf Orte gegen Zürich und Bern im J. 1712 wieder neutral. Die Theilnahme der katholischen Glarner an dem Bunde der katholischen Cantone mit Frankreich vom Jahre 1715 (dem sogenannten Trübsibunde) mußte wegen der Geheimhaltung des Inhalts bei den Reformirten Mißtrauen erregen, störte jedoch die Ruhe des Landes nicht. Dagegen erhob sich 1720 eine Empörung in der Voiegti Werdenberg, zu welcher eine Urkunde Veranlassung gab, welche der Landrath von Glarus 1697 den Werdenbergern ohne Vorwissen der Landsgemeinde erteilt hatte. Durch dieselbe wurden die Rechte des Landvoigt's in Benutzung der Gemeinweiden und Wäldungen bedeutend eingeschränkt. Schon 1681 war die Sache vor einer Landsgemeinde zur Sprache gekommen, dann aber wieder liegen geblieben. Im J. 1705 geschah dies wieder vor der evangelischen Landsgemeinde. Die Urkunden wurden dann den Werdenbergern zur Untersuchung abgefordert und man beschloß, daß ihnen zwar alle ihre wirklichen Rechte bleiben, aber die Urkunde von 1697 als vom Landrathe ohne Befugniß erteilt solle vernichtet werden. Da die Werdenberger dagegen deren Nichtigkeit behaupteten, so entstand ein langwieriger Streit und die Werdenberger verzögerten 1719 dem neuen Landvoigte die Ausdigung. Verbindungen mit Unzufriedenen im Toggenburg erregten Besorgnisse einer weitern Verbreitung des Aufstandes. Indessen gelang es Abgeordneten der Tagsatzung, die Werdenberger zur Leistung des Eides zu bewegen. Allein der Streit mit Glarus über die gegenseitigen Rechte dauerte fort, und als einige Kurfürste der Werdenberger 1721 von Glarus zurückkamen und Rathgeblichkeit empfahlen, wurden sie mißhandelt. Revolutionärer Terrorismus beherrschte das Land. Im October 1721 gegen nun 1900 Glarner gegen das Räthchen ins Feld. Gesandte von Zürich eilten ihnen voraus und bewirkten unbedingte Unterwerfung, worauf die Glarner wieder abzogen. Allein als glarnerische Abgeordnete nach Werdenberg kamen, um alle Urkunden zu untersuchen und die Verhältnisse zu bestimmen, begann der Widerstand aufs Neue. Nun rückten Anfangs Januar 1722 800 Glarner ins Land ein; die Einwohner hatten sich in die benachbarten Ortshäuser über die Grenze

geflüchtet, zum Theil von der herrschenden Faction gezwungen. Bald aber kehrten die meisten zurück. Gesandte von Zürich und Bern empfingen vor der Landsgemeinde und dem Landrathe scharfe Behandlung. Nun wurden die Verhältnisse nach den ältern Urkunden bestimmt, und die vom Landrathe 1667, 1681 und 1687 ohne Bewilligung der Landsgemeinde erteilten vernichtet. Die Kosten, welche sich auf 30,000 Gulden beliefen, mußten theils von den Gemeinden im Werdenbergischen, theils von den Häuptern des Aufstandes getragen werden. Fünf der Letztern wurden verbannt. Die neu eingeführte „Landesordnung“ half zwar einigen Beschwerden ab; allein da die Werdenberger die Herrschaft eines demokratischen Landes immer mit Widerwillen ertrugen, und deswegen schon 1525 einen Aufstand versucht hatten, dessen gewaltsame Unterdrückung aber noch durch Unternehmung abgemagt wurde, so dauerte auch jetzt der Haß fort, und die Wirkungen desselben zeigten sich dann besonders zur Zeit der Revolution von 1798 in heftiger Erbitterung der Werdenberger gegen Glarus.

Auf diese Bewegungen folgte eine längere Zeit ungestörter Ruhe, während welcher der Wohlstand des Landes durch die in immer größerer Ausdehnung sich verbreitende Handels- und Fabricindustrie mit jedem Jahre höher stieg. Die Wirkungen zeigten sich zwar natürlich auch in steigendem Luxus, aber ebenso sehr in kräftiger Unterstützung gemeinnütziger Anstalten, Erbauung neuer Kirchen, Stiftung von Schulen und reichen Balthausen bei Unglücksfällen. Diese Industrie war vorzüglich Sache der reformirten Glarner, von denen manche sich auch im Auslande bereicherten und in späteren Jahren in die Heimath zurückkehrten. Dem katholischen Glarnern, besonders den höhern Officieren, brachte der fremde Kriegsdienst in Frankreich, Neapel und Sardinien oft bedeutenden Gewinn. Auch die Reformirten hatten in Frankreich, Holland und Sardinien immer einige Compagnien. Aber im J. 1765 erregte der französische Kriegsdienst heftige Bewegung unter den reformirten Glarnern, nachdem die Parteilung im Canton Schwyz schon so heftig geworden war, daß dort aller Verkehr mit Frankreich aufgebunden und die Angehörigen zur Heimkehr aufgefordert wurden. Es wurde im Glarnerlande das Gerücht verbreitet, daß Einzelne trotz der strengen Verbote heimlich Pensionen aus Frankreich bezogen hätten. Als daher zwei Officiere von der evangelischen Landsgemeinde die Erlaubnis zur Anwerbung von zwei Compagnien für Frankreich begehrten, entstand gegen die Gewohnheit der Glarnerlandsgemeinden, in denen sonst die Ordnung besser gehandhabt werden konnte, als in mehreren andern Demokratien, ein wilder Lärm und Gerübel, sodaß sogar einer der Vorsteher thätlich mißhandelt wurde. Die Werbung wurde verboten und Gesandte an mehrere eidgenössische Orte und an den französischen Gesandten geschickt, um über die angeblichen Pensionen und über den Bund der katholischen Orte mit Frankreich vom Jahre 1715 Erfundi-

gungen einzuziehen. Unterdeß wurde eine zu Zürich gedruckte Schrift, worin das Treiben der Unruhstifter, ihre eigennützigen Absichten und die thörichte Leichtgläubigkeit der Menge, die sich von ihnen mißbrauchen lasse, mit der größten Freimüthigkeit dargestellt ist, im Lande verbreitet. Als Verfasser nannte sich dann, damit nicht Unschuldige deswegen angegriffen würden, der Pfarrer Steinmüller in Matt, ohne dessen Verwissen die Schrift nur gedruckt worden. Obgleich nun dieselbe dem Glarnervolke einen Spiegel vorhielt, welcher der Eigensiebes keineswegs schmeichelte, so wirkte sie doch sehr wohltätig. Das Ansehen der Bühler sank plötzlich, und als nun die Gesandten vor der Landsgemeinde Schreiben der französischen Gesandten und der Regierungen von Zürich und Bern vorlegten, welche die Falschheit der ausgestreuten Gerüchte darthaten, wurde die leicht bewegliche Menge ganz umgestimmt. Die Werbung wurde bewilligt, und einstimmig erklärt, daß gegen Steinmüller, der sich vor der Gemeinde verantwortet hatte, keinerlei Tadel stattfinde. Im J. 1777 nahmen dann auch die reformirten Glarner an dem neuen Bündnisse aller Orten mit Frankreich Theil. Bald nachher 1782 gab der sogenannte Hexenproceß, der auch in Teutschland großes Aufsehen machte, einen Beweis, wie leicht die Menge auch durch Benutzung des Überglaubens zu verkehrtem Treiben kann mißbraucht werden. Eine Dienstmagd zu Glarus, die dem Kinde ihres Herrn einen Kuchen gegeben hatte, der die Wirkung soll gehabt haben, daß das Kind dann wiederholt Stechnadeln, Nadel u. s. w. mit Blut aussehe, wurde zwar nicht als Hexe, aber als Vergifterin zum Tode verurtheilt, und die Bewegung war so groß, daß einsichtiger Männer, welche den Unfuh befängeln, als Verächter der Religion verschrien wurden. Da der angebliche Verfälscher des Zaubertrankens sich im Gefängnisse entleibt hatte, so konnte der Betrug nie aufgeklärt werden. Besser als alle Belehrungen wirkte dann 1789, als neuerdings ein Gesandter wegen Zauberei erlöste, die Entdeckung des Betrugs, den ein 15-jähriger Knabe spielte, der ebenfalls Stechnadeln u. s. w. von sich gab. — Wie aber 1782 der Überglaube, so wurde 1791 der Eigennutz mißbraucht, um die Menge zu einem Beschlusse zu verleiten, der beweißt, wie tief das Gefühl für Nationalrechte gesunken war, indessen zu gleicher Zeit die von Frankreich ausgehenden Mißdeutungen des Begriffes der Gleichheit der Rechte auch in diese Alpenländer sich verbreiteten. Bisher waren doch noch durch Wahlen diejenigen bezeichnend worden, die um die Kemter das Loos ziehen durften: derjenige, der dann durch das Loos ein Amt erhielt, mußte dafür, wie oben gesagt wurde, eine größere oder kleinere Summe bezahlen. Allein 1791 beschloß die Landsgemeinde, daß um alle besetzten Stellen im Lande, ferner um alle Landbesitzungen, und um die Gesandtschaftsstellen in die italienischen Voigteten und ins Gaster jeder Landmann, der das 16. Jahr zurückgelegt habe, das Loos ziehen könne. Man nannte dies die Kemter „verfüßeln;“ das Loos hieß das

„Kübelloos.“ Wenn der Rath dann den Städtischen für untauglich erklärte, oder wenn einer das ihm zugewallene Amt nicht übernehmen wollte, so konnte er es an den Meistbietenden verkaufen, der dann aber neben dem Kaufpreise auch noch die aufgelegte Abgabe zu bezahlen hatte. Dieser Beschluß machte zwar großes Aufsehen bei den übrigen eidgenössischen Orten, wurde aber dennoch trotz der Bemühungen erbitterter Männer auf folgenden Landsgemeinden bestätigt. Denn nicht bloß aus den aristokratischen oder Stabteanenten, sondern auch aus den demokratischen war der alte Einn und Geist, der die Eidgenossenschaft gebildet und befestigt hatte, entwichen, und sie konnten deswegen auch dem nun hereinbrechenden Sturme nicht widerstehen.

Dritte Periode von 1798 bis 1848. Bei den reformirten Glarnern hatten die aus Frankreich sich verbreitenden Begriffe, soweit sie die pecuniären Vortheile, welche man aus den Untertanenländern zog, nicht gefährdeten, schon frühe Eingang gefunden. Daher wurde auch der Regierung von Zürich 1795 die Auslieferung derjenigen verweigert, welche sich während der Bewegungen am Zürichsee nach Glarus geflüchtet hatten und es zeigte sich überhaupt merkwürdige Abneigung gegen die aristokratischen Kantone. Als dann gegen Ende des Jahres 1797 die Gefahr eines französischen Angriffs immer drohender wurde, wollte der evangelische Landrath sich noch immer nicht von denselben überzeugen und glaubte blindlings den gleichenden Worten des französischen Gesandten. Als Bern den 27. Dec. zur Beibehaltung der bundesmäßigen Hilfe mahnte, wurde nur in allgemeinen Worten die Erfüllung der Bundespflichten zugesagt, dabei aber die freundschaftlichen Zusicherungen angeführt, welche der französische Gesandte noch am 13. Dec. gegeben habe, und von Allem abgesehen, was bei Frankreich Mißtrauen erregen könnte. Auf die Aufforderung der Tagsagung zu Aarau zu gemeinschaftlicher Beschworung der Bunde antwortete der reformirte Landrath am 9. Jan. 1798 ablehnend, immer noch von dem Wahne befangen, daß das französische Directorium keinen andern Zweck habe, als die Abschaffung der aristokratischen Verfassungen. Erst den 20. Jan. beschloß dann die evangelische Landsgemeinde die Theilnahme am Bundeschwure. Der glarner Gesandte war von Aarau zurückgekommen, und man erkannte endlich den gespielten Betrug. Den 8. Febr. wurde die unverzügliche Abführung von 400 Mann nach Bern, und die Beibehaltung von andern 400 Mann durch die Landsgemeinde beschloßen. Dennoch war im Glarnerlande wie in den andern demokratischen Orten die Stimmung ziemlich allgemein, sich nur an den Cantongrenzen mit aller Kraft gegen die Franzosen zu vertheidigen. Als daher Bern gefallen war, nahm Glarus den lebhaftesten Theil an der Bewegung, die sich vom appenzelr Lande an durch das ganze Gebirge zum Widerstande gegen die Einführung der belvischen Einheitsverfassung erhob. Die ganze wehrfähige Mannschaft zog dem Feinde auf dem linken Ufer des obern Zürichsees ent-

gegen. Den 30. April lieferte eine Abtheilung den Franzosen ein nicht unermüdetes Gefecht bei Rapperschwil. Am nämlichen Tage wurde das Hauptcorps der Glarner von den Franzosen bei Bolltau angegriffen, und obgleich der Anführer Paravizini, sei es aus Feigheit oder Verrath bald mit einem Drillschlag der Leute floh, gelang es doch den übrigen 500—600 Mann, die Franzosen bis nach Rittersfelden zurückzuschlagen. Als aber diese Verstärkungen erhielten, zogen sich die Glarner auf die Anhöhen von Bolltau zurück, wo sie dann von den Franzosen vergeblich angegriffen wurden. Nachdem der Kampf von Morgens 8 bis 3 Uhr Nachmittags gedauert hatte, zogen sie sich an die Grenze von Glarus zurück, da ihre Stellung wegen des Rückzugs des Corps, das zu Rapperschwil gestanden hatte, unhaltbar geworden war. Der große Verlust, den die Franzosen in diesem Gefechte erlitten hatten, hielt sie ab, den Rückzug zu beunruhigen. Die Glarner blieben an der Landesgrenze stehen. Den 2. Mai wurde ein Waffenstillstand und den 3. ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem Glarus die Einheitsverfassung annahm, dagegen aber gegen Betretung des Landes durch französische Truppen Contribution oder Entschädigung geschickt wurde. Die Wahlen in die gesetzgebenden Räte fanden nun statt; aber anstatt daß Glarus nach der helvetischen Einheitsverfassung einen eignen Canton bilden sollte, wurden nun die benachbarten Landschaften Sargans, Aargau, Gaster, Werdenberg u. s. w. mit demselben in einen Canton Eintr vereinigt, wodurch diese neuen Landestheile bei allen Wahlen die Mehrheit der Stimmen erhielten. So große Abneigung indessen gegen die neue Verfassung stattfand, so nahm doch Glarus an den Aufständen, welche im August und September 1798 in Schwyz und Nidwalden ausbrachen, keinen Theil. Dennoch rühten nun die Franzosen mit förmlichem Bruche des Vertrags den 17. Sept. ins Land ein. Die dann verhängte Entschädigung wurde zwar wieder aufgehoben und die Waffen zurückgegeben. Dagegen wurde der durch Vermögenssteuern seit vielen Jahren gesammelte Schatz der reformirten Glarner, sowie die angelegten Kornvorräthe weggenommen. Vorfürchter hatten die katholischen Glarner ihren Schatz früher an die einzelnen Bezirke verteilt. — Der Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich im Frühjahr 1799 bewirkte nun einen vorläufigen Aufstand im Glarnerlande, der mit Gewalt wieder von den Franzosen unterdrückt wurde, und Glarus mußte 400 Mann zum Kriege gegen Oesterreich stellen, die aber großen Theils bald wieder ausliefen. Als hierauf die Oesterreicher im Mai durch Bündlen ins Glarnerland einbrangen, schlossen sich ihnen die Glarner alsobald an. Die alte Verfassung wurde hergestellt und 400 Mann mit den Oesterreichern in den Canton Schwyz gesandt, wo sie an den dortigen Gefechten ehrenvollen Antheil nahmen. Als dann aber die französische Armee ihre großen Verstärkungen an sich gezogen hatte, begann von der Mitte Augusts an eine Reihe von Gefechten, durch

welche der Canton Schwyz wieder in französische Gewalt kam. Den 29. Aug. drangen die Franzosen auch ins Glarnerland ein; mehrer Tage schlug man sich dort und die Oesterreicher wurden endlich genöthigt, das Thal zu räumen, worauf die Glarner entwaflnet wurden. Zwar rühten die Oesterreicher noch einmal vor, aber als die russische Armee den 25. Sept. bei Zürich gänzlich geschlagen wurde und die Oesterreichsde im Gaster durch den Tod ihres Feldherrn Dege in völlige Verwirrung geriet, fiel das Glarnerland wieder fast ganz in die Gewalt der Franzosen. Plötzlich aber drang Saurau, der die russische Armee aus Italien über den Gotthard in den Canton Schwyz geführt hatte, durch Ruotthal und über den Pregel ins Glarnerland ein. Am 1. Oct. wüthete vom frühen Morgen bis Abends ein furchtlicher Kampf auf der Ebene zwischen Retfal, Näfels und Mollis. Lange wankte das Glück des Tages hin und her. Zuletzt behaupteten die Franzosen ihre Stellungen bei Näfels und Mollis. Der Ausgang aus dem Thale war verstopft und Saurau sah sich genöthigt, am 4. Oct. von Glarus ins Aelthal und am 5. über den mehr als 7000 Fuß hohen, in dieser Jahreszeit kaum gangbaren Panikpass mit ungeheuren Verluste nach Bündlen zu ziehen. Im Glarnerlande herrschte jetzt furchtliches Elend; der Winter begann erst und schon waren fast alle Lebensmittel durch die Armeen aufgezehrt; die Fußpauken aus Teufelsland waren abgeschnitten, und doch mußten die im Lande liegenden Franzosen genährt werden. Dabei flocht aller Fabrikern. Die Noth wurde im Glarnerlande und in den benachbarten Landschaften so groß, daß es unmöglich wurde, die vielen Kinder der Verarmten zu ernähren. Man erhielt aus dem ebnen Gegenden der Schweiz, besonders aus dem Westen, wohin die Verheerungen des Krieges nicht gedungen waren, Versprechungen. Da wurden aus dem Glarnerlande 589 Kinder nach Zürich geführt, die dort und in den westlichen Cantonen menschenfreundliche Aufnahme fanden. Dasselbe geschah aus Gaster, Sargans u. s. w., so daß vom 10. Jan. bis 26. März 1800 im Ganzen 1115 Kinder nach Zürich kamen, welche alle ein Unterkommen fanden. Daß unter der großen Zahl auch viele schon durch das Beispiel schlechter Väter verderbte Kinder waren, die ihren Rettern mit Undank lohnten, war unvernünftig. Hilfsanstalten im Lande selbst, die aus andern Cantonen und auch aus Teufelsland Unterstützung erhielten, hemmten endlich diese Auswanderung. Das Land erholte sich freilich nur langsam von den schweren Verlusten. Eine genaue Berechnung des Kriegsschadens bis zum März 1801 zeigte die Summe von 2,164,512 Schweizerfranken.

Die Erinnerung an früherer bessere Zeiten und der Haß gegen die helvetische Einheitsverfassung waren im Glarnerlande so lebhaft als irgendwo in der Schweiz. Als daher im J. 1802 die Bewegungen gegen die helvetische Regierung begannen, zeigte sich auch sogleich heftige Wädrung. Der Abzug der französischen Trup-

pen aus der Schweiz gab das Brägen zum Ausdruck. Den 20. Aug. versammelte sich die Landsgemeinde wieder. Sie beschloß die Herstellung der alten Verfassung, Koststrennung von den Bezirken, welche 1798 mit Glarus zu dem Canton Linth waren vereinigt worden, und Bestätigung der beim Beginne der Revolution 1798 den ehemaligen Unterthanenländern erteilten Erklärung gänzlicher Freiheit. Dann wurden die Klagen aus Eiser betrieben; Glarnerg'stunde wurden auf die Tagesatzung nach Schyns abgeordnet; 400 Glarner zogen zu dem Heere, welches die helvetische Regierung von Bern bis an die Ufer des Genfersees drängte, dort aber durch die Ankunft des Generals Rapp aufgehalten wurde, worauf dann wieder eine französische Armee in die Schweiz einrückte. Die hierauf zu Paris durch den ersten Consul Bonaparte rithliche Vermittlungsacte stellte die alte Verfassung des Glarnerlandes wieder her; doch wurde die gütliche Bestimmung beigelegt, daß die Landsgemeinde nur über solche Vorschläge berathen solle, die vorher dem Landrathe eingegeben und von demselben begutachtet waren; auch wurde das Alter für die Stimmfähigkeit vom 16. auf das 20. Altersjahr erhöht. In der Landesverwaltung und der Rechtspflege wurden hierauf mehr Verbesserungen zu Stande gebracht und manche gemeinnützige Einrichtungen getroffen. Aber zwei Uebel, die das Wohl des Landes mit gänzlichem Ruin bedrohten, entzweiten sich in immer fürchterlichem Grade. Das Eine war die schon um die Mitte des 18. Jahrh. anfangende Verumpfung der untersten Gegenden des Landes. Diesem in schreckender Progression zunehmenden Verderben wehrte die Linthunternehmung (s. oben Art. Geographie), dieses rühmliche Beispiel des widererwarteten Gemeingutes in der Eidgenossenschaft. Zu jenem Uebel gesellte sich ein zweites, das sich im größten Theile des Landes zeigte, eine schreckliche Verarmung der untern Volksschichten, die hier und dort auch in die Mittellasse hinaufgriff. Durch den leichten Erwerb mit Baumwollspinnen war bis dahin noch immer viel Geld in die Hände der untern Classen gekommen; aber mit demselben hatte sich auch Gang zum Wohlleben und zur Verschwendung verbreitet. Als nun in Folge der Entsehung der Spinnmaschinen dieser Erwerb immer sorgloser wurde und zuletzt ganz aufhörte, entstand unter der übermäßig angewachsenen Bevölkerung schreckliche Noth, die dann durch die Theuerung des Jahres 1817 den höchsten Grad erreichte. Die große Thätigkeit einer im Lande errichteten Hilffsgesellschaft, die durch reiche Beistueren der wohlhabenden Einwohner, der Eidgenossen, ferner aus den Hanssäckern und aus Ausland unterstützt wurde, erleichterte einigermaßen das Elend. In neueren Zeiten hat die steigende Fabrik- und Handelsindustrie das frühere Elend größtentheils in Vergessenheit gebracht, aber auch, wie gewöhnlich, Leichtsinns und Verschwendung gepflanzt.

Der Sturz Napoleons und die Aufhebung der Vermittlungsacte bewirkte im Glarnerlande die Abschaffung jener wohlthätigen Beschränkung der Demo-

kratie und 1820 wurde sogar das „Verkubeln“ der besoldeten Beamten von der evangelischen Landsgemeinde hergestellt, indessen die katholische Landsgemeinde dieses christliche Verfabren verworft. Ein besserer Geist herrschte auf der allgemeinen Landsgemeinde 1821, indem beschlossen wurde, daß von der Entschädigungssumme, welche die Cantone St. Gallen, Aargau und Basst nach der Wette des Wiener Congresses an die demokratischen Orte zu bezahlen hatten, und die für Glarus 156,910 Franken betragen, ungefähr drei Fünftheile für die Verbesserung der Schulen sollen verwendet werden. In der That wurde dann allmählig das Schulwesen merklich verbessert und dafür von Gemeinden und Privaten bedeutende Opfer gebracht. Dasselbe geschah für Anlegung und Verbesserung von Straßen. In den Bewegungen, welche die Julireignisse zu Paris vom Jahre 1830 an auch in der Schweiz erregten, schloß sich besonders das reformirte Glarus immer entschiedener der radicalen Partei an. Anfangs erlitt zwar noch das Verhältniß zum katholischen Landestheile, das seit vielen Jahren ungetrübt geblieben war, keine Störung, und 1835 wurde die Herstellung der gemeinsamen nässeler Fahrt, bei der die Predigt abwechselnd das eine Jahr von einem katholischen, das andere von einem reformirten Geistlichen solle gehalten werden, durch die allgemeine Landsgemeinde beschlossen. Aber hartnäckig hatte sich diesem Beschlusse ein Theil der Katholiken widersetzt. Dies trug dazu bei, daß die schon lange gehegten Pläne der Häupter der reformirten Partei nun ausgeführt wurden. Das zwar durch die alten Verträge festgesetzte, aber durch die Korrsahl der beiden Religionsvorsteien keineswegs gerechtfertigte Verhältniß bei Besetzung der Landesämter sollte nämlich vermittels einer Revision der Verfassung ganz aufgehoben werden. Die reformirte Mehrheit beschloß daher an der allgemeinen Landsgemeinde den 20. Mai 1836: es solle die bestehende Verfassung des Cantons mit Aufhebung der confessionellen Verträge revidirt werden. Schon den 2. Oct. wurde dann die neue Verfassung von der Landsgemeinde gutgeheissen und im folgenden Jahre wirklich eingeführt. Der katholische Rath hatte vergeblich die Dazwischenkunft der Tagesatzung, besonders derjenigen Orte angerufen, welche die früheren Verträge befestigt hatten. Endlich entschlöss sich die katholische Landsgemeinde, die Verfassung mit dem Vorbehalte anzunehmen, daß den Katholiken die kirchliche Selbstständigkeit gewahrt bleibe und ihnen die Versicherung gegeben werde, daß die Staatsbehörden sich unter keinen Umständen in ihre constitutionellen Verhältnisse mischen würden. Da die Mehrheit der Katholiken auf diesem Vorbehalte beharrte, so wurden die katholischen Gemeinden durch militärische Besatzung zur Annahme ohne den Vorbehalt gezwungen. Durch diese Verfassung wurde nun die confessionelle Trennung aufgehoben und den Katholiken kein weiteres Vorrecht gelassen, aber auch ihre völlige Ausschließung von den Ämtern unmöglich gemacht (s. oben). Daß aber diese Entziehung der bisherigen Vorrechte bei

einem Theile der katholischen Glarner geheimen Groll zurücklassen und ultramontanen Einfluß auf sie begünstigen mußte, ist begreiflich. Das unkluge Verbot der Theilnahme an der gemeinschaftlichen näfeler Fahrt, welches der Bischof von Chur an die katholische Geistlichkeit 1838 erließ, gab dann der zur großen Mehrheit aus Reformirten bestehenden Regierung Gelegenheit, ihr Hoheitsrecht auch in kirchlichen Dingen der Katholiken geltend zu machen. Der dreifache Landrath beschloß die Trennung des Cantons vom Bisthume Chur, an welches derselbe nach der unheilvollen Trennung des zum Bisthume Constanz gehörigen Theiles der Schweiz von diesem uralten Diöcesanverbande (1814) war angegeschlossen worden. Als dann 1847 der seit dem Jahre 1830 immer hartnäckiger werdende Kampf der zwei politischen Hauptparteien der Schweiz, den neuesten Bürgerkrieg (Sonderbundskrieg) gegen die Cantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Basle,

und nach deren Unterwerfung die neue, zur Centralität hinneigende Bundesverfassung herbeiführte, fand Glarus bei dem großen Uebergewichte der radicalen Partei entschieden auf Seiten der Gegner des Sonderbunds. Die Geschichte dieser Ereignisse gehört jedoch der allgemeinen Geschichte der Eidgenossenschaft an¹¹⁾. (Escher.)

11) Neben den allgemeinen schweizerischen Geschichtswerken sind zu vergleichen: Schuler, Gesch. des Landes Glarus. 1836. Joh. Heinrich Eschard, Beschreibung des kgl. Reichs und Landes Glarus. 1714. Christoph Krämpf, Neue Glarnerchronik. 1774. J. V. Zehli, Geschichte des Landes Glarus. 1. Bd. 1831 (geht nur bis 1438). Schwab's Heer und J. J. Blumer-Heer: Der Canton Glarus. 1846 (wo man eine vollständige Angabe der Literatur findet). Landbuch des Cantons Glarus. 1807. 2 Bde. Blumer: Das Thal Glarus unter Siedingen und Oesterreich und seine Befreiung, im Archive für schweizerische Geschichte. 3. Bd. (Bürsch 1845.) Ebendaf. Staats- und Rechtsgeschichte der schweizerischen Demokratie. (St. Gallen 1850.)

Ende des achtundsechzigsten Theiles der ersten Section.

SBN

32930



